Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

XVIII 11.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Herausgegeben von Otto Hötzsch

Band XI

Oktober 1906 bis März 1907

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1907

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
D37
v. 11

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite
Marie Diers, Der alte Timm. Eine Pfarrhofsgeschichte 2, 145, 289
Carl Busse, Das Opfer. Novelle 435
Frances Külpe, Unter fremdem Willen. Eine baltische Novelle aus der Revolutionszeit 579, 721

Dichtungen.

Emil Prinz Schönaich-Carolath, Dem bösen Feinde 1
Albert Sergel, Mein Herz, der wilde Rosenstrauch 29
Fritz Lienhard, Waldgedanken 42
Gustav Falke, Der Trommelgraf 72
Fritz Philippi, Sing mir am Abend 123
Alice Freiin von Gaudy, Die Lilie von Corvey 184
Karl Ernst Knodt, Auserwählte 289
Albert Sergel, Gegen Abend 301
Ewald Gerhard Seeliger, Die Spieler. Ballade 345
Neujahrswünsche von Goethe. Zusammengestellt von H. D. 433
Paul Ilg, Die Dankbarkeit 538
H. F. Lebegand, Don Quixote 563
Bruno Baumgarten, Am Grabe des Vaters 637
Clara Eysell-Kilburger, Torre del Greco 652
H. F. Lebegand, Die Werbetrommel. Ballade 653
Oskar Wiener, Beethoven 685
Albert Sergel, Meine Augen sind müde geworden 778
Bruno Baumgarten, Gesang der Farben auf den Wassern 779
A. K. T. Tielo, Sonntag 796

Literatur.

Eugen Kühnemann, Ein deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten . 95
Börries Freiherr von Münchhausen, Zur Ästhetik meiner Balladen. Bausteine zu einer Ästhetik der deutschen Ballade 97, 242, 332
Konrad Falke, Literarische Monatsberichte 133, 273, 405, 701
Familienbriefe von Richard Wagner 227
Arthur Sewett, Heinrich Heine 359
Victor Blüthgen, Neues für die Jugend 519
Wilhelm Münch, Zur Centennarfeier eines edlen Buches 522
Paul Cauer, Das klassische Altertum innerhalb der modernen Kultur 533

Digitized by Google

Seite
Arthur Sewett, Literaturgeschichtlicher Bericht 709
Victor Blüthgen, Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen . . . 822
v. Bremen, Aus der deutschen Militärliteratur 860

Biographisches.

Wolfgang Golther, Robert Franz und Arnold Freiherr Senfft von Pilsach . 348
Victor Blüthgen, Über Heinrich Seidel 389
Th. Achelis, Kurt Laßwitz 539
Hermann v. Petersdorff, Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff . . 672
Julius Smend, Johannes Brahms und Heinrich von Herzogenberg 761

Musik und Kunst.

Friedrich Sannemann, Musikalische Halbjahrsübersicht 140
Erich Meyer, Was bedeutet Ibsens Lebenswerk für das deutsche Volk und die deutsche dramatische Literatur? 190
Otto March, Kirchenräume und Kultusformen des Protestantismus 323
Paul Schubring, Kunstgeschichtliches 414
R. M. Breithaupt, Richard Strauß 481
Carl Busse, Zur künstlerischen Kultur. Einiges über Bilder und Bücher . . 664
Rudolf Krauß, Ausgang und Schluß im Drama 797

Staats- und Völkerleben.

Karl v. Stengel, Das deutsche Volk und die auswärtige Politik 30
W. Balck, Die Ursachen des Zusammenbruches 1806 75
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . . 110, 265, 392, 547, 686, 837
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik 117, 261, 399, 547, 693, 844
Otto Hötzsch, Auswärtige Politik und Presse 160
E. von Zepelin, Aus dem Zarenreiche 203, 655
Reinhold Koser, Die preußische Politik von 1786 bis 1806 . . . . 453, 612
Otto Hötzsch, Umschau in neuer welt- und nationalpolitischer Literatur . . . 288
Otto Hötzsch, Der Schulstreik in Posen. Eine polnisch-nationale und -politische Bewegung 599
Hans Plehn, Panislamismus 824
Max Koch, Feldpredigerbericht aus Südwestafrika 833

Religion, Ethik und Erziehung.

Rudolf Eucken, Die Lebensordnung des künstlerischen Subjektivismus . . . 14
Gräfin Adeline zu Rantzau, Frauenbildung 86
Hermann Weinel, Die moderne Theologie 173
H. Raydt, Die deutschen Handelshochschulen 218
Alfred Biese, Goethe als Philosoph in der obersten Schulklasse 371
Karl König, Religiöse Ausdrucksmittel 376
Paul Luther, Religiöse Literatur 419
Marg. N. Zepler, Ursprung, Idee und Entwicklung des pädagogischen Slöjd . 510
Jakob Wychgram, Die Reform des Mädchenschulwesens 638

Digitized by Google

Deutschtum im Auslande.

Seite
Johannes Zemmrich, Das Deutschtum im Auslande 424, 851
Hermann Gerhard, Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika 808

Koloniales.

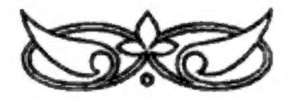
E. v. Liebert, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 268
Moritz Schanz, Die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zur Nutzbarmachung unserer Kolonien 772

Heer und Flotte.

v. A., Die gegenwärtige Verteilung der englischen Seestreitkräfte 499
Miles, Das preußische Offizierkorps von 1806 und die Untersuchung über die Kriegsereignisse 571
Theodor Schiemann, Die russische Flotte in der Geschichte. Ein Vortrag . 745
Eduard Preuß, Geistiges Wirken und Schaffen in der Armee 781
Mit Begleitwort von Otto Hötzsch 792

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Joh. Giesberts, Die christlich-nationale Arbeiterbewegung in Deutschland . . 49
Elisabeth von Oertzen, Die Landflucht II 63
Fr. von Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 124, 564
von Dewitz, Nochmals zur Ansiedlungsfrage in den Ostmarken 302
Otto Hötzsch, Nachwort zu „Nochmals zur Ansiedlungsfrage in den Ostmarken . 431



Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Seite

Annuaire de la Vie Internationale (Otto Hötzsch) 282
Bartels, Adolf, Heinrich Heine. Auch ein Denkmal (Arthur Sewett) 361
Baumgarten, Otto, Carlyle und Goethe (Arthur Sewett) 715
Beethovens Briefe (Friedr. Sannemann) 141
Berlioz, Hector, Literarische Werke (Friedr. Sannemann) 140
Bernstorff, Graf von, Im Kampf um Preußens Ehre (v. Bremen) 863
Blüthgen, Clara, Königin der Nacht und andere Novellen (K. Falke) 278
Boccaccio, Fiametta, (Konrad Falke) . . . 279
Böhm, Hans, Gedichte (Konrad Falke) . . . 133
Böhme, C., Industrie und Handelsverträge (O. Hötzsch) 281
Boelitz, Martin, Allen zur Freude (Victor Blüthgen) 520
—, —, 50 Melodien zu alten Kinderliedern (Victor Blüthgen) 520
Bonfort, Helene, Goethe unser Führer (Charlotte Broicher) 796
Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen (Paul Luther) 419
Bötticher, Gotthold, Literaturgeschichte (Arthur Sewett) 710
Bousset, Das Wesen der Religion. Illustr. Volksausgabe (P. Luther) 419
Bürk, Paul, Reise nach Rom (Carl Busse) . . 668
Catellani, E., L'estremo Oriente e le sue lotte (O. Hötzsch) 288
Chamfort, Nicolas, Aphorismen und Anekdoten (K. Falke) 413
Cleinow, George, Von Rußlands Not und Hoffen (O. Hötzsch) 284
Daab, Gott und die Seele (Paul Luther) . . . 419
Debogory-Mokriewitsch, W., Erinnerungen eines Nihilisten (O. Hötzsch) 285
Dehmel, Richard, Erlösungen (Konrad Falke) 405
Deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten (Eugen Kühnemann) 95
Deutsche Reden. Herausg. von R. Tombo (Eugen Kühnemann) 96
Dove, K., Die angelsächsischen Riesenreiche: I. Das britische Weltreich (O. Hötzsch) 286
Dungern, O. v., König Karl von Rumänien (O. Hötzsch) 288
Eckert, Chr., Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens (O. Hötzsch) 281
Eckert, M., Grundriß der Handelsgeographie (O. Hötzsch) 288
Engel, Eduard, Hausbuch deutscher Kunst (Carl Busse) 667
Engel, Eduard, Literaturgeschichte (Arthur Sewett) 709
Ernst, Paul, Der Weg zur Form (Konrad Falke) 413
Fitger, E., Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht (O. Hötzsch) . . 284
Flörcke, Hans, Carel van Mander (Paul Schubring) 418
Frenssen, Gustav, Peter Moors Fahrt nach Südwest (Konrad Falke) 411
Frenssen, Hilligenlei (Paul Luther) 419
Gansberg, F. und Eildermann, H. Unsere Jungs (Victor Blüthgen) 521
Geiger, Albert, Badische Dichter (Arthur Sewett 713
Gerhard, H., Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von 1860 bis 1900 (O. Hötzsch) 287
Goldmann, Ch. S., The Empire and the Century (O. Hötzsch) 285
Goltz, C. v. d., Von Roßbach nach Jena und Auerstädt (W. Balck) 75
Gronau, Georg und Gottschewski, A. Giorgio Vasari (P. Schubring) 418
Halle, Ernst v., Die Weltwirtschaft (O. Hötzsch) 281
Handbuch des Deutschtums im Auslande nebst einem Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen (O. H.) 381
Hans, Wilhelm, Schicksal und Wille (Arthur Sewett) 718
Harraden, Beatrice, Katharine Frensham (Konrad Falke) 274
Herr, E., Der Zusammenbruch der Wirtschaftsfreiheit und der Sieg des Staatssozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika (O. Hötzsch) 287
Heyck, Eduard, Deutsche Geschichte (O. Hötzsch) 370
Heyse, Paul, Victoria regia und andere Novellen (K. Falke) 701
Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Kraft zu, Aus meinem Leben (v. Bremen) 862
Holleben, v., Boß, v., Janson, v., Friedrich, Lettow-Vorbeck, v., Geschichte der Befreiungskriege 1813—15 (v. Bremen) . . 864
Holm, Korfiz, Thomas Kerkhoven (K. Falke) . 139
Hüffer, Hermann, Heinrich Heine (Arthur Sewett) 364
Hühn, Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel (Paul Luther) 419
Huch, Ricarda, Die Verteidigung Roms (Konrad Falke) 701
Jahrhundertausstellung, Die deutsche (Paul Schubring) 417
Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Herausg. v. d. Kriegsgeschichtl. Abt. I d. Gr. Generalstabs (v. Bremen) 861

Digitized by Google

Seite

Karikaturen der großen russischen Revolution (O. H.) 284
Keiter, Heinrich, Heinrich Heine. Durchgesehen und ergänzt von Anton Lohr (Arthur Sewett) 366
Kiefer, Otto, Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie (K. Falke) 413
Kienzl, Wilhelm, Aus Kunst und Leben (Friedr. Sannemann) 143
Kinderhumor für Auge und Ohr. Herausg. vom Jugendschriftenausschuß des Leipziger Lehrervereins (Victor Blüthgen) 520
Klaiber, Theodor, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart (Rudolf Krauß) . . . 48
Klassiker der Kunst: Moritz von Schwind. (Paul Schubring) 414
Kräpelin, Karl, Naturstudien für die Sommerfrische (Victor Blüthgen) 521
Krapotkin, Fürst Peter, Memoiren eines russischen Revolutionärs (O. Hötzsch) 285
Kreidolf, Ernst, Wiesenzwerge (Carl Busse) . 668
Kropatschek, Biblische Zeit- und Streitfragen (Paul Luther) 419
Krüger, Dreieinigkeit und Gottmenschheit (Paul Luther) 419
Kultur der Gegenwart. Teil I, Abt. VIII. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache (Paul Cauer) 533
Kurz, Isolde, Hermann Kurz (Arthur Sewett) 711
Lamprecht, Karl, Americana (O. Hötzsch) . . 287
Lang, Siegfried, Gedichte (Konrad Falke) . . 708
Lehmann, Die Mobilmachung v. 1870/71 (v. Bremen) 861
Lermontoff, Ein Held seiner Zeit (Konrad Falke) 279
Lieven, H., Hurra-Bansai (O. Hötzsch) . . . 285
v. Lignitz, Rußlands innere Krisis (O. Hötzsch) 284
Loë, Frhr. von, Aus meinem Berufsleben (v. Bremen) 863
Löwenberg, J. u. Falke, Gustav, Steht auf, ihr lieben Kinderlein (Victor Blüthgen) . . 519
Maltzahn, Frhr. v., Der Seekrieg (O. Hötzsch) 281
Manz, Wege nach Hilligenlei (Paul Luther) . . 419
Marshall, W., Naturgeschichte des Tierreiches (Victor Blüthgen) 520
Marti, Fritz, Die Schule der Leidenschaft (Konrad Falke) 705
Meyer, Arnold, Das Leben Jesu nach dem Evangelium (P. Luther) 419
Meyer, Richard M., Gestalten und Probleme (Arthur Sewett) 713
Meyers Großes Konversationslexikon (O. H.) . 226
Müller, F., Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch und seine Folgerungen (O. Hötzsch) 284
Müller, Johannes, Die Bergpredigt (Paul Luther) 419
Münchhausen, Börries Freiherr von, Balladen (Victor Blüthgen) 822
Müsebeck, Ernst, Gustav Frenßen und das Suchen der Zeit (P. Luther) 419
Myginb, E., Vom Bosporus zum Sinai (O. Hötzsch) 288
Nauticus 1906 (O. Hötzsch) 280
Niebergall, Hilligenlei und die moderne Theologie (P. Luther) 419
Nithack-Stahn, Der Mittler (Paul Luther) 671
Otto, Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung (Paul Luther) 419

Seite

Peabody, Der Charakter Jesu Christi (P. Luther) 419
—, Jesus Christus und der christliche Charakter (P. Luther) 419
Pelet-Narbonne, v., Erzieher des preuß. Heeres (v. Bremen) 863
Pfordten, v. d., Musikalische Essays. (Friedr. Sannemann) 143
Pouten, Josef, Jungfräulichkeit (Konrad Falke) 702
Presse und deutsche Weltpolitik (O. Hötzsch) . 282
Prevost, Abbé, Manon Lescaut (Konrad Falke) 279
Reinsch, Paul J., World Politics at the End of the 19 th Century as influenced by the oriental situation (O. Hötzsch) . . 282
Religionsgeschichtliche Volksbücher (Paul Luther) 419
Revolution, Die lettische. Mit Geleitwort von Th. Schiemann (O. Hötzsch) 284
Reimann, Hugo, Musiklexikon (Friedrich Sannemann 143
Rittner, Rudolf, Narrenglanz (Konrad Falke) 408
Saitschick, Robert, Deutsche Skeptiker (A. Sewett) 717
Schanz, M., Marokko (O. Hötzsch) 288
Schippel, Max, Amerika und die Handelsvertragspolitik (O. Hötzsch) 287
Schlaf, Johannes, Christus und Sophie (Arthur Sewett) 716
Schmiedel, Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung (P. Luther) 419
Schmieden, Alfred, Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen (Arthur Sewett) 713
Schriften des Neuen Testaments. Herausg. von Johs. Weiß (P. Luther) 419
v. Schulze-Gaevernitz, Britischer Imperialismus und englischer Freihandel (O. Hötzsch) 285
Schumann, Robert, Briefe. Neue Folge (Friedr. Sannemann) 141
—, —, Jugendbriefe (Friedrich Sannemann) . . 141
Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede (P. Luther 419
Schweitzer, H., Geschichte der deutschen Kunst (Paul Schubring) 416
Sinclair, Upton, The Jungle (O. Hötzsch) 287
Spiero, Heinrich, Hermen, Essays und Studien (Arthur Sewett) 714
Spitteler, Carl, Konrad der Leutnant (K. Falke) 407
—, —, Imago (Konrad Falke) 409
Springer, A., Handbuch der Kunstgeschichte. 5. Bd. Bearb. v. M. Osborn (Paul Schubring) 417
Springer, Rudolf, Grundlagen und Entwicklungsgeschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie (O. Hötzsch) 288
Stein, K. H. v, Zur Kultur der Seele. Herausg. v. Fr. Poske (A. Sewett) 715
Suchen der Zeit, Das. (Paul Luther) 419
Suphan, Alexander, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien (O. Hötzsch) 282
Taschenbuch der Kriegsflotten (O. Hötzsch) . . . 281
Tokutomi, Kenjiro, Hototogisu (Konrad Falke) 276
Verdy, von, Zug nach Bronzell 1850 (v. Bremen) 862
Volkmann, Hans von, Strabantzerchen (Carl Busse) 668
Vollmöller, Karl, Der deutsche Graf (K. Falke) 137
Wallace, D. M., Rußland (O. Hötzsch) . . . 283
Wellhausen, Jülicher, Harnack u. a., Die christliche Religion. 2. Hälfte: Systematisch-christliche Theologie von Troeltsch und Hermann (Paul Luther) 419

Digitized by Google

Seite
Widnmann, Julius, Die Erdmännlein (Victor Blüthgen) 520
Wiegler, Paul, Französisches Theater der Vergangenheit (K. Falke) 413
Wingenroth, Fra Giovanni Angelico da Fiesole (Paul Schubring) 417
Woche für die deutsche Jugend (Victor Blüthgen) 521
Wolf, Hugo, Briefe an Emil Kaufmann (Friedr. Sannemann) 142
Zabel, Im mohammedanischen Abendlande (O. Hötzsch) 288

Seite
Zepelin, C. v., Die Bedeutung des moralischen Elements in Heer und Flotte (O. Hötzsch) . 281
Zimmermann, W., Arbeiter u. Flotte (O. Hötzsch) 281
Zuchhold, Hans, Vor den Toren der seligen Gärten (Konrad Falke) 273
1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausg. vom Großen Generalstabe. 2. Aufl. (Miles) . . 571
—, —, Heft 9. Aus dem Garnisonleben von Berlin u. Potsdam 1803—1806; 10. Potsdamer Tagebücher von 1740—1756 (v. Bremen) . . 860

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
zehnten Bande
der
Deutschen Monatsschrift.

Seite
v. A. 490
Achelis, Th., in Bremen 539
Balck, W., in Posen 75
Baumgarten, Bruno, in Magdeburg . 637, 779
Biese, Alfred, in Neuwied 371
Blüthgen, Victor, in Berlin . . . 389, 510, 822
Breithaupt, R. M., in Berlin 481
Bremen, v., in Berlin 860
Broicher, Charlotte, in Berlin 796
Busse, Carl, in Friedrichshagen . . . 435, 664
Cauer, Paul, in Münster 583
D., H., ... 433
v. Dewitz in Berlin 302
Diers, Marie, in Groß-Lichterfelde . 2, 145, 289
Eysell-Kilburger, Clara, in Berlin . . . 652
Eucken, Rudolf, in Jena 14
Falke, Gustav, in Hamburg-Großborstel . . . 72
Falke, Konrad, in Zürich . . 133, 273, 405, 701
Gaudy, Alice Freiin von, in Dresden-Blasewitz 184
Gerhard, Hermann, in Schöneberg 809
Giesberts, Joh., in M.-Gladbach 49
Golther, Wolfgang, in Rostock 348
Hötzsch, Otto, in Posen . 160, 288, 431, 590, 792
Ilg, Paul, in Dresden 538
Knodt, Karl Ernst, in Bensheim 289
Koch, Max 833
König, Karl, in Bremen-Horn 376
Koser, Reinhold, in Berlin 453, 612
Krauß, Rudolf, in Stuttgart 797
Kühnemann, Eugen, in Cambridge 95
Külpe, Frances, in Nervi 579, 721
Ledegang, H. F., in Berlin 563, 653
Liebert, E. v., in Berlin 268
Lienhard, Fritz, in Gräfenroda 52
Luther, Paul, in Charlottenburg 419

Seite
March, Otto, in Charlottenburg 328
Massow, Wilhelm von, in Berlin 117, 261, 399, 547, 693, 844
Meyer, Erich, in Weimar 190
Miles 571
Müller-Kämpf, Else, in Hamburg 807
Münch, Wilhelm, in Berlin 522
Münchhausen, Börries Freiherr von, in Sahlis b. Kohren 97, 242, 332
Oertzen, Elisabeth v., in Dorow 68
Petersdorff, Hermann von, in Stettin . . 672
Philippi, Fritz, in Diez a. Lahn 133
Plehn, Hans, in London 824
Preuß, Eduard, in Pasing 781
Pritzbuer, F. von, in Berlin 124, 564
Rantzau, Gräfin Adeline zu, in Binzelberg 80
Raydt, H., in Leipzig 218
Sannemann, Friedrich, in Hettstedt . . . 140
Schanz, Moritz 772
Schiemann, Theodor, in Berlin . . . 110, 256, 392, 547, 686, 745, 837
Schönaich, Emil Prinz, in Haseldorf . . . 1
Schubring, Paul, in Berlin 414
Seeliger, Ewald Gerhard, in Wandsbeck 315
Sergel, Albert, in Rostock 29, 301, 778
Sewett, Arthur, in Danzig 359, 709
Smend, Julius, in Straßburg i. E. 761
Stengel, Karl Freiherr von, in München . . 30
Tielo, A. K. T. 807
Weinel, Hermann, in Jena 173
Wiener, Oskar, in Prag-Bubentsch 685
Wychgram, Jakob, in Berlin 638
Zepelin, C. von, in Eberswalde . . . 203, 655
Zemmrich, Johannes, in Plauen i. V. 424, 851
Zepler, Marg. N., in Wilmersdorf 510

Dem bösen Feinde.

Der Teufel kommt zu Gast mir oft,
Vielleicht, daß einen Fang er hofft.

Er ist ein Mann gemessener Art,
Trägt blinkende Nägel, gestutzten Bart.

Ein Mann von gleichem Fug und Guß
Wie weiland Pilatus Pontius.

Er spricht mit fester, verbindlicher Klarheit:
Gewalt und Glanz bedeuten Wahrheit;

Doch sticht aus seinem Wimperschlitz
Ein Spottblick, scharf wie Degenblitz.

Er weiß behaglich zu belachen
Viel kleine deutsche Siebensachen,

Viel Fahnenpomp an hohlem Schaft,
Des Schutzmanns Volkserziehungskraft,

Der schönen Reden goldne Zeit,
Der großen Taten Spärlichkeit,

Die Strebergier, den Kastenstolz —
Der Reichsbaum trägt viel dürres Holz,

Hohnlacht der Teufel; reiche Saat
Reift, mir zum Schnitt, im deutschen Staat.

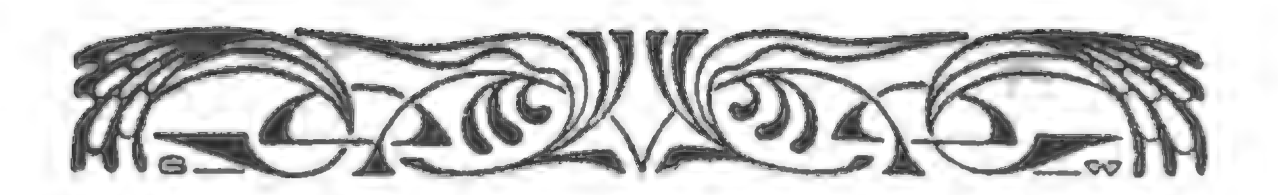
Hol, böser Feind, zur Höllenflamme
Viel morsches Astwerk vom Reichsbaumstamme,

Doch an den Wipfel wage dich nicht!
Dort horstet ein Aar im Sonnenlicht,

Der jedem die Faust vom Rumpfe hackt,
Die frech nach ewigen Gütern packt,

Ein Adler, der deutsche Treue heißt,
Der selbst den Teufel in Stücke reißt.

Emil Prinz Schoenaich Carolath.



Der alte Timm.

Eine Pfarrhofgeschichte

von

Marie Diers.

Ganz hinten im Lande, wo keine Chaussee mehr hinkommt, und wo die Kunde von der Eisenbahn wie ein Märchen klingt, wohnte seit vierzig Jahren in dem Dörfchen Mölle ein alter Pastor mit seiner tauben Schwester.

Dieser alte Herr hatte auf Erden keinen weiten Kreis gezogen, ehe er hier landete. Wenn er auf den hölzernen Turm seines Kirchleins stieg, so konnte er durch die Luke den Brennereischornstein sehen, unter dessen Schatten er geboren war. Drüben im Ritterschaftlichen hatte in der Stube des Schulmeisters Timm seine Wiege gestanden. Der Schulmeister, ein phantastisches Männchen, hatte alle Wunder Gottes an seinem Jungen gesehen und nicht eher Ruhe gegeben, bis er ihn auf der Kanzel hatte. Es war ein ziemlich mühseliges Werk gewesen. Heiles Schuhzeug, einen neuen Rock und einen ganz befriedigten Magen hatte es dabei nicht oft geben können. Aber es war doch am Ende geglückt. Leberecht bekam die Pfarre zu Mölle, nahm sein altes müdes Väterchen, die Mutter und die schwerhörige und kränkliche Schwester zu sich und pflegte sie als guter Sohn und Bruder viele lange Jahre hindurch.

Damals war er ein stattlicher, hübscher, braunhaariger Mensch, von der ersten Stunde an voll Amtseifer und Überzeugungskraft. Er hielt strenge Heerschau in seiner Gemeinde und faßte die Zügel, die sein bejahrter Vorgänger recht lose hatte hängen lassen, sehr straff. Die Möller Bauern waren von einer zähen, kantigen Tugend, sie hielten sich zur Kirche und ließen nichts auf ihren Ruf kommen, aber die Tagelöhner und das Gesinde auf den Höfen war eine liederliche, vertrunkene und ziemlich sittenlose Bande, gegen die sich nun Leberecht Timm mit der ganzen Wucht seiner Autorität wandte.

Er machte sich dadurch Feinde, die zur Nacht sein Haus umjohlten, den Zaun einrissen und ihm das Obst stahlen, die seiner alten Mutter damit die Nachtruhe raubten und sie tötlich ängstigten. Aber der junge Leberecht stand in dem Bewußtsein seines Rechts und der Fülle seiner

Würde fest wie ein Fels. Er schloß die Trunkenbolde vom Abendmahl aus, er hielt schuldvollen Brautpaaren vor der ganzen Gemeinde donnernde Strafreden, er ängstigte die Sterbenden, und die Konfirmanden zitterten vor ihm.

Ihm selber konnte der giftigste Neid nichts anhaben. Er lebte die strenge Tugend, die er predigte. Nicht einmal eine eigene Familie sich zur Freude und Erholung gründete er, solange wie seine alten Eltern lebten. Dann endlich, selbst nicht mehr jung, heiratete er, bekam fünf Kinder, begrub seine stille, tüchtige Frau und seine zwei Jüngsten draußen auf dem freigelegenen Kirchhof unter den Lärchentannen und führte das Leben weiter mit der tauben Schwester und den drei übrigen Kindern.

Jetzt lag sein einstmals glänzend braunes Haar weiß und dünn über seinem Schädel. Die Kinder waren aus dem Hause, und in dem einförmigen Einerlei der Tage hätte hier das Leben im Möller Pfarrhause wohl so langsam und friedlich einschlafen können.

Aber für Leberecht Timm war die Ruhe noch nicht bereit.

Wohl war er oft schon recht müde, und wenn er mit seinen alten Amtsbrüdern in der Synode oder beim Kränzchen zusammentraf, rührte es ihn manchmal beinah wie Neid. Ihr habt es gut! Ihr habt Frieden im Hause!

Als er noch jung war und den braunen Kopf steif trug, dachte er wohl so das ganze Leben als eine Siegespromenade. Zumal die eigenen Kinder, die müssen ja Wachs sein in des Bildners Hand!

Das ging auch alles glatt in den ersten Jahren. Wenn etwas nicht klappte, bekamen die Jungen ihre Prügel. Der alte Leberecht hatte sie auch bekommen, aber der war zu seiner Zeit ein kräftiger Bengel und sein Vater ein schwaches Männchen. Hier fiel die Sache etwas schärfer aus.

Wann hatte es angefangen, das heimliche Bohren und Drücken, die beklommene Unruhe im Herzen? Er wußte es nicht mehr. Aber die frische Sicherheit des raschen Dreinschlagens sank langsam von Jahr zu Jahr.

Es war doch etwas in den Kindern, dem sich nicht beikommen ließ.

Wo steckte es? was war es? Es sah ihn plötzlich so fremd und erkältend an. Kam er einmal von einer kleinen Reise zurück und meinte, die Kinder müßten sich übermäßig freuen, so wurde er leise enttäuscht. Das ging vorüber, aber als seine Frau starb und die beiden Jungen zwölf und dreizehn Jahre alt wurden und auf die Schule nach Ludwigsbusch kamen, ging es ihm allmählich auf, daß sich doch nicht alles mehr mit Prügeln erzwingen ließe, und daß die Kinder vieles dachten und trieben, wobei sie den Vater nicht zugucken ließen.

In den Ferien suchte er sie nun auf andere Art anzufassen, er wollte ihnen mit Güte und Logik beikommen. Aber es wurden gute Lehren daraus, die die Jungen schweigend und, wie er argwöhnte, tötlich gelangweilt anhörten. Danach verfiel er in eine tiefe Depression, die indessen dem Hause nur als eine mürrische Verstimmung fühlbar wurde, bei der alles im Bogen um ihn herumschlich, bei Tisch ein gedrücktes Schweigen einhielt und sichtlich erst aufatmete, wenn er den Rücken kehrte.

Mit Tante Mila, der tauben Schwester, war über solche Dinge nicht zu reden, und es wäre ihm auch nie eingefallen. Seine achtjährige Grete war ihm noch nicht der Beachtung wert. Er stand nur und sah unter seinen Händen zergehen, was er als sein Eigentum schon gehalten hatte.

Er tröstete sich dann auch wieder. Besonders wenn er im Pfarrgarten wie ein Knecht gearbeitet hatte, die Erbsen und Bohnen aufgingen, die Steige hübsch sauber waren und vorne die Rosenstöcke voller Knospen standen, wurde ihm freier zu Mut. Was war's auch? Jugend hat nun einmal andere Bilder wie das Alter. Laß doch die Bengel ihre Mätzchen für sich haben, wenn sie sonst nur brav und gehorsam sind!

Aber doch gab es auch für den alten Timm, der seine Lebensbahn nur ein paar Meilen im Umkreis gezogen hatte, und nun schon an die dreißig Jahre im weltverlorenen Winkeldörfchen trocknete, unruhige, wirre Herzstöße, die gar nicht zu regulieren waren und ihm den Kopf nur heiß machten. Da war vor allem eine leise väterliche Schwäche, die er für seinen zweiten Sohn, den blondschöpfigen Kurt, hatte, obwohl dieser Junge ihm nichts wie Ärger bereitete. Er verübte lauter Unfug, warf in Ludwigsbusch die Laternen ein, trieb sich spät herum und blieb ein Jahr ums andere sitzen. Walter tat so etwas nie, er war so tugendhaft, daß er glänzte, und voller Verachtung gegen seinen windigen Bruder.

Pastor Timm mußte nun jedesmal erst fürchterlich hauen, wenn die Jungens nach Hause kamen, oder wenn er sie in ihrer Pension aufsuchte. Aber es gewährte ihm keine Befriedigung. Er hätte manchmal dem Sünder gern die Strafe geschenkt, aber das war unmöglich. Einmal passierte es ihm, daß er über diese Abprügelung so nervös wurde, daß er dem daneben stehenden tugendglänzenden Walter eine riesige Ohrfeige gab, obwohl der eine Ib im Zeugnis und die Aussicht hatte, bei der nächsten Versetzung Primus zu werden.

Im nächsten Moment bereute er es schon grimmig. Er polterte etwas heraus von Schadenfreude und was ihm gerade in den Mund kam, Walter sagte auch kein Wort — aber von der Zeit an hatte er das peinliche Gefühl, sich vor der Vollkommenheit seines Ältesten blamiert zu haben.

Das war die letzte Ohrfeige, aber auch das letzte Lebendige zwischen dem Vater und dem ältesten Sohn. Von nun ab wurde er ihm fremder. Der Alte bekam ein befangenes und bedrücktes Gefühl gegen ihn, er mußte sich freuen über seine glänzende Karriere und hatte doch nicht das Herz dazu.

So verschoben sah es in seiner Seelenmaschinerie aus. Was wollte er noch? Alle gratulierten. Walter machte ein Examen ums andere, er war als Student der sparsamste und fleißigste Sohn, den ein Vater sich nur malen kann. Im Umsehen hatte er eine Anstellung an der Ludwigsbuscher Hauptkirche, die ihm vom ersten Tage an mehr brachte, als die Möller Pfarre in drei Jahren trug. Tante Mila ging ganz aus ihrer stillen Haut heraus aus Stolz über ihren Neffen, und Leberecht Timm konnte es mit jedem Löffel Suppe essen, wenn er es noch nicht wußte, was für ein Glück er mit diesem Sohn habe.

Es ist aber ein wunderlich eigensinniges Ding um die Menschenseele, die keine Schrauben hat, an denen man sie nach Belieben hoch und niedrig stellen kann. Was hilf das schönste Fest, wenn das Herz nicht mitfeiern will?

Das Herz konnte nicht mitfeiern. Denn mehr als das Glück des einen Sohnes wog der Jammer um den andern.

Was half es dem Alten, daß er gegen Kurt nie das befangene, fremde Gefühl hatte wie gegen Walter? Was half ihm auch die heimlich versteckte Vorliebe für den hübschen, blauäugigen, starken Jungen? Liebe durfte er ihm ja doch nicht zeigen, nur immer Strenge, Strenge. Sonst wäre ja wohl alles gerissen.

Es riß auch so. Als Kurt vom Gymnasium war und kaum auf der Universität immatrikuliert, warf er schon das theologische Studium von sich wie einen alten Sack.

O diese furchtbare Szene im stillen Mölle, in der alten, lieben Wohnstube, wo das große Bild der toten Mutter vom Sofaplatz herniedersah! Wie in Flammen hatte der Junge gestanden. Herrgott im Himmel, wer macht diese wilden, entsetzlichen, gottlosen Worte ungeschehen!

Heuchler hatte er die Theologen genannt! Heuchler die Diener der Kirche! Noch mehr, noch mehr! Bis zu Gottes Thron hinauf hatte er sich vergriffen. „Gott ist ja nur Chimäre! Gott ist nur das Zauberwort, mit dem Ihr Eure Herrschsucht stützt!“

War es wahr? War nicht alles nur ein toller Traum? „Kurt, Du hast den Verstand verloren! Wahnsinnig, das bist Du!“

Ja, lieber wahnsinnig, als ein Spötter, als ein Verlorener!

Er hatte die Faust aufgehoben gegen den Sohn. Aber der hatte jählings die zittrig gewordenen Hände gefaßt und festgehalten. Wie eisern diese jungen Fäuste waren! wie die Augen blitzten in dem hochgeröteten Gesicht!

„Kurt! Kurt!“ jammerte fassungslos der alte Mann.

Da wurde der eiserne Griff so weich. Es wurde ein Fassen und Ziehen, kein feindliches Ringen mehr.

„Vater! Sieh doch ein, daß ich recht habe! Wenn du dich nicht selbst belügst, mußt du es ja einsehen!“

„Daß du recht hast?“ schrie der Alte auf. Da waren seine Hände frei. „Ich fluche dir, du Spötter! Fort mit dir! Nicht eher als bis du in Buße heimkehrst —“

„Ha! da kannst du lange warten, alter Herr!“ Ein wildes Hohngelächter — und der Sohn, den er liebte, stürzte hinaus und fort.

* * *

Friede im Hause! Es war so still, daß man ein Mäuschen knappern hörte. Tante Mila ging auf Filzsohlen, Grete war fort, auf einer Stelle als Kinderfräulein, nur aus der Küche hinten tönte manchmal ein gedämpftes Klappern. Der Wind, der draußen mit den Tannenriesen vor den Fenstern oder mit den Läden sprach, war jetzt der Einzige hier, der Lärm und Leben machte.

Wenn man hinter den Kornfeldern und Wiesen das wie schlafend gebettete Dörfchen liegen sah, am stillen, verschlammten See, der jedes Jahr mehr zuwuchs, und wenn dann der Rauch morgens aus dem Schornstein des Pfarrhauses aufstieg und zerging, dann konnte man nicht anders, als an Frieden denken. Wo hatte der eine Heimstätte, wenn nicht hier?

Es waren drei Jahre vergangen, seit Kurt fort war. Das Faustballen war dem alten Mann am gelben Schreibtisch jetzt vergangen, dafür hatte er etwas anderes gelernt. Aber das wußte eben nur dieser Schreibtisch, auf den aus harten, hellen Augen hin und wieder plötzlich ein klarer Tropfen fiel. Übrigens war eins so unnütz wie das andere, den Jungen brachte keines wieder.

Aber so wie er gegangen war, wollte der alte Vater ihn auch gar nicht wieder. Nicht die Trennung war es ja, die am bittersten schmerzte.

Kurt war nicht verschollen, in den Zeitungen stand sein Name. Der alte Timm ließ sie sich jetzt oft schicken, diese schrecklichen, sozialdemokratischen Blätter. Kurt hatte nicht mehr studiert, er erhielt sich jetzt wohl von dieser gottlosen Schreiberei. Er lärmte, er agitierte, er sprach die frechsten Beschimpfungen gegen Kirche und Staat aus. Er wurde vor Gericht gestellt

und einmal über das andere bestraft. „Unsern ehrlichen Namen zieht er durch den Kot!“ donnert Walter. Ja — so ist es. Nur — daß etwas andres dabei noch weher tut als der Name.

Im Dorf weiß man Bescheid, aber die Sache hat dem alten Pastor bei den ehrenhaften Bauern nichts geschadet. So etwas kommt ja vor. Und der Junge ist verbannt, er darf die Möller Grenze nicht überschreiten, das ist wirklich alles, was man vom Alten verlangen kann. Ja, der ist auch streng gegen sein eignes Fleisch und Blut, wenns sein muß! „Schad' um den Jung'!“ hat der Dorfschulz Jens Klevermann gesagt. Seitdem sagen sie es alle. Der Jung konnte auf dem Gaul sitzen wie Keiner, und immer mußte man über ihn lachen.

Wo ist das nun alles hin?

Jawohl, Friede im Hause! Siebzig Jahre und so fried- und ruhelos! Was den alten Pastor am meisten quälte, war der Gedanke an das Leben nach dem Tode. Wie kann man selber selig sein, wenn die liebsten Menschen in der Verdammnis sitzen?

In schlaflosen Nächten rang er mit dieser Vorstellung. Sie schien ihm schon eine Versündigung an seinem Glauben, ein Zweifel an den allgültigen Gesetzen und Einrichtungen. Er erfaßte „die Wiederbringung aller Dinge“, die selbst die Erlösung des Teufels umfaßt, als Hilfe. Aber das war nur in schwachen Stunden. Wenn die Klarheit zurückkam, strafte er sich selbst um diese Verirrung.

Wie sicher waren seine Füße gegangen auf dem vorgeschriebenen Wege, da er noch jünger und stärker gewesen war! Wie griff er jetzt um sich nach Halt und Hilfe, wie tappend wurde sein Schritt!

Ach freilich, einst war er frei und unverwundbar gewesen. Da geht sichs leicht, da ist das Herz so klar und sicher. Was tut es auch, daß Andre bluten unter des Gesetzes Schärfe?

Nun steht er selbst da! nun läuft er in seiner Angst hinaus ins Feld, nur das Samtkäppchen auf dem dünnen, weißen Haar, und der Herbstwind weht ihm die Strähnen ins Gesicht. Da wirft er sich nieder unter der großen Eiche mitten im Feld, aus der er oft seine Jungens herunter gepfiffen hat, und das Herz will ihm zerspringen, und er ringt die Hände und schreit laut: „Gott! Gott! nimm mich zum Opfer! Rette meinen Jungen!“ — — —

Der Wind fährt durch die Blätter, sie sind schon gelb und saftlos und rascheln laut. Steh auf, alter Tor. Gott nimmt dein Opfer nicht an. Stellvertretendes Leiden gab es nur einmal in der Welt — — — —

Da steht er auf. Es durchschauert ihn bis in das Gebein. Auch solch ein Beten ist am Ende Sünde.

Einmal, als seine Not am höchsten stieg, schickte er zu Jens Klevermann und bestellte die Pferde, die er kontraktlich für seine Fuhren hatte. Er setzte sich in die Chaise und fuhr drei Stunden weit bis nach Ludwigsbusch, vor Walters Haus. Walter war noch frisch in der kirchlichen Wissenschaft, vielleicht gab es da doch noch einen rettenden Punkt, der ihm entgangen war. Er wollte keine Tröstung, sondern Klarheit, das sagte er sich beständig vor. Aber er ahnte selber nicht, wieviel er jetzt, da er nun einmal unterwegs war, von dieser Fahrt erwartete.

Eine feine Haushälterin empfing ihn und brachte ihn in eine Art Wartezimmer. Der Herr Hauptpastor sei augenblicklich noch beschäftigt, man bitte um zehn Minuten Geduld. Das schon schlug den alten Herrn nieder. Die Luft des Hauses, das elegante Zimmer beklemmte ihm die Brust. Er ging auf und ab, er mußte mit seinem Gedächtnis ringen, weil er kaum mehr wußte, was er eigentlich hatte fragen wollen. Und dann schien es ihm plötzlich, als passe dies gar nicht hierher.

Walter kam, er war eilig und zerstreut. Er stand im Begriff, wie er dem Vater im Vertrauen mitteilte, sich mit der Tochter des Oberkonsistorialrats zu verloben. Seine Aussichten waren gut, dennoch befand er sich in einer begreiflichen, nervösen Aufregung.

„Was führt dich denn so unerwartet zu mir, lieber Papa?“ Er brachte ihn in sein Studierzimmer, bot ihm Wein und Zigarren, aber verleugnete bei alledem nicht eine leise Ungeduld über diesen unerwünschten, vielleicht störenden Besuch.

Der Alte saß, nippte an dem Wein, seine Hand zitterte stärker als gewöhnlich. Was also wollte er doch fragen? Ach so. Mehr einem inneren Mechanismus als einer seelischen Notwendigkeit gehorchend, sagte er:

„Es ist wegen Kurt. Ich komme — Walter — ich wollte mit dir reden — ich bin in solcher Sorge —“

„Aha, Kurt!“ rief Walter, und vor Erregung rötete sich sein bleiches Gesicht. „Ja, erlaube mir, Papa, da du davon anfängst — dieser Bruder kann mir im Ernst zum Verhängnis werden. Weißt du, daß ein gewisses Blatt hier, wahrscheinlich weil es meine Verlobung und sonstigen Aussichten wittert, in der hämischsten Weise mein verwandtschaftliches Verhältnis zu ihm bloßlegt! Kommst du deswegen? Jedenfalls finde ich auch, daß etwas geschehen muß, ihn zur Ruhe zu bringen, ehe er mir einen wirklichen Schaden zugefügt hat. Ich weiß nur nicht was. Weißt du etwas?“

„Nein — ich — ich weiß nichts —" sagte Leberecht Timm. Er faßte noch einmal nach dem Weinglas, aber seine Hand zitterte so stark, daß er fürchtete, auf die feine Tischdecke überzugießen, und es wieder hinstellte.

Wie von plötzlichem Schwindel erfaßt, legte er beide Hände an die Stirn. „Es ist sehr schrecklich — sehr schrecklich —" murmelte er.

Walter wurde jetzt ungeduldig.

„Du bleibst natürlich zum Abend, Papa", sagte er. „Aber du entschuldigst wohl, wenn ich jetzt —"

„Ja ja — nein, ich will jetzt fahren. Wir haben keinen Mondschein. Laß nur. Ich —"

Als er die Treppe hinunterging, dachte er: Ja, was habe ich hier eigentlich gewollt? Das Leben nach dem Tode — Walter hat das alles doch eben frisch studiert — ja aber man hat manchmal andre Dinge im Kopf —

Doch! eins könnte ich ihm noch sagen. Er fragte mich ja, was wir tun können dabei. Beten — das ist das Einzige, aber auch das Beste. Ob er daran gar nicht gedacht hat?

„Walter!"

Aber der war schon aus der Haustür verschwunden, und am Wagen stand ein junges Dienstmädchen, das ihm das Leder zuknöpfte. Drinnen sagte Walter zu seiner Haushälterin: „Fräulein, legen Sie mir den Visitenanzug und die feinste Wäsche ins Schlafzimmer."

* * *

Grete Timm schrieb alle acht Tage ihren korrekten Brief an den Vater. Er las ihn wie allemal, gab ihn der Tante Mila, die ihn am andern Tage wieder zurückgab, worauf er ihn in den großen Blechkasten schloß, der seit vierzig Jahren alle Familienbriefe aufnahm, obwohl in ihnen allen nicht soviel des Aufhebens wert stand, als sich füglich in einen hätte zusammenfassen lassen.

Grete war in der Familie des Pastors Mauritius in Hohenlingern in Mitteldeutschland angestellt, hatte die Dreijährige zu überwachen und den zwei Größeren in Gemeinschaft mit dem Vater den ersten Unterricht zu erteilen. Es war sehr viel Verkehr in dem Hause, diese Pastorsleute schienen ungemein lebenslustig zu sein, und vor einem Jahr hatte Grete sogar bei dem Vater angefragt, ob sie auf einem benachbarten Gut ein Tanzkränzchen mitmachen dürfe. Der Vater hatte ihr umgehend geantwortet und ihr im strengsten Ton die Erlaubnis ein für allemal versagt. Ferner hatte er noch durchblicken lassen, daß er mit dem Gedanken umgehe, sie aus einem Hause zu entfernen, wo man eine so eigentümliche Auffassung

von geistlicher Würde habe. Auch schrieb er an einen dort ansässigen Pfarrer, den er flüchtig kannte, und bat ihn, seine Tochter ein wenig in seine Seelsorge zu nehmen.

Eine höchst erschrockne Antwort von Grete traf darauf ein. Es schien ihr eine sehr beängstigende Aussicht, Hohenlingern verlassen zu sollen. Sie versprach dem Vater den völligsten Gehorsam und versuchte nun nach Kräften, das fröhliche Leben im Hause im harmlosesten Lichte darzustellen.

Der Amtsbruder dagegen antwortete etwas verdrießlich. Er wollte ja dem jungen Mädchen, wenn er sie gelegentlich träfe, ein ernstes Wort sagen, im übrigen könne er sich aber nicht in einen fremden Haushalt mengen, und ihm sei auch über Mauritius, der ein sehr liebenswürdiger und nur etwas allzu vertrauensseliger Mensch sei, durchaus nichts direkt Nachteiliges bekannt. Dabei beruhigte sich Pastor Timm am Ende. Er war bisher gar nicht daran gewöhnt worden, sich mit Bedenken um seine junge Tochter zu plagen.

Die Briefe, die jetzt von Grete kamen, hätten ihn wohl aufmerksam machen können. Sie berichtete jetzt auf eine Art, als sei plötzlich alles gesellige Leben im Hause erstorben. Kein Wort mehr von Ausflügen, Gesellschaften, Besuchen. Ihre Mitteilungen galten nur den Fortschritten der Kinder und kleinen häuslichen, vollständig farblosen Tageserlebnissen.

Tante Mila war so blind wie ihr Bruder. „Siehst du, wie sie sich nach deinen Wünschen richtet!" sagte sie gerührt, und Leberecht Timm glaubte das. Daß nicht nur Söhne viel Unruhe machen konnten, wußte er noch nicht.

In seiner Stube hing ein Bild von Grete aus ihrem sechzehnten Jahr. Ihr braunes Haar hing schlicht gescheitelt in zwei dicken, langen Zöpfen herunter. Die schönen Augen blickten sanft und treuherzig. Er hörte noch im Ohr ihr leises, gehorsames Stimmchen, wenn sie ihm antwortete. Sie war ein frisches, fleißiges Kind, das immer getan hatte, was man ihm auftrug, des Vaters und der Brüder Sachen stets ordentlich ausbesserte und bei Erziehungsfragen und Nöten niemals in Betracht kam. Diese Eindrücke schläferten jetzt jegliche Sorge, die ihm aufsteigen wollte, wieder ein.

Darüber wurde es Vorfrühling. Es war um die Zeit, da er sonst das Deckstroh aus dem Garten entfernte, die Hüllen von den Rosenstöcken abband und die Steige säuberte. In diesem Jahr ließ er die Arbeit wieder und immer wieder anstehn. Er fühlte sich so müde in allen Knochen, es war ihm gar nicht nach einer fröhlichen Frühjahrsarbeit zu Mut. Aber wenn Tante Mila beim Anblick seines matten Ganges und seiner ver-

fallenden Gestalt anfing, vom Emeritieren zu reden, wurde er sehr heftig. Was sollte er auch anfangen, wenn er seine Arbeit nicht mehr gehabt hätte? Das war ja noch das Letzte, das ihn aufrecht hielt.

An einem wunderschönen Märzmorgen, als die Sonne vom klarblauen Himmel lachte, der Haselstrauch vorm Fenster mit seinen Kätzchen winkte und die ersten Veilchen auf des Pastors Arbeitstisch standen, kam wieder ein Brief von Grete. Leberecht Timm saß in seinem Korbstuhl und machte ihn auf, wie er alle Briefe zuvor aufgemacht hatte. Da stutzte er schon, denn es waren nur ein paar Worte, die er enthielt.

Sein erster Gedanke war, daß sie vielleicht krank sei und nicht länger schreiben könne.

„Lieber Vater! Ich weiß nicht, wie ich dir diesmal schreiben soll. Ich habe schon viele Briefe angefangen und wieder zerrissen, aber nun muß es ja doch heraus. Lieber Vater, ich bin dein Kind, und du wirst mich nicht verstoßen. Du predigst ja selber Vergebung aller Sünden. Ich bin sehr unglücklich. Ich muß nach Hause kommen, lieber Vater. Wenn du den Brief hast, bin ich wohl schon in Ludwigsbusch auf der Station, schicke mir doch den Wagen. Zu Walter gehe ich nicht. Vater, ich bin so unglücklich, daß du Erbarmen mit mir haben mußt!

Deine gehorsame Tochter.“

„Was heißt das? Was ist das?“ rief er ganz laut. Die Hände, die den Brief hielten, flogen ihm, und doch verstand er nicht. Nur als ob plötzlich eine dunkelschwarze Wolke das Zimmer füllte und sich ihm auf die Brust legte, war ihm zu Mut. Er stand auf und hastete in den Flur.

„Mila! Mila!!“ Die Stimme der Dienstmagd gab lautgellend den Ruf weiter. „Fräulein! Fräulein! Herr Pastohr ruft! Fräulein!“

Endlich. Da stand der alte Pastor ganz krumm, als tue ihm etwas weh. „Mila, lies doch mal, ich versteh' gar nicht —“

Mila ließ den aufgesteckten Rock herunter, trocknete sich die Hände in der Schürze, schob ihr Mützchen grade und ging mit dem Bruder in die Wohnstube. „Was ist denn los? Ist Grete krank?“

„Ja — ich glaube wohl — ich denke — sie drückt sich so sonderbar aus — sie ist nämlich schon unterwegs —“

„Hierher?!“ schrie Mila auf und riß ihm den Brief aus der Hand. Dabei sah sie ihn nur einmal an, es war wie ein Blitz, der jäh die schwarze Wolke, die über ihm stand, zerriß.

„Ahh —“

Wie ein Tier schrie er auf. Plötzlich wußte er alles.

Über und über voll Sonne war die ganze Wohnstube. Vom Sofaplatz sah das Bild der Mutter. Mila stand und las den Brief, und eine fliegende Röte überzog ihr faltiges Gesicht.

„Das — das ist —" ihr ging der Atem aus. Plötzlich ballte sie den Brief zusammen.

„Leberecht, das darf nicht sein! Das kann ja gar nicht sein! Unser Kind, Leberecht! Das tun ja nur Dienstmädchen! Unser Kind! Nein, nein, ich glaubs nicht! Weg mit dem Wisch, ich verbrenn' ihn. Sie ist krank, sie schreibt im Fieber —!"

„Gib mir nochmal den Brief, Mila", sagte der Pastor mit einer leisen Stimme, in der etwas zersprungen war. Die taube Schwester hörte sie nicht, sie sah nur die Handbewegung.

„Nein, lies das Zeug nicht wieder, Leberecht. Herrgott, wie kann sie so etwas schreiben! Wie du aussiehst, Leberecht! Ach laß doch, es ist ja alles nicht wahr! Was denn, sie schreibt ja nichts. Sie ist krank, sie hat sich überarbeitet —"

„Ja ja. Ich brauche ihn auch nicht mehr zu lesen. Laß nur. Schick zu Jens Klevermann um die Pferde."

„Was soll ich?" Sie näherte ihm ihr „bestes" Ohr.

„Schick zu Jens Klevermann, er soll anspannen."

„Anspannen? Du willst sie holen? Hierher? So wie sie ist? In ihrem Zustand? Aber Leberecht, das geht nicht! Das geht auf keinen Fall! Denk' an deine Gemeinde! Denk' an die Klara, die wir 'rausgeworfen haben. Nichtmal ihr Vater hat sie danach angenommen, fort aus Mölle mußte sie. Und der alte Neese ist ein Säufer und geht bloß alle vier Wochen zur Kirche. Wie kannst du Grete hernehmen? O Gott, o Gott, und was passiert ist — das muß vertuscht werden vor der Gemeinde — o Gott, Gott im Himmel, wie kann das so kommen?"

Sie fiel in haltlosem Schluchzen auf einen Stuhl nieder.

Er sah sie an, eine kleine Weile. Er dachte jetzt so wenig noch wie sie an eine Täuschung. Und auch er dachte an die Gemeinde und an die ehernen Zeugnisse seines strengen Glaubens, die er unter ihnen in den dreiundvierzig Jahren aufgerichtet hatte, vor denen sie gelernt hatten, zu knien.

Aber an der Landstraße draußen in der Welt saß sein verzweifelndes Kind.

„Vater, habe Erbarmen mit mir!"

Von einer jähen Schwäche überfallen, lehnte er sich an einen Schrank, bedeckte die Augen mit der Hand und schüttelte leise den Kopf, als begriffe er immer noch nicht.

Aber das Bild des zitternden Kindes, das auf dem lärmenden Bahnhof stand und bange nach des Vaters Wagen ausschaute, schob sich vor alle andern Vorstellungen. Er raffte sich auf und ging zur Tür.

Da hing ihm schon Mila am Arm. Ihr Gesicht war in diesen kurzen Minuten entstellt und verschwollen. „Leberecht, wohin willst du?"

„Zu Klevermann."

„Ja, ja, aber ich will gehn. Laß mich fahren. Ich mach' mich ganz schnell fertig. Ich will sehn, was mit ihr ist, und wenn — — dann — will ich —"

Sie wandte sich plötzlich ab, eine unendliche Scham erstickte ihr die Worte.

„Ich bringe sie dann unter — Leberecht. Irgendwo. Ich fahre mit ihr auf der Bahn weiter. Nicht in Ludwigsbusch. Keiner darfs wissen. Ich lasse den Knecht beim Kaufmann halten und gehe zu Fuß zum Bahnhof. Laß es mich so machen. So merkts Keiner, und es fällt nichts auf dich —"

„Auf mich —?" Er schüttelte den Kopf, und ein ganz kleines Lächeln ging durch sein Gesicht. „Mila, das ist alles ganz gut und klug, aber ich wills so nicht. Ich spiele nicht Versteckens mit meinen Leuten. Soviel werde ich hier doch wohl noch gelten, daß sie Respekt vor dem haben, was ich tue!"

„Was willst du? willst du nicht?" rief sie.

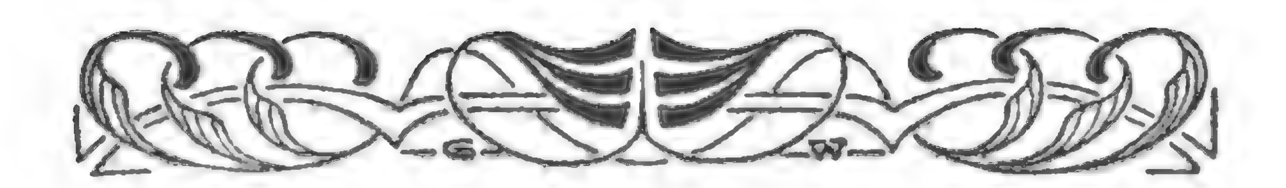
Er sah sie an und schüttelte den Kopf. Eine Straffung ging durch seine verfallene Haltung, er erschien plötzlich größer und jünger. Mila sah ein seltsames Licht in seinen Augen aufgehn und einen festen Ausdruck in seinem Gesicht. Sie ließ in alter Gewohnheit des Nachgebens seinen Arm los.

Sie hatte ihn ja nie bestimmen können, aber heute schien ihr das fast unerträglich. Es ging ja nicht so, wie er dachte! Wie konnte er dies Unheil auf sich und das Haus herabreißen! Und wenn sie nie etwas gewußt hatte, in diesem Stücke war sie doch im Recht!

„O Gott, o Gott, Leberecht, höre mich doch!"

Er war schon hinaus, da ging er schon im alten fleckigen Hausrock mit der Gartenmütze auf dem Kopf durch den Vordergarten. Sie lief hinter ihm her, wie sie seit fünfzig Jahren nicht gelaufen war.

„Leberecht, deinen guten Rock, den Mantel, komm doch nur zurück! Ach Gott, lieber Leberecht, nimm wenigstens die Chaise, damit niemand das unglückliche Kind sieht —". (Schluß folgt.)



Die Lebensordnung des künstlerischen Subjektivismus.

Von

Rudolf Eucken.

Die folgende Abhandlung ist ein Abschnitt aus einem im Druck befindlichen Buche „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung", das in einiger Zeit erscheinen wird (Verlag von Veit & Comp., Leipzig). Den ersten Teil dieses Buches bildet eine Darstellung und Kritik der vorhandenen Lebensordnungen, d. h der Lebensordnungen, welche auf dem Boden der Gegenwart wirken und meist hart zusammenstoßen. Es lassen sich namentlich fünf solche Lebensordnungen unterscheiden und auch durch etwaige Verbindung und Vermengung hindurch als selbständige Typen verfolgen, zwei davon älteren Ursprungs: die der Religion und die des kosmischen Idealismus, drei jüngerer Art: die des Naturalismus, des Sozialismus, des künstlerischen Subjektivismus. Die letztgenannte erregt die jüngste Zeit besonders stark, so darf der ihr gewidmete Abschnitt wohl auf ein entgegenkommendes Interesse rechnen.

Die naturalistische und die sozialistische Strömung verbinden sich im modernen Kulturleben meist zu gemeinsamer Wirkung. Nicht nur machen beide das unmittelbare Dasein zur einzigen Welt des Menschen, beide setzen das Leben ganz und gar in das Verhältnis zur Umgebung, sei es die der Natur oder die der Gesellschaft, beide erwarten alles Glück von der Arbeit an dieser Umgebung, mag die Arbeit sich vorwiegend naturwissenschaftlich-technisch oder aber praktisch-politisch gestalten. So trägt die Kultur beider Systeme durchaus den Charakter der Arbeitskultur, hier wie da entstehen große Komplexe der Arbeit und ziehen das Individuum an sich, hier wie da ist alles Mühen und Streben auf die Leistung gerichtet, hier wie da umfängt uns eine rastlos fortschreitende Bewegung und richtet alles Sinnen und Denken auf eine bessere Zukunft. In solchem Streben verwuchsen wir enger mit der Umgebung und gaben wir der Welt wie dem Leben mehr Wert, mit steigender Selbsttätigkeit entwickelte sich zugleich ein stolzeres Selbstbewußtsein der Menschheit.

Aber auch die Grenzen und Mängel einer solchen Leistungskultur konnten nicht verborgen bleiben, mehr und mehr mußte auch die wache und gern über ihr eignes Wesen reflektierende Zeit das Nein empfinden, das jenes Ja begleitet. Das ausschließliche Streben zur Leistung unter-

drückt notwendig die Sorge um die Seele, die Einfügung in Massenkomplexe schädigt die Entwicklung der vollen Individualität; je mehr die technische wie die soziale Arbeit in der Spezialisierung fortschreitet, desto geringer wird der beim Einzelnen belebte Ausschnitt des menschlichen Seins, desto stärker die Verkümmerung alles Übrigen; auch droht das Hängen an der Zukunft, das ungestüme Weiter- und Weiterjagen alle wahrhaftige Gegenwart, alles Beisichselbstsein des Lebens zu zerstören. Sind wir bloß da, um einem seelenlosen Kulturprozesse als Mittel und Werkzeug zu dienen, verläuft nicht schließlich die ganze ungeheure Bewegung ins Leere, wenn niemand sie erlebt und sich aneignet?

Erwachen einmal solche Fragen und machen sie den Menschen besorgt um den Sinn und das Glück seines Lebens, so liegt ein jäher Umschlag nahe, der Mensch mag an allen Zielen der Arbeitskultur, ja an der Arbeit selbst irre werden, sie mag ihm als etwas erscheinen, das, ursprünglich sein eignes Geschöpf, sich von ihm losgerissen hat, sich ihm gegenüberstellt, ihn knechtet und ihn schließlich wie eine Riesenspinne auszusaugen droht. Von hier aus kann es die wichtigste aller Aufgaben scheinen, der Arbeit wieder Herr zu werden, gegenüber ihrer Richtung nach außen ein Beisichselbstsein des Lebens, gegenüber ihrem rastlosen Weiter- und Weiterdrängen eine wahrhaftige Gegenwart, gegenüber ihrem Lärm und Getriebe eine Stille und Tiefe der Seele zu wahren. Die ganze Arbeitskultur mag einem solchen Gedankengange alltäglich, profan und säkular dünken, ihr gegenüber wird eine Sehnsucht nach mehr Weihe, mehr Seele, mehr Festesglanz des Lebens erwachen.

Bewegungen der Art durchwogen mannigfach die Zeit, stärker und stärker wird das Verlangen nach einer Rückkehr des Lebens zu sich selbst, nach mehr Freude und mehr Tiefe des Daseins. Aber aus ihrer Mannigfaltigkeit hebt sich mit geschlossener Leistung nur eine Bewegung heraus, die auf dem eignen Boden der Zeit und mit den Mitteln des unmittelbaren Daseins eine Abhilfe sucht, die insofern die allgemeinste Voraussetzung der Arbeitskultur teilt, die aber innerhalb ihrer dieser aufs Schroffste widerspricht, das ist die Lebensordnung des Subjektivismus und Individualismus; indem sie mit einer eigenartigen Kunst verschmilzt und sich dadurch verstärkt, unternimmt sie es kühnlich, unser ganzes Dasein zu beherrschen und umzugestalten.

Wer innerhalb des Reichs der Erfahrung sich der bloßen Arbeitskultur entwinden will, dem bietet sich kaum ein anderer Stützpunkt als das Individuum mit seinem Fürsichsein. Denn soweit die Arbeit mit ihren Wirkungen auch in das Innere der Seele vordringen mag, hier verbleibt

immer etwas, das Widerstand leisten kann, hier scheint etwas Ursprüngliches aufzuquellen, das sich in kein Schema fügt und keiner äußeren Macht beugt.

Wenn aber den Menschen ein neuerwachtes Verlangen nach mehr Unmittelbarkeit und Glück des Lebens wieder mehr zum Subjekt und Individuum treibt, so kann er diese Größen gegen die Fassung der anderen Lebensordnungen beträchtlich verstärken. Denn mochte das Individuum dort einer unsichtbaren Gedankenwelt oder einem sichtbaren Gefüge angehören, seine Aufgabe wie sein Wert wurde ihm aus einem Ganzen zugemessen, seiner Betätigung von dort eine bestimmte Richtung vorgeschrieben, seine Kraft nur soweit zur Entfaltung aufgerufen, als in den Rahmen der Gesamtordnung paßte. Wird nun alle solche Bindung abgeworfen und gewinnt das Individuum den Mut, sich lediglich auf sein eignes Vermögen zu stellen und kein anderes Maß als sein eignes Entscheiden anzuerkennen, so scheint sich eine unermeßliche Bahn vor ihm aufzutun; was immer in ihm liegt, das kann sich nun in voller Freiheit entfalten, das braucht keine ängstliche Rücksicht auf sichtbare oder unsichtbare Ordnungen zu nehmen. Das zu solcher Souveränität erhobene Individuum wird weit mehr aus sich machen und weit mehr bedeuten als das eingeengte und oft eingeschüchterte Individuum früherer Zeiten. Wohl hatte es auch in jenen Zeiten nicht an Widerspruch des Individuums gefehlt, aber die Lage der Neuzeit und der Gegenwart kommt seiner Entwicklung und Anerkennung besonders entgegen. Wir wissen, wie der moderne Mensch sich den ihn umfangenden Zusammenhängen entwand und sich kühn der Welt gegenüberstellte, wie viel freier der Gedanke im modernen Leben waltet, wie viel tiefer sich grübelnde Reflexion überall einbohrt und allen festen Bestand der Dinge auflöst, wir wissen auch, wie die äußere Gestaltung der Kultur mit ihrer Beschleunigung des Verkehrs und ihrer Entwicklung tausendfacher Beziehungen den Einzelnen freier stellt; ist es ein Wunder, wenn das moderne Individuum sich selbst zum Mittelpunkt macht und das ganze Leben von sich aus zu gestalten unternimmt?

Es kann aber das Individuum zu voller Selbständigkeit nur gelangen, wenn es sich auch in seiner Seele möglichst von aller Bindung nach außen, von aller Beziehung auf etwas Gegenständliches ablöst und als freischwebendes Subjekt nur die eigne Zuständlichkeit lebt. Das aber geschieht vornehmlich in der an keinen besonderen Gegenstand gebundenen, aller Form und Gestalt überlegenen Stimmung, die namentlich durch die Romantik eine selbständige Stellung erlangt hat. Hier scheint ein völliges Freischweben des Lebens, eine innere Unendlichkeit und zugleich eine völlige

Unabhängigkeit gewonnen, hier hat jedes Subjekt seinen eignen Weg und seine eigne Wahrheit, hier wird dem Leben keine Schranke gesetzt, kein Gebot vorgehalten, sondern es kann sich alle Regung in vollster Freiheit nach ihrer Art entfalten und ausleben. So ein überreiches und überaus bewegtes Leben, ein Leben feiner und zarter Art, ein Leben, das nirgends über sich selbst hinausweist.

Alle Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit und Feinheit hätte dies Stimmungsleben aber kaum vor einem Verfall ins Leere geschützt, hätte sich nicht mit der Wendung zum Individuum eine andere Bewegung verbunden, die in mächtigem Strome die Zeit durchflutet. Das ist die Bewegung zur Kunst und darüber hinaus zu einer künstlerischen, einer ästhetischen Lebensanschauung. Von alters her geht durch das Streben der Menschheit der Gegensatz einer ethischen und einer künstlerischen Gestaltung des Lebens, eines überwiegend aktiven und eines überwiegend kontemplativen Verhaltens zur Wirklichkeit. Die Aktivität des Menschen hatte sich in den modernen Lebenssystemen vornehmlich zu einer Arbeits- und Nützlichkeitskultur gestaltet, und einer solchen konnte eine künstlerisch-kontemplative Denkweise sich mit gutem Grunde überlegen fühlen; verhieß sie doch gegenüber dem dort vorwaltenden Nutzen eine Schönheit, gegenüber dem Schweren und Mühsamen jener Art mehr Freude und Leichtigkeit, gegenüber einem hastigen, stets über sich selbst hinausgerichteten Wirken ein Beisichselbstsein und Insichruhen des Lebens. Aber indem diese Bewegung zur Kunst mit dem zum Subjekt verschmilzt, gerät sie selbst in eine engere Bahn und erhält sie einen unterscheidenden Charakter. Die Kunst wird hier weniger das Objekt zu erfassen als das Subjekt zu erregen haben, sie wird weniger einen Inhalt und einen Aufbau erstreben als mit lyrischem Klange den wechselnden Stimmungen zum Ausdruck verhelfen, sie empfängt eine schwere, immer nur annähernd zu lösende Aufgabe darin, etwas im Grunde Unsagbares und aller Gestaltung Widerstehendes irgend zum Ausdruck zu bringen; aber indem sie solches Unmögliche unternimmt und dabei ihre Kraft aufs Äußerste anspannt, vollzieht sie eine Verfeinerung der Seele sowie eine Bereicherung der Ausdrucksmittel, macht sie vieles faßbar, was sonst wie ein flüchtiger Schatten vorbeizog, läßt sie leiseste Schwingungen der Seele wahrnehmen und wirft sie Licht in sonst unzugängliche Abgründe.

Von der Literatur und Kunst aus gestaltet sich so ein eigentümlicher Typus des Lebens, der sich allen Mißständen einer Arbeits- und Massenkultur sicher überlegen fühlt. Der Schwerpunkt ist hier ganz in das innere Gewebe des Fürsichseins verlegt, mit der Entwicklung dieses Fürsichseins

scheint das Leben ganz auf sich selbst gestellt und lediglich gegen sich selbst gekehrt. In aller Verschiebung der Lagen und Verhältnisse verbleibt es ungestört bei sich selbst, in aller Unendlichkeit dessen, was ihm zufällt, fühlt es vor allem sich selbst, alle Darstellung nach außen ist ihm nur wertvoll als Entfaltung seiner selbst, es erlebt nirgends die Dinge, sondern nur sich, das heißt hier aber die eigne Zuständlichkeit, in den Dingen.

Ein derartiges Leben entwickelt nach verschiedenen Seiten hin eigentümliche Züge, die namentlich durch den Gegensatz zu überkommenen Ordnungen eine scharfe Ausprägung gewinnen. Vor allem ist es darauf bedacht, das ganze Dasein des Menschen ins Positive zu wenden, es von keiner Seite her einzuengen, es durchgängig zur Tätigkeit, Freude, Genuß zu erheben. In den älteren Lebensgestaltungen, namentlich in der religiösen, findet es viel zu viel matte Entsagung, viel zu viel trübselige Lebensverneinung; eine solche Herabstimmung des Lebens soll nunmehr einer vollen und freudigen Bejahung weichen. Diese Bejahung scheint möglich, indem sich hier alles, was irgend den Menschen trifft, durch jene Berührung und Erregung der Subjektivität in Kraft und Steigerung verwandelt, indem hier das Subjekt in aller Erfahrung vornehmlich die eigne Belebung empfindet und sich ihrer erfreut. Dazu kommt, daß die Selbstverfeinerung dieses Lebens, seine Beweglichkeit und Zartheit es von aller Schwere des Daseins befreit, und daß das freie Spiel der Kräfte, das hier waltet, das ganze Dasein in ein leichtes Schweben versetzt. Das vor allem in der Wendung zur Kunst, welche zur Kraft die Schönheit gesellt oder vielmehr das Leben durch die Verkörperung im Schönen bei sich selbst verstärkt.

Dieses freie, frohe, wie es scheint lediglich bei sich selbst befindliche Leben ist weiter durchaus aristokratischer und individueller Art. Indem es sich die alte Erfahrung aneignet, daß immer nur wenige die Kraft und den Mut zu selbständigem Schaffen und Leben fanden, hält es sich an diese Wenigen und ruft sie auf zu möglichst individueller Gestaltung ihrer Art, zu entschiedenster Abhebung vom charakterlosen Durchschnitt der Masse. Denn ohne ein volles Bewußtwerden der Individualität, ohne eine energische Differenzierung und Distanzierung scheint das Leben nicht seine volle Höhe zu finden. So gilt es denn auch, alle Lebensverhältnisse, alle Lebensäußerungen möglichst individuell zu gestalten; als eine ungebührliche Beschränkung und unerträgliche Hemmung wird alles abgewiesen, was die Lebensentfaltung unter allgemeine Normen stellt und durch sie begrenzt. — Diese Individualisierung unseres Daseins erstreckt sich auch auf das Verhältnis zur Zeit: es sei nicht ein Augenblick dem anderen auf-

geopfert, nicht die Gegenwart zu einer bloßen Vorbereitung der Zukunft herabgesetzt, sondern jeder Augenblick sei uns ein völliger Selbstzweck, und es werde damit das Leben ganz und gar in die Gegenwart gestellt. So wird es ein unablässiger Wechsel, ein stetes Sichselbsterneuern, ein fortwährender Übergang, aber eben das erhält es jugendlich frisch und gibt ihm das Vermögen, durch immer neue Reize anzuziehen. So der stärkste Kontrast gegen die unabsehbare Kette und den riesenhaften Aufbau, dem die Arbeitskultur alles Tun der Individuen einfügt.

Am meisten eigentümlich aber erscheint der künstlerische Subjektivismus in der Gestaltung des Verhältnisses von Geistigem und Sinnlichem. Er kann sich nicht von der Welt draußen auf das Befinden des Menschen zurückziehen ohne das Seelische zu verstärken. Aber wie sein ganzes Unternehmen an dem unmittelbaren Dasein haftet, so kann er unmöglich eine selbständige Geistigkeit anerkennen und sie dem Sinnlichen entgegensetzen, vielmehr bleibt sein Geistiges immer dem Sinnlichen verbunden und verschlungen; zum höchsten Ziel wird hier eine volle gegenseitige Durchdringung, ein Vergeistigen des Sinnlichen, ein Versinnlichen des Geistigen in völligem Gleichgewicht. Diese höhere Bewertung des Sinnlichen und der erstrebte Einklang des Geistigen mit ihm stellt die neue Lebensordnung in den schärfsten Gegensatz zum alten, namentlich dem religiösen Idealismus, dem die Überlegenheit des Geistigen wesentlich war.

Aus solchem Grundcharakter entwickelt jene Lebensordnung ein eigentümliches Verhältnis zu den einzelnen Lebensgütern und Lebensgebieten. Zur Seele des Lebens wird hier das künstlerisch-literarische Schaffen als die Werkstätte der Bildung eines neuen Menschen, die politisch-soziale Sphäre sinkt zu einer bloßen Außenwelt, die weniger zu eigner Arbeit antreibt als zu einem skeptischen und kritischen Verhalten reizt. Das Zurückweichen alles dessen, was den Menschen einer gemeinsamen Ordnung einfügt, sei es dem Staate mit seinen Gesetzen, sei es der bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Sitten und Ordnungen, läßt um so kräftiger die freien Beziehungen von Individuum zu Individuum in geselliger Berührung, Freundschaft und Liebe entwickeln, namentlich ist es das Wechselverhältnis beider Geschlechter mit seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und seiner untrennbaren Verflechtung von Geistigkeit und Sinnlichkeit, was die Gedanken beschäftigt und das literarische Schaffen beherrscht. Man streiche aus der spezifischmodernen Literatur das erotische Element, wie arm würde sie sich darstellen! So ist es auch das Verhältnis der Geschlechter, bei dem jene Lebensführung mit besonderem Nachdruck auf vollster Freiheit besteht; eine Anerkennung fester Normen und über-

kommener Sitten gilt hier leicht als ein Zeichen der Schwäche und einer „philisterhaften" Denkart.

Indem diese Lebensführung eine ästhetische Lebensanschauung und eine künstlerische Kultur gegen alles Hemmende der Überlieferung und Umgebung durchzusetzen sucht, wird sie namentlich hart mit der überkommenen Religion und Moral zusammenstoßen. Sie muß die Religion, wenigstens was bisher Religion hieß, schon deshalb ablehnen, weil sie mit ihrem Zusammenschmelzen von Geistigem und Sinnlichem zu einer einzigen Welt eine Welt selbständiger Geistigkeit in keiner Weise anzuerkennen vermag, vielmehr „monistisch" denken wird. Sie muß sie noch mehr ablehnen, weil sie bei ihrer unmittelbaren Lebensbejahung für den Ausgangspunkt der Religion, die Erfahrung und Empfindung schwerer innerer Widersprüche in unserem Dasein, nicht das mindeste Verständnis hat. So gilt ihr die Religion mit all dem Heroismus, den sie in Wahrheit zeigte, als eine bloße Herabsetzung der Lebensenergie, als ein bloßes Wahnbild der Schwäche.

Nicht viel anders steht es mit der Moral. Auch ihr fehlt hier alle Begründung in der Notwendigkeit des eignen Wesens; welcher Antrieb könnte den Menschen in diesen Zusammenhängen dazu bewegen, etwas außer dem Subjekt Gelegenes als Norm anzuerkennen und dadurch den natürlichen Lebenstrieb einzudämmen? Ja mit der Preisgebung einer geistigen Aktivität und ihrer Zerlegung der Welt in ein Für oder Wider verliert der ganze Gegensatz von gut und böse seinen Sinn und sein Recht, er scheint in ungebührlicher Weise die Wirklichkeit durch menschliches Machtgebot auseinanderzureißen. Was gewöhnlich Moral heißt, das erscheint von hier aus als eine bloße Satzung der Gesellschaft, als ein Mittel, wodurch sie das Individuum seiner Unabhängigkeit berauben und sich unterzuordnen sucht.

Dies alles gibt sich durchaus als ein Erzeugnis der Gegenwart und will auf ihrem Boden sein Recht durch die Leistung erweisen. Aber es fehlt keineswegs an geschichtlichen Beziehungen: öfter schon im Lauf der Jahrtausende hat das Subjekt alle Bindung abgeschüttelt und im eignen Bereich eine Lösung des Lebensproblems gesucht. So geschah es zuerst in der Sophistik, so in zahmerer Weise und mit direkterer Wendung zum Glück im Epikureismus, so in stolzer Erhebung und in gigantischem Ringen mit der Welt in der Renaissance, so in weicherer und mehr reflektierender Art in der Romantik; alles das wirkt auch in den künstlerischen Subjektivismus der Gegenwart hinein und bereichert ihn mit neuen, nicht freilich immer widerspruchsfreien Zügen. Aber auch mit diesen

historischen Elementen verbleibt jener Subjektivismus vor allem eine Gegenwartserscheinung, auf dem Boden der Gegenwart hat er in Wahrheit eine große Macht gewonnen, unverkennbar ist hier eine eigentümliche Bewegung der Kultur nach jener Richtung. Es liegt in der Art dieser Lebensführung, daß sie nicht auf eine geschlossene Gestaltung drängt und daher auch nicht mit so sichtbaren Zügen vor Augen tritt, aber mit unsichtbarem Walten durchdringt sie alle Verhältnisse und schafft sie eine geistige Atmosphäre, der sich schwer jemand entziehen kann. Allen Angriffen und Zweifeln gegenüber schöpft sie immer neue Kraft aus den beiden Hauptströmen, die sie miteinander verbindet, aus dem Wachstum des Subjekts und aus dem Wachstum der Kunst. So haben wir auch hier nicht mit bloß subjektivem Wollen und Wünschen, sondern mit einer Tatsache des weltgeschichtlichen Lebens zu tun.

Ob aber diese Tatsache die ursprünglichste und die allbeherrschende ist, das bleibt nun am Gesamtbesitz der Menschheit zu prüfen; solche Prüfung ist hier besonders schwer, weil bei diesem Individualismus und Subjektivismus sehr abweichende Gestalten durcheinanderlaufen und der Bewegung recht verschiedene Höhenlagen geben. Die Gefahr liegt nahe, von einem versuchten Durchschnitt aus gegen das eine zu hart, gegen das andere zu weich zu werden. Und doch können wir eines solchen Durchschnitts nicht entraten, er sei nur nicht auf die Fülle individueller Bildungen schablonenhaft angewandt.

Bei der Beurteilung gilt es vor allem, die Ziele und die Wege dieser Lebensordnung auseinanderzuhalten. — Über die Ziele läßt sich kaum irgendwie zweifeln und streiten. Denn wenn wir aufgerufen werden, dem Leben ein Beisichselbstsein und zugleich einen Inhalt wie einen Wert zu geben, es zu voller Kraft zu erheben, von ängstlicher Verneinung zu freudiger Bejahung vorzudringen, die Schwere des Daseins zu mildern, allen Reichtum der Individualität zu voller Klarheit herauszubilden, und wenn zugleich die Verkümmerung des Innenlebens durch eine Arbeitskultur solchen Forderungen die Sprache und die Eindringlichkeit der Gegenwart verleiht, so sieht man nicht, wie sich dem widerstehen ließe; der künstlerische Subjektivismus erscheint hier als der Vertreter von Wahrheiten, die sich wohl zeitweise verdunkeln lassen, die aber im Ganzen der menschlichen Entwicklung immerfort an Bedeutung gewinnen. Eine andere Frage ist, ob diese unverwerflichen Ziele auf den Wegen erreichbar sind, die der Subjektivismus verfolgt und über die er nicht hinaus kann, ob die Mittel den Zwecken auch nur leidlich genügen. Sollte dies nicht der Fall sein, so muß eine ungeheure Verwicklung daraus entstehen, daß etwas höchst Not-

wendiges gewollt, daß es aber in einer Weise gewollt wird, die nicht nur unzulänglich ist, sondern dem Ziele sogar direkt widerspricht.

So aber steht die Sache in Wahrheit. Dem Subjektivismus ist es wesentlich, er steht und fällt damit, ein Beisichselbstsein des Lebens, eine Wendung unseres ganzen Befindens ins Positive auf dem Boden des unmittelbaren Daseins herbeizuführen; daß aber einem solchen Unternehmen der Befund der menschlichen Wirklichkeit, der Stand der menschlichen Dinge unerbittlich widersteht, und daß damit jene ganze Lebensführung einem inneren Widerspruch verfällt, das gedenken wir nun etwas näher zu zeigen.

Man will ein Beisichselbstsein des Lebens, eine Befreiung von aller Bindung nach außen, eine Aufhebung alles Druckes. Das ist etwas Großes, aber wie die menschlichen Dinge liegen, zugleich auch sehr Schweres. Denn wir sind einmal nicht nur mit unserem äußeren Ergehen, wir sind bis tief in das Innere der Seele, bis in unsere geistige Organisation hinein verflochten in eine übermächtige und undurchsichtige Welt, der Mechanismus der Natur wie das Getriebe der Gesellschaft umfängt und bildet uns mit sichtbarem und unsichtbarem Zwange, zunächst sind wir nicht mehr als Stücke eines unermeßlichen Alls, völlig bedingt und bestimmt durch das, was in ihm geschieht, aus ihm aufsteigend, in es versinkend, jeden Augenblick hängend an dem, was um uns geschieht. Was vermag der Subjektivismus gegen so eherne Gewalten und was leistet er für ein Unabhängigwerden des Lebens? Sein Mittel ist die Aufbietung freischwebender Stimmung, die Zurückziehung, die möglichste Konzentration des Lebens auf seine eigne Zuständlichkeit. Damit wird etwa erreicht, daß der Mensch den Druck der Dinge nicht fühlt, daß er völlig frei im reinen Äther zu schweben vermeint. Aber ist er frei, weil er sich so vorkommt, frei wie auch, nach dem Bilde Spinozas, der geworfene Stein während der Bewegung sich frei wähnen könnte? In Wahrheit ist, wie alltägliche Erfahrung es zeigt, der Mensch gerade bei der Stimmung am wenigsten fest in sich selbst und Herr seiner Seele, das Mannigfachste dringt dabei auf ihn ein und bezwingt ihn, Körperliches und Seelisches, Sichtbares und Unsichtbares, Großes und Kleines; der hier vorhandenen Flucht der Erscheinungen mangelt aller feste Zusammenhang, aller innere Aufbau des Lebens, denn nichts ist beweglicher, nichts raschen Umschlägen unterworfener als die Stimmung, gar nicht anders wie die Oberfläche des wogenden Meeres oder wie ein im Winde schwankender Halm. Das Stimmungsleben ist in Wahrheit ein bloßes Oberflächenleben, eine Projektion des Seelenstandes auf die Fläche der unmittelbaren Zuständlich-

keit, das Leben erreicht hier keineswegs eine Tiefe, einen Inhalt, eine Selbständigkeit, sondern nur die subjektive Meinung, den Schein einer Selbständigkeit; wir werden sehen, daß so durchgängig der Subjektivismus den Schein statt der Sache bietet, daß er mit der Erzeugung ihres Scheins die Sache gewonnen glaubt. Eine wirkliche Unabhängigkeit könnte das Leben nur erlangen, wenn es sich selbst zu einem Reiche erweiterte, wenn dabei innere Beziehungen, Gegensätze, Probleme ersichtlich würden, und wenn aus der Arbeit daran eine Innenwelt aufstiege, die getrost der Unendlichkeit der seelenlosen Welt entgegentreten und den Kampf mit ihr aufnehmen könnte. Einer Gleichsetzung der Stimmung mit einer seelischen Innerlichkeit, einem Beisichselbstsein der Seele ist entgegenzuhalten, daß es in Wahrheit keinen größeren Gegensatz gibt als bloße Stimmung und seelische Tiefe, als die in innerer Unendlichkeit wurzelnde Persönlichkeit und der bloße Stimmungsmensch mit seinem unsteten und abhängigen Hin- und Herschwanken.

So ist auch die vom Subjektivismus behauptete Unabhängigkeit und Überlegenheit des Individuums gegen die gesellschaftliche Umgebung nicht mehr als Meinung und Schein. Denn was sich davon in diesen Zusammenhängen bietet, ist weit weniger ein Beisichselbstsein des Lebens und eine unbeirrte Verfolgung eignen Weges als die Neigung, das Gegenteil dessen zu sagen und zu tun, was der Durchschnitt der Umgebung tut. Aber es ist leicht zu sehen, daß das Leben dabei durchaus an die Umgebung und ihr Niveau gebunden bleibt, daß eine solche Paradoxie nichts anderes ist als eine andere Art der Abhängigkeit, eine indirekte Abhängigkeit. Gegen das Streben des Subjektivismus, der Individualität mit ihrer Unvergleichlichkeit freie Bahn zu schaffen, läßt sich schwerlich etwas einwenden; schade nur, daß Absicht und Ausführung verschiedene Dinge sind, und daß der Subjektivismus das, was das Allerschwerste ist, als etwas Leichtes und Selbstverständliches vorauszusetzen pflegt, nämlich die Individualität selbst. Ähnlich wie der Sozialismus sich von der Hinwegräumung äußerer Hemmungen ein sicheres Emporsteigen des Lebens verspricht, so erwartet der Subjektivismus ein herrliches Aufblühen einer unerschöpflichen Individualkultur, wenn nur die Satzungen wegfallen, womit die Gesellschaft das Individuum bedrückt und beengt. Aber wie steht es denn in der Wirklichkeit der Dinge? Sind die Menschen durchgängig so voll geistiger Regung, daß dieser nur die Tür zu öffnen wäre? Bedeutet ferner, was sich an Besonderem bei den Einzelnen findet, schon eine Individualität, die irgend einen Wert hätte und den Mittelpunkt des Lebens zu bilden verdiente? Wie verschwommen und wie unausgeglichen

ist gewöhnlich der seelische Stand des Menschen, wie sehr vermengt sich hier Höheres und Niederes, ja Edles und Gemeines! Soll dies Chaos miteinander entfaltet und als Entwicklung einer Individualität gepriesen werden? In Wahrheit gehört zu einer echten Individualität eine innere Einheit, und die Ermittelung und Durchsetzung dieser ist keine bloße Gabe der Natur, sondern ein Werk geistiger Arbeit, verlangt sie doch eine energische Konzentration des Lebens, eine Zurückdrangung des Gleichgültigen, eine Verbindung des Mannigfaltigen, oft auch eine Überwindung starker Widersprüche. Wie schwer haben eben die hervorragendsten Individualitäten, haben Männer wie Luther, Kant, Goethe sich selbst, d. h. die Höhe ihres Wesens, den Punkt ihrer Stärke gefunden, wie sehr war ihnen selbst ihre echte Individualität ein Problem und ein Gegenstand heißesten Kampfes! Wie soll sich aber eine derartige Arbeit, ein derartiges Zusammenschmieden und Erhöhen des Lebens von der flachen und flüchtigen Stimmung aus finden? Ja, wenn es, um die Menschen zu selbständigen Individuen zu machen, genügte, sie dafür zu erklären, dann wären wir weiter als wir es leider sind.

Das neue Leben sollte nicht bloß selbständig, unabhängig und individuell, es sollte auch kräftig und groß sein; kann ihm wohl solche Kraft und Größe die bloße Entwicklung und Pflege der Stimmung, der freischwebenden Zuständlichkeit geben? Wohl kann die freischwebende Stimmung sich in der eignen Meinung himmelhoch über alle Welt hinausheben und die vermeintliche Unabhängigkeit zu einem überlegenen Kraftgefühl steigern, aber wiederum wird nur die Vorstellung der Kraft, ein Schein der Kraft, nicht eine wirkliche Kraft erreicht. Bloße Stimmung und echte Kraft bilden einen unversöhnlichen Gegensatz. Alles Fixieren und Ausbilden der Stimmung mag das Leben verfeinern, es wird es zugleich verweichlichen und verflüchtigen; Kraft entwickelt sich und wächst nur im Ringen mit Widerständen, sei es draußen, sei es in der eigenen Seele; einen kräftigen Charakter wird das Leben nur da gewinnen, wo eine aktive Geistigkeit anerkannt wird, die dem Befunde der Wirklichkeit, vornehmlich dem der eignen Seele, von sich aus Maße und Ziele vorhält und ihn gemäß den daraus erwachsenden Forderungen zu gestalten unternimmt. Der ästhetische Subjektivismus aber versteht, wie wir sahen, das Geistesleben vornehmlich rezeptiv und kontemplativ, als ein Aufnehmen, Widerspiegeln und Genießen einer vorhandenen Wirklichkeit, so konnte er es mit dieser eng verquicken, ja völlig zusammenrinnen lassen; aber er nahm ihm zugleich die Kraft des Erweckens und Erhöhens, die Kraft eines selbständigen Aufbaues und eines sicheren Aufstieges.

Ein aristokratischer Charakter, die Scheidung eines exoterischen und eines esoterischen Kreises, war von alters her einer künstlerischen Lebensanschauung eigentümlich, und es ist die dabei angerufene Tatsache unbestreitbar, daß nicht nur in der Kunst, sondern in allem geistigen Schaffen nur wenige schaffend oder nachbildend auf der Höhe stehen, daß echtes Schaffen immer im Gegensatz zum Durchschnitt erfolgt, daß es mit der Bindung an diesen tief herabgesetzt, ja innerlich zerstört würde. Aber das ist ein Gegensatz zwischen geistigem Schaffen und menschlicher Lage, nicht ein Auseinanderreißen der Menschheit in zwei Lager; in Wahrheit haben von der Größe weniger die wirklichen als die ihrer Meinung nach Großen Gerede gemacht. Denn das echte Große war viel zu sehr erfüllt von den Forderungen der Sache und von dem Ungenügen des Menschen, als daß es hätte zur reflektierenden Selbstbespieglung, zu einem eitlen Selbstgenusse des Individuums kommen können; ihm ließ die Unendlichkeit der Aufgabe, an der es sich maß und nicht an anderen Menschen, auch die höchste Leistung als unzulänglich erscheinen. Nur weil der Subjektivismus keinen Zwang der Sache, keine inneren Notwendigkeiten kennt, und weil er den Menschen nur am Menschen zu messen vermag, muß er die unverkennbare Distanz echtgeistiger und bloßmenschlicher Kultur in einen Unterschied zweier Klassen von Menschen verwandeln und kann er sich berechtigt glauben, von seinem Standort auf andre Menschen herabzusehen, als bewirke das bloße Bekenntnis zu seinem Programm schon eine Erhöhung des Wesens.

Mit dem Verlangen der Kraft verbindet sich hier eng das Unternehmen, das Leben ganz ins Positive zu wenden, rasch und direkt zu voller Lebensbejahung zu schreiten. Sofern es dabei bloß eine Abweisung kleiner und zager Denkweise, eines Sichduckens und Kleinmachens, eines Zurückscheuens von allem großen und schweren Beginnen gilt, sei das freudig anerkannt. Aber die Sache liegt wohl nicht ganz so einfach wie es jenem Gedankengange scheint. Auf eine schließliche Bejahung des Lebens kann im Grunde keine geistige Bewegung verzichten, welche die Menschheit gewinnen will; selbst die Systeme des völligen Pessimismus und einer absoluten Verneinung, wie z. B. der ursprüngliche Buddhismus, konnten weitere Kreise nicht erobern, ohne jenes Nein zu mildern und in ein Ja umzubiegen. Das aber ist die Frage, ob nach dem, was die Menschheit erfahren und erlebt hat, eine rasche und unmittelbare Bejahung möglich ist, ob nicht vielmehr der Weg zu einem endgültigen Ja durch ein kräftiges Nein führt. Solange die Hemmung des Lebens nur von außen zu kommen, nicht in das Innere der Seele zu reichen schien, wie nach überwiegender

Denkweise des Altertums, konnte die entschiedenste Abweisung alles Leides, die stolze Umpanzerung der Seele gegen alles Leid als die Krone der Tugenden gelten. Aber das Altertum selbst hat in den Erfahrungen des Lebens solche Überzeugung nicht festhalten können, es hat das Leid wohl oder übel höher anschlagen und sich mehr mit ihm beschäftigen müssen, es geriet in Gefahr, allen Lebensmut einzubüßen, bis das Christentum neue Bahnen eröffnete. Wie immer man sich zu den Dogmen und den Einrichtungen des Christentums stellen mag, aus der Geschichte der Menschheit läßt sich nicht die Tatsache streichen, daß es unendliche Verwicklungen in der Seele des Menschen und in seinem Verhältnis zur Welt aufgedeckt und zugleich das Leid in den Mittelpunkt des Lebens aufgenommen hat, nicht um dabei zu verharren, sondern um es durch die Eröffnung einer Welt des Geistes und der Liebe zu überwinden. Das hat das Leben nicht leichter, sondern schwerer, aber es hat es zugleich auch größer, tiefer, innerlich bewegter gemacht; jede Lebensgestaltung, die nunmehr rasch über das Leid hinweggleiten, es frisch und fröhlich glaubt abschütteln zu können, verurteilt sich selbst zu einer unerträglichen Flachheit, wenn nicht Frivolität. Das Flache gewinnt leicht die erste Meinung der Menschen, wie sie überhaupt jede Denkweise willkommen heißt, die das Leben bequem macht und keinerlei Forderung stellt, aber die Probleme unseres Daseins und das Verlangen nach echtem, nicht bloß gemaltem Glück verbleiben, und vor ihrem Ernst erweist sich bald das Bequeme als flüchtig und nichtig.

Nicht anders steht es mit dem Verhältnis des Subjektivismus zum Problem der Moral. Das Verdienst einer energischen Bekämpfung konventioneller Satzung und äußerlichen Gebarens bleibt außer Frage, nur sollte dabei nicht vergessen werden, daß ein solcher Kampf auf dem eignen Gebiet der Moral und Religion schon von alters her geführt wurde, daß jederzeit die geistige Höhe dem Versuch der Menschen, ihren Satzungen und Einrichtungen eine absolute Gültigkeit zu erschleichen, kräftig widerstand. Der Subjektivismus aber begeht den Fehler, den geringen Stand, den die Moral beim menschlichen Durchschnitt erreicht, für ihr Wesen auszugeben und sich selbst damit den Sinn für alles zu verschließen, was in ihr an Tiefem und Großem steckt. Er vollzieht bei allem Gerede von Größe und Weite eine unerträgliche innere Einengung des Lebens, indem er den Menschen ganz an die Pflege und Entfaltung seiner eignen Zuständlichkeit bindet, das genießende Ich alles zu sich zurückziehen und bei sich festhalten läßt, alles aber, was diesen Kreis überschreitet, für ein bloßes Jenseits erklärt, konsequenterweise alle Hingebung an die Sache um der Sache willen, alles Sichselbstvergessen, alles Weit- und Neuwerden durch echte

Liebe für ein bloßes Wahnbild erklärt. Zugleich muß hier, wo der bloße Naturtrieb alles beherrscht, auch der Begriff der Verantwortung und der Schuld und mit ihm der Gegensatz von gut und böse zu einer Ausgeburt kleinmenschlicher Denkweise sinken, die das Leben unnütz erschreckt und einschüchtert. In Wahrheit hat die Menschheit den Stand eines bloß naturhaften Lebens überschritten durch die Ausbildung einer Selbsttätigkeit des Geistes, die sie innerlicher und freier zur Wirklichkeit stellt. Auch hier bildet das Christentum einen großen Abschnitt, man braucht sich nur die Lebensarbeit eines Augustin zu vergegenwärtigen, um die Abhebung echter Moral als des Ausdrucks einer neuen, in Freiheit gegründeten Welt von aller bloßen Pflege und Ausbildung natürlicher Triebe deutlich vor Augen zu haben. Der größte Denker der Neuzeit, Kant, hat das in neuer Form nur bestätigt. In diesen naturüberlegenen Zusammenhängen werden auch Verantwortung und Schuld zu einem Zeugnis der Größe, bringen sie doch zum Ausdruck, daß der Mensch ein selbständiger Mitarbeiter am Weltall wird und die Weltaufgabe als eine eigne auf sich nimmt, daß das Leben nicht bloß an ihm, sondern auch durch ihn erfolgt. Da neben der Freiheit und ihrer Welt die alte Welt des Gegebenseins beharrt und uns nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich festhält, so wird das Leben zu einem harten Zusammenstoß zwischen Höherem und Niederem, zwischen Freiheit und Schicksal, es muß mit so viel Verwicklung als höchst unfertig gelten. Aber eben damit erhält es zugleich eine unermeßliche Spannung und eben in seinen Hemmungen und Schmerzen läßt es die Selbsterhaltung und das Wohlbefinden des bloßen Subjekts tief unter sich. Wenn nun der Subjektivismus, in Mißachtung jener weltgeschichtlichen Bewegung, uns auf dieses beschränken möchte und uns, alle Scheidelinien verwischend, zu munterem Spiel aller Kräfte, zu frohem Genusse des Lebens aufruft, so ist das gar nichts anderes, als wenn man einem Menschen, der mannigfache und schwere Erfahrungen des Lebens durchgemacht hat, raten wollte, das alles leichten Sinnes von sich zu werfen und sich wieder an den Spielen der Kindheit zu vergnügen.

Ähnlich steht es mit dem Verhältnis von Geistigem und Sinnlichem, wie es der Subjektivismus gestaltet. Er widersetzt sich mit Recht einer mönchischen Verkümmerung, auch der konventionellen, oft heuchlerischen Geringschätzung des Sinnlichen, er verficht mit gutem Grunde sein Recht. Aber dem Sinnlichen sein Recht geben, das heißt nicht, es mit dem Geistigen als gleichwertig zu ungeschiedener Einheit zusammenrinnen lassen. Naivere Zeiten konnten nach einem vollen Gleichgewicht von Geistigem und Sinnlichem streben, mit wachsender Vertiefung des Seelenlebens aber ist eine

Scheidung erfolgt, die keine Mühe und Kunst einfach wiederaufheben kann; so wird nun entweder das Geistige dem Sinnlichen oder das Sinnliche dem Geistigen überlegen sein. Letzteres erfolgt unvermeidlich beim Subjektivismus mit seiner Verquickung von Geistigkeit und Sinnlichkeit, bei der auf alle geistige Aktivität und damit auf alle Selbständigkeit des Geisteslebens verzichtet wird; das Ergebnis ist kein anderes als eine Herabstimmung des Geistigen, eine verfeinerte Sinnlichkeit; eine solche aber kann leicht ins Raffinierte verfallen, sie ist wehrlos gegen ein Eindringen gemeiner Lust. Kann jemand ernstlich behaupten, daß wir uns heute gegenüber der Sinnlichkeit in einem naiven Stande befinden?

Hier wie bei den anderen Punkten liegt die Stärke des Subjektivismus besonders in der Kritik, sein verfeinertes Empfinden macht ihn besonders geeignet, die Mißstände überkommener Lebensgestaltungen deutlich herauszustellen. Sein positives Wirken aber steht durchgängig unter dem Widerspruch, daß er mit den Mitteln des nächstvorliegenden Daseins Aufgaben lösen will, denen nur ein selbständiges und selbsttätiges Geistesleben gewachsen ist; ein solches aber ist nur in Erhebung über jenes Dasein erreichbar. Mit der vom Subjektivismus unternommenen Projektion auf die Fläche des unmittelbaren Daseins mußten sich die an sich höchst notwendigen Ziele arg entstellen und verzerren; was ihm vorschwebte, das Beisichselbstsein, die Größe und die Positivität des Lebens, er konnte es nicht in Wirklichkeit, sondern nur in seiner eignen Meinung, nur in Bild und Schein erreichen, und er konnte diesem Schein eine leidliche Überzeugungskraft nur verleihen, indem er, ganz in der Art der anderen modernen Lebensgestaltungen, sich unvermerkt aus derselben überkommenen Denkweise und Kulturumgebung bereicherte, der er sich prinzipiell gegenüberstellt und deren treibende Motive ihm verschlossen sind.

So bietet er in Wahrheit nicht eine bloße und reine Subjektivität, sondern die Subjektivität auf dem Grunde eines reichen Kulturlebens, ohne das sie rasch in volle Leere verfallen würde, das sie aber nun und nimmer selbst hervorzubringen vermag; die subjektivistisch-ästhetische Lebensführung erweist sich damit als eine bloße Begleiterscheinung einer reifen, ja überreifen Kultur, ein selbständiges Kulturleben mit seiner Arbeit und seinen Opfern kann sie nicht erzeugen.

So den ästhetischen Subjektivismus abweisen, das heißt ebenso wenig die moderne Kunst und ihre Verdienste um das Leben angreifen, als die Zurückweisung des Naturalismus und Sozialismus eine Geringschätzung der modernen Naturwissenschaft und der gesellschaftlichen Arbeit der Neuzeit bedeutete. Im Gegenteil läßt sich sagen, daß wie der Naturalismus

keinen härteren Gegner hat als die moderne Naturwissenschaft, so auch die moderne Kunst mit ihrer gewaltigen Arbeit und ihrer mannigfachen Weiterbildung der Seele nicht in Übereinstimmung, sondern im Gegensatz zum ästhetischen Subjektivismus steht, wie denn wohl nie ein schaffender Künstler ersten Ranges einer ästhetischen Weltanschauung gehuldigt hat. Mögen im übrigen künstlerische Arbeit und ästhetische Weltanschauung bei den Individuen noch so sehr zusammenfließen, in der Sache bleiben sie geschieden, und keine Schätzung der Kunst kann die ästhetische Lebensanschauung rechtfertigen, welche das Leben unter harten Widersprüchen beläßt, durch die Ausführung ihren eignen Zwecken entgegenarbeitet, die weltgeschichtliche Entwicklung mißachtet und für das gehoffte Wesen nur Meinung und Schein bietet. Wie sollte daran das Leben einen Halt finden?

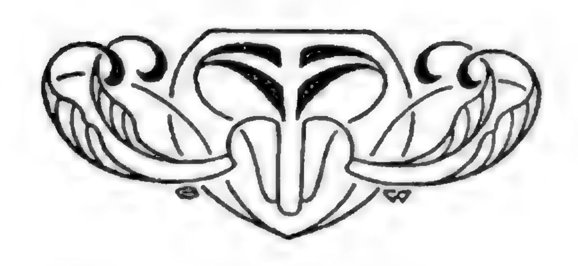
Mein Herz, der wilde Rosenstrauch . . .

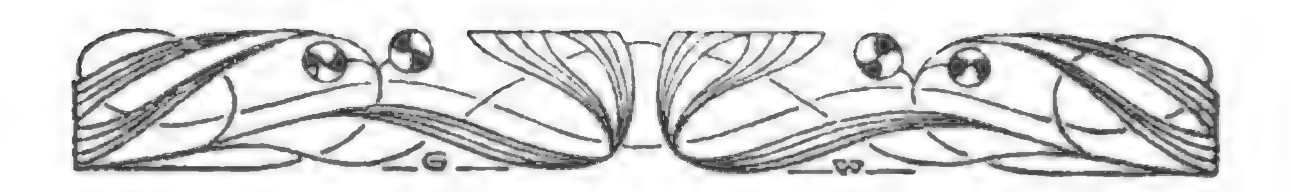
Das war des Frühlings warmer Hauch.
Mein Herz, der wilde Rosenstrauch,
Steht lichterloh in Blüten . . .

Und Sonne, Sonne drüberher . . .

Als wollte sie, was dumpf und schwer
Und wintertrübe auf ihm lag,
Nun immer mehr,
Und Tag für Tag,
Vergolden und vergüten . . .

Albert Sergel.





Das deutsche Volk und die auswärtige Politik.

Von

Karl v. Stengel.

Solange der Deutsche Bund bestand, konnte von einer einheitlichen auswärtigen Politik von Deutschland nicht gesprochen werden. Allerdings war der Deutsche Bund als „Gesamtmacht", wie sich die Wiener Schlußakte (Art. 35) ausdrückte, ein Subjekt des Völkerrechts und hatte als solches das Recht Krieg zu führen, das Recht Verträge abzuschließen, das aktive und passive Gesandtschaftsrecht usw. Wie bekannt hat aber der Bund, abgesehen vom passiven Gesandtschaftsrecht, von diesen Befugnissen so gut wie keinen Gebrauch gemacht. Der Deutsche Bund war eine viel zu lockere Zusammenfassung der deutschen Staaten, als daß er nach außen hin als eine Einheit hätte auftreten und eine einheitliche auswärtige Politik mit Nachdruck hätte verfolgen können. Nicht einmal auf wirtschaftlichem und handelspolitischem Gebiete war dies der Fall, da sich der Bund um die wirtschaftlichen und handelspolitischen Verhältnisse und Interessen von Deutschland nicht kümmerte, sondern die Wahrung dieser Interessen dem Zollverein überließ, in welchem denn auch Deutschland wenigstens bis zu einem gewissen Grade als eine Einheit auf wirtschaftlichem Gebiete zusammengeschlossen war und der daher auch in dieser Eigenschaft mit fremden Staaten Zoll- und Handelsverträge abschloß.

Im übrigen lag die auswärtige Politik in den Händen der Einzelstaaten, d. h. in der Hauptsache bei Preußen und Österreich, denn daß die Kleinstaaten keine auswärtige Politik treiben konnten, ist klar und auch die Mittelstaaten fielen für die auswärtige Politik nicht entscheidend ins Gewicht. Inwieweit Österreich und Preußen, namentlich aber Österreich dem Auslande gegenüber gesamtdeutsche Interessen vertraten und verfolgten, ist hier nicht zu untersuchen. Jedenfalls hing dies ganz von ihrem eigenen Ermessen ab.

Der Deutsche Bund hätte, auch wenn er gewollt hätte, eine die Gesamtinteressen von Deutschland wahrende auswärtige Politik gar nicht verfolgen können, weil ihm dazu die militärischen Machtmittel fehlten. Ganz

abgesehen davon, daß die Bundeskriegsverfassung höchst mangelhaft war, besaß der Bund vor allem keine Flotte. Ohne eine starke Flotte kann aber eine Großmacht und das wollte doch der Deutsche Bund sein, eine kraftvolle auswärtige Politik nicht führen, wenigstens ist dies nicht möglich, insoweit es sich um überseeische Interessen handelt, die zu allen Zeiten bei der auswärtigen Politik sehr ins Gewicht gefallen sind.

Infolge dieser kläglichen Zustände zu Zeiten des Deutschen Bundes waren die im Auslande lebenden Deutschen nahezu schutzlos und ebenso entbehrten die Interessen, vor allem die wirtschaftlichen Interessen, welche Deutsche im Auslande hatten, einer kräftigen Vertretung, denn nach beiden Richtungen konnte Schutz und Vertretung nur durch die Einzelstaaten gewährt werden, von denen wie bereits angedeutet, in dieser Hinsicht höchstens Österreich und Preußen in Betracht kommen konnten.

Seit der politischen und wirtschaftlichen Einigung der sämtlichen deutschen Staaten mit Ausschluß von Österreich im Norddeutschen Bunde, bezw. im Deutschen Reiche bildet nun Deutschland in politischer wie wirtschaftlicher, namentlich auch handelspolitischer Beziehung eine Einheit, so daß die Organe des Reiches berechtigt wie verpflichtet sind, dem Auslande gegenüber eine lediglich die gesamtdeutschen Interessen verfolgende Politik zu vertreten.

Daß auch den Einzelstaaten noch gewisse völkerrechtliche Befugnisse verblieben sind, wie das aktive und passive Gesandtschaftsrecht, das Recht fremden Konsuln das Exequatur für ihr Gebiet zu erteilen, ein beschränktes Vertragsschließungsrecht usw., fällt dabei nicht ins Gewicht, da weitaus die wesentlichsten Befugnisse, vor allem das Kriegsführungsrecht, das Vertragsschließungsrecht in Bezug auf die wichtigsten Materien ausschließlich dem Reiche zustehen und auf dem Gebiete der Weltpolitik und der Regelung allgemeiner Fragen des Völkerrechts für die einzelstaatlichen Regierungen nur insofern eine mittelbare Beteiligung möglich ist, als diese Angelegenheiten im Bundesrate zur Erörterung und Beschlußfassung kommen.

Im Gegensatze zum Deutschen Bunde ist das Deutsche Reich auch tatsächlich in der Lage, eine kraftvolle auswärtige Politik zu führen. Es ist nicht bloß auf dem Papier eine „Gesamtmacht", sondern in Wirklichkeit eine Großmacht nicht nur, sondern auch eine Weltmacht, die verlangen kann, bei der Regelung jeder wichtigen internationalen Angelegenheit zugezogen zu werden. Das Deutsche Reich besitzt eben die Machtmittel, die Interessen von Gesamtdeutschland, wie auch der Einzelstaaten und der einzelnen Reichsangehörigen in der ganzen Welt zu wahren und zu schützen.

Der jetzigen Generation kommt begreiflicherweise der in dieser Beziehung eingetretene Wechsel nicht recht zum Bewußtsein; wer aber noch die Zeit vor dem Jahre 1866 und die Entstehung des Norddeutschen Bundes und dann des Deutschen Reiches erlebt hat, der weiß, mit welchem Jubel von den Deutschen im Auslande das Hissen der schwarzweißroten Flagge und das Erscheinen der ersten deutschen Kriegsschiffe als Zeichen dafür begrüßt worden sind, daß die deutschen Interessen dem Auslande gegenüber von nun an kräftige Vertretung finden würden.

In der ersten Zeit nach der Gründung des Reiches lag der Schwerpunkt der auswärtigen Politik von Deutschland in Europa, im Vordergrunde standen die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Frankreich. Inzwischen hat sich aber das Feld, auf welchem die auswärtige Verwaltung des Reiches sich zu betätigen hat, ungemein erweitert. Vor allem trat eine Erweiterung und Vermehrung der Aufgaben der auswärtigen Verwaltung dadurch ein, daß das Reich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Afrika und in der Südsee, später auch in Ostasien Kolonien erwarb. Stellte die Verfolgung einer aktiven Kolonialpolitik schon an und für sich der Reichsregierung in der Organisation und Verwaltung der Kolonien neue und schwierige Aufgaben, so ergaben sich auch aus der Stellung des Deutschen Reiches zu den übrigen Kolonialmächten früher nicht vorhandene Beziehungen und Interessengegensätze, die gepflegt bezw. durchgefochten und gelöst werden mußten.

Der ungeahnte Aufschwung des auswärtigen deutschen Handels und die geradezu riesige Vermehrung der wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes in allen Weltteilen erweiterte abermals den Wirkungskreis der auswärtigen Verwaltung des Deutschen Reiches.

Dazu kommt noch, daß im Laufe der letzten zehn Jahre in der nordamerikanischen Union und in Japan zwei neue Großmächte sich Geltung verschafft haben und daß infolgedessen in der Weltpolitik insofern eine geradezu überraschende Veränderung eingetreten ist, als die politischen Verhältnisse in Europa gegenüber den Ereignissen in anderen Weltteilen, namentlich in Ostasien und Amerika, mehr und mehr zurücktreten, sodaß die auswärtige Verwaltung des Reiches die politische und wirtschaftliche Entwicklung in der ganzen Welt fortwährend mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen genötigt ist.

Hat diese Entwicklung, die sich im Laufe eines Menschenalters vollzog, die deutschen Staatsmänner, in deren Händen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten liegt, vor neue und schwierige Aufgaben

gestellt, so sah und sieht sich auch das deutsche Volk gezwungen, sich in neue Verhältnisse und Probleme hineinzuarbeiten und seinen politischen Horizont zu erweitern.

Solange es keine einheitliche deutsche Politik in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten gab, war das, was sich in fremden Staaten und namentlich in fremden Weltteilen zutrug, für das deutsche Volk mehr ein Gegenstand der Neugierde als des praktischen Interesses. In der ersten Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches stand aber zunächst die Ordnung und Regelung der inneren Verhältnisse des Reiches so sehr im Vordergrund der allgemeinen Teilnahme, daß dem gegenüber die Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten um so mehr zurücktrat, als im deutschen Volke die Überzeugung herrschte, daß die auswärtige Politik des Reiches durch Bismarck in der trefflichsten Weise geleitet sei. Als aber Deutschland Kolonien erwarb, die wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes in allen Weltteilen immer bedeutender wurden und das Reich gezwungen war, in allen Fragen der auswärtigen Politik nicht bloß, sondern auch der Weltpolitik Stellung zu nehmen, wurden von selbst die Blicke des deutschen Volkes mehr als früher auf die auswärtigen Angelegenheiten hingelenkt. Dazu kam, daß in verschiedenen Kreisen des deutschen Volkes — ob mit Recht oder mit Unrecht, mag dahingestellt bleiben — die Ansicht sich geltend machte, die Leitung der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches entbehre der Sicherheit und Zielbewußtheit wie zur Zeit Bismarcks und es fehle ihr daher die Autorität und der Einfluß, die sie in den ersten beiden Jahrzehnten nach der Einigung Deutschlands auszeichneten.

Im Gegensatze zu der Gleichgültigkeit, mit der man früher im allgemeinen Fragen der auswärtigen Politik behandelt hatte, trat nun eine gewisse Nervosität in dieser Beziehung zutage. Man nahm z. B. in den kriegerischen Konflikten, die sich in den letzten zwanzig Jahren in verschiedenen Weltteilen abspielten, wie im amerikanisch-spanischen Kriege, im Burenkriege, im japanisch-russischen Kriege, offen und entschieden, ja selbst leidenschaftlich Partei, ohne sich zu überlegen, ob eine solche Parteinahme nicht den deutschen Interessen schädlich sei. Man wollte, daß die Reichsregierung sich in alle möglichen Verhältnisse fremder Staaten und Völker einmische, und warf ihr, wenn sie dies nicht oder nicht in der gewünschten Weise tat, vor, daß sie die Interessen des deutschen Volkes nicht immer und nicht überall mit dem nötigen Nachdruck zur Geltung bringe. Unzweideutig zeigte sich dabei, daß in weiten Kreisen des deutschen Volkes noch nicht die Reife des Urteils und des Verständnisses vorhanden ist, um in Fragen der auswärtigen Politik und namentlich der Weltwirt-

schaft und Weltpolitik stets in einer dem nationalen Interesse entsprechenden Weise Stellung nehmen zu können.

Besonders auffallend ist dies freilich nicht, denn die richtige Haltung in Fragen der auswärtigen Politik ist bei jedem Volke im wesentlichen von zwei Voraussetzungen abhängig. Einmal muß sich das Volk als eine geschlossene Einheit anderen Völkern und Staaten gegenüber fühlen, sich seiner besonderen Interessen klar bewußt und gewillt sein, dieselben energisch zu vertreten. Sodann muß es durch langjährige Übung überhaupt die Befähigung erworben haben, Fragen der auswärtigen Politik von seinem Standpunkte aus zu würdigen. Beide Voraussetzungen finden sich namentlich beim englischen und beim französischen Volke, wobei es schließlich gleichgültig ist, daß gerade Engländer und Franzosen die Verhältnisse fremder Völker oft genug falsch beurteilen.

Im deutschen Volke, das nicht viel länger als ein Menschenalter politisch geeinigt ist, beginnt das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller seiner Teile, aller Staaten und Stämme erst allmählich zu entstehen und sich zu einem auf sicherem Grunde ruhenden Nationalbewußtsein auszubilden. Der Gegensatz zwischen Süd und Nord, die konfessionelle Spaltung und der mit beiden in Verbindung stehende Partikularismus, wie er sich namentlich in Bayern entwickelt hat, machen sich immer noch geltend. Dazu kommt noch, daß wir in Deutschland, wie das in dem Maße in keinem anderen Lande der Fall ist, in der Sozialdemokratie eine Partei haben, die geradezu das Bestreben hat, sich stets in allen Fragen der auswärtigen Politik auf die Seite der Gegner des Deutschen Reiches zu stellen, und daß auch die Ultramontanen, wie die Haltung des Zentrums in der Polenfrage nur zu deutlich beweist, immer noch geneigt sind, die nationalen Interessen gegenüber konfessionellen Rücksichten zurücktreten zu lassen.

Sodann fehlte dem deutschen Volke bis zur Gegenwart infolge seiner politischen Zerrissenheit die Möglichkeit, sich aktiv an der Kolonialpolitik und dem Welthandel zu beteiligen und sich hierdurch den weiten Gesichtskreis und das sichere Gefühl für die Verfolgung seiner wirtschaftlichen und nationalen Interessen zu erwerben, wie auch der einzelne im Auslande befindliche Deutsche, des nationalen Rückhaltes entbehrend, in der Regel gar nicht in der Lage war, die richtige persönliche Haltung dem Auslande und den Ausländern gegenüber einzunehmen.

Mit der politischen Einigung von Deutschland ist in diesen Verhältnissen ein völliger Wechsel eingetreten; es ist aber psychologisch nur zu begreiflich, daß sich das deutsche Volk in die gewaltige, rasch eingetretene

Änderung seiner politischen, nationalen und wirtschaftlichen Stellung nicht ganz leicht hineingefunden hat.

Was die Deutschen anlangt, welche sich im Auslande niedergelassen haben, so ist ja zweifellos deren nationales Selbstgefühl seit Gründung des Deutschen Reiches gewachsen, aber noch keineswegs in dem Maße, wie es wünschenswert und selbst notwendig ist, um sie dem deutschen Volkstum zu erhalten. Die im Auslande lebenden Deutschen sind immer noch zu sehr geneigt, in der fremden Nation, die sie umgibt, aufzugehen, ihre Sprache aufzugeben und ihr Deutschtum zu vergessen. Namentlich ist dies, wie bekannt, in Nordamerika leider eine nur zu häufige Erscheinung, der mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden muß. Denn es ist klar, daß der deutsche Einfluß in der ganzen Welt um so größer sein wird, je mehr die im Auslande lebenden Deutschen es verstehen, für sich und ihre Nachkommen ihre Nationalität zu wahren. Man braucht in dieser Beziehung bloß auf England und das Verhalten der Engländer im Auslande hinzuweisen. Während einerseits sehr häufig die im Auslande lebenden Deutschen des richtigen Nationalgefühls entbehren, kommen auch andererseits nicht selten Fälle vor, daß im Auslande lebende Deutsche ein übertriebenes Selbstbewußtsein zur Schau tragen und durch sei es berechtigte oder unberechtigte Kritik der fremden Staatseinrichtungen und fremden Nationalität Anstoß erregen und sich unbeliebt machen. Wie schädlich dies für die deutschen Interessen und namentlich für die wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes sein kann, ist in einem in den Nummern 18 und 19 der Deutschen Kolonialzeitung vom 5. und 12. Mai 1906 veröffentlichten Aufsatz von E. Voll „Weltwirtschaftliches Taktgefühl" in treffender Weise dargelegt worden.

Viel wichtiger natürlich als die Haltung und das Benehmen der im Auslande lebenden Deutschen ist es, wie die in der Heimat lebenden Reichsangehörigen in ihrer Gesamtheit Fragen der auswärtigen Politik beurteilen und behandeln. Leider ist dabei, wie bereits betont, die Tatsache festzustellen, daß das Nationalgefühl in Deutschland noch nicht so gefestigt und geklärt ist, daß das deutsche Volk in der Lage wäre, ähnlich wie z. B. das englische in der Beurteilung von Fragen der auswärtigen Politik vom Standpunkte des nationalen Interesses einheitlich und geschlossen aufzutreten und fast instinktiv das Richtige zu treffen.

Ganz abgesehen davon, daß die Sozialdemokratie geneigt ist, sich in Fragen der auswärtigen Politik grundsätzlich auf die Seite der Gegner des Deutschen Reiches zu stellen, so ist auch leider nur zu oft die Haltung anderer politischer Parteien, namentlich der freisinnigen Partei, keineswegs

immer einwandsfrei, denn gar zu oft haben sich die Organe politischer Parteien, z. B. bei von der Reichsregierung eingeleiteten Verhandlungen über den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Staaten, ungescheut auf die Seite des Auslandes gestellt, wenn sie glaubten, daß durch die geplanten Handelsverträge die Interessen derjenigen wirtschaftlichen Gruppen geschädigt wurden, zu deren Vertretung sie sich berufen fühlten.

Recht bezeichnend waren auch die wiederholten Verhandlungen, die im Reichstage sowohl wie im preußischen Landtage über die von der preußischen Regierung verfügten Ausweisungen von Russen, namentlich von russischen Juden gepflogen worden sind. Daß die Sozialdemokraten, bei denen selbstverständlich die deutsche Regierung dem Auslande und Ausländern gegenüber stets Unrecht hat und die sich überdies in einer geradezu komischen Verblendung als Juden-Schutztruppe betrachten, sich der ausgewiesenen russischen Juden annahmen, ist begreiflich. Aber auch der fortgeschrittene Liberalismus nahm die gleiche Haltung ein. Statt das Recht und die Pflicht der Regierung anzuerkennen, sich lästiger und auch gefährlicher Ausländer zu entledigen, statt froh zu sein, daß Deutschland von bedenklichen Elementen befreit wurde, für welche nicht einmal die eigenen Glaubensgenossen in Deutschland einzutreten in der Lage waren, nahm sich der Freisinn warm „der unglücklichen Opfer polizeilicher Willkür" an, — ein schlagender Beweis dafür, daß in manchen unserer Parteien zwar recht viel Doktrinarismus, aber sehr wenig nationale Empfindung und ebensowenig politisches Verständnis vorhanden ist.

Man wird ja wohl den Verhandlungen über die Russenausweisungen und den verfehlten Sympathiekundgebungen zu Gunsten der russischen Revolutionäre im Frühjahr 1905 keine besondere Bedeutung beilegen, weil sie von Parteien ausgingen, die entweder überhaupt von nationaler Gesinnung nichts wissen wollen oder für die auswärtige Politik niemals viel Verständnis gezeigt haben. Leider haben aber auch wiederholt nationalgesinnte und praktische Ziele verfolgende Vereine sich zu Bestrebungen und Kundgebungen verleiten lassen, die ebenfalls wenig Verständnis für praktische auswärtige Politik zeigten.

Es war dies z. B. der Fall, als vor einigen Jahren die „Deutsche Kolonialgesellschaft", veranlaßt durch einige jedenfalls sehr kurzsichtige, vielleicht auch interessierte Wortführer, der von England ausgegangenen Hetze gegen den Kongostaat sich anschloß und in verschiedenen Beschlüssen die Reichsregierung zum Vorgehen gegen die Regierung des Kongostaates aufforderte, obwohl es auf der Hand lag, daß durch ein derartiges Vorgehen nur die Geschäfte Englands besorgt worden wären. Es gibt eben

immer noch Leute bei uns, die ein gewisses Talent besitzen, sich für die Interessen fremder Völker, namentlich der Engländer, benützen zu lassen.

Diese Haltung der Kolonialgesellschaft in der Kongofrage wie auch manche anderen Vorkommnisse stehen im Zusammenhang mit einer anderen bemerkenswerten Erscheinung, nämlich damit, daß in der neuesten Zeit in verschiedenen Kreisen des deutschen Volkes, namentlich in nationalgesinnten Vereinen, in lebhafter Weise das Verlangen auftritt, das Deutsche Reich solle sich in alle möglichen Angelegenheiten des Auslandes einmischen und auf der ganzen Welt seine Macht und Bedeutung mit der äußersten Energie zur Geltung bringen. Im Zusammenhange mit dieser Richtung steht dann gewöhnlich eine abfällige Kritik der gegenwärtigen Leitung der auswärtigen Politik des Reiches mit dem Hinweise, daß das Reich gegenwärtig nicht mehr so angesehen im Auslande dastehe, wie zu Zeiten Bismarcks. Recht bedenklich war in dieser Beziehung vor einigen Jahren die Haltung des „Alldeutschen Verbandes", bis zu einem gewissen Grade auch der Kolonialgesellschaft, in der Marokkofrage, indem geradezu ein Einschreiten des Reiches in Marokko und womöglich umfangreiche Landerwerbungen daselbst verlangt wurden, während das vorsichtige Vorgehen der Reichsregierung in dieser Frage den herbsten Tadel fand.

Daß derartige Bestrebungen und Urteile auf einer völligen Verkennung der realen Verhältnisse beruhen, ist klar. Was zunächst den Hinweis auf Bismarck anlangt, so wird niemand bestreiten, daß Bismarck ein großer Staatsmann war, dem es unter Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten gelungen ist, Deutschland politisch zu einigen, und dem Deutschen Reiche nicht bloß in Europa, sondern in der ganzen Welt eine geachtete Stellung zu erringen. Aber zu seiner Zeit beschränkte sich der Wirkungskreis der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches im wesentlichen auf Europa, und zögernd hat bekanntlich Bismarck den Weg der aktiven Kolonialpolitik betreten, sicherlich in dem Bewußtsein, daß sich für das Deutsche Reich als Kolonialmacht neue, zunächst gar nicht absehbare Aufgaben und Reibungsflächen ergeben mußten. Seit dem Rücktritte Bismarcks von der Leitung der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches haben sich nun, wie bereits früher dargelegt, die Verhältnisse in der Weltpolitik sehr wesentlich verschoben, namentlich durch das Auftreten zweier neuer Weltmächte, ebenso hat das riesige Anwachsen des auswärtigen deutschen Handels die von der auswärtigen Verwaltung des Reiches im Auslande zu schützenden Interessen erheblich vermehrt, die auswärtige Politik des Reiches ist dadurch unzweifelhaft schwieriger geworden. Sicherlich wäre Bismarck auch in der Lage gewesen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, man darf aber doch

auch das, was die jetzt an der Spitze der auswärtigen Verwaltung stehenden Männer geleistet haben und noch leisten, nicht ungerecht beurteilen, zumal die allgemeine Stellung des Deutschen Reiches in den letzten zehn Jahren gegen früher nicht stärker, sondern eher schwächer geworden ist. Solange die auswärtige deutsche Politik es in der Hauptsache mit den Verhältnissen in Europa zu tun hatte, konnte das Deutsche Reich, gestützt auf ein gewaltiges Landheer und gedeckt durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn und die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, als Großmacht eine in jeder Hinsicht ausschlaggebende Rolle spielen, als Weltmacht mußte es sich seine Stellung erst allmählich erobern oder doch befestigen, zumal eine Kolonial- und Weltmacht über eine bedeutende Flotte verfügen muß, die Deutschland sich erst zu schaffen im Begriffe ist.

Gewiß ist auch das Deutsche Reich nicht bloß in der europäischen Politik, sondern auch in der Weltpolitik ein beachtenswerter Faktor, aber auf so gewaltige Hilfsmittel, wie sie England zur Verfügung stehen, kann die auswärtige Verwaltung des Deutschen Reiches sich nicht stützen. Infolgedessen ist sie gezwungen, bei ihren Maßnahmen mit entsprechender Vorsicht vorzugehen und jedes Abenteuer zu vermeiden, das die erworbene Stellung wieder in Frage stellen könnte.

Dazu kommt, daß Deutschland als Emporkömmling von Anfang mit Mißgunst und Neid betrachtet, umsoweniger auf freundliche Gesinnung bei anderen Völkern, namentlich bei seinen politischen und wirtschaftlichen Rivalen rechnen kann, je mehr es seine politischen und wirtschaftlichen Interessen in allen Teilen der Welt geltend zu machen bestrebt sein muß. Daß das Deutsche Reich nicht viele Freunde in der Welt hat, hat recht deutlich die Marokkokonferenz gezeigt, bei der die Reichsregierung in Verfolgung der berechtigten deutschen Interessen sich nur der Unterstützung von Österreich-Ungarn zu erfreuen hatte. Um sich zu überzeugen, wie Deutschland angefeindet wird, in welch' gehässiger Weise seine Politik allenthalben verleumdet wird, braucht man, wie in der sehr lesenswerten anonymen Schrift „Die deutsche Presse und die Weltpolitik" ausführlich dargelegt ist, nur einen Blick in die ausländische Presse zu tun, die von gehässigen Angriffen auf Deutschland und die deutsche Politik geradezu wimmelt. Daß bei dieser Sachlage die Reichsregierung in der auswärtigen Politik, die einerseits die Rechte und Interessen des Reiches und seiner Angehörigen kräftig zu vertreten hat, andererseits aber kriegerische Konflikte vermeiden soll, mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, liegt auf der Hand.

Diese schwierige Aufgabe kann die Leitung der auswärtigen Verwaltung befriedigend nur lösen, wenn sie sich bewußt ist, daß das Deutsche

Volk in seiner Mehrzahl geschlossen hinter ihr steht. Dabei kommt vor allem der Reichstag als gewählte Vertretung des Volkes in Betracht und zwar umsomehr, als heutzutage die Regierung einer Großmacht unmöglich auswärtige Politik lediglich von Kabinett zu Kabinett machen kann, sondern fortwährend in Fühlung mit der Volksvertretung bleiben muß, um in entscheidenden Augenblicken gestützt auf dieselbe mit Nachdruck auftreten zu können. Der Reichstag kann daher zweifellos verlangen, daß ihm der Reichskanzler über die auswärtige Politik des Reiches Rede und Antwort steht, wie andererseits der Reichskanzler das größte Interesse daran haben kann, vor dem Reichstage die von ihm eingenommene Haltung in Fragen der auswärtigen Politik zu rechtfertigen, die Ziele seiner Politik, soweit dies ohne Gefährdung nationaler Interessen möglich ist, klar zu legen und für dieselben die Zustimmung des Reichstages zu gewinnen. Unter diesen Gesichtspunkten könnte der Reichstag für die auswärtige Politik der Reichsregierung eine sehr bedeutsame Stütze bieten, aber freilich nur unter der Voraussetzung, daß die Mehrheit des Reichstags das richtige Verständnis für die nationalen Interessen Deutschlands besitzt und auch den Willen hat, dieselben ohne alle Rücksicht auf kleinliche Parteiinteressen zur Geltung zu bringen. Diese Voraussetzung ist aber leider im Deutschen Reichstage nur in sehr geringem Maße gegeben. Vor allem fehlt es an einer großen durchaus auf nationalem Boden stehenden Partei, die in der Lage wäre, in allen das nationale Interesse berührenden Fragen der auswärtigen Politik im Sinne dieses Interesses den Ausschlag zu geben. Dagegen sind im Reichstage zwei starke Fraktionen vorhanden, von denen die eine, die sozialdemokratische, bisher wenigstens noch keine Neigung gezeigt, die Reichsregierung bei Verfolgung nationaler Interessen dem Auslande gegenüber zu unterstützen, während die andere, das Zentrum, in Fragen der auswärtigen Politik und der Kolonialpolitik jedenfalls nicht als durchaus zuverlässig betrachtet werden kann.

Sind schon die unerquicklichen Parteiverhältnisse im Reichstage einer sachgemäßen Behandlung von Fragen der auswärtigen Politik im Reichstage nicht günstig, so lassen leider die Reichstagsverhandlungen über solche Fragen nur zu oft die Zurückhaltung vermissen, die die Parlamente in Bezug auf die auswärtige Politik beobachten müssen, wenn sie nicht ihr eigenes Land schädigen wollen. Da infolge dieser Verhältnisse der Reichstag nicht in dem Maße erzieherisch für das deutsche Volk wirkt, wie es der Fall sein könnte, ist es vor allem Pflicht und Aufgabe aller auf nationalem Boden stehenden Parteien und der nationale Ziele verfolgenden Vereine und ihrer Presse, das deutsche Volk über Fragen der auswärtigen Politik auf-

zuklären und darauf hinzuweisen, welche Interessen und Rechte Deutschland in fremden Ländern und Weltteilen zu vertreten hat, und in welcher Weise diese Interessen und die Machtstellung des Deutschen Reiches am besten gewahrt werden und welche Opfer zu diesem Zwecke zu bringen sind. Dabei müssen sich diese Vereine und Parteien stets der Pflicht bewußt sein, daß sie alles zu vermeiden haben, was geeignet ist, Mißtrauen im Auslande zu erregen und hierdurch der Reichsregierung Schwierigkeiten zu bereiten.

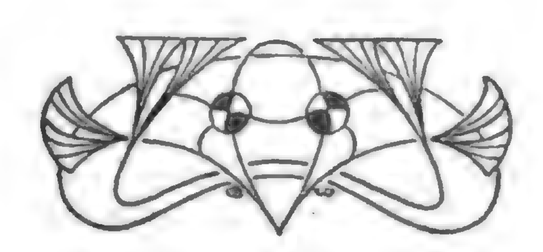
Außerdem sollte man endlich auch in nationalgesinnten Kreisen mit dem ewigen Nörgeln und Kritisieren gegenüber den Maßregeln der Reichsregierung in Fragen der auswärtigen Politik aufhören. Es macht einen recht peinlichen Eindruck, wenn selbst nationale Bestrebungen verfolgende Vereine ihrer Unzufriedenheit mit solchen Maßregeln in einer oft sehr drastischen Weise Ausdruck geben. Noch schlimmer ist, wenn sogar die Mängel und Schwächen unserer heimischen Einrichtungen, namentlich der deutschen Wehrkraft, dem Auslande gegenüber aufgedeckt werden, und einzelne Heißsporne nicht scheuen, den Wert der deutschen Flotte herabzusetzen, um für ihre Forderungen Propaganda zu machen und dem Reichsmarineamt Verlegenheiten zu bereiten. Gewiß sind die an der Spitze der auswärtigen Verwaltung und der mit derselben im innigsten Zusammenhange stehenden Heeres- und Marineverwaltung befindlichen Männer auch Menschen, die Fehler machen können. Es ist aber doch anzunehmen, daß im allgemeinen zu solchen Posten gewissenhafte, ihres Faches kundige Leute berufen werden, die in technischen und spezifisch fachmännischen Fragen sich mindestens so gut auskennen, wie ihre berufenen oder vielleicht auch unberufenen Kritiker. Was aber insbesondere die auswärtige Verwaltung anlangt, so ist dieselbe ein Gebiet der staatlichen Verwaltung, auf welchem ein jeder Zeitungsleser und Bierbankpolitiker mit Sachkunde mitsprechen zu können glaubt, während es doch klar ist, daß in Fragen der auswärtigen Politik nur diejenigen ein zutreffendes Urteil fällen können, die sich fortwährend praktisch mit denselben zu beschäftigen haben und zwar in einer Stellung, die es ihnen ermöglicht, in die oft verwickelten Beziehungen unter den maßgebenden Staaten einen Einblick zu gewinnen und hinter die Coulissen zu sehen, die gerade auf diesem Gebiete so viel verdecken.

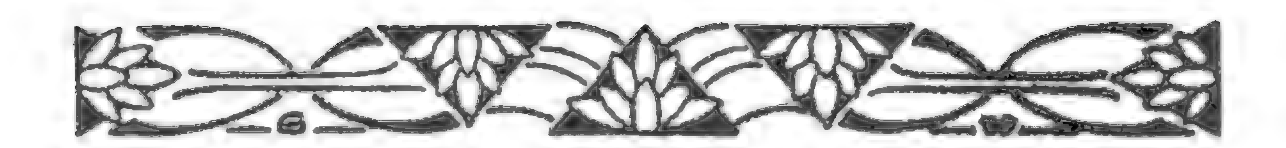
Es besteht daher hinreichend Anlaß für das deutsche Volk, in Bezug auf Maßregeln der auswärtigen Politik, der Heeres- und Marineverwaltung sich im allgemeinen auf den Standpunkt zu stellen, daß die vom Kaiser an die Spitze dieser Verwaltungszweige gestellten Männer das Richtige treffen werden, zumal ja dies bisher im ganzen und großen der Fall war. Aber selbst wenn Fehler gemacht werden, so entspricht es doch viel mehr dem

nationalen Interesse, dieselben mit Stillschweigen zu übergehen, als sie vielleicht in recht hämischer Weise der ganzen Welt kund zu geben. Vor allem aber ist es geboten, nicht voreilig zu urteilen; sehr häufig erscheinen Maßregeln der auswärtigen Politik dem Fernerstehenden auf den ersten Blick als fehlerhaft oder doch unverständlich, weil ihre Beweggründe aus naheliegenden Gründen nicht bekannt gemacht werden können, während sich später herausstellt, daß sie durchaus gerechtfertigt waren.

Wir haben noch recht viel in Bezug auf die auswärtige Politik zu lernen. Vor allem müssen wir uns stets bewußt sein, daß wir in der auswärtigen Politik nur deutsche Interessen zu verfolgen haben und daß wir uns hüten müssen, für fremde Interessen unsere Haut zu Markt zu tragen. Daraus folgt von selbst, daß wir Fragen der auswärtigen Politik mit der größten Nüchternheit zu beurteilen haben, wir dürfen uns weder durch Antipathien noch durch Sympathien in unserem Urteile bestimmen lassen. Wir dürfen ferner feindselige Kundgebungen anderer Völker weder zu tragisch nehmen, noch uns durch gelegentliche Freundschaftsbeteuerungen täuschen lassen, denn in der Politik geben schließlich doch die realen Interessen und die Machtverhältnisse den Ausschlag, nicht mehr oder minder künstlich hervorgerufene augenblickliche Stimmungen und Äußerungen wohlmeinender Männer.

Wir müssen endlich stets daran denken, daß Deutschland als aufstrebende Weltmacht eine ungemein schwierige Stellung hat, und daß daher das deutsche Volk und seine Vertretung alles zu vermeiden haben, was der Reichsregierung ihre Aufgabe, die deutschen Interessen in der ganzen Welt zu wahren, erschweren könnte. Im übrigen besteht, was die Haltung des deutschen Volkes in Bezug auf Fragen der auswärtigen Politik anlangt, kein Grund zu übertriebenem Pessimismus: Deutschland ist eine junge Großmacht und eine noch jüngere Weltmacht; es wird sich aber sicherlich in seine Stellung finden.





Waldgedanken.

Von

Fr. Lienhard.

Fromme Andacht, auf daß du besonnen werdest,
das ist dir, mein Bruder, wie der Pflanze die
Blüte und wie die Schönheit dem Meere.

Heinrich von Stein.

Ein dürftiger Himbeerstrauch, kaum ein paar Hände groß, hängt heiter am Felsen in Wind und Sonne, hat jetzt — Ende August — bereits angegilbte Blättchen und glüht doch darunter von zartroten Himbeeren. Dieser kleine Strauch in dieser einsamen Waldecke hat Aristokratie. Indem ich dankend seine Frucht in Empfang nehme, umstanden von weißblühendem Augentrost und langen Waldhalmen, komme ich mir diesem demütig-stolzen Spender gegenüber recht klein vor. Das hängt da in Wetter und Wind, macht keine Worte — hält aber schaukelnd dem seltenen Vorübergehenden seine wunderschön rote Frucht hin.

Das Rot der Himbeere ist eine der innigsten Farben, zumal im Spätsommer, wenn das noch schönere reine Himmelsblau über das stille Waldtal hereinhängt.

* * *

Wir haben in unserer Jugend „Waldfrauen" gesucht, Melusinen, Nixen, Feen, verwunschene Schlösser. Und wenn ich auf unserem Grenzgebirge ging, und französische Touristen mit ihren fremdartigen Gesichtern und ihrer anderen Sprache begegneten uns in jenen einsam hohen Waldungen um Noll, Narion oder Donon — es war, als kämen sie aus einer anderen Welt, jenseits des Sonnenuntergangs, der oft so starkglühend über den westlichen Bergen stand. Ein Grenzland bringt leicht eine Stimmung der Ferne hervor, besonders wenn die Grenze ein großer, wenig begangener Gebirgswald ist.

Später sucht man in der Liebe die Erfüllung jener Knabenträume. Täuschung auch dies. Vielmehr: auch die Minne nur Mittel, nicht Zweck. Das Schönste tragen wir selber in die Geliebte hinein; wir selber sind die Schaffer und Führer und müssen uns des Gängelbandes entwöhnen, auch des holden Gängelbandes der Minne. Der körperliche Mensch kann

schon im zweiten Lebensjahre gehen: der seelisch-sittlich-geistige Mensch braucht oft vierzig Jahre; und mancher lernt es überhaupt nicht.

Der reifende Mann sucht endlich Veredlung seiner selbst und der Lebensgemeinschaft, in die er gestellt ist. Nicht mehr jenseits der Sonnenuntergänge, nicht mehr jenseits der Geschlechtsgeheimnisse keusch oder lockend verhüllter Weiblichkeit — nein: hier und heute!

Jene Romantik ist zwar nicht verdunstet, sie hat sich vielmehr verschalt, verpanzert, sie glüht und wärmt heimlich in uns. Es singt und klingt in uns, wie ein Nachhall aus Ländern der Musik und der Schönheit.

* * *

Oft als Knabe quält' ich den Vater:
„Sage mir, Vater, lebt' ich nicht einst
Auf einsamem Schloß?
Spielt' ich nicht einst als Kind
Auf Felsenterrassen — und sah im Blütental
Ein tiefes Dorf?“
Lächelnd verneinte der Mann,
Der mein lieber Vater ist,
Verstand mich nicht.
Ich aber suchte das Schloß,
Ich suchte sehr oft den Fels
Und dahinter das Abendrot:
Das Goldtor in die Hallen der Götter!

Fand ich? . . .
Ich *werde* finden!
Mein *Leben* sei meine Burg!
Und geh' ich aus hoher Burg hinauf
In das höhere Licht —
So sollt ihr sagen:
Er *war* von Adel, und war ein Sohn
Des höchsten Königs,
Fremdling hinieden, doch tastete sich
Durch Irrtum hinauf in sein Königreich,
Mühsam heim in die Gottheit!

* * *

Kind und Held — das sind die zwei Grundzustände des Menschenlebens. Dort Idyll — hier Heroismus; dort Entwaffnung, Heiterkeit, Häuslichkeit — hier Panzer, Krieg und Ernst.

Der heroische Zustand ist ein Spannungszustand; doch muß man abrüsten können, wenn er wertvoll bleiben soll, und muß den Blick ausruhen lassen im Nahen und Kleinen. Ein Feuersalamander, der bei nassem Wetter schwerfällig über den Pfad kriecht, pechschwarz und hellgelb — eine behaglich langsame Schnecke, deren Fühler vor jedem Halm zurückzucken — eine Hummel, die in jede tiefe Blüte des rosenroten Fingerhutstengels eintaucht und sehr empört summt, wenn man den Eingang zuhält: sie sind Erzieher zum Kleinen. So bewegen wir uns zwischen Fern- und Nahblick, zwischen Schlachtfeld und Kinderwiese, und möchten weder dies noch jenes missen.

* * *

Anschauung oder Seele? Wo sich beides durchdringt, da ist der rechte Stil gefunden.

Wir sind vergewaltigt vom Brutalismus der Anschauung, von Anschauungsorgien. Von Frankreich her — Taine-Zola — hat sich dieser Terrorismus auch unserer deutschen Literatur bemächtigt. „Eine Menge Mönche traben ohne Strümpfe in Sandalen oder Schuhen durch den Kot; viele haben den schlauen Narrenkopf eines mit Polichinell gekreuzten Sokrates, die meisten sind wirklich Volk; sie stampfen mit ihren alten, abgetragenen Röcken einher und wiegen die Schultern wie Kutscher. Einer von ihnen beugte sich über seinen Balkon, um uns besser zu sehen, er war fleischig, dickbäuchig und pausbäckig, ein derber schlauer Kuttenträger, wie Rabelais sie schildert, der in seiner Wichtigkeit und seinem Fette thronte und einen anschaute wie ein neugieriges mißtrauisches Schwein" . . . Das könnte Zola geschrieben haben; aber es steht in Taines „Italienischer Reise" (1864).

Taines Kapitel über Florenz, Perugia, Assisi: „glänzend"! Nämlich: glänzend wird „das Milieu" gepackt, geschildert, gewaltsam unter Gesichtspunkte der Anschauung gepreßt. Verblüffend wird verallgemeinert und pointiert; es hört sich an, als wäre ganz Italien damals einer dauernden Halluzination unterworfen gewesen. Alles überraschend in den Wendungen, brutal im Unterton und — — „ohne Seele alles", wie Richard Wagner einmal mitten in Paris aufseufzt.

* * *

„Die Pharisäer legen euch Lasten auf, ich aber bin gekommen, euch von Lasten zu befreien; sehet die Blumen und Vögel und Kinder an, wie sie euer himmlischer Vater ernährt und erhält; trachtet am ersten nach dem Reich Gottes; das Reich Gottes aber ist Liebe; Kindlein, liebet

euch untereinander" — so entwickeln sich die Worte Christi. Das Prinzip der Vereinfachung feiert hier seinen erhabensten Triumph.

Er ist das Talent des kleinen Geistes, eine klare Sache wortreich zu verwirren; es ist die Begabung des Genies, eine wortreiche Verwicklung in Einfachheit aufzulösen. Dort das Bestreben, den Menschen als einen Sohn der Finsternis zu überführen, zu fangen, zu strafen; hier das Bestreben, den Menschen als einen Sohn des Lichtes zu entsühnen, aufzurichten, zu befreien. Dort Kälte, hier Liebe; dort der böse Blick, der in jedem document humain den Schurken entdeckt, hier der gute Blick, der in jedem Menschen den Gott sucht.

* * *

Kommt doch wieder, ihr kleinen Zwerge,
Kommt, ihr winzigen, drolligen Dinger,
Kommt doch wieder heraus in den Wald!
Pocht mit emsigem prüfenden Finger
Wieder an allem Gestein der Berge —
Schürft uns Gold heraus in den Wald!
Geh' ich vorüber, so will ich euch grüßen,
Zu euch sitzen und Mittag halten,
Mit Gespräch euer Werk versüßen,
Herzlich loben so emsig Schalten.
O kommt doch wieder, ihr Kleinen.
Und ruft auch die Elfen herbei,
Daß wieder den schauenden Reinen
Der Wald voll Völkchen sei!

* * *

Ich sitze wunderbar wohlig zwischen zwei Buchen in einer Lehnstuhlartigen, tief herabgelassenen Hängematte. Das liebe Licht fällt schräg in diesen wahrhaft feierlich hochstämmigen Buchenwald. Da ein feiner Dunst die Morgenluft etwas verdichtet, so nimmt sich der sonnebestrahlte Wald zur Rechten nahezu violett aus: hellgrün sind oben die Blätter, braunlicht unten die Sonnenplätze, und dazwischen die violette Luft um die grauen Buchensäulen her, alles voll Stärke, alles still und stolz.

In der Ferne dröhnt eine Eisenbahn, deren Weltgeräusch man hier nicht missen möchte. Im Tale hämmern sie fleißig in einer Sägemühle. Oben geht der Orgelton des Morgenwindes, schwillt an, braust vorüber, versäuselt, verstummt — Waldmusik. Und zu mir herunter tänzeln nur etliche Schauer und Hauche, die mich wie Grazien und Amoretten umspielen.

Ich lese des großen Königs Gespräche mit Henri de Catt — ein reizvoll fesselnd Werk, vergleichbar mit Eckermanns Goethebuch. Manchmal aber liegt das Buch auf dem nahen Boden; und Gedanken fliegen durch den Wald.

Dann sag' ich laut vor mich hin: „Wie wunderschön ist's hier oben, in dieser Morgenkirche, in dieser Lichthalle!“ Besonders von Osten her, wo durch die geräumig auseinanderstehenden Bäume ferne rötliche Dächer und Hügelfelder mehr zu ahnen, als zu sehen sind, fließt lieblich das Freilicht herein. Sein Grundton ist ein reines Blau. Und alles um mich her ist hoch, luftig, reinlich, endlos — und, trotz feiner Bewegung der Luft, unbeschreiblich ruhevoll.

* * *

Was für Freunde, was für viele Freunde! Lichtsuchender Efeu — Eulen, deren Feueraugen bei Nacht sehen — und das donnerdunkle Rauschen des alten, heiligen Bergwaldes. Stamm an Stamm, ein Heervolk! Und der Strahlenarm des Mondes langt grüßend herab — und Felsen lagern wuchtig im Moos, Greise, die von Jahrtausenden zu künden wissen! Was für Freunde!

* * *

Bleibt Poeten! Vernichtet nicht euer Heiligstes mit dem Giftwasser ätzenden Verstandes! Behaltet lieb die Stimmen der Waldeinsamkeit: denn das Herz tut sich nur dem auf, der sich zu sammeln weiß, und läßt in die gesammelte Stille Wundergestalten heraustreten und in das leisere Atemholen unaussprechlich zarte Stimmen. Lernt lauschen diesen Stimmen der Stille, diesen Hütern des Hains, diesen Geistchen der neckisch bewegten Waldeinsamkeit!

Es sind hunderttausend Nüchterlinge tagtäglich an der Arbeit, dies alles geschäftig zu vernichten. O ihr Wenigen, haltet Stand!

Willst du uns gut sein, unerforschliche Macht, so schick uns ein Herzensgenie — nein, keinen Menschen, denn sie leitartikelten ihn zu Tode: einen tausendfältigen Schwarm von Herzenserregern schick uns, eine träumeschaffende Schaar, beseligend und erschreckend, aufstörend aus der Nüchternheit des Alles-Erklärens, auf daß die Menschen wieder lieben und weinen lernen, auf daß die Menschen aus ihrer Verständelei wiederum an die Brust der Urmacht flüchten!

* * *

Die Brust des Weibes ist etwas rührend Heiliges — das Wunderbarste am ganzen holden Wesen dieser liebenden, empfangenden, bewahrenden, nährenden Wohltäterinnen der Menschheit: der Mütter. Quell des Lebens!

Weich und voll wie die gebogene Welle des Wildbachs, der sein Wasser über einen Stein wirft, so daß eine Rundung entsteht. Ich muß an einen Gebirgsbach denken, der Nahrung gibt, aus den Tiefen des Erdkörpers zusammenfließend. So fließt aus den Tiefen des weiblichen Organismus die Nahrung zusammen, die dem Menschen die erste und reinste Kraft gibt. Etwas Heiliges . . . Ein Extrakt und Destillat weiblicher Kräfte . . . Es gibt nichts Anbetungswürdigeres als eine junge Mutter, die lächelnd und keusch, träumerisch und innig auf das Kind herabschaut, das seine Nahrung aus der Mutter holt, mit dem Patschhändchen sich festhaltend am weißen Hügel, tapfer schluckend und vor Vergnügen glucksend.

Du großer, unergründlicher, Gewässer aufsammelnder und die Ebene nährender Wald, welch ein Wunder ist eine Mutter!

* * *

Ersetze mir, geheimnisvoll schaffende Urmacht, was ich ausgebe! Wir sind in Materie eingesponnen, wir kneten die Materie zu Gleichnisformen unserer Ideen. Wir entsaugen die Kraft dazu teils unserer Umgebung, teils aber unserem Körper. Der ist dann bisweilen müde, möchte Bäume streicheln und gewissermaßen ihre Elektrizität einsaugen, mit Kindern über den Rasen rollen, Weibliches umarmen und in langem Kuß wieder eintrinken den Stoff, den der Schaffende ausgegeben.

Eine wiederkäuende Kuh, behäbig auf der Wiese lagernd — solche warme Sattheit ist es, die wir dann brauchen. Dann tut es wohl, sich in Anschauung zu verlieren, gleichsam den Brunnen nachquellen zu lassen, in tiefer empfangender Ruhe. Denn die Luft, darin Geistmenschen atmen, ist dünn; die Lichtstoffe der Luft sind rasch verbraucht von Geisthungrigen, von Nimmersatten, die herdlos und weiblos dem Abendrauch der Kamine aus dem Wege gehen.

Ersetze mir, was ich ausgebe, Urelement, nächtliche Macht!

* * *

Lang schon bau ich an der Wasgaukante
Mir ein Luftschloß, abendüberglüht —
Auch für dich, du immer Unbekannte!

Manches Glück, das mir am Weg geblüht,
Ließ ich weinend: etwas in mir nannte
Solches Glück vermessen und verfrüht.

Keine Zeit fand ich zum Glücklichsein;
In mir baten Stimmen und Gestalten:
„Hilf uns in den klaren Tagesschein!“

Bis mein Werk an diesen Nachtgewalten
Ausgetan, will ich im Blachfeld halten:
Dann zieh' ich mit dir ins — Lichtschloß ein.

* * *

Nachts in den Vollmondschein schau' ich hinaus und sehe das Tal in einer neuen Beleuchtung. Der versinkende Mond legt die Schatten unseres Daches schwarz auf das Dach des Forsthauses. Der Wipfel des Kastanienbaumes ist voll kleiner Schatten; die Sägemühle steht gespensterhaft taghell, und ihr abgestelltes Rad rauscht mit totem Klang; der Wind läuft um die Schiefer der Wandverschalung herum, und das Tal steht blaß.

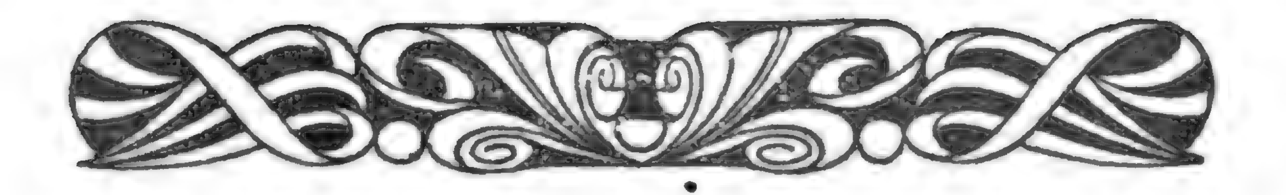
Dies ist das immer Neue der Welt: immer neue Beleuchtung, so daß keine Stunde der andern gleicht. Die Jahreszeiten laufen wechselfroh über das Erdrund; in immer neue Stellung drehen sich die fernen Gestirne und die nahen Schatten und Lichter.

So bewegt sich ununterbrochen der Kosmos. Welche Wanderung!

Bücherschau.

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Von Dr. Theodor Klaiber. Stuttgart 1905. Verlag von Strecker & Schröder. 142 Seiten. Preis Mk. 1.50.

Es hat eine Zeit gegeben, da das Schwabentum als eine geschlossene Macht in unserer nationalen Literatur eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Das war damals, als der um Uhland, Kerner und Schwab gescharte Dichterkreis blühte. Gemeinsame Merkmale, und zwar spezifisch schwäbische, unterschieden ihn von dem übrigen poetischen Deutschland, und Kerners Protest gegen eine solche Zusammenfassung und Gegenbehauptung, jeder von ihnen singe, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, enthielt höchstens eine halbe Wahrheit. Heutzutage kann nur noch von einzelnen Schwaben, nicht mehr von Schwaben als einer Einheit in der literarischen Bewegung die Rede sein. Das geht auch aus Klaibers Schrift deutlich hervor, obgleich den Beweis dafür zu liefern nicht ihr ausgesprochener Zweck ist. Sie zerfällt demnach in eine Reihe einzelner Charakterbilder, die dem Verfasser recht hübsch gelungen sind. Das Jahr 1871 macht einen tiefen Einschnitt. Die vor diesem aufgewachsene württembergische Dichtergeneration, Eduard Paulus und der jüngst verstorbene Karl Weitbrecht an der Spitze, hält den Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrecht und lehnt die modernen Bestrebungen ab. Das jüngere Geschlecht hat dagegen mit diesen Fühlung genommen und sucht außerhalb der Heimat emporzukommen. So als erster Cäsar Flaischlen und neuestens Hermann Hesse, Heinrich Lilienheim, Karl Gustav Vollmöller. Vergeblich wird man sich bemühen, zwischen diesen drei entschiedenen Talenten eine innere Gemeinschaft, wie zwischen den älteren schwäbischen Poeten zu entdecken. Das sind überhaupt keine schwäbischen Dichter mehr, sondern nur Dichter aus Schwaben. Daß sich aber Württemberger kräftig rühren, um in der modernen Literatur etwas zu leisten, ist immerhin schon freudig zu begrüßen. R. Krauß.



Die christlich-nationale Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von

Joh. Giesberts.

Selten hat sich eine Standesbewegung so schnell, so nachdrücklich und so bedeutungsvoll für unsere gesamten vaterländischen Interessen entwickelt, wie die moderne Arbeiterbewegung in Deutschland. Sie ist heute das brennendste Problem der Gegenwart, von dessen Lösung die Zukunft von Volk und Vaterland, die Gestaltung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organismus nicht zuletzt abhängt. Die Arbeiterbewegung kann nicht bloß nicht mehr ignoriert werden, sie muß vielmehr Gegenstand eifrigsten Studiums aller Volkskreise werden. Handelt es sich doch nicht um eine vorübergehende Bewegung kleiner Volkskreise, sondern um die Massenbewegung der Millionen Lohnarbeiter, die nach politischer und wirtschaftlicher Gleichberechtigung nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis streben. Dabei bewegt sich das Gros dieser Bewegung auf dem Boden der sozialdemokratischen Anschauungen, deren letzte Ziele im striktesten Widerspruch stehen mit der heutigen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung. Das rapide Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland verleitet schon heute vielfach zu recht pessimistischen Auffassungen über die künftige Entwicklung Deutschlands. Die große Frage ist: Wird es möglich sein, die moderne Arbeiterbewegung in ihrer Gesamtheit am letzten Ende doch in dem gegenwärtigen Organismus des Staates und der Gesellschaft einzugliedern, oder werden die Pessimisten Recht behalten, welche eine soziale Katastrophe für unausbleiblich halten? Ich lasse die Frage unbeantwortet, das Prophezeien auf diesem Gebiete ist gefährlich und nebenbei nutzlos. Wichtiger erscheint es mir, das Augenmerk auf diejenigen Erscheinungen in der deutschen Arbeiterbewegung hinzulenken, welche sich von dem breiten Strome des Sozialismus abzweigen und ehrlich versuchen, mit den heutigen Verhältnissen auszukommen, das heißt, dem Arbeiterstand im Rahmen unseres Volks- und Wirtschaftsorganismus eine selbständige Stellung zu erringen, auf die christlich-nationale Arbeiterbewegung.

Im letzten Hefte des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift hat Herr Veit Valentin die Verfassungsentwicklung in den englischen Gewerkvereinen geschildert. Was dort gesagt ist über die Voraussetzungen für die Entwicklung des Gewerkschaftswesens, trifft im großen und ganzen auch für unsere deutschen Verhältnisse zu. Die Arbeiterbewegung und insbesondere die Gewerkschaftsbewegung ist die natürliche Begleiterscheinung der industriellen Entwicklung. England hatte diese Entwicklung früher wie Deutschland und hatte deshalb auch frühzeitiger eine selbständige Arbeiterbewegung. In Deutschland ist die industrielle Entwicklung erst später eingetreten, und darum ist bei uns die Arbeiterbewegung um das gleiche Maß jüngeren Datums. Trotzdem entwickelt sich die Arbeiterbewegung in den beiden Ländern ganz verschiedenartig. Obschon die Begründer der sozialistischen Theorien, Marx und Engels, meistens auf der kapitalistischen und industriellen Entwicklung in England fußten, hat der Sozialismus in England am allerwenigsten Boden gefunden. Die Arbeiterbewegung in England war nur vorübergehend politisch und nur insofern, als sie das Ziel verfolgte, Licht und Luft und Freiheit für die Selbsthilfebewegung der Arbeiter zu schaffen. Umgekehrt war es in Deutschland. Bei ihrem ersten Auftreten bekennt sie sich sofort als eine politische Bewegung. Die Verwirklichung der sozialistischen Endziele sollen nicht die Frucht zäher gewerkschaftlicher und sozialer Reformbewegung sein, sondern das Resultat des politischen Klassenkampfes. Darum stand bei den deutschen Sozialisten von jeher als Ziel in dem Vordergrund die Eroberung der politischen Macht, vermittels deren die Gesellschaft nicht von innen heraus, sondern von oben durch die politischen Machthaber, die in diesem Falle die Sozialdemokraten sein würden, sozialisiert werden sollte. Wohl infolge dieser Tendenz der deutschen Arbeiterbewegung hat sich das Gewerkschaftswesen in Deutschland viel später entwickelt. Erst als sich die Verwirklichung dieses Zieles immer mehr hinausschob, gewann auch in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiter der Gedanke der gewerkschaftlichen Selbsthilfe einen breiteren Boden. Heute sehen wir klar. Trotz ihrer drei Millionen Stimmen ist die Sozialdemokratie jetzt und noch in absehbarer Zeit nicht im entferntesten in der Lage, die politische Gewalt an sich zu reißen. Die Lebenskräfte unserer bürgerlichen Gesellschaft sind stark genug und bleiben hoffentlich stark genug, um die utopistischen Ziele der Sozialdemokratie niemals zur Verwirklichung kommen zu lassen. Das Hauptinteresse der deutschen Arbeiterschaft hat sich deshalb in den letzten 25 Jahren auf die Gewerkschaftsbewegung konzentriert und hat diese zu einer Entfaltung und Blüte gebracht, wie

man es kaum jemals zu hoffen gewagt hat. Ich will hier nicht erörtern, inwiefern Herr Landgerichtsrat Kulemann recht hatte mit den Worten: „Die Gewerkschaften sind der Tod der Sozialdemokratie". Zweifellos hat die nüchterne, auf praktische Erfolge gerichtete Gewerkschaftstätigkeit auch auf die sozialdemokratischen Arbeiter ernüchternd gewirkt. Der beste Beweis dafür sind die zahlreichen Konflikte, die sich in den letzten Jahren zwischen den Führern der Gewerkschaften und den Führern der sozialdemokratischen Partei entwickelt haben. Das Wertvollste und Wichtigste jedoch ist für uns, daß sich neben der sozialdemokratischen eine neue Arbeiterbewegung entwickelt hat, die vor der Hand noch unscheinbar erscheinen mag, die aber zweifellos in sich die Kraft zur weiteren Entfaltung und zu weiteren Fortschritten trägt. Die christlich-nationale Arbeiterbewegung verdient die Aufmerksamkeit aller Volkskreise. Bedauerlich bleibt nur, daß sie so spät auf den Plan getreten ist; dafür trifft die christlichen Arbeiter wohl die wenigste Schuld, mehr die bürgerlichen Kreise, die leider sich viel zu sehr daran gewöhnt haben, jede Arbeiterbewegung unter dem Gesichtswinkel der Sozialdemokratie zu betrachten. Doch darüber will ich hier nicht rechten. Worauf es mir ankommt, ist die Entwicklung und den Stand der christlich-nationalen Arbeiterbewegung kurz zu skizzieren.

I.

Die christlich-nationale Arbeiterbewegung äußert sich in verschiedenen Formen, von denen wir zwei in der Hauptsache festhalten müssen: Die Arbeitervereinsbewegung und die christliche Gewerkschaftsbewegung. Daneben kommen Organisationen in Frage, die sich nicht zu einer dieser beiden Gruppen rechnen, aber ihrer ganzen Tendenz nach zu ihnen gehören.

Die älteste Erscheinungsform sind die konfessionellen Arbeitervereine.[1]) Ihr Ursprung reicht bis in die 60er Jahre zurück, und als die ältesten kann man wohl die katholischen Arbeitervereine bezeichnen, die sich als sogenannte christlich-sozialen Vereine Ende der 60er Jahre unter der Einwirkung der sozialpolitischen Schriften und Reden des hochseligen Bischofs von Mainz, Emanuel von Ketteler, entwickelten. Die damalige christlich-soziale Bewegung war keine ausgesprochene Arbeiterbewegung, sie war vielmehr eine Bewegung der Arbeiter und des Kleinbürgertums. Erst

[1]) Der Herr Verfasser beschränkt sich naturgemäß hier zumeist auf die katholischen Arbeitervereine, deren Arbeit ihm besonders vertraut ist. Wir brauchen nicht besonders hinzuweisen auf die erfreuliche, kraftvolle Arbeitervereinsorganisation, die entsprechend auf der evangelischen Seite bekanntermaßen besteht. Die Red.

später entwickelten sich aus ihnen auf katholischer Seite die eigentlichen Arbeitervereine, gefördert durch die kirchlichen Oberen und die Geistlichkeit. Sie stellten sich im wesentlichen religiös-sittliche Aufgaben nach dem Programm Kettelers. Die Arbeitervereine sollten Sammelpunkte sein für die Arbeiter. Aufklärung über die sozialistischen Ideen und ihre Verkehrtheit, Festigung der religiösen und sittlichen Grundsätze, Schulung und Bildung der Arbeiter waren ihre Hauptaufgabe. Der Kampf um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen gehörte nicht hierzu. Die Arbeitervereine zeigten auf evangelischer und katholischer Seite fast die gleichen Tendenzen, ohne daß eine Verbindung zwischen beiden bestand. Wenn auch die vorgezeichneten Aufgaben nach wie vor fortdauern, so haben trotzdem die Arbeitervereine, besonders in den letzten 10 Jahren, eine bemerkenswerte innere Umwandlung zu verzeichnen. War früher mehr der Fürsorgegedanke maßgebend, der Gedanke, dem Arbeiter ein liebevoller Helfer und Stützer zu sein gegenüber den vielfachen Gefahren, denen er ausgesetzt war, ihm durch Kassenwesen für die Tage der Krankheit und der Not einen Rückhalt zu geben, ihn festzuhalten bei den religiösen Ideen im Gegensatz zur Sozialdemokratie, so ist heute in den Arbeitervereinen die Idee der Verselbständigung der Arbeiter vorherrschend, d. h. die Arbeitervereine streben bewußt danach, nicht bloß etwas für die Arbeiter zu tun, sondern sie wollen die Arbeiter befähigen, für sich selbst etwas zu tun. Als Hilfsmittel zu diesem Ziele ist die Einrichtung der Unterrichtskurse getroffen, die speziell in katholischen Arbeitervereinen eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben. Die Unterrichtskurse sind bestimmt, die intelligentesten und tüchtigsten Arbeiter zu belehren und zu schulen, so weit dies bei Laien möglich ist, über die Zusammenhänge des Wirtschaftsleben, die Stellung der Arbeiter in der Wirtschaft, die berechtigten Ziele der Arbeiterbewegung usw. Auch bezüglich der religiösen Aufgaben begnügt man sich heute nicht mehr mit der Warnung vor der Sozialdemokratie, dem Betonen der eigenen religiösen Grundsätze, sondern die Arbeiter werden so geschult, daß sie imstande sind, der religionsfeindlichen Agitation draußen in der Werkstatt, in der Fabrik, im gesellschaftlichen Verkehr entgegentreten zu können. Die Folge dieser Verselbständigungsbestrebungen ist naturgemäß, daß auch die Arbeitervereine immer mehr die kleinbürgerlichen Elemente abstoßen, weil die beiderseitigen Interessen verschiedenartig sind. Auch die Form der Organisation hat sich bei den Arbeitervereinen geändert. Auf evangelischer Seite besteht der geschlossene Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands, der der ganzen Bewegung einheitliche Direktive gibt. Auf katholischer Seite ist eine solche Einheit-

lichkeit nicht vorhanden. Man unterscheidet hier drei große Verbände in Süd-, West- und Nordostdeutschland. Die beiden erstgenannten Verbände sind in ihren Bestrebungen einheitlich, während die letzte Gruppe, die ihren Sitz in Berlin hat, eine Sonderstellung einnimmt, auf die ich später noch zurückkomme. Zur Stärkung ihrer Position und Durchführung ihrer Vereinsaufgaben beginnen die Arbeitervereine in neuer Zeit eigene Sekretäre anzustellen, sogenannte Arbeitersekretäre, deren auf katholischer Seite heute ca. 40 vorhanden sind, während auf evangelischer Seite vielleicht ein Dutzend bestehen mögen. Es herrscht wohl kein Zweifel darüber, daß die konfessionellen Arbeitervereine in der ganzen deutschen Arbeiterbewegung eine außerordentlich wichtige Misson zu erfüllen haben. Ihnen liegt es im wesentlichen ob, die ideellen Fragen der sozialen Bewegung zu fördern, die Festigung der religiösen und sittlichen Grundsätze, die Stärkung des Familienlebens, die Weckung des Verständnisses für Kunst und Wissenschaft, die Förderung der vaterländischen nationalen Ideale im Gegensatz zu den Umsturzideen des Sozialismus sind so wichtige Momente, daß man nur bedauern kann, wenn vielfach gegenüber den Arbeitervereinen eine so große Gleichgültigkeit beobachtet wird. Umsomehr, als sich hier ein Tätigkeitsgebiet befindet, in dem auch die gebildeten Kreise mithelfen können durch Vorträge in den Vereinen, durch Mithilfe an der Durchführung der Vereinsaufgaben, die sozialen Gegensätze zu überbrücken.

Das gleiche gilt für die Gesellen- und Jünglingsvereine, die im wesentlichen gleichartige Aufgaben sich gestellt haben und aus deren Reihen der Nachwuchs für die christlich-nationale Bewegung kommen muß. Die Stärke dieser Gruppen beziffert sich schätzungsweise auf: Evangelische Arbeitervereine 130000, kath. Arbeitervereine 300000, kath. Gesellenvereine (aktive Mitglieder) 75000, evangelische Gesellenvereine ?, zusammen 405000.

II.

Die zweite, bedeutungsvollere Gruppe in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung sind die christlichen Gewerkschaften. Dieselben haben sich aus und neben den Arbeitervereinen entwickelt. Sie ergänzen die Tätigkeit der Arbeitervereine insofern, als sie als ihre Hauptaufgabe die bessere Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse betrachten, ohne deshalb jedoch die ideellen Aufgaben zu unterschätzen. Wir finden gewissermaßen eine Arbeitsteilung: für die Arbeitervereine die sittlichen, religiösen, nationalen Aufgaben, für die Gewerkschaften die wirtschaftlichen Aufgaben, Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse usw. Die christlichen Gewerkschaften illustrieren die Entwicklung der deutschen

Arbeiterbewegung in einer recht bemerkenswerten Weise. Der ursprüngliche Gewerkschaftsgedanke lautet auf die Formel: Der einzelne Arbeiter vermag gegenüber dem mächtigen Arbeitgeber nichts zu erreichen. Seine einzelne Arbeitskraft ist entbehrlich. Aber geschlossen in Vereinen als kompakte Masse, handelnd nach einheitlichen Direktiven, kann der Arbeiter seine Interessen zur Geltung bringen. Darum Organisation in Gewerkschaften möglichst geschlossen und einheitlich. Nach diesem Grundsatz ist in England und in Deutschland bei der Gewerkschaftsbewegung verfahren. Allerdings konnte die deutsche Gewerkschaftsbewegung schon bei ihrem Entstehen die Einheitlichkeit nicht durchführen. Der rein politische Charakter der deutschen Arbeiterbewegung gab Ende der 60er Jahre Anlaß zu einer Scheidung. Die Sozialdemokratie begründete ihre sozialistischen Gewerkschaften, und die damals politisch dominierende Fortschrittspartei gründete die sogenannte Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinsbewegung. Beide Bewegungen sind parallel nebeneinander gegangen, die Hirsch-Dunckerschen mit geringerem Erfolg (ihre Mitgliederzahl betrug 1905 117097), die sozialdemokratische Bewegung mit viel größerem Erfolg (ihre Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 1300000). Die Gründung der christlichen Gewerkschaften fällt in den Anfang der neunziger Jahre. 1894 bildete sich im Ruhrgebiet nach langen Kämpfen um die Form der Organisation unter den Bergleuten der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter. Ihm folgte bald die Gründung zahlreicher anderer Berufsgruppen, Textilarbeiter in Krefeld und Aachen, der Erzarbeiter im Siegerland, der Ziegler in Lippe. 1899 fand der erste Kongreß statt in Mainz, auf dem ca. 90000 christlich organisierte Arbeiter vertreten waren, vielfach noch zusammenhanglose Gruppen, innerlich mangelhaft ausgebaut, die Beiträge höchst niedrig. Der Mainzer Kongreß war also der erste Konzentrationspunkt der zerstreuten Gruppen. Seine wesentliche Aufgabe war, für die neue Bewegung Richtlinien festzustellen. Es geschah das durch die Aufstellung kurz gefaßter Leitsätze, in denen die Bewegung sich als eine christliche Gewerkschaftsbewegung bekannte, die jedoch interkonfessionell sein soll, d. h. das Zusammenwirken evangelischer und katholischer Arbeiter ermöglicht und ferner von jeder politischen Tätigkeit absieht, also reine Gewerkschaft sein will und endlich nicht wie die Hirsch-Dunckerschen die volle Harmonie zwischen Kapital und Arbeit proklamiert, aber den Ausgleich der Interessen als Ziel der Bewegung hinstellt unter Voranstellung der Grundsätze des Christentums.

Das bemerkenswerteste an der christlichen Gewerkschaftsbewegung ist, daß sie die Weltanschauung so sehr in den Vordergrund gestellt hat,

trotzdem ihre nächsten Aufgaben rein wirtschaftlicher Natur sind. Es war dies nicht zufällig und auch keine von langer Hand vorbereitete Aktion. Es lag vielmehr in der Natur der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung. Beherrschte bis dahin die Sozialdemokratie — mit Ausnahme der Hirsch-Dunckerschen Bewegung — vollständig die deutsche Arbeitschaft, so sehen wir bei Gründung der christlichen Gewerkschaften plötzlich eine neue Bewegung entstehen, die auf einer Weltanschauung basiert, welche der der sozialdemokratischen strikte entgegengesetzt ist. Wer mit an der Gründung unserer christlichen Gewerkschaften beteiligt gewesen ist, wie Schreiber dieses, wird mir bezeugen, daß unsere offene und bewußte Trennung von den sozialdemokratischen Gewerkschaften im wesentlichen aus zwei Momenten entsprang: erstens aus dem Umstande heraus, daß unsere christliche Überzeugung innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung nicht respektiert wurde, vielmehr die ganze Tendenz der Bewegung dahin ging, den Arbeitern die christliche Anschauung zu rauben, und zweitens aus dem Moment, daß der politische Klassenkampf, zu dem sich auch die sozialistische Gewerkschaftsbewegung bekannte, wohl geeignet war, die Arbeiter immer tiefer in Gegensatz zur staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung und zu den Arbeitgebern zu bringen, nicht aber eine Besserung der Lage der Arbeiter und eine gedeihliche soziale Reform anzubahnen.

Das wichtigste war zweifellos das religiöse Moment. Der Name christlich wurde jedoch nicht deshalb angenommen, um etwa eine bestimmte neue religiöse Bewegung ins Leben zu rufen. Es ist dies vielmehr so zu verstehen: Die christlichen Arbeiter evangelischer und katholischer Konfession schließen sich zusammen in Gewerkschaften, um wirtschaftliche Aufgaben, Verbesserung der Löhne und Arbeitsbedingungen, Durchführung und Förderung der sozialen Gesetzgebung anzustreben. Bemerkenswert ist ferner, daß die Bewegung von vornherein interkonfessionell war, trotzdem die Gegensätze zwischen den Konfessionen unter den Nachwirkungen des Kulturkampfes noch sehr scharfe waren. Zur Überwindung der konfessionellen Gegensätze innerhalb der Arbeiterschaft trug zweifellos das Klassen- und Solidaritätsgefühl der Arbeiter bei. Die Arbeiter sagten sich, die Berührungspunkte zwischen den beiden Konfessionen sind so zahlreich, daß sie eine genügende Basis abgeben, um gemeinsam zu wirken zur Verbesserung unserer Lage. In jüngster Zeit tritt in den christlichen Gewerkschaften die Weltanschauungsfrage auch in der Agitation mehr in den Vordergrund. Es ist dies erklärlich, wenn man bedenkt, daß gerade die sozialdemokratischen Organisationen

von jeher den schärfsten Kampf gegen die Bewegung geführt haben. Je mehr aber die letzteren die christlichen Organisationen der Arbeiterzersplitterung bezichtigen und sie bekämpfen, und dabei vor allen Dingen die Notwendigkeit einer Abtrennung von den sozialistischen Gewerkschaften aus religiösen Gründen bestreiten, um so mehr sind die christlichen Gewerkschaften gezwungen, ihre Position zu verteidigen, wobei ganz naturgemäß die Betonung der christlichen und nationalen Gesinnung in den Vordergrund tritt. Selbst Professor Sombart, einer der eifrigsten Anhänger der reinen Gewerkschaftsorganisationen und Befürworter der sozialistischen Gewerkschaften, mußte in seiner Begrüßungsansprache an den Breslauer Kongreß zugeben: „Sie (die christlichen Gewerkschaften) können ihre Interessenvertretung nicht anders zum Ausdruck bringen als in der Vereinigung der ganzen Weltanschauung, und weil sie eben an anderen Orten Deutschlands die Sozialdemokratie als Gewerkschaften vorfanden, deshalb mußten sie beiseite gehen und eine besondere Gewerkschaftsbewegung gründen ..... weil die Weltanschauung in den Mittelpunkt gestellt wurde, konnten sie mit den anderen nicht zusammengehen."

Die Folge der grundsätzlichen Sonderstellung der christlichen Gewerkschaften ist die letzte Ursache des heftigen Kampfes, den die Sozialdemokratie gegen sie führt. Sie sieht in dieser Bewegung eine Gefahr für die Geschlossenheit der proletarischen Bewegung, auf die sie allein ihre Zukunft baut. Für die christlichen Gewerkschaften ist es nicht leicht, sich dieser Gegnerschaft zu erwehren, sie sind im Verhältnis noch jung, müssen ihr ganzes agitatorisches Material heranbilden, sie haben nicht eine geschlossene politische Partei hinter sich wie die freien Gewerkschaften, sie müssen alle die Kinderkrankheiten, die jede junge Bewegung hat, durchmachen. Trotz alledem bricht sich die christliche Gewerkschaftsbewegung erfreulicherweise Bahn.

Neben dem christlichen interkonfessionellen Charakter der Bewegung ist bemerkenswert die Ausschaltung der politischen Tätigkeit. Auch die sozialdemokratischen Organisationen haben zwar statutgemäß überall die Beschäftigung mit religiösen und politischen Streitfragen ausgeschlossen. Es entspricht dies jedoch mehr taktischen Erwägungen, vor allen Dingen der Rücksicht auf die Vereinsgesetzgebung. In der Praxis sind die sozialistischen Gewerkschaften stets mit der sozialdemokratischen Partei durch dick und dünn gegangen und erklären sich auch heute noch als integrierenden Teil der sozialdemokratischen Bewegung, die mit daran hilft, die bürgerliche Gesellschaft zu beseitigen und durch eine sozialistische zu ersetzen. Anders bei den christlichen Gewerkschaften. Die Ausschaltung

der politischen Tätigkeit geschah in der Hauptsache aus zwei Erwägungen heraus. Erstens soll dadurch das Zusammenwirken der Anhänger verschiedener Parteien in der Gewerkschaft ermöglicht werden, dann zweitens aber fürchtet man den Einfluß von Parteiführern zum Schaden der Selbständigkeit und freien Selbstbestimmung der Gewerkschaften. Es ist nämlich einer der interessantesten Momente bei der christlichen Gewerkschaftsbewegung, daß sie eine rein selbständige Arbeiterbewegung darstellt. Die Anschauungen, die heute noch vielfach in der politischen Presse verbreitet sind, als stände die christliche Gewerkschaft unter dem Einfluß der Zentrumspartei oder der Geistlichen oder gar der Unternehmer, sind nach allen Richtungen hin haltlos. Im Gegenteil, die Führer der christlichen Gewerkschaften wachen ängstlich darüber, daß sich in ihrer Bewegung kein Einfluß zu gunsten irgend welcher parteipolitischen Bestrebungen geltend macht. In den Vorständen sitzen Arbeiter, die obersten leitenden Stellen sind alle von Arbeitern besetzt, alle Gewerkschaftsblätter, jetzt 24 mit einer Auflage von 260 000, werden von Arbeitern redigiert. Dieses Bedachtsein auf die Erhaltung der Bewegung als reine Arbeiterwegung schließt jedoch nicht aus, daß auch die indirekte Mithilfe anderer Kreise erwünscht ist. Daß z. B. die Präsides der konfessionellen Arbeitervereine und Gesellenvereine innerhalb ihrer Vereine die christlichen Gewerkschaften empfehlen, wird gewünscht und für notwendig gehalten, daß ferner die sämtlichen Vereine behilflich sind in der Schulung, Bildung und Heranziehung der Agitatoren, ist ebenfalls erwünscht und erklärt sich aus dem Hand in Hand arbeiten der Gewerkschaftsbewegung mit den Arbeitervereinen.

Auf dem letzten Kongreß der christlichen Gewerkschaften in Breslau ist vor allen Dingen die Stellung zur Politik besprochen worden. Irrtümlicherweise verbreitete man damals in der Presse die Nachricht, man habe dort die Gründung einer eigenen selbständigen christlichen Arbeiterpartei befürwortet. Das Gegenteil von dem ist wahr. Der Referent über das besagte Thema führte u. a. dazu aus:

„Gewiß könnte unsere immer mehr erstarkende christliche Gewerkschaftsbewegung den Hintergrund für eine solche politische Gruppe bilden. Aber was wäre damit praktisch erreicht? Mit einer Absplitterung von den jetzigen Parteien unter Bildung einer neuen politischen Arbeitergruppe würden wir nur erreichen, daß die jetzt bestehenden Parteien sich der Notwendigkeit überhoben fühlen würden, in Zukunft noch Ernsthaftes auf sozialem Gebiete zu leisten. Bleiben wir aber in den Parteien und arbeiten wir in denselben mit, suchen wir Verständnis für unsere Ideen bei den anderen Berufskreisen zu wecken, so ist uns der Erfolg viel eher gesichert. Schon vom Gesichtspunkte des praktischen Erfolges aus ist des-

halb die Absplitterung entschieden zu verwerfen, dagegen die intensive Mitarbeit innerhalb der Parteien und die Geltendmachung unserer berechtigten Wünsche dringend zu empfehlen. Außerdem ist es ein Grundirrtum, zu glauben, eine politische Partei ließe sich aufrecht erhalten allein mit einem sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Programm. Im öffentlichen Leben und im politischen Leben geben höhere Ideale den Ausschlag für die Zugehörigkeit zu einer Partei."

In diesen Sätzen ist die Stellung der christlichen Gewerkschaften zur Politik präzis und klar ausgedrückt.

Die nächste Frage ist, wie sich die christlichen Gewerkschaften die Erreichung ihrer gesteckten Aufgaben, Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse denken. Der natürliche Weg ist hier für sie wie auch für die anderen gewerkschaftlichen Organisationen gezeichnet: Formulierung der Wünsche, Vortrag bei den Arbeitgebern und Verhandlung darüber, event. bei der Nichtverständigung Anrufung von Vermittlungspersonen oder Einigungsämtern und als letzte Konsequenz die Arbeitsniederlegung. Hier unterscheiden sich die christlichen Gewerkschaften von den anderen Gewerkschaftsorganisationen nicht besonders. Die tatsächlichen Verhältnisse schreiben hier die Direktive vor. Es kommt aber wesentlich darauf an, von welchem Geiste diese Bestrebungen durchdrungen sind. Gehen diese aus von dem Gesichtspunkte des Klassenkampfes, der in dem Unternehmertum den absoluten Feind des Arbeiters sieht, dem der Gewerkschaftskampf nur ein Palliativmittel ist für die Verbesserung der Arbeitslage, mehr aber als ein Mittel gilt, sozialdemokratische Theorien zu verwirklichen, dann wird naturgemäß eine solche Bewegung keinen besonders praktischen Erfolg zeitigen können, vielmehr zu schweren Kämpfen und zur Verschärfung der Klassengegensätze führen. Die christlichen Gewerkschaften stehen auf diesem Standpunkte nicht. Sie erkennen die soziale Stellung des Arbeitgebers in der Wirtschaft an. Das Ziel ist bei ihnen nicht die wirtschaftliche Ordnung der Dinge selbst schließlich über den Haufen zu werfen, sondern ihr Ziel ist vielmehr, als gleichberechtigter Vertragsfaktor vom Arbeitgeber anerkannt zu werden, die Arbeits- und Lohnverhältnisse mit ihm in diesem Sinne festzusetzen, natürlich mit der Tendenz, möglichst günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erreichen.

In ihrer äußeren Konstruktion und ihrer Ausgestaltung sind die christlichen Gewerkschaften den Vorbildern gefolgt, welche sie vorfanden: große Zentralverbände für bestimmte Berufs- oder Industriegruppen (Verband der Holzarbeiter für alle in der Holzindustrie beschäftigten Arbeiter, der Bauhandwerker für alle Bauberufe usw.). Die einzelnen Berufsverbände erstrecken sich über ganz Deutschland. In einzelnen Orten

werden Zweigvereine gegründet, deren wesentliche Aufgabe darin besteht, Beiträge einzukassieren, Mitglieder anzuwerben, durch Versammlungen und Vorträge den gewerkschaftlichen Geist zu vertiefen usw. Die oberste Entscheidung in allen wichtigen Fragen liegt bei den Zentralvorständen, besonders die Entscheidung über Streiks. Die letztere ist wohl die schwierigste und kritischste Aufgabe. Es wird manchem neu sein, wenn ich sage, daß die Zentralvorstände nicht bloß keine Streiks inszenieren, sondern ihre schwere Sorge und Arbeit haben, die Zahl der Streiks zu reduzieren. Im Durchschnitt dürften die meisten Berufsverbände noch nicht den zehnten Teil der beantragten Streiks genehmigen. Nicht immer gelingt es den Vorständen, die Streiks zurückzuhalten, aber in dem Maße, wie die Disziplin und die Solidarität in den Organisationen wächst, in dem Maße wird ihnen diese Aufgabe erleichtert.

Zur Leitung der Geschäfte stellen die Gewerkschaften Beamte frei. Ohne freigestellte Beamte kann heute die Gewerkschaftsbewegung nicht recht funktionieren. Natürlich werden dazu die intelligentesten Arbeiter genommen, wenigstens für die verantwortungsvollen und führenden Stellen. Eine der wichtigsten Aufgaben ist hier, die rechten Leute an den rechten Platz zu schicken und geeignete fähige Kräfte herauszufinden und auszubilden.

Die einzelnen Zentralverbände sind wieder vereinigt in dem Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands (Sitz Köln). Die Aufgabe des Gesamtverbandes resp. des Vorstandes desselben ist, die Bewegung in großen Zügen zu verfolgen, zu vertiefen, zu verteidigen und vor allen Dingen entstehende innere Schwierigkeiten zu beseitigen. Als Organe funktionieren hier der Vorstand und ein Ausschuß, die beide als ausführende Person einen Generalsekretär bestellt haben. Eine Reihe von christlichen Gewerkschaften ist nicht dem Gesamtverband angeschlossen. Es sind dies wesentlich die Organisationen der Eisenbahner und Postbediensteten. Dieselben stehen auf der nämlichen Grundlage, beobachten aber naturgemäß in der Erreichung ihrer Ziele eine andere Taktik. Der Streik kommt bei den Eisenbahn- und Postbediensteten gar nicht in Frage, der immerhin bei den anderen Berufsverbänden eine erhebliche Rolle spielt.

Über die zahlenmäßige Entwicklung der christlichen Gewerkschaften sei hier kurz folgendes angeführt: Im Jahre 1898 betrug die Mitgliederzahl 82 290, sie steigerte sich von Jahr zu Jahr und beträgt gegenwärtig nach der jüngsten Statistik von 1905 265 035. Davon gehören dem Gesamtverband 188 106 an, während die außerhalb stehenden christlichen Verbände 76 925 Mitglieder zählen. Die Schwerkraft und die Kerntruppe

liegt im Gesamtverband. Das zeigt vor allen Dingen die Entwicklung der Kassenverhältnisse. Während 1901 die dem Gesamtverbande angeschlossenen Organisationen eine Einnahme hatten von 395 367 M., betrug dieselbe 1905 2 443 122 M. Die Ausgaben steigerten sich entsprechend von 209 533 M. auf 2 150 511 M. Der Kassenbestand stieg im gleichen Zeitraum von 335 086 M. auf 1 249 408 M. Die dem Gesamtverbande nicht angeschlossenen Verbände blieben mit ihren Kassenverhältnissen weit zurück. Ihre Gesamteinnahme betrug 1905 231 068 M., die Gesamtausgaben 273 043 M. Ihrer Zweckbestimmung nach verteilen sich die Ausgaben bei den christlichen Gewerkschaften im Jahre 1905 folgendermaßen:

	1905	1904
für Verbandsorgan	205 155	111 995
„ Streiks- und Gemaßregeltenunterstützung	1 000 320	133 262
„ Reise- und Arbeitslosenunterstützung	13 571	—
„ Sterbegeld	59 933	49 679
„ sonstige Unterstützungen	114 140	9 200
„ Rechtsschutz	45 457	18 974
„ Agitation	161 393	61 547
„ Gehälter	52 423	—
„ Verwaltungsausgaben	91 970	55 036
„ Bibliothek und Bildungszwecke	11 691	8 727
„ Beitrag an den Gesamtverband	20 795	14 187
„ Anteil der Lokalkassen	316 748	230 636

III.

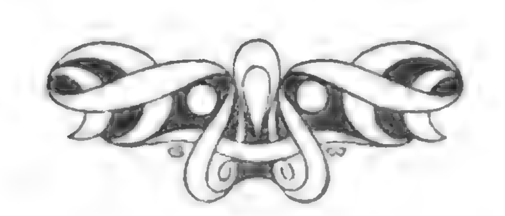
Ein Zusammenwirken der verschiedenen auf christlich-nationalen Boden stehenden Arbeiterorganisationen (Arbeitervereine, Gesellenvereine, christliche Gewerkschaften, neutrale Berufsverbände) fand zum ersten Male auf dem ersten deutschen Arbeiterkongreß in Frankfurt a. M. im Jahre 1903 statt. Der Erfolg war ein durchschlagender. Was man bisher nicht für möglich gehalten hatte, gelang: die verschiedenen Organisationen tagten friedlich zusammen, ohne daß ein Mißklang die Debatte störte. Seitdem ist auch eine engere Fühlungnahme der verschiedenen Organisationen im lokalen Kreise erfolgt, der sich ganz besonders bei den sozialpolitischen Wahlen zu den Gewerbegerichten, Krankenkassen, Wahlen zum Reichsversicherungsamt praktisch äußert. Es ist ohne weiteres klar, wenn die christlich-nationale Arbeiterbewegung, als deren Kernpunkt unzweifelhaft die christlichen Gewerkschaften zu bezeichnen sind, sich gegenüber dem erdrückenden Strom der sozialdemokratischen Bewegung halten will, so ist enge Fühlungnahme und brüderliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Organisationen unbedingt erforderlich. Es wird ja eine gewisse

Zeit zur gegenseitigen Angewöhnung bedürfen, bis eine geschlossene Aktionsfähigkeit erreicht ist. Bedauerlicherweise hat sich in den letzten Jahren auf gewerkschaftlichem Gebiete eine Spaltung gezeigt. Die katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands mit dem Sitz in Berlin haben als Ersatz für die christlichen Gewerkschaften katholische Fachabteilungen innerhalb ihrer Vereinsorganisation gegründet. Dieselben sind Gegner der interkonfessionellen Gewerkschaften, verwerfen den Streik wie überhaupt die Machtentwicklung der Arbeiterklasse zur Durchführung ihrer Ziele. Seitdem tobt in katholischen Arbeiterkreisen ein heftiger Kampf um das Gewerkschaftsprinzip, der leider stellenweise bedauerliche scharfe Formen angenommen hat. Wenn auch die Fachabteilungsbewegung praktisch kaum zu großer Bedeutung gelangen dürfte, so hat sie doch der Entwicklung der christlichen Gewerkschaften schweren Schaden zugefügt und in nicht unerheblichem Maße das einträchtliche Zusammenwirken aller nichtsozialistischen Organisationen erschwert. Der Ausgang dieser bedauerlichen Zwiespaltigkeit ist vorerst noch nicht abzusehen.

Man wird unwillkürlich die Frage aufwerfen, welche Aussichten die christlich-nationale Arbeiterbewegung haben wird; ist sie in der Lage, der sozialdemokratischen Bewegung einen Damm zu setzen und der deutschen Arbeiterbewegung neue Bahnen zu weisen im Rahmen der heutigen bürgerlichen Ordnung? Es ist dies schwer zu beantworten. Jedenfalls zeigen die christlichen Arbeiter eine außerordentliche Energie in der Verfolgung ihrer Ziele. Sie kennen keinen Pessimismus. So schwer und hart ihnen wohl der Kampf gegen die übermächtige Sozialdemokratie fällt, so mühevoll die Bestrebungen nach Besserung der Lage der Arbeiter ist, so sehr sie oft selbst in bürgerlichen Kreisen verkannt werden, die christlichen Arbeiter tragen in sich eine unversiegliche Hoffnungsfreudigkeit und Zielsicherheit. Vor allem bemerkenswert ist, wie in kurzer Zeit in dieser Bewegung intelligente Kräfte sich emporgearbeitet haben. Es ist bewundernswert, mit welchem Fleiß die Arbeiter an ihrer geistigen Fortbildung arbeiten. Nach hartem Tagewerk eilen sie in die Unterrichtskurse, um bis in die Nacht hinein mit ihrem Vereinspräses zu beraten, sich zu belehren und in der Rede zu üben. Und diese erfreulichen Erscheinungen berechtigen zu der Hoffnung, daß es der sozialdemokratischen Bewegung nicht mehr gelingen wird, die christliche Arbeiterbewegung nieder zu ringen.

Vielfach erhebt man gegen die christlichen Gewerkschaften den Vorwurf der Unklugheit und des Radikalismus bei ihrem Vorgehen. Wer jemals versucht hat, Arbeiter zu organisieren, sie zu bilden, sie zu einer höheren vernünftigen Auffassung der Dinge zu bringen, der wird für solche

Einzelerscheinungen gerne Nachsicht walten lassen. Es ist deshalb grundverkehrt, wegen Einzelerscheinungen die gesamte Bewegung verurteilen zu wollen, aber anderseits müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß auch die christlichen Arbeiter ihre Organisationen nicht als eine antisozialdemokratische Kampfestruppe betrachten, sondern als eine Bewegung, um die materielle Lage der Arbeiter zu bessern, ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu heben und zu einer gleichberechtigten mit den anderen Volksgruppen zu machen. Positive und praktische Arbeit ist ihre Hauptaufgabe. Wenn trotzdem die ganze Bewegung von der Sozialdemokratie mit einer Erbitterung und Aufwand von Mitteln bekämpft wird wie keine andere Volksgruppe, so liegt darin ausgedrückt, für wie gefährlich die Sozialdemokratie die christliche Arbeiterbewegung hält. Die bürgerliche Gesellschaft muß sich mit der Tatsache abfinden, daß die Arbeiter aus ihrer niedrigen gedrückten Stellung heraus wollen, daß sie im Rahmen der Gesellschaft ihren Platz reklamieren, wie ihn die Bauern an der Wende des achtzehnten und Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts, das Bürgertum in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erkämpft haben. Staat und Gesellschaft können aber nur gewinnen, wenn eine von christlichem und nationalem Geist getragene Arbeiterbewegung selbständig und gleichberechtigt in ihrem Organismus auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiete mitarbeitet.



Die Landflucht.

Von

Elisabeth v. Oertzen.

II.

Auch in diesem Sommer, wo es zudem gilt eine besonders gesegnete Ernte einzuheimsen, sind die Klagen über Mangel an Landarbeitern wieder häufig. Fast täglich hallt das Organ des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tageszeitung", davon wieder.

Nichts nahe liegender, sollte man meinen, als ein Zusammenschluß der Arbeitgeber zu dem Zweck, die Ursachen der Landflucht bis in die Einzelerscheinungen hinein zu ermitteln und sie durch gemeinsame Tätigkeit zu ihrer Beseitigung so viel wie möglich abzustellen. Mit einem Wort: die Hebung des ländlichen Arbeiterstandes sollte die Parole sein.

Wenn davon bisher als allgemeines, konservatives Programm oder in den Bestrebungen des Bundes der Landwirte nicht die Rede ist, so sind die Gründe leicht erklärbar.

Wo nicht besonders ungünstige örtliche Verhältnisse mitwirken, haben gerade die einsichtigsten, wohlwollendsten Herren am wenigsten unter der Landflucht zu leiden, und die Frage wird für sie zu keiner brennenden, keiner Existenzfrage. Neben der fluktuierenden Bevölkerung, die wohl in kaum einem Dorf fehlt, verfügen diese Herren über einen festen Stamm von Dauerfamilien, die sich vielleicht schon von Vater auf Sohn forterbten. Und ebenso traditionell ist das Band der Zusammengehörigkeit zwischen Herrschaft und Leuten, das sich auf der einen Seite in treuer Fürsorge und Anteilnahme, auf der anderen in hochachtendem Vertrauen ausspricht.

Als bei einer Generalkirchenvisitation in der Altmark eine Katechisation über das 4. Gebot abgehalten und die Frage gestellt wurde: „An wen wendet Ihr Euch denn zuerst, wenn Ihr einer Hilfe oder eines Rates bedürft?" — da kam zur Überraschung der auswärtigen Geistlichkeit aus den Reihen der feierlich aufgestellten Dorfjugend die bestimmte

Antwort: „An unsere Herrschaft." — „Man nich, Fräulein Linchen?" sagte eine junge pommersche Arbeiterfrau zu ihrer einstigen Mitkonfirmandin, dem Gutsfräulein, das ihr ihr erstes Kindchen wickelte, „wenn wir beid' allein sind, denn sagen wir uns du."

Solche Verhältnisse wünscht man natürlich zu erhalten und nicht neu zu gestalten.

Ein anderer Grund fällt ebenso ins Gewicht, um den Gedanken einer höheren Kultur der Landarbeiter nicht zu einem bahnbrechenden werden zu lassen.

Ohne Zweifel sind es die geistig Regsamen, die nach der Stadt ziehen, die Wohlhabenderen, die ihre Kinder etwas lernen lassen und sie in andere Berufe zu bringen suchen.

Die ländliche Fortbildungsschule, ihre Zwangseinführung, finden deshalb keine oder verschwindend geringe Unterstützung bei den ländlichen Arbeitgebern; die oft ungenügende Bildung, welche die Halbtagsschule vermittelt, wird gerade von dieser Seite am wenigsten bemängelt.

Denn den hellen Köpfen, den Bücherlesern, den Zeitungsabonnenten öffnet sich in der Ferne eine lockende Welt, die dem Stumpfen und Trägen verschlossen bleibt.

Jede Kraft will sich betätigen, jedes lebendige Organ sich auswirken, sonst stockt der Lebenssaft. Wo aber soll der intelligente Tagelöhner mit seiner Intelligenz bleiben?

Zu seiner Arbeit braucht er sie nicht. Hat sein unbegabter Mitarbeiter erst einige Routine gewonnen, so macht er seine Arbeit ebenso gut wie jener. Und selbst zugegeben, daß dies in einzelnen Fällen nicht zutrifft: der Ungeschickte wird — abgesehen von Akkordarbeiten — ebenso gut bezahlt wie der Geschickte. Es gibt kein Sichheraufarbeiten kraft der eigenen Intelligenz im Landarbeiterstand, es gibt keine gelernten Arbeiter, die auf höherer Stufe den ungelernten gegenüberstehen. Die vermehrte Erfahrung, die die Jahre mit sich bringen, nützt dem Landarbeiter nicht das geringste, — die Jahre nehmen ihm ja auch seine Kraft, auf die hier alles ankommt; statt sich herauf zu arbeiten, arbeitet er sich wieder herab und so mancher alternde Landarbeiter endet wie er angefangen: als Hofgänger. War er anfangs der seines Vaters, so ist er nun der seines Sohnes oder Schwiegersohnes. Der Gleichmütige sieht darin den natürlichen Wandel der Dinge, dem Regsamen erscheint dies Ziel nicht als das allein begehrenswerte.

Das Gefühl der demütigen eigenen Lage zeigt sich am deutlichsten in der Überschätzung alles Städtischen.

„Was ist denn aus Ihren Söhnen geworden?“ fragte ich eine sehr arme Witwe. Der jüngste arbeite in Stettin beim „Vulkan“, erklärte sie mit frohem Stolz, er sei ganz fein geworden und verdiene sehr viel Geld.

„Und der ältere, der so gute Anlagen zeigte?“ „Der? wat is der worn? — 'n Daglöhner, wiere nißt as 'n Daglöhner. Sei weiten ja ok, wat dat is!“

Der Vulkanarbeiter starb. Trotz des vielen verdienten Geldes hinterließ er seine blutjunge Witwe in bitterster Armut mit zwei sehr kleinen Kindern. Sie sitzt heute noch rastlos an der Nähmaschine, bis sie krank zusammenbricht und wenn sie sich etwas erholt hat, rafft sie sich auf und näht weiter.

Der „Daglöhner“ lebt. Wäre er aber gleichzeitig gestorben, so hätte er seiner Familie einen netten kleinen Besitzstand hinterlassen, eine Milchkuh, mehrere Schweine, Handwerks-, Arbeits- und Hausgerät, Nahrungsmittel für Mensch und Tier. Wenn es ihr allzuschlecht geht, unterstützt er seine arme Schwägerin aus seinem Vorrat mit einem Sack Kartoffeln, — obgleich er „wiere nißt is as 'n Daglöhner.“

In den Sommermonaten erhalten unsere Landarbeiterfamilien nicht selten Besuch von städtischen Verwandten. Müde Mütter mit erbärmlich blassen Kindern, die man sofort zwischen der derben rotwangigen Dorfjugend herauserkennen würde, auch wenn sie nicht anders als diese gekleidet wären. Aber mit ihrer hochdeutschen Sprache, ihren paar hellen Fähnchen, ihren Matrosenblusen und Sommerhüten bilden sie den Stolz der Gastgeber. Und wenn die armen Hungerleider nach Gewohnheit der Stadtleute zu prahlen anfangen mit den Herrlichkeiten, die sie in der Großstadt zu besitzen und zu genießen vorgeben, so wird ihnen alles geglaubt, und dem Tagelöhner liegt es fern, nun auch seinerseits das sehr viel solidere Hab und Gut vorzuhalten, über das er verfügt. Er blickt zu jenen auf wie zu sozial Höhergestellten, die es weiter gebracht wie er.

„Wi arme Lüd',“ so bezeichnen besonders die Frauen hierzulande sich und den ganzen Landarbeiterstand in unerfreulicher Demut. Einige dieser „armen Lüd'“ in unserem Dorf brannten jüngst ab. Als es nun der Versicherungssummen und sonstigen Beschädigungen wegen galt, das einzuschätzen, was sie verloren und noch besaßen, stellte sich heraus, daß diese noch jungen und kindergesegneten Familien es auf einen Besitzstand im Werte von 800—1000 Mk. gebracht hatten. Und es waren reale Werte, Broschen, Uhrketten, seidene Blusen und anderer unnötiger städtischer Tand waren nicht dabei. Ältere Familien, die sich selbst versichert hatten, ließen sich auf 1300—1500, ja 2000 M. einschätzen.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß es nicht auch bitterarme Tagelöhner gäbe, die durch Krankheiten oder durch Mißgeschick mit dem Vieh ohne Schuld in schwere Sorgen gerieten. Bleiben aber Mann und Frau fleißig und nüchtern, so werden sie sich wieder heraus und in eine gesicherte Lage hineinarbeiten können. Vielen genügt diese, andere veranlaßt sie zu neuem Wünschen und Vorwärtsdrängen. Und gerade dies sollte und könnte auch in der Heimat befriedigt werden.

Will der ländliche Arbeitgeber sich auch die berechtigt Strebsamen und geistig Regen erhalten, so muß er sie beizeiten herauszufinden, auszubilden und anzustellen wissen. Er wird, wenn ihre Gaben sie zu mehr befähigen als zu den regelmäßig wiederkehrenden Landarbeiten, sie in die höheren Posten der Monteure, Brenner, Schweizer, Inspektoren und Hofverwalter vorrücken lassen; er gewährt den Vorarbeitern, Vorknechten, Viehfütterern einen möglichst hohen Grad der Verantwortlichkeit und Selbständigkeit. Und wenn im Dorf ein reges Vereinsleben entstanden ist, so findet auch der ältere Mann, der im Berufsleben der jungen Kraft nachstehen muß, seinen Ehrenplatz, in dem seine Erfahrung ihm zustatten kommt. Freilich, von heute zu morgen läßt sich das alles nicht erreichen, jahrelange geduldige Vorarbeit gehört dazu.

Es ist schwer, hier praktische Einzelvorschläge zu machen, die Fülle des Stoffes läßt sie kaum zu, wenn man nicht gleich Bände schreiben will. Und wozu auch Eulen nach Athen tragen? Wer H. Sohnreys Zeitschrift „Das Land“ oder das von ihm und Ernst Löber herausgegebene, bereits rühmlich bekannte kleine Buch „Das Glück auf dem Lande“ liest, wird Anregung die Fülle, praktische Vorschläge zu ihrer Ausführung finden, und es bleibt ihm übrig das auszuwählen, was für die besonderen Bedingungen seines Ortes oder Landstriches am geeignetsten ist.

Und dann auf zu unermüdlichem Schaffen, zu dem jeder herangezogen werden kann, auch der jüngste Hofgänger!

Welch ander Bild gewinnt das Dorf!

An Stelle der übrigens im Osten Deutschlands nur sagenhaften Dorflinde, um die sich Jung und Alt vereinten, tritt der planmäßig eingerichtete Volksgarten mit seinen Spiel- und Turnplätzen, Bänken, Lauben und seinem Ausschank alkoholfreier Getränke. Die bisher an Sommersonntagen planlos Herumstreifenden, gelangweilt oder zu Unfug bereit, sind hier zu Spiel und Sport vereint. Hier wird die Sonntagszeitung vorgelesen, dort halten Männer eine Vereinssitzung, dort Frauen ihr Kaffeestündchen, dazwischen stimmt der Gesangchor seine Lieder an. Ausnahmsweise wird ein Vortrag gehalten, ein Fest gefeiert. Für gute

Ordnung sorgt der jeweilige Aufsichtführende, der das Recht des Ausweisens aus dem Volksgarten besitzt.

Wie köstlich kann so ein in frohgesinnter Gemeinschaft verlebter Sonntag auf dem Lande sein, wie wenig bietet, wie armselig und gehaltlos verläuft er meist!

Als winterlicher Sammelpunkt wird bekanntlich das Gemeindehaus empfohlen. Für die langen leeren Freistunden sind die vielgenannten Gemeindeabende und ihre anregende Vorbereitung am Platz und ein fleißiges Vereinsleben. Spar- und Darlehnskassen, Viehversicherungen, Konsum- und Verschönerungsvereine usw. werden gegründet und verwaltet und betätigen sich. Sie ziehen alle in ihren Kreis und fesseln sie mit leicht zu tragenden und doch festen Ketten an die Verhältnisse, an die Heimat.

Für die Jugend steht im Vordergrunde die Fortbildungsschule. Sie muß auf dem Lande obligatorisch werden; gerade hier, wo jede andere Bildungsgelegenheit fehlt, ist sie viel notwendiger als in der Stadt. Schon nach ganz kurzer Zeit haben die jungen Leute ihr bischen Wissen wieder vergessen, die hochdeutsche Sprache macht ihnen erneute Schwierigkeiten, 6 und 7 bildet, wie die Praxis bewies, für angehende Fortbildungsschüler schon ein schwieriges Rechenexempel, es wird ihnen schwer einer Predigt zu folgen, ein nicht ganz einfaches Buch recht zu verstehen. Zeitungsnachrichten werden oft völlig mißverstanden, der Horizont wird immer enger.

Welch Genuß, wenn er wachsen dürfte! Und dazu soll die Fortbildungsschule beitragen. Selbstverständlich muß sie den dörflichen Verhältnissen angepaßt werden, nicht zu rein geistig gehalten, sondern durch praktische Kurse in Handfertigkeiten, Gartenpflege usw., für die Mädchen durch Näh- und Kochschulen direkt vorbereitend sein für den künftigen Beruf.

Es winkt auch noch ein anderes Ziel. Die Ausgezeichnetsten der Fortbildungsschule gehen zur Volkshochschule über.

In Schleswig-Holstein wird jetzt die erste eröffnet, die zweite im nächsten Frühjahr. Andere werden, so hoffen wir, in schneller Folge auch in den anderen Provinzen errichtet werden.

Die Bauersöhne und Bauertöchter werden herbeiströmen, und wenn sie allein die Besucher der Lehranstalt bleiben, so führt ein neuer Schritt sie eine neue Stufe geistiger Errungenschaft über ihre einstigen Mitschüler, die abhängigen Arbeiter, empor und wieder stehen die Befähigten unter diesen verbittert dicht vor einer lockenden Höhe, die für sie auch erreichbar sein könnte und es doch nicht ist.

Daher tritt zugleich mit dem Entstehen der Volkshochschulen an die Großgrundbesitzer die Forderung heran, sie durch angesammelte Fonds,

Stipendien, Freistellen auch dem Bestbeleumdetsten und Begabtesten unter ihren jungen Arbeitern zugänglich zu machen, — die Fortbildungsschule muß sie dazu vorbereitet haben.

Und damit ist auf einmal der Jugend ein festes, greifbares Ziel gesetzt, das sie ablenkt von dem unruhigen Streben in die Ferne, das sie spornt, die träge ruhenden Kräfte anzuspannen, das ein schönes edles Streben in ihr erwecken wird.

Da wird die Ehrliebe erwachen, die der Tagelöhner dem Sprachgebrauch nach gar nicht, dem Begriff nach sehr wenig kennt.

Und erst durch diesen Begriff wird er befähigt für die höheren, die Vertrauensposten in seinem Beruf, die naturgemäß mit den Jahren ihm und nicht fremden Aufsichtspersonen zufallen sollen. Wenn aus einer großen Familie auch nur Einer so emporsteigt, nicht fern von den Seinen, nicht in oft trügerischem städtischen Glanz, nein, vor ihren Augen, ihr Stolz und ihre Freude, — wie hebt das Alle, wie belebt es die Liebe zum ländlichen Arbeiterstand, der so zur Förderung wurde.

Praktische Schwierigkeiten bieten sich kaum für den Einzelnen, wenn die besprochenen Einrichtungen sich erst genügend verbreitet haben werden. Der Unterrichtskursus der bekanntlich nach dänischem Muster eingerichteten ländlichen Volkshochschulen umfaßt für den Jüngling fünf Monate im Winter, für die Jungfrau drei Monate im Vorsommer, ist also durchaus zweckmäßig gelegt, denn gerade in dieser Zeit ist die eine oder andere Kraft wohl zu entbehren und kann direkt aus der Arbeit in die Lehranstalt und von dieser wieder in die Arbeit eintreten.

Der kürzlich tagende deutsche landwirtschaftliche Genossenschaftstag hat die Volkshochschule mit Freuden begrüßt und willkommen geheißen. Es ist aber bedauerlicherweise nicht davon die Rede gewesen, sie zur Hebung, Ausbildung und Seßhaftmachung der abhängigen Arbeiter zu benutzen.

Von agrarischer Seite werden die sogenannten kleinen Mittel meist unterschätzt, und wenn nicht starke gesetzgeberische Mittel — die übrigens sehr leicht zweischneidig wirken könnten — gegen sie angewendet werden, wird die Landflucht als unüberwindlich angesehen und erklärt.

Das lähmt, — während wir alles einsetzen, uns verbünden, uns gegenseitig ermutigen sollten, um uns dem unheilvollen Strom entgegen zu stellen.

Voran die Frauen und Töchter! Wir wollen nicht verkennen, wie viele von ihnen in erster Linie die Trägerinnen eines harmonischen Vertrauensverhältnisses zwischen Herrschaft und Leuten sind, wie viele mit persönlicher Hingabe unter diesen wirken.

Aber der große einheitliche Zug fehlt uns, das allgemein Selbstverständliche dieser Pflichten und die berufliche Ausbildung.

Wir gönnen der Schar der erwachsenen Besitzertöchter ihre Tennisspiele, Ritte, Ausfahrten, Wasserpartien und Nachbarbesuche, die Fülle all der Jugendfreuden, die auf dem Lande so besonders reich und natürlich erblühen. Aber das Gegengewicht dazu müssen treu erfüllte Pflichten an den Arbeiterfamilien geben und die Schulung hierzu sollte als zur Bildung unserer Töchter unerläßlich angesehen werden. Dann könnten wir unendlich viel mehr und viel Tüchtigeres leisten in Kranken- und Kinderpflege, im Anregen fruchtbringender Geselligkeit, im Leiten weiblicher Ausbildungskurse. Und dann dürfen wir weiter hoffen!

Wir hoffen, daß unter unseren Söhnen uns schon der, dessen wir bedürfen, erwächst, der Raiffeisen der abhängigen Landarbeiter, ja, mehr als das, der große Organisator, der sie durch Verbände und Genossenschaften untereinander und mit ihrem Arbeitgeber zusammenschließt, in ihren besonderen Bedürfnissen und Zwecken entsprechend auf christlich nationaler Grundlage.

Die Organisation der Landarbeiter liegt in der Luft. Die Sozialdemokratie nähme sie gern auf ihre Art in die Hand, aber noch entgleitet sie ihr und noch ist der Streit um die städtischen Arbeiter dringender und lohnender.

Auch aus dem Lager der christlichen Gewerkschaften heraus ist der Gedanke ausgesprochen worden, die Landarbeiter von dort aus zu organisieren, aber vorläufig nimmt das Ringen mit der Sozialdemokratie die Spannkraft völlig in Anspruch.

So steht sich Heerbann und Heerbann gewaltig gegenüber, neue Krieger werbend, bis auf die Zähne gerüstet zu einem Kampf, der von furchtbarer Bedeutsamkeit für unser Vaterland werden wird.

Und zwischen beiden die Millionen Landarbeiter, bisher eine politisch scheinbar tote, bewegungslose Masse ohne eigenes Urteil und Interesse. Und sie werden einst die Ausschlaggebenden sein!

Die Konservativen, der Bund der Landwirte, sie sollten diese Massen organisieren, zu eigenem, selbst empfindenden Leben aufrütteln und sie zu einem Kartellverhältnis den christlichen Gewerkschaften zuführen.

Nicht als gedankenloses Stimmvieh, das mit dem vorgeschriebenen Zettel in gleichgültigem Gehorsam zur Wahlurne zieht, sondern jeder Einzelne seine innelebende Gesinnung betätigend, als der am Bestehenden festhaltende seßhafte Landarbeiter, königstreu bis ins innerste

Herz, gottesfürchtig und kirchlich, in bescheidenen aber äußerlich geordneten Verhältnissen, gesund und kraftvoll an Leib und Seele.

Herrliche Weiten tun sich für uns und unsere geliebte Landbevölkerung vor unseren Augen auf. Aber wir brauchen uns nicht ins Uferlose zu verlieren. Jeder kann an seinem Teil an seine Arbeit gehen und zwar schon heut!

Denn es ist Zeit, die höchste Zeit.

Jede der ständig abwandernden urteilslosen Tagelöhnerfamilien vermehrt nach kurzer Zeit die Zahl der Unzufriedenen in der Stadt und verstärkt die Reihen der Sozialdemokratie. Es wäre das Härteste, was wir ihr antun könnten, wenn wir ihr zuvorkämen und ein Bollwerk der Vaterlands- und Heimatliebe, der Seßhaftigkeit und Zufriedenheit um unsere Arbeiter errichteten, das sich als eben so unübersteigbar erwiesen, wie dieselbe Gesinnung bei den ländlichen Besitzern, den großen und kleinen. Das wäre der entscheidende Schlag, der den Sieg des Zukunftsringens von vornherein unserer Seite sicherte und die feindliche Partei nie zur erträumten Herrschaftsstellung gelangen lassen würde.

Es kann auch anders kommen!

Die Geschichte der baltischen Provinzen redet zu uns Landbesitzern eine tief ernste Sprache. Wir lauschen ihr ergriffen, und was uns darin zur Mahnung und Lehre dienen kann, das wollen wir beherzigen und in Taten umzusetzen suchen.

Noch ein Wort zum Schluß: Von verschiednen, wie mich dünkt etwas oberflächlichen Lesern meiner ersten Ausführungen über Landflucht (Aprilheft des vor. Jahrg.), ist mir der Vorwurf gemacht worden, ich wolle das Dasein des städtischen Arbeiters im Gegensatz zum ländlichen als beneidenswert schildern.

Nichts kann meiner innersten Überzeugung ferner liegen und ich habe das, meine ich, deutlich genug ausgedrückt.

Ich habe einmal einen Gang durch eine Maschinenfabrik gemacht. Überall schwarzer Staub, Krachen und Lärmen der Betriebsmaschinen, blasse Männer mit berußten Gesichtern meist an einen und denselben Standort gebannt, in eingeschlossener Luft bei sich ständig wiederholender, ermüdender Beschäftigung.

Es war ein grauer feuchter Herbsttag. Auf der durchweichten Landstraße begegneten wir den dungfahrenden Knechten. Mit nasser, beschmutzter Kleidung standen die strammen Kerle auf den Wagen, die rotwangigen Mägde breiteten den übelriechenden Mist auf den Feldern, als sei es eine Lust. Fast bis zum Rand der hohen Stiefel wateten die Männer

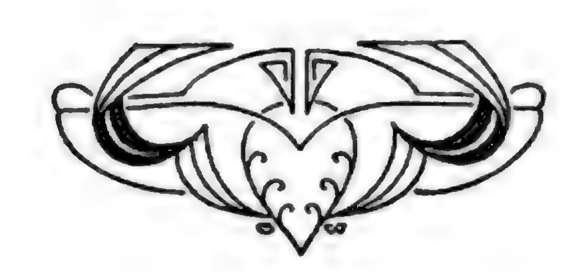
beim Grabenräumen im schlammigen Wasser, — nicht widerlich und schmutzig, nein köstlich und erfrischend erschienen mir auf einmal diese Arbeiten in der freien Luft in lebhafter Bewegung unter dem großen Gotteshimmel, auch wenn er heut von Wolken verdeckt war und Regen herabsendete.

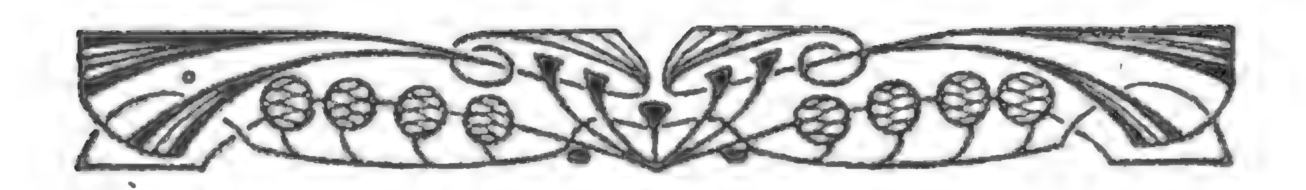
Dann war ich in einem Bergwerk, in den engen Gängen der unheimlichen Finsternis. In erstickender Glut knieten die Bergleute, der Schweiß troff am bloßen Oberkörper hinab. Überall pickten die Hämmer, überall totes schwarzes Gestein, ringsumher über und unter einem.

Als ich heimkehrte, war die Ernte im Gange. Sehnige Arme schwangen die Sensen, die goldene Ährenpracht sank vor ihnen dahin. Auch hier in Schweiß gebadete, in sengender Glut schwer arbeitende Menschen. Aber die himmlische lebenspendende Sonnenglut war's und fruchtbares Leben umher, soweit der Blick reichte. Vom Dorfe her kamen die Frauen und die blühenden Kinder über die Stoppel daher, Kannen und Näpfe tragend, das Beste was der Haushalt bot, den Erntearbeitern zu spenden.

Die ließen sich nieder im Schatten der aufgerichteten vollen Garben, keinen schöneren Ehrensitz bietet des Reichsten Prunkgemach und keinem König kann's besser munden als den durstigen Schnittern ihr Labetrank.

Wir halten dich hoch, du gesegnete Landarbeit, du Urquell menschlichen Daseins, wir wollen dazu wirken, daß aus der krankhaften Landflucht gesundende Stadtflucht werde, unserem ganzen Vaterland zur Genesung!





Der Trommelgraf.

Von

Gustav Falke.

Dem Markgrafen Ludwig von Hessenland
Ging nichts über Trommeln und Pfeifen,
Wer's Trommeln und Pfeifen am besten verstand,
Den schmückte die Durchlaucht höchst eigener Hand
Mit ihrem farbigsten Ordensband,
Und rings am Gewand
Prunkten silberne Schnüre und Streifen.

Doch taten's nicht Trommeln und Pfeifen allein,
Herr Ludwig hatt' kräftige Ohren,
Und schmetterten noch die Trompeten darein,
Es durften nicht unter fünfzig sein,
Dann rief er: „Wie herrlich! Wie klingt das doch fein!
So hell und so rein!"
Und fühlte wie neu sich geboren.

Doch wehe, wenn einer piano blies!
— pianissimo machte ihn rasen —
Herr Ludwig den Sünder kommen ließ
Und nahm ihn sich vor und knuffte und stieß
Und ranzte ihn an „Er Esel!" und hieß
— „Nun merk er sich dies!" —
Ihn ein Stündchen fortissimo blasen.

„Was soll mir Musik, die nicht klingt und nicht kracht,
Daß die Seele im Leibe erzittert!"
Herr Ludwig liebte nicht sanft und nicht sacht,
Sein Leiblied war eine lärmende Schlacht
Von hundert Trommeln und Pfeifen vollbracht.
Wie hat er gelacht,
Wenn es klang, wie vom Himmel gewittert.

Schon morgens zum Kaffee ging's Schnetterenteng,
Zum Lunch ein Bumbumstück mit Picceln.
Die gräflichen Nerven bracht nichts ins Gedräng,
Zu mittag zehn Märsche, Posaunengepräng,
Natürlich mit Trommeln die schwere Meng',
So mußt aus der Eng'
Jeder Tag sich ins Weite entwickeln.

Und ging es des Abends ins gräfliche Bett,
Acht Tamburn traten zur Kammer.
Und paukten der Durchlaucht ein Nachtoktett,
Als wär jedes Kalbfell ein eichenes Brett.
Es schlugen die Braven den Bettmarsch, als hätt
— Drum klang's auch so nett —
Ein jeder als Schlägel zwei Hammer.

Und eh' unterm letzten Fortissimo-Krach
Noch ein schwächliches Fellchen zersprungen,
Da war schon Herr Ludwig längst nicht mehr wach
Und lag unterm seidenen Himmelsdach
Und schnarchte, das machte kein Tambur ihm nach,
Es wäre mit Schmach
Dem kecken Rivalen mißlungen.

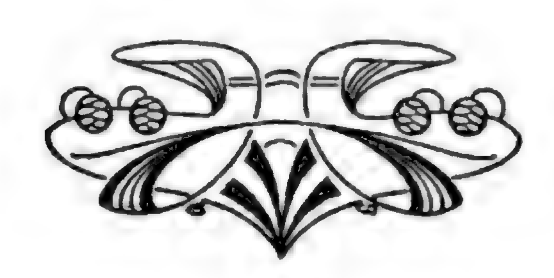
Herr Markgraf Ludwig von Hessenland,
Laut sei ihm getrommt und gepfiffen,
Als endlich vorm seligen Ende er stand,
Da hat er noch mal nach den Trommeln gesandt,
Nach den Trommeln allein, und mit zitternder Hand
Und im Nachtgewand,
Nach dem Tamburmajorstab gegriffen.

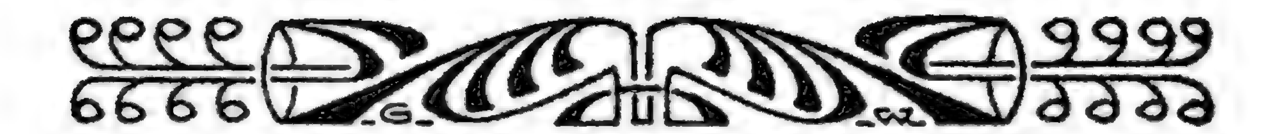
„Nun Kinder, noch einmal. Das Ohr wird schon schwach.
Drum forte fortissimo alle!
Beim Wirbeln der Trommeln, ein brausender Bach,
Durchbreche die Seele das irdische Dach
Und stürme den glorreichen Ahnen nach
Mit Kling und mit Krach
Hinauf in die himmlische Halle!"

Da standen sie alle, wohl fünfzig Mann,
Und ließen die Schlägel sausen.
Nie kam's auf ein elendes Kalbfell an,
Heut setzte ein jeder das seine daran,
Das war ein herrliches Pauken dann,
Viel Schweiß verrann,
Das war ein Donnern und Brausen.

Herr Ludwig sank in die Kissen zurück
Und röchelte: forte doch! forte!
Da barsten die Trommeln Stück für Stück,
Da verklärte sein Antlitz ein leuchtendes Glück,
Wie ein Sieger betrat im Triumph er die Brück',
Die himmlische Brück',
Unter wirbelnder Trommelesforte.

Und als sie ihn legten ins Grab hinein,
Noch einmal ein Schmettern und Drommen,
Trompeter und Pfeifer und Trommler in Reihn,
Sie zogen voraus, der Sarg hinterdrein,
Und jeder Tambur hatt', ein bei ein,
Stolz warf er das Bein,
Eine neue Trommel bekommen.





Die Ursachen des Zusammenbruches 1806.[1])

Von

Major Balck.

Jena oder Sedan? So lautete die Frage, welche vor nicht langer Zeit in Form eines Romans an das deutsche Volk gestellt wurde. Sind wir — gleich wie unsere Vorgänger — ohne daß wir es ahnen, auf dem Wege zu einem neuen Jena oder zu neuen Erfolgen? In unverkennbarer Weise suchte der Verfasser des Romans in dem Offizierkorps die Ursachen des Erfolges und der Niederlage. Nichts wäre indessen verhängnisvoller, einen Stand allein, auch nur die Armee, für den Zusammenbruch Preußens gleich nach den ersten Schlachten im Jahre 1806 verantwortlich zu machen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade die nach der Niederlage so viel geschmähte Armee sich bei Jena und Auerstädt glänzend geschlagen hatte. Von einer Armee von 80000 Mann wurden 19 Generale und 540 Offiziere in den Schlachten von Jena und Auerstädt getötet und verwundet, mehr als das V., XI. und die bayrischen Armeekorps bei Wörth an Offizieren eingebüßt haben. So tapfer hatten die preußischen Truppen in der Doppelschlacht gekämpft, daß Napoleon bei Jena die ihm gegenüberstehenden 53000 Preußen und Sachsen auf 100000 Mann schätzte und daß Davoust, dem 49000 Preußen gegenüber gestanden hatten, dem Kaiser Napoleon meldete, daß er einen Sieg über 80000 davongetragen hätte. Teuer hatten die Franzosen den Sieg von Auerstädt erkauft. Das Korps Davoust selbst verlor von 28000 Mann 258 Offiziere und 6794 Mann, ein volles Viertel seines Bestandes. Welches waren dann die Ursachen des Zusammenbruches im Jahre 1906?

Verhängnisvoll war, daß, als das alternde Europa durch den Sturmwind der französischen Revolution erschüttert wurde, an der Spitze des preußischen Staatswesens eine Persönlichkeit wie König Friedrich Wilhelm III. stand. Durchaus friedfertig veranlagt, hatte er eine fast unüberwindliche Abneigung gegen den Krieg. Noch im Jahre 1797

---

[1]) General der Infanterie C. v. d. Goltz, Von Roßbach nach Jena und Auerstädt. Berlin, Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, 1906.

schrieb er: „Ich verabscheue den Krieg, was alle Welt weiß, und kenne kein größeres Gut auf Erden, als die Erhaltung des Friedens und der Ruhe als den einzigen Weg zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts.“ Wie er im gleichen Jahre von der französischen Revolution sagte, gibt sie „ein mächtiges, fürchterliches Beispiel für alle schlechten Regenten, die nicht, wie gute Fürsten, zum Wohle ihres Landes da sind, sondern solches wie die Blutegel aussaugen.“ In den philanthropischen Anschauungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts aufgewachsen, wollte er das bewährte fridericianische Regierungssystem beibehalten, aber nur seine Härten mildern. Derartige Reformen verlangten Zeit und Ruhe. Ernsten Blickes prüfte er die Heereseinrichtungen; entgegen dem Sendschreiben Friedrich Gentz' (1798), das preußische Heer sei das vortrefflichste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen habe und auch der anhaltendste Frieden könne ihm nicht gefährlich werden, hielt der König das bisherige Aushebungswesen für durchaus veraltet. Das Mißtrauen zur eigenen Einsicht ließ es aber nicht zu durchgreifenden Reformen kommen. Der Generalstab wurde zwar neu organisiert, eine Militärorganisationskommission 1803 eingesetzt, die Errichtung einer Landmiliz beschlossen, aber die vielen Vergünstigungen einzelner Stände in Ableistung der Dienstpflicht nicht beseitigt. In den ersten Monaten des Jahres 1806 ließ der König ein „Promemoria über die bei der Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee im Herbste 1805 sichtbar gewordenen Mängel und wie solchen für die Folge abzuhelfen sein möchte“ verteilen. Das Ergebnis war nur eine Erörterung der Mißstände, eine neue Gliederung der Infanterie, ohne indessen durchgreifende Änderungen herbeizuführen.

Wenn der König noch 1804 eindringlich vor halben Maßregeln gewarnt hatte, so ist er es gerade, der 1805 und 1806 zu diesen halben Maßregeln greift. Er hält Vorkehrungen für den Krieg mit Napoleon nicht für ausreichend, er war für die Heranziehung der Truppen aus Ost-, Süd- und Neupreußen, aber er gab wider bessere Einsicht nach, als man ihn versicherte, dies sei nicht notwendig.[2]) Gute Einsicht und Urteilsfähigkeit standen bei dem Könige nicht im Einklang mit der Tatkraft, vor allem fehlte ihm das Vertrauen zur eigenen Kraft.

Als es dann im Herbste 1806 zum Kriege kam, begleitete er sein Heer, aber zu bescheiden, um selbst die Leitung in die Hand zu nehmen, wirkte seine Anwesenheit im Hauptquartier nur lähmend, zwischen den

[2]) Ranke, Hardenbergs Denkwürdigkeiten, II, S. 239.

widerstrebenden Ansichten im Hauptquartier, zwischen Hohenlohe und Braunschweig hatte er dauernd zu vermitteln. „Der Monarch, welchem der Staat mit seinen Hilfsmitteln zur Verfügung steht," schreibt der Feldmarschall Moltke, „hat nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortlichkeit für alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muß seine Anwesenheit bei der Armee stets lähmend wirken."

Bei Auerstädt kannte er keine persönliche Gefahr, aber seine übergroße Bescheidenheit verbot ihm, als der Herzog von Braunschweig schwer verwundet wurde, als das Schicksal der Monarchie auf des Degens Spitze stand, selbst den Oberbefehl zu ergreifen. Aber als er sah, wie die gefeiertsten Männer seines Heeres nicht im entferntesten den Erwartungen entsprochen hatten, da trat der König aus seiner Zurückhaltung hervor. Die Verwirklichung seines Aufrufes vom 31. Oktober zur außerordentlichen Landesbewaffnung scheitert an dem Widerstand der Stände, in seinen taktischen Unterweisungen vom 23. November zeigt er der Armee den Weg zum Siege, das ganz aus eigener Initiative des Königs hervorgegangene Publikandum vom 1. Dezember 1806 reformierte die Trains, bricht mit der schwerfälligen Magazinverpflegung und öffnet für die Dauer des Krieges „Unteroffizieren und Gemeinen, welche sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart auszeichnen," ebenso wie dem Fürsten die Offizierslaufbahn. —

Die preußische Politik war durch den billigen Erwerb Polens in falsche Bahnen gelenkt worden. Ländererwerb ohne blutigen Kampf, das war das Ziel, welches sich die preußische Staatsleitung steckte. „Eine Politik, die gern im Trüben fischt, ist ein gefährliches Ding, sie ist nur nützlich, wenn eine große Entschlossenheit und Kraft damit verbunden ist, denn ohne zu fürchten, werden die Leute uns nicht erlauben, sie zu überlisten." (Clausewitz.)

Die Zahl der Klarblickenden war nur gering, welche die Gefahren der preußischen Politik erkannte. Die öffentliche Meinung träumte von einem neuen Triumph der Sache des Friedens.

„Wir haben das Glück des Friedens mit wahrem großen Ruhme herbeigeführt", schrieb selbst ein begabter Militär. Diplomatie und Presse wetteiferten in der Überzeugung, daß Napoleon, nachdem er seinen Kaiserthron gefestigt habe, nur noch von friedfertigen Absichten beherrscht sei. Man verglich ihn mit Karl dem Großen. „Wenn der Kaiser noch etwas auf seine Minister hört, wird er dem Kontinent einen soliden

Frieden geben," berichtete der preußische Gesandte Lucchesini am 18. Februar 1806.

Wie ein Märchen klingt es, daß damals die Frage erörtert wurde, ob stehende Heere notwendig seien oder nicht, ja, daß man über die Möglichkeit des ewigen Friedens lebhaft philosophierte. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren, als die jetzige," hatten die Berlinischen Nachrichten vom 9. Mai 1808 erklärt. Der Einwurf, daß der ewige Frieden ein Hirngespinst sei, wurde mit dem Hinweis auf Friedrichs Fürstenbund und auf Napoleons Äußerungen zurückgewiesen, der die Nationen des Abendlandes für eine Familie und einen Krieg zwischen ihnen für einen Bürgerkrieg erklärt haben sollte. Aber schon war der Plan Napoleons gefaßt. Seine Maßnahmen gingen, als Preußen versucht hatte, seine Pläne zu kreuzen, darauf hinaus, Preußen vollkommen zu isolieren. Er hatte mit Österreich Frieden geschlossen, die russische Armee hatte die Grenze von Mähren wieder überschritten, Preußen befand sich mit England und Schweden im Kriege, die süddeutschen Staaten waren durch Bildung des Rheinbundes an Frankreich gefesselt. Erst als man in Preußen erkannt hatte, daß Napoleon die Bildung eines Nordbundes zu hintertreiben suchte, da war es klar, daß auch Preußen über kurz oder lang in die Lage kommen werde, das Schwert zu ziehen. Aber dennoch hoffte die Mehrzahl der leitenden Personen noch immer, den ernsten Kampf auf Leben und Tod vermeiden zu können, nur wenige erkannten, daß es des ungesäumten Einsatzes aller Kräfte bedürfe.

Kriegsbereit standen die französischen Armeekorps in Süddeutschland, während die preußische Armee wieder auf Friedensfuß gesetzt war. Die Furcht, von Napoleon überfallen zu werden, führte im Sommer 1806 zur Einleitung der ersten Maßnahmen einer neuen Mobilmachung. Es war dieses der verhängnisvollste Schritt. Die Staatsregierung zeigte, daß sie das äußerste vermeiden wollte, ihre Rüstungen beschleunigten die Mobilmachung nur unbedeutend, brachten aber den Stein ins Rollen; ein Kriegsausbruch mußte schließlich unvermeidlich werden, wenn der Staat sich nicht einer neuen Demütigung unterziehen wollte. Wie richtig hatte der König vor „Demi-mesures" gewarnt! Wie unterschätzte man im Vertrauen auf die Siege Friedrichs des Großen den Wert der Zahl!

Anstelle von 210000 sehen wir ein Heer von nur 120000 auf der Wahlstatt erscheinen. Aber die preußische Armee von 1806 war keineswegs schlechter oder besser als die andern Heere des Festlandes. Das

preußische Heer hätte unzweifelhaft den Kampf gegen die österreichische oder russische Armee mit Erfolg aufnehmen können. Sie hatte mit den übrigen gemeinsam ein überaltertes Offizierkorps, sie hatte gemeinsam mit ihnen die Art der Ergänzung, sowie eine übermäßige Vorliebe für Exerzieren, während wenig Wert auf Felddienst und kriegsgemäße Übungen gelegt wurde.

Es ist erklärlich, daß man nach einer Niederlage in allererster Linie das Offizierkorps verantwortlich machte. So war es in Frankreich 1870, in England nach dem Burenkrieg, und so ist es jetzt auch in Rußland. Es ist ohne Zweifel richtig, daß das Offizierkorps und die Armee im Jahre 1806 den Erwartungen nicht entsprachen, die man in sie gesetzt hatte. Sie zeigten sich dem Feinde nicht gewachsen, schwerfällig, unbeholfen, pedantisch, ohne die stolze Selbständigkeit, die dem Krieger eigen sein muß, und nach der Niederlage von einem Kleinmut, der unverzeihlich war. Man vermißte das kräftige Vaterlandsgefühl, die Energie des Charakters, die wohl gebrochen, aber nicht gebeugt werden kann. Und doch hatten ernste Beurteiler dasselbe Offizierkorps, dieselbe Armee noch kurz vor dem Kriege, am Ausgange der Rheinfeldzüge für die besten der Welt erklärt, sie hatten ja in einzelnen Waffentaten diesem Rufe auch entsprochen. Die gehässigen Nachrichten über das Leben im Offizierkorps stammen zum Teil aus sensationssüchtiger Feder. Da ist von bodenloser Selbstüberschätzung und Unterschätzung des Gegners, von Überhebung gegen alle andern Stände, von Überwucherung des Luxus und des Wohllebens, auch von Vernachlässigung des Dienstes und von einem Vergessen der eigentlichen Bestimmung des Heeres sehr oft die Rede.

Als Beweis für den Geist der Überhebung im Offizierkorps wird immer angeführt jene Szene vor dem Hotel des französischen Gesandten in Berlin. Junge Offiziere des Regiments Gendarmes sollen an den Treppenstufen ihre Säbel gewetzt haben. Es ist dies doch nur ein übermütiger Streich, wenn er überhaupt wahr ist, aber er läßt sich gar nicht einmal beweisen. Und was von der Überhebung gesagt ist, so glaube ich, wird man gerade das Gegenteil sagen müssen, mußten sich doch die Truppen von den Ortsbehörden Zeugnisse für ihr Wohlverhalten ausstellen lassen! Aber viele der Stimmen, welche die Verrottung nach der Niederlage nicht dunkel genug malen konnten, hatten sich vorher förmlich in der Verherrlichung der preußischen Armee überboten.

Die Armee hätte jedoch so vortrefflich sein können, wie sie wollte, schlechte Verpflegung, mangelnde Fürsorge der Offiziere für ihre Untergebenen drückten den Gefechtswert der preußischen Truppen schon vor

der Entscheidungsschlacht herab. Dann kam, daß gerade bei den ersten Berührungen, bei Schleiz und bei Saalfeld die Preußen unter ungünstigen Bedingungen gefochten hatten, so daß sich der Truppe das Gefühl bemächtigte, die Franzosen seien ihr überlegen. Diese Stimmung fand ihren Ausdruck in den Paniken von Jena am 11. und 12. Oktober. Diese sind bei deutschen Truppen stets das Vorzeichen einer Niederlage gewesen. Aber selbst wenn wir die Lage am 12. Oktober, wo Napoleon den vergeblichen Vorstoß auf Gera gemacht hatte oder selbst noch am 13. und 14. nehmen, so war dieselbe keineswegs ungünstig, und wenn wir heute jemanden in die gleiche Lage stellen, so ist es ziemlich sicher, daß ein leidlicher Führer wenigstens einen Erfolg, wenn nicht einen Sieg bei Auerstedt erringen und sich bei Jena der Vernichtung entziehen könnte. Wie seltsam, die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, mit all ihren Fehlern, mit ihrem Verkennen der Bedeutung von dem Zweck und dem Wert des schnellen Handelns findet eine Parallele am 16. August in den Maßnahmen der französischen Rheinarmee, die zur Schlacht von Vionville führten. Anstelle von Davoust mit seinem III. Korps müssen wir nur Alvensleben mit seinen Brandenburgern setzen, während Bazaine genau das gleiche unterließ, wie die preußische Hauptarmee an der Saale.

Die preußische Armee unterlag 1806 nicht etwa deshalb, weil sie in ungünstiger Lage auf den Feind stieß, sondern weil sie in Verkennung der bewährten fridericianischen Grundsätze in keiner Lage, in der sie auf den Feind stieß, zu siegen vermochte. Daraus folgt auch wesentlich die furchtbare moralische Wirkung der Niederlage. Auch Kollin und Kunersdorf hatten die Preußen verloren, und sie hatten sich getröstet, Maria Theresia müsse auch einmal eine Bataille gewinnen. Damals blieb den Truppen die feste Zuversicht, daß ihnen das Kriegsglück wiederkommen müsse, nicht deshalb allein, weil sie der höheren Operationskunst ihres Feldherrn vertrauten, von dessen Tätigkeit der Musketier doch nur unbestimmte Begriffe hat, sondern mehr noch, weil die Truppe von ihrer eigenen taktischen Überlegenheit, ihrer höheren Kampfkraft überzeugt war.

Auch nicht die lineare Form als solche, wie man so oft behauptet hat, sondern der Mangel eines Schützengefechtes war eine der Ursachen der preußischen Niederlage. Läge die Schuld an der Linientaktik allein, so wäre es ja unverständlich gewesen, wenn die preußischen Führer sie noch weiter angewendet hätten (z. B. bei Hagelberg 1813, Brigade Borcke an der Katzbach 1813). Fast zur gleichen Zeit, wo hier an der Saale die preußischen Linien unterlagen, feierte die Lineartaktik — englische Linien mit Schützen — in Calabrien im Gefecht von Maida gegenüber

den Angriffen französischer Kolonnen einen der glänzendsten Erfolge, die sich dann auch in Zukunft und in Spanien wiederholten, bis im Krimkriege die englische Infanterie die Hilflosigkeit der Linien ohne Mitwirkung der Schützen kennen lernte. Wir sehen überall wohl die preußische Infanterie zum Feuern aufmarschieren und ein kräftiges Feuer abgeben, aber kein Mensch spricht das erlösende Wort „Vorwärts", in dem das Geheimnis der fridericianischen Taktik gelegen hatte.

Wo aber einmal preußische Truppen ihrer Eigenart nach verwandt werden, wie bei Jabel, Nossen und Altenzaun, dann haben sie auch Erfolg. Vor allem der Angriff der Brigade Rembow auf das Birkenwäldchen bei Preußisch-Eylau ist ein hellleuchtendes Beispiel bewährter preußischer Taktik. Wenn das Schlachtenglück bei Jena und Auerstädt sich gegen Preußen entschied, so liegen die Ursachen vor allem in der Politik, in der Heerführung, in der geringen Stärke des preußischen Heeres und dann in der unglücklichen Zusammensetzung des Hauptquartieres. Keineswegs darf man annehmen, daß die Armee dauernd vom Unglück verfolgt sei. Das ist nicht der Fall. Moltke hat einmal gesagt: „Auf die Dauer hat nur der Tüchtige Glück." Ich möchte diesen Ausspruch dahin erweitern, daß nur der Tüchtige auf die Dauer die günstige Lage auszunützen imstande ist.

Die Schlacht von Jena war eine verlorene Schlacht wie soviele andere. Sie war nicht schlimmer als der Verlust der Schlachten von Kollin, von Hochkirch und von Kunersdorf. Aber damals stand auf preußischer Seite ein Feldherr wie Friedrich der Große, von dem der im feindlichen Hauptquartier weilende General Montazet schrieb: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat, alles das kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe und unglücklicherweise bleibt unser Geist auch immer derselbe!"

Vom großen König hatte man nur die geistvoll philosophische Anschauung des Zeitalters der Aufklärung, um darüber die tief innere Kraft des Gemüts, die ihn doch allein zu dem Helden der 7 Jahre gemacht, den gewaltigen Ernst seines königlichen Pflichtgefühls vergessen. Man war zu aufgeklärt, zu human, um Menschenblut gering zu achten, selbst wo es eine heilige Sache galt.

Es ist nicht zu verkennen, daß nach den gewaltigen Leistungen Preußens im 18. Jahrhundert sich ein Ruhebedürfnis geltend machte. Stolz war man auf das Heer. Man konnte nicht fassen, daß gerade

diese Armee, welche der Welt als die Verkörperung alles militärisch Vollkommenen erschien, von dem unterschätzten französischen Heere, in dem man noch die ungezügelten Horden der französischen Revolution sah, geschlagen werden könnte. Nun kam die Niederlage. Allgemeine Entmutigung erfaßte das Volk; das ist die Ursache, weshalb so wenig geleistet wurde. Die berühmte Proklamation „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ in Berlin ist zum Schlagwort einer engherzigen Philisterei geworden. In Leipzig forderte schon am 18. Oktober, also noch vor dem Entscheid der Waffen, der Magistrat eine „wohldenkende Bürgerschaft“ auf, sich ruhig zu verhalten und den Franzosen durch eine „bescheidene und gutmütige Aufnahme“ zu Gefallen zu leben. Vielfach verweigerten Magistrate und Bürgerschaften Verpflegungsmaßregeln der preußischen Befehlshaber zur Ausführung zu bringen und baten um Räumung der Stadt durch die preußischen Truppen, um sie beim Herannahen der Franzosen nicht in Schaden zu bringen. —

Es ist eine ernste Frage, die an uns herantritt: was wird unser Volk leisten, wenn wir in Zukunft nach einer Niederlage den Feind im eigenen Lande sehen werden? Der Gedanke liegt den meisten fern, daß unsere Armee auch einmal geschlagen werden könne; aber wird unser Volk bei einem längeren unglücklichen Kriege die nötige Zähigkeit entfalten? Wie war es in Frankreich nach der Niederlage von Sedan? Der Geist des Volkes, eingedämmt durch das zweite Kaiserreich, machte sich Luft, als ein Gambetta in Tours alles zu neuen Taten beseelte und aus dem Nichts Armeen schuf. Es sind damals auch von uns die Leistungen des Diktators Gambetta, jenes einäugigen jüdischen Rechtsanwalts, der sich bis dahin niemals mit militärischen Dingen beschäftigt hatte, verurteilt worden, und doch können wir jetzt nur bewundernd zu ihm aufblicken, wenn auch nicht verkannt werden soll, was die dilettantenhafte Art der Kriegführung Frankreich gekostet hat. Aber wie ganz anders würde das Urteil über Gambetta lauten, wenn die Mission von Thiers Erfolg gehabt hätte und andere Mächte in den Krieg gegen Deutschland eingegriffen wären? Bei uns fehlte 1806 eine derartige Stimmung, welche sich Tag für Tag mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut macht, es fehlte eine tatkräftige Persönlichkeit. Gerade damals hat man viel von Philantropie und Humanität geredet, man hat in der Armee von 1806 den Gedanken groß gezogen, es sei besser, die Truppen dem Vaterlande zu erhalten, als sie zu verbrauchen. Aber in einigen Kreisen war doch schon eine Wendung zum Besseren eingetreten. Es ist bemerkenswert, daß zu einer Zeit, wo Goethe und Wieland noch vollständig

unter dem Einfluß des Gedankens an Weltfrieden und Abrüstung stehen, ersterer Napoleon geradezu als „unseren Helden“ bezeichnet, daß damals Schiller seinen Wallenstein schrieb und im Jahre 1801 seine Jungfrau von Orleans sprechen läßt:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt,
Der Franke weiß es nicht und wills nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Dem Beispiele Schillers folgt Kleist. Hermann von Kleist will in der Hermannsschlacht, will Preußen und das übrige Deutschland zum Krieg an Seiten Österreichs, verkörpert durch Marbod fortreißen. Die Absicht, ein Bild des damaligen Deutschlands, in Varus einen Maréchal de l'Empire zu zeichnen, man denke an Lannes, kann hier nur gestreift werden.

Aber noch waren es erst vereinzelte Anzeichen einer besseren Zeit, noch stand man unter dem Banne des Geistes der unfruchtbaren Aufklärung, man hielt es von seinem Standpunkt für aussichtsvoller und besser zu kapitulieren, als die Leiden des Landes zu vermehren. Nur so finden wir eine Erklärung für die Waffenstreckungen. Die Entschuldigung, die Waffen gestreckt zu haben, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, oder da jeder Widerstand nutzlos gewesen sei, ist nicht stichhaltig. Fast niemals kann der Führer dieses übersehen, niemals kann er beurteilen, welchen Einfluß sein Widerstand auf weiter entfernt stehende Truppen haben wird.

Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806 liegen in dem Verkennen der Aufgaben von Staat, Volk und Heer. Jedes Glied ging seinen eigenen Weg, Volk und Heer waren fast ganz ohne Berührungspunkte. Nicht die Überhebung des Heeres über andere Stände, sondern gerade das fehlende Selbstbewußtsein wurde der Armee verhängnisvoll.

Während der Bürger es als selbstverständlich ansah, daß die Armee ihn in Kriegsfällen vor jeglichem Schaden schützen müsse, hatte im Gegensatz hierzu die Staatsautorität das Bewußtsein verloren, daß es ihr gutes Recht sei, in Privatverhältnisse einzugreifen, wo es das gemeinsame Interesse forderte. Die Staatsleiter träumten sich in den Gedanken hinein, das höchste Ziel der Staatsleitung sei Frieden und Genuß; Frieden um jeden Preis, das schien das Höchste zu sein.

Die preußische Nation schwärmte vor 1806 für Wehrhaftmachung des ganzen Volkes. Man berauschte sich an antiken Vorbildern, aber vergaß darüber die eigenen Pflichten. Dem Heere müssen wir unbedingt

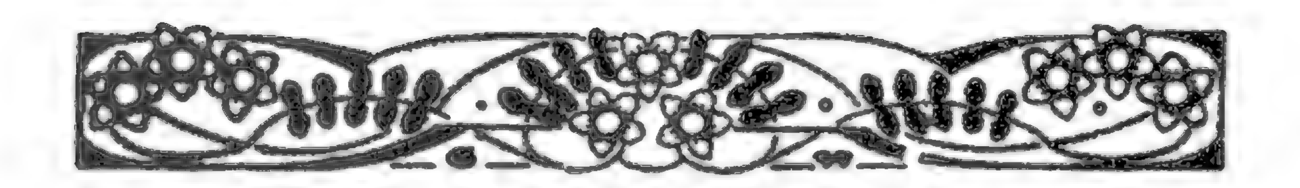
den Vorwurf machen, daß ihm der Vernichtungsgedanke abhanden gekommen war. Es war vergessen worden, daß der Krieg ein Kampf ums Dasein ist, ein Kampf auf Leben und Tod. Es sind zwei Erscheinungen, die im Feldzuge von 1806 besonders hervortreten. Die eine ist die, daß niemand im Volke geahnt, auf welchem Vulkane man gelebt hatte, wie leicht der preußische Staat zusammenbrechen könne, und daß man sich über die Widerstandsfähigkeit und Opferfreudigkeit Illusionen hingab, die in keiner Weise erfüllt wurden. Die Niederlage trifft aber keine innerlich faule und verspottete Armee, sondern eine, in der fleißig gearbeitet wurde.

Es muß immer wieder betont werden, daß das Offizierkorps als solches nur zum Teil für den Zusammenbruch verantwortlich gemacht werden kann. Es war das ganze Volk, welches sich der gewaltigen Probe nicht gewachsen zeigte. „Daß Preußen", sagt v. d. Goltz in seinem Buche „Roßbach und Jena", „sich nach seiner ersten großen Niederlage so schnell wieder erheben konnte, verdankt es allerdings in erster Linie seiner Tüchtigkeit und zwar desselben Geschlechts, das die Niederlage erlebt hatte. Aber die Gunst äußerer Umstände, die Auflösung der napoleonischen Macht in Rußland waren ihm zu einer unerwarteten Hilfe geworden. Ob uns die Götter ein andermal in derselbe Weise gnädig sein würden, ruht im Schoße der Zukunft verborgen und ist nicht wahrscheinlich."

Vergessen wollen wir nicht, daß 3898 Offiziere, welche der alten Armee von 1806 angehört haben, am Befreiungskriege teilgenommen haben, daß nur 1879 — meist krank und nicht dienstfähig — damals nicht zu den Waffen gegriffen haben. Im Jahre 1806 befanden sich die Anschauungen des preußischen Volkes sowohl in politischer wie in militärischer Beziehung in einem Gärungsprozeß. Man hatte sich von dem alten noch nicht recht losgelöst und das neue noch nicht ergriffen. Napoleon würdigte dies besser als wir Deutschen und drängte zur Entscheidung, ehe eine Heeresreform und eine Geistesreform sich vollzogen hatte. Die Staatsreform, die Stein eingeleitet, wurde 1806 aufgeschoben, und weshalb wurde die Heeresreform, die ganze 500000 Taler kosten sollte, nicht durchgeführt? Man wagte nicht, dem Staate ein derartiges Opfer zuzumuten. Aber wie ganz anders sind die Opfer gewesen, die Napoleon dem armen Preußen zumutete! Die Kriegsentschädigung belief sich auf 96 $^{4}/_{5}$ Millionen Taler. Weit gewichtiger noch sind die Kosten, welche die einzelnen Provinzen aufzubringen hatten. Es liegen uns gute Angaben vor über die Provinz Ostpreußen. Darin werden die Ausgaben

für Getreide und Vieh auf 99 Millionen Taler, für Schäden an Gebäulichkeiten und Sachen auf 56 Millionen, Kontribution an die feindliche Armee auf 61 Millionen angegeben. Eine einzige arme Provinz hatte also 206 Millionen Taler aufzubringen. Derartige Zahlen geben zu denken.

Die wichtige Lehre, welche der Feldzug von 1806 für alle Zeit enthält, ist, daß der Sieg auf dem Schlachtfelde schon in der Seele des Volkes vorbereitet sein muß und in um so höherem Maße, als die Fechtweise aller Heere sich immer mehr und mehr ähnlich wird, nennenswerte Überlegenheit in der Heeresstärke über den Feind nicht mit Sicherheit zu erwarten ist. Warum ist die russische Armee im Kriege mit Japan geschlagen? Weil aus falsch angebrachter Sparsamkeit die Heeresleitung nicht alles tat, sich auf den Krieg vorzubereiten, weil sie zögerte, da sie an einen Krieg nicht glauben wollte, die Streitmittel in Ostasien zu vermehren, weil die Führer des russischen Heeres angesteckt waren von philanthropischen Ideen, weil sie mit Blut gegeizt haben. Das war immer die kostspieligste Art der Kriegführung. Und warum haben die Japaner gesiegt? Weil Staat und Volk einmütig waren in Opferfreudigkeit, weil sie einem einzigen großen Ziele zugestrebt haben und der geringste Mann wie der höchste Heerführer sich darüber klar waren, daß große Ziele auch große Opfer forderten. Für die Niederlage von 1806 dürfen wir nicht einen Stand allein verantwortlich machen, wir dürfen nicht die Schuld allein dem Nachbar zuschieben, das ganze Land, die ganze Armee, die Regierung, Bürger und Bauer, alle trugen die Schuld! Es ist zu hoffen, daß der furchtbare Schlag von 1806 uns für immer mahnen wird, auf unserer Hut zu sein, gegen uns selbst und gegen die menschliche Schwäche. Es ist dies eine bittere Wahrheit für uns, die aber Früchte tragen wird, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, welche Opfer ein neuer Waffengang fordert. Und in diesem über kurz oder lang einmal zu bestehenden Kampfe soll und muß unsere Armee siegreich sein. Ist das nicht der Fall, dann müssen wir davon überzeugt sein, daß wir nicht mit Gebietsverlust oder mit Gebietsentschädigung davonkommen werden, sondern daß die Niederlage für uns bedeutet: Das Ausstreichen unseres ganzen Volkes aus der Geschichte, Vernichtung der deutschen Staats- und Handelsmacht. Ein Jahrhundert genügt kaum, einen Staat zu bilden, ein Augenblick vermag ihn in den Staub zu werfen.



Frauenbildung.

Von

Gräfin Adeline zu Rantzau.

Im Vordergrund unserer Interessen steht noch immer der Kampf um die Reform der Mädchenschulen. Daß diese Reform notwendig ist, darüber ist niemand mehr im Zweifel. Das Ziel, dem wir alle zustreben, ist: eine höhere, umfassendere, grundlegende Bildung der Frau.

Also ein hohes, wichtiges Ziel.

Wichtig für alle.

Nicht nur unumgänglich nötig für die Frauen, die durch ihr Studium die Berechtigung auf eine staatliche Anstellung erlangen wollen, sondern, wie mir scheint, erst recht wichtig für Frauen der höheren Kreise, die durch Geburt, Stellung und Besitz vielleicht nicht gezwungen sind, in die Arena des heißen Kampfes ums Dasein einzutreten — nun aber durch ihren bevorzugten Platz im Leben doppelt die Pflicht haben, die Verantwortung ihrer Stellung zu fühlen und durch hohe Bildung, reiches Wissen und eine vertiefte Weltanschauung Zierden und Leuchten der menschlichen Gesellschaft zu sein und vor allen Dingen denen, die arbeiten müssen, Verständnis und Hilfe entgegenzubringen.

Man sollte es nicht glauben, daß in unserer Zeit immer noch wieder Fragen auftauchen wie: „Ja, haben die Frauen denn solche umfassende Bildung wirklich nötig? Liegt nicht in diesem Streben eine große Gefahr für das höchste Gut der deutschen Frau, die edle Weiblichkeit? Wird nicht die Häuslichkeit zerstört und die Frau selbst zu Grunde gerichtet, anstatt sie aufzurichten?"

Die so sprechen, gehen nicht in die Tiefe der Sache, sie vergessen, daß es zum Fragen auch heute längst zu spät ist, daß die Zeiten sich vollständig geändert haben, daß die Häuslichkeit von heute nicht mehr die Häuslichkeit von gestern ist, sondern daß wir in einer großen, furchtbar ernsten Übergangszeit leben!

Das Alte zerbröckelt uns unter den Füßen! Das Neue bricht sich mit elementarer Gewalt Bahn und an jeden Menschen, ob Mann oder

Frau, ergehen neue, gewaltige Anforderungen, denen er sich nicht mehr entziehen kann.

Rauschend dreht sich das große Rad unserer Zeit. Wer Ohren hat zu hören, der hört den brausenden fortschreitenden Klang, und wer Augen hat zu sehen, der fragt sich: Geht das Rad über mich hinweg — oder greife ich schnell mit ein in die Speichen und setze meine Kraft mit ein, zum Glück und Heil der Menschheit?

Der Mann hat es längst eingesehen, daß er, um vorwärts zu kommen, seine ganze Kraft, sein ganzes Leben einsetzen muß, aber daß diese Frage auch einmal an die Frau herantreten würde, das dachte man in früheren Zeiten nicht. Und doch ist das nur die natürliche Folge der gesteigerten Tätigkeit des Mannes, denn gerade hierdurch hat die Häuslichkeit ihren alten warmen, lebenspendenden Charakter verloren.

Der Mann, der ganz in seinem Beruf aufgeht, kommt von selbst dazu, die Häuslichkeit nur mehr als Erholung für kurze Ruhestunden zu betrachten. Er ist nicht mehr imstande, den geistigen Interessen seiner Frau und Kinder im Großen und Kleinen gerecht zu werden.

Dadurch vereinsamt die Frau.

Sie fühlt immer deutlicher, daß sie nicht mehr die Gehilfin des Mannes, im höchsten Sinne, ist, sie kann — um einfach zu reden — „nicht mehr mit“, ihre Kenntnisse reichen nicht aus, um die Arbeit ihres Mannes zu verstehen! Als geschützte Hüterin des heiligen Herdes lernt sie das Leben selbst nicht kennen, sie hat nach und nach ganz andere Begriffe davon als der Mann, und bemerkt mit Schrecken, daß sie eigentlich überall „außen vor“ steht. Die schwere Pflicht der Kindererziehung ruht fast allein auf ihren Schultern, aber auch hier ist sie kaum noch imstande, das zu sein, was doch der höchste Beruf der Mutter ist, nicht nur die Autorität der Kindheit, sondern auch die verstehende, leitende, geistige Freundin der heranwachsenden Jugend.

Wie kann sie dieses Amt ausfüllen, gerade heute, wo es in der Jugend so gewaltig gährt?

Der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit hat die weibliche Jugend in hohem Maße ergriffen. Das Leben im Elternhause befriedigt sie nicht mehr und mit Besorgnis fragen sich viele Eltern: Wo führt das hin!

Es nützt nichts, die Schuld bei der freiheitsdurstigen Jugend zu suchen, wie leider so viele es immer noch tun. Es gilt einfach, die Zeit, in der wir leben, richtig zu erkennen und zu verstehen und ihre Erscheinungen

im Zusammenhang als Ganzes und als logische, naturnotwendige Folge einer früheren Episode zu betrachten.

Dann erst kann man seine Entscheidungen treffen, aber dann auch hat man die heilige Pflicht, sie zu treffen, um alles Böse mit Gutem zu überwinden. Jeder, der ruhig und sachlich, aber mit dem tiefen Ernst, den die Sache erfordert, diese Betrachtungen anstellt und den Vergleich zwischen der alten und der neuen Zeit zieht, wird die Frauenfrage begreifen.

Da sieht man, daß es für die Frauen der ärmeren Stände ganz einfach eine Existenzfrage war, denn sie kämpften für ihr täglich Brot.

Aber die wirtschaftliche Not lastet auf allen Kreisen. Wir wissen ja, wie enorm die Zahl der Eheschließungen in letzter Zeit zurückgegangen ist, und auch die Frauen besserer Stände, auf sich selbst angewiesen, sind jetzt vielfach einfach gezwungen einen Beruf zu ergreifen, um für sich selbst und oft noch für eine ganze Familie zu sorgen.

Auch die höheren Kreise sind nicht unberührt geblieben. Der Adel hat schwere Zeiten durchgemacht und besonders auf dem Lande hat er seinen Platz nur in heißem hartem Kampf um die Scholle behaupten können.

Der Landedelmann arbeitet heute ebenso unermüdlich wie sein geringster Tagelöhner, und auch an die Schloßherrin, an das Edelfräulein stellt das Leben jetzt ganz andere Bedingungen wie früher. Auch hier muß und wird die Frauenbewegung einsetzen. Ihr lawinenartiges Vordringen in unseren Tagen, die furchtbaren Gefahren einerseits, die in der radikalen Bewegung gerade für die weibliche Jugend liegen, und andererseits die Möglichkeit, alles in gute Bahnen zu lenken und den Fluch in Segen zu verwandeln, wie es die gemäßigte Richtung der Frauen anstrebt, insonderheit der deutsch-evangelische Frauenbund, alles dieses zwingt jetzt jeden Menschen, der sein Volk lieb hat, Stellung zur Frauenfrage zu nehmen und sich für oder wider zu entscheiden.

Und diese Mahnung erklingt jetzt ganz besonders ernst und eindringlich an alle Gutgesinnten, an alle Männer, die noch hoch und gut von der Frau denken und die Ritterschaft des Schützens nicht vergessen haben, aber vor allem erklingt sie an die christlich-konservative Frau selbst!

An die Frau des deutschen Adels vom Lande und in der Stadt, durch Geburt und Stellung verpflichtet, in allen Nöten und Kämpfen ihrer deutschen Mitbürgerinnen, die Führerschaft zu übernehmen!

Daß man diesen Kämpfen so lange achselzuckend, verständnislos, ja feindlich zusah, ist mir immer unfaßlich gewesen, denn es gilt doch als schönstes Vorrecht des Adles, immer im Vordertreffen zu sein; statt dessen haben diese hohen und höchsten Kreise gedacht — ich muß das harte

Wort aussprechen: „Die Sache ginge sie persönlich nichts an.“ Von fernab drang das Kampfgetöse herüber, und jede Frau, die sich daran beteiligte, galt als „unweiblich“ und — gelinde gesagt — „einfach verrückt“.

Abgesehen davon, daß diese Nichtachtung einer tiefgehenden Bewegung ein großes Unrecht war, hat sie dieselbe auch nicht unterdrückt, sondern der Kampf ist nur um so erbitterter geworden und aus manch ehrlichem Idealismus ist ein perverser Fanatismus geworden, der, statt aufzubauen, alles niederreißt, was gut und nötig ist.

Ja, die Sache geht uns sehr an, uns, die wir uns christlich nennen!

Aber nicht allein dies zwingende Motiv führt uns mitten hinein auf den Kampfplatz, die nackte Tatsache, daß auch in unseren stolzen Burgen und am gesichertsten Herdfeuer der Kampf um die „Frauenfrage“ entfesselt ist, sollte uns zur Besinnung bringen.

Ich deutete schon an, wie anders das Leben auf dem Lande geworden ist, wie der Landmann, sei er Großgrundbesitzer oder Bauer, mit der Zeit fortschreiten muß, um sich zu behaupten, wie er seine Kenntnisse bereichern muß und sich unablässig weiter fortbilden. Welche Umwälzungen gerade auf dem Lande, durch Einführung der Maschinen-Industrie, durch die Landflucht der Arbeiter! Alle Kräfte müssen angespannt werden, um in diesem furchtbaren Konkurrenzkampf zu bestehen.

Aber ist das nicht in allen Berufen so?

Der Beamte, der Offizier, der Kaufmann, der Gelehrte und Künstler — welch enorme Anforderungen werden nicht heute an jeden gestellt.

Und nun die Töchter des Hauses, wie erfüllen denn sie jetzt ihre Pflicht gegen die Mitwelt?

Die Spinnstube ist nicht mehr, der Webstuhl ist fort, die Hausarbeiten stehen alle unter dem Zeichen der Maschine, das Alte hat seinen Wert, seinen Zweck verloren, die gute alte Zeit mit ihrem sorgenlosen Frohsinn, ihrer schönen Muße und Ruhe ist rettungslos dahin! Der Vater hat keine Zeit mehr und die Mutter weiß sich keinen Rat — da sie das böse Leben da draußen nicht kennt, so bleibt ihr nichts weiter übrig, als ihre Töchter vor allem Fremden und Neuen zu schützen.

Und die Folge davon?

Bis zum 16. Jahr vielleicht hat das junge Mädchen eine Gouvernante oder war in einer Privatschule, dann kommt vielleicht noch ein Jahr eine Pension und dann ist das junge Mädchen fertig fürs Leben. Von allem hat es etwas gelernt, aber doch nichts gründlich, — es folgte ja auch kein Examen und saß hinter dem Lernen kein zwingendes „Muß“ und so erzeugt eigentlich dies Naschen an den Wissenschaften und schönen Künsten

einen traurigen Dilettantismus und oft eine Verbildung, die die jungen Damen keineswegs zu einer Zierde der Gesellschaft machten.

Als Ziel der Wünsche bleibt das Heiraten.

Und wenn nun der Freiersmann nicht kommt, so führen diese armen Mädchen ein ödes Luxusleben, bestehend aus Vergnügungen und allerhand kleinen Beschäftigungen, ohne das Gefühl der Verantwortung ihres Daseins überhaupt kennen zu lernen!

Und wenn sich nun das Elternhaus schließt, so stehen diese oft sehr verwöhnten Mädchen rat- und hilflos da, — ja jetzt möchten sie einen Beruf ergreifen, aber da fehlt die Vorbildung gänzlich und nun ist die soziale Not da.

Es kann somit der älteren Generation der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie es nicht nötig oder passend fand, ihren Töchtern so gut wie ihren Söhnen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen! Denn aus diesen Mädchen, die nun plötzlich im Alter von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren, oder gar dreißig und darüber hart arbeiten müssen und einsehen, welch leeres Leben sie bis dahin geführt, aus diesen werden die erbittertsten Kämpferinnen gegen gute alte Sitten und Traditionen.

Kann man es ihnen so sehr verdenken?

Und kann man es andererseits auch den Männern so sehr verdenken, wenn sie diesen jungen Mädchen gegenüber oft eine sehr begreifliche Heiratsscheu empfinden? Sie brauchen doch andere Frauen, als solche, die nur für Sport, Vergnügungen und Luxus erzogen sind, die keine Ahnung vom wirklichen Leben haben, nichts wissen von Geld und Geldeswert, keine Buchführung kennen, keine Haushaltungsschule durchgemacht haben und weder praktisch noch geistig ausgebildet sind.

Ist das Leben nicht jetzt zu ernst dazu, um solche Mädchen an den heiligen Heerd zu stellen, die jahrelang nur die Rolle des niedlichen jungen Mädchens und der sorgsam gehüteten Zimmerpflanze gespielt haben?

Was wissen sie von sozialen Notständen, um die sie sich als Frau und Mutter kümmern müssen?

Sind sie imstande, wenn sie sich in hoher Stellung befinden, eine ernste, gebildete Unterhaltung zu führen?

Gerade in höheren Kreisen bedeutet das getrennte Bildungsniveau der Ehegatten einen tiefen Schaden, denn die Frau hat dadurch ungeheuer viel von ihrem Einfluß auf den Mann eingebüßt!

Und welchen Einfluß kann eine edle, hochgebildete Frau auf den Mann haben!

Wir sind so stolz auf unsere vorgeschrittene, aufgeklärte Zeit, aber wer denkt nicht oft mit Bedauern an die alte Zeit — wo, ich behaupte es kühn, die Bildung der Frau der höheren Kreise eine tiefere und bessere war, als die der heutigen weiblichen Jugend!

Es war doch schön, wenn z. B. — nur als kleines Beispiel — bei unseren Großeltern nur französisch bei den Mahlzeiten gesprochen wurde und die Kenntnis dieser Sprache eine so gründliche war, daß die französischen Klassiker Molière, Racine, Corneille gute und wohlbekannte Freunde waren?

Welche Achtung vor den Klassikern überhaupt, vor den großen Meistern, und wenn man heute junge Damen reden hört, die „Rafaël nicht mehr chic", Schiller langweilig und überlebt, Böcklin wonnig finden oder „scheußlich", — ja, — meine verehrten Leser — der Rest ist Schweigen! —

Man denke doch an den Anfang des Jahrhunderts, an die zwanziger, fünfziger Jahre, an die geistreichen berühmten Berliner Tees, wo kluge Männer begeistert klugen, hochgebildeten Frauen lauschten, ebenso wie umgekehrt.

Aber — das Alte ist vergangen!

Nichts wiederholt sich im Leben, es kommt nur alles darauf an, daß das Neue keinen Verfall bedeutet, sondern einen Fortschritt.

Und wenn man nun versucht, die Erscheinungen unserer Zeit auf diese Weise zu verstehen und sich bei den vielen schreienden Notständen nach Hilfe umsieht, so kommt man ganz von selbst dazu, daß man sagt: Das, was uns heute fehlt, ist eine höhere, gründliche Bildung der Frau!

Nötig, brennend nötig für alle!

Für alle unverheirateten Frauen, die ihren Beruf so mühsam erkämpfen müssen!

Für alle Frauen an leitenden Plätzen, als Vorsteherinnen und Führerinnen der Jugend!

Für alle verheirateten Frauen, die berufen sind Mütter der kommenden Generation zu werden und ihre Söhne wieder zu sittlich starken Männern zu erziehen und ihre Töchter zu selbständigen hochstrebenden Persönlichkeiten oder zur würdigen Gehilfin eines edlen Mannes!

Alles dieses muß und kann dazu beitragen, die „Frauenfrage" zu lösen.

Wir stehen in der Frauenfrage gerade jetzt an einem äußerst wichtigen Wendepunkt.

Der erste Anlaß zu diesem Wendepunkt war der — viel bespöttelte — aber in den Annalen der Frauenbewegung historische und großartige Berliner Frauenkongreß im Jahre 1904.

Da war es ein erschütterndes und beschämendes Wahrzeichen, daß, als es galt, alle diese brennenden Fragen zu besprechen, die christliche konservative Frau des deutschen Adels und der ersten Stände — bis auf wenige Ausnahmen — fehlte.

An der Spitze der internationalen Frauenbewegung stand eine Lady Aberdeen und jetzt endlich fing es an, den deutschen Frauen der leitenden Kreise wie Schuppen von den Augen zu fallen.

J. M. die Kaiserin, unser aller leuchtendes Vorbild, tat den ersten Schritt und empfing die Vertreterinnen des Kongresses in Audienz. Und das gütige Eingehen der hohen Frau auf die Wünsche und Interessen des Frauenkongresses veranlaßte dann auch, daß von amtlicher Stelle die ersten Schritte getan wurden, um der Sache näher zu treten.

Im Januar 1906 fanden im Kultusministerium ernste Beratungen statt, an denen Frauen und Männer der verschiedenen Richtungen und Konfessionen teilnahmen, um eine gründliche Reform der Mädchenschulen ins Auge zu fassen und dadurch die Bildung der Frau zu heben.

Mit großer Freude und begreiflicher Spannung ist die ganze beteiligte Frauenwelt diesen Beratungen gefolgt. Zwei Richtungen lassen sich erkennen, die beide das gleiche Ziel haben, dieses aber auf verschiedenen Wegen erreichen möchten.

Die mehr links gerichteten Frauen erstreben für die Mädchen eine Schule, die gleichwertig mit der Knabenschule ist. Nach siebenjähriger Schulzeit, also etwa im dreizehnten Jahr, würden die Mädchen, die das Ziel der Universität — für einen höheren Beruf — im Auge haben, sich abzweigen und nun eine sechsjährige Gymnasialbildung erhalten, mit abschließendem Maturitätsexamen. Der rechte Flügel der Frauen sieht in dieser Abzweigung und in der frühen Entscheidung eine Gefahr und wünscht mehr eine gründlich reformierte Mädchenschule, wo allen Mädchen vom dreizehnten Jahr ab, die freie Möglichkeit geboten wird, die alten Sprachen mit in ihr Wissen aufzunehmen.

In das sechszehnte Jahr fällt dann ein abschließendes Examen, das schon zu vielen, nicht akademischen Berufen berechtigt, wie Postfach usw.

Für die, welche das Universitätsstudium ergreifen wollen, käme dann noch eine drei- bis vierjährige Vorbereitung mit abschließendem Maturitätsexamen.

Die Regierungsvorlage entspricht dieser letzteren Auffassung. Die zehnjährige, verbesserte Mädchenschule wird den Namen Lyceum erhalten, und daran an schließt sich das vierjährige Ober-Lyceum, dessen Absolvierung die Berechtigung für das Universitätsstudium ermöglicht. Es wäre nun von ganz unermeßlichem Segen, wenn diese Vorlage vom Landtage angenommen und in die Tat umgesetzt würde.

Durch die verlängerte Schulzeit vom 16. bis 20. Jahr wäre die schwere Klippe umschifft, daß die jungen Mädchen in diesen Jahren der Vergnügungs- und Putzsucht, der Nichtstuerei und Oberflächlichkeit verfallen, und es wird jedem Menschenkind die Möglichkeit geboten, einem bestimmten und beglückenden Ziele zuzustreben!

Ja, es kann sich jeder selbst sagen, welch ein Glück und Segen es wäre, wenn all dies Streben und Kämpfen der Frauen endlich sozusagen von „Staatswegen" geregelt würde und alles in ruhige, amtliche Hände käme; nur wer sich gründlich mit der Sache selbst beschäftigt hat, mag ahnen, welches Unheil die radikalen Frauen schon unter der weiblichen Jugend — aller Kreise — angerichtet haben mit ihrer „neuen Ethik" und ihrer neuen Moral, die an den Grundfesten unserer heiligsten Güter — Religion und Sitte — rüttelt!

Es steht jetzt so furchtbar viel auf dem Spiel! Und wenn es gilt, etwas Gutes zu erreichen, so müssen die Guten und Besten unseres Volkes sich kraftvoll zusammenschließen und auch dafür kämpfen — wie der Soldat um seine Fahne — bis zum letzten Blutstropfen.

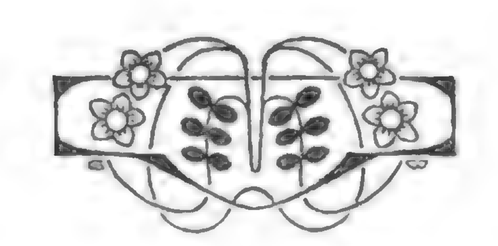
Von uns christlich-konservativen Frauen darf keine mehr zurückbleiben. Wir müßten die ersten sein, die unseren Töchtern den Bildungsgang auf diesem neu zu gründenden Lyceum ermöglichten und als von Gott in eine hohe Stellung berufen — uns auch vor Gott und Menschen verpflichtet fühlen, im höchsten Sinn des Wortes — zum Adel der Menschheit zu gehören. Nicht Rang und Geburt allein machen den „Adel" aus, sondern die Persönlichkeit, die dahinter steht. Die konservative Partei, unsere Väter und Männer im Landtage müssen sich dessen bewußt werden, welch schwere Verantwortung jetzt auf ihnen ruht. Aber nicht sie allein, alle gutgesinnten Männer Deutschlands, die konservative Presse vor allem, müßten sich ritterlich unserer Sache annehmen und helfen, daß die Regierungsvorlage, die in den weitesten Kreisen unseres Volkes befriedigt hat, zu einem guten Ausgang gebracht wird.

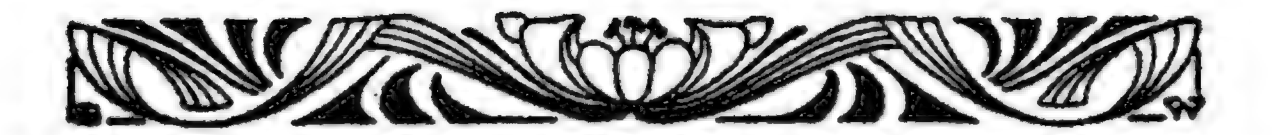
Es ist Zeit, daß wir Frauen aufstehen und zeigen, daß Religion und Sitte uns noch wert sind und daß wir nicht wollen, daß die linke Kolonne unsere deutsche Jugend im Sturm nimmt, es dürfte nicht eine mehr unter

uns sein, die sich nicht mit Stolz zum Mitglied des deutsch-evangelischen Frauenbundes rechnet — dessen Name allein ja schon sagt, was er will, und der mit den ihm angeschlossenen Vereinen jetzt schon 15000 Mitglieder zählt.

So stehen wir deutschen Frauen jetzt am Scheidewege. Es gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, von den traurigen Sittenzuständen unserer Zeit zu reden, nur eins möchte ich noch betonen: Auch hier liegt eine schwere Verantwortung gerade auf den Schultern der Frauen des deutschen Adels, aus deren Kreisen die Mütter hervorgehen müssen, die ihre Söhne wieder zu sittlich reinen Männern erzögen, zu denen die Frauen mit Freuden aufsehen.

Aber dazu gehört nicht nur ein liebendes Mutterherz, dazu gehört ein umfassendes Wissen und Begreifen der Verhältnisse, ein tiefes Eingehen auf die sozialen Schäden unserer Zeit, dazu gehört eine voll im Leben stehende tapfere christliche Frau, deren höchstes Ziel das Heben und Leiten der Jugend ist. Keine Müßiggängerinnen und Zuschauerinnen des Lebens zu sein, sondern durch Arbeit und Bildung vertieft und vollwertig — ein leuchtendes Vorbild allen Frauen zu sein, das sei das Ziel der Frauen des deutschen Adels.





Ein deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten.

Von

Eugen Kühnemann.

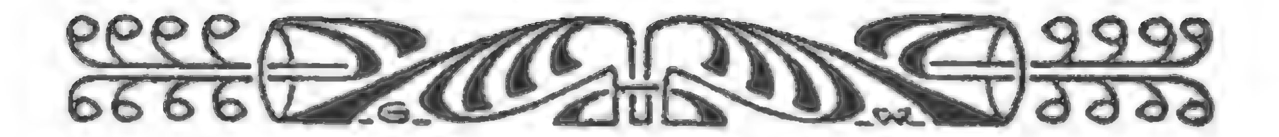
Vor mir liegt ein Buch, das in seiner Eigenart wohl verdient, die Aufmerksamkeit der Deutschen zu erregen: „Deutsches Liederbuch für amerikanische Studenten. Texte und Melodien nebst erklärenden und biographischen Anmerkungen herausgegeben im Auftrage der Germanistischen Gesellschaft der Staats-Universität von Wisconsin. Boston U. S. A., D. C. Heath u. Co. 1906." Ein stattlicher Band, 157 Seiten eines breiten vornehmen Formats, schlichter und ansprechender grüner Umschlag, musterhaft klarer Druck der Noten und Texte, die letzteren in lateinischen Lettern. 95 der herrlichen Volks- und Studentenlieder und der volkstümlichsten Gedichte unserer Kunstlyrik, jedes mit seiner Melodie, bald einstimmig, bald vierstimmig behandelt, zuweilen auch für Solo gesetzt. Der Band wäre bei jedem deutschen Kommers wohl zu gebrauchen. Ja, die Sorgfalt, mit der hier Texte und Melodien behandelt sind, könnte vielleicht manchem deutschen Herausgeber zum Vorbild dienen. Erst bei genauerem Hinsehen entdeckt man den pädagogischen Zweck — an den kurzen Erklärungen zu den Gedichten, an dem Verzeichnis der Dichter und Komponisten am Schluß, in dem jeder in kurzer biographischer Charakteristik vorgestellt wird. Hin und wieder schaut auch der Schulmeister etwas ehrbar heraus, etwa wenn es zum Baktrerschnaps im Schwarzen Walfisch zu Askalon heißt: „Das Land der Baktrer war im Altertum ein Teil des Perserreiches. „Baktrerschnaps" rein humoristische Wendung wegen des „altassyrischen" Tons." Dies schöne Buch will die amerikanischen Studenten hineinführen in das Verständnis der deutschen Lyrik, aber auf dem Wege der fröhlichsten Erziehungskunst, indem es sie unsere Lieder singen lehrt, indem es sie in festlichen Zusammenkünften teilnehmen läßt an deutscher Sangesfreudigkeit und sie hineinzieht in ein Stück vom allerbesten deutschen Leben. So wird der Band zum Ausdruck und Werkzeug einer wirklichen Ausbreitung deutschen Geistes.

Die Staatsuniversität von Wisconsin befindet sich in Madison, im Mittelwesten der Vereinigten Staaten. Drei weitgestreckte Binnenseen umgeben den in grünen Hügeln freundlich gebetteten und sich emporbauenden Ort. Er mag an eine der lieben kleinen deutschen Universitätsstädte erinnern, die in herrlicher Natur sich angesiedelt haben. Um einen breiten Hügelabhang fügen sich die Universitätsgebäude aneinander. Vor dem prächtigen Bau der Bibliothek dehnt sich der weite Sport- und Spielplatz. Unter den hohen Bäumen schreiten am schönen herbstlichen Tage in ihren weißen Kleidern ohne Hut die Studentinnen; in den Zwischenstunden sitzen auf dem Rasen im Baumesschatten die kräftigen Gestalten der Studenten in Stellungen und Gruppen, wie man sich im Sande

des Gymnasiums zu Athen die Schüler des Sokrates denken mag. Hier — einige tausend Meilen von der Heimat entfernt — findet der Reichsdeutsche einen blühenden deutschen Unterricht, drei oder vier Professoren, zahlreiche Hilfskräfte, eine arbeitsame germanistische Gesellschaft, die den älteren Studenten mit den Lehrern zu ernster Forscherarbeit vereint, den jüngeren im fröhlichen Beisammensein die Kenntnis deutscher Lieder, das Mitgefühl deutschen Frohsinns übermittelt. Wisconsin als eine der Kornkammern der Staaten ist reich an deutschen Bauern und Siedlern. Für eine solche deutsche Abteilung einer fernen amerikanischen Universität bedeutet jeder Besuch eines Professors aus der deutschen Heimat einen Kraftzuwachs und eine Stärkung, wenn es ihm gelingt, das allgemeine Interesse zu gewinnen und zu sammeln für deutsches Geistesleben, deutsche Art und Tat. Hier liegt eine hoffnungsreiche Nebenwirkung des Professorenaustausches. In aller Bescheidenheit wird da ein Stückchen nationaler Arbeit getan. So führt auch das Singen der deutschen Lieder die jungen Studenten zum Mitgefühl für deutsche Weise und lehrt sie unseren Frohsinn und unsere Innigkeit lieben. Ich habe in Madison selbst an keiner ihrer Zusammenkünfte teilnehmen können. Aber was die germanistische Gesellschaft in Madison übt, pflegt in gleicher Weise der deutsche Verein amerikanischer Studenten an der Columbia-Universität in New York. Ich vergesse den Eindruck nicht, wie ich abends die Stufen zum Tempel der Bibliothek hinaufstieg, das volle Mondlicht die griechischen Säulen umfloß, und aus den offenen Fenstern des Vereinslokals scholl es mir entgegen: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Die geistige Bildung, Literatur, Kunst, Philosophie unseres Volkes ist eben doch ein mächtiges Band nationaler Zusammenhalts für die Deutschen, wie sie über den Erdenrund zerstreut sind. Wer es erlebt hat, wie der ganz im Tage und seiner Arbeit lebende Deutsch-Amerikaner immer von der Gegenwart und ihrem Schaffen hören will, der weiß, wie viel lebendiger „das größere Deutschland“, das Deutschland aller Stammesbrüder auf der Erde, hervortreten würde, wenn wir eine großartige, eine weltüberwindende Gegenwartsliteratur besäßen. Dankbar begrüßen wir das vorliegende schöne Buch als einen Mitarbeiter an dem großen Werk, das die Deutschen der Fremde aneinander binden, dem Fremden deutsches Wesen erschließen will.[1])

---

[1]) Bei der Gelegenheit verweise ich auf ein in dem gleichen Verlage erschienenes und in der gleichen Richtung wirkendes Buch: Deutsche Reden (Heath's Modern Language Series) herausgegeben von Rudolf Tombo (sen. und jun.), Professoren an der Columbia-Universität, Boston 1905. Es sind Reden von Bebel, Bennigsen, Bismarck, Blum, Bülow, Dahlmann, Moltke, Richter, Schurz, Wilhelm II., alphabetisch geordnet nach Gründen einer leicht faßlichen Übersicht, ein auch für deutsche Leser hochinteressantes Buch. Wir verfolgen an den ursprünglichen Zeugnissen ein bedeutendes Stück unserer Geschichte im 19. Jahrhundert; wesentliche Bestrebungen der Gegenwart werden vor uns lebendig. Die beiden herrlichen Reden von Karl Schurz: „Gruß ans alte Vaterland“ und „Die deutsche Muttersprache“ sollte man in Deutschland kennen als Ausdruck der Gefühle, die die besten deutschen Seelen jenseits des Ozeans uns entgegenbringen.



Zur Ästhetik meiner Balladen.

Bausteine zu einer Ästhetik der deutschen Ballade.

Von

Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

I.

Von deutscher Ballade: Über Gelehrtenästhetik und Künstlerästhetik. — Arten der Ballade. — Grenzen zwischen Ballade und Lyrik. — Definition der Ballade. — Stoff und Handlung. — Über die Handlung. — Erfordernisse des Stoffes. — Handlungsmomente. — Über die Behandlung. — Der Wesenskern der Ballade. — Vorwürfe gegen die Ballade. — Balladendichter.

Von deutscher Ballade.

Endlich, endlich regt sich's wieder, das seit langem schlummernde Königskind der deutschen Dichtung, endlich schlägt die Ballade wieder die schwermütigen verschlafenen Augen auf. Seit Jahren bin ich als sein getreuester Ritter herumgegangen und habe geworben. Mir ist die Ballade ans Herz gewachsen von Kind auf, sie ist mir Anfang und Ende der lyrischen Kunst im weitern Sinne gewesen. Gewiß ist das einseitig, aber ich mag nicht vielseitig sein, ich mag nur genießen. Die königliche Dichtung, die farbensprühende, lebenzitternde, starke Ballade ist wieder erwacht, — laßt uns Feste feiern!

Wir hatten zu viel des Lyrischen gehabt, das mag der Anstoß gewesen sein. Tausend lyrische Dichter sangen jahraus jahrein tausende von lyrischen Gedichten. Vor seinem Götzenbild saß ein Jeder und dies Götzenbild des Lyrikers ist sein Spiegel. Jedes Gefühl und Gefühlchen, jedes Bisselchen Stimmung, jedes Zittern um den Mund und jede Träne im Auge wurde zum Gedicht. Immer heißer wurde das Bemühen, immer winziger der Gehalt, immer krasser der Ausdruck, bis sich die Kunst überschlug und an Stelle des Satzes das Gestammel, an die Stelle des Wortes das Interpunktionszeichen trat. Wir habens alle erlebt, aber es ist keine angenehme Erinnerung! Die Lyrik, die in unsern Tagen eine durchschnittliche Höhe erreicht hat, wie kaum je zuvor, — wenn auch die ganz hohen Gipfel fehlten, — hat zu gleicher Zeit Vertreter gehabt, die an Minderwertigkeit kaum je übertroffen wurden. Und diese Afterkünstler sind nicht abseits stehende Sonderlinge gewesen, sondern um jeden hat sich eine kleine Schar zusammengefunden, die in tollster Reklame den Narren zum Könige ausrief und ihm die Schellenkappe als Krone aufs überreizte Gehirnchen drückte.

Dem Rausche folgt der Katzenjammer, es ist still geworden um die Karnevalsprinzen. Von den Flitterkronen blättert sacht das Gold ab, und wer gestern auf dem

Throne saß, geht schon heute mit schwerem Kopfe den Geschäften des Alltags nach. Ich glaube nun nicht etwa, daß jetzt die wahre Blütezeit der Dichtung folgen wird, oder gar, daß die, die immer das Neueste nötig haben, um glücklich zu sein, jetzt aufhören werden mit dem Entdecken neuer Größen und Gernegrößen. Es wird ewig eine Mode in der Kunst geben, so wie es daneben ewig die Kunst gegeben hat. Nur das interessiert uns hier, daß die ins Bizarre gesteigerte Mode die Blicke der Ruhigeren zurückgelenkt hat auf andere ruhigere Kunst.

Das ist die Ballade. Hier jammern nicht kleine Leutchen ihre kleinen Schmerzen aus, hier weht nicht der üble Geruch der Vielen. Große grade Menschen gehen ihre graden Wege, stolz und unbekümmert sind sie und wissen nichts von „differenzierten“ Gefühlen. Heiß und jäh sind Haß und Liebe, und keines schämt sich des Ausdruckes. Feierlich sind diese Menschen, wie alle, die viel an Höfen waren, — gute Sitte gilt nur dem nichts, der nicht im Herrenstande erzogen wurde. Sie lieben aber auch Lärm und Fröhlichkeit, Kampf und Krieg, Jagd und Feste. Und über alledem liegt der streng stilisierte balladische Ausdruck wie ein Brokatgewand.

So sind die Balladen des Grafen Strachwitz, so die Geibels, Fontanes und Meyers. Und schon schießt hier und da kräftiger Nachwuchs auf. Mögen ihm diese Aufzeichnungen helfen, mögen sie Anregungen dem Schaffenden und Freude den Genießern geben! Und mögen sie dereinst Bausteine sein für einen, der nach mir kommen wird und der die Ästhetik der deutschen Ballade zu schreiben vermag.

Über Gelehrtenästhetik und Künstlerästhetik. Ich glaube erstens nicht, daß aus der Ästhetik der ästhetischen Gelehrten etwas herauskommt, was irgend welchen Wert für die lebendige Kunst hat. Und ich glaube zweitens nicht, daß ein Künstler objektiv genug sein kann, um viele allgemein gültige ästhetische Sätze zu produzieren. Die Gelehrten sind nicht subjektiv-künstlerisch genug zur Ästhetik, und die Künstler nicht objektiv-gelehrt genug.

Ich glaube aber, daß jeder Künstler von einiger allgemeiner Bildung über sich und sein Schaffen die allergrößten und wichtigsten Dinge aussagen kann, wenn er nur ganz ehrlich ist. Und ich glaube, daß aus solchen Selbstästhetiken vieler Künstler, von denen jede einzelne einseitig, ja im Verhältnis zur Gesamtkunst schief und unrichtig sein kann, ein feiner und bescheidener Gelehrtenkopf die Ästhetik herausdestillieren kann. Ästhetik kann nicht gewonnen werden aus dem noch so feinen Verständnis des Werkes, die wahre Ästhetik kann nur der Künstler selber aus dem Werden des Werkes heraus geben, nur er hat die Autorisation dazu. Der Nichtkünstler kann bestenfalles ausdeuten, raten, hineinlegen. Aber wozu brauchen wir Köpfe, die sich darüber mühen, etwa was Gerhart Hauptmann mit dem oder jenem Vers, oder Drama habe sagen wollen! Wir brauchen doch einfach den Dichter selber zu fragen: Wie entstand das Werk, aus welchen Tiefen deiner Seele glaubst du, daß dieser Gedanke auftauchte, was war deine Absicht, und glaubst du dein vorschwebendes Ziel erreicht zu haben?

Es ist eben nur schade, daß wir so wenig Dokumente der Selbstästhetik haben, und daß die meisten derer, vor deren Werken wir in Bewunderung stehen, schon von uns gegangen sind, ohne über ihr Werk zu sprechen.

Aus dieser Überlegung heraus sind die folgenden Bemerkungen über einzelne meiner Gedichte entstanden. Nicht etwa, als ob ich diese Gedichte für solche Meisterwerke hielte, daß sich ein Kommentar für sie lohne. Oder als ob sie zum Verständnis einer langen Begleitästhetik bedürften. Ich will nur einen Stein herbeitragen, den ein gelehrter und kluger Mann vielleicht zum Bau einer Ästhetik der deutschen Ballade benutzen kann. Diese fehlt uns nämlich, und ich kann nicht mehr als Handlangerdienste leisten, um sie zu schaffen.

Arten der Ballade: Die sehr große Unsicherheit, die in der Terminologie der Worte Ballade, Romanze usw. besteht, und die umständlichen und dabei unzureichenden Definitionen, die L. Chevalier und andere gegeben haben, sind darauf zurückzuführen, daß man zu vielerlei unter diesen einen Begriff hat stecken wollen. Unser Volk hat einige dreißig Ausdrücke für Betrunkensein, für die vielen Abarten seiner erzählenden, historischen Gesänge besitzt es nur das eine Wort: Ballade. Und auch das schuf es sich nicht selbst, es ist keltischen oder italienischen Ursprungs.

Ich möchte im folgenden unter Ballade verstanden wissen:

1. Die historische Ballade (Strachwitz, „Das Herz von Douglas").
2. Die moderne Ballade (Gerok, „Die Rosse von Gravelotte").
3. Das historische Stimmungsbild (Heine, „Harald Harfagar").
4. Das moderne Stimmungsbild (Fontane, „Bismarcks Grab").
5. Das historische Lied (Fontane, „James Monmouth").

Ich werde nachzuweisen haben, warum ich all dies zusammenfasse. Dem Einwand, daß die Zusammenstellung allzusehr durch äußerliche Momente bedingt sei, hoffe ich dadurch entgegentreten zu können, daß ich nachweise, was das tieferliegende Gemeinsame ist, das die Begriffe zusammen bindet.

Grenzen zwischen Ballade und Lyrik. Definition der Ballade: Die Grenzen, die zwischen Ballade und Lyrik gezogen sind, scheinen unübersteigbar zu sein. Wenigstens sind mit ganz geringen Ausnahmen die Begabungen streng getrennt. So sind Schiller und Strachwitz spezifisch balladische Talente — ich schalte hier selbstverständlich den Dramatiker Schiller aus —, ihre lyrischen Gedichte sind sämtlich mehr oder weniger steif, schwülstig, oder aus irgend einem andern Grunde schwer genießbar. Nur dann treten sie näher an unser Herz, wenn sie pathetische Lyrik schreiben, die, wie es scheint, der Ballade am verwandtesten ist.

Dann fahren Klingen durch die Luft, Zornadern schwellen auf, und im gewohnten Paßgange prahlt ihr Pegasus einher, — der Paßgang ist der stilisierte Schritt des Pferdes.

Andererseits ist Goethe vorzugsweise lyrisch. Seine Balladen dienen meist, wie der „Mahadöh", einem philosophischen Gedanken als Träger, oder aber sie sind, wie der „Erlkönig", der „Fischer" und der „König in Thule", durch Vermeidung

eines entschiedenen Lokalkolorits, durch Auslassen der Namen und durch vorherrschende lyrische Elemente zu *typischen Balladen* geworden. Und die typische Ballade steht dem lyrischen Gedicht am nächsten. Weitere spezifisch lyrische Begabungen sind Mörike, Greif, Busse und Anna Ritter. Sie schreiben eigentlich überhaupt keine Balladen, wenn sie's aber doch tun, so entsteht wohl ein Gedicht wie Carl Busses: „Cord Feike".

Man sollte denken, daß eine derartige Abgeschlossenheit zweier benachbarter Gebiete dazu reizen müßte, die Grenzlinie festzustecken, und tatsächlich versucht sich jede neue Poetik an diesem Problem. Aber noch ist jede dabei in den Anfängen stecken geblieben, weil die Definition der Ballade eine so überaus schwierige ist. Mit der Herkunft des Wortes aus dem Keltischen, oder meinetwegen Lateinischen, ist gar nichts anzufangen, die Vermischung mit oder begriffliche Trennung von der Romanze ist ebenso zwecklos, und Definitionen, wie „erzählendes lyrisches Gedicht", „poetisch verklärte Anekdote", oder „Reduktion des Epos" sind deshalb unsinnig, weil die dabei verwandten Oberbegriffe (lyrisches Gedicht, Anekdote und Epos) sämtlich Elemente enthalten, die durch die Appositionen (erzählend, poetisch verklärt und reduziert) nicht paralysiert werden und die doch der Ballade durchaus fremd sind.

Ich halte dafür, daß die Ballade ist: *ein Gedicht, dessen Wesen in der charakteristischen Behandlung einer Handlung liegt.* Ich halte also die Handlung für das eine Charakteristikum der Ballade, die Behandlung für das andere. Goethes „Fischer" ist deshalb eine Ballade, weil er die *Handlung* der Ballade hat, wenngleich fast aufgelöst im Typischen, fast erdrückt von lyrischen Werten. Fontanes „James Monmouth" ist eine Ballade, weil er die *Behandlung* der Ballade hat, die prägnante stark sinnliche Art, den — eigentlich lyrischen — Stoff anzufassen. Im ersten Fall ist die Behandlung fast lyrisch, im zweiten die Handlung. Die beiden Gedichte stehen an den Grenzen der Ballade, beide schon mit lyrischen Momenten durchsetzt und doch beide charakteristisch balladisch.

Stoff und Handlung: Der Stoff ist das Rohmaterial des Gedichtes, der Träger der poetischen Idee, das Substrat der Behandlung. So ist alles Stoff; der dreißigjährige Krieg und ein Stuck'sches Porträt, der Gedanke der ewigen Wiederkunft und eine Metzelsuppe. Für uns ist die Teilung des Stoffes in Handlungen und unbewegte Stoffe die, mit der wir weiter kommen. Von den obengenannten ist das Bild und die Suppe stofflich unbewegt, der Krieg stofflich bewegt, also Handlung. Denn Handlung ist ein bewegter Stoff. Bei einem Stoffe, wie der Gedanke der ewigen Wiederkunft, ist der abstrakte Gedanke natürlich unbewegt. Aber sobald ich exemplifiziere, oder den Gedanken konkret fasse, wird er zur Handlung und damit fähig, Stoff einer Ballade zu werden, — etwa der Rückert'sche „Chidher".

Nun gilt ganz allgemein: Der unbewegte Stoff (zu dem natürlich das Raisonnement über einen bewegten Stoff gehört) ist der Stoff des lyrischen Gedichtes, der bewegte Stoff, oder die Handlung, ist der Stoff der Ballade. Aber man muß sich davor hüten, hieraus allein der Ballade eine Definition machen zu wollen, — der Schuh würde viel zu klein werden!

Über die Handlung: Es ist eine alte Streitfrage, ob die Handlung in der Ballade eine Neben- oder Hauptrolle spielen soll, ob sie ein künstlerisch relevanter Teil ist, oder ebenso unwesentlich wie der Stoff der Malerei nach Ansicht mancher Künstler vom Pinsel und ihrer Ästhetiker.

Wenn die Handlung eins der beiden Hauptmomente der Ballade ist, so kann sie nicht künstlerisch gleichgültig sein. Ich glaube überhaupt nicht, daß es etwas am Kunstwerke gibt, das für seine Wirkung gleichgültig wäre. Die Größe eines Bildes, das Korn des Marmors, das Versmaß eines Gedichtes, die Kapitelzahl eines Romanes sind untergeordneter Natur. Aber wenn das Kunstwerk groß und einheitlich ist, so werden auch sie ihren Teil der Wirkung tragen. Und Wirkung ist alles. In weit höherem Maße ist das bei dem Stoff der Ballade der Fall. Für den Wert eines Liedes ist es gleichgültig, ob es ein Liebeslied, oder ein geistliches Lied, ein Natur- oder Weinlied ist. Für die Ballade ist die Frage nach dem Stoff eine der wesentlichsten. Ist er neu genug, und wenn er nicht neu ist was ist dann das Interessierende an ihm? Ist er klar, oder hatte der Dichter ein halbes Dutzend Strophen nötig, bis er die Exposition und den Wirrwarr vieler Personen auseinandersetzte? Ist er lebhaft oder langweilig, und wenn er langweilig ist, konnte der Dichter ihn durch eigene Erfindung oder durch Verbindung mit einem anderen bewegter gestalten? Ist er geschlossen, hat er einen äußerlich oder innerlich abgerundeten Schluß, der in Beziehungen zum Anfang steht? Und ist er nicht etwa eine Anekdote, ein Witz oder ein historischer Unglücksfall?

Ich glaube nicht, daß das Wesen eines dichterischen Stoffes sehr vielen Menschen klar ist. Wenigstens ist es beinahe humoristisch, was einem oft von Bekannten und Unbekannten mündlich und schriftlich als Stoff angeboten wird.

Der eine ist patriotisch und schlägt vor, die Geschichte des welfischen Königshauses von fünf zu fünf Jahren in je einer Ballade zu behandeln. Der andere will aus einem bedauerlichen Vorfall im Kreise seiner Familie ein tragisches Gedicht gemacht haben und gibt dabei die Erlaubnis, die Ballade in der „Jugend" zu veröffentlichen. Und der dritte hat eine Gespenstergeschichte, die so grausig ist, — er überzeugt mich, daß er drei Nächte danach nicht habe schlafen können.

Ich hätte diese Harmlosigkeiten nicht aufgeschrieben, wenn nicht jedem dieser Vorschläge eine Klasse von „Balladen" entspräche, deren Dichter den Stoff für so unwesentlich gehalten haben, daß sie glaubten, aus jeder Sage, jeder Anekdote ein Gedicht machen zu können. Man nehme nur die Stucken'schen oder Puttkamerschen Balladen her, — die Freude an der Ausstattung ist wenigstens bei mir die einzige geblieben, die ich an den Büchern, vor allen an Stucken hatte. Oder man sehe, was die „Fliegenden Blätter" oft für haarsträubende Sachen als ernste Balladen bringen!

Welches sind die Erfordernisse eines Balladenstoffes?

Er muß neu sein, oder durch neue Behandlung interessieren. Eine Erzählung der Sage vom Kaiser Rotbart im Kyffhäuser wird eine fast unlösbare Aufgabe sein. Der Stoff ist zu allbekannt, um uns zu interessieren. Wohl

aber läßt sich ihm durch eine neue Auffassung auch ein neuer Reiz verleihen: Man kann auch die ganze Sage als bekannt flüchtig erwähnen und sie als Sprungbrett für einen neuen Stoff, eine neue Parallele benutzen. Die Sache bleibt aber in ihrer Wirkung immer problematisch, und wer einmal Dahns „Belagerung von Laknooh" gelesen hat und schon Geibels „Schön Ellen" kannte, der weiß, was ein Schiffbruch an den Klippen eines bekannten Stoffes heißt! Der Stoff muß klar sein, das ist das zweite. Verwickelte politische Verhältnisse, schwierige Familienbeziehungen, die Roman und Drama leicht auseinandersetzen, verbieten sich für die Ballade von selbst wegen der Knappheit des Raumes. Diese Knappheit ist eine der größten Schönheiten, einer der gefährlichsten Engpässe für die Ballade. Die Scylla der Weitschweifigkeit ist nicht schrecklicher als die Charybdis der Unklarheit. Es ist nicht jedermanns Sache, ein Gedicht zwei-, dreimal zu lesen, ehe er hinter den Zusammenhang kommt, obwohl man bei der Ballade eigentlich die wiederholte Lektüre vom Leser verlangen kann. Es wird ja auch nur der Laie glauben, ein Kunstwerk prima vista in allen seinen Feinheiten zu genießen, genießen zu können. Bewunderungswürdig in seiner Klarheit, trotz schwieriger Verhältnisse, ist Wildenbruchs „Hexenlied", während z. B. der Droste prächtiger „Geierpfiff" entschieden beim ersten Lesen unklar wirkt. Bei Gelegenheit dieser Paradigmata sei erwähnt, daß sie beide auch Schwächen zeigen. Im „Hexenlied" wird, um nicht zwei historisch getrennte Teile machen zu müssen, die Hauptgeschichte vom Dichter dem Beichtvater in den Mund gelegt, der sie wiederum mit den Worten des Bruders Medardus erzählt, der seinerseits lange Passagen mit den Worten des verurteilten Mädchens anführt. Dadurch wird eine unerfreuliche Perspektive von indirekt-direkten Reden geschaffen, welche die Lebendigkeit stark beeinträchtigt. Wir sehen alles wie durch verschiedene, hintereinander stehende Gläser. Und der „Geierpfiff" ermangelt der inneren Abrundung und Geschlossenheit. Die ist das dritte der Erfordernisse des Stoffes. Es müssen sich Beziehungen zwischen Anfang und Schluß knüpfen, die Kette der Handlung darf keine Lücke zeigen. Und diese Verbindung darf keine äußerliche sein, wie im „Geierpfiff". Was würden wir zu einem Drama sagen, in dem, wie in den Schicksalsdramen, durch die Zufälligkeit eines Vogelrufes die Handlung ihren Antrieb erhält! Mir kann die wundervolle Schilderung der ersten Strophen diesen für mein Gefühl unerträglichen Sprung nicht gut machen.

Das letzte ist: Der Stoff darf nicht anekdotenhaft sein. Es ist nicht leicht, den Unterschied zwischen der aus einer Anekdote und der aus einem würdigen Stoff entstandenen Ballade theoretisch festzulegen, aber wir sind ja glücklicherweise nicht erst theoretisch, sondern zunächst praktisch mit unserem Gefühle bei der Beurteilung ästhetischer Fragen tätig. Und fühlen wird jeder diesen Unterschied. Die Anekdote ist witzig, sie gibt eine scharfe Pointe, sie ist vom Verstande diktiert. Der Stoff muß ruhiger sein wie sie, er ist geschlossen, auch ohne Pointe, und er berücksichtigt mehr das Gefühl wie jene. Unter den „Alte Fritz-Grenadieren" von Fontane ist eins, das mit den Worten schließt:

„Nee Fritze, nichts von Bedrug,
Für fufzehn Pfennige is's heute genug."

Das ist das glänzende Beispiel einer gereimten Anekdote, wie denn überhaupt das Feuilletonistische, zu dem das „Döhnchen" gehört, immer Fontanes Gefahr in der Ballade gewesen ist. Jede Ballade muß ihren Gipfelpunkt haben, aber es darf keine Pointe daraus werden. Daher sind Balladen, die mit einem Witze schließen, immer schon mit mißtrauischen Augen anzusehen.

Handlungsmomente: Jeder Stoff, der eine Handlung enthält, setzt sich aus einzelnen Momenten dieser Handlung zusammen, die wir leicht trennen können. Würde der Balladen-Dichter alle Momente behandeln, so würde er unerträglich weitschweifig werden. Es würde vielleicht ein Roman, oder ein Epos, niemals aber eine Ballade entstehen. Nehmen wir das bekannte „Herz von Douglas" von Strachwitz, so finden wir bei der Zerlegung der Handlung des ersten Teiles folgende Momente, die dem Dichter zunächst als völlig gleichwertig vorlagen:

1. Die Nachricht des Boten.
2. Vorbereitung und Beginn des Rittes.
3. Der Ritt.
4. Die Ankunft.
5. Absteigen vom Pferde und Gang zum König.
6. Königs Roberts Erzählung.
7. Des Douglas Antwort.
8. König Roberts Tod.

Verfolgen wir nun den Dichter bei seiner Arbeit. Um einen lebendigen, fesselnden Anfang zu haben, läßt er jede erzählende Exposition bei Seite und beginnt mit der direkten Rede.

Viele unserer guten Balladen tun ebenso, oft finden wir diesen frischen Beginn, der uns gleich in medias res versetzt. Vier Imperative geben nun in meisterhafter Weise die hastige Stimmung wieder, die dem Anfang dieses ersten Teiles sein Gepräge verleiht:

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
Gürt' um dein lichtblau Schwert,
Schnall' an dein schärfstes Sporenpaar
Und sattle dein schnellstes Pferd!"

Um dieser Stimmung willen läßt der Dichter auch das zweite Moment, die Vorbereitung und den Beginn des Rittes völlig bei Seite und drängt den ganzen Ritt selbst in die Zeilen zusammen:

„Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier."

Das ist Strachwitz, dem leidenschaftlichen Pferdeliebhaber und begeisterten Reiter, nicht leicht geworden. Es würde wohl auch kein anderer diesen Ritt, so wie er, haben schildern können. Aber da der Ritt als solcher für den Gang der

Ballade ohne Bedeutung ist, so würde eine Schilderung, selbst eine so vortreffliche, wie sie uns z. B. Dahn im dritten Teil der „Mette von Marienburg“ gegeben hat, die Einheitlichkeit der Ballade vollständig zerstört haben. Auch das oben unter 5. erwähnte Moment fällt fast ganz aus; die Eile, mit welcher der Douglas die Stufen hinaufstürmt, wird uns nur nebensächlich und zwar bezeichnenderweise auch in direkter Rede mitgeteilt. Der sterbende König sagt:

„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe rasseln und schüttern.“

Nun folgt das sechste, das Hauptmoment dieses ersten Teiles, die Erzählung und der Auftrag König Roberts. Die vorangehenden fünf Momente sind in vier Strophen abgetan. Auf dieses eine verwendet Strachwitz deren sieben.

Die zustimmende Antwort des Douglas übergeht er wieder ganz, und auch dies ist meisterhaft: Der stolze, vornehme Ton der Ballade würde darunter gelitten haben, für den treuen Vasallen, den kühnen Edelmann ist es selbstverständlich, daß er dem Befehl seines König gehorcht. Endlich das letzte Moment, der Tod des Königs. Ein geringerer, wie Strachwitz, würde seiner zweifellos Erwähnung getan haben, und es hätte der Ballade auch nur wenig geschadet. Ja, es würde sogar eine hier eingeschobene Strophe unmittelbar zum zweiten Teil überleiten können, und die Ballade würde äußerlich einheitlicher dastehen. Ich glaube beinahe, daß Strachwitz auch ursprünglich hier einen Übergang hatte, den er dann strich.

Die Hypothese wird unterstützt durch die auffallende Tatsache, daß die erste Strophe des zweiten Teiles:

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
Laßt flattern den Busch vom Haupt,
Der Douglas hat des Königs Herz,
Wer ist es, der's ihm raubt?“

im Reim-Schema a, b, c, b gearbeitet ist, während das ganze andere Gedicht doppelten Reim zeigt. Die Durchbrechung dieser Regel ist zudem eine völlig unnötige, da ein gleichgültiger Name im Ausgang des nicht gereimten Verses steht, der durch einen anderen leicht hätte ersetzt werden können. Ich vermute also, daß wir es hier mit einer nicht überfeilten Zusammenschmelzung zweier Strophen zu tun haben.

Die Gründe, aus denen Strachwitz auch dieses letzte Moment strich, liegen darin, daß er die knappe Hast des aufsteigenden Teiles der Ballade nicht zerstören wollte.

Als ästhetische Regel aus dieser Betrachtung ergibt sich, daß es bei der Ballade von größter Wichtigkeit ist, aus den ineinander hängenden Gliedern einer Handlung diejenigen herauszugreifen, die zum Verständnis und zur Stimmung erforderlich sind.

Gefehlt haben hiergegen alle kleineren Begabungen, vor allem Hermann Hölty in seinen altdeutschen Balladen, aber sogar bei Uhland finden wir oft eine Breite, die dem Wesen der Ballade nicht entspricht und zum Epos hinüberleitet.

„Graf Eberhard der Rauschebart" ist ein Helden-Epos in vier Kapiteln, und auch die einzelnen Kapitel sind eigentlich keine Balladen. Daß man in der Ausmerzung von Handlungsmomenten zu weit gehen kann, haben einige Neuere, vor allem Liliencron gezeigt, die dadurch bisweilen die schöne Knappheit in kaum verständliche Undurchsichtigkeit verwandelt haben. (Kapelle zum finsteren Stern.)

Über die Behandlung: Wir haben die Ballade gegen das lyrische Gedicht hin abgegrenzt durch Betrachtung der Handlung. Es bleibt uns die Behandlung, die das zweite Hauptkennzeichen der Gattung ist. Sie ist im lyrischen Gedichte schlicht, natürlich, so wie die Sprache des Dichters, des Lyrikers ist. In der Ballade ist sie nicht so wie die Sprache des Dichters. Je tiefer man in das Wesen der Ballade eindringt, umso mehr sieht man, daß nicht die Handlung das letzte, entscheidende Moment für sie ist, sondern die Behandlung. Das lyrische Gedicht redet eine einfache Sprache, die Sprache der Ballade ist stilisiert. Und stilisieren heißt: Um der dekorativen Wirkung willen von der Natur abweichen. So spricht der Dichter in der Ballade wie in einer Rolle, und welche Rolle wurde ohne Theaterwirksamkeit und ohne Pathos geschrieben! Darum sind die Ausdrucksmittel der Ballade von jener selbstbewußten Eigenart, die sich von der Pose unterscheidet, wie die Figuren Botticellis von denen des Barock.

Ich glaube am besten an Beispielen zeigen zu können, was ich unter dekorativer Wirkung, unter stilisierter Regelmäßigkeit der Form verstehe:

„Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten."

oder:

„Und wem die Axt um die Ohren pfiff,
Der ward auf ewig taub,
Und wem die Axt an den Nacken griff,
Der lag ohne Kopf im Staub."

Im ersten dieser Beispiele ist die Form aufgebaut auf dem vierfachen Parallelismus der rhythmischen Einheit: ◡—◡—, dem jambischen Dimeter, ferner dem vierfachen Parallelismus der grammatischen Konstruktion: Artikel, Subjekt, Imperfectum verbi und endlich dem Chiasmus der Substantiva: König, Page, Knabe, König. Auf diesem streng durchgeführten Unterbau mit seiner an die Regelmäßigkeit architektonischer Gebilde erinnernden Schönheit steht als Kreuzblume, als wohltätige Auflösung der vier vorangehenden musikalischen Takte der letzte Vers.

Das zweite Beispiel ist einfacher. Es ist der grammatische Parallelismus, verbunden mit dem gedanklichen, — wohl das am häufigsten angewandte Mittel zur Stilisierung der Sprache in der Ballade. So sagt, um wenigstens einige der zahllosen Abarten zu geben, eine Volksballade („Erlkönigs Tochter"):

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag"
(Parallelismus, grammatischer Chiasmus),

oder Uhland:

„Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen,
Und aber: hast ihn meuchlings erstochen"
(identische Repetition),

oder Dahn:

„Sein Helm, sein Herz, sein Harnisch Gold,
Sein Langschwert kärntisch Eisen"
(unsymmetrischer Parallelismus mit gestabter Dreiteilung des ersten Gliedes);

endlich Strachwitz:

„Kurz ist die schottische Geduld
Und lang ein schottisch Schwert"
(antithetischer Parallelismus).

Mit diesem Ausdrucksmittel des Stilisierens ist die bewußte Unnaivetät verwandt, der beim lyrischen Gedicht eine leider oft noch viel bewußtere Naivetät gegenüber steht. Wenn z. B. Strachwitz sagt:

„Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier",

so ist das ein bewußtes Abweichen von der Ausdrucksweise, die wir naiv nennen. So spricht das Leben nie, so spricht, wer sich des Sprechens bewußt wurde und bewußt von der natürlichen Stellung der Worte abgeht. Fast alle unsere bekannten Balladen tragen dies Moment mehr oder weniger klar an sich, es bildet eins der edelsten und in seiner herben Eigenart auffallendsten Merkmale der Dichtungsgattung. Man lese neben den zitierten Zeilen einmal die folgenden, spezifisch lyrischen, und man wird den Unterschied zwischen stilisiertem und naivem Ausdruck grell aufleuchten sehen:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint!"

Wie neben der Stilisierung der Sprache sich die Behandlung des Stoffes auch in der Stilisierung des Gedankenganges zeigt, wird durch den balladischen Anfang in charakteristischer Weise gezeigt. Während das Epos gemeinhin mit der Exposition beginnt, ist dies für die Ballade das bei weitem seltenste („Es war ein König in Thule"). Sehr häufig ist dagegen der Anfang mit der direkten Rede („Hinweg die Lanze, hinab vom Roß", „Graf Douglas, presse den Helm aufs Haar", „Ich hab es getragen sieben Jahr", „Auf in den Sattel, ihr freudgen Vasallen", „Nachtlockiges Weib, jagellonisches Blut", und so weiter ins Unendliche). Dieser Beginn ist für die Ballade deshalb charakteristisch, weil er bedingt ist durch die Kürze der Dichtungsart (gegenüber dem Epos) und weil er andererseits selbst die Form der ersten Strophen in eminenter Weise bedingt. Die Exposition muß nun in der direkten Rede oder unmittelbar danach liegen, und das gibt diesen Versen abermals ein stilisiertes Aussehen, sie müssen so lauten, wie der naive Mensch, wie der Lyriker sie nie bauen würde. —

Wie nebensächlich im Grunde genommen das stoffliche Element allein in der Ballade ist, und wie ausschließlich die Verbindung mit einer balladischen Behandlung des Stoffes die Ballade ausmacht, werden wir dann am besten sehen, wenn einmal der gleiche Stoff in den beiden Formen uns vorläge. Und wir haben das Glück, von einem unserer allerersten Lyriker ein Lied zu besitzen, das sich stofflich mit einer Fontaneschen Ballade beinahe deckt. Ich kann mirs nicht versagen, sie beide nebeneinander hierher zu stellen, das wird besser klar machen, was ich meine, als ästhetische Deduktionen:

Lyrische Behandlung:

„Und die mich trug im Mutterleib,
Und die mich schwang im Kissen,
Die war ein schön, frechbraunes Weib,
Wollte nichts vom Mannsvolk wissen.

Sie scherzte nur und lachte laut,
Und ließ die Freier stehen:
Mocht' lieber sein des Windes Braut,
Denn in die Ehe gehen!

Da kam der Wind, da nahm der Wind
Als Buhle sie gefangen:
Von dem hat sie ein lustig Kind
In ihren Schoß empfangen."

Und dem gegenüber die balladische Behandlung im „James Monmouth" Fontanes (man beachte Str. 2, V. 3; — Str. 3, V. 3, 4; — Str. 4 und 5).

„Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucie Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne;
Ihre Lippen sprachen: „Ich habe gefehlt!"
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt, und die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben."

Der Wesenskern der Ballade. Noch aber habe ich nur von den Grenzen und nicht von dem innersten Wesenskern der Ballade gesprochen, denn die Behandlung, ja selbst die Handlung halte ich nicht dafür.

Der Kern der meisten Balladen ist ein rein dekorativer.

So kann ich doch z. B. wirklich nicht annehmen, daß Strachwitz um der faden Schlußlehre willen

„Da wo der Löwe den Tiger packt,
Da soll der Hund sich ducken"

die farbenprächtige Jagd des Moguls geschrieben hat. Um so weniger, als nichts, aber auch gar nichts in dem Gedichte darauf hindeutet, daß der Schah wirklich ein „Löwe" an Charakter, Tapferkeit oder sonstigen Gaben, der geistesgegenwärtige Vezier wirklich ein „Hund" gewesen sei. Man könnte meinen, es sei kein Platz dazu gewesen. Aber dazu müßte eben in einer Ballade immer Platz sein. Ähnlich ist es im Goetheschen Hochzeitsliede.

Die Schilderung war es, die den Dichter anzog, und die im Verein mit dem interessanten Schlußbild wohl meist die Wurzel war, aus der eine Ballade entsproßte. Das beste, feinste der Ballade aber soll ein Innerliches sein, eine psychologische Entwicklung. Viel zu wenig ist das bis jetzt berücksichtigt worden. Und dahin sind die oben aufgezählten Erfordernisse des balladischen Stoffes zu ergänzen: die Handlung muß nicht nur neu, sondern auch psychologisch neu sein. Ihre Klarheit muß auch eine solche sein, daß jede Handlung aus der Seele der geschilderten Person heraus einfach zu erklären ist. Und die Rundung darf nicht nur äußerlich sein, sondern muß im Abschluß einer psychologischen Entwicklung bestehen.

Vorwürfe gegen die Ballade: Ein Vorwurf, der der Ballade immer, vor allem von denen, die in der Lyrik i. e. S. die „eigentliche Dichtung" sehen, gemacht worden ist, ist der, sie sei herzlos und ohne Seele. Und tatsächlich ist das psychologische Element bei ihr sekundärer, nicht wie beim lyrischen Gedicht primärer Natur. Denn der lyrische Dichter redet von sich selbst, der Balladiker von anderen Menschen, meist längst vergangenen und vergessenen. Naturgemäß scheint deshalb das lyrische Gedicht die psychologischen Elemente lebendiger zu entfalten, vor allem wenn man bedenkt, daß für die meisten Menschen der Liebesschmerz des Dichters Karl Müller (Auguststr. 133, Berlin N.) interessanter ist, als der des ritterlichen Blondel. Die Lyrik kommt dem Sensationsbedürfnis des Menschen mehr entgegen als die Ballade, weil sie häufiger die Affekte Lebender enthält. Man unterschätze das nicht. Das Hauptpublikum für lyrische Gedichte sind junge Leute beiderlei Geschlechts, vor allem die jungen Mädchen. Nun erzähle man einmal von dem Elend dieses, oder den weiten Reisen jenes Dichters, — sofort wird das leidenschaftlichste Interesse an seinen Dichtungen erwachen, das ebenso schnell erlischt, wenn die anmutige Kunstverständige erfährt, der Künstler sei längst tot, oder habe sich schon verheiratet. Beides ist für das Interesse jenes Teiles der Welt, die sich die Lesewelt nennt, und die doch eigentlich nur eine Welt ist, in der man

sich langweilt, dasselbe. Bei der Ballade mit ihrem vorwiegend historischen Charakter fällt dies Moment fast völlig fort, ohne daß man auf die Lyriker deshalb neidisch zu sein brauchte! Die Ballade kann sehr wohl so psychologisch sein wie das intimste lyrische Gedicht. Wenn sie es nicht immer war, so ist das ebensowenig ein Gegenbeweis als der, daß sie es nie völlig sein wird. Nämlich: Muß denn der Wert eines Kunstwerkes immer ein psychologischer sein? Ich kenne Menschen, denen die rein dekorative „Jagd des Moguls“ lieber ist, als desselben Dichters berühmteste und vielgesungene Lyrik

„Ein Lied, ein Lied! Der Tag verhallt“ usw.

Balladendichter: Die balladische Behandlung besteht, wie wir sahen, in der Stilisierung der Ausdrucksmittel, in dem Paßgange des Pegasus. Deshalb haben unsere Balladendichter so selten den Sinn für das Volkstümliche, der bei Lyrikern ganz gang und gäbe ist. Gerade unsere besten Balladiker, wie Strachwitz, Fontane, Dahn und Geibel, haben uns fast gar keine volkstümlichen Balladen geschenkt, oder das volkstümliche Element selber wurde noch stilisiert, wie in der innerlich völlig unnaiven Heineschen Wallfahrt nach Kevelaar. Das Volkstümliche zu stilisieren, — es ist, als ob man Nationalkostüme auf einem Hofmaskenballe sieht! Am ehesten kommt der Volksballade Uhland nahe, aber auch von ihm ist kaum eine Ballade Volkslied geworden, obgleich das an sich kein vollgültiger Beweis wäre. Denn unsere Zeit ist eine Zeit, die keine Zeit hat, am wenigsten für lange Gedichte. Es gibt schottische Balladen von siebzig und mehr Strophen Länge, die sich durch Generationen hindurch in mündlicher Überlieferung erhielten, — bei uns würden sie gar nicht gelesen werden! —

Der Stoff ist nicht nur für den Wert des einzelnen Gedichtes, sondern auch für die Ausgestaltung der Ballade und für die Balladendichter von hohem Werte gewesen. Die alte Ballade nimmt ihre Stoffe vorzugsweise aus der Heldensage. Könige und Ritter reiten zum Turnier, von Balkonen winken edle Damen und hinter ihnen stehen in schlanker Jugend die Pagen. Oder aber die nordische Umwelt mit Wikingerschiffen, auf denen die Brandsignale aufleuchten und dem alten Holzpalast im Fjorde Kunde geben von der Helden Heimkehr.

Wohl bildete sich die Ballade diese Stoffe. Aber dann bildete der Stoff die Ballade und machte sie zu einer vorzugsweise höfisch vornehmen Dichtungsart, die Sprache wurde edler, feiner und sorgfältiger — vielleicht wurde auch hierdurch die Ballade unnaiver und unvolkstümlicher. (In unserer Zeit glaube ich die Bemerkung nötig zu haben, daß ich weder Naivetät und Volkstümlichkeit unbedingt für schön und gut, noch ihre Gegenteile, besonders in diesem Zusammenhange, für tadelnswert halte.) Hiermit hängt es auch zusammen, daß das Pferd so auffällig häufig eine Rolle spielt, — man kann Strachwitz den hippologischen Dichter der deutschen Literatur nennen, — und daß unter den Balladikern der Adel mehr als doppelt so reich vertreten ist wie unter den Lyrikern oder Romanziers.

(Fortsetzung folgt.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

9. September 1906.

Durch einen Artikel der „Deutschen Revue" ist das Thema der deutsch-englischen Beziehungen wieder einmal auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die Kronberger Zusammenkunft der beiderseitigen Herrscher und danach der Besuch des Kriegsministers Haldane hatten den äußeren Anstoß dazu gegeben. Im allgemeinen erscheinen uns derartige Erwägungen wenig erfreulich; wenn nicht gerade eine absolute Notwendigkeit für die Diskussion vorliegt, tut man besser zu schweigen. Auch wollen wir hier auf keine der angeregten Detailfragen eingehen, und nur das eine nachdrücklich hervorheben, daß Deutschland keinerlei Grund hat, sich auf Betrachtungen einzulassen, die uns die englische Freundschaft unter gewissen Bedingungen antragen. Wir gehen schlicht und recht unseres Weges, ohne anderen den Weg zu verlegen, und wissen uns stark genug, Hindernisse wegzuräumen, die uns böswillig entgegengesetzt werden. Auch sind wir keineswegs in der Lage, aufdringliche Ratschläge über das, was wir tun und lassen sollen, entgegenzunehmen. Wir sehen nicht in fremde Küchen hinein und lassen jeden nach seiner Façon politisch selig werden. Wenn andere Nationen unter der Last des Militarismus seufzen, so steht ihnen ja frei, sie abzuschütteln. Für uns bedeutet die allgemeine Wehrpflicht ein großes nationales Erziehungsmittel, eine Schule, der sich keiner entziehen kann und die jedem den Segen bringt, der nun einmal an einer Periode strenger Pflichterfüllung, körperlicher und geistiger Disziplinierung hängt. Es gibt gar keine Kombination, die uns veranlassen könnte, darauf zu verzichten. Aber wir geben ohne weiteres zu, daß die allgemeine Wehrpflicht ein spezifisch deutsches Erziehungsmittel ist, das, wenn es dem Geist des deutschen Volkes entspricht, darum noch keineswegs für andere Nationen der Weisheit letztes Wort zu sein braucht. Alle übrigen Nationen des Kontinents haben es damit versucht; in Fleisch und Blut ist es keiner übergegangen. Die russische Revolution hat gezeigt, daß auf slavischem Boden die allgemeine Wehrpflicht zu einer Gefahr für den Staat werden kann, und in den romanischen Staaten, speziell in Frankreich, sträubt sich die Nation je länger je mehr dagegen; in England endlich will niemand davon wissen. Auch halten wir es keineswegs für ausgeschlossen, daß die Berufsarmee in jenen Staaten wieder zu Geltung und Ansehen kommt. Warum auch nicht? Rußland z. B. würde

Digitized by Google

dadurch nicht schwächer, sondern stärker und in Frankreich der Chauvinismus, unter dem die Nation stöhnt, an Boden verlieren. Mit unserer Flotte aber steht es wie mit unserer Armee. Diejenigen, denen das Erscheinen einer deutschen Kriegsflotte wie eine Anomalie erscheint, vergessen, daß bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts die deutsche Flagge die Meere beherrschte und daß wir zu alten Überlieferungen zurückkehren, wenn wir heute wieder zu eigenem Recht und durch eigene Kraft uns unsere Stellung im Weltverkehr zu sichern bemüht sind. Auch ist unser politisches Denken viel zu sehr historisch und philosophisch gebildet, als daß wir an den schwachherzigen und sentimentalen Traum vom ewigen Frieden glauben könnten. Die Nation, die ihre Zukunft auf diese Utopie aufbaut, hat als selbständiger historischer Faktor abgedankt und muß nicht nur zum Spielball des Ehrgeizes anderer, besser beratener Völker werden, sondern auch damit rechnen, daß sie den Experimenten unserer sozialistischen Weltbeglücker schließlich wehrlos gegenüberstehen wird. Und das gibt die entsetzlichste aller Möglichkeiten. Eine Regierung, die nur wohlmeinend, nicht auch stark ist, wird ihrer obersten Pflicht, dem guten Recht zu seiner Geltung zu verhelfen, niemals genügen können, und diejenigen, die ihr das Schwert aus der Hand entwinden wollen, sehen nicht, daß sie damit sich selbst und die Ihrigen dem Dolch und der Bombe preisgeben.

Das sind Binsenwahrheiten und es ist im Grunde kläglich, daß es notwendig ist, sie auszusprechen. Aber notwendig ist es ohne Zweifel, wenn von außen her unsere Gönner von rechts und links ihre neue Weltweisheit dagegen setzen und unsere Sozialdemokratie Tag für Tag ihren Lesern die Lügenfabrikate ihrer Glückseligkeitstheorieen aufzutischen und mundgerecht zu machen bemüht ist. Deutschland, das mit seinem Staatssozialismus der inneren Politik aller Staaten der Welt eine neue heilsame Richtung gegeben hat, sollte auch den Mut finden, vor aller Welt zu erklären, daß nunmehr genug geschehen ist, und daß es weiterer Hilfe und weiterer Krücken nicht bedarf, um auch dem in früheren Jahrzehnten vernachlässigten und zurückgesetzten Stand der Handarbeiter zu einer vollen Existenz zu verhelfen. Der deutsche Arbeiter wird in aller Welt um die Wohlfahrtseinrichtungen, die ihm gesichert sind, beneidet; jeder ungewöhnlichen Kraft steht der Weg offen, der zu den Höhen der Gesellschaft und zu den weitesten Wirkungskreisen führt, und die Welt unserer Arbeiter hat allen Grund, mit Stolz auf die Könige der Arbeit zu blicken, die aus ihren Reihen hervorgegangen sind. Auf diesen Tatsachen ruht unsere Stellung auch in der Welt der großen Politik. Hier liegt eine der Quellen unserer Kraft, der physischen wie der moralischen, es ist lächerlich, uns zuzumuten, auf sie zu verzichten.

Am 29. August ist der Sohn unseres Kronprinzen, der künftige Kaiser unserer Enkel, getauft worden. Noch niemals war das Geschlecht der Hohenzollern auf breiterer Basis fundiert, neben dem Kaiser der kraftvolle Kreis seiner Söhne, zu denen jetzt der erste Enkel getreten ist, die Bürgschaft für eine, wie wir hoffen und glauben, ruhmvolle Zukunft Deutschlands. Und gewiß wird

diese Zukunft, ganz wie die eiserne Zeit der jetzt scheidenden Generation, kraftvoller Männer bedürfen. Jedes neue Jahr bringt neue Probleme und erweitert nicht nur den Umkreis der Interessen, sondern auch den der Pflichten, die ja auf dem Herrscher noch weit schwerer lasten als auf der minderen Verantwortlichkeit gewöhnlicher Sterblicher. Auch kann man sich wohl versucht fühlen, das Bild gleichsam in einer Vision zu schauen, das die fernen Tage unserer Enkel bieten müßten. Gewiß entzieht sich jede Einzelheit der Voraussicht, aber das eine läßt sich voraussehen, daß der geographische Schauplatz der Weltpolitik wesentlich erweitert und der Kreis der mitentscheidenden und bestimmenden Faktoren ein weit größerer sein wird.

Zunächst läßt sich erkennen, daß Asien und Afrika in neuer Rolle, selbstbewußter und kräftiger, ich möchte sagen mündiger dastehen würden. Der japanische Krieg, der sie aufgerüttelt hat, die europäische Zivilisation, deren Technik mit unwiderstehlicher Kraft überall eindringt, muß etwas anderes aus ihnen machen, als sie bisher waren. Unendlich viel schwerer wird es sein, Vormundschaftsverhältnisse zu behaupten, wie sie heute England, Frankreich, Rußland erfolgreich aufrecht erhalten. Kürzlich hat sich der Hindu Banarjee in Bengalen zum König krönen lassen. Die Engländer lachen darüber, und das ist zunächst das vernünftigste, was sie tun können, und doch wird niemand mit Bestimmtheit bestreiten wollen, daß nach zwei Generationen ein wirklicher nationaler König in Bengalen sein kann. Uns liegt eine in Yokohama in englischer Sprache gedruckte Broschüre vor, welche in leidenschaftlicher Sprache die Inder zu einer Erhebung gegen die Engländer auffordert, und den Mohamedanern Indiens rät, desgleichen zu tun.

Auch nach Persien und Afghanistan hin macht sich die moralische Wirkung der japanischen Siege geltend. Sie werden als eine asiatische Großtat empfunden und der seit Dschingis-Khan und Tamerlan erstorbene Begriff panasiatischer Interessengemeinschaft beginnt schon heute lebendig zu werden. Er regt sich in Hinterindien und schreitet, wenn auch zunächst noch in nationaler Form, mit Riesenschritten in China vor. Die Parole: Annahme europäischer Machtmittel zur Befreiung Asiens von europäischer Tutel ist von Japan übernommen worden und wird eifrig propagiert. Schon bereitet sich China vor, eine Art Volksvertretung zu organisieren, Persien hat bereits seine Verfassung (von der wir freilich nicht behaupten wollen, daß sie lange bestehen wird), aber wie wird das alles zu Ende unseres Jahrhunderts aussehen?

Für Afrika weist der Blick in die Zukunft auf ein Anwachsen der panislamischen Bewegung in ganz Nordafrika bis nach Timbuktu im Westen und bis in den Sudan nach Osten hin. Nebenher, wenn gleich langsamer, entwickelt sich ein Machtgefühl der Negerstämme, wie wir es im Süden unter den Hottentottenstämmen bereits in hohem Grade entwickelt sehen. In gewissem Sinne kann die Erschließung Afrikas mit dem Öffnen der Pandorabüchse verglichen werden. Die Kolonisation führt mit Notwendigkeit zu einer Kräftigung der Negerrassen, zu

ihrer Bewaffnung und endlichen Emanzipierung. Nur in den Landstrichen des Südens mit ihrem für europäische Ansiedelungen günstigen Klima und an den Küsten wird die weiße Rasse für immer ihr Übergewicht behaupten können. Das im Kongo eingeleitete Ausrottungssystem ist zum Scheitern verurteilt, schon weil es so tief unmoralisch ist. In Südafrika, soweit es heute englisch ist, gehört die Zukunft der holländischen Rasse. Welche Reihe von Problemen steigt da vor unseren Blicken auf!

Nicht minder gewaltig müssen die Wandlungen sein, die sich auf dem Boden Nordamerikas vollziehen. Da scheinen die größten Zukunftsaussichten sich für Canada zu eröffnen, das noch ungezählte Millionen an Einwanderern aufnehmen kann, aber ebenso wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor der Gefahr steht, einer Völkermischung zu unterliegen, die notwendig den Charakter der Rasse verändern muß. Nur mit dem Unterschiede, daß diese Wandlung in den Vereinigten Staaten näher liegt und sich schneller vollziehen muß. Sie muß dort zugleich die ungeheure Gunst der Verhältnisse ändern, die heute durch die Weite der noch nicht annähernd ausreichend bevölkerten Gebiete bedingt wird. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das eigentliche Yankeetum in der Abnahme begriffen ist. Deutsche, Iren, Romanen aller Nationen, Slaven, Juden und Neger nehmen an Zahl reißend zu. New-York ist heute die größte Judenstadt der Welt — wie wird das alles aussehen in den Tagen Kaiser Wilhelm III.? Auch der Panama-Kanal wird dann längst dem Weltverkehr und den Machtverhältnissen im Stillen Ozean eine neue Wendung gegeben haben; die heute noch in einer Neugestaltung begriffenen staatlichen und sozialen Verhältnisse Südamerikas, Australiens, der Inselwelt des großen und des indischen Ozeans würden wesentlich andere sein. — Wir wagen nicht mit ähnlichen Phantasien an das Zukunftsbild Europas heranzutreten. Unser alter Kontinent hat seine staatlichen Grenzen ganz außerordentlich fest gezogen und große Verschiebungen sind in höchstem Grade unwahrscheinlich. Im allgemeinen dominiert das Prinzip des Nationalstaates, nur in Österreich-Ungarn und Rußland ringt man nach neuen Formen, ohne sie finden zu können. Nur eines läßt sich mit Bestimmtheit sagen; auf der Balkanhalbinsel stehen Neubildungen bevor, die nicht anders als unter Kämpfen ins Leben treten können.

Wir argumentieren, daß auch bei Berücksichtigung aller Schwierigkeiten, die sich so für die Zukunft zeichnen, Deutschland mit Zuversicht auf das Schicksal seiner Kindeskinder hinausblicken kann. Es gibt, alles erwogen, keinen Staat in der Welt, der auf festerem Fundament steht als Deutschland und keinen, der die Bürgschaften der Zukunft hoffnungsreicher in sich tragen darf. Das gilt trotz der verkleinernden und kleinlichen Kritik, die aus deutschem Munde — oder doch in deutscher Sprache — an uns und an dem Gang unserer inneren und äußeren Politik geübt wird, was dann natürlich seinen übertreibenden Wiederhall in englischen, französischen und italienischen Blättern findet, in den letzteren oft den hämischsten. Aber soll man nicht lachen, wenn man in Paris, in London oder in Rom sich über die „Kolonialskandale“ Deutschlands aufhält, und zwar aus

Anlaß der Affäre Podbielski! Man denke nur an die Rolle, die der Kolonialstaatssekretär Chamberlain gespielt hat, der als Minister zugleich Mitglied und Direktor ungezählter kolonialer Geldgeschäfte war, oder an die Art, wie das Ministerium Salisbury-Balfour Onkel, Vettern und Brüder versorgte, oder an die pekuniären Interessen, die bei der Marokkofrage mitgespielt haben, sowie an allerlei weltkundige italienische Minister-Geschäfte! Eben jetzt hat sich in London der Prozeß abgespielt, der einen (kleinen) Teil der Mißbräuche bloßlegte, die von englischen Offizieren während des Burenkrieges ausgingen, und da schlägt man die Augen entrüstet auf wegen des Falles Fischer! Es ist das alte: „ich danke dir Herr, daß ich nicht bin wie jene Sünder und Zöllner." Aber wir wollen uns nicht darüber ereifern und uns vielmehr freuen, daß die Verhältnisse nicht umgekehrt liegen.

Den Wechsel in der Leitung unserer Kolonialpolitik, den die Rheinisch-Westfälische Zeitung wohl nicht mit Unrecht in Zusammenhang mit dem Bahnbau in Südwestafrika und mit der bevorstehenden Reichstagstagung bringt, haben wir in einer Hinsicht lebhaft bedauert. Der Erbprinz Hohenlohe hat sich in der kurzen Zeit seiner Stellung so sehr die allgemeine Achtung und das Vertrauen der Nation erworben, daß wir ihn nur ungern scheiden sehen. Gerade diesen Mann hätte der Reichstag — der wieder in einer großen nationalen Frage versagt hat — um jeden Preis unterstützen und halten müssen. Mit der Ernennung Dernburgs zum Direktor der Kolonialabteilung treten wir vielleicht in neue Bahnen. Er wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er den Widerstand des Reichstags zu überwinden vermag, denn auf die in Angriff genommene Eisenbahn können wir unter keinen Umständen verzichten. Es stehen zudem eine Reihe anderer Fragen von größter Wichtigkeit vor der Entscheidung, die einsichtiger und entschlossener Lösung bedürfen. Wir wünschen ihm eine glückliche Hand, gute Einsicht und einen durchsätzigen Willen.

In der allgemeinen Politik hat sich seit unserer letzten Monatsübersicht nur wenig geändert. Auf der Balkanhalbinsel macht sich das Zusammenwirken von England, Italien und Frankreich immer deutlicher fühlbar. Der bulgarisch-griechische Gegensatz hat sich eher gesteigert als gemindert, die Lösung der mazedonischen Schwierigkeiten aber ist um nichts wahrscheinlicher geworden. Nur das eine ist klar, daß es mit dem Programm von Mürzsteg nicht mehr gehen will, und das kann nicht wunder nehmen, da der russische Mitkontrahent heute mit gekreuzten Armen zuschaut, weil ihm absolut unmöglich ist, etwas anderes zu tun.

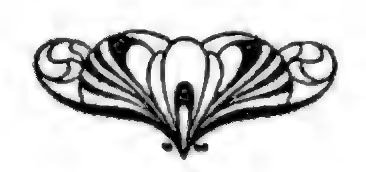
Am 25. August hat das russische Attentat gegen den Ministerpräsidenten Stolypin stattgefunden, das zwar glücklicherweise die Person des Ministers verschonte, aber umso schwerer seine Familie, eine 14jährige Tochter und den kleinen Sohn traf. Außerdem wurden 30 Personen getötet und 22 mehr oder minder schwer verwundet. Aus seiner fast ganz zerstörten Villa ist Herr Stolypin in das Winterpalais übergesiedelt, wo ihm der Zar eine Wohnung eingeräumt hat. Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Mörderbande der russischen

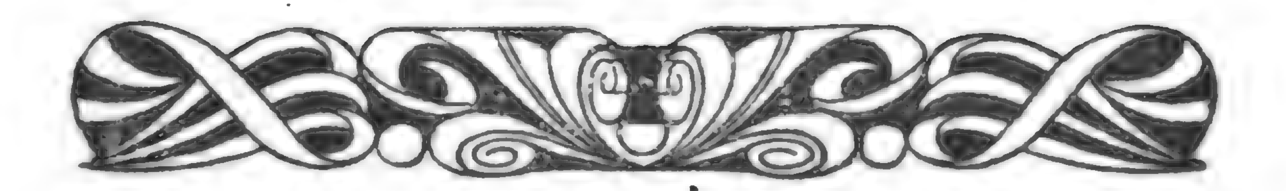
Anarchisten zwei Tage danach den Kommandeur der Semonower, General Min, durch ein junges Mädchen ermorden ließ und gleichzeitig den stellvertretenden Generalgouverneur von Warschau, Wonljarljärski, ebenfalls niederschießen ließ. In der Woche vorher aber hatten nicht weniger als 72 politische Morde stattgefunden. Bewunderungswürdig ist die Charakterstärke, mit der der Ministerpräsident sein Unglück und das des Landes getragen hat. Das nächste war, daß er die Gesetze zum Schutz der öffentlichen Sicherheit (den verstärkten außerordentlichen Schutz) auf ein Jahr verlängern ließ. Dann folgte nach eingehenden Beratungen der Erlaß eines Manifestes, welches in würdiger Sprache den augenblicklichen Zustand Rußlands schilderte und ankündigte, daß die Regierung sowohl entschlossen sei, am Programm vom 17./30. Oktober 1905 festzuhalten, als auch energisch an der weiteren Unterdrückung der Revolution zu arbeiten. Zu letzterem Zweck wurde die Organisation von Feldgerichten dekretiert. Ebenso kündete der Minister die Reihe der Reformen an, die in Form von Gesetzesanträgen der Duma zugehen sollten, sobald sie wieder zusammentritt, was bekanntlich im Februar geschehen soll. Wir konstatieren dabei mit Genugtuung, daß der Minister, im Gegensatz zu den Tendenzen der ersten aufgelösten Duma, mit allem Nachdruck an der Unantastbarkeit des Privatbesitzes festhält. Sozialistisch-kommunistische Experimente sind daher nicht zu fürchten. Dagegen scheint es uns ein wenig glücklicher Gedanke zu sein, daß er die Landschaftsverfassung auf die Grenzmarken ausdehnen will. Inbetreff Polens ließe sich darüber reden, obgleich es auch dort ein nicht unbedenkliches Experiment ist. Für die baltischen Provinzen aber bedeutet es die Auslieferung des deutschen Elementes an die revolutionären Esten und Letten, da doch die Regierung zur Genüge erfahren haben sollte, daß diese Elemente nicht regieren können, sondern regiert werden müssen. Das richtige wäre, die Leitung den baltischen Deutschen zu überlassen, die besser als alle anderen, die russischen Beamten mit eingeschlossen, die Reorganisation des Landes betreiben würden.

Die große Frage für den Ministerpräsidenten ist, ob seine Organe in den einzelnen Gouvernements, vor allem Generalgouverneure und Gouverneure ihn nicht im Stich lassen. Und da ist, wenn nicht neue Männer gefunden werden, das Schlimmste zu befürchten. Eine Reihe tüchtiger Persönlichkeiten hat ausgespielt. Durnowo, an dessen Stelle am 1. September in Interlaken ein harmloser Franzose erschossen worden ist (wiederum von einer „Dame"), kuriert seine Nerven im Auslande, der wackere General Trepow hat seinen Abschied genommen, weil er schwer krank ist, wahrscheinlich ist ihm von den Anarchisten Gift beigebracht worden; der Generalgouverneur von Warschau, Skalon, auf den noch jüngst ein Bombenattentat verübt wurde, nimmt ebenfalls seinen Abschied. Andere sind absolut energielos und eingeschüchtert, wie der Generalgouverneur von Livland, Sollogub. Es ist sehr schwer, einen Ersatz zu finden, da jeder der hohen Beamten einen Mörder an seinen Fersen hat, ganz wie die unglücklichen Stadtpolizisten und Gendarmen, die niedergeschossen werden wie die Hasen bei einem Treiben, oder wie die Pastoren in Livland, denen der Tod angekündigt ist, wenn

sie ferner ihres Amtes walten. So ist ganz kürzlich der Probst Zimmermann in Lennewarden bei Riga nebst seiner Frau über den Haufen geschossen worden; ein Mann, der sein Lebenlang für die Letten in musterhafter Treue und Selbstlosigkeit gearbeitet hat. Doch solcher Fälle sind zu viele herzuzählen, als daß wir länger dabei verweilen könnten. Eine weitere Schwierigkeit für Stolypin wird die Organisation der Dumawahlen sein, von der naturgemäß die revolutionär-kompromittierten Elemente ausgeschlossen werden müßten. Er hat aber auch mit den Extremen von rechts zu rechnen, die jetzt nach Rache rufen, und es wird gewiß eine schwere Aufgabe sein, nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit und Mäßigung aufrecht zu erhalten. Neuerdings mehren sich die Nachrichten über die zunehmende Hungersnot, an der Wolga zumal. Sie geht zum Teil auf die Verwilderung der Bevölkerung zurück, die ihre Äcker gar nicht oder schlecht bestellt hat, die Ernten der Gutsbesitzer verbrannte und was an Ersparnissen vorhanden war, vertrank. Es ist noch nie in Rußland so viel Branntwein getrunken worden als im letzten Jahr! Und inzwischen dauert die Emeute im Kaukasus fort, der geradezu wird neu erobert werden müssen, die Steuern werden nicht gezahlt oder nur unregelmäßig, und die finanzielle Frage steigt drohend am Horizont auf. Von dem großen Finanzkünstler Witte will kein Mensch in Rußland mehr wissen. Er sagt, er schreibe seine Memoiren und gewiß könnte er viel erzählen.

Die in Cuba ausgebrochene Revolution ist insofern interessant, als sie von Mittelamerika aus unterstützt wird. Es wird zudem behauptet, daß New Yorker Kapitalisten sie begünstigen, weil sie als schließlichen Ausgang die Annexion Cubas erhoffen. Das war bekanntlich auch 1899 das Ziel. Dagegen spricht, daß die Annexion in hohem Grade das Mißtrauen Südamerikas erregen würde und daß die Vereinigten Staaten auf dem Panamerikanischen Kongreß zu Rio de Janeiro durch den Mund des Staatssekretärs Root, des Kandidaten der Republikaner für die nächste Präsidentschaft, feierlich versichert haben, daß ihnen jedes Gelüste nach fremdem Land fern liege. Unmöglich kann man sich selbst so bald dementieren und deshalb läßt sich erwarten, daß es jedenfalls noch längere Zeit beim Alten bleiben wird.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

7. September 1906.

Die innere Politik steht immer noch im Zeichen der „Kolonialskandale". Alles, was damit zusammenhängt, erfreut sich einer besonderen Aufmerksamkeit, und so wird auch vieles in diesen Kreis hineingezogen, was eigentlich in ganz verschieden gearteten Interessen wurzelt. Die allgemeine Verblüffung darüber, daß in einer so wohlgeordneten Verwaltung, wie sie das Deutsche Reich besitzt, ein Verwaltungszweig in so weitgehendem Maße versagt und sogar Spuren einer Korruption gezeigt hat, gegen die wir bisher den deutschen Beamten und Offizier gefeit glaubten, — diese Verblüffung bildet einen sehr geeigneten Nährboden für allerhand politische Nebenzwecke gewisser Parteien. Ich habe schon einige Male das Treiben des Reichstagsabgeordneten Erzberger kennzeichnen müssen, der in der Öffentlichkeit noch immer weiten Kreisen als ein Mann gilt, der, vom reinsten Eifer und dem edelsten Wollen beseelt, nur seine Pflicht als Volksvertreter tut, wenn er Ungehörigkeiten an das Licht zieht und trotz persönlicher Anfeindungen der öffentlichen Moral unerschrocken zu ihrem Recht verhilft. Gelegentlich bin ich sogar der Meinung eines bekannten Publizisten begegnet, in den abfälligen Urteilen über Herrn Erzberger spreche sich nur der Neid der Presse aus, die es nicht anerkennen wolle, daß ein Mann aus ihren Reihen sich durch Fleiß und Begabung so schnell zu einer nicht wegzuleugnenden politischen Bedeutung emporgeschwungen habe. Die deutsche Presse kann über diesen Vorwurf lächelnd hinweggehen; sie läßt sich eben nicht durch persönliche Rücksichten abhalten, bei Beleuchtung von Dingen, die ihr wichtig scheinen, die Laterne gründlich zu gebrauchen. Naivgläubigen Seelen muß immer wieder gesagt werden, daß ein Mann, wenn er über einen Abgeordnetensitz verfügt und wirklich nur den Wunsch hat, der öffentlichen Moral unter die Arme zu greifen, bei solchen „Enthüllungen" anders verfährt, und das erst recht, wenn er über ein Organ der Presse noch außerdem zu verfügen hat. Er hat Gelegenheit genug, Rechenschaft zu fordern und seinen Standpunkt durch Beweise gegen Vertuschungsversuche zu schützen. Aber er muß offenes und ehrliches Spiel spielen, Selbstkritik üben und sein eigenes Material zu sichten verstehen. Er muß sich dann auch der Mühe unterziehen, alles so weit zu prüfen, daß es wenigstens nicht an ihm liegt, wenn das unreinliche Geschäft der Augiusstallreinigung sich in die Länge zieht. Hat er das alles getan, so wird ihm kein verständiger Mensch

verübeln, daß er seine Gegner und alles, was er für schädlich hält, mit kurzen, scharfen Schlägen zu vernichten sucht. Als der damalige Abgeordnete Lasker in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die konservativen Gründer angriff, war er — das wissen heute auch seine Freunde und Bewunderer — keineswegs der unparteiische Retter der öffentlichen Moral, verfolgte vielmehr sehr einseitige Parteizwecke, aber er verstand sein Geschäft. Darum hatte er auch die gewünschte Wirkung für sich und verstand sie auch auf das Ziel zu begrenzen, das er sich gesteckt hatte. Aber wenn ein Volksvertreter in der Ausübung seines Mandats, in dem von ihm benutzten Blatt, in Volksversammlungen und Vorträgen es fertig bringt, die Öffentlichkeit viele Monate hindurch mit ungesichtetem, unvollständigem und unkritisch behandeltem Material hinzuhalten, — nicht etwa in der Weise, daß er selber vielleicht erst im Lauf der Zeit über die Einzelheiten neue Informationen erhalten hat, sondern mit dem häufig wiederholten cynischen Eingeständnis, daß er noch viel in petto habe —, dann kann ein ernster Politiker ihm nicht mehr die bona fides zugestehen, im Dienste der öffentlichen Moral zu handeln. Dann dient er besondern Parteizwecken oder der persönlichen Eitelkeit oder vielleicht beiden. Man sehe sich nur dieses Treiben näher an. In bestimmten Zwischenräumen bringt Herr Erzberger eine neue Einzelheit vor, gewöhnlich nicht ohne hinzuzufügen, daß das noch gar nichts sei gegen das, was er später noch mitteilen werde. Bei der nächsten Gelegenheit aber wird nicht etwa etwas Neues gebracht, sondern eine Sache, die in der Budgetkommission schon vor Monaten verhandelt und abgetan ist. Nichts ist so geeignet, die parlamentarische Arbeit zu demoralisieren, wie diese Methode. Es kommt hierbei nicht auf die Person des Herrn Erzberger an, die dabei ziemlich gleichgültig ist, sondern auf den parlamentarischen Typus. Es wäre zu wünschen, daß die Parteien, die vorzugsweise in staatserhaltendem und regierungsfreundlichem Sinne wirken wollen, etwas weniger diplomatisierten und dafür mehr rücksichtslosen Wahrheitsmut zeigten. Dann würde es Leuten vom Schlage des Herrn Erzberger etwas schwerer werden, eine Volkstribunenrolle zu spielen; auch das große Publikum würde die Komödie leichter durchschauen. Da aber bei der allgemeinen Sucht des Vertuschens und Leisetretens es, wie das Beispiel Erzbergers zeigt, selbst der politischen Mittelmäßigkeit und einer in großen Fragen sehr begrenzten Einsicht gelingt, im Parlamente zu glänzen, wenn mit einer glücklichen Mischung von Bauernschlauheit und Draufgängertum das Banner der „Wahrheit" entfaltet wird, so ist es Pflicht, darauf hinzuweisen, wieviel innere Unwahrheit in diesem ganzen Treiben steckt und wie es geeignet ist, unserm Parlamentarismus schweren Schaden zuzufügen. Den Ehrgeizigen dieser Spezies fehlt doch die innere Kraft echten Demagogentums; wenn sie mit ihrem seichten Pharisäismus scheinbare Erfolge erringen und dadurch Schule machen, so wird in der Nach- und Rückwirkung — wenigstens in einem gesunden Staatswesen — auch manches gute und richtige Bestreben der Volksvertretung geschmälert, und die wirklichen Rechte und Interessen des Volkes bleiben die Leidtragenden.

Inzwischen haben nun die unerquicklichen Zustände, die sich neuerdings in der Kolonialverwaltung ergeben haben, zu einem Wechsel in der Leitung geführt. Der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg nahm die erste Gelegenheit war, um dem Reichskanzler zu erklären, daß er im Laufe seiner Amtstätigkeit die Überzeugung gewonnen habe, seine Kräfte, Kenntnisse und Erfahrungen reichten für die Aufgaben, die es hier zu lösen gelte, nicht aus. Der Erbprinz hatte sein Amt mit frischem Mut, ja mit aufrichtiger Begeisterung für die großen Ziele der Kolonialpolitik angetreten. Aber in den Wein dieser zukunftsfrohen Stimmung wurde bald ein bitterer Wermutstropfen nach dem andern geträufelt. Trotzdem hielt der Prinz den verschiedensten Ärgernissen und Enttäuschungen stand, bis dann zuletzt doch der Umfang der geschäftlichen Schwierigkeiten ihm die Einsicht nahe legte, daß die zu lösende Aufgabe seine Kräfte übersteige. Den Gründen seines Rücktrittsgesuches konnte sich der Reichskanzler unmöglich verschließen, und so wurde die Frage sehr bald der Entscheidung des Kaisers unterbreitet. Der Kaiser erklärte sich mit dem Vorschlag des Fürsten Bülow einverstanden, die Leitung der Kolonialverwaltung dem bisherigen Direktor der Darmstädter Bank, Herrn Bernhard Dernburg, zu übertragen. Das bedeutet zunächst einen vollständigen Bruch mit den bisherigen bureaukratischen Prinzipien dieser Verwaltung. Schon im vorigen Herbst hatte Fürst Bülow Versuche gemacht, das Amt des Kolonialdirektors einem Mann zu übertragen, der der kaufmännischen Welt angehörte und sich in der Lösung großer Aufgaben geschäftlicher Natur bewährt hatte. An zwei Adressen hatte sich der Reichskanzler damals gewandt, aber die Bemühungen schlugen fehl, und erst dann fiel die Wahl auf den Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg. Was den Reichskanzler bewogen hat, jetzt wieder auf einen Herrn aus der großen Finanzwelt zurückzugreifen und eine Probe mit einem bisher noch unerhörten System zu machen, ist unschwer zu erkennen. Ob es gelungen ist, den richtigen Mann zu finden, das wird sich erst entscheiden lassen, wenn Herr Dernburg Gelegenheit gehabt haben wird, sein Können zu zeigen. Einstweilen ist der Jubel, der namentlich bei den Parteien der Linken darüber herrscht, daß ein durch seine Tatkraft und Rücksichtslosigkeit bekannter Bankherr, ein Mann mit ausschließlich kaufmännischer Vorbildung auf einen hohen Verwaltungsposten gestellt worden ist, noch verfrüht. Daran allein hängt der Erfolg nicht, sondern nur an der Persönlichkeit selbst und ihrem Verständnis für die Sache. Es ist aber zu hoffen, daß sich die Wahl als eine gut getroffene erweist. Ein weitblickender Mann mit großer geschäftlicher Erfahrung und den erforderlichen Kenntnissen, um große Unternehmungen zu beurteilen und die rechten Mittel zu finden, dazu ein Mann, der durchzugreifen versteht, ist Herr Dernburg wohl jedenfalls, und damit besitzt er die wesentlichsten Eigenschaften, die jetzt in der Stellung gebraucht werden.

Die Untersuchung über die Angelegenheit des Majors Fischer vom Oberkommando der Schutztruppen, der bekanntlich im Juli d. J. unter dem Verdacht der Bestechung durch die Firma Tippelskirch & Co. verhaftet wurde, ist noch

nicht abgeschlossen, und im Zusammenhang damit ist auch die Prüfung der Lieferungsverträge zwischen dem Reich und der genannten Firma noch nicht zu Ende geführt. Diese teils persönlichen, teils technischen innern Fragen der Kolonialverwaltung haben aber auch für die innere Politik eine gewisse Bedeutung erlangt, dadurch daß die Stellung des Ministers v. Podbielski in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Herr v. Podbielski war ursprünglich Mitbegründer und Teilhaber der Firma Tippelskirch gewesen. Als er 1897 aus privater und parlamentarischer Tätigkeit in den Reichsdienst berufen und an die Spitze des Reichspostamts gestellt wurde, trat er für seine Person aus der Firma aus. Wie weit er selbst die Beteiligung an der Firma in seiner neuen Stellung für unangemessen hielt, darüber hat er sich nicht ausgesprochen, jedenfalls folgte er einem alten, wohlbegründeten Brauch, der von einem Staatsmann in verantwortlicher Stellung nicht nur die tatsächliche geschäftliche Unabhängigkeit, sondern auch die Vermeidung des Anscheins angreifbarer geschäftlicher Beziehungen fordert. Übereifrige Freunde des jetzt so vielfach — und darunter auch ungerecht — angegriffenen Ministers haben die Berechtigung dieses alten Grundsatzes bestritten. Man könne, so meinten sie, von einem Minister nicht verlangen, daß er jede gewinnbringende Anlage seines Privatvermögens aufgebe; er dürfe dann auch nicht Landwirt sein. Das ist natürlich Übertreibung, und nicht nur das, sondern überhaupt eine Verschiebung des Punktes, auf den es ankommt. Das Anstößige liegt nicht darin, daß ein Beamter aus seinem Privatvermögen Nutzen zieht, sondern der Vorwurf beginnt erst, wenn die Mitwirkung des Staates in irgend einer Form — sei es durch Information, durch Autorität oder durch Verwendung von Staatsgeldern — wesentliche Bedingung und Quelle dieses Nutzens ist. Bei Tippelskirch lag dieser Fall vor, denn ein besonderes Geschäft für Tropenausrüstung konnte wohl nicht gut gegründet werden, wenn man nicht auf die Reichsregierung als bedeutenden Abnehmer rechnete. Die Firma hat von Anfang an bewußt darauf hingearbeitet, ihre Hauptgeschäfte mit dem Staat zu machen, und es ist ihr in fortschreitendem Maße gelungen, eine Art Monopolstellung zu erreichen.

Daß Herr v. Podbielski die Meinung von der Ungehörigkeit einer solchen Geschäftsverbindung für einen aktiven hohen Beamten durch die Tat als richtig anerkannte, beweist sein Austritt aus der Firma Tippelskirch, als er Staatssekretär wurde. War aber diese Lösung der Beziehungen so ernsthaft gemeint, wie es der altpreußischen Beamtentradition entsprach, dann forderte eben diese Tradition und die Würde des Staates, daß ein solcher Schritt nicht nur zum Schein unternommen wurde, nicht nur so, daß eine juristische Form erfüllt wurde, die bei etwa erhobenen Vorwürfen nur eben noch die Ableugnung ermöglichte, während die Sache im Grunde dieselbe blieb. Wer sich darüber hinwegsetzte, beging freilich nichts Ehrenrühriges, weil es durchaus erlaubte geschäftliche Manipulationen waren. Aber ebenso klar ist, daß das Vertrauen in die absolute Uneigennützigkeit und Unangreifbarkeit des Beamtentums dabei in die Brüche

gehen muß. Dieses Vertrauen ist in Preußen in vielen Generationen seit der Zeit des Soldatenkönigs, der die Verwaltung geschaffen hat, mühsam genug gezüchtet worden, nicht zum wenigsten durch strenges Vorgehen gegen kleinere Beamte, falls sie um privater Vorteile willen, wenn auch in gesetzlicher Form, den Ruf der absoluten Unantastbarkeit der Beamtenschaft in der Wahrnehmung des Staatsvorteils gefährdeten. Welchen Eindruck es machen muß, wenn bei der sonst so allgemein anerkannten und durchgeführten Strenge der Anschauungen ein Minister einerseits die Ungehörigkeit einer Geschäftsverbindung sehr wohl empfindet und öffentlich aus der betreffenden Firma austritt, andererseits aber diesem Austritt nur die Bedeutung eines Scheinmanövers gibt, indem er eine Person seines eigenen Haushalts — in diesem Falle seine Gattin — an seine Stelle treten läßt, das kann sich jeder leicht ausmalen, der unsere Zeit kennt. Und daß der Minister sich dieser nicht einwandfreien Lage völlig bewußt war, geht daraus hervor, daß er bei der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen dem Reich und Tippelskirch gar nicht daran dachte, sein eigenes Verhältnis zu dieser Firma sachlich anders zu gestalten, sondern nur seine Stellung mit einem neuen Zaun juristischer Kautelen umgab, indem er die Gütergemeinschaft mit seiner Frau aufheben ließ.

Man mag über dergleichen vom menschlichen Standpunkt sehr milde denken, sowie ja auch in solchen gesetzlich zulässigen Anordnungen privatrechtlicher Natur nichts liegt, was die persönliche Ehre berühren könnte oder etwa dazu zwänge oder auch nur berechtigte, einem Manne, der sich ein langes Leben hindurch als Ehrenmann bewährt hat, irgendwelche unlautern Motive unterzulegen. Aber ein verantwortlicher Staatsmann hat manche Rücksichten zu nehmen auf die Eigenart der durch die politische Tätigkeit bedingten Verhältnisse, Rücksichten, die der Privatmann nicht kennt und nicht zu kennen braucht. Die Nichtbeachtung der dadurch gegebenen Traditionen ist eine unter Umständen verhängnisvolle und in ihren Folgen unberechenbare Sache; sie schafft dem Staat und der Staatsautorität Verlegenheiten, für die ein gewissenhafter Staatsmann die Verantwortung nicht übernehmen kann, am wenigsten jetzt, wo so viele Kräfte am Werk sind, im Volke den Glauben an die Uneigennützigkeit der öffentlichen Gewalten zu untergraben. Man wird selbst von einem Minister, der unverschuldet oder unerwartet in eine Lage gekommen ist, die vom Standpunkt der alten strengen Auffassungen des Beamtentums Anlaß zu Bedenken gibt, erwarten müssen, daß er unverzüglich sein Amt in die Hände des Monarchen zurückgibt. Aber obwohl Herr v. Podbielski der Tatsache, daß sein Name in unangenehmer Weise mit den bereits bedenklich befundenen Geschäften der Firma Tippelskirch in Verbindung gebracht wurde, keineswegs unvorbereitet und ahnungslos gegenüberstand, fiel es ihm gar nicht ein, auch nur eine Klärung in dem Sinne herbeizuführen, daß seine Handlungsweise mit dem Staatsinteresse in Einklang gebracht werden konnte. Er schien die ganze Angelegenheit nur als eine ihn allein angehende Frage seines Gewissens zu betrachten und geflissentlich zu übersehen, daß, was gegen ihn sprach, nicht die von ihm verachtete öffentliche Meinung, sondern ein

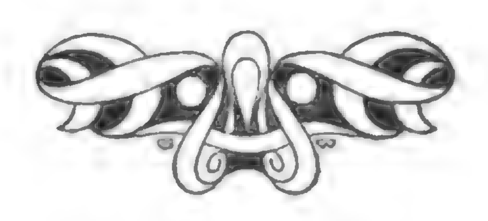
altbewährtes Prinzip des preußischen Staates selber war. So unterließ er es, seine Kollegen im Staatsministerium zu verständigen, berichtete an den Ministerpräsidenten erst nach Wochen auf dessen ausdrückliche Aufforderung, als Fürst Bülow dem Kaiser in Wilhelmshöhe Vortrag zu halten hatte, und duldete es trotz seines ausgesprochenen Grundsatzes, der Presse niemals Rede zu stehen, dennoch, daß in einem Berliner Sensationsblatt von Zeit zu Zeit Notizen erschienen, die als von ihm inspiriert gelten mußten, häufig jedoch sich als falsch und irreführend erwiesen. Eine dieser Notizen konnte sogar nur dahin gedeutet werden, daß er gegen die Angriffe seiner Gegner Deckung hinter der Person des Kaisers suche.

Es ist verständlich, daß selbst in Kreisen, die von Hause aus dem Minister durchaus sympathisch gegenüberstehen und seine großen und mannigfachen Verdienste zu schätzen wissen, die Verstimmung und der Unwille über sein Verhalten in dieser kritischen Zeit eine bedeutende Höhe erreicht hat. Es ist daher auch nicht anzunehmen, daß Herr v. Podbielski im Amte bleiben wird. Freilich läßt sich heute noch nichts Bestimmtes darüber sagen, da die Entscheidung natürlich beim Kaiser liegt, dieser aber auf den Vorschlag des Fürsten Bülow eine weitere Klärung der Angelegenheit Fischer-Tippelskirch abwarten will, ehe er das letzte Wort spricht. Den gehässigen Übereifer der politischen Gegner Podbielskis und der grundsätzlich agrarfeindlichen Parteipresse, die es nicht erwarten können, bis sein Sturz erfolgt ist, und täglich Angriff auf Angriff häufen, muß man nebenbei als Tatsache verzeichnen; in eine ernsthafte sachliche Besprechung gehört das nicht hinein.

Die Frage des Wechsels im preußischen Landwirtschaftsministerium ist diesmal übrigens die einzige Krisis, die das Nachdenken oder auch die Phantasie der Berichterstatter beschäftigt. Das will um diese Jahreszeit immer schon etwas heißen. Nur mit Vorsicht und ganz in der Stille hat die geschwätzige Fama ihre Tätigkeit geübt, indem sie wegen der Gesundheit des Reichskanzlers neue Beunruhigungen schuf und, als das nicht genügend zu wirken schien, von Intriguen einflußreicher militärischer Kreise gegen den Reichskanzler fabelte. Glücklicherweise braucht man sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Die Wiederherstellung des Fürsten Bülow hat den gehofften normalen Verlauf genommen, und längst greift er wieder in gewohnter Weise in die Arbeit der Reichsregierung ein. Wenn er noch, so lange es Jahreszeit und Geschäfte gestatten, Berlin fernbleibt, so ist damit kein Ausruhen von der Amtstätigkeit verbunden, und man darf die begründete Hoffnung hegen, daß der Reichskanzler im nächsten parlamentarischen Winterfeldzug in voller Frische auf seinem Posten stehen wird.

Noch gedenken wir der bedeutungsvollen Feier, die am 29. August am Deutschen Kaiserhofe begangen worden ist. Kaiser Wilhelm ließ seinen ersten Enkel taufen. In allen deutschen Landen nahm man daran den herzlichsten Anteil. Der alte kraftvolle Stamm der Hohenzollern hat wieder ein neues Reis getrieben, und wenn menschliche Hoffnungen sich erfüllen, wird dieses Kind einmal die deutsche Kaiserkrone tragen. Aber dieses ferne Zukunftsbild würde wohl kaum einen Platz in den Gedanken finden, wenn die monarchische Gesinnung nicht

so fest im Sinne und Gemüt des deutschen Volkes begründet wäre. Es ist in diesen Empfindungen immer noch ein reicher Schatz voll schlichter Echtheit, der weder durch die aufdringlichen Auswüchse des Byzantinismus noch durch umstürzlerische Hetzerei berührt wird. Die Erhaltung dieses Schatzes ist eine Voraussetzung und Gewähr für die innere Gesundheit des deutschen Volkes.



Sing mir am Abend.

Sing mir am Abend, wie ichs gerne mag.
Ich lehne dann mein Haupt zurück.
Das Auge lauscht. Du singst dem Tag
Sein Schlummerlied. Du singst vom Glück.

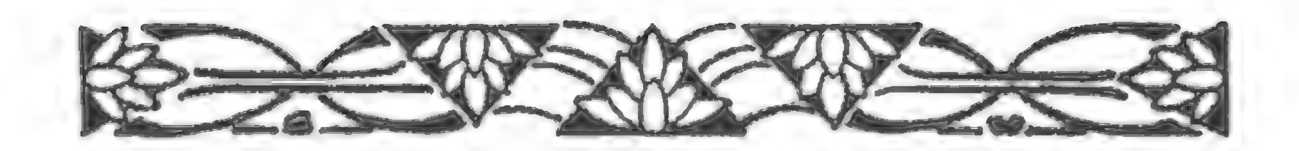
Und daß es einmal einen Frieden gibt,
Zuletzt ein frohes Stille-sein . . .
Leis geht mein Hauch. Blauwölklein schiebt
Sich leis ums Licht in Ringelreihn.

Du bist mir nah. Du sprichst, befreiter Geist.
Die Seele tritt aus ihrem Mund.
Wer bin ich? sprichst du, und du weihst
Im Lied die Welt zur Feierstund.

Mit einem Mantel hüllt mich ein das Wort.
Es bettet mich so mutterlind.
Es trägt mich von der Erde fort.
Ich bin, ich weiß nicht, wessen Kind.

Dahinten liegt so tief die alte Zeit,
Bedeckt mit grauer Erdenschicht.
Gib mir die Hand. Die Ewigkeit
Ist hier . . . Die Stimme Gottes spricht!

Fritz Philippi.



Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Bereits in der letzten weltwirtschaftlichen Umschau, die im Juliheft der „Deutschen Monatsschrift" veröffentlicht wurde, habe ich auf die wirtschaftliche Konjunktur hingewiesen, die zur Zeit nicht nur Deutschland, sondern in demselben hohen Grade oder vielleicht noch intensiver die übrigen für den Weltmarkt in Betracht kommenden Länder, vor allem die Vereinigten Staaten beherrscht. Ich machte schon damals ferner auf die Berichte aufmerksam, die für alle diese Länder eine ausgezeichnete Ernte in Aussicht stellten, wodurch die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß die internationale Konjunktur noch geraume Zeit hindurch erhalten werde. Die damals gehegten Erwartungen sind bis jetzt vollauf erfüllt worden. Die Welternte ist nach den bekannten statistischen Feststellungen, die das landwirtschaftliche Ministerium in Budapest alljährlich zu veröffentlichen pflegt, außerordentlich glänzend ausgefallen, überall stehen große Quantitäten zur Ausfuhr bereit, nur Rußlands Ernte erscheint weniger befriedigend, ja in Roggen wird das Zarenreich nicht in gewohnter Weise den Export aufnehmen können, sondern sogar noch ein erhebliches Quantum einführen müssen, um seine hungernde Bevölkerung zu sättigen. Was ein solcher Zustand gerade bei der gegenwärtigen politischen Lage des russischen Reichs für Gefahren mit sich bringt, braucht nur angedeutet zu werden.

Desto besser ist aber das Ernteergebnis in den übrigen Hauptgetreideländern. So setzt man in Österreich große Hoffnungen auf das Ernteergebnis in Ungarn, das auch bereits im vorigen Jahr eine gute Ernte gehabt hat, und dadurch in der Lage war, die politischen Wirren des Vorjahres und ihre Folgen, wenigstens so weit sie wirtschaftlicher Natur waren, recht gut zu überwinden. Wird nun von neuem die ungarische Volkswirtschaft durch eine gute Ernte alimentiert, so bedeutet das eine weitere Steigerung der Kaufkraft der vorwiegend ländlichen Bevölkerung Ungarns, was wieder der österreichischen Industrie zu gute kommen muß. Und während sonst weltwirtschaftliche Konjunkturen mit ziemlicher Regelmäßigkeit an Österreich vorüberzugehen pflegen, nimmt es diesmal auch seinen gemessenen Anteil an der allgemeinen wirtschaftlichen Besserung. Industrie und Landwirtschaft Österreich-Ungarns erfreuen sich guter Erträgnisse, was sowohl in den gesteigerten Einnahmen der österreichischen Eisenbahnen, deren Aktien bekanntlich noch immer ein sehr beliebtes internationales Spekulationsobjekt

sind, als auch in der starken Inanspruchnahme der Österreich-ungarischen Bank zu Tage tritt. Wohl kaum jemals seit ihrer Reorganisation hat die Bank ein so hohes Wechselportefeuille und eine so niedrige Notenreserve gehabt. Und während bisher die Diskontpolitik der Österreichisch-ungarischen Bank durch den Stand der fremden Wechselkurse bestimmt wurde, da ein Goldabfluß infolge der noch immer nicht zu einem vollständigen Abschluß gekommenen Valutaregulierung unter allen Umständen vermieden werden mußte, hat jetzt die heimische Wirtschaftslage Einfluß auf die Entschließung der Bankverwaltung gewonnen, und man konnte beobachten, mit welcher Spannung die Österreicher der letzten Sitzung des Bankausschusses entgegensahen, ob der bisherige Zinsfuß beibehalten, oder ob die Österreichisch-ungarische Bank diesmal als die erste der großen europäischen Notenbanken mit ihrem Diskont in die Höhe gehen und damit den Anstoß zu einer allgemeinen Diskonterhöhung geben werde. Nun hat vorläufig die Österreichisch-ungarische Bank eine Erhöhung ihrer Rate nicht vorgenommen, die Aufregung ist also ohne Zweck gewesen, aber man merkte allen Berichten aus Österreich an, in wie hohem Grade dort diese Nebenwirkung der guten wirtschaftlichen Lage die Aufmerksamkeit aller interessierten Kreise auf sich zog.

Um noch bei den Fragen des internationalen Geldmarktes einen Augenblick zu verweilen, so habe ich bereits früher an dieser Stelle ausgeführt, daß in der starken Inanspruchnahme, der alle großen Geldzentren infolge der internationalen Wirtschaftskonjunktur unterliegen, ein Moment liegt, das retardierend wirkt und die Spekulation zur Vorsicht mahnt. Ich habe im Juliheft darauf aufmerksam gemacht, daß die Bank von England bis in den April hinein warten mußte, bis sie zu einer Herabsetzung ihres Zinsfußes kam, und daß, als sie dann eine Ermäßigung ihres Diskonts vorgenommen hatte, sie schon nach wenigen Wochen infolge des bekannten Unglücks in San Franzisko gezwungen wurde, die soeben erst getroffene Maßregel zu widerrufen. Sie ist dann mit aller Energie auf die Kräftigung ihres Bankstatus ausgegangen, und ist vornehmlich darauf bedacht gewesen, das in London eintreffende Gold für sich zu erwerben. Auf diese Weise gelang es ihr, eine derartig große Reserve anzusammeln, daß sie Ende Juni zu einer abermaligen Diskontherabsetzung auf 3½% schreiten konnte. Dabei ist sie aber stehen geblieben, und man hat in London sich weidlich über die Optimisten lustig gemacht, die eine weitere Ermäßigung erwarteten. Diese schien schon deshalb unmöglich, weil immer wieder die Gefahr akut zu werden drohte, daß die Vereinigten Staaten Gold von London abziehen würden, einmal infolge der Nachwirkung des Erdbebens in San Franzisko, dann zum Ausgleich für die recht erheblichen Summen von Effekten, die die Londoner Börse im Anschluß an die verschiedenen Haussebewegungen in Amerikanern erworben hat. Und weiter bleibt zu beachten, daß in London noch immer große japanische Guthaben untergebracht sind, die aus den verschiedenen japanischen Anleihen herrühren, und deren eventuelle Abhebung den Londoner Geschäftsleuten nunmehr Sorge bereitet. So ist man dort einigermaßen nervös, wenn man an die Gestaltung der Dinge

im Herbst denkt, die sich noch durch die bevorstehende größere amerikanische Getreideausfuhr weiter komplizieren kann; man sucht deshalb in London jedes dort eintreffende Gold für die Bank zu verwerten, und wird verstimmt, wenn es nicht in allen Fällen gelingt. So hat sich das Gespräch an der Londoner Börse Tage lang um die Frage gedreht, zu welchem Zwecke und in wessen Auftrage wohl die Londoner Niederlassung der Deutschen Bank Ende August 300000 Lstr. von dem neu eingetroffenen Gold erworben habe, ob für Deutschland oder eventuell für Rußland. Das Geheimnis ist gut gewahrt geblieben und bis heute nicht gelüftet, es ist im Grunde auch ziemlich gleichgültig und interessiert nur unter dem Gesichtspunkte, daß der Londoner Geldmarkt in diesem Anlauf eine Schwächung seiner eigenen Position erblickte.

Auch in Deutschland hat bekanntlich der Geldmarkt eine wesentliche Erleichterung während des Sommers nicht erfahren, der Zinsfuß der Reichsbank hat sich auf der Höhe von 4 ½ % gehalten, was eine nicht zu verkennende Erhöhung der Produktionskosten für Industrie und Landwirtschaft bedeutet. Aber allem Anschein nach hat der hohe Zinsfuß dem regen gewerblichen Leben keine erhebliche Störungen bereitet, im Gegenteil; die Berichte, die aus den maßgebenden Industrierevieren einlaufen, lauten durchaus zuversichtlich. Der Stahlwerksverband hat von Monat zu Monat steigende Versandziffern, und das Kohlensyndikat kann die vorliegenden Nachfragen nicht erfüllen, sondern hat, um seine Abnehmer zu befriedigen, bereits zum Ankauf englischer Kohle seine Zuflucht nehmen müssen. Sowohl das Kohlensyndikat, wie das Düsseldorfer Roheisensyndikat haben beschlossen, die Exportprämien, die an die Verbände der weiter verarbeitenden Unternehmungen gezahlt werden, für das letzte Quartal 1906 wegfallen zu lassen, ein Beweis, wie gut auch bei diesen Werken die augenblickliche Lage ist. Dazu kommen die hohen Dividenden und die durchweg gesteigerten Erträgnisse derjenigen großen Aktiengesellschaften auf dem Gebiete der Montanindustrie, die ihr Geschäftsjahr am 30. Juni beschließen, und die von neuem ein Beweis dafür sind, in wie hohem Grade die günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des letzten Jahres von der deutschen Montanindustrie ausgenutzt wurden. Und überall regen sich fleißige Hände, um die schon bestehenden Werke weiter auszubauen und die Anlagen zu vergrößern, ein Zeichen, daß man rastlos weiter bemüht bleibt, die Produktionsfähigkeit der großen Unternehmungen zu erweitern, dadurch die Produktionskosten zu vermindern und sich leistungsfähiger sowohl für die Versorgung des Inlandes wie für die Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu machen.

Aber es bleibt doch andererseits fraglich, ob es lediglich oder auch nur im wesentlichen die Ansprüche der Industrie und des Handels sind, welche die zur Zeit herrschende Knappheit auf dem Geldmarkt hervorgerufen haben, oder ob nicht in sehr bedeutendem Maße die zahlreichen Neugründungen und Börsenemissionen des Vorjahrs die Schuld an den gegenwärtigen Verhältnissen tragen. Die Emissionstätigkeit des Jahres 1905, deren nähere Zahlen wir sogleich kennen lernen werden, hat wesentlich größere Mittel beansprucht, als

die Emissionen der vorhergehenden Jahre, wobei noch besonders zu beachten ist, daß vornehmlich auch die ausländischen Werte, die im verflossenen Jahr dem Börsenhandel in Deutschland zugänglich gemacht wurden, große Summen absorbiert haben. Allerdings sind diese Summen nicht ganz so groß, wie das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich uns glauben machen will, denn in der dort veröffentlichten Emissionsstatistik sind die vollen Summen der ausländischen Werte eingestellt, die die Zulassung zum Börsenhandel erreichten, während doch immer nur ein recht kleiner Teil der dem deutschen Publikum zugänglich gemachten Werte wirklich in Deutschland untergebracht wurde. So wird beispielsweise niemand annehmen, daß der volle, auf 400 Millionen Dollars lautende Betrag der Shares und Bonds der Pennsylvania-Bahn, deren Zulassung im vorigen Jahr die Diskontogesellschaft bewirkte, in Deutschland abgesetzt wurde, der wirklich verkaufte Betrag dürfte nur einen relativ recht geringen Bruchteil der vorstehend genannten Summe umfassen. Ähnliches gilt von der japanischen Anleihe und anderen Werten. Da aber die Zusammenstellungen des Statistischen Jahrbuchs alle an dem gleichen Fehler leiden, so geben sie doch für eine vergleichende Zusammenfassung der letzten Jahre ein richtiges Bild, zumal auch andere Veröffentlichungen bestätigen, in wie hohem Grade die ausländischen Emissionen des Jahres 1905 die der vorhergehenden Jahre überragt haben. Nach der Zusammenstellung des Statistischen Jahrbuchs nämlich betrug der Nominalwert der zu den deutschen Börsen im Jahre 1905 zugelassenen ausländischen Effekten 5283 Millionen Mark gegen 2155 Millionen Mark im Jahre 1904 und 4589 Millionen Mark im Jahre 1903, wobei aber zu beachten ist, daß sich unter diesen 4589 Millionen Mark 3985 Millionen Mark Konversionen befinden, also der Betrag der neugeschaffenen Werte nur recht gering war. Für 1902 lautet die Parallelziffer 2632 Millionen Mark und für 1901 nur 778 Millionen Mark.

Aber neben dieser starken Emissionstätigkeit auf dem Gebiet der ausländischen Werte ist eine fast ebenso große Lebhaftigkeit in der Ausgabe inländischer Wertpapiere einhergegangen, für die folgende Zahlen charakteristisch sind. Der Nominalwert der zum Börsenhandel in Deutschland zugelassenen inländischen Papiere betrug, immer nach der gleichen Quelle, 3442 Millionen Mark gegen 2603 Millionen Mark in 1904, 2215 Millionen Mark in 1903, 2768 Millionen Mark in 1902 und 2366 Millionen Mark in 1901. Wenn man nun diese Zahlen zu den oben genannten Ziffern der ausländischen Emissionen hinzuzählt, so ergibt sich, daß im Jahre 1905 9025 Millionen Mark neue Wertpapiere zum Handel an den deutschen Börsen zugelassen wurden, gegen nur 4758 Millionen Mark im Jahre 1904, 6804 Millionen Mark im Jahre 1903, 5380 Millionen Mark im Jahre 1902 und 3154 Millionen Mark im Jahre 1901. Ich meine, daß diese Zahlen schon hinreichend erklären, warum gerade auch in Deutschland, allerdings nicht dort allein, die Geldsätze im verflossenen Jahre stark angezogen haben, und auch im Lauf des Jahres 1906 nicht wesentlich heruntergegangen sind, zumal die starke Emissionstätigkeit im laufenden Jahr angehalten hat. Das bekannte Fachblatt

„der Deutsche Oekonomist“, dessen Veröffentlichungen wohl noch immer als die zuverlässigsten gelten können, hat mitgeteilt, daß der Gesamtbetrag der den deutschen Börsen während der ersten 6 Monate 1906 neu zugeführten Effekten 1929 Millionen Mark betragen habe, nämlich 1794 Millionen Mark inländische, aber nur 134 Millionen Mark ausländische Effekten. Da auch an den übrigen internationalen Geldmärkten eine ähnliche Anspannung wie in Berlin herrscht, und auch diese zu einem guten Teil neben der wirtschaftlichen Konjunktur auf die lebhafte Börsentätigkeit zurückzuführen ist, so ist es nicht uninteressant, die Zahlen kennen zu lernen, in denen die Emissionstätigkeit in London, New-York und Paris während der ersten beiden Quartale des laufenden Jahres gipfelt. Der „Kölnischen Zeitung“, die sich die Mühe gemacht hat, die deutschen Zahlen durch die Ziffern des Auslandes zu ergänzen, entnehme ich in dieser Hinsicht folgendes. New-York hat im ersten Semester 1906 Werte in Höhe von 1076 Millionen Dollars ausgegeben, darunter 207 Millionen Dollars Eisenbahnshares und 200 Millionen Dollars Eisenbahnbonds. London brachte neue Werte mit einem Kurswert von 85 Millionen Lstr. heraus, unter denen die fremden Staatsanleihen rund ¼ des Gesamtbetrages ausmachen. In Paris wurde im Parkett eingeführt ein Betrag von 2057 Millionen Franks, darunter auswärtige Staats- und Kommunalanleihen in Höhe von 1526 Millionen Franks, von denen wieder der Hauptanteil auf die neue 5% russische Anleihe entfällt, deren Nominalwert für den auf Paris entfallenen Teil 1200 Millionen Franks betrug. Zu diesen im Parkett neu gehandelten Werten treten dann noch 6000 Millionen Franks Werte, die in der Kulisse eingeführt wurden, und unter denen wieder vor allem die innere spanische Rente zu nennen ist, die im Betrage von 8 Milliarden Franks, aber allerdings nur zu einem Kurs von 71,75% zugelassen wurde.

Das am meisten charakteristische Moment in allen diesen Ziffern ist zweifellos das, daß an allen internationalen Geldmärkten zurzeit die ausländischen Emissionen entweder die inländischen bedeutend überragen, oder doch einen sehr erheblichen Teil des gesamten Emissionsbetrages ausmachen. Es spiegelt sich darin der energische, immer mehr um sich greifende Kampf der einzelnen europäischen Volkswirtschaften um die fremden Märkte. Die finanzielle Abhängigkeit, in der ein Volk zum andern steht, sichert dem Gläubigerstaate in der Regel auch die Bestellungen in denjenigen Produkten, für die das schuldnerische Land auf das Ausland angewiesen ist. Um die Vorherrschaft Englands wenigstens bis zu einem gewissen Grade in Ostasien zu schwächen, haben die europäischen Volkswirtschaften, die mit einem großen Teil ihrer Erzeugnisse auf den Export angewiesen sind, und deshalb auf den ostasiatischen Markt einen hohen Wert legen müssen, sich um eine Beteiligung an den japanischen Kriegsanleihen bemüht; um an den Neuanschaffungen von russischem Kriegsmaterial beteiligt zu werden, hat Österreich, wahrscheinlich sehr unkluger Weise, einen Teil der letzten 5% russischen Anleihe übernommen. Ich habe seinerzeit an der Hand der vom Reichsmarine-Amt aus Anlaß der letzten Flottenvorlage dem Reichstage vorgelegten Denkschrift

auf die wachsende Bedeutung hingewiesen, die die Beteiligung deutschen Kapitals an ausländischen Anleihen und Unternehmungen hat, einmal in dem Sinne, der bereits oben kurz angedeutet wurde, nämlich um die deutschen Interessen auf fremden Märkten heimisch zu machen, dann aber zur Aufrechterhaltung unserer Zahlungsbilanz, die den Debetsaldo unserer Handelsbilanz wieder ausgleichen muß. Als ein besonders hervorragendes Mittel, sich derartige Beteiligungen zu sichern, haben Franzosen und Engländer ein ganzes Netz von Kolonialbanken auf den überseeischen Plätzen geschaffen, das mit größter Sorgfalt ausgebaut und überall dort erweitert wird, wo englische oder französische Interessen ins Spiel kommen können. Die deutsche Bankwelt und die deutsche Exportindustrie bemühen sich seit Jahren, die Versäumnisse auf diesem Gebiet, die eine Folge unserer ehemaligen Schwäche sind, wieder einzuholen, aber, so viel auch bereits auf diesem Gebiet geschehen ist, so viel ist noch nachzuholen. Darum ist jeder Schritt in dieser Richtung mit besonderer Freude zu begrüßen, und es ist unter diesem Gesichtspunkt erwähnenswert, daß die unmittelbar bevorstehende Kapitalserhöhung des großen Concerns Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein besonders auch mit der Ausdehnung der ausländischen Interessensphäre der beiden Institute begründet wird. In dieser Richtung kommt die Gründung zweier ausländischer Banken in Betracht, die etwa um die Jahreswende erfolgte, und die beide inzwischen ihre Tätigkeit aufgenommen haben. Es sind dies die deutsch-südamerikanische Bank, die den deutschen Interessen in Südamerika eine Stütze sein soll, und die ihren Hauptsitz in Buenos Aires genommen hat, und ferner die deutsche Orientbank, die in Konstantinopel domiziliert und die Balkanhalbinsel und Kleinasien zu bearbeiten bestimmt ist, wo trotz umfangreicher deutscher Beziehungen bisher ein deutsches Bankinstitut fehlte. Auch die Deutsche Bank hat inzwischen weiter an ihrem Netz von ausländischen Tochterinstituten gearbeitet, und in Mexiko die Mexikanische Bank für Handel und Industrie ins Leben gerufen, an der u. a. die Hamburg-Amerika-Linie beteiligt ist. In den Bereich der Pflege der überseeischen Beziehungen gehört auch die schnelle Hilfsaktion, die die Berliner haute finance zugunsten der durch das Erdbeben in Chile geschädigten ins Leben gerufen hat. Haben doch fast alle großen Institute entweder durch ihre Beteiligung an chilenischen Anleihen, an den dort domizilierenden Banken, an der deutsch-überseeischen Elektrizitätsgesellschaft oder an der Straßenbahn Valparaiso u. a. in Chile starke Interessen zu vertreten.

Aber um noch einmal auf die Weltkonjunktur zurückzukommen; das Hauptinteresse aller an ihrem Fortbestand interessierten ist auf die Vereinigten Staaten gerichtet, deren Blüte eine fast beispiellose genannt werden muß. Es ist unmöglich, hier auf alle Einzelheiten einzugehen, in denen die dortige Konjunktur zutage tritt, nur wenige Ziffern seien aber doch zur Illustrierung der vorstehenden Bemerkungen mitgeteilt. Vor allem sind es drei Faktoren, die besonders in die Augen fallen: die fortgesetzt steigenden Zahlen des amerikanischen Außenhandels, die sich stetig vergrößernden Eisenbahneinnahmen und die ständig

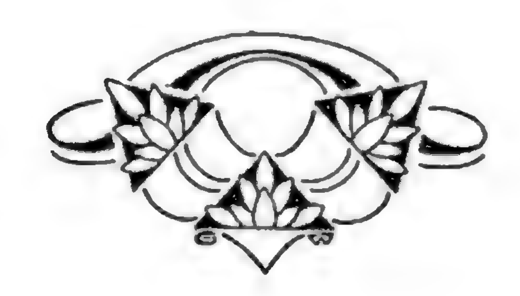
wachsende Roheisenproduktion. Nach den bis jetzt vorliegenden Ziffern hat die Einfuhr im Fiskaljahr 1905/06 wieder um 9,7% zugenommen, nämlich von 1117,51 Millionen Dollars auf 1226,56 Millionen Dollars, wobei die Zolleinnahmen von der Einfuhr von 262,06 Millionen Dollars auf 306,66 Millionen Dollars anwuchsen. Gleichzeitig stieg der Wert der Ausfuhr von 1518,56 Millionen Dollars auf 1746,86 Millionen Dollars. Bemerkenswert ist, daß in den letzten zehn Jahren der Wert des Exports landwirtschaftlicher Erzeugnisse von 683,47 Millionen Dollars auf 969,46 Millionen Dollars, der Wert der Fabrikatausfuhr von 277,28 Millionen Dollars auf 603,23 Millionen Dollars gestiegen ist. Im Jahre 1896/97 betrug der Wert der Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse 66% des Gesamtexports, 1905/06 nur noch 56%, während der Wert der Fabrikatausfuhr gleichzeitig von 26,8% auf 35% gestiegen ist. Dieses Verhältnis dürfte aber infolge der diesjährigen günstigen Ernte der Union sich im laufenden Fiskaljahr verschieben, die Vereinigten Staaten sind infolge der bereits oben erwähnten glänzenden Ernte diesmal in der Lage, besonders große Quantitäten namentlich auch an Weizen und Baumwolle zu exportieren, was ihnen auch unter dem Gesichtspunkt erwünscht ist, daß sie auf diese Weise wenigstens einen Teil ihrer starken Verschuldung an die alte Welt abtragen zu können hoffen. Eine ähnliche glückliche Entwicklung zeigen die Zahlen der amerikanischen Roheisenproduktion. Diese stellte sich im Jahre 1900 auf 13789242 Tonnen und stieg bis 1905 auf 22992380 Tonnen, sie ist also in den letzten fünf Jahren um 9263138 Tonnen oder um 66,7% angewachsen. Und dieses Wachstum dürfte in dem gleichen Tempo weitergehen. In den ersten sechs Monaten 1906 betrug die Roheisenproduktion bereits 12602901 Tonnen gegen 11163175 Tonnen im ersten Semester und 11829205 Tonnen im zweiten Semester 1905. Sollte also die Steigerung während der jetzt laufenden zweiten Jahreshälfte anhalten, woran nach den vorliegenden Berichten aus den Vereinigten Staaten nicht zu zweifeln ist, so wird sich die Roheisenproduktion der Union Ende 1906 auf 25,5 Millionen Tonnen stellen, also in 1906 einen weiteren Zuwachs von 2½ Millionen Tonnen erfahren haben. Wenn man damit die deutsche Roheisenproduktion vergleicht, auf deren Steigerung wir sehr stolz sind, so ergeben sich doch wesentlich kleinere Zahlen. In Deutschland wurden im Jahre 1900 8422842 Tonnen Roheisen erzeugt; im Jahre 1901 ging unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Krisis diese Produktion auf 7785887 Tonnen zurück, um dann bis Ende 1905 auf 10987629 Tonnen zu steigen. Ist also die amerikanische Produktion seit 1900, wie erwähnt, um 66,7% angewachsen, so beträgt die Steigerung in Deutschland in der gleichen Zeit nur 30,4%. Aber immerhin hat sich auch in Deutschland die Roheisenproduktion in den letzten Jahren ständig vergrößert, sie betrug, um auch dies noch anzuführen, im ersten Semester 1906 6073936 Tonnen gegen 5889041 Tonnen im ersten Halbjahr 1905. Danach besteht kein Zweifel, daß die deutsche Roheisenproduktion bis Ende 1906 weiter auf mindestens 12000000 Tonnen anwachsen wird, aber es ist charakteristisch für die gegenwärtige Situation in

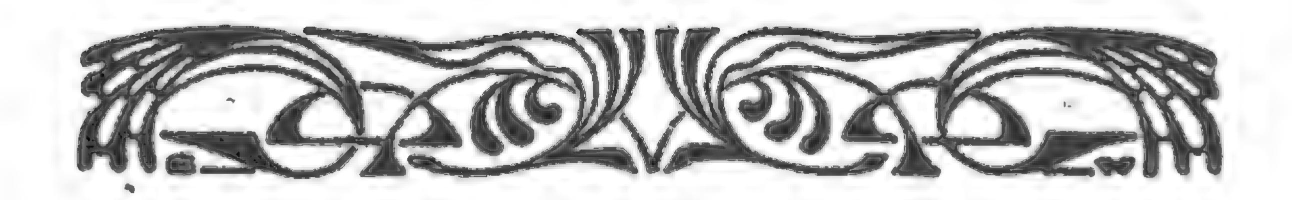
Deutschland und den Vereinigten Staaten, daß trotz dieser Steigerungen und trotz der höchsten Anspannung aller Roheisen produzierenden Werke beide Volkswirtschaften unter einer empfindlichen Knappheit an Roheisen leiden.

Um nun zum Schluß noch auf die Gestaltung des Eisenbahnwesens mit einigen Worten einzugehen, so sei kurz daran erinnert, eine wie enorme Rolle die großen Eisenbahnunternehmungen in den Vereinigten Staaten spielen. Sie sind bekanntlich sämtlich in den Händen großer Unternehmer, die gewöhnlich mehrere große Systeme, wie man es nennt, „kontrollieren", d. h. die großen Eisenbahnen rücksichtslos in den Dienst ihrer privatwirtschaftlichen Interessen stellen, die wieder in der Beteiligung an den großen Trusts usw. gipfeln. Daneben spielen die Werte der großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften die wichtigste Rolle an der New-Yorker Börse, und von ihrer Kursbewegung hängt in sehr vielen Fällen nicht nur die Tendenz von Wallstreet, sondern auch die Tendenz des Londoner Platzes ab, das bei den nahen Beziehungen zwischen der amerikanischen und englischen Spekulation fast immer größere Interessen an amerikanischen Werten hat und dadurch häufig in Abhängigkeit von den Bewegungen in New-York gerät, ganz abgesehen davon, daß ein Teil der New-Yorker Spekulation zeitweise sehr bedeutende Engagements in London laufen hat. Bei dieser ganzen Situation muß aber im Auge behalten werden, daß die Kurse in New-York nicht das Ergebnis von Angebot und Nachfrage sind, sondern daß an keiner Börse der Welt in so hohem Grade die Kursentwicklung von einigen wenigen Finanzmagnaten beeinflußt wird. Das hat sich auch gerade in den letzten Wochen wieder in sehr charakteristischer Weise gezeigt, als der bekannte Spekulant Harriman eines Tages die Dividende der in seine Interessensphäre fallenden Eisenbahnen, der Union Pacific und der Southern Pacific wesentlich höher normierte, als erwartet werden konnte. Die Publikation kam völlig überraschend, und entfesselte in New-York eine stürmische Aufwärtsbewegung, zumal die Dividendenerklärung absichtlich auf einen Tag verlegt war, an dem in London Bankfeiertag war, also ein Börsenverkehr nicht stattfand. Infolgedessen war es den Baissiers unmöglich, für ihre Verpflichtungen in London Deckung zu suchen, sie mußten versuchen, in New-York selbst die fehlenden Stücke zu erwerben, was naturgemäß schwierig war, da Harriman und seine Gruppe alles schwimmende Material aufgekauft hatten, so daß die Kontremine nur mit enormen Verlusten aus ihren Verpflichtungen herauskam. Solche und ähnliche Vorkommnisse sind natürlich nur allzusehr geeignet, die Solidität des amerikanischen Eisenbahnwesens in Frage zu stellen und die Vermutung nahe zu legen, ob die zur Verteilung gelangenden Dividenden nicht häufig Börsenzwecken zuliebe zu hoch bemessen werden. Im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß auch hier die Verhältnisse solider geworden sind, wenn sie auch vielfach, mit deutschen Maßstab gemessen, nicht als einwandsfrei gelten können. Jedenfalls aber hat die herrschende Hochkonjunktur sowohl die Baulust auf dem Gebiet der Eisenbahnen stark angeregt, wie die Einnahmen der großen Unter-

nehmungen erheblich gesteigert. Nach einer mir vorliegenden Berechnung sind im Jahre 1905 4979 Meilen neue Bahnen gebaut worden, wobei hervorgehoben wird, daß innerhalb des letzten Jahrzehnts nur drei Jahre eine größere Bautätigkeit auf dem Gebiete der Eisenbahnen verzeichnen, während gleichzeitig die neuerdings vorliegenden Berichte betonen, daß im laufenden Jahr die Bahnneubauten einen noch größeren Umfang annehmen werden. Und weiter hat naturgemäß der überaus lebhafte Verkehr eine starke Steigerung der Eisenbahneinnahmen bewirkt, so daß gesteigerte Gewinne erzielt wurden, und eine Erhöhung der Dividenden nicht unsachgemäß erscheint. Nach Bradstreets sind die Eisenbahneinnahmen der Union seit August 1904 fast ununterbrochen, — die einzige Ausnahme bildet der Februar 1905, — gestiegen und zwar teilweise sehr bedeutend. Im Durchschnitt gerechnet waren die Einnahmen sämtlicher großen Bahnsysteme im Jahre 1904 1,4 Prozent höher als 1903, im Jahre 1905 aber 6,9 Prozent höher als in 1904 und für die ersten sieben Monate des Jahres 1906 ist bereits eine weitere Steigerung um 15 Prozent zu verzeichnen.

Damit möchte ich abbrechen, und die vorstehenden Auslassungen dahin zusammenfassen, daß vorläufig die Weltkonjunktur in den in den Welthandel verflochtenen Staaten noch unvermindert anhält, und daß sie durch die guten Ernten eine neue Kräftigung erfahren hat, daß aber die Lage des Geldmarktes ein retardierendes Moment bildet, von dessen Überwindung wenigstens das Tempo des wirtschaftlichen Fortschritts hochgradig abhängig sein wird.





Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

VIII.

Hans Böhm, Gedichte (München, Georg D. W. Callwey). — Vollmöller, Der deutsche Graf (Berlin, S. Fischer). — Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven (München, Albert Langen).

Was Elektrizität ist, weiß man nicht, und was Poesie, noch viel weniger. Beides sind Kräfte, die nicht ohne die Dinge gedacht werden können und die doch weit mehr als die Dinge bedeuten. Klingt es paradox, wenn ich zur Erklärung der einen unbekannten Größe die andere beiziehe und sage: Poesie ist Elektrizität, durch das Medium der Erkenntnis hindurch empfunden? Jeder hat schon den rohen Schlag der anorganischen Kraft verspürt. Wer weiß, vielleicht geht das Gefühl, das die aus ihr entsprungenen Organismen in uns bei der Betrachtung erwecken, auf dieselbe Ursache zurück, nur daß es eine unendlich verfeinerte Wirkung darstellt! Aber nicht bloß um eine verschiedene Quantität handelt es sich, auch die Qualität differiert: die Weltkraft, die in der uns bekannten groben Form überall gleich ist, färbt sich gleichsam in den mannigfaltigen Individuationen, die sie aus sich hervortreibt. Himmel, Berge, Menschen, Tiere, Pflanzen haben nicht nur einen dynamischen Wert, sondern noch die Bedeutung einer spezifischen Lebenserscheinung, wie sie jedesmal nur einmal da ist. In der Empfindung dieser Unterschiede und ihrer heimlichen Beziehungen untereinander liegt ein Extrakt des Lebens, eben das, was wir Poesie nennen. Es ist wie der Duft der Blume, der uns noch köstlicher dünkt, als was wir schauen und greifen. Und erst zu verspüren, was für eine innere Schwingung ihn uns zuträgt, wieder ins Nichts verhaucht! Dem Takt zu lauschen, der in diesem Allerfeinsten pulst . . .

Ich nehme es dem Leser nicht übel, wenn er diese Einleitung für gelinde verrückt hält. Ausflüge ins Metaphysische sind immer mißlich, weil das Unaussprechliche eben unaussprechlich ist. Aber man sieht sich bisweilen dazu gezwungen, will man auch nur die Pforte gewinnen, wo das alltägliche Wissen zurückbleibt und allein die scheue Ahnung eintritt. Ist nicht das menschliche Leben seit Äonen in seinen Grundzügen gleich? Bedeutet der Wechsel der Kulturen nicht etwas verschwindend Geringfügiges gegenüber dem mit elementarer Wucht sich wiederholenden Geborenwerden, Leben Lieben Leiden und dem den Reigen beschließenden Sterben? Scheint es nicht, als ob alle Worte erschöpft wären, um darüber etwas Neues zu sagen, und alle Begriffe zu verblaßt, uns etwas noch nie gefühltes fühlen zu

lassen? Und doch klingt immer wieder von Zeit zu Zeit von den wenigen uralten Melodien eine noch nie gehörte Variation an unser Ohr. Wir staunen, wie das Leben in der sublimen Sphäre des Seelischen eine neue Empfindung hat treiben können. Und wir lauschen und kosten den Firnewein aus einem Kelch, anders geschliffen als alle, die wir bisher an die Lippen setzten.

Wer im Reiche des Geistes ein solcher Glasbläser ist und zugleich mit dem Gefäß den Trank des Lebens zu kredenzen versteht: den nennen wir einen Dichter. Und wie die feinsten Tropfen aus kleinsten, zartesten Gläsern genossen werden, so ist für die tiefsten Gefühle Raum genug in einem aus wenigen Worten gebauten lyrischen Gedicht. Es kann (um wieder zu unserm Gleichnis zurückzukehren) als poetischer Akkumulator wirken, der der Seele neue Kraft abgibt und ihr die ganze Welt in eine eigentümliche Beleuchtung rückt.

Denkst du mein?
Ich war dein,
Eh der Tod mich traf.
Nun von Nacht
Hoch überdacht,
Lieg ich in steinernem Schlaf.

Dicht umschlingt
Mich und trinkt
Nun der Erdenmund.
Was ich bin,
Geb ich hin,
Tiefer Wonne kund.

Fühl mich schon
Halb entfloh'n
Rings in Grund und Strauch.
Weiß kaum hier
Noch von dir, —
So vergiß du auch!

Dieses Gedicht ist höchsten Lobes würdig. Wie oft schon hat ein Poet die tote Geliebte zu sich sprechen lassen, und doch, wie neu und eigen ergreift uns dieser Laut! Es sind gezählte, knappe, sparsame Worte, denn die Toten, auf denen die Erde lastet, reden nicht mehr viel. Muten die kurzen, fast aus lauter langen Silben bestehenden Verse nicht wie ein ruckweises Ausatmen und Seufzen an? Es ist wirklich das letzte Sich-Heben einer sterbenden Brust, ein Zurückströmen der Seele ins All, nachdem der Körper schon längst von ihr verlassen. Und diese Stimmung färbt unsere Naturempfindung so, als sähen wir einen grauen Herbstabend vor uns, mit schwelenden Dämmernebeln voll Winterfurcht und fernster Frühlingsahnung . . . Haben die erste und dritte Strophe auch Beziehungen zur Menschenwelt, so ruht die von ihnen umschlossene zweite bereits tief eingesenkt im Schoße des Ewigen. Welch ein erschütterndes Sich-Ablösen vom Irdischen liegt aber in dem Fortschritt von der ersten Strophe durch die zweite hindurch zur dritten! Zuerst ein weher Anklang, wie klammernde Geisterhände: „Denkst

du mein?", dann das dumpfe, dunkle Gefühl der Schlafeswonnen, und zuletzt das Wieder-Einfließen in die lebendige All-Natur mit der verführerischen, niederziehenden, wie Wind verwehenden Aufforderung: „So vergiß du auch!" . . . Es ist ein Gedicht, das einem ähnliche Stunden, durch die man schon hindurchgegangen, plötzlich mit einem wundersamen Lichte erhellt und dem ihnen innewohnenden Schicksal die Lippen öffnet zu heimlichem Gesang. Die Schwermut des vergänglichen Daseins, die alles Süße in der Erinnerung noch so viel süßer macht, spricht daraus. Man lauscht ihm wie einem guten, sanften Freund, der was uns bewegt noch viel reiner empfindet.

Aber es ist höchste Zeit, daß ich den Poeten nenne, dem solche Klänge zu Gebote stehen. Er heißt **Hans Böhm**, und die Verse, von denen ich eben gesprochen, stehen in einem mit dem schlichten Titel „Gedichte" überschriebenen Bändchen, das bei Callwey in München herausgekommen ist. Blättern wir es durch, so folgen auf das eben zitierte, uns gleich zu Anfang überraschende Totenlied tief und warm empfundene Naturbilder. Schon die Überschriften — „Abendgefühl", „Mondnacht", „Nahendes Gewitter", „Gewitter und Abendsonne", „Sternennacht und fernes Gewitter", „Abendlied", „Unter der Kirschblüte" — zeigen die Vorliebe des Dichters. Wo sinkender Tag und sinkendes Leben in satteren Farben zu leuchten beginnen, wo etwas zur Ernte reif ist und ein neues Dasein ahnen läßt, dort wandelt seine Muse. Im Gegensatz dazu fällt in der nächsten, „Novelle" betitelten Gruppe das kräftig besonnene „Dicht vorm Glück" auf, zu dem das sich anschließende kleine Vierzeilergedichtchen „Jubel" einen reizenden Epilog bildet. Aus den „Träumen" ragt als eine Probe humorvoller Symbolik „Das Musikbübchen" hervor, das auf dem Ball einer unwirsch dastehenden Schönen bei den ersten Klängen der Tanzmusik die Grillen vertreibt:

Nun stimmt das Orchester, und nun im Takt
Ein freuderotes Getöne.
Und sieh, ein Bübchen himmlisch nackt,
Die Flügelchen silbern ausgezackt,
Kommt listig herzugeflattert.

Ein Eimerchen trägt's in der linken Hand,
Einen Goldlöffel hält die rechte.
So fliegt's in das Tonmeer unverwandt
Und schöpft vom Basse und schöpft vom Diskant
Ins ziervolle Himmelsgefäßchen.

Nun flugs vor die Kleine und flugs übern Schopf
Den ganzen Kübel gegossen.
Hei, rosige Anmut in hellem Getropf!
Sie glüht, sie lächelt, stolz hebt sie den Kopf, —
Begeistert nahn sich die Tänzer.

Der „Gang zum Spiegelschrank" berichtet ganz reizend über die Erlebnisse eines Kätzchens in der „guten Stube", und ein noch lieblicheres Stilleben vergegenwärtigt uns das

Bildchen.

Auf dem Sopha, im Sessel, am Ofenplatze
Liegen die Mutter, die Schwester, die Katze.
Liegen in träumender Mittagsruh',
Fest sind alle sechs Augen zu;
Die schwarze und die rosigen Nasen
Stille Atemzüge blasen.
Ab und zu schrickt die Mutter auf,
Tut die Schwester einen Schnauf,
Legt sich Schwarzweißchen aufs andere Ohr. —
Dann wieder Ruhe wie zuvor.

Ernste, feierliche Töne schlägt der Zyklus „Meiner Schwester" an, in dem der Dichter Krankheit und Tod der Jugendgespielin besingt. Die mit „Tot" bezeichneten Verse erreichen an Tiefe das hier an erster Stelle wiedergegebene Gedicht. Ergreifend ist der Unterschied der durch dasselbe äußere Schicksal wachgerufenen Gefühle, dort der Geliebten, hier der Schwester gegenüber.

So jenseits der Klage
So jenseits der Lust, —
Vom Menschenwesen
Hat je sie gewußt?

Geheimnisvoll stille
In Stunden nur
Wandelt sich leise
Der Züge Spur.

Und immer wieder
Herzu wir gehn,
Als müßt' in den Mienen
Das Schlußwort stehn,

Das über sich selber
Dies Leben sagt, —
Ob's dankbar sich segnet,
Verzweifelt klagt.

Ferner erwähnen wir aus dem Abschnitt „Regina" das balladeske „Kriegsidyll" und die philosophisch grüblerischen Verse „Zum Geburtstag", denen sich aus den „Legenden" als gleichwertig die „Seeligkeit" beigesellt. Unter den „Schutzgeistern" stehen für Böhm: Schiller, Gottfried Keller und Mörike obenan, die er jeden in einem besondern Gedicht verherrlicht. „Vom Tode" behandelt noch einmal das dem Dichter am meisten eigentümliche Thema, sodaß die Sammlung in derselben Tonart, in der sie begonnen, auch schließt.

Diese kleine Wegleitung durch das schmale Bändchen hat bereits die drei Genien genannt, in deren Licht Hans Böhm als ein Würdiger sich entwickelte. Die gedankliche Tiefe Schillers, die sachliche Schlichtheit Kellers und die humorvolle Grazie Mörikes sind überall zu verspüren. Es handelt sich dabei nicht etwa um Nachahmung, sondern um das selbständige Beschreiten eines Weges, der nicht

der jener drei Großen, sondern der Weg goldlauterer Poesie ist und an dem Böhms Vorbilder selber nur als ehrwürdige Meilenzeiger aus dem Gewimmel der Vorüberziehenden aufragen.

* * *

„Aber nun glaube ich nicht mehr an feste Punkte. Ich glaube nur noch an die ungeheure ironische Maschinerie mit verschwiegenen Tasten und Hebeln, die wir nicht kennen und die wir doch ununterbrochen unwissend in Tätigkeit setzen. Mit jeder kleinsten Handlung heben wir zentnerschwere Blöcke, drehen wir furchtbare Räder, bereiten wir tötliche Waffen, die zu irgend einer Zeit bestimmt sind, sich auf uns zu stürzen."

So spricht Graf Ulrich von Tott, der Held der Komödie „Der deutsche Graf" in seinem eigenen Namen und im Namen seines Dichters Vollmoeller. Das fünfaktige, architektonisch streng symmetrische Stück, das nach einer kleinen vorgedruckten Notiz „Rom 7.—21. Nov. 1904" geschrieben wurde, spielt im „Paris Louis XV.". Es gibt ein scharf gezeichnetes, sozusagen in Radiertechnik gehaltenes Sittenbild und enthält einen der besten Schlußakte, die während der letzten zehn Jahre in der deutschen Literatur geschrieben worden sind.

Ulrich von Tott, der „deutsche Graf", sucht seinem welschen Freund Feri dessen junge, schöne, aber dirnenhafte Frau Henriette keusch zu erhalten und geht daran zu Grunde. Wie sie ihn verführen will, heuchelt er ein Verhältnis mit einer Tänzerin der Oper, um ihre Liebe in Haß zu verwandeln; wie sein Freund Unsummen im Spiel verliert, läßt er ihn das Geld von seinem Schwiegervater so herausbekommen, daß er selber es von ihm zur Deckung von Liebesschulden als Freundschaftsbeweis erbeten; wie die ungetreue Gemahlin mit dem Abenteurer Casanova durchbrennen will, schickt er diesen erst mit seiner von ihm nie berührten Maitresse nach dem Süden, schlägt sich mit dem unvermutet Zurückgekehrten, um selbst im letzten Moment noch die abermals geplante und schon halb geglückte Entführung zu verhindern, und fällt dabei. Sogar als er durch einen Bekannten einen unzweideutigen Beweis von Henriettens Schuld in Händen hält, mag er seinen Freund nicht aus seinem schönen Wahn herausreißen und zieht es vor, die Kugel in die Brust zu empfangen, noch in seiner Sterbestunde glücklich darüber, daß er den Verführer wenigstens durch die ihm aufgenötigte Flucht aus dem Felde geschlagen.

Es ist deutsche Treue, Treue bis zu einer als Dummheit erscheinenden Selbstverleugnung, was Tott stufenweise in seinen Untergang hineindrängt. Während er mit den das Stück beschließenden Worten „Ca ne valait pas la peine" Henriette starr anschauend, verscheidet, glaubt Feri, er spreche von seiner Tänzerin und er habe sich um ihretwillen duelliert. Dieses Zwielicht, in dem gespenstergleich Mißverständnisse umherhuschen, die nicht die Handelnden, sondern nur die Zuschauer als solche erkennen, hat von Akt zu Akt zugenommen, den Helden immer mehr in eine schiefe Beleuchtung rückend. Darin liegt ein Reiz, der die dramatische Spannung sozusagen in homöopathischer Dosis enthält und dem Dichter Zeit läßt, eine faule Gesellschaft mit vielen feinen Strichen zu zeichnen, ohne daß

doch das Interesse an den nicht gerade großen äußern Vorgängen nachläßt. „Der deutsche Graf“ ist durch diese Eigenschaft ein modernes Stück vom reinsten Typus.

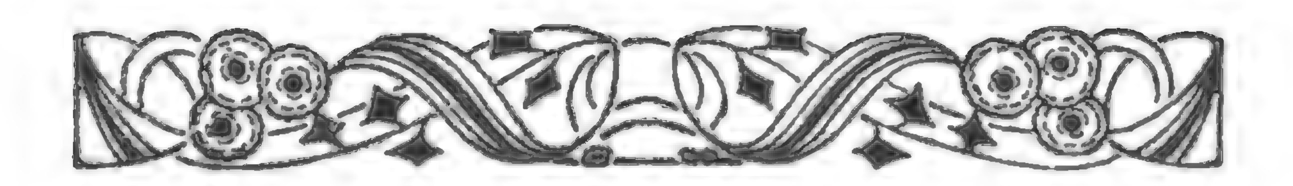
Ein früheres Bühnenwerk Vollmoellers, das ich leider nicht kenne, „Catherina, Gräfin von Armagnac, und ihre beiden Liebhaber“ läßt schon durch den Titel eine innere Verwandtschaft vermuten. Es hat von kompetenten Kritikern Schätzung erfahren, wird auch, nach diesem neuesten Drama zu urteilen, gewiß nicht schlecht sein, vermochte sich aber nicht im Repertoire zu erhalten. Ein ähnliches Schicksal möchte ich dem „deutschen Grafen“ prophezeien, und ich sage das nicht, als ob es in der Ordnung wäre, sondern vielmehr im Tone aufrichtigen Bedauerns. Das Publikum ist nun einmal nur durch zwei Dinge zu gewinnen: nackte Aktualität des Stoffes oder elementares dramatisches Leben der Fabel. Nicht als Künstler, sondern als Ethiker, als Moralist hat sich Ibsen jenen Ruhm erworben, der dann auch den Dichter trug, wo er mit seinen Ansprüchen allein nie die ihm heute zukommende Bedeutung errungen hätte! Wenn neuerdings Dramatiker versuchten, nicht im stofflichen Sinne moderne Themata, sondern mehr Probleme der modernen Psyche als solcher in eine ideale Welt hineinzutragen und mit der dort gestatteten Freiheit dichterisch auszugestalten, so fanden sie nur geringen und beschränkten Anklang. Denn da hat sich jedesmal gezeigt, wie undramatisch doch der moderne Mensch ist, über dem ein Schicksal schwebt und ihn bedrückt, statt daß er es in seiner eigenen Brust trüge, selbsttätige Handlungen erzeugend. Auch Vollmoellers „Deutscher Graf“ geht nicht an einem positiven Wollen, in dem er sich verstrickt, sondern an einer innersten Rasseveranlagung, an seiner Treue, zu Grunde. Aber sobald, wie hier, das brutal aktuelle Interesse fehlt, tritt um so brutaler die Forderung nach dem rein-menschlichen, von allen Zeitmasken unabhängigen Elementar-Dramatischen hervor. Das Publikum begnügt sich nicht mit den feinen Genüssen des Lesers, wie sie aus dem Einblick in Seelen- und Gesellschaftszustände einer interessanten Vergangenheit resultieren, sondern es will gepackt und erschüttert sein. Mag da immerhin Vollmoellers Komödie fein zugespitzte dramatische Momente enthalten, der Kern der Fabel ist nicht in jenem aktiven Sinne dramatisch, wie es auch die Stellung des Dichters zur Welt nicht ist. Wie nachteilig das rein dichterische Schauen, ob es gleich das reinste poetische Gold hebt, dem Dramatiker werden kann, das hat Goethe an sich und noch jeder Leser an seinen Werken erfahren. Unsere dramatische Kultur ist unter der einseitigen Gehirnbildung ungemein fein geworden, wo sie aber ohne die hinfällige Krücke des Tagesinteresses sich fortbewegen will, zeigt sie sich meist lendenlahm. Diese Ästheten müssen sich alle früher oder später in den Lehnstuhl irgend einer Bibliothek setzen, wie wir selber uns am besten auf dem Divan ausstrecken, wenn wir ihre feingeschriebenen Theaterstücke recht genießen wollen. Das gilt aber auch von den meistgespielten Autoren unserer Tage und soll nichts gegen die Aufführung des Vollmoellerschen Dramas sagen, das mit demselben Recht, wie Beer-Hofmanns „Graf von Charolais“, wenn nicht mit noch größerm, szenisch dargestellt zu werden verdient.

* * *

Es ist ein seltsames Gefühl für einen Kritiker, wenn er so einen Berg von Romanen vor sich hat und ihn nun Buch für Buch, da und dort einen Blick hineinwerfend, in erster, flüchtiger Übersicht abträgt. Weder die verfügbare Zeit noch der konzedierte Raum machen es möglich, alles zu lesen und über alles zu schreiben, man muß von Anfang an blindlings auswählen, ausscheiden, und so bildet sich denn dermaßen ein Spür- und Tastgefühl heraus, daß man sozusagen in der Hand abwägen lernt, ob etwas den zur Besprechung erforderlichen minimalen literarischen Wert hat oder nicht. Der Verlag, der Titel, die Ausstattung, kurz alles spricht eine Sprache, die einem den Inhalt verrät, nicht anders als der Biene die Blütenblätter den in ihnen zu findenden Nektar.

Schon äußerlich zutrauenerweckend sah diesmals unter dem eingelaufenen Material der Roman „Thomas Kerkhoven“ des Münchener Schriftstellers Korfiz Holm aus. Er gibt in drei Büchern von zusammen beinah fünfhundert Seiten eine Entwicklungsgeschichte, in die der aus Riga gebürtige Dichter gewiß viel Eigenes hineinverwoben hat. Der erste Teil erzählt, wie der einundzwanzigjährige Thomas durch den Tod seines Vaters selbständig wird und trotz schriftlich nachgelassener Warnung, nicht Künstler zu werden, im Schmerz über seine ungetreue Liebste Annemarie von Riga nach München geht. Der zweite, weitaus umfangreichste Teil zeigt den Helden in der Isarstadt: er hat jahrelang ohne nennenswerten Erfolg gemalt, heiratet jetzt eine kleine Schauspielerin, avanziert zum Theaterdirektor und leidet zuletzt in seinem Geschäft wie in seiner Ehe Schiffbruch. Im dritten Teil findet er in einem großen kunstgewerblichen Unternehmen einen Unterschlupf, bis ihm eine Erbschaft die Rückkehr nach Riga ermöglicht, wo er mit der einstigen Jugendliebe, deren Leben nicht minder abenteuerlich gewesen, wieder zusammentrifft, sie heiratet und am Ende aller Enden als glücklicher Gatte und Vater und jetzt auch erfolggekrönter Maler friedlich seinen Tag verlebt. Es ist also in keiner Weise ein außergewöhnliches Schicksal, was der Autor vor unsern Augen entrollt und das aus naheliegenden Gründen vielleicht ihm interessanter ist als dem unbeteiligten Leser. Um so mehr darf es der Form, dem rein künstlerischen Verdienst, zu gute gehalten werden, wenn wir durch das halbe Tausend Seiten hindurch aufmerksam und teilnehmend bleiben.

Korfiz Holm schreibt eine feinere Sorte des heute allgemein üblichen, der raschen Lektüre so bereitwillig entgegenkommenden Konversationsstils. Manche lebenskundige Bemerkung, manch dichterisch geschautes Bild erfreut uns, und die Menschen, von denen die Rede ist und die in höchst lebendigen und ausführlichen Dialogen selber das Wort ergreifen, stehen fest auf den Beinen und plastisch vor unsern Augen. Eigentümlich gelungen sind die verschiedenen eingestreuten Briefe, die ihre Absender trefflich charakterisieren und zu der überall mit Erfolg angestrebten Naturwahrheit ein Wesentliches beitragen.



Musikalische Halbjahrsübersicht.

Von

Friedrich Hannemann.

Hector Berlioz, Literarische Werke. — von der Pfordten, Musikalische Essays. — Kienzl, Aus Kunst und Leben. — Beethovens Briefe. — Robert Schumann, Jugendbriefe. — Robert Schumanns Briefe, neue Folge. — Briefe Hugo Wolfs an Emil Kaufmann. — Riemann, Musik-Lexikon.

Wir leben in der Zeit der Gesamtausgaben. Die alte Bachgesellschaft hat ihre Arbeit getan und ist gegangen. Beethoven, Mozart, Haydn, Händel, Mendelssohn, Schumann, Schubert und andere sind oder werden von mehr oder weniger berufenen Leuten mehr oder weniger kritisch bearbeitet und füllen die Repositorien der Musikbibliotheken. Auch die alten Herren der Kirchenmusik Palestrina, Lassus, Schütz usw. sind neben den Meistern der heiteren Muse, z. B. Lanner und Joh. Strauß im vollen Umfange wiederhergestellt und führen in den Dunkelkammern mancher Büchereien ein beschauliches, zurückgezogenes Dasein, auf die Zeit wartend, wo ein kühner Prinz in das verwunschene Reich dringt, und, wie weiland sein Kollege das die Zeit verschlafende Dornröschen, entzückt die schlummernden Musenkinder zu neuem Leben erweckt.

Auch Hector Berlioz soll zum Generalappell erscheinen, feldmarschmäßig mit vollem Gepäck, mit allem was er in Tönen und Worten geschrieben. Felix Weingartner leitet die Gesamtausgabe des schriftstellerischen Nachlasses, der in 10 Bänden erscheint. Band 1 und 2 enthalten die nach des Verfassers Tode veröffentlichten Memoiren. Band 3—5 bilden Briefsammlungen, die „vertrauten Briefe“ an seinen Freund Humbert Ferrand, die „neuen Briefe“ an verschiedene Adressaten, z. B. Ferdinand Hiller, R. Schumann, Liszt, H. von Bülow, R. Wagner, Glinka, besonders aber an seinen Sohn Louis, endlich die Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn Wittgenstein und Frau Estelle Fornier unter dem Titel „Ideale Freundschaft und Romantische Liebe“. In Band 6—9 ist nur eine Auswahl seiner Aufsätze und Kritiken gegeben. Das ist ganz verständig. Denn wer hat heutzutage noch ein Interesse an all den totgeborenen Opern, die in der Versenkung verschwanden und denen Berlioz im „Journal des Débats“ die Leichenrede hielt? Band 10 enthält die große Instrumentationslehre.

Auch wenn Berlioz nicht der berühmte Komponist wäre, hätten seine literarischen Werke Anspruch auf allgemeine Beachtung. Als Einleitung zum 9. Bande ist ein Aufsatz von André Hallays abgedruckt „H. Berlioz als Musikkritiker“. Darin findet sich folgende zutreffende Charakteristik: „Er wurde mit

dem Talent zum Schriftsteller geboren. Seine ersten Artikel nach seiner Rückkehr von Rom zeigen schon Farbe und Stimmung. Zuweilen ist die Sprache noch etwas ungeschickt und verwickelt. Aber von Jahr zu Jahr wird seine Sprache freier, sicherer, gewandter, an den Tagen, wo er glücklich inspiriert war, ist sie überströmend, erfinderisch und lebendig. Dann — hierin liegt Berlioz' große Originalität — trägt seine Prosa den Stempel seines musikalischen Genies. Sein literarischer Satz baut sich beinahe auf wie der Satz einer Sinfonie, mit wechselnden Rhythmen, Wiederholungen und Kadenzen. Man könnte häufig über eine Seite eines Berlioz'schen Feuilletons schreiben: Allegro — oder wiederum Andante — oder auch Scherzo. Beim Erzählen, Loben, Schmähen hat er eine sprühende, wahrhaft wunderbare Verve. Sein leichter Stil fliegt mit rasender Schnelligkeit dahin, trifft bald rechts, bald links und mit einer Sicherheit, einer Geschicklichkeit, welche die gute lateinische Schulung des Schriftstellers verraten."

In dem letzten Satze liegt in der Tat der Grund für seine schriftstellerischen Erfolge. Gewiß war ihm das Talent dazu in die Wiege gelegt, aber er wäre schwerlich der geistvolle Schriftsteller geworden, wenn sein Geist nicht durch gelehrte, insonderheit sprachliche Studien geschult wäre.

Ein Beethoven hat Zeit seines Leben den Mangel einer allgemeinen Bildung empfunden und ihm durch eigene Arbeit und Mühe abzuhelfen gesucht. In seinen Briefen ringt er beständig mit dem Ausdruck. Und doch gewinnen wir den Menschen lieb, der daraus zu uns spricht. Der Herausgeber hat eine Auswahl derselben zusammengestellt. Die Gruppierung und die jeder Briefgruppe vorausgehenden einleitenden Bemerkungen leisten dem Leser wertvolle Dienste.

Es gibt unter den Schriftstellern, also auch unter den Musikschriftstellern zwei Arten, Produzenten und Reproduzenten. Die letzteren arbeiten mit dem Gedächtnis, mit der Schere, wie viele Zeitungsredakteure, und mit dem Bleistift. Was ihnen an Gedanken, geistreichen Einfällen, Wortspielen, Witzen, treffenden Bildern usw. über den Weg läuft, wird rücksichtslos erlegt und in der Schatzkammer ihres Geistes und Wissens gewissenhaft und wohl registriert niedergelegt mit dem Aktenvermerk „reproducatur zur gegebenen Zeit". Die ganze Clique der halbgebildeten Musikgeschichtsschreiber arbeitete in dieser Weise und hat durch die oberflächliche Art der Schriftstellerei der Musik als Erziehungs- und Bildungsmittel häufig den Weg versperrt.

Die andere Gruppe der Musikschriftsteller, die Produzenten, erleben, fühlen, denken und beurteilen ihre Kunst und durch die Art, wie sie ihre Erlebnisse, Empfindungen, Gedanken und Urteile zu Papier bringen, führen sie den Nachweis ihrer wissenschaftlichen Qualifikation zur musikliterarischen Schreibarbeit.

Nur ein so hervorragender Musiker wie Robert Schumann, im Besitz einer abgeschlossenen gelehrten Bildung, war berufen, in der Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts den damaligen ziemlich unerfreulichen Musikzuständen den Krieg zu erklären. Rossini beherrschte die Oper, Herz und Hünten waren die Tyrannen des Klaviers und diese Berufs- und Amateur-Musiker waren doch

Zeitgenossen Beethovens, C. M. von Webers und Schuberts. Jämmerlich waren aber auch die Produkte der halbgebildeten musikalischen Rezensenten. Schumann macht ja einen Unterschied zwischen Kritikern und Rezensenten: „jene stehen dem Künstler, diese dem Handwerker nahe“. Sein Kampf galt aber auch den philiströsen Anschauungen der Musikschriftsteller.

Von dieser Zeit an datiert der sich allmählich vollziehende Umschwung in der musikalischen Kritik. Das ästhetische Richteramt gleitet aus den Händen schnellfertiger Dilettanten in die Sachverständiger. Das berufene Musikschriftstellertum erweist seine Fähigkeit durch Absolvierung der höheren Schule, durch klassische und literarische Bildung und durch Universitätsstudien. So ist es nicht ohne Bedeutung für ihre Schriftstellerei geblieben, daß Berlioz als stud. med., Schumann als stud. jur. und Wagner als stud. phil. die Luft der Akademie der Wissenschaft geatmet haben.

Es bedarf keines Beweises, daß die Musikschriftsteller auch praktische Musiker sein müssen.

Schumanns hervorragende Gabe, „über Musik und Musiker“ etwas, und dieses etwas auch schön zu sagen, leuchtet uns aus seinen gesammelten Schriften entgegen. Einen tiefen Blick in sein zartes Gemütsleben gestatten uns seine Briefe. Wie versteht er es, seine Erlebnisse und Beobachtungen so anschaulich zu schildern, welch zarte Kindesliebe verraten seine Briefe an die Mutter und wie ist er in allem, was er schreibt, ein Dichter! Es berührt in beiden Sammlungen von vornherein angenehm, daß die Liebe zum Meister die Herausgeber nicht blind gemacht hat, nicht so blind, daß man wohl gar jeden von ihm geschriebenen Zettel als einen Niederschlag seines literarischen Schaffens anstaunen müßte. Clara Schumann, seine Gattin, schreibt im Vorwort der 1. Auflage der von ihr 1885 herausgegebenen „Jugendbriefe“, daß an einzelnen Stellen der Text gekürzt oder zur Herausgabe nicht Geeignetes ausgelassen sei. Auch die Jansensche Ausgabe von „R. Schumanns Briefen, neue Folge“ verfolgt das Ziel, alle Schreiben von vorübergehender Bedeutung, Aufträge für Notenschreiber, Einladung zu Proben und Konzerten, Honorarangelegenheiten der Mitarbeiter an der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und ähnliches auszumerzen.

Der Herausgeber der Briefe Hugo Wolfs an Emil Kaufmann in Tübingen hat diese Klippe nicht vermieden, und wenn er mit dem ersten Satze des Vorworts zu der kühnen Behauptung sich versteigt: „Hugo Wolfs Briefe haben alle, soviel ihrer heute gesammelt vorliegen, nach Form und Inhalt literarischen Wert“, so möge man einmal die Briefe Nr. 47, 48, 61, 68, 75, 76, 77 u. a. nachlesen. Ich kann beim besten Willen und bei aller Verehrung für Hugo Wolf z. B. in dem folgenden 75. Briefe — vermutlich nach Form und Inhalt nur eine ganz gewöhnliche Postkarte — keine wesentliche Bereicherung der musikalischen Literatur entdecken. Man höre:

„Verehrtester Freund!

Soeben meldet mir Prof. Dr. Mayr aus München, daß Intendant Possart das Textbuch von M. Venegas wünscht. Bitte mithin anstatt an Grohe das Buch gleich

an Dr. Mayr, Amalienstr. 8 München (bitte die Adresse deutlich zu schreiben!) zu senden. Baldigen Nachrichten Ihrerseits entgegensehend mit herzlichem Gruße

Wien, 9. Mai 1897.

Ihr eiliger
Hugo Wolf."

Wenn auch diese und die übrigen ganz allgemein gehaltenen Postkartenmitteilungen in vornehmer Weise nur je eine Seite des Buches mit wenigen Druckzeilen füllen, so widerstreitet doch der Inhalt dieser nur für Autographensammler wertvollen Papierstückchen der Behauptung auf S. 2 des Vorwortes: „Die Welt hat ein unbestreitbares Recht auf dieses Bild ihres Künstlers und die Briefe selbst sind Gemeingut." Der nüchterne, ruhig und sachlich abwägende Verstand lächelt, wenn er sieht, daß irgend ein Komma oder ein anderes Interpunktionszeichen eines „Lieblings" in breitem Goldrahmen in der „guten Stube" aufgehängt wird. Im übrigen bilden die Briefe eine Ergänzung zu dem Bilde Wolfs, das man aus seinen Liederheften und seiner Biographie gewinnt.

Ganz hübsche Sammlungen von eigenen Aufsätzen haben Dr. von der Pfordten, der Münchener Dozent für Musikwissenschaft und Dr. Wilhelm Kienzl, der Komponist des „Evangelimann" dargeboten.

Der erstere redet in seinen „Musikalischen Essays" über das „Nationale in der Tonkunst", vergleicht Schillers Drama „Wilhelm Tell" mit der gleichnamigen Oper Rossinis und Goethes „Faust" mit Gounods „Margarethe", spricht sich über Kunst und Dilettantismus aus und dergl. Der letztere veröffentlicht in seiner Schrift „Aus Kunst und Leben" leichte Feuilletons, die sich angenehm lesen. Im ersten Teil stellt der Verfasser „Allgemeine Betrachtungen über Kunst und Kunstschaffen" an, im zweiten Teil behandelt er Dramaturgisches. Daran schließen sich „Kritische Gänge" durch die ältere und neuere Opernliteratur in Deutschland, Frankreich und Italien. Abgesehen von Rossinis „Tell", Meyerbeers „Hugenotten" und „Prophet" werden „Der Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius, „Der Corregidor" von Hugo Wolf, „Faust", „Die versunkene Glocke" und „Der Überfall" von Heinrich Zöllner, einige deutsche Einakter, darunter „Mara" von Hummel, „Die Perlenfischer" und „Djamileh" von Bizet, Massenets „Manon", von den Italienern Boitos „Mephistopheles", Puccinis „Bohême" und Verdis „Othello" einer kritischen Beurteilung unterzogen. Der vierte Teil enthält kleine Künstler-Monographien: Smetana, R. Wagner als Mensch, Johann Strauß, Löwe, Verdi und Hugo Wolf. Den Schluß des Bandes bilden „Erinnerungen und Erlebnisse".

Jedenfalls haben die beiden letzten Autoren als gebildete Musiker das Recht und auch die Pflicht, die musikalische Literatur zu vermehren.

Von Philipp Spitta an, dem zu früh verstorbenen Musikgelehrten an der Berliner Universität, rechnet man die neue Musikwissenschaft, welche die Methode wissenschaftlicher Forschung auch auf das Gebiet der Musik und ihre Geschichte anwendet. Als ein Produkt moderner Musikwissenschaft ist das Musik-Lexikon von Professor Dr. Hugo Riemann anzusehen. Es entspricht allen Anforderungen, die man an ein derartig wissenschaftlich angelegtes Nachschlagewerk stellen kann.

Jede Auflage, so auch die vorliegende 6., ist vollständig neu bearbeitet und neu gesetzt worden. Von Mitarbeitern seien genannt Professor Dr. Guido Adler in Wien, Felipe Pedrell in Madrid, Vincent d'Indy in Paris, Dr. H. A. Köstlin in Cannstatt, der Schubertforscher Dr. Max Friedländer in Berlin, Dr. Edgar Istel in München. Für die universale Bedeutung des Buches spricht der Umstand, daß gleichzeitig mit der 4. Auflage eine englische, mit der 5. eine französische und mit der neuesten eine russische Übersetzung veranstaltet ist.

Eine Kunst tritt dann erst in ihre vollen kulturgeschichtlichen Rechte, wenn sie von ihren berufenen Trägern literarisch erörtert wird. Das war der Fall im Altertum, im Mittelalter, von der Neuzeit im 16. und 17. Jahrhundert. Dann fing die Zeit an, da man klagen konnte, „es gäbe so wenig gelehrte Musiker". Es war dieselbe Zeit, in der ein Niedergang der Musik in Kirche und Schule eintrat, eine Zeit, in der man Bachs Matthäus-Passion fast hundert Jahre vergessen konnte. Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven schufen ihre großen Werke, aber die Stätten der Volksbildung, Gymnasien und Universitäten, konnten keine Stellung zur Musik als Bildungsmittel finden. Man hatte ja die Musik als Unterrichtsfach an höheren Schulen abgeschoben. Und als man sie später wieder in den Lehrplan zwängte, beging man den anderen Fehler, mit ihrer Pflege Personen zu betrauen, welche im Lehrerkollegium keine mit den wissenschaftlichen Lehrern gleichwertige Stellung hatten, die Vorschul- oder technischen Lehrer. Daher ist es auch zu erklären, daß im Vorlesungsverzeichnis einer nordischen deutschen Universität die Musik noch vor kurzer Zeit unter den „Leibesübungen" ein Unterkommen fand und der Universitätsmusikdirektor hinter dem Universitäts-Reit- und Fechtlehrer, aber doch noch vor dem Universitätstanzlehrer rangierte.

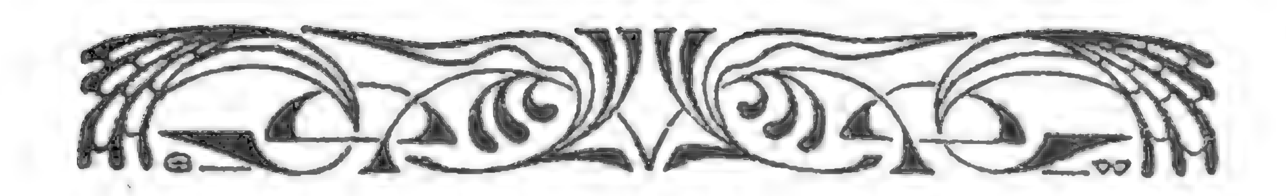
Es ist eine Freude für jeden, der in der Musik nicht mehr nur ein Genußmittel, sondern in weit höherem Maße ein Erziehungs- und Bildungsmittel sieht, zu beobachten, daß man auch in maßgebenden Kreisen diese Bedeutung der Musik erkennt. Ein Beweis dafür ist die Errichtung eines Ordinariats für Musikwissenschaft an der Berliner Universität seit dem April 1904. Der zur Zeit noch vorhandene Gegensatz zwischen praktischen Musikern und Musikwissenschaftlern wird allmählich verschwinden, je mehr sich die Überzeugung Bahn bricht, daß nach dem Vorbild Berlioz', Schumanns, Wagners, Kienzls und anderer jeder schaffende Musiker im Besitze einer höheren, abgeschlossenen Bildung sein muß, um die Kunst auf der Höhe erhalten und sie als Kunstwissenschaft theoretisch, ästhetisch und geschichtlich weiter führen zu können.

Das ist ein erfreulicher Ausblick auf das künftige Musikschriftstellertum.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Geistige Schöpfungen ersten Ranges sind ganz gewiß nicht notwendig gebunden an das Dasein mächtiger Nationalstaaten. Damit aber ein Volk seine innere Produktionskraft durch eine Folge von Generationen sich unversehrt erhalte, kann es des robusteren politischen Körpers nicht entbehren. Und dieser leistet ihm nicht bloß die Dienste eines Schutzwalls, sondern es tritt ein Moment in der Entwicklung der modernen Völker ein, wo der Staat mehr werden muß als eine bloße Machtinstitution, wo er seine Fundamente tiefer legen muß in den Gesinnungen der Nation, wo er die geistigen und sittlichen Kräfte, die in dieser leben, anerkennen und ehren und zugleich als neue Mittel der Macht in seinen eigenen Dienst nehmen muß."

Aus: Fr. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung. (Leipzig, Velhagen & Klasing.)

Der alte Timm.

Eine Pfarrhofgeschichte

von

Marie Diers.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Als der Wagen nach drei unendlichen Stunden auf dem Pflaster vor dem Bahnhof rasselte, stand Grete mit einem Handköfferchen schon auf der Steintreppe, als habe sie seit dem Morgen so gestanden und gewartet.

Er sah sie von weitem. Die ganze Fahrt über war er von einer unsinnigen, unbestimmten Angst zerrissen worden, der er keine Form geben konnte, und vor der er doch nichts anderes zu denken vermochte. Nun sah er sie im langen Regenmantel und Filzhütchen, und plötzlich wich alle Angst mit einem Schlage, und wie von einem jähen Eishauch überweht, erstarrten die wilden Wogen seines Herzens.

Er blieb im Wagen sitzen, und das Angesicht, in das voll verzweifelter Angst das Kind blickte, sah wie gefroren aus. Er winkte ihr nur, ihr

Köfferchen auf den Kutschbock zu heben. Es war wohl ziemlich schwer, und der Bock war hoch, der tölpelhafte Knecht leistete ihr keine Hilfe, und Leberecht Timm sah ohne Bewegung zu, wie sie sich mühte. Dann stieg sie zu ihm in die alte Chaise, die älter war als sie selbst, hing das Knieleder ein und wagte nicht, die Decke aufzunehmen, die für sie unten im Wagen lag, noch den Blick zum zweiten Mal in des Vaters Gesicht zu heben.

„Fahr' los, nach Hause," befahl Pastor Timm.

„Gar nich mal eins ausspannen?" fragte der Knecht, als traue er seinen Ohren nicht.

„Nein. Los."

„Na, dat is doch man för de Pier' ooch 'n Stück —" brummelte es hinter dem breiten Rücken. Das weitere verschlang das Rädergerassel.

Wie leuchtend die Märzsonne schien! In den Gärten lärmten die Stare. Glänzend strahlten die Uhren von dem stolzen Turm der Hauptkirche nieder. Dort drüben hinter den hohen Fensterscheiben wohnte Walter. Wenn der hier die Möller Kutsche fahren sähe!

Grete drückte sich tief in die Ecke. Sie schauerte, wenn der Blick eines Vorübergehenden sie traf.

„Nimm dir die Decke auf," sagte der Vater.

Sie gehorchte hastig. Danach wieder Schweigen, auch noch, als sie schon draußen auf der Chaussee fuhren.

Wie lau die Luft in den Wagen strich, es berührte sie wie eine leise Erquickung. Ach, der Wagen, die Pferde, die Gegend! So schrecklich wie das, was gewesen war, und die Reise heute Nacht, so konnte nun doch nichts mehr kommen. Und der Vater hatte sie geholt!

Bei dem ersten Kreuzweg ging es rechts seitab in tiefen, zerfahrenen Sandweg. Noch jetzt schwieg der Vater mehrere Minuten. Dann sagte er plötzlich mit einer sonderbar hellen und harten Stimme, der jede Klangfärbung fehlte: „Du gehörst nun also zu denen, die von jedem guten und anständigen Kreise ausgeschlossen sind."

Das Mädchen drückte sich noch tiefer in die Ecke, er hörte, wie ihre Zähne leise aufeinander schlugen. Weder ihre Angst noch ihr Jammer berührte ihn.

„Hast du mit vollem Bewußtsein deines Vaters Namen geschändet und die Furcht Gottes, die ich dich gelehrt habe, unter die Füße getreten?"

„Nein, Vater —" Die Antwort kam nur wie ein Hauch.

„Was heißt das?" fragte er scharf. „Bist du betäubt worden?"

„Ich — — liebte ihn und glaubte an ihn."

„An wen?"

In dem Ton der Frage allein lag eine so unendliche Verachtung, daß das Mädchen zögerte, ehe sie noch leiser sagte:

„Er ist ein Fabrikbesitzer aus der Nähe. Ich dachte — er —"

„Ich brauche nicht zu wissen, was du dachtest. Was du tatest, genügt mir."

Wieder eine lange Stille. Grete wand sich unter dem eisigen Schweigen wie in Todesnöten. War vielleicht doch — das Schlimmste — das Allerfurchtbarste ihr noch vorbehalten?

„Warst du mit ihm verlobt?" fragte dann Pastor Timm in so gleichgültigem Ton, als frage er einem Konfirmandenkinde den Katechismus ab.

„Ja — nein — ich — ich dachte —" sie stockte — „ich hatte ihn so verstanden."

„So. Da hatte sich der Herr also wohl nicht sehr deutlich — — äh pfui, ich will nicht mehr davon reden. Es ekelt mir davor! Ich will auch nichts mehr hören. Bist du im Stande gewesen, dies zu tun, so ist jedes Wort von mir überflüssig. Was soll ich dich an dein Gelübde vor dem Altar erinnern? Warum dir jetzt noch Vorwürfe machen? Du hast dich selbst aus dem Bunde hinausgewiesen. Und du bist ja nicht die Erste deiner Art. In Mölle findest du Gesellschaft genug. Die wußten alle, was sie taten, und tragen ihr Teil in heißer Reue oder in dumpfer Verstocktheit. Über deine Vergangenheit will ich kein Wort mehr verlieren. Aber die Zukunft, deine arme Seele zu retten, das ist jetzt noch mein Amt. Der Weg der Reue ist hart und ohne Sonne, und er hat für Sünderinnen wie dich auf Erden kein Ende. Daran denke, wenn du in meinem Hause leben willst."

„Ja —" sagte sie nur.

Es war unter des Vaters Worten eine Veränderung in ihr vorgegangen. Sie nannte ihn nicht Vater, aber der heiße, kranke Druck auf ihrem Gehirn begann sich leise zu lösen.

Der Weg ist hart! sagte sie in ihrem Herzen — und es klang der fast zu Tode Gehetzten wie eine Verheißung.

* * *

„Der Weg ist hart und ohne Sonne, und er hat für dich kein Ende."

Tante Mila, die sich erst hatte einschließen wollen, und dann doch aufgeschlossen hatte, sowie sie den Wagen draußen im Vordergarten knirschen hörte, hatte das Mädchen mit dem erbarmungswürdig elenden Gesicht ins hinterste Zimmer genommen, sie mit Fragen und Scheltreden bombardiert und ihr unter Schluchzen wütend und wiederholt ins Gesicht geschlagen. Die ganze klägliche Liebesgeschichte mit einem jungen blendenden Fant,

der das vertrauende Herz betört und betrogen hatte, schimpfte, puffte und bohrte sie aus ihr heraus, ja Grete mußte ihre Bekenntnisse ihr noch laut ins Ohr rufen.

Im übrigen hatte Tante Mila ein ganzes, großartiges Vertuschungssystem ausgebaut, das ohne jeden Zweifel funktionieren mußte, wenn Grete nur erst wieder aus dem Hause war, und dessen Ausgestaltung ihr eine kleine Art von Erholung und Genugtuung gewährte. Was später aus der Frucht der Sünde werden sollte, wußte sie heute allerdings noch nicht, hoffte aber auch hierfür eine gute Lösung zu erfinden.

Aber sie blieb mit allen ihren Plänen stecken, denn Leberecht Timm ging auf ihr System nicht ein und behielt sein unglückliches Kind bei sich im Hause. Nach vielen vergeblichen Anläufen und Auseinandersetzungen mußte Mila alles fahren lassen und sich in das Schrecklichste als das Unabwendbare ergeben. Von der Stunde an versteckte sie sich in ihrem Stübchen, ließ die Wirtschaft gehen, zeigte sich nicht mehr im Dorf und lief davon, sobald jemand kam. Mit Grete redete sie gar nicht mehr, und das Mädchen erbebte vor der Wut und dem Haß, die sie aus den Augen des stummen alten Fräuleins anblitzten.

Es waren erst ein paar Tage verstrichen, und doch schien es schon so lang. Grete arbeitete im Hause, sie tat im Garten alles, was der Vater sonst besorgt hatte, noch nie hatte das Haus so geblinkt wie jetzt. Sie überanstrengte sich, da sie soviel körperliche Arbeit seit Jahren nicht gewöhnt war. Abends fiel sie wie zerschlagen ins Bett, um dann die halben Nächte wach zu liegen. Wenn die Dorfleute und die Magd sie (noch ganz harmlos) ansprachen, zuckte sie und drehte ihr erglühendes Gesicht zur Seite.

Eines Tages, zu Anfang April, als sie gerade die Wohnstubenfenster putzte, fuhr ein eleganter Mietswagen durchs Dorf und hielt vor dem Gitter. Als Kind war sie sonst stets herausgesprungen, um zu öffnen, jetzt aber, von bitterer Scheu erfaßt, nahm sie ihre Tücher und flüchtete ins Hinterzimmer. Von da hörte sie den Wagen vorfahren und halten.

Vorne wurde es laut, dann verhallten Schritte und Stimmen in des Vaters Stube. Beruhigt kehrte sie an ihre Arbeit zurück, aber schon nach fünf Minuten wurde es wieder laut, der Vater öffnete die Tür, und ehe sie fliehen konnte, stand sie ihm und Walter gegenüber.

„Da ist sie ja," sagte Pastor Timm in seiner harten, gleichgültigen Manier, die er jetzt immer gegen Grete an sich hatte.

„Aha!" sagte Walter mit einer stark höhnischen Betonung.

Er sah sehr vornehm und geschlossen aus. Auffallend glänzte an seiner linken Hand der breite Verlobungsring. Er hatte einen erbarmungs-

losen, vernichtenden Ausdruck im Gesicht, daß dem Mädchen war, als müsse es zum Vater flüchten und schutzsuchend seine Knie umklammern.

Sie stand neben dem Fensterbrett in einer großen Wirtschaftsschürze, das Putztuch in der Hand, blaß im braunen Haar, lange nicht mehr so hübsch wie früher.

Ohne weiteren Gruß sagte Walter: „Würdest du mir vielleicht gütig den Grund angeben, aus welchem du den Vater und mich mit in deine Schande zu reißen versuchst?"

In qualvollem Bemühen, ihn zu verstehen, hob sie die verweinten Augen auf.

„Ich — wie meinst du —?" stammelte sie bange.

„Sie ist ein bißchen —" sagte der alte Pastor mit einer bezeichnenden Kopfbewegung zu Walter, dann zu ihr tretend sagte er mit starker Stimme, durch die jetzt wieder eine größere Erregung klang:

„Walter meint, es wäre nicht dein Recht gewesen, hier Zuflucht zu suchen, da deine Schande auf mich und ihn mitfällt."

„Es ist ein eigentümliches Glück, das ich mit meinen Geschwistern habe!" rief Walter in großer Aufregung.

— „Nein — Vater, es war deine Gnade —" sagte das Mädchen sehr leise. Der alte Pastor sah sie an, und zum ersten Male sah er einen freieren Blick seines Kindes, das ihn suchte.

Er wandte sich an Walter. „Hast du noch etwas ihr zu sagen?"

„Ihr?" fragte der mit einer Betonung, die von Hohn überfloß. „Nein, „ihr" habe ich überhaupt nichts mehr zu sagen. Dir, Papa, aber möchte ich anbieten, um dich auf einmal zu entlasten, sie heute gleich mit mir fahren zu lassen. Ich schicke sie auf die Bahn und in eine Pension in die Residenz, die ich zu bezahlen mich erbiete. Das — das — Balg muß dann später irgendwo eingetan werden, und sie kann danach auf ihre eigene Hand in Stellung gehen, unter dem strengsten Verbot, uns je irgendwie zu molestieren."

„Das können wir drüben bereden," sagte der alte Pastor. „Hier zieht es zu sehr."

Sie waren hinaus und Grete war allein. Man ging und beriet über ihr Schicksal, und sie durfte nicht zuhören. Wenn es nur das gewesen wäre!

In diesen letzten harten Tagen hatte sie in aller Not und Angst ein Gefühl langsam wachsender Stärke und Klarheit gehabt. Der Weg, auf den der Vater sie gestellt hatte, der war doch ein Weg! Man konnte ihn sehen und begreifen, er war stark, herb und rein wie die Sühne. Aber ob nun auch anders über sie beschlossen werden sollte, und sie wieder in die Fremde hinaus mußte, auch das mußte sie tragen können.

Aber es war da etwas anderes, das wühlte plötzlich alles verstummte, zerschlagene Leben in ihr auf. Jäh schoß das heiße Blut ihr in das bleich gewordene Gesicht. Sie ballte das Putztuch in wilder Herzensangst in einen Knäuel, dann warf sie es fort, dann stürzte sie hinaus.

Im Flur, auf den Steinfliesen kauerte sie nieder, drückte den Kopf leise an des Vaters Stubentür und lauschte atemlos, und selbst ihre jagenden Pulse schienen stillzustehen, als sie die Töne auffing, die entscheiden sollten über mehr als ihr Geschick.

Nicht das schuldige, beladene, gehetzte Mädchen kauerte hier, trotzend der Gefahr, sondern eine verzweifelnde Mutter, der ihr eigenes Leben plötzlich nichts mehr gilt im Vergleich zu dem ihres Kindes.

In der Todesangst dieser Minuten wurde das verlorene junge Weib, das alles Menschenrecht auf Erden verspielt hatte, zur Mutter.

Sie hörte. Walter sagte: „Ich begreife dich nicht, Papa! Indem du Grete im Hause behältst, schadest du mir in der unerhörtesten Weise. Ich kann sogar noch nicht einmal sagen, ob meine Verlobung dadurch nicht rückgängig gemacht wird. Jedenfalls, wie stehe ich in meiner Gemeinde da? wie vor allem bei den exklusiven Kreisen von Ludwigsbusch? Eines kommt jetzt zum anderen. Und du selbst, Papa, du bist im Amt, bist nicht nur Privatperson!"

Es kam eine Entgegnung, die sie nicht verstand. Aber unmittelbar darauf rief Walter in einem Tone, als verlöre er alle Herrschaft über sich:

„Nein, du weißt es eben nicht mehr! Entschuldige, Papa, aber hier hört alle Rücksicht auf. Es ist ja wahrhaftig ein unglaubliches Verhalten, das ich mir nur durch totale Schwäche gegen Grete und ihre Heulerei erkläre. Beharrst du dabei, so werde ich Schritte unternehmen müssen. So geht es doch nicht an, um der schlechten Kinder willen den Besten zu ruinieren!"

Pause.

Darauf Walter, heiser und unterdrückt:

„Vielleicht besinnst du dich noch, Papa —"

„Ich glaube nicht, mein Sohn," sagte der.

„Du weißt also, daß dies uns trennt — radikal?"

„Nein, Walter, mich trennt es nicht von dir."

„Das sind Redensarten. Wie ist es nur möglich! Aber es kann dabei nicht stehen bleiben!"

Er stürzte fort, er riß die Tür auf, dahinter kauerte seine junge Schwester. Sie sprang nicht auf, sie rührte sich nicht, im Anprall der letzten ungeheueren Erregung war sie ohnmächtig geworden. Als die Tür zurückwich, sank sie ganz in sich zusammen.

„Da liegt sie! wie ein Gewürm! und natürlich gehorcht!“ sagte Walter. Er trat über sie fort, sie war ihm zu schlecht, sie nur mit dem Fuße zu berühren. „Saubere Geschwister!“ sagte er noch einmal in einer unendlichen Bitterkeit.

Der alte Pastor war ihm nachgekommen, er sah auf die zusammengebrochene Gestalt seines jüngsten Kindes nieder.

„Hängt dein Glück und deine Ehre von der Schuld dieser Elendesten unter den Menschen ab,“ sagte er ernst, mit einer großen Feierlichkeit auf seinem Wesen, „so laß beides dahinfahren, es ist keine Stunde der Sorge wert. Du sollst nicht den Götzen opfern, sondern Gott. Und Gott ist mit mir auf meinem Wege!“

Einen Augenblick stand Walter wie scheu, zurückversetzt in die Zeit, da der Vater noch eine Autorität für ihn war. Der zittrige alte Mann schien seltsam verjüngt und voll einer geheimnisvollen Größe.

Aber der Eindruck verflog. Jawohl, im Alter kommt der Eigensinn! dachte er knirschend.

„Also adieu, Papa. Viel Zeit hast du nicht mehr, dich zu besinnen.“

Beim Umwenden in der Haustür sah er noch, wie der Alte, als habe er ihn schon vergessen, sich über das Mädchen beugte und sie aufzuheben sich mühte.

* * *

In den Pfarrgarten zu Mölle kam der Frühling. Wenn Grete auf der Erde kauerte in einer großen Sackschürze, Erbsen einlegte oder die kleinen Blumenpflanzen in die Rabatten setzte, wenn Wind und Sonne ihr um den Kopf strichen und der Erdgeruch bei jedem Atemzug ihr in die Lungen drang, dann kam oft etwas über sie, das war größer als alle Not. Dann mußte sie plötzlich alles sinken lassen, die Hände falten und beten: „Lieber Gott, beschütze mein kleines Kind!“

Wie waren sie verweht, die berauschenden Tage! Sie dachte ihrer nicht mehr. Das entsetzliche Gefühl der Schande und Verzweiflung hatte sich gelöst, kaum wußte sie wie. Auch an Ihn konnte sie jetzt denken ohne die grauenhafte Erbitterung, die ihr Blut getrunken, ihr Mark ausgehöhlt hatte.

Es war etwas anderes gekommen als eine endlose Reue, sie zu erlösen. Tief beugte sie den kindesjungen braunen Kopf auf ihre Pflänzchen: „Lieber Gott, behüte und segne mein Kind — und vergib seiner Mutter.“

Pastor Timm aber saß an seinem einsamen Schreibtisch in sonnenloser Stube und half nicht dem Frühling mit, neues Leben zu wecken. Er

war ein alter Mann, dem sich der Weg der Erlösung komplizierter darstellt, als dem jungen Kinde, dem noch Sonne und Wind die uralten Geheimnisse ins Ohr sagen. Seit er das ohnmächtige Mädchen gegen Walters kalte Weisheit verteidigt und sie in seinen alten Armen bis aufs Sofa unter der Mutter Bild geschleppt hatte, und das braune blasse Köpfchen so vertrauend an seiner Schulter gelegen hatte, war sie ihm wieder sein Kind geworden, das unter großer Sünde vor dem Vater kniet und um Vergebung hart zu büßen entschlossen ist.

Aber er zeigte ihr keine Milde, es drängte ihn auch nicht dazu. Er sah sie gehen und ihre Last tragen, und es rührte ihn nicht. Lange und schwer mußte sie noch tragen, ehe er ihr die Erlösung brachte. Und er wußte nicht, daß sein Gott, der größer ist als alle Götzen, sein armes Kind schon jetzt erlöst hatte, daß auf das junge Haupt, das seinen Kranz verloren hatte, heute sich schon die Krone der Mutterschaft in wundersamem Glanze senkte.

In Pastor Timms Schubfach lagen Briefe über Gretes Angelegenheit. Pastor Mauritius hatte ihm in förmlich leidenschaftlich teilnehmenden Worten geschrieben. Er gab sich selber schuld, das „unerfahrene, unschuldige Kind,“ seine „liebe junge Hausgenossin und treue Gehilfin“ nicht besser bewacht zu haben, sodaß sie den Künsten eines jungen, leichtsinnigen und von der Mutter abhängigen Menschen verfiel. Dieser Verführer sei selbst in Reue und großer Unruhe, er habe sich auf einen Brief ihm sofort gestellt und sich zu jeder Genugtuung erboten. Er habe seinen eigenen bitteren Schmerz über die Trennung ihm vorgeklagt. Mauritius fügte noch ein paar verächtliche Worte über den Schwächling bei und bat zum Schluß den alten Timm flehentlich, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, falls er seine Tochter nicht bei sich behalten wolle.

Anders lautete der Brief des älteren Amtsbruders, den damals Timm um Mithilfe gebeten hatte. Er floß von Verdrießlichkeiten über. Daß solche Dinge in Frage stünden, habe er damals allerdings nicht geahnt, schrieb er, sonst hätte er anders geantwortet. Mit den sanften, gelegentlichen Ermahnungen, die er Fräulein Timm erteilt habe, sei da freilich nicht weit zu kommen gewesen, und es tue ihm leid, sie überhaupt verschwendet zu haben. Man solle doch lieber seine Töchter, wenn sie so wenig festgegründet seien, gar nicht aus dem Hause lassen. — Punktum. Stecks ein, alter Tor, du hast es am Ende auch nicht besser verdient.

— — Wie fürchterlich still es im Hause ist. Tante Mila hat sich eingeschlossen, und in der Einsamkeit wird sie immer noch bissiger, es ist auch gar nicht mit ihr zu reden. Walter ist fort und hat gesagt: „radikal“. In

die Mienen der Dorfleute kommt schon solch ein seltsamer, gespannt lauernder Zug. Die Magd wird manches aufgeschnappt und weiter getragen haben. Ja — das ist nun nicht mehr aufzuhalten, das wird kommen wie die Wasser zur Flutzeit.

„Ich weiß es! Ich will es!" sagte Leberecht Timm.

Er stand am Fenster, der Wind ging durch die hohen Tannen vor dem Hause.

„Gott, der du der Gott der Wahrheit bist, sei mein Gott der Stärke!"

* * *

Wie die Wasser kommen zur Flutzeit, so kam, was nicht mehr aufzuhalten war.

Draußen brütete die Julisonne. Es war um die Erntezeit. Das ganze Dorf lag wie feiernd, nur um die Mittagsstunde rumpelten die Einspänner, die das Essen für die Schnitter hinausfuhren, durch die Dorfgasse.

Leberecht Timm saß bei seiner Predigt, obwohl es erst Donnerstag war.

Da ging die Hausglocke und ein schwerer Schritt kam bis zur Tür.

Wer kommt denn jetzt? dachte der Pastor, da muß es not sein!

Es war der Dorfschulze, Jens Klevermann, ein breitschultriger, ungefüger Mensch, mit ein paar Tatzen von Händen und einem Gesicht, das breit und stumpf, dennoch in seinen Stirn- und Kinnpartien außerordentlich scharf gemeißelt war.

Er trug seinen Arbeitsanzug, lange, mit Mist beschmutzte Stiefel, und er drehte eine schmierige Stallmütze in den Händen, als er noch auf der Schwelle, von bäuerischer Verlegenheit erfaßt, stehen blieb.

„Sein Sie man so gut, Herr Pastuhr, und entschuld'gen Sie man den ollen Rock. Ich — nu, ich wollts man eben nich so auffällig machen, daß ich herging. Ja — und nu sind sie alle zu Feld, und ich hab man gesagt, ich hätt' was fürs Amt Eiliges zu schreiben. Aber ich wollt' man bloß mit Herrn Pastuhr mal sprechen."

„Na ja, es ist ja lange gut. Was machen Sie denn heut für Wirtschaft, Klevermann? Kommen Sie 'ran. Nun los, was solls?"

Der Schulze stand neben dem Schreibtisch. Er machte den bartlosen, breiten Mund auf und machte ihn wieder zu. Er drehte die Mütze, als wäre er ein Schuljunge, der seine Straflektion auffagen müsse.

„Es ist man bloß — Herr Pastuhr —"

Der alte Timm sah — und das sah wunderlich aus — eine seltsame fleckige Röte sich in dem verwitterten Gesicht verteilen. Und, wie der Mensch

noch vergeblich nach Worten rang, verstand er jählings und mit einem Schlage, was der wollte.

Daß er das nicht schon gewußt hatte, als die Hausglocke anschlug!

Es kam plötzlich über ihn wie eine Ohnmachtsanwandlung. Auch er fühlte etwas Brennendes in seine Wangen steigen. Er lehnte sich vor und bedeckte das Gesicht mit der aufgestützten Hand.

Einen Moment Totenstille. Der Bauer starrte ihn an, der Atem ging ihm hörbar durch den halb offenstehenden Mund.

„Ja, ja, es ist so, Klevermann," sagte Leberecht Timm und nahm die Hand vom Gesicht. „Ihr habts schon alle richtig geahnt. Es ist wirklich so."

„Nee — Herr Pastuhr —" sagte der Bauer und ließ die Hand mit der Mütze wie gelähmt heruntersinken.

„Ja, mein alter Freund. Es ist auch zu mir gekommen, wo ich es am wenigsten dachte. Auch so redet Gott mit uns."

„Wat! Da sall'n de Frunslüd doch Recht bihollen?" rief Klevermann plötzlich ausbrechend und schlug sich mit der Hand an seine Leinenhose. „Dunner nochmoal! Wat hebb'n de klöhnt dat letzt Moal an Sündag, as Fräulein in de Kirch west wier! Nee! hew ick seggt, Ick glöws nich, Ick glöws nich, un wenn de ganze Welt ünnergeiht. Bi uns' Herrn Pastuhr kümmt sowat nich vör. — Äwer de hebben joawoll Dag un Nacht davon spilunkt. Da hew'k mi endlich seggt: Ick goah mal sülwens rüm. Äwer ick hew mi doch schämt, dat Wurt ruttokriegen, ick hews joawoll goarnich in den Mund nehmen möcht."

Leberecht Timm ließ ihn ausreden, jedes Wort hörte er mit an, ob es ihm gleich wie lauter Messer ins Herz fuhr. Aber er hatte gewußt, daß dieses kommen würde.

„Setzen Sie sich hin, Klevermann," sagte er, von einer trostlosen Müdigkeit überfallen.

Der aber blieb stehen.

„Wo is denn dat koam'n?" fragte er in einem groben Ton.

„Wie die Sünde kommt, was ist da viel zu fragen. Jetzt gilt es vorwärts zu sehen und nicht zurück."

„Na, sowat!" sagte Jens Klevermann mit dem Ausdruck ehrlichsten Abscheus. „Da wird sich ja all das Pack hier in Mölle was lachen! Die wer'n sich was freuen! Und unsereins — und mein' Dochter, wo ichs für 'ne Ehr' ansah, wenn Fräulein Gretchen sie mal besuchte — na, mit den Besuchen, das weiß man nu ja auch, warum daß sie garnich mal eins rumgekommen ist. Na, das wollten wir uns jetzt auch man verbeten haben."

Es klang noch zehnmal gröber, wenn dieser Mensch seine Auslassungen auf hochdeutsch machte. Dem alten Pastor war es auch plötzlich, als ziehe man ihm den Boden unter den Füßen fort. Er konnte mit einem Mal nicht mehr. Was sollte er sagen? Es war ja alles so.

Da bedeckte er sein Gesicht und ein trockenes, hilfloses Schluchzen durchschütterte ihn.

Der Bauer wurde plötzlich stumm. Er sah auf den gebeugten, von Stößen geschüttelten Rücken, und das war ihr alter Herr Pastuhr, den sie beinahe soviel verehrten wie den lieben Gott. Sein einfaches Gemüt zerschmolz wie der Schnee bei Tauwetter.

„Herrjeh —" sagte er unbeholfen. „Sein Sie doch man still, Herr Pastuhr. Nee, nee, ich hab's ja man nich so gemeint. Ach nee doch, Sie können da ja auch nichts vor. Was soll man da auch bei machen? Wenn die Kinder Ei'm aus'n Haus sind, sind sie auch aus der Hand. Nee, nee, für Ihnen is es doch auch man am schlechtsten. Andre Leut' haben da doch nichts von. Ja, wenn man das so denkt: das kleine, hübsche Fräulein, und kommt Ei'm so nach Haus."

„Ach ja, mein lieber Klevermann," sagte der alte Timm. Er hatte sich eben so grenzenlos arm und verlassen gefühlt, daß ihm die guten Worte im Herzen wohl taten. Er faßte die große Tatze mit einem dankbaren Druck.

Klevermann hatte sich nun doch gesetzt. Seine Miene war verändert, er fühlte sich als Vertrauter in dem Unglück, das seinen Pastor getroffen hatte.

„Aber, Herr Pastuhr, nu geht das nich anders, nu müssen Sie das Fräulein wegtun. Helfen wird das ja nu nichts mehr, wissen tun sie's doch alle im Dorf, aber wenn das nachher hier losgeht, das is jawoll ein Ärgernis für die ganze Gemeinde. Das tut Herr Pastuhr doch man auch nich."

Timm strich sich über die Stirn und die Augen. Er sammelte in sich Kraft, ehe er sprach, denn er hatte noch viele nötig. Zum Ruhen und Tröstenlassen war es doch noch zu früh.

„Es ist mein Kind," sagte er, und noch wankte ihm die Stimme, und er sah an dem Schulzen vorbei ins Leere. „Sie ist mir anvertraut, und ich darf und will sie gerade jetzt nicht verstoßen. Jetzt bedarf sie des Vaters. Er hat ihr schon einmal in entscheidender Stunde gefehlt, das ist nicht wieder gutzumachen. Aber ich will nicht in neue Sünde fallen, um äußerer Rücksichten willen."

„Un dat Dörp?" fuhr der Schulze heraus. „Dat is doch de Hauptsak' in dis' Angelegenheit."

„Das Dorf ist nicht in Gefahr!“ rief Leberecht Timm mit wachsender Stimme. „Es geht nicht verloren über meine Tat. Aber eine unsterbliche Seele geht verloren, wenn sie jetzt unter der Last ihrer Sünde in die Fremde gestoßen wird. — Lieber Klevermann, Ihr seid alle unwissende Bauern, ich erst habe Euch das Licht des Wortes und der Erkenntnis gebracht! Nun, da wir an einem Punkt angelangt sind, wo Ihr das, was ich tue, nicht gleich mit Euren zehn Fingern packen und betasten könnt, nun wollt Ihr meine Richter und Gesetzgeber sein? Ich aber stehe hier und sage: Gott ist mit mir, darum bin ich stark! Und wenn Eure Liebe und Euer Vertrauen, Leute, mich gleich in der ersten Prüfung verläßt, so bin ich umsonst dreiundvierzig Jahre Euer Pastor gewesen. So habe ich mich in Euch geirrt, aber nicht Ihr in mir!“

Klevermann saß stumm und andächtig wie bei einer Predigt. Er hatte so sehr sein stumpf ergebenes Kirchengesicht aufgesetzt, daß dem alten Timm mitten in seiner hohen Erregung ein flüchtiges Lächeln kam. Aber als er schwieg, fand der Mann sich wieder in seine Schulzenrolle zurück und fragte kurzab:

„Un wo wier denn dat mit de Klara Neese, Herr Pastuhr?“

Da sprang Leberecht Timm zornig vom Stuhle auf. „Versteht Ihr da wirklich den Unterschied nicht? Seid Ihr so dumm? oder wollt Ihr nicht verstehen?“

„Jaa — dat wier man blos 'n Deinstmäken —“ sagte Klevermann bedächtig. Es blieb unklar, ob er es im Ernst sagte oder in Bosheit. „Äwer de oll Nees', de oll Süper, de wüßt' noch, wat sich hürt. De het se wegjagt: Da, lech' dien Kinners hen, wo du wist. Ick hew keen Weig' för sei!“

Leberecht Timm stellte sich ans Fenster und drehte dem andern den Rücken. Es fing plötzlich in ihm an zu arbeiten. — War das wirklich so ganz etwas anderes mit der Klara Neese, die er mit Schimpf und Schande hinausgeworfen hatte? —

War das nicht auch eine Seele, ihm anvertraut? Denn auf den alten versoffenen Neese konnte er im Ernst doch nicht die Verantwortung abschieben.

Er vergaß den Schulzen dahinten und alle seine Reden. Er stand vor einem anderen, der sich nicht weich machen ließ durch schwächlichen Jammer, zu dem er nicht sprechen konnte: Ich habe mich in dir geirrt!

Er erbebte am ganzen Leibe.

Mußte erst dein eigenes Kind in Sünde und Schande fallen, ehe du deine Pflicht und deine große Versäumnis erkennst?! —

Es dauerte lange. Der Bauer schwieg und wartete. Das geduldige Warten verstehen die Bauern.

Da wandte der Pastor sich herum.

Als Moses von dem Berge kam, auf dem er mit Gott gesprochen hatte, leuchtete sein Angesicht, sodaß das Volk nicht hineinsehen konnte. Kam jetzt nicht der alte Timm von demselben Berge, dem dumpfen Volk ein Licht zu bringen, das es nicht ertrug?

„Ihr Leute," sagte er mit einem wunderbar entrückten Ausdruck, als spräche er zu dem ganzen Volk, „wohl ist eine Schuld begangen worden, aber nicht heute. Die alte gutzumachen, fordert mein heiliges Amt. Und was ich heute tue und tun werde, das habe ich mit einem Größeren ausgemacht, als Ihr, Schulze, Gemeindevertreter, Kirchenvorsteher und das ganze Dorf zusammen genommen seid. Und der hat eben noch wieder Ja dazu gesagt. Und nun beruhigt Euch nur, Euer alter Pastor weiß alleweil noch am besten den Weg in den Himmel."

„Ja ja, dat soll woll so sein —" sagte der Schulze. Er stand schwerfällig auf und gab seinem Pastor die Hand. Er hatte nichts verstanden, und seine Begriffe waren nicht im mindesten geändert. Aber der alte Timm war ihm doch über, er kam nicht mehr gegen ihn auf. Vor dem unmittelbaren Respektsgefühl vergingen ihm vorläufig alle klugen Schulzengedanken.

„Herr Pastuhr wird's jawoll wissen —" brummelte er.

Die Sonne prallte draußen auf die weißen Steinstufen vor der Haustür. Längs der sandigen Dorfstraße ließ Busch und Baum die verstaubten Blätter hängen.

„Joa — äwer snurrig is doch —" simulierte Jens Klevermann.

* * *

Die Gerüchte laufen durchs Dorf. Es zischelt rechts und links und vorn und hinten. Hier lacht man und schlägt sich aufs Knie, dort ringt man die Hände und läuft von einem zum andern und will's nicht glauben. Da putzt sich eine ehrbare Bauersfrau an und will zum Herrn Pastuhr selber gehen und nachfragen, und im letzten Moment kommt ihr die Angst, und sie zieht sich wieder aus. Wenn sich zwei auf der Dorfstraße treffen, jetzt zur Erntezeit, bleiben sie stehen, und die Worte laufen wie Wasser, und sie gucken scheu nach dem Pfarrhof hinüber.

„Nee, nee, dat is jawoll garnich mäglich!"

Nachts werden plötzlich Lieder vorm Haus gesungen. Alles ist nicht zu verstehen, aber doch genug. Der alte Timm hört sie und Grete auch.

Gut, daß Tante Mila taub ist, jetzt wenigstens kommt ihr das auch mal zu gut.

Sonntags in der Kirche merkt der Pastor das geheime Leben auch. Kein einzig schläfrig frommes Kirchengesicht, wie er das gewöhnt ist. Die Kirche ist voll, trotz der Erntezeit. Man gafft ihn an, man gafft den vergitterten Pfarrstuhl an, die Mäuler stehen förmlich offen. In einigen Gesichtern, besonders bei dem jungen Volk, sieht er's zucken, als solle hier, an heiliger Stätte, ein Lachen losbrechen.

Da will ihm doch wieder das Herz erzittern. Ist er nicht der Hirte dieses Volkes gewesen zu jeder Stunde, in Leib und Freud? Hat er nicht alles mit ihnen getragen? Männer, die jetzt schon breitspurige Bauern sind, hat er als winzige Täuflinge im Arm gehalten. Kein Loch im ganzen Mölle ist ihm unbekannt. Er kennt die Familiengeschichten besser als die Leute selbst.

Und nun bläken sie auf zu ihm wie fremde Hunde? Nun können sie die erste Prüfung nicht ertragen?

Und siehe, da kam der Geist über den alten Mann. Er warf den vorbereiteten Predigttext über den Haufen. Auf der Kanzel, mitten im Satz, hielt er inne und machte eine lange Pause, in der er mit ernstem, flammendem Blick herniedersah. Da klappten die Mäuler zu, da ging eine sichtliche Verlegenheitsbewegung durch die ganze Gemeinde. Keinem einzigen Auge begegnete sein Blick mehr, alle sahen zu Boden.

Da hob er an, und seine Worte fielen wie Eisen: „Ich will Euch heute einen anderen Text verlesen. Stehet auf."

Ein Rauschen ging durch die Kirche, gehorsam wie Ein Mann erhob sich die Gemeinde.

Er ließ sie stehen und blätterte langsam in seiner Bibel. Dann hob er sie auf und las mit einer gewaltigen Stimme, wie man sie seit Jahren nicht von ihm gehört hatte, die dröhnend durch den Raum schallte:

„Ev. Matthäus, Kapitel 26, Vers 40. Und er kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend und sprach zu Petrus: Könnt ihr denn nicht Eine Stunde mit mir wachen?"

Er schwieg, die Leute setzten sich scheu in die Bänke zurück. Da fing er an und sprach zu ihnen und hielt ihnen vor, was er ihnen gewesen war in den dreiundvierzig Jahren. Er griff in das Einzelleben hinein, er rief sie auf: „Du da in der Ecke, denke an deine verstorbene Frau, die ich im Arm gehalten habe in ihrer letzten Stunde. Und du Bauer (er wies auf ihn mit dem Finger), weißt du noch, wie du dich dem Schnapsteufel verschrieben hattest in deinen jungen Jahren, und wie ich um dich

gearbeitet und gerungen habe, daß du jetzt ein ordentlicher Mensch geworden bist. Und du Witwe, wo könntest du jetzt deine Tochter suchen, wenn ich sie nicht zur rechten Zeit ins Stift gebracht hätte, daß sie nun mit gesunden Kräften für dich arbeiten kann und deine Stütze im Alter ist?"

Die Gemeinde wand und krümmte sich unter seinen Anrufen. In bäuerischer Scheu versteckte sich einer hinter dem anderen, aber es half ihnen nichts. Frauen, an geliebte Tote erinnert, fingen an zu weinen, das Schluchzen steckte auch die anderen an. Es war eine beispiellose Bewegung und Erschütterung, die durch die Bänke ging.

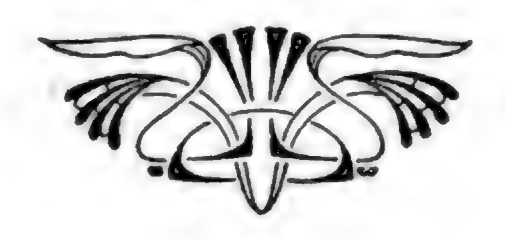
Da hielt er wieder inne, und erfaßt von der Stille verstummte auch das Schluchzen unten. Ein paar totenstille Sekunden verstrichen. Dann klang des alten Mannes Stimme von oben wie eine unsäglich bittere Klage.

„Und nun — nun könnt Ihr nicht Eine Stunde mit mir wachen!"

Er sagte ihnen, daß ein schweres Unglück über sein Haus gekommen sei. Er sprach es aus und schonte nicht sich selbst noch sein zitterndes Kind im Pfarrstuhl. Aber daß er es nicht verstecke noch verleugne, sondern der Hand Gottes stille halten wolle. Daß er aber von seiner Gemeinde geglaubt habe, daß sie ihn nicht verlassen werde. Nun aber sei der schwerste Schmerz ihm noch aufbehalten. Er habe Wut und Spott in ihren Mienen gelesen. Bei der ersten Forderung an ihr Vertrauen und ihre Stärke seien sie von ihm abgefallen. Aber ihr Abfall werde sie treffen und nicht ihn, darum, daß sie der Sünde höheres Recht gäben als der Gnade, und daß sie ihre Bibel und ihren Katechismus bis zu dieser Stunde umsonst gelesen hätten.

Er, der alte Pastor, den sie zu lästern gekommen waren, er stand jetzt und goß die Schale des Gerichts über sie aus. Wie erstarrt, mit gesenkten Blicken saß das Volk. Durch Blättergewirr und buntbemalte Fensterscheiben fiel das Sonnenlicht und malte tanzende, vielfarbige Kringel auf die Steine des Fußbodens.

Es war hier drinnen kühl in dem gewölbten abgeschlossenen Raum, aber als der alte Timm von der Kanzel stieg, perlten ihm dicke Tropfen auf der Stirn, und unten wischte sich auch manch einer mit dem buntgewürfelten Taschentuch das feuchte Gesicht. (Schluß folgt.)



Auswärtige Politik und Presse.

Von

Otto Hötzsch.

I.

Das letzte Heft brachte einen Aufsatz des Herrn Prof. v. Stengel, über „Das deutsche Volk und die auswärtige Politik", in dem in schlagender Weise die immer noch so unsichere Stellung des deutschen Volkes zu den Aufgaben einer deutschen auswärtigen Politik beleuchtet wird. Gründe von innen und außen können ja mancherlei zur Erklärung und Entschuldigung dafür herangezogen werden: die verhältnismäßig kurze Zeit, seit der überhaupt eine gesamt-deutsche auswärtige Politik wieder gemacht wird — die Neigung, auch deren Fragen nach dem Gefühl oder dem innerpolitischen Parteiinteresse zu entscheiden — der Mangel einer national disziplinierten, öffentlichen Meinung — die Unsicherheit und Unklarheit über die große Politik überhaupt, die die auf den bekannten Ereignissen des letzten Jahrzehnts beruhende Neuorientierung in der Konstellation der Weltmächte noch nicht durchaus vollzogen hat, und noch manches andere mehr. Jedenfalls haben wir heute noch mit diesem Mißstande ernstlich zu rechnen, daß unsere öffentliche Meinung die rechte Stellung zur deutschen auswärtigen Politik noch keineswegs durchgängig gefunden hat. Diese öffentliche Meinung aber wird zu einem erheblichen Teile durch die Zeitungen und die Presse überhaupt gemacht, und so hängt mit jenem Thema die Frage: „Auswärtige Politik und Presse" auf das engste zusammen.

Von wie ungeheurer Wichtigkeit der darin ausgesprochene Zusammenhang für ein Land ist, bedarf ja keiner Erinnerung. Er wird für uns deshalb aber noch wichtiger, da ein solches Zusammenarbeiten von Politik und Presse außerhalb Deutschlands sich fast ausschließlich im deutschfeindlichen Sinne betätigt. Auf diese Zusammenhänge wird in der deutschen Presse zumeist noch zu wenig Bedeutung gelegt, und es ist ein hohes Verdienst unseres verehrten Mitarbeiters, des Herrn Prof. Schiemann, daß er in den Berichten dieser Zeitschrift, in den Mittwochs-

Digitized by Google

Übersichten der „Kreuzzeitung" und in seinen alljährlichen Veröffentlichungen über „Deutschland und die große Politik" gerade den Wegen dieser großen, vor allem englisch beeinflußten antideutschen Preßorganisation und -Agitation unermüdlich nachgeht. Eben jetzt erleben wir dafür in der Wiederaufrollung der ägyptischen Frage durch England ein neues gefährliches Beispiel, und wir sind so gut wie machtlos dagegen, wenn jetzt systematisch die Stimmung in Ägypten und die arabische Presse deutschfeindlich beeinflußt wird.

Es ist ja nun ein großer und mit Recht oft beklagter Schaden, daß unsere Presse in der Beurteilung der Fragen auswärtiger Politik häufig die notwendige Geschlossenheit und Orientierung rein nach dem deutschnationalen Interesse vermissen läßt. Das Beispiel der englischen Presse wird dagegen vorgehalten. Und mit Recht —, obwohl auch da manchmal nicht alles so ist, wie es der Ausländer bewundert; was z. B. gelegentlich in der sog. Pro-Boerenpresse Englands in dieser Beziehung geleistet worden ist, das ging auch dort über die erlaubten Grenzen hinaus, von der irischen Presse noch ganz zu schweigen. Indes wird kaum je eine englische Zeitung sich so zum direkten Emissär des Auslandes machen, wie dies bei uns bestimmte freihändlerische Organe in den handelspolitischen Kämpfen der letzten Jahre getan haben. Und die Haltung der englischen Presse z. B. in der Marokkokrisis war vom national-englischen Standpunkte aus ebenso bewundernswert, wie in der deutschen, vom nationaldeutschen Interesse gesehen, vielfach das Gegenteil der Fall war. Freilich wird dabei eins immer unterschätzt: daß England ein Zentrum der politischen öffentlichen Meinung hat und Deutschland mehrere. Als ich kürzlich gelegentlich eines Vorlesungszyklus an der Universität Edinburgh über „Deutschland seit 1870" auf diesen für die Beurteilung der Stimmungen in beiden Ländern wichtigen Unterschied hinwies, bestritt das führende Blatt Schottlands, der „Scotsman", die Richtigkeit meiner Behauptung für England: mein Irrtum sei entschuldbar, aber in Großbritannien werde der wahre Zug der öffentlichen Meinung treuer durch die Provinzzeitungen als durch die Londoner Blätter wiedergegeben. Das trifft zum Teil zu für die innere Politik; ich weiß, daß die großen populären Bewegungen des 19. Jahrhunderts sämtlich in den Provinzen und nicht in London entstanden, also durch die Provinzpresse getragen worden sind: die Katholikenemanzipation, die Beseitigung der Kornzölle, die Wahlreformen, die Chamberlainsche Bewegung, der Ausfall der letzten Parlamentswahlen. Aber ganz zweifellos ist in der äußeren Politik das die öffentliche Meinung Englands stets gewesen und ist es noch, die in der Presse der

Hauptstadt gemacht wurde und wird; welche Provinzzeitung hat denn hierfür eine auch nur entfernte Bedeutung? Durch diese Konzentration aber ist eben auch die Einheitlichkeit der Haltung so stark möglich, die durch das ausgeprägte Nationalgefühl des Engländers noch gesteigert und prononciert wird. Wir haben diese Konzentration nicht, die auch durch den ausgebildeten telegraphischen und telephonischen Verkehr nicht von heute auf morgen geschaffen wird. Und da wir eben auch jenes ausgeprägte Nationalgefühl nicht haben, so ergibt sich die unerfreuliche Folge, daß die deutsche Presse für die Bildung der öffentlichen Meinung zur auswärtigen Politik vielfach noch nicht das leistet, was zu leisten in ihrem Berufe läge.

Hier wird die Besserung mit der Zeit zu erwarten sein durch die Selbsterziehung, die Steigerung des Verantwortlichkeitsgefühls in ihr. Es sind ja besonders zwei unerfreuliche Züge, die dem vergleichenden Beobachter unangenehm auffallen: die Neigung zu einem nationalen Pessimismus (wofür man gelegentlich auch Nörgelei sagen kann) und die Zügellosigkeit an manchen Stellen in der Kritik des Auslandes und seiner führenden Persönlichkeiten. Zum ersten Punkte darf ich auf die überzeugenden Ausführungen des Herrn v. Massow über „Auswärtige Politik und öffentliche Meinung" im April-Heft des letzten Jahrganges verweisen. Für den zweiten kommt namentlich in Betracht, daß viele Zeitungen in der Kritik des Auslandes nicht den richtigen Ton finden und häufig mit einer im Auslande geradezu lächerlich wirkenden Überhebung und Schulmeisterei schreiben, die dem Leser die große Kenntnis und Überlegenheit des Schreibenden den fremden und fernen Dingen gegenüber beweisen soll. Demnächst aber ist hier vornehmlich eine gewisse Spielart unserer Witzpresse zu nennen. Selbst der vornehme „Kladderadatsch" überschreitet in diesen Dingen gelegentlich die angemessenen Grenzen. Was aber der „Ulk" oder vollends der „Simplizissimus" darin bieten, das mag witzig sein — zu $^5/_6$ ist es auch das nicht —, unter allen Umständen aber ist es politisch höchst schädlich. Es bedeutet längst nicht so viel, wenn z. B. das Haupt-Witzblatt der Sozialdemokratie, der „Wahre Jakob", an Roheit und Zügellosigkeit der politischen Karikatur sich mit den genannten Blättern vollauf messen kann. Das weiß auch das Ausland, daß mit einer sozialdemokratischen Preßstimme die deutsche öffentliche Meinung, die des deutschen Bürgertums nicht wiedergegeben ist, und daß diese Ausartungen bei der Sozialdemokratie eben mit ins Programm gehören. Aber jene Blätter haben ihre Stütze in der deutschen Intelligenz und im deutschen Bürgertum, genießen eine gewaltige Verbreitung, und dem aus-

ländischen Beobachter ist es nicht zu verübeln, wenn er die darin ausgedrückte Stimmung und Meinung der der genannten Klassen überhaupt gleichsetzt. Man muß im Auslande, vor allem in England, es beobachtet haben, wie eine solche Karikatur wirkt, wie z. B. Chamberlain, als er während des Krieges sehr unsicher stand, mit einer pöbelhaften deutschen Karikatur auf die Königin Viktoria agitierte und so die Stimmung auf Deutschland ablenkte. Wie der Freiherr v. Langwerth-Simmern erzählt, befindet sich im britischen Museum eine vollständige Sammlung alles dessen, was in Deutschland während des Burenkrieges gegen England im Ernst und im Scherz geschrieben und gezeichnet worden ist. Darunter ist manches, worauf wir gar keinen Grund haben, stolz zu sein, und jedenfalls wird sich der Engländer bei der Betrachtung dieser Sammlung nicht gerade mit Liebe für Deutschland erfüllen. Es gilt eben auch heute noch Bismarcks Wort, daß letzten Endes doch Regierung und Volk die fremden Fenster zu bezahlen haben, die ihre Presse einwirft, und daher ist es wirklich besser, auf dem Gebiete der Kritik des Auslandes, im Bewußtsein der realen Machtverhältnisse, wie sie doch einmal liegen, und der schwierigen Lage Deutschlands, das Gefühl der Verantwortlichkeit eher zu übertreiben. Vor allem aber müssen die Zügellosigkeiten jener Witzpresse, auch wenn man glaubt, daß es sich dabei um glänzende Produkte der Satire und Karikatur handelt, von politisch Einsichtigen aufs schärfste abgelehnt werden.

In diesen Dingen ist, wie gesagt, eine Änderung nur nach und nach zu erwarten, und es ist nur zu hoffen, daß sie eintritt, ohne daß uns der bisherige Zustand ernste Schäden gebracht hat. Daß es eine Reihe von Blättern gibt, die hier nicht mit begriffen zu werden brauchen, weiß jeder, der die deutsche Presse kennt; zumeist sind es solche, denen in einer festen Parteitradition ein sicheres Gefühl für politische Verantwortlichkeit und Wirkung des geschriebenen Wortes auch in auswärtigen Dingen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Aber einer ganzen Reihe fehlt dies — von den sozialdemokratischen selbstverständlich gleich abgesehen — vielfach noch durchaus, und darum ist notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, auch wenn man weiß, daß das nicht von heute zu morgen anders und besser werden kann. Dagegen nun hängt, was im folgenden auszuführen ist, weit mehr von der Entschließung des Einzelwillens, des Herausgebers oder Verlegers oder anderer ab, und kann deshalb auch mehr in einzelnen präzisierten Vorschlägen zur Erörterung gebracht werden. Es betrifft die äußere Grundlage des Urteils über auswärtige Dinge, die Kenntnis von ihnen und die Versorgung mit Nachrichten über sie.

II.

Auch dies Gebiet hat Anspruch auf volles Interesse des Leserpublikums, obgleich es zunächst nur eine Frage der Zeitungstechnik zu sein scheint und diese dem weiteren Leserkreise zumeist ein Buch mit sieben Siegeln ist. Hier ist die wichtigste, allen nur etwas diesen Fragen näherstehenden geläufige Tatsache: das englische Weltnachrichtenmonopol. Man muß sich das nur an einer einzelnen Frage einmal bis ins kleinste klar machen, was das bedeutet und was die Öffentlichkeit zumeist ganz übersieht, weil es in unmerkbaren, aber täglichen Dosen ihr beigebracht wird: daß die englischen Telegraphenagenturen, vor allem die (bekanntlich von einem Deutschen gegründete) „Reuters Telegram Company", in ihren Verbindungen mit den anderen Agenturen, besonders der „Agence Havas", den Nachrichtenmarkt beherrscht.[1]) Damit ist der Riesenvorsprung der englischen auswärtigen Politik und der englischen Presse mit einem Worte bezeichnet. Für Deutschland wird er noch klarer, wenn man das Abhängigkeitsverhältnis hervorhebt, in dem die größte deutsche Telegraphenagentur, „Wolffs Telegraphisches Bureau" zu Reuter steht, und wenn man auf die „Allgemeine Correspondenz Reuter" hinweist, die das Reutersche Bureau besonders für die deutschen Zeitungen herausgibt. Es wird mehr und mehr zu einer Lebensfrage der deutschen Politik, daß wir uns frei machen von dieser Umklammerung und Beeinflussung durch das englische Nachrichtenmonopol bei uns selbst und, was noch wichtiger wird, bei den anderen Völkern, in ihrem Urteil über uns. Die Frage ist nur: wie?

In einer trefflichen anonymen Broschüre über alle diese viel zu wenig beachteten Fragen: „Die Presse und die deutsche Weltpolitik" (Zürich 1906) wird mit Recht betont, daß der Versuch, mit dem „Reuterschen Bureau" oder der „Agence Havas" in ein Verhältnis zu kommen, das diese schwierige Lage bessert, keine Aussichten bietet. Eher ist dergleichen wohl möglich mit den außerdem vorhandenen kleineren Depeschenagenturen und, was wesentlicher ist, mit der „Associated Preß", d. h. der genossenschaftlich gegründeten Telegraphen-Agentur, die die nordamerikanischen Zeitungen versorgt. Obwohl diese mit Reuter auch in direkter Beziehung steht, so dürfte sie doch selbständig genug sein, um Versuchen von deutscher Seite, sie von hier aus

[1]) Vielleicht darf hier darauf hingewiesen werden, daß die beiden russischen Agenturen, die „Petersburger" (P.T.A.) und die „russische" (R.T.A.), von Persönlichkeiten geleitet werden, die von der russischen Regierung ernannt sind, daß sie also beide einen offiziellen Charakter tragen.

mit dem für Deutschland wesentlichen Material zu versorgen, nicht unbedingt ablehnend gegenüber zu stehen. Dann würde wenigstens der Beeinflussung des großen amerikanischen Preßwesens durch Reuter und Havas etwas entgegengearbeitet, die durch die Londoner und Pariser Vertretung der „Associated Preß“ geübt wird. Leicht würde das freilich aus naheliegenden Gründen nicht sein.

Darüber hinaus ist der Vorschlag gemacht worden, das Reich solle ein eigenes Nachrichtenbureau ins Leben rufen. Das scheint mir gleich etwas zu weit zu gehen. Es würde m. E. zunächst genügen, wenn das Wolffsche Bureau einen wenigstens einigermaßen so nationalen Charakter erhielte, wie ihn das Reutersche trägt, und wenn es in den Stand gesetzt würde, an den wichtigsten Stellen des Weltverkehrs als selbständiges Telegraphenbureau aufzutreten, zur Versorgung Deutschlands mit originalen Nachrichten und des Auslandes mit den selbständigen Nachrichten über Deutschland und deutsche Politik. Beides ist ohne allzugroße Schwierigkeiten möglich. Vorläufig ist das Wolffsche Bureau ein reines Geschäftsunternehmen der Banken, die es tragen — deren Namen brauche ich ja nicht zu nennen. Aber sollte es unmöglich sein, diese und weitere Kreise des Handels, der Bankwelt und der Reederei dahin zu beinflussen, daß auch das Nachrichtenwesen seine große nationale und allgemein politische Bedeutung hat und eine Ausdehnung des Geschäftsbetriebes über Deutschland hinaus in beiderseitigem Interesse liege? So gut wie die Subventionen an die Reichspostdampferlinien läßt sich auch die finanzielle Beteiligung des Reiches an einem solchen Unternehmen rechtfertigen. Erst diese aber machte die Anlage eigener Agenturen an den wichtigsten Stellen des Auslandes mit möglich. Als solche kommen — darin stimme ich mit der genannten Broschüre überein — vor allem als unbedingt notwendig in Betracht: 1. der ferne Osten, also Shanghai, Peking, Tokio, die niederländischen Kolonien, Sidney; 2. Nord- und Südamerika, d. h. New-York, Mexiko, Rio Janeiro, Santiago, Buenos Aires in erster Linie, 3. der nahe Osten: Konstantinopel, Kairo, Smyrna, Saloniki. Auf diesen Gebieten hat die deutsche Politik am stärksten und empfindlichsten mit der tendenziösen Feindschaft der englischen und französischen Presse zu kämpfen, hier ist also eine Einwirkung am dringendsten geboten. Die Verbindung mit den schon vorhandenen deutschen Bank-, Verkehrs- und ähnlichen Unternehmungen ergäbe sich von selbst. Dagegen würde es nicht vorteilhaft sein, all dies von Staatswegen zu unternehmen. Die staatliche Maschinerie würde nicht so leicht arbeiten, wie es gerade hier der Fall sein müßte;

zudem würde alle Verantwortung stets in vollem Umfange auf die Regierung fallen. Deshalb erschiene eine private Unternehmung mit staatlicher Beteiligung in irgend welcher Form wohl als das geeignetste.

Eine Hauptvoraussetzung aber für einen guten Erfolg und für einen weiteren Ausbau ist, daß parallel damit geht eine fortschreitende Emanzipation von dem englischen Kabelmonopol. Dies ganze Streben hat ja nur einen Zweck, wenn es gelingt, allmählich von der Depeschenzensur der englischen Gesellschaften und damit des englischen Interesses loszukommen. Daher ist auch eine schon länger erhobene Forderung nationaler Kreise, daß das Deutsche Reich sich immer mehr eigene Kabel schaffe. Anfänge sind bekanntlich dazu gemacht, aber sie bedeuten noch nicht viel gegenüber der bestehenden Übermacht der englischen Kabel.[2]) Auch hier dürfte in dem Zusammengehen der unmittelbar interessierten Kreise und des Reiches der gegebene Weg liegen.

Würde auf diesen beiden Wegen vorgegangen, so wäre wenigstens ein Anfang geschaffen dafür, daß die deutschen Zeitungen nicht hauptsächlich von den durch Wolff vermittelten Reutertelegrammen abhängig sein müßten und daß auf die Presse zunächst der genannten weltpolitisch so ungemein wichtigen Gebiete im deutschfreundlichen Sinne eingewirkt werden könnte. Dazu hätte noch zweierlei zu kommen: unser offiziöser Preßdienst ist sehr verbesserungsfähig, und die Vertretungen des Deutschen Reiches im Auslande müssen die Wichtigkeit des Nachrichtendienstes ganz anders erkennen als bisher. Wir brauchen in Deutschland eine offiziöse Presse, so gut schließlich auch England in gewissem Sinne auch eine solche hat. Aber nicht alle Ressorts verstehen es, diese zu benutzen, wie Bismarck sie benutzt hat. Deshalb leistet die offiziöse Presse bei uns nicht das, was sie leisten könnte, vor allem — das gilt für die innere Politik wie für die äußere — nicht für die Vorbereitung der diplomatischen und Regierungsaktionen. Wer dergleichen verfolgt, kann sich unschwer Beispiele zusammenstellen. Hier nun ist verhältnismäßig am allerleichtesten Abhilfe zu schaffen, denn die geeigneten Kräfte sind mühelos zu beschaffen, und der jetzige Reichskanzler hat gezeigt, daß er die Wichtigkeit dieses Instruments gar wohl erkennt und es auch zu benutzen versteht. Überwunden werden muß nur die immer noch vorhandene Scheu vor der Presse überhaupt. Dagegen ist in keiner Weise die Benutzung der sogenannten parteilosen Presse für diese Dienste wünschens-

[2]) Die bestehenden 4 deutschen überseeischen Telegraphengesellschaften haben heute rund 25000 km Kabel in Betrieb.

wirt, die an manchen Stellen in den letzten Jahren geübt worden ist und nur Verwirrung geschaffen hat.

Ganz anders aber als bisher müßte die diplomatische Vertretung im Auslande auf diesem Gebiete tätig sein. Es kommt dabei nicht darauf an, daß, wie die öfter genannte Broschüre und auch andere gefordert haben, die Gesandtschaften und Konsulate besondere Preßattachés erhalten. Nur nicht von vornherein feste Formen, wo es weniger darauf ankommt, von wem und wie das erforderliche geschieht, sondern daß es und daß es gut, d. h. hier vor allem schnell geschieht. Die im Auslandsdienst stehenden Diplomaten müssen auf diesem Gebiete umfassende Kenntnis und Verständnis haben. Sie müssen Beziehungen zur Presse unterhalten, was nicht leicht ist und viel Takt erfordert; daß es möglich ist, dafür sind treffliche Beispiele auf so wichtigen Punkten wie London und Petersburg vorhanden oder kürzlich noch vorhanden gewesen. Es gehört dazu auch eine Kenntnis des Preß- und Zeitungswesens, die im allgemeinen vom Diplomaten nicht verlangt wird. Aber je bedeutsamer dies Gebiet auch für Deutschland wird, umsomehr wird auch Interesse und Gelegenheit zur Orientierung, wie sie schon heute an manchen Hochschulen geboten wird, zunehmen. Jedenfalls sollte es Pflicht der Auslandsvertretung sein, nicht in vornehmer Weise jede Berührung mit „Preßmenschen" von sich fernzuhalten, sondern so gut wie die landwirtschaftlichen oder gewerblichen, auch die Preßverhältnisse ihres Gebietes genau zu verfolgen, alle Einwirkung auf die fremde Presse zu nehmen, die geboten ist, und in fester Beziehung zu den Vertretern der reichsdeutschen Presse in ihrem Gebiete zu stehen. Das führt zu einem weiteren Punkte.

III.

Was bisher besprochen wurde, wandte sich noch nicht an die deutschen Zeitungen unmittelbar. Diese können von sich aus wenig dazu tun, daß die Versorgung mit Depeschenmaterial anders werde, sie können nur immer auf diese Notwendigkeit hinweisen. Dagegen können sie in anderer Weise hier tätig sein: dadurch daß sie sich selbst in stärkerem Konnex mit dem Auslande halten, als jetzt die Regel ist. Sehr wenige Redaktionen werden die englische oder die französische Presse in größerem Umfang verfolgen (das umgekehrte ist übrigens in Frankreich und England auch nicht allzuhäufig der Fall, von Nordamerika natürlich ganz zu schweigen). Zumeist werden die Preßstimmen des Auslandes Korrespondenzen entnommen, also aus einer abgeleiteten Quelle geschöpft. So kommt es — das trifft namentlich für unsere Beziehungen zu England,

die ja hier überhaupt die wichtigsten sind, zu —, daß häufig Zeitungen eine Bedeutung beigelegt wird, die sie nicht verdienen; es wirkt oft geradezu lächerlich, wenn „Sun“ oder „Globe“ oder „Daily Mirror“ u. ä. als maßgebende Preßorgane zitiert werden (umgekehrt kann man allerdings noch viel tollere Dinge in der englischen Presse finden, wobei man nur nicht immer sicher ist, ob Unkenntnis oder Absicht der Grund ist). Die nötige Vertrautheit aber mit der Presse des Auslandes kann einer Redaktion nur ein ständiger Vertreter vermitteln, denn der Auslandsredakteur kann gar nicht Dutzende von ausländischen Zeitungen verfolgen, auch wenn er die Sprachkenntnisse dazu hat. Welche Bedeutung die genaue Kenntnis des Preßwesens im Auslande und seiner Zusammenhänge auch für die allgemeine Politik hat, das ersehe man beispielsweise aus dem ausgezeichneten Kapitel „Die politische Presse Rußlands“ in dem Buche unseres Mitarbeiters, des Herrn G. Cleinow in Petersburg: „Aus Rußlands Not und Hoffen“.

Die Notwendigkeit aber, daß die deutsche Presse bei der ungeheuer gestiegenen Bedeutung der Auslandsinteressen an allen wichtigen Punkten eigene Vertreter braucht, ist bisher von ihr noch nicht in dem Maße erkannt, als wünschenswert ist. Ich möchte hier als ein Beispiel im einzelnen anführen die Vertretung der deutschen Presse in Petersburg, die mir durch längere Beschäftigung damit genauer bekannt ist. Eben als Beispiel — ohne daß ich damit etwas gegen die betreffenden Herren persönlich sagen möchte, denn ich weiß, daß ganz hervorragende Kräfte unter ihnen sind, und ich nenne deshalb absichtlich keine Namen. Hier kommt es mir nur darauf an, zu zeigen, daß trotzdem eine solche Vertretung an einer so wichtigen Stelle nicht ausreichend ist für das, was wir heute brauchen.

An deutschen Korrespondenten in dem Sinne, wie die Engländer das Wort brauchen, leben in Petersburg, soweit ich unterrichtet bin, nur zwei: der Vertreter der „Kölnischen Zeitung“, der zugleich Vertreter des Wolffschen Bureaus ist, und der Vertreter der „Vossischen Zeitung“. Eine ganze Reihe deutscher Blätter wird bedient durch Herren, die in der Redaktion der „Petersburger Zeitung“ oder des „Herold“ sitzen; dabei darf darauf hingewiesen werden, daß der deutsch erscheinende „Herold“ von Manassein zu Russifizierungszwecken begründet ist und diesen auch dient. So werden vertreten durch Herren des „Herold“ das „Berliner Tageblatt“ und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, durch Herren der „Petersburger Zeitung“ die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, die „Neue Freie Presse“. Von diesen Herren sind nicht alle Deutsche. Der

„Berliner Lokal-Anzeiger“ wird hauptsächlich durch eine Dame vertreten, die nationalisierte Russin ist. Gleichzeitig bedient werden durch einen Herrn, der meines Wissens nicht deutscher Reichsangehöriger ist und nicht die russische Sprache beherrscht: die „Hamburger Nachrichten“, die „Deutsche Zeitung“, das „Neue Wiener Tageblatt“, der „Pester Lloyd“. Die „Tägliche Rundschau“ und die Wiener „Zeit“ vertritt gleichfalls ein und derselbe Journalist. Beide zuletzt genannten geben mit einem dritten zusammen die „Petersburger Politische Correspondenz“ heraus, die von einer großen Reihe deutscher Blätter gelegentlich benutzt wird, so der „Kreuzzeitung“, der „Post“, dem „Reich“, der „Staatsbürgerzeitung“, den Berliner und Dresdner „Neuesten Nachrichten“ u. a.[3]) Daneben wird vielfach noch die „Russische Korrespondenz“ benutzt. Die erstgenannte geht vornehmlich auf Sensation aus und ist politisch nicht ernst zu nehmen, die zweite ist ein Unternehmen der „Kadetten“, hervorgegangen aus den Kreisen der „Oswoboschdjency“, und dient unbedingt revolutionären Zwecken. Es bedient sich also eine ganze Reihe hochangesehener nationaler Blätter dieser keineswegs einwandsfreien Quellen, ohne eigene Vertreter an Ort und Stelle zu haben, während da, wo solche vorhanden ist, wie aus obigen Beispielen hervorgeht, teilweis die Vertretung sehr heterogener deutscher Organe in einer Hand kombiniert ist.

Ich teile diese Einzelheiten hier nur als Beispiel und deshalb mit, um zu zeigen, daß für die Art, in der heute die deutschen Interessen eine Berichterstattung über das Ausland erfordern, eine solche, wie sie hier skizziert wurde, einfach nicht genügen kann. An der als Beispiel angezogenen Stelle kann die so nützliche Einarbeitung des Vertreters mit einer Redaktion nur selten vorkommen, deshalb auch schwerer eine bestimmte Richtung festgehalten werden, und es ist beispielsweise nicht eine im nationaldeutschen Interesse erwünschte Berichterstattung, wenn — ich habe ein bestimmtes Beispiel im Auge — ein Vertreter mit beiden Füßen im Lager der „Kadetten“ steht. Ich wiederhole: gegen die oder den Berichterstatter an sich sage ich nichts, nur lehrt die Verfolgung der Berichterstattung eben, daß wir dort nicht die Vertretung haben, wie etwa die großen englischen Blätter, die umfassende Kenntnis mit rücksichtsloser und einsichtiger Vertretung der national-

---

[3]) Die Dinge waren zum Teil so, wie ich sie oben schildere, in einem Artikel des Hamburger „Deutschen Blattes“ (9. Juni 1906) dargestellt. Ich hatte mich damit schon länger beschäftigt und kann die Angaben des offenbar gut unterrichteten Herrn nur bestätigen. Natürlich sind Irrtümer nicht ausgeschlossen, und ich werde für jede Berichtigung dankbar sein und sie hier mitteilen.

englischen Interessen vereinen. Weshalb verfolgt denn z. B. der Vertreter der „Times“ — ist es übrigens ein Zufall, daß die Berichte des „Temps“ aus Petersburg von einer so merkwürdigen und auffälligen Ähnlichkeit mit den seinen sind? — so genau und sachgemäß alle polnischen Bestrebungen? Und ähnliche Fragen an anderen Plätzen, etwa in Wien, ließen sich noch mehr erheben. Kurz und gut: wir brauchen an den wichtigen Plätzen — die Vertretung in New-York reicht z. B. heute wohl auch nicht mehr aus — mehr Korrespondenten, nicht Kriegskorrespondenten oder „Spezialberichterstatter“, sondern Herren, die ihr Gebiet in genauem Studium kennen, die durch ihre soziale Lage die Möglichkeit guter Beziehungen haben und die wissen, worauf es im deutschen Interesse ankommt. Dann wird es viel leichter sein, durch ein sachgemäßes Urteil von den wichtigen Stellen der Welt die öffentliche Meinung in Sachen der auswärtigen Politik zu klären und zu bestimmen, und dann brauchten die Zeitungen nicht, wie jetzt so oft, auf die Reuter- und Wolffmeldungen hin gar schon am selben Tage ihr Urteil auszusprechen, das natürlich in dieser Eile selten alles berücksichtigen kann.

Diese allgemeine gute Wirkung ist viel weniger abhängig von der Parteistellung in der inneren deutschen Politik, als man denkt, wenn natürlich bestimmte Grundfragen (Stellung zur Kirche, zum Judentum, auch zur Wirtschaftspolitik) häufig mitsprechen werden. Dagegen ist sie sehr viel mehr von etwas abhängig, das den Zeitungen den Entschluß dazu naturgemäß wesentlich mitbestimmt: all dies kostet Geld, und zwar nicht wenig. Es ist ungerecht, von den Zeitungen zu verlangen, daß sie diese nötigen Opfer in höherem Maße brächten, wenn dies nicht im Publikum gelohnt wird. Solange dies Freude daran findet, von jeder politischen Kost durch ein sogenanntes parteiloses Blatt entwöhnt zu werden, solange wird es den ernsten politischen Zeitungen, die nicht auf einen starken Inseratenteil gestützt sind, sehr schwer sein, auf diesem Wege weiter zu schreiten und die Auslandsberichterstattung so auszubauen, wie es m. E. unbedingt notwendig ist. (Doch könnte auch öfter schon jetzt durch zweckmäßige Disposition mehr geschehen: so wird aus alter Tradition jetzt noch manchmal die Berichterstattung aus Rom oder gar Madrid unbillig ausgedehnt, während eine genügende Londoner oder Petersburger Korrespondenz fehlt.)

Wir brauchen ferner auch in der Publizistik über auswärtige Dinge über die ausgedehntere Korrespondenz in einem bestimmten Lande hinaus noch mehr Spezialisten. Man muß, um einen Maßstab zu gewinnen, da die englische oder auch französische politische Buchliteratur verfolgen. Ein Beispiel für viele: das Problem des Stillen Ozeans ist auch in den

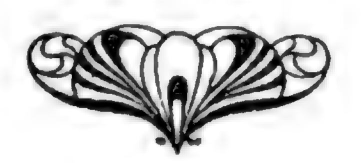
englischen Gesichtskreis noch gar nicht so lange getreten, aber sogleich ist einer da, der die Gebiete bereist hat, sie schildert, und zwar — worauf es immer und immer wieder ankommt — unter dem Gesichtspunkt des politischen und wirtschaftlichen Interesses seines Vaterlandes; ich habe dabei Archibald Colqhoun[4]) und seine Bücher: „The Mastery of the Pacific“ 1902 und „Greater America“ 1904, die sich übrigens auch durch eine weitgehende Deutschfeindlichkeit auszeichnen, im Auge. Für Nordwestcanada und seine Erkenntnis ist es eben jetzt ganz ähnlich. Was dagegen auf deisen Gebieten in Deutschland auf den Markt kommt, geht entweder von überwiegend wissenschaftlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Interessen aus oder ist größtenteils wertlos.

Die geistigen Kräfte, um die im vorstehenden skizzierten Aufgaben zu lösen, haben wir in Deutschland in vollem Maße. Man erkennt doch immer mehr, daß auch die Journalistik und Publizistik nicht nur von den Leuten gemacht wird, die „den Beruf verfehlt haben“, daß gerade diese Aufgaben der auswärtigen Politik Männer von weitem Blick und eingehenden Kenntnissen erfordern. Und die Möglichkeiten, derartige Kräfte heranzubilden, sind heute auch schon gegeben. Worauf es ankommt, ist: bei den amtlichen Stellen und den Zeitungen das Verständnis dafür wachzurufen, daß hier für große nationale Zwecke Opfer gebracht werden müssen, und im Publikum den nötigen Grad politischer Erziehung und Reife hervorzubringen, daß es diese Opfer mit einsichtiger Unterstützung lohnt. Es ist zum guten Teile eine Geldfrage, die Durchführung dieses wichtigen Teiles der Führung der auswärtigen Politik — denn so muß, wie in England und Frankreich, doch schließlich diese Schaffung und Behandlung der öffentlichen Meinung betrachtet werden. Daß in dem modernen Deutschland das Geld dafür aufzubringen ist, unterliegt keinem Zweifel, sobald nur die daran zunächst interessierten und die amtlichen Kreise die Notwendigkeit eingesehen haben.

Es ist ein seltsames Ding um die öffentliche Meinung — nicht zu fassen, oft schwankend von Tag zu Tag, bald dem, bald jenem und häufig dem zungengewandtesten Demagogen zufallend. Und nahe liegt es für den verantwortlichen Staatsmann, mit Verachtung auf sie herabzusehen, die feinen Fäden seiner Politik zu spinnen, ohne auf ihren Lärm zu achten. In einem demokratischen Zeitalter ist das aber nicht mehr möglich, und die Erfahrungen der letzten etwa 10 Jahre haben uns gezeigt, daß in ihr Kräfte lebendig sind, die, in ihrer Wirkung unbeobachtet gelassen und

[4]) Sprich: *Cōhún.*

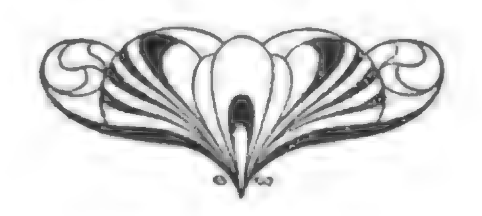
entfesselt, das Staatswesen in gefährliche Krisen hereinführen können. Da erinnern wir uns wieder, wie virtuos Fürst Bismarck dies Instrument zu spielen wußte, und sehen, wie in England und Nordamerika führende Staatsmänner wie Chamberlain und Roosevelt es sich dienstbar zu machen wissen. So erkennen wir die Bedeutung der öffentlichen Meinung für die Führung der auswärtigen Politik und damit des wesentlichsten Mittels dazu, der Presse im weitesten Umfange. Wir sehen dabei, wie viel auf diesem Gebiete noch zu tun bleibt: in der politischen Heranbildung eines Publikums, das in den Fragen der auswärtigen Politik auch sich selbst verantwortlich fühlen lernt, und in der Verselbständigung und dem Ausbau des Nachrichtenwesens, das uns ermöglicht, dem Gegner auch auf diesem Felde mit gleichen Waffen entgegenzutreten. Vom Krieg 1812 zwischen England und Nordamerika hat man gesagt: „Hätte es ein submarines Kabel zu der Zeit gegeben, der Krieg wäre wahrscheinlich nicht ausgebrochen.“ Was der Satz allgemein sagen will, gilt heute nur noch in verstärktem Maße: nicht nur Panzerschiffe und Geschütze, auch Telegramme und Artikel sind im Wettbewerb der Völker Waffen von Erfolg für den, der sie zu führen weiß!

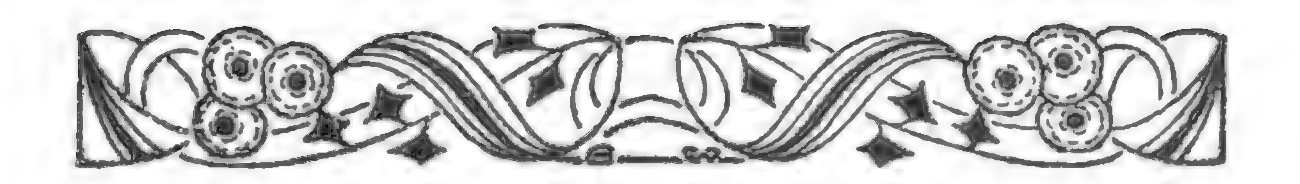


Aus neuen Büchern.

„Ich bin der festen Überzeugung, daß das Stammtischleben in Deutschland, mit seinem philiströsen Geschwätz über alle möglichen und unmöglichen Dinge eine der Ursachen für die Verschlammung ist, in welche politische Dinge, falls sie nicht von Männern, wie Fürst Bismarck, mit ihrer kühnen Energie aufgenommen werden, so leicht geraten. In derartigen, völlig fruchtlosen Wortgefechten verpufft sich meistens das bißchen Interesse, welches allgemeinen Fragen überhaupt entgegengebracht wird.“

Carl Peters in seinem neuen Buche: „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika“. (Berlin, Schwetschke).





Die moderne Theologie.

Von

H. Weinel.

Langsam verrauscht der Jubel über die „Errungenschaften der modernen Kultur“ und die „Ergebnisse der Naturwissenschaften“. Mit nüchtern gewordenen Sinnen sieht man sich um und überschaut Gewinn und Verlust der gewaltigen Arbeit des verflossenen Jahrhunderts. Und man erkennt, daß unser Leben durch all die Güter der Technik und des Verkehrs, die wir geschaffen haben, reicher und bewegter, auch sicherer und selbst für den Ärmsten leichter geworden ist. Aber man fühlt auch, daß wir nicht wahrhaft glücklicher und nicht reicher geworden sind dadurch, daß wir in Eisenbahn und Auto fahren, daß wir durch Draht und Funken unsere Gedanken im Augenblick von Land zu Land schicken. Es ist nicht mehr der Mühe wert, viel davon zu reden; ist doch fast schon der Philister am Stammtisch kulturmüde geworden und der Buddhismus eine Gymnasiastenkrankheit. Die Naturwissenschaft wird immer sachlicher und ruhiger, immer deutlicher sich ihrer Grenzen bewußt. Sie weiß, daß es nur noch die Nachklänge einer jugendlichen Begeisterung sind, wenn man mit ihr die Welträtsel zu lösen verspricht, und nur unser halbgebildetes Publikum hört noch auf solche Töne. Die wahren Arbeiter an aller Wissenschaft wissen, wie eng der Kreis des wissenschaftlich Beweisbaren und des exakt Faßbaren ist; wenn sie müde werden über ihrer Arbeit und an dem verzweifeln, was über den Beweis hinaus liegt, so soll man sie nicht schelten, ihnen aber deutlich sagen, daß die Wissenschaft nicht das Leben und das Beweisbare nicht die einzige Wirklichkeit ist.

Die alte Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen ist wieder im Erwachen und schaut mit stillen Augen hinaus in das dämmernde Land. Man spürt dies „Suchen der Zeit“ um sich her und im eigenen Herzen und wagt es wieder sich und den Mitmenschen zu deuten und zu stillen. Noch ists zu früh, wie einst Ulrich von Hutten zu jubeln: „Es ist eine Freude zu leben, die Geister erwachen“. Noch ist der Stumpfsinn und der Leichtsinn, der Druck der alten Organisationen in Staat, Kirche und Partei und der radikale Ingrimm, der nur im Zerschmettern das Heil

sieht, stärker als das neue Leben, das durch die Herzen geht. Aber es ist im Kommen. Wer Ohren hat, zu hören, der hört es.

In diesem Suchen und Arbeiten fangen die Gemüter auch bereits wieder an, sich mit ihren Fragen an die Theologie zu wenden, um von ihr Aufklärung und Hilfe zu finden, und die Theologie schickt sich an, von den staubigen Kathedern und den altfeierlichen Kanzeln hinabzusteigen in das bewegte Leben unseres Volkes. Und das mit Recht; denn die Theologie und ihre Zwillingsschwester die Philosophie sind stets mehr gewesen als bloße exakte Wissenschaften. Sie haben zwei Aufgaben miteinander verbunden, von denen nur die eine wissenschaftlicher Art ist, nämlich die systematische Erforschung des menschlichen Geisteslebens nach seinen letzten Gesetzen und den Grenzen der Erkenntnis und die historische Übersicht über seine Entwicklung und Ausbildung, sei es nun im allgemeinen oder auf dem religiösen Gebiet im besonderen. Daneben aber haben Theologie und Philosophie stets versucht, Lebensideale zu schaffen und zu begründen, so wie und soweit es die Lösung der erstgenannten Aufgabe möglich zu machen schien. Indem aber Ideale doch stets aus anderen als wissenschaftlichen Motiven entstehen, haben Philosophie und Theologie ihr Bestes von der Kraft und Glut der Persönlichkeiten empfangen, die sie übten, und stets etwas Persönliches an sich gehabt, das sie mit einem Teil ihrer Arbeit aus der strengen Wissenschaft hinausweist und unter die Erziehungsmächte stellt. Wer nun meint, daß alles, was nicht wissenschaftlich feststellbar ist, nur Illusion sei, der sieht verächtlich auf diese Seite an Theologie und Philosophie hin; höchstens läßt er sie wie die Kunst als eine Welt des schönen Scheines gelten. Wer aber fühlt, daß, was Mathematik und Naturwissenschaft berechnen und messen können, nicht das Ganze ist, der fragt bei Propheten und Dichtern und endlich auch bei Philosophen und Theologen an, ob sie dem Suchen seiner Seele nach Wahrheit etwas zu geben haben. Denn die letzten Wahrheiten des Lebens tauchen bei den „Genialen“ aus der Tiefe des Unbewußten ans Licht empor, sie zwingen die anderen zur Anerkennung und Nachfolge. Danach werden sie von Philosophie und Theologie in das von den Wissenschaften festgestellte Weltwissen hineingearbeitet. Indem sie so an den vergangenen und gegenwärtigen Geistesbesitz der Menschheit angeknüpft werden, gewinnen sie aufs Neue Halt und Folge und gestalten sich aus zu den großen Erziehungsmächten, welche die Menschheit ihrem Ziele entgegenführen. Auch dieses Ziel ist stets nur eine Ahnung oder ein Glaube, niemals ein Gegenstand der Wissenschaft, die immer bloß rückwärts sieht und erklärt. Mit geheimnisvoller Gewalt taucht es vor den Augen der

Schauenden, der Propheten auf und zwingt die Menschen, ihm zuzustreben.

Nicht das Beste und Höchste also, das geheimnisvoll übermächtig in der Menschheit aufleuchtet, aber Dienst und Hilfe dazu darf das Volk von der Theologie erwarten, die diesen Namen verdient. Ist die moderne Theologie dazu imstande? Ich meine diejenige Gruppe von Theologen, die in besonderem Sinne mit diesem Namen belegt wird, die man mitunter auch die liberale Theologie nennt, obwohl beide Bezeichnungen nicht recht passen. Denn weder wollen wir mit dem Liberalismus als Partei verbunden werden — dazu sind wir alle zu sozial gerichtet —, noch um jeden Preis modern sein — wir überlassen das denen, die meinen, einige Flitter der modernen Kultur zum Aufputz längst verstorbener Gespenster verwenden zu können, um die müden Seelen eines modernen Publikums zu stimulieren und für das Vergangene zu interessieren.

Auch mit Namen ist's nicht getan; wenn auch aus Harnacks Schule die meisten der jüngeren Theologen dieser Richtung hervorgegangen sind, so sind doch Pfleiderer und Wellhausen, Herrmann und Tröltsch, Gunkel, Bousset und Wernle, die mit manchen anderen irgendwie hierher gehören, nicht bloß in eigener Weise gewachsen, sondern sie sind auch sehr verschieden in vielen und nicht unwichtigen Anschauungen. Auch wenn man noch weiter zurückgeht, trifft man als die Lehrer dieser Männer sehr verschiedene Namen, Baur und Strauß, Ritschl und Lagarde, im Leben Gegner, in ihren Schülern oft in origineller Weise vereint. Und doch gehören sie alle in ihren Grundüberzeugungen zur modernen Theologie in diesem besonderen Sinne. Als ich den freundlichen Auftrag der Redaktion übernahm, als einer aus dieser Richtung über sie zu schreiben, war mir klar, daß, was ich auch schreiben würde, immer nur eine ungefähre Angabe unserer Grundüberzeugungen und des bis jetzt Erarbeiteten sein und nur eine persönliche Ansicht von der Lage darbieten könne. Dennoch habe ich gerne den Auftrag übernommen, weil er mir Gelegenheit gibt, einmal zu sagen, worauf es uns am meisten ankommt und weshalb die Bilder, die man von rechts und links von uns entwirft, alle verzerrt sind. Man sieht uns stets durch die gefärbte Parteibrille an. Der „orthodoxe" Gegner — man nehme als Beispiel dafür etwa den Generalsuperintendenten Th. Kaftan — meint uns genügend charakterisiert zu haben durch unsere ablehnende Haltung zur ganzen kirchlichen Lehre von Christus, während das für uns eine Nebensache ist, und die radikalen Gegner — man denke an Kalthoff und die Leute, die im „Freien Wort" ihren Sprechsaal haben —, glauben unsere

Stellung zur Person Jesu als Feigheit und ängstliches, um das Brot besorgtes Sichanklammern an kirchliche Autorität beschimpfen zu dürfen. Sie sehen uns beide schief; weil für beide das kirchliche Dogma und das Christentum irgendwie zusammenfallen, so erklären uns jene für Unchristen, diese für halbe und schwächliche Leute. Darum ist es vielleicht gut, wenn einer von uns einmal klar und deutlich sagt, wie er es wenigstens meint, in der Zuversicht, die Grundüberzeugung auch der anderen damit zu treffen.

In einem jedenfalls sind wir alle einig: in der unbedingten und rückhaltlosen Anerkennung der letzten Grundlagen unseres heutigen Weltwissens in Natur und Geschichte. Ist Theologie, wie oben gesagt, die Einordnung der erlebten Ideale der Menschheit in das wissenschaftlich gewonnene Weltbild, die Auseinandersetzung der Religion, d. h. des religiösen Innenlebens mit dem Weltbild der Zeit, so darf die „moderne" Theologie für sich den Anspruch machen, daß sie wissenschaftlich durchaus und unumwunden auf dem Boden des neuen Weltbildes und den von aller Wissenschaft gehandhabten Methoden steht. Sie hält es für unerlaubt, zu Gunsten irgend einer Religion eine Ausnahme vorbehalten zu wollen. Während die Katholiken — auch die freiesten — das wunderbare Eingreifen der Gottheit für die kirchlichen Wunder reservieren, der echt-orthodoxe evangelische Theologe es wenigstens für die Bibel festhält, die Vermittlungstheologie, neuerdings auch die immer mehr zurückweichende Orthodoxie mindestens ein Wunder, die Auferstehung Jesu, behauptet und die an es das Christentum anhängen zu müssen meint, macht die „moderne" Theologie vollen Ernst mit der sonst überall in der Geschichtsforschung angewandten Überzeugung, daß Gott nicht als Einzelursache in den Geschichtsverlauf eingefügt werden darf. Und so ist es überall. Noch der Rationalismus glaubte, Gott beweisen, das heißt als eine notwendige wissenschaftliche Hypothese einführen, zu können; wir haben auch das fallen gelassen, die Begründung des Gottesglaubens mit Kant und Schleiermacher auf ganz anderen Lebensgebieten suchend, als wo eine sogenannte „natürliche Gotteserkenntnis" sie geben zu können glaubte. Unbedingten Ernst zu machen mit dem neuen Weltbild, den exakten Forschungsmethoden, der Erkenntniskritik und allem, was strenge Wissenschaft erarbeitet hat, erscheint uns als selbstverständlich.

Wir sind nicht von heute und von gestern mit diesem entschiedenen Ernstmachen mit den allgemeinen wissenschaftlichen Methoden in der Theologie und insofern gewiß nicht „modern". Seit der Zeit des Rationalismus ist die geschichtliche Arbeit der Theologie Hand in Hand gegangen mit den Fortschritten der Geschichtswissenschaften überhaupt, und die

Namen Semler und Reimarus, Lessing und Herder, Baur und Strauß, Wellhausen und Harnack bezeichnen nur Etappen in dieser Arbeit. Diese geschichtliche Arbeit ist nicht umsonst gewesen, sondern hat uns ein ganz neues Bild von dem geschichtlichen Werden und eine viel klarere Einsicht in das Wesen des Christentums gegeben, als frühere Generationen sie hatten. Heute ist die in der Bibel enthaltene Geschichte der israelitischen Religion und des Urchristentums eingestellt in den weitesten Rahmen der Kultur- und Religionsgeschichte und als ein Stück des Gesamtlebens der Menschheit in der sogenannten religionsgeschichtlichen Betrachtung der modernen Theologie erfaßt. Nicht mehr ein wunderbarer Fremdkörper ist uns das Christentum und sein Dogma, sondern ein Teil der großen religiösen Geschichte des abendländischen Kulturkreises. Die Arbeit der Philologie hat hier bedeutungsvoll mitgeholfen zum Verständnis auch des Christentums. Usener und Rohde mit ihren Schülern haben uns die Religion Griechenlands, vor allem die Volksreligion und den Volksglauben der späteren Zeit und jene Mysterienreligionen wiederentdeckt, mit denen recht eigentlich das Christentum um den Sieg gerungen hat, und von denen es bei diesem Kampf in Dogma und Lehre so unendlich beeinflußt worden ist, daß wir diese Religionen noch heute — am Katholizismus direkt studieren können. Nicht minder wertvoll ist der Beitrag gewesen, den die Aufdeckung der babylonischen und ägyptischen Kultur zu dieser umfassenden Betrachtungsweise geleistet hat, wenn wir auch gerade da erst in den Anfängen der Betrachtung stehen. Es ist unmöglich, hier im einzelnen die Arbeit zu verfolgen und ihre Resultate anzugeben. Man findet sie heute auch schon in jedermann verständlichen Büchern, wie in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“, herausgegeben von Schiele, in Boussets „Wesen der Religion“ und in Pfleiderers „Entstehung des Christentums“. Worauf es hier ankommt, das ist, den Finger zu legen auf die allgemeine Betrachtung und die Methode der Arbeit, die sich in nichts mehr von der übrigen Geschichtsforschung unterscheidet und ebenso umfassend in die Breite des Volkslebens geht wie sie psychologisch in die Tiefe steigt, nicht mehr an Kirche und Dogma allein Interesse hat, sondern das geheimnisvolle Leben der Religion selbst zu erlauschen, in seiner entwickelten Mannigfaltigkeit zu erfassen und darzustellen trachtet.

Unter dieser geschichtlichen Arbeit ist immer deutlicher geworden, daß der Gedanke der Entwicklung hier wie in aller menschlichen Wissenschaft auch eine Umgestaltung der letzten Gesichtspunkte bedeutet. Mit dem kopernikanischen Weltbilde haben sich langsam auch die Orthodoxie

und die katholische Kirche ausgesöhnt, das entwicklungsgeschichtliche Weltbild bringt endlich den Sturz des alten unweigerlich mit sich. Hat die Geschichte die Erzählungen von Schöpfung und Sündenfall als uralte mythologische Versuche aufgezeigt, die quälendsten Welträtsel zu beantworten, Versuche, die nicht in Israel allein und nicht von ihm zuerst gemacht sind, so hat das neue geschichtliche Weltbild die Grundlagen des Dogmas, wie sie das Judentum und Paulus gegeben und Augustin ausgebildet hatten, endgültig zerstört. Jene Anschauung vom Fall der ersten Eltern Adam und Eva, von der Erbschuld und der Versöhnung Gottes durch blutige Sühne, das ganze System kirchlicher Lehre ist zerbrochen. Das wissen wir und empfinden tief die Verpflichtung, einen ganz neuen Bau zu errichten, auf der Grundlage der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung. Diese Arbeit ist allerdings noch mehr in den Anfängen als jene geschichtliche, da sie viel größer und schwerer ist. Auch war in dem allgemeinen Zusammenbruch zunächst alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet nachzuweisen, daß mit dem Sturz des alten Weltbildes nicht auch die religiösen Grundgedanken des Christentums hinfielen. So haben vor allem Ritschls Schüler nach dem Vorgang ihres auf den Schultern Kants stehenden Meisters sich bemüht, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Religion vom Welterkennen zu betonen. Herrmanns Verkehr des Christen mit Gott und J. Kaftans Schriften liegen nach dieser Richtung, während erst eine jüngere Generation unter der Führung von Professor Tröltsch in Heidelberg die positive Seite der Aufgabe scharf ins Auge gefaßt hat, deren Lösung unumgänglich notwendig ist. Denn auf die Dauer kann der Mensch ebensowenig ein Zerrissensein in Glauben und Wissen ertragen wie einen Widerspruch zwischen Herz und Kopf. Er verlangt nach Einheit in seinem ganzen Wesen.

Die Wissenschaft ist nie fertig. Dilettanten nur können Ergebnisse der Wissenschaft verlangen, an die sie einfach glauben wollen. Was an der Wissenschaft bleibt, das ist die Methode, ihr Weg, die Wahrheit zu suchen. Ihre Resultate sind nur Annäherungen an die Wirklichkeit. So ist es zumal bei der Wissenschaft vom Organischen und vor allem vom Menschen. Die Geschichte, die nie mit dem Experiment arbeiten kann wie die Naturwissenschaft, wird nicht einmal den Wahrscheinlichkeitsgrad dieser ihrer Schwester erreichen. Hier ist ein Lebensgebiet, auf dem die mathematische Formel Spielerei ist, auch wenn sie ein Ostwald versucht, und die naturwissenschaftliche Auffassung nur den Wert eines Bildes hat, auch wenn es ein Herbert Spencer dichtet. Wäre unsere moderne Theologie nur Wissenschaft, so würde sie zwar immer sehr wertvoll sein; aber wir

würden unsere Arbeit in der Gewißheit tun, daß wir nur für die Zeit arbeiteten, in der unsere allgemeine wissenschaftliche Anschauung bestehen bleibt. Allein unsere theologische Arbeit hat uns selbst persönlich mehr geleistet, und so wagen wir es auch zu glauben, daß sie unserem Volke noch mehr leisten kann.

Wir glauben, in dieser Arbeit mitten in dem Zusammenbruch aller altchristlichen Anschauungen das Ewige wiedergefunden zu haben, stärker, lebendiger als wir es je hatten, und wir schauen die Möglichkeit seiner Auferstehung in neuer Form mitten unter den satten und müden, unter den sorgenden und begehrenden, unter den hassenden und skeptischen Menschen unserer Tage. Denn in unserer Arbeit, die uns auf die alten Beweise für Gott, die logischen wie die geschichtlichen, auf Weissagungen und Wunder verzichten ließ, ist uns Gott begegnet, Gott in den großen Menschen. Mag eine Geschichte, die mit den Institutionen, mit Staat und Kirche, beginnt, bei einer Anschauung enden, die in der Masse und ihren ökonomischen Bedürfnissen die treibende Macht der Weltgeschichte sieht: wer die Geschichte der Kunst oder gar die der Religion schreibt, der wird finden, daß Goethe und seine Nachfolger, die Romantik und Carlyle, recht haben, wenn sie in den großen, genialen Menschen die eigentlichen Träger der Entwicklung, die Schöpfer der Ideale und die Führer der Menschheit nach oben sehen. Uns sind die Propheten der Religionen, uns ist endlich hinter dem Dogma, als es zerbrach, Jesus selber begegnet. Und es ist uns mit überwältigender Kraft klar geworden, daß hier eine Lebensentscheidung an uns herantrete.

Die Entscheidung ist für alle die unter uns gefallen, die nicht bei der bloß historischen Betrachtung stehen geblieben sind, und das ist kaum einer. Das Leben selbst, das uns täglich zu handeln nötigt und auch unsere Unterlassungen mit Folgen belegt, nötigt uns zu solcher Entscheidung. Wir werden von dem Geheimnis, das hinter dem Leben wirkt, gezwungen, wirkende Kräfte zu sein. Auch der passivste Skeptiker ist eine wirkende Kraft. Und sonderbar, auch von ihm verlangt dieses Geheimnisvolle eine Entscheidung, nämlich mindestens die zu seiner Passivität; denn von Haus aus hat es ihm wie jedem den Willen zum Tun mitgegeben. So sind wir tatsächlich gestellt. Wir müssen — wie sollen, wie werden wir wählen? Wiederum zeigte uns die Geschichte der Religionen, welche die der Ideale ist, daß es nur wenig Möglichkeiten der Wahl gibt. Entweder ein Leben des Pessimismus und des Agnostizismus oder eines, das zum Leben trotz allem Leid und allem Unverständlichen, ja trotz aller Sünde ja sagt, und hier wieder die Wahl zwischen Nietzsche und Jesus, zwischen

einem Jasagen zum Leben für das Ich oder zum Leben im Dienste jenes freudig als Gott erkannten Geheimnisses und der Brüder. Es gibt nur wenig große Typen des möglichen Lebens in voller Kraft bewußter Menschlichkeit: Buddha oder Jesus, die stärksten Führer und die größten Gegensätze, daneben Plato, die mystische Versenkung in die Erkenntnis, und der halbe Buddhismus der Stoa. Das sind die großen Erlösungen, welche die Menschheit aus Leid und Schuld gefunden hat. Und Erlösung eben ist Religion. Wenigstens die höchste Religion, die nach dem naiven Polytheismus auf Erden erscheint, wenn die Seelen fein und tief genug sind zu erleben, daß alle Güter dieser Welt den „Durst" nicht stillen und ihr Leid nicht aufwiegen, wie Buddha erkannte, oder nicht zu Gott führen, sondern eher von ihm und von der Reinheit und Liebe ab, die unser einziges Glück sind, wie Jesus sah. Von hier aus — geschichtlich — gesehen bedeutet Nietzsche den verzweifelten Versuch, den Polytheismus als Lebensgestaltung wieder zu erneuern durch Rückkehr hinter die Stunde, da Plato, Jesus und Buddha kamen, eine geschichtliche Unmöglichkeit. Jesu Eigenart ist es, daß er die sittliche Erlösungsreligion gebracht hat, die Überzeugung, daß der Mensch im Glauben an einen Vater im Himmel von Sorge und Schuld frei ein reines Herz und die Liebe selbst zum Feinde gewinne. Und nicht bloß die Überzeugung, den Glauben, sondern die Wirklichkeit eines solchen Lebens hat er auf die Erde gebracht, so wirksam wie Buddha das Leben in der Verzweiflung an Gott und Welt. Indem Jesus aber wie dieser unsere Welt nicht als eine Welt Gottes, sondern der Sünde und des Leidens schaut, hat er die Predigt von einer kommenden Gotteswelt erneut und vertieft und so der Menschheit eine unendliche Aufgabe gesetzt, die in dem Augenblick erwuchs, als das alte Weltbild mit der Erwartung des nahen Weltendes verging. Diese im steten Hereinbrechen begriffene Gotteswelt als Aufgabe gibt dem echten Christentum etwas unermüdlich Vorwärtsdrängendes, wo der Buddhismus nur im endlichen Sterben und Auslöschen die Seligkeit sieht.

Durch die prophetische Persönlichkeit wird die ruhende Religion im Menschen, jenes Gefühl der Unendlichkeit, des geheimnisvoll Lebendigen in uns und um uns, in Bewegung gesetzt und zur wirklichen Religion, zur treibenden Kraft unseres Lebens. Uns ist das an den alten Propheten und Jesus widerfahren, als das alte Christentum uns zerbrach. So künden wir nun von diesem neu gefundenen Leben, so gut wir es können. Nicht mehr eine Lehre von Christus, sondern ihn selbst, ihn aber nicht als ein Gesetz, als eine Autorität, sondern als einen Führer, weil er uns einer geworden ist. Es ist ja deutlich, daß wir dabei nicht seine Lehre

meinen, die wiederum in den Formen seiner Zeit geht, mit Engeln und Teufeln, Messias und Weltgericht, sondern den innersten Gehalt seiner Person, jene Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Herzensreinheit und Vergebungsbereitschaft, jenes Suchen des Verstoßenen, Verlorenen und Zertretenen, und das alles aus der Kraft eines Gottesglaubens heraus, der nicht rechnet und nicht deutelt, sondern im Regen und Sonnenschein die Liebe Gottes gerade daran fühlt, daß sie Gerechten und Ungerechten in gleicher Weise erscheinen. Vollkommen sein aus dem Glauben daran, daß in solcher scheinbaren „Ungerechtigkeit" sich das Geheimnis des Lebens als einen Liebeswillen offenbart, das ist Christentum. Das bieten wir an, verschmolzen mit dem neuen Weltbild, und gegen die Einwände, unter denen das alte zusammenbrach, gesichert; es ist klar, daß ein solches, rein Innerliches sich mit jedem Weltbild vereinigen kann, während das alte Dogma selbst aus dem antiken Weltbild stammte und eine Art Wissenschaft, nämlich antike Theologie war, also untergehen mußte. Das bieten wir unserem Volke an, nicht auf Grund von Autorität oder als den einzigen Weg, sondern wir reden, was wir erfahren haben. Wer uns hören will und von uns dieses höchste Ideal und dieses tiefste Glück menschlichen Lebens vermittelt haben will, dem wollen wir dienen. Aber die Entscheidung liegt bei ihm selbst, nämlich bei dem Ernst, mit dem er Antwort sucht auf die Lebensfragen. Nur der Ernst hat Verheißung.

Von hier aus wird unsere Theologie reformatorisch. Die Geschichte der Kirche ist nicht eine einfache Entfaltung des neuen Lebens, das Jesus gebracht hat, so wenig wie der Buddhismus das Mönchtum Buddhas ist. In beiden Fällen war die Masse nicht reif, als dies Letzte kam — denn auch Buddha ist ein Letztes —, es rein aufzunehmen, sondern sie glich das neue möglichst an das alte, an eben die Welt an, deren Vernichtung im Menschen Buddha verlangte, deren Umwandlung in eine Welt Gottes Jesus so sehnlich wünschte. Schon Paulus ist hier, um seinen Gemeinden ein ruhiges Leben bis zum Weltuntergang zu ermöglichen, vorangegangen, und die Kirche ist nichts anderes als die antike Welt mit neuen christlichen Zeichen und einzelnen christlichen Gedanken. Sie hat sich durch das Bekenntnis zu dem mit Gott wesenseinen Gottessohn von Jesus wieder „erlöst", dessen Innerlichkeit und Strenge ihr für die Masse zu schwer dünkten oder auch wirklich zunächst zu hoch waren. Nicht bloß die Bilder und die Heiligen, d. h. die alten Götter in neuer Gestalt, nicht bloß der Weihrauch und die Kerzen und das ganze Mysteriendrama der Messe, worin schon die Reformatoren das Heidnische erkannten, hat man in die neue Religion der Herzensreinheit

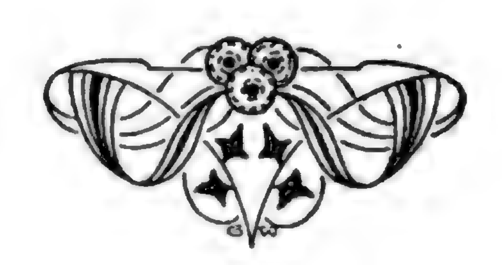
und Innerlichkeit, die mit Jesus kam, wieder eingeschleppt. Man hat auch mit heidnischen Anschauungen und Formeln das christologische Dogma ausgebildet; die volkstümliche Christuslegende ist, wie wir immer klarer sehen, nichts als Übertragung alter Göttersage auf Jesus, wie die Dogmatik die Ausarbeitung dieses Glaubens mit den philosophischen Mitteln der Antike ist. Man hat endlich in der Kirche auch Jesu ganze Hoffnung auf ein Reich, eine Welt Gottes fallen lassen und seine Forderungen an den Menschen, d. h. aber sein Ideal vom Menschen wieder aufgegeben oder so ermäßigt, daß der neue christliche Mensch noch bis auf diesen Tag eine Ausnahme ist, das Völkerleben ganz und gar sich aber nach den alten polytheistischen Maßstäben immer noch regelt und die christliche Ethik wie zu Konstantins Zeiten immer noch geübt zu werden scheint, um das Verhalten der Politik und Diplomatie zu rechtfertigen um jeden Preis. Noch immer sind unsere Kirchen nicht, wie es dem Evangelium Jesu allein entspräche, Gemeinschaften der Gesinnung, sondern Gemeinschaften des Bekenntnisses. Sie gleichen darin mehr Philosophenschulen, und der verhängnisvolle Irrtum macht sich breit, als könne man Religion lernen wie Mathematik und Geschichte, während sie doch nicht Bekenntnis, Formel, sondern Leben mit Gott, in der Wirklichkeit Gottes, also Gesinnung und Tat ist. Alle unsere Arbeit geht nun dahin, dem „Wesen des Christentums" wieder Raum zu schaffen gegenüber der geschichtlichen Entwicklung, die es aufgenommen hat, oder besser gesagt, die Arbeit der Reformation nicht als einen ruhenden Besitz zu überkommen und zu preisen, sondern als eine Verpflichtung zur Weiterarbeit zu übernehmen.

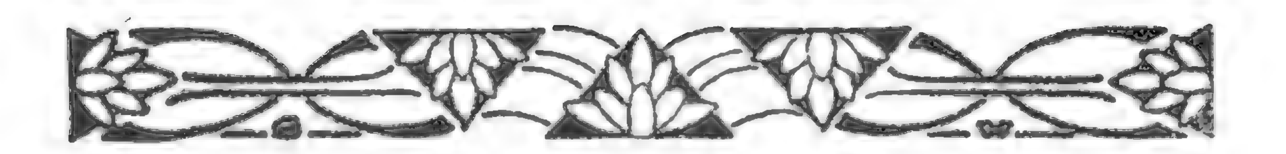
Nicht ein liberales Bekenntnis wollen wir an Stelle eines orthodoxen setzen, nicht eine formale Freiheit bloß erkämpfen, nein, es handelt sich uns um die Durchführung der Lebensgestaltung des „neuen Menschen", der in Jesus erschienen ist. Wir arbeiten dafür, daß die Gemeinschaften, die sich nach Christus nennen, endlich auch das werden, was er von seiner Jüngergemeinschaft erwartet hat. Das ist ein Ideal, das weniger deutlich von den Reformatoren erkannt ist als von manchen der sogenannten Schwärmer im Reformationszeitalter und von einem Zinzendorf etwa ins Leben umzusetzen versucht ist. Luther und Calvin haben noch lange nicht wieder alle Kräfte des Lebens Jesu entbunden. Die Kirchen müssen sich umgestalten zu Gemeinschaften gleicher Gesinnung, eines unbedingten freudigen Vertrauens auf Gott, der hingebenden Liebe zu den Menschen und der Arbeit an einer kommenden Welt, in der Gott wahrhaft herrscht zum Segen für alle Menschen, einer Welt sozialen und

politischen Friedens. Sie müssen daher Erziehungsgemeinschaften werden, die ihre Glieder zu gesunden und reinen Menschen in der Nachfolge Jesu heranbilden ohne Dogma und Bekenntnis.

Eine Arbeitsgemeinschaft für diese Ziele sammelt sich aus all denen, die die neue Predigt des Christentums als das Glück und die Kraft ihres Lebens aufnehmen. Wie wir uns die Arbeit im einzelnen denken, darf man nicht sagen, ehe man sie tut. Auf ein Werk darf ich als auf ein angefangenes hinweisen, auf die Verkündigung, die ja stets das erste ist und die wir bereits planvoll begonnen haben. Auch literarisch ist sie in die Wege geleitet: die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" und die von mir herausgegebenen „Lebensfragen" sollen an ihr mithelfen. Allein beim Wort wird es nicht bleiben, auch wenn das Wort oft ganz gewiß eine Tat ist. Neue Organisationen zum Zweck der Verwirklichung der neuen Verkündigung und der kirchlichen Reform sind entstanden und werden noch entstehen. Eine Reform des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung wird eines der Hauptarbeitsgebiete für eine solche Gemeinschaft sein müssen.

Ists zu viel, was wir erhoffen? Wir wissen es nicht, wir glauben und arbeiten. Und die Geschichte wird die Probe verlangen, auch von dieser modernen Theologie wie von so vielen alten. Wir geben, was wir haben und dienen denen, die unseren Dienst wollen. Wir fürchten auch nicht die Prophezeiungen von rechts und links, die uns bald als ein vorüberziehendes Wölklein verhöhnen, bald als Menschenknechte und feige Leute beschimpfen. Denn wenn wir auch die Form, in der wir sprechen, für ein vorübergehendes Mittel halten wie alle Sprache der Theologen, mögen sie im vierten, im sechzehnten oder im ersten Jahrhundert gelebt haben, so leben wir der Zuversicht, ein Ewiges gefunden zu haben, den lebendigen Gott in seiner Arbeit an und mit uns Menschen.





Die Lilie von Corvey.

(Nach einer westfälischen Sage.)

Von

Alice Freiin v. Gaudy.

Noch schläft im Morgendämmern die Abtei.
Ein erster Frühwind streift mit sanftem Neigen
Die zarten Lindenblüten von den Zweigen.
Aus Fernen hallt gedämpfter Hahnenschrei.
Wie leiser Atem schwillt es durch die Luft —
Taufrisch — und doch voll heimlich-heißem Drängen,
Als wollten alle Toten ihre Gruft
Und alle Knospen ihre Hüllen sprengen —
Als hauchte süß, aus dunklen Traumestiefen,
Ein ahnungsvolles, quellendes Erwachen,
Und küßte leise, wie mit Geisterlachen,
Der Sehnsucht Wünsche, die gefangen schliefen ...

Wie dumpf die Zelle in den Frühlingsnächten!
Markward, der Mönch, lehnt an der Fensterbank,
Schlaflos, durchstürmt von heißem Lebensdrang,
Den Band Marienlieder in der Rechten.
Sein Auge sieht des ew'gen Lämpchens Glanz
Blaß auf des Pergamentes Goldschrift liegen —
Doch seine Seele schweift zu Kampf und Siegen,
Zu Frauenschönheit, Spiel und Ehrenkranz ...
Ihm dürstet nach des Lebens voller Flut,
Die lockend ihn umrauscht' in Knabentagen,
Und eingedämmt von zwingendem Entsagen
Sich wandelte zu wilder Lavaglut ...

... Was sollte er, der Nachgeborne, dort,
Wo starke Brüder um das Erbe stritten?
Für ihn — der Klosterzwang! Er mußte fort —
Und keiner fragt, ob seine Jugend dorrt,
Und was sein glückverlangend Herz gelitten!
Und kein Gebet und keine Buße kühlt
Das heiße Schäumen seiner jungen Adern ...

Er preßt das Haupt verzweifelt an die Quadern:
Er trägt nicht länger, was die Brust zerwühlt ...
Er muß hinaus — ob es die Regel wehrt
Und harte Strafe solchen Frevel züchtigt:
Des Priors kalte Strenge ist berüchtigt:
Wohlan — so gibt es Kampf, den er begehrt!

Mit leisem Drucke öffnet er die Zelle:
Den Gang entlang auf gleitenden Sandalen.
Hinter den Türen summt der Conventualen
Schlaftrunkner Atem ... Dort, die blasse Helle,
Verrät ein Pförtchen, das zum Garten leitet.
Die Stiege knarrt, die schmalbedachte, feuchte.
O, wie ihm Morgenluft die Seele weitet!
Er hält die Arme sehnend ausgebreitet ...
Ein Stern verglimmt, des Himmels letzte Leuchte.
Unhörbar fast, doch mild und kühl zugleich,
Rieselt ein feiner, duft'ger Nebelregen
Und scheint sich um der Stirne Glut ihm weich
Wie eine zarte Frauenhand zu legen.
Er sieht die Lilien stehn im Gartenbeet,
Sie glänzen ungewiß im Dämmerschleier:
Eh' noch der Abendwind darüber weht,
Pflückt sie der Meßner zur Marienfeier ...
Und einer andern Lilie Silberglanz
Blitzt durch den Sinn ihm: die an dunkler Stelle
Herniederhängt am Pfeiler der Kapelle,
Umgeben von metallnem Blätterkranz.
Im Kloster Corvey wandert dunkle Kunde:
Wenn eines Mönches Erdenzeit verstrich,
So findet jene heil'ge Lilie sich
Auf seinem Kirchensitz zur Morgenstunde,
Und deutet, daß in dreier Tage Frist,
Die Uhr des Lebens abgelaufen ist.

Ob wahr die Sage? Ob ein leer Geschwätz? ...

Fort drängt es Markward durch betaute Hecken,
Hin, wo des Weinlaubs rankenreiches Netz
Schnellkletternd strebt die Mauer zu verdecken.
Leicht schwingt sein Fuß sich über schwanke Sparren,

Gewinnt im nahen Tannenwipfel Halt,
Und gleitet nieder in den stillen Wald.

Gespanntes Lauschen. Angsterfülltes Harren —
Und dann ein tiefes Atemholen: „Frei!“ ...

Der kühle Morgen wiegt ein Meer von Düften.
Ein erster Lerchentriller schwirrt in Lüften —
Dann Amselruf. Dann ferner Falkenschrei.
So märchenhaft der Wald ... so tief verträumt,
Und doch von junger Lebenskraft durchzittert ...
Dort huscht ein Reh, das Menschennähe wittert,
Vom Quell hinweg, der über Kiesel schäumt ...
Wie süß geheimnisvoll die Blätter raunen!
Ein wundersames, heil'ges Fühlen gleitet
Durch Markwards Seele, da er weiterschreitet —
Er blickt umher in kinderfel'gem Staunen.
So schön das alles! Schön und frei und groß!
Er fühlt sich jeder Erdenfessel los,
Er fühlt sich jugendfroh und kraftgeschwellt,
Er fühlt sich eins mit Gott und Gottes Welt.
Sein Auge leuchtet und sein Gang wird schnell:
Da teilen sich die glatten Buchenstämme,
Er sieht der Höhen waldumblaute Kämme,
Und vor ihm dehnt das Land sich, weit und hell.

Dort müht ein alter Fröhner sich am Pflug.
Der Ackerstreif, dem Walde abgerungen,
Ist spröde, ist von Wurzeln bunt durchschlungen,
Und seinem Trotz der Greis nicht stark genug.
Schwer knirscht das Eisen durch die harten Schollen —
Unwillig schnaufend läßt der Stier sich treiben:
Da lockt es Markward, in den Grund zu schreiben
Sein jugendkräftig überschäumend Wollen.
Er tritt hervor und seine feste Hand
Ergreift den Pflugsterz. Seine Muskeln schwellen,
Da längs der Schaufel sich in braunen Wellen
Die Erde häufelt an der Furche Rand.
Und hinter ihm, gebannt von Staunen, schreitet
Der müde Greis, bekreuzt sich fromm und nickt:
„Ich weiß es wohl, du bist Sankt Benedikt,
Der mir mein armes Äckerlein bereitet!“

Mönch Markward überkommt sein Kraftempfinden
Hinreißend, wie ein göttlich Offenbaren.
Was er erlitt in dumpfen Klosterjahren
Ist fortgeweht auf leichten Morgenwinden ...
Der Jugend köstliches Gefühl durchbraust
Ihm Herz und Hirn und stählt die sehn'ge Faust.
Aufjubelnd, wie in sel'ger Knabenzeit,
Hat er die schwer beengte Brust befreit —
Sein Atem geht in tiefen, starken Zügen.
Ihm ist so wohl, so wohl, so wonnig frei,
Als ob nur hier sein Platz, zu wirken, sei:
Leicht wandelt er, als ob ihn Schwingen trügen ...

Und dennoch — plötzlich hält er ein — erschreckt ...
Ein Fragen quält ihn: wie soll all' dies enden?
Noch könnt' er reuig sich zum Kloster wenden —
Noch bliebe wohl sein Frevel unentdeckt ...
Im Tageslicht verrät ihn sein Gewand —
Mit Spott wird der entlaufene Mönch erkannt —
Mit Spott und Schimpf — — —
Er will von dannen jagen:
Da steht ein blondes Kind am Waldesrand,
Ein irden Krüglein in der schlanken Hand,
Und in den großen Augen stummes Fragen.

Sie kniet vor ihm und hebt den blauen Krug:
„Trinke, Sankt Benedikt, du durstest sehr!
Du halfst dem Ahn: er hat es wahrlich schwer.
Und tut dem Abte nimmer doch genug!"

Jung Markward schlürft: ein Wasser kühl und rein —
Nie mundete ihm so der Klosterwein.
Wie mildes Feuer rinnt es durch die Glieder.
Erquickt setzt er den Krug ins Waldgras nieder:
„Sankt Benedikt, zu dem dein Glaube spricht,
Der Reine, Heil'ge, Mägdlein — bin ich nicht —
Bin nur ein schlichter Mönch aus seinem Orden,
Ein Mönch — dem alles Leben fremd geworden —
Den Lebenssehnsucht nimmer schlafen läßt ..."
Er schweigt — und fühlt des Blutes stürmisch Wogen —
Und hat das Mägdlein scheu emporgezogen,
Und seinen Mund auf ihren Mund gepreßt ...

„Hab' Dank!“ Er lächelt, zitternd wie ein Kind,
Das seines Unrechts Stachel wohl empfindet,
Doch nicht die holde Lockung überwindet
Und heimlich schon auf Wiederholung sinnt ...
Der erste Kuß auf einen Frauenmund!
Er fühlt sein ganzes Ich in Glut versinken —
Er kann nicht los: er möchte trinken — trinken —
Den Zauberbecher leeren bis zum Grund!
Sein klösterlich Gelübde ist vergessen ...
Ein Taumel faßt ihn. Seine Arme pressen
Das blonde Weib, das sich erschrocken wehrt.
Der Jugend Leidenschaft, die lang bekämpfte,
Bricht aus in Flammen, die kein Wille dämpfte,
Und fordert heiß zurück, was sie gewährt ...
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

... Wie er des Waldes scheues Kind verließ —
Er weiß es kaum ... er weiß und fühlt nur dies:
Vom Tannenwipfel flog sein Blick zurück —
„Du schöne Stunde! Könnt' ich dein vergessen?
O, Leben! Leben, reich und unermessen,
Dich heimlich zu empfinden ist schon Glück!
Ich kehre wieder — morgen — alle Tage,
Aus deinem Kelch in zager Hast zu nippen:
Wie meine Seele dürsten meine Lippen,
Daß ich die stumme Sehnsucht nicht ertrage ...“

Im Klostergarten hüpfen, längst erwacht,
Die Amseln flötend zwischen den Rabatten.
Auf hellen Wegen spielen blaue Schatten,
Und glitzernd tropft der Tau der Frühlingsnacht
Im Morgenglanz von leichtbewegten Zweigen.
Wie eine Stimme aus dem Totenreich
Wandert das Glockenläuten, ernst und weich,
Über des Lebens Auferstehungsreigen ...

Glutatmend schreitet Markward zur Kapelle.
Mit ernstem Schauer, dumpf und grabeskalt,
Umfängt ihn stumm der hochgewölbte Raum —
Und wie sein Blick entlang den Pfeilern wallt,
Zur Totenlilie — schaut er leer die Stelle!

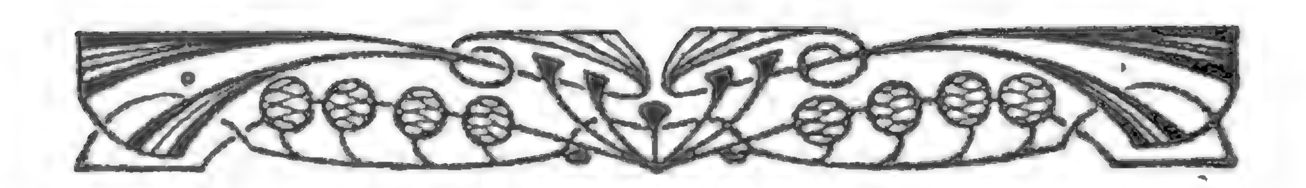
Ist jene Sage Wahrheit — oder Traum? ...

Leer hängt der Kranz metallner Blätter nieder,
Den sie geschmückt mit silberweißem Licht —
Und krampfhaft zuckt des Mönches Angesicht:
Er sieht die Lilie — — drüben! Seine Glieder
Versagen — prüfend drängt der Kopf sich vor —
Im Auge glüht das Grauen eines Irren —
Er fühlt, wie seine Sinne sich verwirren ...
Dort — dort — auf seinem Chorstuhl, nah dem Tor,
Auf seinem Sitze liegt sie, die ihm kündet,
Daß bald die Totenkerze sich entzündet!
Ihm? Ihm — der eben heut sein junges Sein
In stürmischer Glückseligkeit empfunden,
Ihm soll in dreimal vierundzwanzig Stunden
Das Grabgeläut ertönen? — —
„Nein und Nein!"
In heißem Trotze hebt sich seine Brust.
Schon hört er fern der Mönche Schritte hallen —
Jäh fühlt er alles Blut zum Herzen wallen,
Und was er tut — es ist ihm kaum bewußt.
Mit seinen Händen, die den Pflug geführt
Und sich jetzt zitternd, schwach wie Halme biegen,
Hat er die Sagenblume scheu berührt ...
Dann ist es siedend ihm zu Kopf gestiegen
„Die Jugend lebe! Wer da hoch an Jahren,
Er mag getrost zu seinen Vätern fahren:
Tritt du denn ab, statt meiner, Weribold!"
Schnell auf des greisen Mönches Kirchensitz
Legt er die Lilie — und ihm ist, ein Blitz
Durchlodere ihn, aus ihres Kelches Gold.
Ihn trifft ein Schlag. Er fühlt die Sinne schwinden ...
Traumhaft, in letztes, dämmerndes Empfinden,
Tönt ihm wie fern gedämpfter Stimme Klang:

„Du wolltest frei sein? Wohl — du bist befreit!
Vor dir ein Wirken in Unendlichkeit.
Entfalte deine Kraft — die Kette sprang:
Zu ernster Sühne wirst du auferweckt —
Dich führt der Tod empor auf steilen Pfaden ..."

Mönch Markward starb. Sie sagten: schuldbeladen ...

Die Lilie hat kein Auge mehr entdeckt.



Was bedeutet Ibsens Lebenswerk für das deutsche Volk und für die deutsche dramatische Literatur?

Von
Erich Meyer.

Henrik Ibsen war das seltene Glück gewährt, sein Lebenswerk abschließen zu können. Kurz vor dem Ende des Jahrhunderts gab er sein letztes Stück und bezeichnete es selbst als einen Epilog. Dann schwieg er; er hatte der Welt nichts mehr zu sagen. Auf diesen Großen paßt eines Geringeren Wort:

> Dem Dichter fiel das größte, das höchste Erdenlos:
> Er schafft, was in der Seele ihm aufsteigt riesengroß,
> Himmel und Erde beschwört er mit seinem Runenstab,
> Und zu den geschilderten Schatten geht er dann selber schweigend hinab.

Was hat Ibsen geschaffen? Was hat er der Menschheit zu sagen gehabt, was insbesondere uns Deutschen, denen er innig verwandt war, nicht nur als Germane, nicht nur weil mehr deutsches als nordisches Blut in seinen Adern floß, sondern, weil sein Dichten ein Gepräge trug, das gerade bei uns die höchste Geltung hat, den Stempel des ernsten und zugleich leidenschaftlichen Denkens.

Während ihn die Romanen ablehnen und die von ihm gegebenen Anregungen, die sich ja über die gesamte Kulturwelt ausgebreitet haben, als ihrem Volkswesen fremde, bereits wieder auszuscheiden suchen, ist bei uns der übermäßige Jubel und der unmäßige Haß, die ihn bei seinem Auftreten begrüßten, dem unabweisbaren Gefühle gewichen, daß er eine Macht in unserem Geistesleben geworden ist, wie seit mehr als einem Menschenalter keiner unserer einheimischen Dichter, eine Macht, an der man nicht vorübergehen darf, mit der man sich auseinandersetzen muß, will man das neuzeitliche Leben verstehen und will man nicht leichtfertig auf eine meisterhafte Anleitung zu seiner Führung verzichten.

Klar liegt sein Lebenswerk vor unseren Augen. Wegen seiner Abgerundetheit ist es sich selbst ein nie versagender Kommentar. Großartig einheitlich ist es wegen der Deutlichkeit und Einfachheit seiner Grundzüge, großartig mannigfaltig durch den stets wachsenden Gesichtskreis dieses scharf und tief schauenden Beobachters und Deuters des Lebens.

Ein Lebensdeuter! Denn das ist es an Ibsens Werke, was uns den stärksten Eindruck erweckt und hinterläßt, wenn wir es in seiner Ganzheit überschauen, daß er ein Denker und ein Deuter und ein Forderer war, der die ernsten Fragen unseres Lebens mit unbeirrbarem Mute ins Auge gefaßt hat, um dann des weiteren seine sittlichen Forderungen an seine Zeitgenossen mit der wohltätigen Unbarmherzigkeit eines Arztes zu stellen.

Das ist es, was uns hier zunächst beschäftigen soll: seine Lebensdeutungen und seine Forderungen; denn durch sie hat er seinen bleibenden Wert für uns. Wohl ist er auch ein machtvoller Gestalter, ein Dichter, dessen technisches Verfahren und künstlerische Gepflogenheiten für unsere Dramatik viel bedeuten können. Aber wie bei einem Michel Angelo, an den er überhaupt mehrfach erinnert, ist es der Gedankengehalt seiner Werke, der ihnen Ewigkeitsgeltung verleiht, nicht die, wenn auch großartige, Meisterung der Form.

Der Versuch, Ibsens Lebenswerk in dieser Weise einzuschätzen, wird am besten von denen seiner Schauspiele ausgehen, in denen seine Anschauungen am vollständigsten vorliegen. Es sind begreiflicherweise seine bekanntesten. Von hier aus wird es dann leicht sein, darauf hinzuweisen, wie diese Anschauungen und Forderungen auch in den übrigen, wenn auch in anderer Beleuchtung und Wendung, wiederkehren.

* * *

Ibsen erfüllte die Anschauung, die er im „Volksfeind“ seinem Dr. Stockmann in den Mund gelegt hat: „Ich fühle mich ganz unsagbar glücklich inmitten dieses keimenden sprießenden Lebens! ’s ist doch eine herrliche Zeit, in der wir leben! Es ist, als wenn eine ganz neue Welt aufblühen wollte um einen her!“ Es ist wohl richtig, daß, wer Ibsens Werk nur bruchstückweise kennt, oder wer gerade ein einzelnes seiner Dramen aufgeführt sieht, daß dem sich der Eindruck aufdrängt, er habe es mit einem hoffnungslosen Pessimisten zu tun, dem die wahre Zukunftsfreudigkeit fehle. Aber dieser Eindruck verfliegt bei näherem Zuschauen. Denn sein Pessimismus bezieht sich immer nur auf die Gegenwart; er hat die Formel: „Jawohl, es ist allerdings eine neue und herrliche Zeit; doch sie bedarf auch neuer und herrlicher Menschen — und deren gibt es noch allzu wenige.“

Diese niedrige Einschätzung seiner Zeitgenossen hat ihm aber den Mut seines Prophetentums nie verkümmert, sie hat nur seinen heiligen Zorn verschärft. Nicht Menschenverachtung im allgemeinen hat er daraus gezogen, sondern nur eine Verachtung der, wie er es genannt hat, „kompakten Majorität“, die sich so schwer vom Überlebten losreißen kann. Er

wußte genau, daß diese neue Zeit durch eine Übergangszeit eingeleitet würde, eine Übergangszeit mit Übergangsmenschen, die erst auf dem Felde des Fortschrittes fallen müßten, bis es den „freien und fröhlichen Adelsmenschen“ gegeben sein würde, wahrhaft glücklich zu sein, mit sich und ihrer Zeit in Frieden zu leben, ihre Aufgaben mit zulänglichen Kräften zu lösen. Diese Wandlung zu beschleunigen, dies glücklichere Geschlecht heraufzuführen, will er beitragen. Darum weist er auf alles hin, was morsch und überlebt ist und stürzen soll, und weist auf die Menschen hin, die es unter seinen Trümmern begraben muß.

Noch sind wir rings umgeben von jenen Gespenstern, die seinem Stücke den Namen verliehen haben. Frau Alving sagt: „Ich glaube, wir alle sind Gespenster. Nicht nur das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, geht in uns um. Es sind alle erdenklichen toten Ansichten und allerhand toter alter Glaube und so weiter. Es lebt nicht in uns; aber es sitzt trotzdem in uns, und wir können es nicht loswerden.“

Allerdings: in der Ausschaltung alter, toter Ansichten, in der Abstoßung alten, toten Glaubens liegt jeder Kulturfortschritt. Jede solche Ausstoßung ist für den gesellschaftlichen Organismus mit Schmerzen und Kämpfen verbunden gewesen. Längs des Weges der fortschreitenden Menschheit liegen die Bruchstücke dieses Glaubens; auf ihren Leichensteinen steht dann: „Aberglaube“, und der Wanderer lächelt ihnen im Vorbeischreiten kopfschüttelnd zu und weiß kaum noch, daß auch das Ansichten und Glaubenssätze waren, von deren Erhaltung einst die Menschheit ihr Heil abhängig geglaubt, für deren Rettung sie blutige Kämpfe gestritten hat. Was ist uns Hexenglaube, was Höllen- und Teufelsglaube? Können wir es verstehen, daß für die Erhärtung der Gottgleichheit oder der Gottähnlichkeit Christi Menschen ihr Leben gelassen haben? Die Aufgabe der anthropozentrischen Weltanschauung, die als der biblischen entsprechend von der Kirche heftig verteidigt wurde, bedeutete eine gewaltige Erweiterung des Weltbildes, die dann der Religion wieder zugute kam.

All dies wissen wir. Dennoch halten wir zähe an den uns von unseren Eltern überkommenen Anschauungen fest und schrecken zusammen, als wolle uns ein Wegelagerer Gut und Blut rauben, wenn uns das Leben zuruft: „Auch Ihr tragt solchen erstorbenen Glauben in Euch, der sich mit eurer Zeit nicht mehr verträgt: Tut ihn ab und ersetzet ihn durch eine bessere Erkenntnis!“

Betrachten wir uns einen besonderen Fall, wo Ibsen sich diese Aufforderung des Lebens zu eigen macht und beobachten wir an ihm, welches Verfahren er einschlägt, uns Neues anstelle des Überlebten zu geben.

In uns allen steckt der Glaube an die unumschränkte Gültigkeit des Gebotes: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" Der durch die moderne Naturwissenschaft geschärfte Blick für die ursächlichen Zusammenhänge des Lebens bestätigt uns aber tausendfach, daß derselbe Gott, der jenes Gebot gab, die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Frau Alving in den „Gespenstern" sagt: „Sollte ein Kind nicht unter allen Umständen Liebe für seinen Vater fühlen?" Und damit ihr Sohn Oswald Liebe und Verehrung für ihren sittlich verworfenen Gatten fühlen könne, ließ sie ihn außerhalb seines Vaterhauses, das einer Lasterhöhle glich, aufwachsen; um dies Gebot zu erfüllen, betrog sie ihn lieber um den segensreichen Einfluß der mütterlichen Erziehung; da eine Kenntnis von dem wahren Wesen und Wandel seines Vaters in ihm nur Verachtung und Abscheu hätte wecken können, so gab sie in ihren Briefen dem Sohne ein Idealbild seines Vaters, das in allen Punkten das Gegenteil von der Wahrheit war, opferte sie alle ihre Lebenskraft und alle Lebensfreude dem einen Zweck, dem Unwürdigen auch unter den Menschen einen unverdienten ehrenhaften Nachruhm zu schaffen.

Sind wir nicht alle bereit, eine solche Frau als Heldin und Märtyrerin zu bewundern und zu preisen, und dies erst recht, wenn wir erfahren, daß auch sie eine schwache Stunde gehabt hat, wo es ihr unerträglich schien, an der Seite dieses Gatten auszuharren? Nicht nur, daß sich das Weib in ihr gegen die Erniedrigung empörte, die ihr Gatte ihr und ihrem ganzen Geschlecht vor ihren Augen antat, nein, ihr Herz hat auch einmal nach dem Glück geschrieen, auf das wir alle ein Anrecht zu haben glauben. Sie ist zu dem Manne hingeflohen, dem ihr Herz, ohne daß sie es recht gewußt hat, bereits vor ihrer Ehe gehört hatte, und hat zu ihm gesprochen: „Hier bin ich! Nimm mich!" Er aber, der Pastor Manders, handelte, wie er gemäß den ihm überlieferten Anschauungen nicht anders konnte. Er sagte zu ihr: „Just das ist der rechte Geist des Aufruhrs, das Glück zu fordern hier auf Erden. Was für ein Recht haben wir Menschen auf das Glück? Nein, wir sollen unsere Pflicht tun, werte Frau! Und Ihre Pflicht ist es, bei dem Manne auszuharren, den Sie einmal gewählt haben, und an den Sie durch heilige Bande geknüpft sind. . . Eine Ehefrau ist nicht zur Richterin ihres Mannes berufen. Ihre Schuldigkeit ist es, demütigen Sinnes das Kreuz zu tragen, das ein höherer Wille für Sie dienlich erachtet hat."

Eins muß man hier einschalten: auch dieser Formelkram, den Manders der unglücklichen Frau vorträgt, entspricht einer Anschauung, die so wenig lebendig in ihm ist, daß nach Ibsens Meinung nicht sie in

erster Linie es ist, die ihn zum Handeln, das heißt also zur Zurückweisung Frau Alvings treibt. Vielmehr hat er sich über ihr Erscheinen in seinem Hause hauptsächlich darum entsetzt, weil er sich sagte: „Das kann mich rettungslos in den Augen der Leute kompromittieren!“ Aus selbstsüchtigen Rücksichten wünschte er also, sie eiligst wieder aus seinem Hause zu entfernen, und hängte seinem Egoismus nur das Mäntelchen sittlicher Unantastbarkeit um.

Frau Alving aber nahm seine Worte für ehrlich und gehorchte ihm; denn auch in ihr steckten immer noch diese Anschauungen, die er ihr predigte, wenngleich auch nicht mehr lebendig, nicht als Ausfluß ihres eigenen Denkens, sondern weil sie ihr angelernt worden waren, wie sie ja auch in Übereinstimmung standen mit denen „der kompakten Majorität“. Eben deren Vertreter würde von ihr in jenem Augenblicke die Phrase gebraucht haben: „Sie hat sich selber überwunden“, und niemand hätte geahnt, wie er seiner selbst damit spottete.

Ibsen zeigt uns nun in seinem Stück mit unwiderlegbarer Lebenstreue, daß ihre Handlungsweise und damit auch die Grundsätze des Pastors falsch waren. Nichts hat sie damit erreicht! Im Gegenteil hat sie die furchtbarsten Folgen herbeigeführt. Nicht nur, daß all das künstlich aufgerichtete und unter unsäglichen Qualen begründete Lebensglück ihres Sohnes endlich doch zusammenbricht, gerade wie sein Symbol, das im Namen ihres Gatten gegründete Asyl abbrennt, nein, die weit schlimmere Folge ist, daß die unselige Frau nunmehr, da ihr eins der von ihr für grundlegend gehaltenen Gebote als unzutreffend erscheint, an allen Sittengesetzen zu zweifeln geneigt ist, sodaß sie eine Geschwisterehe für möglich, daß sie es für erlaubt hält, ihren eigenen Sohn durch einen Mord von seinem verfehlten Dasein zu erlösen.

Bei einer ersten flüchtigen Bekanntschaft mit den „Gespenstern“ mag es nun wohl scheinen, als wenn Ibsen nur zerstörend vorgehe, und als wenn sein Zerstörungswerk auf einer wesentlich christentumfeindlichen Gesinnung beruhe. Beides erweist sich aber bei näherer Betrachtung als irrig.

Frau Alving und Pastor Manders haben nicht gewußt — und die „kompakte Majorität“ weiß das allerdings auch noch nicht —, daß es ein Gebot über alle Gebote gibt, durch dessen Befolgung allein sich alle sittlichen Widersprüche des Lebens lösen, das Gebot „Sei wahr!“ Es ist das durchaus kein neues Gebot; es ist das uralte Gesetz alles Geschaffenen; denn das Geschaffene kann nicht unwahr sein, es muß sich nach den in ihm liegenden Gesetzen entwickeln oder zugrunde gehen. Es ist auch ein

wesentlich christliches Gebot. „Du sollst Gott lieben mit Deiner ganzen Seelenkraft" hat Christus schon als das vornehmste Gebot bezeichnet, aus dem alles andere herfließe, und Gott ist die Wahrheit und will die Wahrheit.

Helene Alving aber hat dieses oberste Gebot von Anfang an verletzt, weil sie seine Bedeutung nicht gekannt hat. Aber auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit schützt Gesetzesunkenntnis nicht vor Strafe. Sie hätte den ungeliebten Mann nicht heiraten dürfen, nur weil sie, wie es ihre Umgebung, ihr zuredend, nannte, versorgt sein mußte. Sie hätte ihn verlassen müssen, sobald sie erkannte, daß er sie noch gröber belogen hatte, als sie ihn, wenn sie ihn glauben ließ, sie liebe ihn; denn er war im wahren Sinne des von ihr gebrauchten Ausdruckes ein „gefallener Mann", als sie mit ihm vor den Altar trat. Sie hätte sich von ihm befreien müssen, ihre Liebe zu Manders offen vor der Welt bekennen müssen. Denn dann wäre ja Oswald überhaupt nicht geboren worden. Aber selbst wenn das Kind schon geboren war, mußte sie mit ihm das Haus der Lüge verlassen: die kommende Generation ist immer wertvoller als die gegenwärtige, die absterbende, und Hauptmann Alving gehörte zu den Absterbenden. Vielleicht hätte sie dann diese Menschenseele noch retten können. Aber wir brauchen nicht einmal mit solchem „Vielleicht" zu rechnen: sicher hätte sie ihre eigene Seele gerettet und wäre nicht in dem Gewebe von Lügen zugrunde gegangen, das sie nun spann, spinnen mußte, um zu versuchen, die Folgen der ersten Lüge wett zu machen. Dann wäre sie nie so tief gesunken, daß sie zuletzt in wilder Verzweiflung vermeint, eine sittliche Verpflichtung zu haben, ihrem Sohn Gift zu reichen.

Das ist die Lehre, die sich aus diesem Stücke mit unwiderstehlicher Überzeugungstreue ablöst: es läßt sich kein Leben auf einer Lüge aufbauen! Scheinen sittliche Gebote, die die allgemeine Anerkennung genießen, zu einem solchen Lügenbau zu verpflichten, so sind sie entweder falsch, oder aber — und dieser Fall liegt hier vor — sie haben vor einem zweiten, höheren zurückzutreten.

Die erste Schuld ist aber bei denen zu suchen, die Helene Alving erzogen haben, den alten Tanten, die bei ihr Elternstelle vertraten, und die, selber von solchen Gespenstern im Sinne des Stückes geängstigt, es versäumten, sie mit den Waffen auszurüsten, deren sie im Kampfe um ihr Glück vorab benötigt hätte.

Das sind die sittlichen Anschauungen, auf deren Grund Ibsen das Leben aufbauen möchte; sie kehren in allen seinen Stücken wieder, nur stets in dem wechselnden Lichte anderer Charaktere und anderer Schicksale und durch andere sittliche Forderungen ergänzt und erweitert.

Vor allem ist er ein fanatischer Verkünder der Verpflichtung zur Wahrheit; das ist das Wohltuendste an seiner Gestalt. „Seid wahr gegen Euch und gegen Eure Mitmenschen, sucht nichts zu verdecken noch zu beschönigen, habt den Mut, den Finger in die Wunde zu legen!" Das ist die Lehre, die er predigt, aber eindringlicher als es ein Prediger tun kann. Denn Predigten sind Worte, die nur zu leicht verfliegen; was das Leben selbst uns lehrt, das allein ist seiner Wirkung sicher. Der Dichter aber vermag uns in die Täuschung zu versetzen, daß wir ein Stück wirklichen Lebens vor uns haben, nur noch mit der Zutat, daß wir in sein geheimstes Triebwerk und in die verborgensten Gedanken und Taten seiner Personen hineinschauen, als wären wir allwissend und allgegenwärtig.

Sollte es so scheinen, als wenn er — ein echter Fanatiker — zu weit gegangen sei, so hat er gewußt, daß solche Übertreibung sich leicht einstellt und hat selber eine Gestalt geschaffen, an der er uns eindringlich gezeigt hat, wohin dies Übermaß führt: wir meinen den Doktor Stockmann im „Volksfeind".

Die Wahrheit ist eine prächtige Waffe, aber sie ist eine furchtbar gefährliche Waffe. Sie hat die Eigenschaft aller zuverlässig tötlichen Waffen, daß sie den Besitzer leicht in einen bedenklichen Rausch versetzt, in dem er dann an seinem und seiner Nächsten Leibe Unheil anrichtet. Wir dürfen sie nicht in diesem Rausche anwenden, sondern in besonnener Nüchternheit. Stockmann ist nicht das Ideal eines Wahrheitsfreundes, sondern die tragikomische Verzerrung eines solchen. Jede neugefundene Wahrheit versetzt ihn in jenen bezeichneten Rausch, sodaß er sie ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände über die Dächer hinausschreit. Aber was erreicht er damit? Nichts, als daß sie der Lüge erliegt; denn, wie schon andere gesagt haben: das ist ein Nachteil der Wahrheit, daß sie nur eine ist, die Lüge aber in Legionen auftritt. Stockmann vermeint am Schluß des Stückes, daß er aus seinem Kampfe als Sieger hervorgegangen sei. Aber wir empfinden richtig — denn so hat es der Dichter angelegt —, daß er unterlegen ist. Nichts und niemand hat er gerettet und seine Erziehungspläne, durch die er sich ja mit früher geäußerten Ansichten in geraden Widerspruch setzt, werden sich als Hirngespinnste erweisen. Die Wahrheit ist das große Heilmittel unserer krankenden Zeit; aber man muß die Maximaldosen der starken Heilmittel kennen und die wirksame Form ihrer Anwendung. Das hätte dieser Arzt aus seiner eigenen Wissenschaft lernen können. Stockmann ist eben im oben gekennzeichneten Sinne ein Übergangsmensch, wie sie das Evangelium von der Wahrheit reichlich erzeugen muß. Als solcher wird er zu Grunde gehen. Aber überdauern

wird ihn seine heldenmütige Tochter Petra, die an dem Beispiele des Vaters gelernt hat, was auch wir an seinem Beispiele lernen sollen und können.

Wie das Thema der von allen Lebensfragen geforderten Wahrhaftigkeit uns immer wieder begegnet, so auch die übrigen, in den „Gespenstern" nur leichter gestreiften. Vor allen das Erziehungsproblem. Er faßt es einseitig, wenn man so will, aber er faßt es von seiner bedeutsamsten Seite. Wie überall die Natur dem Ziele der Erhaltung der Rasse alles dienstbar macht, so ist es auch die Bestimmung des Menschen, einen Ehebund zu schließen und dann den Anforderungen, die derselbe stellt, gerecht zu werden, selber glücklich und somit schaffenskräftig zu sein und ein glückliches Geschlecht heranzuziehen. Mithin ist das letzte Ziel, das jeder Erziehung gesteckt ist, die Ehe. Ibsen gleicht in diesem Punkte unserem Fichte. Auch dieser griff in die Gewissen seiner Zeit- und Volksgenossen, zeigte ihnen, wie unfähig sie sich in der Lösung der Zeitaufgaben erwiesen, wie sie durch Selbsterziehung einige Aussicht hätten, sich auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit zu heben, wie sie aber sich bewußt bleiben müßten, daß ihre Generation erst dahingegangen sein müsse, um einer richtiger erzogenen Platz zu machen: also auch Übergangsmenschen mit einer Zukunftsverheißung für ihre Kinder.

Das Problem der Ehe und der Erziehung zu ihr liegt fast allen seinen Stücken zu Grunde. Am greifbarsten tritt es uns wohl in „Ein Puppenheim" entgegen, das diesem Umstande auch seinen, wenn man so sagen soll: Ruhm verdankt. An ihm können wir auch am überzeugendsten dartun, wie Ibsen verstanden werden muß, nicht etwa, um ihn in seiner einzigen und allein richtig ausgelegten Bedeutung zu erfassen, sondern, um das aus ihm zu gewinnen, was sein Lebenswerk für uns Deutsche bedeuten kann.

Der erste Eindruck des „Puppenheims" (so und nicht nach dem Namen der Heldin bezeichnet Ibsen selbst das Stück) kann ja wohl sein, daß der Dichter eine These habe beweisen wollen. Diese These würde dann lauten: „Unter gewissen Umständen muß die Frau Mann und Kinder verlassen, wenn sie nämlich erkannt hat, daß ihre Ehe keine wahre Ehe ist und sie sich selbst gegenüber höhere Pflichten zu erfüllen hat, ehe sie daran denken darf, ihre anderen, ihr durch die Ehe auferlegten Pflichten zu erfüllen."

Diese These ist ja nun mindestens bestreitbar und ihre Richtigkeit ist auch bald angenommen, bald zurückgewiesen worden. Beweis dafür der bekannte Umstand, daß Ibsen selber für das so aufgefaßte Stück einen doppelten Schluß hinterlassen hat. Als Chérie Maurice und Frau Niemann-Raabe erklärten, daß die Bejahung dieser These ihrem eigenen

Gefühl widerspräche und keine Aussicht habe, die Zustimmung des Publikums zu erringen, schrieb er jenen zweiten Schluß, der die These verneint, indem Nora es nicht über sich gewinnt, ihre Kinder zu verlassen. In einem Briefe an Heinrich Laube sagt Ibsen, daß er diesen Schluß „nicht nach Überzeugung, sondern auf Wunsch“ abgefaßt habe. Das aber ist doch wohl ganz sicher, daß er sich zu dieser Abänderung niemals würde haben verstehen können, wenn durch sie der eigentliche Sinn seines Stückes auf den Kopf gestellt worden wäre. Er muß vielmehr die Anschauung gehabt haben, daß der zweite Schluß, obschon er nicht der durch die Logik der Tatsachen gebotene wäre, dennoch nicht den wahren Kern des Stückes berühre. Und das tut er tatsächlich nicht, wie sich zeigen läßt.

„Ein Puppenheim“ behandelt, wie viele andere Stücke Ibsens, eine Ehe, wie sie zu tausenden zwischen den Menschen dieser Übergangszeit bestehen, zwischen einem Weibe, das kein Mensch, sondern eine Puppe ist, und einem Manne, der es noch nicht ahnt, welcher Anteil dem Weibe künftig an der Lösung der neuen Lebensaufgaben zufällt. Auf Thorvald Helmer paßt das Wort Lona Hessels aus den „Stützen“: „Ihr seid eine Gesellschaft von Hagestolzen, Ihr seht das Weib überhaupt nicht.“ Das Weib ist ihm eine Spielerei, eine teure und zerbrechliche Spielerei, die man sich eben leistet, weil man sich doch nicht immer mit den ernsten Aufgaben des Lebens beschäftigen kann. In all den Augenblicken aber, die man zwischen der Arbeit dieser Spielerei widmet, ist jeder Lebensernst ausgeschaltet. Lache, singe, tanze, treibe Kindereien, aber verlange keinen Anteil an der inneren Welt des Mannes! Der Mann, der so denkt, ist aber auch keines anderen Weibes wert, als einer Nora; denn was sollte er wohl mit einer Frau anfangen, die auch zugleich seine Seelenfreundin, oder wie es Ibsen auch ausdrückt, seine Kameradin im Lebenskampfe sein wollte?

Wer aber trägt die Schuld dafür, daß Nora nicht anders ist, als sie ist? Ihre Erziehung; die Gesellschaft, die der Frau immer noch nicht die richtige Stellung anweist; die Männer vor allem, die die Frau aus Bequemlichkeit oder gar schlauer Berechnung in einer Art Sklaverei halten. Denn was für ein unendlicher Reichtum an Seelenkräften ruht ungenützt in dieser „Puppe“! Welcher Schatz von Herzensgüte, von Aufopferungsfähigkeit und Hingabe an ein selbstloses Werk! Welcher starke Wunsch, selbst unter eigener Verantwortung zu handeln, beizusteuern zu dem Lebenswerke ihres Gatten. Aber nie hat sich jemand ihrer angenommen, ihr das Leben, seine Aufgaben und seine Bedingungen gezeigt. Nie hat sich jemand um ihre Seele gekümmert. Sie war ihrem Vater, was

sie ihrem Manne wurde, ein niedliches Tierchen, ein „Singvögelchen", ein „Eichkätzchen". Welch furchtbares Unheil für ihn dadurch hätte entstehen können, das erkennt Thorvald Helmer mit Grauen. Welch furchtbar entwürdigendes Zerrbild der Ehe daraus entstanden ist, das ist der selbstgerechte „Hagestolz" nicht imstande zu begreifen: aber Nora begreift es in dem Augenblicke, wo sie aus ihrem Traumleben erwacht. Nicht nur erkennt sie, daß sie im Augenblick gänzlich unfähig ist, ihre Pflichten ihren Kindern gegenüber zu erfüllen: denn Grundlage aller Erziehung muß Wahrhaftigkeit sein, und sie hat bisher noch nicht einmal geahnt, was das sei. Sie erkennt vielmehr auch, daß ihre Ehe einer menschenunwürdigen niederen Kulturstufe entspricht, wo das Männchen sich ein Weibchen sucht, geleitet durch den Reiz, den ihr Körper auf seine Sinne ausübt. Darum verläßt sie Helmers Haus: sie will sich erst zu ihren Pflichten erziehen und sie will nur dann zu ihm zurückkehren, wenn er nicht ihren Körper will, sondern ihre Seele, nicht das Weibchen, sondern das Weib, die Schwesterseele, die Kameradin.

Daß sie zu diesem Entschluß kommt, ist völlig begreiflich; ob sie ihn durchführen wird, ja ob sie ihn überhaupt ausführen und nicht im letzten Augenblick schwach werden wird, ist mindestens zweifelhaft. Wer weiß, ob sie trotz aller ihrer guten und liebenswürdigen Eigenschaften diese Seelenstärke besitzt? Sie ist ja ganz in den Verhältnissen erwachsen, die dem Weibe den Stempel der Schwäche und Unselbständigkeit aufgeprägt haben. Wir können uns gar nicht wundern, wenn sie dem Gesetz der Beharrung erliegt und in der einmal eingeschlagenen Bahn bleibt. Mit anderen Worten: das Stück kann den einen oder den anderen Schluß haben. Unberührt davon aber bleibt der wahre Kern des Stückes tatsächlich, die von ihm beredt verkündeten Lehren.

Das in „Ein Puppenheim" angeschlagene Thema der Ehe behandelt nun Ibsen in der Mehrzahl seiner Stücke und stets in demselben Sinne, wenn auch immer wieder von einer anderen Seite. In der „Wildente" fragt der Realist Relling den Mann mit der „idealen Forderung", Gregers Werle: „Wieviel wahre Ehen haben Sie denn schon im Leben gesehen?" Gregers: „Ich glaube allerdings kaum, daß ich auch nur eine gesehen habe." Relling: „Ich auch nicht." Gregers: „Aber ich habe ungezählte Ehen der anderen Gattung gesehen. Und ich habe Gelegenheit gehabt, in der Nähe zu sehen, was eine solche Ehe in zwei Menschen alles zerstören kann." Das ist Ibsens eigene Erfahrung und eigene Meinung. Er schildert eigentlich nur solche unzulänglichen Ehen: Alfred Allmers und seine Rita, Wangel und Ellida, Jörgen Tesmann und Hedda, Rosmer und Beate, Baumeister

Solneß und Aline — und die lange Reihe ist damit noch nicht erschöpft —, alles sind Ehen, in denen die Gattin das innere Leben des Mannes nicht teilt, nicht teilen will oder nicht teilen kann. Kommt einmal eine Frau vor, der man wenigstens nicht die Anerkennung versagen kann, daß sie sich bemüht, dem Manne den Kampf um das materielle Dasein zu erleichtern, so ist es eine Gina Ekdal, von der Relling zu ihrem Gatten höhnend sagt: „Und dann hast Du auch Dein tüchtiges Weib, die so mollig in ihren Filzschuhen aus und ein schlorrt und sich in den Hüften schaukelt und Dich so hegt und bemuttert." Hjalmar, ihr Gatte, ihr zunickend: „Ja, Gina, Du bist eine tapfere Gefährtin auf meinem Lebenswege!" Wenn dann Gina abwehrend antwortet: „Ach, sitzt nicht da und ressensiert über mich", dann vermeint man jenes eigenartige Hohngelächter Ibsens zu vernehmen, das wie ein Teufelslachen beginnt und wie das Schluchzen eines guten Engels endet.

Es ist nun eins der Hauptmerkmale Ibsenscher Dramatik, daß alle diese Ehen nicht durch das gestört werden, was man landläufig als Ehebruch bezeichnet. Dies ist nach zwei Seiten bemerkenswert, nach der rein menschlichen und nach der künstlerischen. Man muß sich hier erinnern, daß Ibsen seinen Einfluß auf die deutsche Dramatik zu äußern begann, als dieselbe rettungslos der Einwirkung der französischen Dramatik verfallen erschien: Übersetzungen französischer Ehebruchsdramen oder Nachbildungen derselben beherrschten unsere Bühne, und der Einfluß unserer westlichen romanischen Nachbarn in dieser Beziehung ist durchaus noch nicht ganz gebrochen. Wer es nun anerkennt, daß dadurch eine Auffassung der Ehe und der ihr drohenden Gefahren unter uns verbreitet worden ist, die durchaus nicht dem deutschen Wesen entspricht, der gesteht ohne weiteres zu, daß Ibsen ein wahres Befreiungswerk unter uns begonnen hat. Die französische Ehe steht ja unter so ganz anderen Bedingungen wie bei uns. Nicht nur, daß die Erziehung der Französinnen eine von der deutschen völlig abweichende ist, die Liebe spielt auch in dem Leben des Franzosen eine ganz andere Rolle als in dem deutschen. Jenem ist sie ein Sinnenspiel, diesem eine Quelle sittlicher Stärke. Da außerdem die übliche Form der Eheschließung in Frankreich ein Liebeswerben vor der Ehe ausschließt, so ist es für die dortigen Verhältnisse ganz natürlich, daß das um dieses holde Kapitel des Lebens betrogene Frauenherz nach der Ehe eine Entschädigung dafür sucht. Alle diese Verhältnisse treffen für uns und wohl allgemein für germanische Völker nicht zu. Ibsen dagegen steht ganz auf dem germanischen Standpunkte. Wollte man ihn fragen, was er von dem auf romanischen Boden häufigen Ehebruch halte, und ob er etwa glaube, daß

er bei uns ausgeschlossen sei in einem Maße, daß sich eine dramatische Behandlung desselben nicht lohne, so würde er geantwortet haben: das bißchen Körper! Der Ehebruch hat überhaupt nur insofern eine Bedeutung, als die Seele darunter leidet und die sittlichen Grundlagen einer Ehe durch ihn gebrochen werden können, vor allem aber dadurch, daß seine Folgen, die außerehelichen Kinder, schwere sittliche Verwicklungen herbeiführen können. Aber an sich hat diese grobsinnliche Form des Ehebruches für ihn kein Interesse, während gerade sie fast das gesamte Interesse der Franzosen gefangen hält. In dieser Beziehung bedeutet sein Lebenswerk also auch eine Befreiung unserer Dramatik von einem durchaus undeutschen Elemente, der nur noch eine immer stärkere Segenswirkung zu wünschen wäre. Sie wird auch nicht ausbleiben, je mehr wir uns für die von ihm aufgeworfenen Eheprobleme erwärmen; denn sie sind wahrhaft germanisch.

Man könnte fast sagen, daß Ibsen nicht nur die durch rein sinnliche Verirrungen entstehenden Ehestörungen aus den von ihm behandelten Eheproblemen ausscheidet, sondern, daß von ihm überhaupt die körperlichen Beziehungen der Gatten zu einander, die in der französischen Dramatik eine so hervorragende Rolle spielen, als etwas Nebensächliches, als etwas Accessorisches behandelt werden. Was für ein heller und verheißender Frühlingssonnenschein über dem Lebenshorizonte aufgeht, wenn sich zwei junge Wesen liebend in die Arme sinken, das weiß der Dichter natürlich sehr wohl, der die Lebensfreude als lebenerhaltendes Ferment überall anerkennt. Aber ein Sauerteig ist kein Nahrungsmittel, sondern nur eine Zutat.

Nach seiner Meinung soll das Weib sprechen wie seine Hjördis zu Sigurd: „Ich bin keins von den sinnlichen Weibern! Wär' ich ein Mann, ich könnte Dich just so lieben.“ „Just so,“ das bedeutet in jenem in der alten Heldensage spielenden Stücke (Die Helden auf Helgoland): „Ich will mit dir auf Wikingerfahrten gehen, an deiner Seite mit Schwert und Speer kämpfen und helfen, daß dein Name alle anderen Heldennamen überstrahlt.“ Das braucht man nur auf moderne Verhältnisse zu übertragen. Dann wird daraus eine Beziehung wie zwischen Allmers und seiner vermeintlichen Schwester Asta, dem schönsten Typus der Seelenschwester, Lona Hessel und Johannes Tönnesen, Thea Elvsted und Ejlert Lövborg; ja, Johannes Rosmer und Rebekka West müssen in diesem Zusammenhange genannt werden. Denn was Rosmer in Rebekka sucht, ist ja gerade die unsinnliche, seine geistigen Bestrebungen teilende Seele, und dadurch, daß er nichts anderes in ihr sucht und sieht, vermag er diese Seele von ihrer düsteren Sinnlichkeit zu befreien, zu adeln.

Das ist es im wesentlichen, was Ibsens Lebenswerk für uns bedeuten kann. Er zeigt uns eine lange Reihe von Übergangsmenschen, die den Anforderungen der neuen Zeit nicht gerecht zu werden vermögen und darum nach dem harten aber segensreichen Gesetze alles Werdens und Vergehens zermalmt werden müssen. Wir können keine Frauen mehr brauchen wie Nora, die von dem Ernste des Lebens nichts ahnen, keine Betty Bernick, die keine Meinung sondern nur Tränen hat, keine Helene Alving, die nur nach angelernten, unlebendigen Grundsätzen handelt; die Frau der Zukunft ist aber auch keine Rebekka West, die da meint, große Zwecke erreichen zu können, indem sie sich außerhalb der wahren Sittlichkeit stellt und nebenher noch das Begehren ihrer heißen Sinne zu stillen sucht, noch eine Hedda Gabler, die so wenig Frau und Mutter sein will, daß sie der Dichter mit ihrem Mädchennamen nennt, obschon sie nach dem Standesamtsregister Frau Tönnesen heißt. Die Erziehung unserer Mädchen muß umkehren und andere Frauen aus ihnen machen, Gefährtinnen des Mannes, klardenkende und mutig handelnde Geschöpfe mit starkem inneren Leben, die in sich die edelsten Fähigkeiten der Frau ausbilden, die Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit, die, wie auch das Leben für sie falle, immer Mütter zu sein verstehen, wie Lona, wie Martha, wie Tante Julle und wie alle diese rührenden Gestalten fleischgewordener Selbstlosigkeit heißen, die er vor unsere Augen gestellt hat, oder wie die mutigen Vertreterinnen der jungen nach Freiheit in Selbstzucht strebenden Generation, eine Dina Dorf, eine Petra Stockmann, eine Asta Allmers.

Nicht minder lang aber ist die Reihe von Männergestalten, in denen Ibsen die Schwächen der Zeit geißelt. Diese Männer sind unwahr im Grunde ihres Wesens, und — schlimmer als die Frauen — sie sind es mit Bewußtsein und Überlegung. Sie geben sich den Anschein, Idealisten zu sein, aber ihre Ideale werden besser mit dem guten deutschen Worte bezeichnet, das Relling vorschlägt: Lügen, Selbsttäuschungen. Sie sind Egoisten, die dazu noch vorgeben im Dienste einer großen Sache, einer Idee, der Gesellschaft zu stehen. Sie sind Hagestolze, die dem Weibe nicht den ihr gebührenden Platz an ihrer Seite einräumen wollen.

Beide aber, Mann wie Weib, vergessen, daß ihre wahren Aufgaben in der Ehe liegen, deren Erfüllung auch ihr wahres Glück und damit auch das Glück der Gesellschaft umschließt. Alles, was er hierüber zu sagen hatte, hat Ibsen noch einmal gegen Ende seiner Laufbahn in „Klein Eyolf" zusammengefaßt und hier auch die Hauptfrage restlos beantwortet. Klein Eyolfs Vater hat Jahre dahingelebt, ohne zu wissen, was das für ihn be-

deute, daß er Vater sei, an Pflichten und an Glück, und seine Frau nicht mehr. Allmers hat geglaubt, seine Lebensaufgabe sei, ein dickes Buch über „die menschliche Verantwortung“ zu schreiben. Nun hat er entdeckt, daß seine wahre Lebensaufgabe ist, seinen Sohn zu erziehen: „Ich will versuchen, Klarheit zu bringen in all die reichen Möglichkeiten, die in seiner Kinderseele dämmern. Was er nur an edlen Keimen in sich trägt, das will ich zum Wachstum bringen — es soll Blüten treiben und Früchte tragen. Und noch mehr will ich tun! Ich will ihn dabei unterstützen, seine Wünsche in Einklang zu bringen mit dem, was erreichbar vor ihm liegt.“ Welches schöne und richtige Erziehungsprogramm! Aber wie nun, wenn es einem Menschen nicht gegeben scheint, dies Erziehungsprogramm durchzuführen? Wenn er keine Kinder hat, wie Lona und Martha und Julle und die anderen Vertreterinnen des verächtlich so genannten Alten-Jungfernstandes? Oder wenn es dem Ehegatten geht wie Allmers, daß ihm das Kind in dem Augenblick genommen wird, wo er erkannt hat, was es ihm sein kann: seine Pflicht und sein Glück? Nun, dann gilt es eben mit Allmers noch eine Stufe höher zu steigen, noch einen Schritt in der Selbstlosigkeit weiter zu tun mit Lona Hessel. Dann öffnen sich die Arme dessen, der keine eigenen Kinder hat, den Kindern, die keine Eltern haben, in irgend einem Sinne des Wortes Waisen sind, dann reichen Allmers und Rita sich die Hand und füllen in gemeinsamem Erzieherwerke die große Öde ihres Lebens aus. Dann flaggt die Fahne nicht mehr halbmast, dann geht es empor zu den Sternen und zu der erhabenen Stille der in ihrer selbstlosen Tätigkeit beglückten Seele. Aus der mit solchen Schmerzen gewonnenen Weisheit wird die kommende Generation den Segen ziehen.

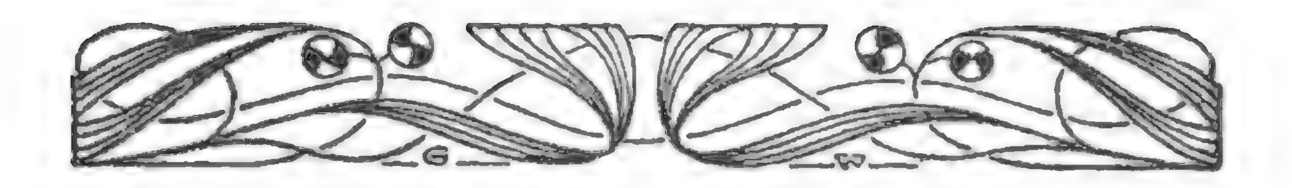
* * *

Ibsen selbst ist ein solcher Erzieher. Haben wir von ihm unter diesem Gesichtswinkel gesprochen, so haben wir schon von dem ganzen Ibsen gesprochen, und es erübrigt nur noch weniger Worte, wenn wir im besonderen hervorheben sollen, was er für unsere Dramatik bedeuten kann. Er soll uns eine Schranke sein gegen das Eindringen wesensfremder romanischer Anschauungen von Lebensglück, von Liebe und Ehe. Er soll unsere dramatische Literatur immer wieder auf die Aufgabe hinweisen, durch deren Erfüllung unser größter und deutschester Dramatiker, Schiller, uns geworden ist, was er uns ist, die Aufgabe der sittlichen Läuterung und Klärung unseres Wesens, der richtigen Erfassung des Lebens und seiner vornehmsten Pflichten. Er soll unseren Dichtern eine Aufforderung sein, nicht dem müßigen Ergötzen oder dem Sinnenkitzel zu dienen, sondern an

der Lösung der großen Aufgaben unserer großen Zeit mitzuarbeiten, Lehrer ihres Volkes im edelsten Sinne des Wortes zu sein.

Dieser Wirkung gegenüber erscheint es als geringfügig, daß unsere dramatische Dichtung gewiß auch von seiner bewundernswürdigen Technik lernen kann und soll, deren Merkmale schon zur Genüge allgemein erörtert und bekannt sind, die es mit neuen Mitteln erreicht hat, die Vortäuschung der Wirklichkeit bis zu einer Vollendung zu treiben, daß seine Stücke auf uns dieselbe Wirkung haben wie Selbsterlebtes, aber vom höheren Standpunkte aus Miterlebtes. Vielleicht wird es uns gegeben sein, noch den einen Schritt über ihn hinauszutun, daß wir mehr als er des Symboles entbehren lernen und für die Dinge den eigentlichen, unzweideutigen Ausdruck zu setzen vermögen, der unmittelbar verständlich ist. Das wäre wünschenswert und heilsam. Denn dieser Zug zur Symbolik und Mystik verbindet Henrik Ibsen mit der Neoromantik, von der ihn doch die Strenge seiner sittlichen Forderungen ebensoweit scheidet, wie von der eigentlichen Romantik. Diese kraftvolle Forderung aber muß jene schwächliche Neigung überwinden so sicher, wie Streben nach Wahrheit, Klarheit und Freiheit siegen muß über feiges Beharren in dem Dunst und Nebel der Selbsttäuschung.

Nennen wir ihn aber ein Vorbild, so geschieht das selbstverständlich unter der Einschränkung, die in dem warnenden Worte Michel Angelos ausgesprochen liegt: „Wer hinter anderen hergeht, kommt ihnen nie zuvor, und wer nicht aus eigener Kraft zu schaffen weiß, kann von anderer Werk keinen Nutzen haben.“ Ein Führer, kein Vormund. Etwas anderes hat er ja auch nicht sein wollen. Wie er erfüllt war von der Auffassung, daß ein ewiger Wandel alles Irdische beherrscht, so wußte er auch, daß das „Dritte Reich“, das er mit prophetischem Seherblick erschaute, auf allen Gebieten, auf dem sittlichen nicht minder als auf dem künstlerischen, neue Aufgaben stellen wird, die von denen unserer Übergangszeit sich unterscheiden werden. Durch diese Übergangszeit gilt es hindurchzukommen unter der Erfüllung der großen Forderung seines Brand: „Alles oder nichts!“ Sind alle Halbheiten überwunden, in denen wir noch mitten inne stecken, sind einst die Gegensätze zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden ausgeglichen, aus denen unserer Zeit die Tragik erwächst, dann wird das Geschlecht heraufgekommen sein, das er zu erziehen verlangt, das in Wahrheit die Freude des Lebens wieder genießt, und dessen „Konto Caritatis“, wie Ibsen es genannt hat, wieder so groß sein wird, wie es in dieser harten Zeit klein geworden ist.



Aus dem Zarenreiche.

Persönliche Erinnerungen und Studien eines deutschen Offiziers.

Von

C. v. Zepelin.

II.

Küstenfahrten am Schwarzen Meere.

Einer unserer an Lebensalter jüngsten, aber an Mut und Energie unstreitig bedeutendsten deutschen Forscher im gelben Weltteile schrieb mir, als ich ihm die Absicht mitteilte, die Länder zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspischen zu bereisen: die Natur ist schön und auch das Leben der Menschen bietet manches Interessante, aber am meisten haben mich doch die Fahrten an den Küsten des Schwarzen Meeres angezogen. Er begründete dies nicht nur mit den landschaftlich, geschichtlich und auf dem Gebiete der Völkerkunde interessanten Punkten, die man berührt, sondern vor allem mit dem „ethnograpischen Mosaik", das uns auf den Dampfern der Schwarzen Meer- und Levante-Linien auf kleinstem Raume nahe tritt. Und meine persönlichen Erfahrungen haben dem verdienten Manne Recht gegeben.

Denn so großartig die Eindrücke einer fremdartigen Natur für den Reisenden im fernen, fremden Lande sein mögen, das Interessanteste bleibt doch stets der Mensch und seine staatlichen, sozialen, religiösen Beziehungen: „The proper study of mankind is man." Wer ein Auge hat für das nie zu erschöpfende Studium des Menschen in Verbindung mit dem Genusse einer fremdartigen, oft überwältigenden Natur, der findet seine Rechnung in reichem Maße an den Küstenländern des Meeres, das in der alten Geschichte und im Mittelalter eine so große Rolle spielte und das auch heute noch als der Vermittler des Verkehrs zwischen Europa und Asien dient.

So lange und eingehend ich mich aber auch früher mit dem Pontus und seinen Landen wie deren Bewohnern beschäftigt hatte, wie ganz anders stellte sich mir doch diese eigenartige Welt des buntesten Völkergemisches dar, als ich sie von Angesicht zu Angesicht kennen lernte, namentlich aber im Kaukasus mit seiner erhabenen, zum Teil noch so unberührten Gebirgswelt und seinen in ihrer Hitze des Sommers und ihrer eisigen Kälte im Winter oft den Menschen überwältigenden Steppen. Hierzu kam für mich das Glück der Bekanntschaft vieler interessanter und bedeutender Männer, die, so verschieden sie nach Abstammung

und Religion, nach politischer Überzeugung und Lebensstellung waren, sich mit derselben Bereitwilligkeit für mich der Belehrung und Klärung der so verschiedenen Eindrücke unterzogen.

Wer einen Dampfer der verschiedenen das Schwarze Meer durchquerenden Gesellschaften besteigt, dem fällt sofort das überaus bunte ethnographische Gemisch der Mitreisenden auf: Neben dem russischen Tschinownik, der zur Erleichterung mancher Formalitäten der Reise stets, auch wenn er nicht die Uniform trägt (von der in Rußland der weitgehendste Gebrauch gemacht wird, da z. B. die Schüler staatlicher Institute, die beurlaubten und verabschiedeten Offiziere die Uniform auch auf Reisen zu tragen bisher verpflichtet waren) doch an der Mütze mit der großen Kokarde erkenntlich ist, der Kaukasier mit seinem Arsenal an Waffen, die einen integrierenden Teil seiner Bekleidung bilden, der oft sehr reichen Tscherkeßka oder der umgehängten zottigen Burka. Dann der Tatar mit der spitzen Lammfellmütze, meist das Messer im Gürtel, der russische Muschik, der Armenier, der Jude des Orients, wie die zahlreichen Söhne Israels mit ihren langen Kaftanen, dem schwarzen Käppchen und den langen zu beiden Seiten des Gesichtes herunterhängenden Haarsträhnen, den Peissaks, der Türke, der Grieche, die von den heiligen Stätten zurückkehrenden oder dahin wallfahrtenden Mohammedaner des südöstlichen Rußlands oder des dem Kaspischen Meere benachbarten Asiens. Sie und viele andere Nationen der Levante, es seien nur die Perser genannt, und die mohammedanischen Frauen aller dieser Stämme, geben ein zuweilen bei nächster Berührung nicht immer einwandfreies, aber für das Auge unendlich malerisches Bild.

In diesem Wirrwarr von verschiedenen Völkertypen bewegt sich der russische Offizier und Soldat, die Vertreter der im Kaukasus angesiedelten Kasakenheere, der Grenzwache, der russischen Geistlichkeit, der Mönche und Nonnen und, last not least, des europäischen und typisch russischen Kaufmanns. Der Tourist des westlichen Europas tritt ganz zurück. Und den Nationen entspricht das Gemisch der mannigfaltigsten Laute, die an das Ohr des Reisenden schlagen. Sie alle finden das gemeinsame Band der Verständigung in einem mehr oder weniger schlechten Russisch, wenngleich es, namentlich unter den Bewohnern des Kaukasus, zahlreiche Untertanen des Zaren gibt, denen bei dem Mangel an russischen Schulen jede Kenntnis der russischen Sprache abgeht.

Es bedarf wohl keiner Erörterung, welchen reichen Stoff der Beobachtung diese Mitreisenden für den in Rußland und am Schwarzen Meere Fremden bieten. Hierzu kommt der Vorzug, daß die Post-Passagierdampfer von Batum an der türkischen Grenze bis Odessa, da sie an allen nur einigermaßen nennenswerten Küstenorten anlegen, immer in der Nähe der Küste fahren, die gleich einem Wandelbild den Reisenden begleitet. Und zu sehen gibt es genug, vor allem die großartigen Bergpartien des Kaukasus, die lieblichen Ufer der südlichen Krim und so manche anderen Teile der Küste, auf deren Bergen hin und wieder die Ruinen der — fast stets im Volksmund als Genueser Schlösser bezeichneten

— mittelalterlichen Befestigungen, auch wohl altgriechische, an eine Kultur und deren unternehmende Träger erinnern, die für lange Jahrhunderte der Herrschaft des Halbmondes weichen mußte.

Die Krim.

Für den deutschen Offizier, der an einem der schönen Frühlingstage des Jahres 1903 bei Sewastopol seinen Fuß an das Ufer der Halbinsel setzte, standen im Vordergrunde des Interesses die kriegsgeschichtlichen Erinnerungen des Krimkrieges, die mit dem Namen dieser Festung und ihres Kriegshafens verknüpft sind, und die Naturschönheiten der russischen Riviera, wie man nicht mit Unrecht die Südküste der Krim, namentlich die Strecke vom Baidar-Tor bis Gursuff, genannt hat. Aber es gibt noch manches andere, was die Krim es wert erscheinen läßt, als Ziel einer Reise zu dienen. Die geschichtlichen Erinnerungen reichen weit hinauf bis in das graue Altertum: Skythen und Griechen, das Reich des Mithridates und das der Chasaren, die Byzantiner und die Tataren, die Venezianer und die Genuesen, endlich die Türken haben vor den Russen dort geherrscht, und die Überreste ihrer Herrschaft und ihrer Kultur und Unkultur, wo es galt, die Errungenschaften ihrer Vorgänger zu zerstören, begegnen uns bei jedem Schritt an der Küste und im Innern. Auch ist es nicht nur die Südküste mit ihrer herrlichen, dem milden Klima entsprechenden Vegetation und dem Treiben der russischen „oberen Zehntausend“ in den „Badeorten und Winterstationen“, sondern auch das Gebirge mit seiner eigenartigen Flora und Fauna und die oft trostlose Steppe nördlich desselben, die den weitaus größeren Teil der nicht weniger als 25 700 qkm großen Halbinsel einnimmt, die die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt.

Nach einer außerordentlich schönen Fahrt, die ich der herrlichen Sommernacht wegen nicht in der „Generalskaja Kajuta“, sondern auf dem Deck verlebte, erreichte ich am Morgen den Hafen der Festung, um von der eleganten Treppe des Grafskaja Pristan ans Land zu steigen. Mit ganz besonderem Interesse begrüßte ich die ersten Forts von Sewastopol, dessen ruhmvolle Verteidigung gegen die Verbündeten gerade in jenen Tagen die Spalten aller militärischen Zeitschriften wie der übrigen Presse Rußlands beschäftigte, da von Regierung und Volk, vor allem aber vom Heere und der Marine, die Vorbereitungen zur Erinnerungsfeier der fünfzigjährigen Wiederkehr jener großen Tage getroffen wurden.

Wie anders hatte es das Schicksal bestimmt! Die schweren Tage des Jahres 1904 und die noch schwereren des Jahres 1905 waren nicht dazu angetan, stolze Gedächtnisfeste zu feiern! Wie ganz anders wurde nach den ersten Unglücksfällen des Krieges der Name Sewastopol genannt als in jenen hoffnungsfreudigen Tagen des Jahres 1903! Hoffnung hatte man zwar im Frühlinge des Jahres 1904 auch noch in Rußland, aber diese Hoffnung auf bessere Zeiten war verbunden mit tief pessimistischen Anklängen. Wir entsinnen uns, damals eine eigenartige Parallele zwischen Port Arthur und Sewastopol in einem der geachtetsten Journale Rußlands gefunden zu haben. Man wies darauf hin,

daß die Verteidigung Sewastopols, wenn sie auch mit der endlichen Niederlage Rußlands geendet hätte, doch für das Land von Segen geworden wäre. Die Aufdeckung der schweren Schäden in der Verwaltung und in dem Heere hätten die Reformen Kaiser Alexanders und die Umbildung des russischen Heeres auf Grund der Allgemeinen Wehrpflicht zur Folge gehabt. So würden auch den Niederlagen des japanischen Krieges eine neue Periode der Reformen folgen.

Daß Rußland aber von der mächtigen Autokratie und dem allgewaltigen Tschinowniktum, von den die Grundpfeiler des ganzen Volkslebens in Rußland bildenden Kirche und Bauerntum der wüstesten Plünderung und dem feigesten Meuchelmord einer sittlich verdorbenen internationalen revolutionären Sozialdemokratie überlassen werden sollte, ahnte auch damals kein noch so nüchtern denkender Patriot. Noch weniger hätte man es für möglich gehalten, daß die ersten Schüsse russischer Forts, russischer Kriegsschiffe und russischer Besatzung in Sewastopol nach langer Friedenszeit auf einen Gegner abgefeuert werden sollten, der russische Uniform trug und auf Kriegsschiffe, die der wiedererstandenen Flotte des Schwarzen Meeres angehörten.

Doch zurück zum Maitag 1903!

Der erste Eindruck, den der Fremde, der Sewastopol vom Meere aus erreicht, von der Stadt empfängt, ist der einer gewissen Enttäuschung. Von Festungswerken sieht man außer einigen Batterien in nächster Nähe des Hafens nur wenig. Statt der in einen Schutthaufen verwandelten oder doch noch teilweise in Ruinen liegenden Stadt treffen wir einen Ort, der in äußerer Erscheinung, in der Anlage seiner Straßen und Plätze weit über den Durchschnitt russischer Städte hervorragt. Setzt man allerdings nach der Ost- oder der Nordseite der Bucht über, so trifft man östlich der sogenannten Südbucht in der Karabelnaja, der Schifferstadt, um die herum die verschiedenen Kasernen der Landarmee und der Flotte sowie zahlreiche Etablissements der Flotte, auf teilweise recht vernachlässigte Straßen. Auf der Nordseite der Bucht, da wo die Leichen von mehr als hundert Tausend russischen Kriegern, die bei der Belagerung im Gefecht oder im Lazarett starben, auf dem „Bruder-Kirchhof", der „Bratskaja Mogila" ruhen, umgibt uns Öde und Verwahrlosung. Der Kirchhof selbst mit seinen Anlagen macht einen würdigen Eindruck. Seine Denkmäler sind historische Erinnerungsstücke, unter ihnen auch das des tapferen und genialen Tottleben, dem man soweit uns bekannt, erst in der letzten Zeit vor dem japanischen Kriege hier eine Ruhestätte bereitet hat. In der auf dem höchsten Punkte des Kirchhofes erbauten Kapelle ist eine nach Truppenteilen geordnete Verlustliste der an den Kämpfen um Sewastopol beteiligten Truppen angebracht. In pietätvoller Weise hat man zahlreiche Erinnerungen an die Belagerung und die wichtigsten Persönlichkeiten des Heeres in einem in der stattlichen Jekaterinskaja, der Katharinen-Straße, erbauten „Museum der Verteidigung Sewastopols" vereinigt. Den bei der Belagerung gefallenen Admirälen Nachimow, Kornilow und Lasareff sind Denkmäler gesetzt. Am Südende der Bucht hoch über dem Bahnhof gelegen, hat man den hier während der

Belagerung die Bastion VI verteidigenden tapferen Artilleristen ein eigenartiges Denkmal errichtet, indem man die Festungswerke in einen sogenannten „Historischen Boulevard“ verwandelte, auf dem Denksteine die Namen und die Stellung der einzelnen Batterien während der Belagerung bezeichnen. Von dort aus schweift das Auge hinüber zu dem alles überragenden Malachow-Hügel, dessen Erstürmung durch die Verbündeten bekanntlich das Schicksal der Südseite Sewastopols entschied. Dieser Malachow ist einer der Kurgane, die man als Totenruhestätten vorhistorischer Zeit anzusehen pflegt, die wohl auch die Sage als große Wegweiser für die die Steppen durchziehenden Nomadenheere erklärt. Jedenfalls wurde er zum zweitenmale zur Schädelstätte am verhängnisvollen 8. September 1855.

Zu der Zeit, als ich Sewastopol besuchte, hatte man sich auch eines anderen „Kirchhofs“ erinnert, der freilich tief unter den Fluten des Meeres seine Stätte hat, nämlich der Schiffe der alten Flotte des Schwarzen Meeres, die man, statt sie den Feinden entgegenzuwerfen und im ruhmvollen Kampf zu opfern, zu eben der Zeit in die Tiefe des Meeres versenkte, als der Gegner auf Mittel sann, wie er sie in den Hafen von Sewastopol einsperren könnte. Admiral Skrydlow, der damalige Oberkommandierende der Flotte des Schwarzen Meeres, hatte Taucherabteilungen in Tätigkeit gesetzt, durch die zunächst ein Teil der „Tschessma“ an die Oberfläche geschafft wurde, um im Museum Aufstellung zu finden.

An die ungeheuren Opfer an Menschenleben erinnern in der weiteren Umgebung der Stadt auch die noch heute erhaltenen Begräbnisplätze der Franzosen, Engländer und Italiener. Wir suchten sie bei Gelegenheit einer Fahrt nach Balaklawa auf. Hier breitet sich unmittelbar an den letzten Häusern Sewastopols eine nur durch wenige Ortschaften und Felder unterbrochene öde und steinige Steppe aus. Als ich am Tage vor dieser Fahrt auf Einladung des Generals Zerpitzkij das Lager des Regiments Brest besuchte, um dort der Schießübung beizuwohnen, trieb ein Sturm, der über die Steppe wehte, solche Staubmassen uns entgegen, daß die Schießübung abgebrochen werden mußte.

In dieser im Winter eisig kalten, im Sommer glühend heißen, von Staubstürmen durchfegten, des Trinkwassers sehr entbehrenden Steppe haben die Verbündeten während der Belagerung vom Ende des Septembers 1854 bis zum September 1855 zugebracht. Ihre Verluste durch Krankheiten waren größer als die durch die Geschosse des Feindes. Als ich an den gut gepflegten Grabstätten der Franzosen und der Engländer stand und so manche Inschrift treuer Liebe und tiefen Schmerzes las, da stand mir die ganze Größe der durch eine Reihe unrichtiger Maßregeln der Heeresleitung der Verbündeten verschuldeten Opfer vor Augen. Doch, so verlockend es ist, will ich der Versuchung widerstehen, den Leser an meinen kriegsgeschichtlichen Erinnerungen teilnehmen zu lassen.

In selten herzlicher Weise genoß ich in Sewastopol die Gastfreundschaft des damaligen Kommandeurs der mit ihrem Stabe dort stehenden 13. Infanterie-Division, des Generals Zerpitzkij. Als Kommandeur des Regiments Wiborg war er dessen Chef, Kaiser Wilhelm II., nahe getreten, in China hatte er deutsche

Truppen unter seinem Befehle gehabt, für die er viel Lob übrig hatte. Launig sagte er mir, daß seine erste Berührung, und zwar an den Gestaden des gelben Meeres, mit einem Mitgliede meiner Familie allerdings eine eigentümliche gewesen sei. Ein junger deutscher Marine-Offizier, ein Graf Z., habe ihm den Eintritt mit seinen Truppen in Shan-hai-kwan verweigert und sich hierbei auf den Befehl der vereinigten Admiräle berufen. Wie ich von meinem Vetter erfuhr, hatte das seine Richtigkeit. Jedenfalls übertrug der General die etwaige Mißstimmung gegen den Vertreter meiner Familie in China nicht auf mich. Als wir auf dem Seeboulevard saßen und ich der tapferen russischen Kameraden gedachte, die hier während der Belagerung durch die Verbündeten in den Jahren 1854 und 1855 den Heldentod gestorben, da antwortete er mit einem begeisterten Hurrah auf Kaiser Wilhelm und depeschierte Seiner Majestät, daß ein russischer und ein deutscher General, der eine einst Kommandeur des russischen, der andere Stabsoffizier des Pommerschen Grenadier-Regiments des Kaisers, auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Sewastopol ihres gemeinsamen Chefs mit einem Hurrah gedacht hätten. Seine Majestät hatte die Gnade, am anderen Tage aus Straßburg dem hierüber sehr beglückten General eine außerordentlich gnädige Antwort zu senden. General Zerpitzkij erhielt bald darauf das 1. Turkestanische Armeekorps in Taschkent und nach Ausbruch des Krieges ein Armeekorps in der Mandschurei. Infolge seiner Verwundungen in der Schlacht bei Mukden starb er im Jahre 1905 in Nizza, wo er Heilung gesucht hatte. — Seine letzten Lebenstage wurden durch eine höchst peinliche Zeitungspolemik getrübt, in die ihn persönliche Angriffe gegen ihn und von ihm gefällte vernichtende Urteile über die Verhältnisse in der Armee verwickelt hatten. Bis in die letzten Wochen seines Lebens blieb der General in brieflichem Verkehr mit mir. —

Einen kurzen Besuch konnte ich während meines Aufenthaltes in Odessa auch dem dort liegenden Teil der russischen Flotte abstatten. Ein russischer Marineoffizier, ein Sohn der baltischen Provinzen, lud mich auf die Kaiserliche Yacht „Standart" ein, die im Begriffe stand, eine russische Großfürstin von Odessa nach Athen zu bringen. Wie kosmopolitisch das Offizierkorps der russischen Marine zusammengesetzt ist, daran wurde ich dadurch erinnert, daß unter den Herren, mit denen ich auf der Yacht bekannt wurde, die Mehrzahl nicht nationalrussischer Abstammung waren, sondern Deutsche und Finnländer. Das Schiff war übrigens mit großer Eleganz eingerichtet. Sogar ein Spielraum für die Kaiserlichen Kinder fehlte nicht. — Mit einem deutschen Kameraden, den ich zufällig getroffen und dem ich zu meiner Freude die Bekanntschaft mit den russischen Truppen vermitteln konnte, trat ich mit dem Gefährt eines Tataren die Reise nach der Perle der russischen Riviera, Jalta, an.

Nach eingehendem Verweilen auf den Kampfes- und Leidensfeldern der Verbündeten erreichten wir Balaklawa. Die Bucht, an der der kleine Ort mit einer Reihe freundlicher Häuschen liegt, ist von so hohen Felsen umgeben und gegen das Meer so abgeschlossen, daß sie zuerst den Eindruck eines Binnensees

macht. Wir kletterten auf einen der Felsen, die sich am schmalen Eingange zum Meere erheben und genossen lange von diesem herrlichen Platze aus das schöne Bild, welches Meer und Landschaft bot. Nicht nur die Trümmer des alten Genueser-Wartturmes, auf denen wir saßen, erinnerte uns, daß wir, so nahe der öden Steppe, doch auf einer der ältesten Kulturstätten unseres Weltteiles uns befanden, sondern auch der Hinweis des treuen „Bädeker“, daß man die Bucht von Balaklawa mit vollem Recht als Lästrygonenbucht der Odyssee ansehen müsse. Und in der Tat, die Verse des Vaters Homeros im X. Buche seiner Dichtung rechtfertigen diese Anschauung.

Nur schwer trennten wir uns von dem schönen Punkt, dessen ernste Ruhe so trefflich zu der Stimmung paßte, in die uns der Gedanke an die Geschichte dieses weltentlegenen Stückes Erde versetzen mußte. Aber es galt noch das Baidar-Tor vor Sonnenuntergang zu erreichen, jenen entzückenden Punkt, wo sich der Blick auf die Südküste, die Riviera der Krim, eröffnet, nachdem man zuerst die öde Hochebene und dann das Waldgebirge des Jaila-Dagh durchschritten hat.

Wenn man nicht mit Unrecht Rußland nachsagt, daß dort die größten Gegensätze unvermittelt nebeneinander liegen, so gilt das in ganz besonderem Grade für die Krim. Einen größeren Wechsel der landschaftlichen Szenerie, aber auch der kulturellen und ethnographischen Verhältnisse, wie er auf verhältnismäßig kleinem Raume dem diese Halbinsel bereisenden Fremden entgegentritt, dürfte man nur in wenigen Gegenden Europas finden.

Am Morgen in der Soldaten- und Matrosenstadt und von allem Komfort umgeben, der das Leben der obersten Schichten des russischen Volkes kennzeichnet, dann durch das öde Steppenplateau, in dem ein Staubwind das Atmen erschwerte, zu der idyllischen Bucht von Balaklawa mit dem Blicke auf das Meer, hierauf wieder zurück in die Steppe, die bald einem aus elendem Krüppelholz, in dem das Vieh der Tataren ungehindert sein Wesen trieb, bestehenden Busch wich, und hierauf im herrlich kühlen, aus den edelsten Laub- und Nadelhölzern bestehenden Bergwald, der nur selten einmal durch ein tatarisches Dorf unterbrochen wurde, zu dem Baidar-Tor. In einem elenden tatarischen Wirtshaus, das von europäischer Kultur nur die Preise aufwies, blieben wir zur Nacht und genossen am andern Morgen bei Sonnenaufgang von dem auf steiler Höhe über dem Meere liegenden Felsen des Baidar-Tores eine Aussicht über das am Fuße der sich unvermittelt erhebenden Berge des taurischen Gebirges sich ausbreitende Küstenland mit seiner südlichen Pracht. Der Eindruck wurde noch verstärkt durch den Gegensatz zu der hinter uns liegenden öden Gegend. Und als hätte des Malers Hand das Bild ergänzen wollen, lag vor uns auf steilem Felsenvorsprung die im edelsten griechischen Stile erbaute Kirche von Foros.

Hätte uns unser Tatar nicht gedrängt, vor Eintritt der größten Hitze Jalta zu erreichen, so hätten wir sicher dort oben noch lange gesessen und einen Anblick genossen, wie er sich wohl nur selten in solcher Schönheit bietet.

In steilen Kehren ging es nun hinunter. Zur linken das zerklüftete Kalksteingebirge mit seinem den Forstmann wie den Naturfreund erfreuenden Bestand an edlen Laub- und Nadelhölzern, von denen einzelne wie die taurische Kiefer der Krim eigentümlich sind, zur rechten am Meere, dessen Umsäumung in wirrem Wechsel hinuntergestürzte riesige Felsblöcke bilden, Wäldchen, Gärten und Parks der oft fürstlichen Lustschlösser mit ihrer ganz südlichen Vegetation, Cypressen, die der Gegend ihren Charakter geben, Lorbeeren, Palmen, Granat-, Feigen- und Maulbeerbäume, Pinien und die Eichen des Südens.

Der Anblick der großartigen Bauten und ihrer Umgebungen ist vielleicht vom Meere aus, wo ich ihn auf der Rückkehr vom Kaukasus genossen, noch schöner. So der Anblick von Ai-Todor, der Besitzung des Großfürsten Alexander Michailowitsch, des Chefs der „Hauptverwaltung für Seehandelsschiffahrt und Häfen", dessen Datsche „Lastotschkino Gnjäsdo", ihrem Namen (Schwalbennest) Ehre machend, auf einem vorspringenden Felsen geradezu über dem Meere schwebt.

Alupka, die Schöpfung des kunstsinnigen Fürsten Woronzow, besuchten wir. Die Gründung dieses Herrensitzes soll seinerzeit 6 Millionen Mark gekostet haben. Es war die Zeit der dreißiger Jahre, in der das Vermögen der russischen Grands Seigneurs noch unbeschränkt zu sein schien. Aber dies Geld ist hier mit seltenem Verständnis für ein Besitztum verwandt worden, dessen Anlage allerdings die Natur in hohem Maße begünstigte. Es würde zu weit führen, hier auch nur eine Idee von den Schönheiten Alupkas geben zu wollen, dessen subtropische Gewächse einem botanischen Garten Ehre machen würden. Man kann sich in den Zauber der orientalischen Märchen träumen, wenn man vom Meere aus die maurische Halle des — nach der Landseite übrigens, soweit uns erinnerlich, eine gothische Facade zeigenden — Schlosses, umgeben von Springbrunnen, Löwenstatuen und Pflanzen der schönsten und seltensten Arten, erblickt. Das vielgerühmte Schloß der Kaiserlichen Familie in Livadia, das ich mit seinem Park von Jalta aus besuchte, hat auf mich nicht den großartigen und doch schönen Eindruck gemacht wie Alupka. Die Gartenanlagen sind ja bedeutend, aber von der Natur weit mehr begünstigt ist die Lage vieler anderer Schlösser, an denen mich mein Weg vorüberführte. Die verschiedenen Bauten, Kavalier-, Dienerhäuser usw. waren im gefälligen Villenstyl gebaut, die der Kaiserlichen Familie selbst zur Wohnung dienenden Schlößchen einfach und wohnlich.

Man kann sich vorstellen, wie Zar Alexander II. Livadia liebte, dessen kleines Schlößchen bekanntlich auch seines Sohnes Sterbehaus wurde. Die kaiserliche Familie soll hier in der einfachen Weise ihr Leben zubringen, die den Verkehr in ihr zwischen Eltern und Kindern auszeichnet. Einen Schatten auf diese Idylle warfen für mich nur die nach der Erklärung des mich auf dem Wagen begleitenden Schloßgarde-Unteroffiziers im Gebüsch versteckten Schutzräume für die stets während der Anwesenheit der kaiserlichen Familie den Sicherheitsdienst versehenden Geheimpolizisten, Gendarmen usw., welche ich an vielen Punkten des Parkes entdeckte.

Über Jalta ist ja so viel geschrieben, daß ich mich darauf beschränke, es für einen der lieblichsten Flecke der Erde zu erklären, den ich gesehen. Gegen Norden durch die steil aufragenden Felsen des Jaila Dagh, dessen hervorragendster Punkt, der Ai-Petri, ein beliebtes Ziel des „Berg-Klubs" ist, begrenzt, ziehen sich die in reichen Gärten gelegenen Villen amphitheatralisch die Höhen hinan. Aber dies Paradies ist auf der einen Seite zum großen Sanatorium geworden, das alljährlich große Mengen von Todeskandidaten beherbergt, die von der in Rußland so grausamen Schwindsucht und anderen Leiden Heilung suchen, auf der anderen aber ein Ort der Zerstreuung der reichen Welt von Moskau und Petersburg. Diese Kontraste treten den Fremden überall entgegen. Die Lebewelt der Residenzen, die nur das Vergnügen, und der Kranke, der nur Gesundheit und Ruhe sucht, stoßen hier dicht aufeinander. Daneben die eingeborene Bevölkerung in Gestalt der Tataren. Aber Jalta besitzt auch einen Bruchteil deutscher Bevölkerung, zu dem die deutschen Kolonisten der vielen deutschen Ansiedlungen in der Krim vielleicht den Stamm abgaben, deren wesentlichster Bestandteil aber heute Ärzte der vielen Heilanstalten, Kaufleute, Apotheker, Beamte, Besitzer von Hotels und Pensionen, Kaufleute usw. sind. Daß Armenier und Juden nicht fehlen, ja die ersteren sogar eine nicht unwichtige Rolle spielen und vorzugsweise zu den gut situierten Klassen der Handeltreibenden gehören, sei nebenbei erwähnt. Die Tataren, die Nachkommen der alten Herren der Krim und fast durchgängig Mohamedaner, sind in wirtschaftlichem Rückgange begriffen. Ihre Zahl wird sehr verschieden angegeben, sie hat sich in den letzten Jahren durch die systematisch betriebene Auswanderung nach der Türkei noch mehr vermindert. Was ich von Tataren auf der Krim kennen lernte, hat auf mich keinen ungünstigen Eindruck gemacht. Die Tataren, die als Pferdevermieter oder Kutscher sich in Jalta den Fremden anbieten, sind meist trefflich aussehende Leute. Wie der Volksmund sagt, hätte schon manche elegante Weltdame aus den Petersburger und Moskauer Salons ihr Herz an den schönen Tataren verloren, der sie auf ihren Ritten in die Berge begleitete.

Gerade als ich die Krim besuchte, befand sich die tatarische Bevölkerung in großer Erregung, die sich namentlich in einer starken Auswanderung kund gab. Wenn man bedenkt, daß der fünfte Bewohner der Krim tatarischer Abkunft sein soll und sie meist fleißige friedliche Ackerbauer und besonders Viehzüchter, aber auch Weinbauer sind, so würde der Verlust der tatarischen Bevölkerung für die Krim von großem Nachteile sein. Sie bilden zum Teil noch heute geschlossene Gemeinden, ja man hatte ihnen sogar in der in letzter Zeit zum Regiment erweiterten Krim-Tataren-Division (Halbregiment), die in Simferopol garnisoniert, eine Art nationaler Vertretung im Heere gewährt. Im übrigen hatte man — wie mir Tataren versicherten — sie früher meist den im Gouvernement Taurien garnisonierenden Truppenteilen zugeteilt. Dies sollte vor 1903 aufgehört haben, und bildete einen der Gegenstände ihrer Klagen. Im Krimkriege, als die Verbündeten einen Teil der Halbinsel besetzt hatten, bewiesen sie ihnen ihre un-

zweideutigen Sympathien, durch die sich manche kompromittierten und viele der Aufforderung der Türken zur Auswanderung nachgaben. Das Land der auswandernden Tataren zog aber zum großen Teile die Krone als herrenlos ein. War es doch früher als Steppe meist für die Weide der großen Herden benutzt. Die Waldungen, soweit sie namentlich im bergigeren Teile der Halbinsel vorhanden, hatten die Tataren, teils weil sie ihr Vieh nach Belieben in ihnen weiden ließen, teils weil sie überhaupt keinen Sinn für Nutzung der Forsten besitzen, arg verwüstet. So hat die Maßregel der Regierung, große Teile des Gebirgswaldes zum Bannwald zu machen und mit Ernst an die Aufforstung zu gehen, volle Berechtigung. Dieser Wald mit seinen seltenen Laubbäumen und den riesigen Exemplaren von Kiefern, namentlich der taurischen, habe ich bei meinem Ausfluge mit dem Bergklub auf den Ai-Petri kennen und bewundern gelernt. — Doch zurück zu den Tataren.

Man hat deren Auswanderung von gewisser ultra-russischer Seite wesentlich auf nationale und religiöse Motive zurückgeführt. Daß diese mitsprachen, und von der türkischen Regierung oder doch von türkischen Kreisen benutzt wurden, ist nicht unwahrscheinlich. Mich interessierte das Schicksal dieses im Schwinden begriffenen, einst von den Russen so gefürchteten Volksstammes außerordentlich, und ich benutzte jede Gelegenheit, um mich mit Tataren näher bekannt zu machen und über ihre Anschauungen zu unterrichten.

Namentlich hatte ich mich in dem schönen Gursuff, einem Tatarendorf, neben dem der Herzog von Richelieu einst den herrlichen Park anlegte und ein Schloß erbaute, in dem 1820 Puschkin seine Gastfreundschaft genoß, und das heute mit seinen Luxushotels zu einem von der Crême der Gesellschaft, der Jalta zu unruhig ist, besuchten eleganten Badeort geworden ist, mit einem sehr würdigen alten Tataren angefreundet.

Sein Haus lag auf der Höhe über dem Treiben des Badelebens, der den Anhängern des Islam so fremden Welt, unweit des Weges nach dem steil über der Küste sich erhebenden Aju Dagh (der Bär). Durch einen nicht gerade sauberen Hof, an dem sich ein Stallgebäude befand, trat ich in sein Haus. Im Männerzimmer, das einige alte Divans enthielt, empfing er mich und trotzdem ich mit Rücksicht auf die Armut und auch auf die nicht gerade sauberen Gefäße, den mir angebotenen Café à la tatare dankend ablehnen wollte, mußte ich ihn doch annehmen, um ihn nicht durch Verweigerung des Beweises orientalischer Gastfreiheit zu verletzen. Dafür schüttete mir der Alte mit Hilfe der wenigen russischen Brocken, über die er verfügte, sein Herz aus. Er stammte aus alter tatarischer Familie, denen große, von russischen Spekulanten für billiges Geld erkaufte Gründe gehört hatten. Bitter empfand er seine Armut, die in grellem Gegensatze zu dem Luxus des Mode-Hotels stand, das ich eben verlassen und vor dem ich bei den Klängen eines Bade-Orchesters unter all dem oft hypereleganten Publikum promeniert hatte. Zwei scheinbar miteinander unvereinbare Welten berührten sich hier in schroffster Weise.

Auf meine Frage, ob es wahr sei, daß auch aus der Umgegend von Gursuff binnen kurzem wieder eine Anzahl Tataren-Familien nach Kleinasien zu wandern gedächten, gab er eine bejahende Antwort. Auf meine weitere Frage, ob sie sich denn überzeugt hätten, daß sie in der Türkei nicht in bitteres Elend kämen, wie es z. B. einem Teile der Tscherkessen ergangen sein sollte, bemerkte er, daß sie immer Kundschafter voraussendeten, um sich Land anweisen zu lassen und sich über die Verhältnisse zu unterrichten.

Aus seinen Antworten gewann ich folgendes Bild:

Die Zeit, wo die Tataren sich als Herren der Steppen mit ihren Herden so frei bewegen konnten, ist für sie unwiderruflich dahin. Namentlich haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von Grund auf geändert. In dieser kurzen Zeit ist auf der Steppe alles anders geworden: Bewohner, Bodenkultur, die Lebensweise, ja sogar das Klima. Neue Ankömmlinge brachten das Land von den tatarischen Fürsten und Edelleuten käuflich an sich: Russen, Deutsche, Esthen, Tschechen, Bulgaren und andere und führten eine ganz andere landwirtschaftliche Benutzung des Bodens ein. Das alles war so überraschend schnell für die Tataren und ihren konservativen Sinn gekommen, daß die neuen Bewohner sie teils durch wirtschaftliche Überlegenheit, teils durch die Überrumpelung infolge gewandter, vielleicht auch oft skrupelloser Spekulation aus ihrer früheren herrschenden wirtschaftlichen Stellung, ehe sie es gewahr wurden, verdrängten. So wurden die früheren „Herren der Steppe" oft zu Pächtern und Tagelöhnern oder gingen doch in ihrem Wohlstande zurück.

Auf den Stätten ihres früheren Besitzes entstanden Villen, Hotels, Sanatorien und Schlösser. Überall erheben sich russische Kirchen, oft mit stolzer Pracht, während die Moscheen und die Minarets der Tataren verfallen. Als nun auch in den letzten Jahren Mißernten die kleinen Grundbesitzer in eine schwierige Lage brachten, da gewannen die zur Auswanderung mahnenden Elemente immer mehr Boden unter ihnen. Die russische Regierung hatte vor einiger Zeit zur Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse eine Kommission eingesetzt — mit Kommissionen sucht man sich ja im Zarenreiche stets über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen —, die über die Versorgung der landlosen Tataren beraten sollte. Andererseits sind auch oft die Latifundien, die früher von russischen Großen oder Geldmännern zu günstiger Zeit erstanden wurden, nicht immer kulturell nützlich verwertet. Man hat übrigens seitens der Regierung ein Verbot erlassen, das den Tataren verbietet, ihre Ländereien zu verkaufen. Ob dies noch heute besteht, sei dahingestellt. Anscheinend sammeln sich die nach allen Richtungen hin bedrückten Tataren um ihre Geistlichkeit, und diese steht wohl mit der des türkischen Reiches in Verbindung.

Es war ein wehmütiger Eindruck, in der in ihrem Äußern und Innern Spuren des Verfalls aufweisenden Moschee die einstigen Herren des Südens Rußlands, eine Anzahl zerlumpter Tataren auf der Erde kauernd zu sehen, denen einer von ihnen aus dem Koran vorlas und ihre Gebete anstimmte. Und dennoch hatte ich das Gefühl, daß der Einfluß der Geistlichkeit in jener Moschee auf ihre

Gläubigen nicht geringer war als der der griechischen in jenem benachbarten stolzen Kuppelbau. Wird aber das Andreaskreuz für immer an jenen herrlichen Küsten herrschen, an denen Jahrhunderte lang der Halbmond seine Macht behauptete? —

Mich führte ein günstiges Geschick auch mit einer Anzahl von Vertretern des Deutschtums an den Gestaden der Krim zusammen, wodurch ich nicht nur das Glück hatte, eine Reihe von außerordentlich liebenswürdigen und in ihrer Tätigkeit hervorragenden interessanten Persönlichkeiten kennen zu lernen, sondern auch Gelegenheit hatte, einen tiefen Einblick in manche Verhältnisse zu erlangen, wie er mir sonst als Reisenden niemals geboten wäre.

Um das Gebirge kennen zu lernen, riet mir der französische Besitzer des Hotels, in dem ich abgestiegen, mit dem „Gornüj Klub" die Fahrt nach dem Ai-Petri zu machen. Als ich mich nach dem Geschäftslokal desselben am Hafen begab, traf ich einen sehr stattlich aussehenden Herrn mit einer Beamtenmütze auf dem Kopfe und einem hohen russischen Orden am Halse. Als ich ihn auf russisch um Auskunft bat, stellte er sich mir als Deutscher vor: Staatsrat Friedrich Weber. Wir kamen in das Gespräch, und ich erfuhr, daß seine Familie aus Westdeutschland stamme, er sei Arzt und Besitzer der „Quisisana", einer Kuranstalt, Vorstand des Bergklubs, dessen Ausflüge er leitete und neben anderen Ehrenämtern auch Vorstand des evangelisch-lutherischen Kirchenrats der St. Marien-Kirche. Wahrlich ein Mann von vielseitiger Begabung und unermüdlicher Tätigkeit. Seine hohe Intelligenz und sein tief angelegter christlicher Charakter hatten ihn zum Vertrauensmann weiter Kreise gemacht, trotz der Friktionen, welche religiöse und nationale Fragen so leicht in Rußland zur Folge haben.

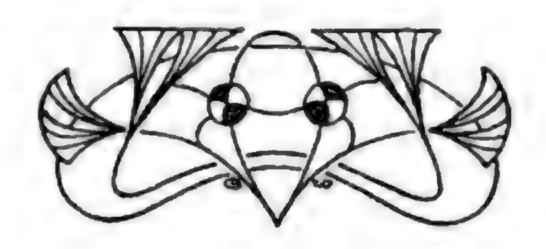
Wer, wie wir in unserm Vaterlande, eine vom Staat beschirmte, teilweise unterstützte und in ihrer materiellen Existenz durch regelmäßige, bestimmte Einnahmen gesicherte evangelische Kirche hat, der kann sich nur schwer ein Bild der Lage der Evangelischen im Zarenreiche machen. Nicht allein, daß sie nur auf die aus ihrer Mitte aufgebrachten Mittel angewiesen sind, haben sie auch andauernd mit der Beschränkung durch die griechisch-orthodoxe Kirche zu kämpfen, so daß z. B. bisher die Kinder jeder Ehe, in denen ein Teil der griechischen, der andere der evangelischen Kirche angehörte, der griechischen Kirche zufielen. Wie schwer die kirchliche Versorgung der Gemeinden ist, die oft über einen Raum verstreut sind, der einem der deutschen Mittelstaaten gleich ist und deren Mitglieder sich untereinander kaum kennen, bedarf wohl keiner Begründung. In den in sich abgeschlossenen deutschen Kolonien sind die Gemeinde-Verhältnisse günstiger. Ganz anders aber in einer Stadt wie Jalta, die heute ein Kurort ersten Ranges, vor fünfzig Jahren noch eine kleine Kreisstadt war, in der sich die wenigen Evangelischen der Stadt und Umgegend zusammenfanden, um, wenn es die Verhältnisse ermöglichten, einen Gottesdienst abzuhalten. Wie schwierig dies aber war, beweist wohl die dürre Notiz in den Kirchenbüchern, daß in den 10 Jahren von 1849 bis 1859 nur 5 Gottesdienste abgehalten wurden, oft mit 3- bis 4jährigen Pausen. Seit dem Jahre 1885 im Besitze einer eigenen Kirche, war es bei dem

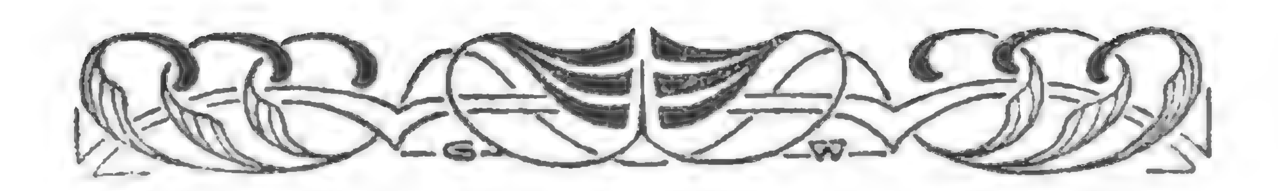
riesigen Bezirk, den der Geistliche zu bereisen hatte — die ganze Südkrim — doch nicht möglich, öfter als 3 bis 4 Mal im Jahre pastoralen Gottesdienst zu halten. An hohen Festtagen fanden solche niemals regelmäßig statt. Um diesem Elende abzuhelfen, schlug Staatsrat Dr. Weber im Jahre 1885 vor, Lesegottesdienste einzurichten.

Weber war es, der zumeist in den letzten Jahren diese abhielt. Selten hat mir ein evangelischer Christ soviel Achtung eingeflößt, als dieser in einer reichen Berufs- und öffentlichen Tätigkeit stehende Mann, der zugleich der Führer seiner Gemeinde war. Mit Stolz sagte er mir, daß außer dem edlen Kaiser Alexander II. und verschiedenen, namentlich in der Krim ansässigen Mitgliedern der Kaiserlichen Familie auch Kaiser Wilhelm I. eine sehr bedeutende Summe für den Kirchenbau gespendet und die Kirchenglocke geschenkt, die das Bild des Kaisers trägt und daß der Generaladjutant von Werder, der spätere Botschafter, sehr rege Beihilfe geleistet hätte.

Als mir Weber klagte, daß es ihm an guten Predigtbüchern fehle, hatte ich die große Freude, ihm durch die Güte des auch von ihm hochverehrten Hofpredigers Stöcker ein solches zukommen zu lassen. Es wäre dringend zu wünschen, daß man auch von anderer Seite in gleicher Weise die evangelischen Gemeinden deutscher Zunge in Rußland unterstützte. Man denke nur an die durch ganz Ostasien und Turkestan zerstreuten deutschredenden Evangelischen, die nach Lage der Dinge niemals eine Predigt zu hören bekommen, nie Gelegenheit haben die Sakramente zu empfangen. — Ob der treffliche Staatsrat Dr. Weber noch am Leben, ist mir unbekannt, ebenso ob er noch seiner Gemeinde und dem öffentlichen Wohle Jaltas zu dienen vermag. Das Schicksal hat ihn schwer geprüft. Seine hochbegabte Tochter, die zur Fortsetzung ihrer biologischen Forschungen in Alexandrowsk an der Murmanküste im hohen Norden weilte, wurde dort bei Gelegenheit eines Sturmes auf der Rückkehr von den Ainowskij-Inseln ein Opfer ihres Strebens.

Sollten diese Blätter ihm einmal zu Gesicht kommen, mögen sie ihm und den andern neugewonnenen deutschen Freunden in der Krim einen herzlichen Gruß aus dem Norden bringen. Wie weit der Krieg und die Revolution sie zerstreut hat, bewies ein Gruß, den einer derselben, Dr. Thiermann, mir aus — Wladiwostok zusandte, wohin ihn der Feldzug von der Seite seiner jungen Frau, die einst so liebenswürdig die Honneurs beim improvisierten Mahle auf den Höhen des Ai-Petri gemacht, getragen hatte.





Die deutschen Handelshochschulen.

Von

H. Raydt.

„Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines echten Handelsmanns." Goethe.

Eine der besten Eigenschaften des germanischen Stammes ist das Streben nach Erkenntnis, der Drang nach Wahrheit. „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt." Das Wort Bacos von Verulam „Vere scire est per causas scire" hat seit Jahrhunderten den Geist der germanischen Völker bewußt und unbewußt geleitet. In Deutschland hat dieser Drang seit dem Mittelalter zur Errichtung und dem wissenschaftlichen Ausbau unserer Universitäten geführt, und diese haben in einer Weise, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, zur heilsamen Entwicklung, nicht nur des geistigen und gemütvollen Lebens unserer gelehrten Stände, sondern des ganzen Volkes beigetragen. Die durch die Universitäten mittelbar und unmittelbar hoch gehaltene ideale Geistesrichtung der deutschen Nation hat uns wie ein heilbringendes Palladium in allem Sturm und Drang unserer bewegten Entwicklungsgeschichte, in den Zeiten der völligen Zerrissenheit und der tiefsten politischen Erniedrigung als gemeinsames Gut erhoben und erhalten. Wenn auch bei uns das Wissen oft zu hoch eingeschätzt werden mag, so hat doch das Wort „Wissen ist Macht" bei uns seine Wahrheit erprobt, und deutlicher als die Geschichte irgend einer anderen Nation beweist die des deutschen Volkes bis auf den heutigen Tag, daß der richtige Idealismus zugleich der beste Realismus ist.

Die deutschen Universitäten waren anfänglich nur für die gelehrten Berufe bestimmt, und so bildeten die vier Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie im wesentlichen nur die Vorbildungsstätten für Pfarrer, Richter, Ärzte und Lehrer. Bald aber empfanden auch andere Stände den Drang nach einer Erweiterung und Vertiefung der für sie in Betracht kommenden Wissensgebiete und nach einer Ausbildung, wie sie nur auf Hochschulen gegeben werden kann. So entstanden im

Laufe der Zeit, besonders im vorigen Jahrhundert, technische, bergmännische, forstwirtschaftliche, tierärztliche, künstlerische, landwirtschaftliche und militärische Hochschulen, zum geringen Teil im Anschluß an die Universitäten, meist aber als selbständige Anstalten. Ob die letzte Entwicklung die richtige war, oder ob es besser gewesen wäre, die verschiedenen Zweige wissenschaftlicher Forschung und Bildung in den Universitäten vereint zu erhalten, soll hier nicht untersucht werden.

Die letzten Jahre des XIX. und die Anfangsjahre des jetzigen Jahrhunderts haben Deutschand dann die neuesten Errungenschaften wissenschaftlicher Hochschulbildung gebracht, die Handelshochschulen.

Es ist eigentümlich, daß für den Handelsstand die Hochschulen erst so spät nach allen andern entstanden sind. Der Weltverkehr unseres neuzeitlichen Großhandels erfordert doch einen mit vielen und hohen Kenntnissen ausgestatteten, scharf und rasch denkenden Geist, und es ist wirklich schwer einzusehen, „weshalb ein Mann, dessen Leben sich im Handel abspielen soll, aus einer Hochschulbildung nicht ebensoviel Vorteil ziehen soll, wie ein Mann, der einen Platz in irgend einem der gelehrten Berufe einnehmen soll" (Chamberlain). Oder sollten die Aufgaben des Handels nicht einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sein? Nur Unkenntnis mit unsern modernen Handelswissenschaften kann das verneinen.

Es hat im XVIII. Jahrhundert auch nicht an einzelnen Ansätzen, die auf eine Handelshochschule hinauskommen wollten, gefehlt. So begründete schon im Jahre 1723 Jacob Marperger, ein sächsischer „Merkantilist", in seiner Schrift „Trifolium mercantile aureum" (Dreifaches güldenes kaufmännisches Kleeblatt) die Notwendigkeit, „auf Universitäten öffentliche Professores mercaturae zu verordnen, die die Kaufmannschaft und alles, was in dieselbe hinein laufft und von solcher dependiret, dozieren müßten".

Aber großen Erfolg hatten diese und andere Handelshochschulbestrebungen des XVIII. Jahrhunderts nicht. Nur in Hamburg entstand 1768 eine von Professor Johann Georg Büsch geleitete „Handlungs-Akademie", die eine Zeitlang große Beachtung in ganz Europa fand und Männer wie Alexander von Humboldt zu ihren Schülern zählte, die aber doch sich wegen der in Kaufmannskreisen herrschenden Vorurteile nicht voll entwickeln und halten konnte. Unsere jetzigen Handelshochschulen verdanken ihre Anregung zweifellos dem 1896 gegründeten Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen und insbesondere der energischen Tätigkeit seines Vorsitzenden, des Regierungsrats Dr. Stegemann zu Braunschweig. Im Auftrage dieses Verbandes übernahm der damalige

Syndikus des Königlichen Kommerzkollegiums in Altona, Dr. Ehrenberg, jetzt Universitätsprofessor in Rostock, die Aufgabe, eine Denkschrift über die Errichtung von Handelshochschulen abzufassen, und versandte zunächst einen Fragebogen an deutsche Kaufleute, Industrielle, kaufmännische Vereine, Professoren, Handelsschulmänner und andere Sachverständige, um deren Ansichten über die Frage des Bedürfnisses von Handelshochschulen zu ermitteln. Von 301 eingelaufenen Antworten sprachen sich 249 unbedingt, 11 bedingt für und 41 gegen die Errichtung von Handelshochschulen aus. Die hierauf fußende sehr bemerkenswerte Ehrenbergsche Denkschrift erschien im Mai 1897; sie befürwortet die Gründung von Handelshochschulen in Deutschland und schließt mit den Worten:

„Gerade die deutsche Wissenschaft, wenn sie sich mit dem nötigen Verständnisse für die Bedürfnisse der Gegenwart erfüllt, ist vor allem berufen, diesem neuen Typus einer Lehranstalt ihren lebenden Odem einzuhauchen. Sie hat schon größere Aufgaben vollbracht, aber kaum je eine Aufgabe von solcher Bedeutung für das praktische Leben."

Im Juni 1897 tagte dann in Leipzig ein von dem genannten Verbande einberufener großer kaufmännischer Kongreß, der von Vertretern deutscher Handelskammern, Direktoren und Lehrern kaufmännischer Unterrichtsanstalten, praktischen Kaufleuten, Industriellen und anderen Sachverständigen sehr zahlreich beschickt war. Auf ihm wurde die Frage nach dem Bedürfnis der Errichtung von Handelshochschulen beinahe einstimmig bejaht.

Wenn es sich nun darum handelte, die Erkenntnis dieses Bedürfnisses in die Wirklichkeit überzuführen, so lag für Kenner der staatlichen und kaufmännischen Verhältnisse in Deutschland der Gedanke nahe, daß Leipzig vor allen andern Orten unseres Vaterlandes geeignet sei, die Heimstätte einer deutschen Handelshochschule zu werden. In der Tat gelang dort auch die Errichtung überraschend schnell. Auf Grund einer von dem jetzigen Studiendirektor Hofrat Professor Raydt verfaßten Denkschrift wurde der Plan eingehend beraten, die Leipziger Handelskammer übernahm die finanzielle Garantie, und durch das einmütige, verständnisvolle Zusammenwirken der Königlich Sächsischen Staatsregierung, der Leipziger Universität, der städtischen Behörden und der altbewährten Öffentlichen Handelslehranstalt konnte am 25. April 1898 die Leipziger Handelshochschule als die erste in Deutschland in der Aula der Universität eröffnet werden. Sie hängt mit der Universität insoweit zusammen, als die Studierenden als Hörer an vielen juristischen, volkswirtschaftlichen, geographischen und anderen wissenschaftlichen Vorlesungen der Universität teilnehmen, ist aber im übrigen eine selbständige Anstalt, die von einem aus 11 Mitgliedern

bestehenden Senate und dem Studiendirektor geleitet wird. Ihre Einrichtungen, die wir mit denen der anderen Handelshochschulen betrachten wollen, haben sich bewährt, und der Erfolg ist ein solcher gewesen, daß alle bösen Prophezeiungen, an denen es auch hierbei wahrlich nicht gefehlt hat, nicht nur nicht eingetroffen sind, sondern daß, was seltener vorkommen wird, die Erwartungen auch der größten Optimisten übertroffen wurden. Während der erste Haushaltplan mit 50 Studierenden rechnete, wurden schon im ersten Semester 97 rite immatrikuliert, und die Zahl ist ohne Einrechnung der Hörer bis auf 720 im letzten Studienjahre gestiegen, trotzdem Aachen, Cöln und Frankfurt a. M. hinzukamen.

Schon am 1. Oktober desselben Jahres wurde unter dem Namen „Zweijähriger Kursus für Handelswissenschaften an der Königlichen Technischen Hochschule in Aachen" die zweite deutsche Handelshochschule gebildet. Sie verdankt der Hauptsache nach ihre Entstehung Aachener Industriellen und Kaufleuten. Sie wird unter dem Vorsitz des Rektors der Technischen Hochschule von einem Kuratorium und dem Studiendirektor geleitet. Als wirkliche Studierende werden nur junge Leute mit Abiturientenexamen einer neunklassigen höheren Lehranstalt aufgenommen, solche mit geringerer Vorbildung werden Hörer. Der ganzen Natur der Sache gemäß ist der Besuch ein viel geringerer gewesen, als an den anderen Handelshochschulen. Im vorigen Winter gab es 28 Besucher, 15 Studierende und 13 Hörer, zu denen noch die an einzelnen Vorlesungen teilnehmenden Gäste und die Besucher der handelswissenschaftlichen Abendvorlesungen hinzukommen.

Am 1. Mai 1901 trat dann die Städtische Handelshochschule in Cöln ins Leben. Sie verdankt ihre Entstehung in erster Linie der hochherzigen Stiftung eines weitblickenden hervorragenden Kaufmanns und Industriellen, des Geheimen Kommerzienrates Gustav von Mevissen, der bereits im Jahre 1879 zu der Gründung einer Handelsakademie in Cöln ein größeres Kapital stiftete, das später durch ihn und die Stadt auf 1 Million Mark erhöht wurde. Das Projekt wurde 1893 dem Rheinischen Provinziallandtage unterbreitet, von diesem aber abgelehnt. Die spätere Errichtung der Cölner Handelshochschule ist hauptsächlich der energischen und verständnisvollen Förderung des Oberbürgermeisters Wilhelm Becker zu verdanken. Sie wird von einem aus 12 Mitgliedern bestehenden Kuratorium und dem Studiendirektor geleitet und hat sich ebenso wie Leipzig von Anbeginn an einer stetig steigenden Besuchsziffer zu erfreuen gehabt. Im vorigen Winter zählte sie 304 Studierende, 8 Prüfungskandidaten, 46 Hospitanten und 1278 Hörer.

Am 21. Oktober desselben Jahres wurde dann die „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M.“ eröffnet. Sie verdankt ihre Entstehung hauptsächlich dem von dem Privatmann W. Merton 1896 begründeten Institute für Gemeinwohl, der Frankfurter Handelskammer und der Stadtverwaltung. Sie wird verwaltet von dem aus 19 Mitgliedern bestehenden „Großen Rate“ und einem Verwaltungsausschuß. Von letzterem wird auf je zwei Jahre ein Rektor gewählt, dem die Leitung der Geschäfte obliegt. Die Besuchsziffer betrug im letzten Winter im ganzen über 700.

Im Oktober dieses Jahres ist nun die neue Handelshochschule Berlin ins Leben getreten. Sie ist, wie der kürzlich herausgegebene Bericht hervorhebt, „eine Schöpfung der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Unter den Handelshochschulen ist sie,“ wie der Bericht weiter anscheinend mit etwas Stolz hervorhebt, „die einzige, die, aus der alleinigen Initiative einer kaufmännischen Körperschaft hervorgegangen, von dieser aus eigener Kraft unterhalten wird“. Sie wird unter Mitwirkung eines aus 21 Mitgliedern bestehenden Großen Rates (darunter je einem Vertreter des Handels- und Kultusministeriums, der Universität Berlin, der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, des Magistrats, der Stadtverordneten-Versammlung und der Handelskammer) von den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin verwaltet und von einem Rektor geleitet werden, der für die ersten 3 Jahre von dieser Korporation bestimmt ist, später aber von dem Dozentenkollegium gewählt werden soll. Es ist zu erwarten, daß die Besuchsziffer von Anfang an eine große sein wird.

Alle fünf Handelshochschulen haben bei manchen Verschiedenheiten ein großes Gut mit einander und mit den deutschen Universitäten und anderen deutschen Hochschulen gemeinsam, die unbedingte Lern- und Lehrfreiheit, allgemein ausgedrückt die akademische Freiheit. Kein anderes Land bietet, soviel mir bekannt ist, in solchem Maße ihren sich auf die höchsten Berufe vorbereitenden Jünglingen die Freiheit des Wollens, wie die Hochschulen Deutschlands. Es wird ja vielfach darüber gestritten, ob es richtig sei, diese akademische Freiheit in vollem Umfange zu gewähren. Aber ich glaube doch, daß sie sich in den fünf Jahrhunderten, die wir sie besitzen, bewährt hat. Hohe wissenschaftliche Arbeit und selbständiges, eigenartiges, geistiges Schaffen gedeihen nur auf dem Boden der Freiheit, und wenn auch, wie nicht geleugnet werden kann, einzelne schwächere Naturen in und an der akademischen Freiheit zu Grunde gehen, so macht das für das große Ganze nicht so viel aus, als wenn durch Schulzucht bis zum Berufe hin die freie Entfaltung der Mehrzahl gehemmt würde; vielleicht

gereicht die durch die Ausschaltung der schwachen Naturen geschehende natürliche Zuchtwahl der Gesamtheit zum Segen.

Man hat, ebenso wie früher bei den Technikern, so auch vor der Gründung der Handelshochschulen daran gezweifelt, ob diese akademische Freiheit dem Kaufmanne günstig sei. Einzelne Kaufherren haben das verneint und gesagt, daß sie im Handelsleben kein „studentisches Bummeln" vertragen könnten. Nun, die bisher gemachten Erfahrungen haben die Befürchtung, daß die Kaufleute auf den Handelshochschulen zu studentischem Bummeln verführt würden, in keiner Weise bestätigt — einzelne Ausnahmen mag es ja immerhin geben —, nein im Gegenteil, gerade die aus dem Kaufmannsstande kommenden Studierenden, die ihre kaufmännische Lehrzeit vollendet und gemeinhin auch schon als Handlungsgehilfen kürzere oder längere Zeit gearbeitet haben, haben sich in jeder Hinsicht bewährt und der akademischen Freiheit durchaus würdig gezeigt.

Insbesondere hat sich auch die bei den Vorverhandlungen der Errichtung von Handelshochschulen von einigen Teilnehmern angezweifelte Tatsache durch die Diplomprüfungen und seminaristischen Arbeiten als richtig erwiesen, daß die Studierenden aus dem Kaufmannsstande trotz ihrer teilweise geringeren Schulbildung den in Betracht kommenden Disziplinen geistig vollkommen gewachsen sind.

Mit Ausnahme von Aachen werden nämlich auf den Handelshochschulen auch Studierende mit Obersekundareife immatrikuliert, wenn sie ihre kaufmännische Lehrzeit beendet haben. Drei Jahre solcher Ausbildung werden dann der Obersekunda, Unter- und Oberprima gleichwertig gerechnet.

Der Zweck der Handelshochschulen wird oft dahin verkannt, als ob ihre Absolventen nun gleich ganz fertige Kaufleute wären und unmittelbar eine besonders gut bezahlte Stellung erhalten könnten. Das ist im allgemeinen nicht der Fall und ist auch nicht der Zweck der Handelshochschulen. Leipzig stellte von vornherein als ihren Zweck hin, „in einem zweijährigen Lehrgange erwachsenen jungen Leuten, die sich dem Handelsstande widmen wollen oder schon gewidmet haben, neben einer tüchtigen Schulung des Geistes eine umfassende kaufmännische und allgemeine Bildung und angehenden Handelslehrern die erforderliche praktische und theoretische Fachbildung als Ergänzung ihrer sonstigen Ausbildung zu geben". Ähnlich will Aachen „denjenigen Kaufleuten, die berufen sind, an leitender Stelle Handels- und gewerbliche Unternehmungen zu verwalten, eine akademische Ausbildung vermitteln". Cöln will gemäß den Worten ihres geistigen Gründers

eine Anstalt sein, welche „die Bedingungen späterer erfolgreicher Tätigkeit auf dem Gebiete des Erwerbslebens in sich aufnehmend und kultivierend, neben einer gründlichen Fachbildung zugleich die allgemeine menschliche Bildung nach wissenschaftlicher Methode fördert und im Manne des Faches gleichzeitig den sittlich selbstbewußten Menschen erzieht." Frankfurt geht über den Rahmen einer Handelshochschule hinaus; die Akademie will „zunächst Personen aus den Kreisen der Industrie und des Handels die zur Ausfüllung leitender Stellungen erforderlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Sozial- und Handelswissenschaften, Staatswissenschaften und Verwaltungslehre vermitteln, zugleich aber auch Verwaltungsbeamten, Richtern, Anwälten, Referendaren u. a. Gelegenheit zu vertieften und erweiterten volkswirtschaftlichen, rechtswissenschaftlichen und sozialpolitischen Studien bieten." Berlin will „jungen Kaufleuten, unter steter Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse, eine vertiefte allgemeine und kaufmännische Bildung vermitteln, angehenden Handelsschullehrern und Handelsschullehrerinnen Gelegenheit zur Erlangung der erforderlichen theoretischen und praktischen Fachbildung geben, praktischen Kaufleuten und Angehörigen verwandter Berufe die Möglichkeit gewähren, sich in einzelnen Zweigen des kaufmännischen Wissens auszubilden, Justiz-, Verwaltungs-, Konsulats-, Handelskammerbeamten usw. Gelegenheit zur Erwerbung kaufmännischer und handelswissenschaftlicher Fachkenntnisse bieten.

Wir sehen also, daß unsere sämtlichen Handelshochschulen nicht eigentliche Fachschulen, sondern allgemein bildende Anstalten mit fachlicher Richtung sein wollen, und das ist auch das allein richtige. Es ist ja selbstredend, daß die durch die Handelshochschulen vorgebildeten Kaufleute eine größere Brauchbarkeit für den Handel besitzen, als wenn sie diese Ausbildung nicht genossen hätten. Es ist aber nicht kaufmännisch, darauf von vornherein eine Prämie durch besonders hohes Gehalt oder andere Vergünstigungen zu gewähren; der Handelsherr will die besondere Tüchtigkeit erst in seinem eigenen Geschäfte erwiesen sehen, ehe er sie außerordentlich honoriert.

Die Studiengegenstände der Handelshochschulen sind der Hauptsache nach Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte, speziell Geschichte des Handels, Sozialpolitik, speziell die Arbeiterfrage, ferner Geld-, Kredit- und Bankwesen, Handels- und Verkehrspolitik,

Statistik, Versicherungswesen, Kolonialpolitik, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Allgemeine Rechts- und Staatslehre, Völkerrecht, Konkursrecht, Grundlehren des Obligationenrechts, Urheberrecht, Gewerberecht, Arbeiterversicherung und Versicherungsrecht, Allgemeine und Physikalische Geographie, Anthropogeographie, Politische und Wirtschaftsgeographie, die Geographie der verschiedenen Erdteile und Länder, Völkerkunde, Soziologie und Anthropologie, Korrespondenz und Kontorarbeiten, Kaufmännische Arithmetik, Buchführung, Handelsbetriebslehre, Verkehrstechnik, Zusammenfassende kaufmännische Übungen in einem Muster- oder Übungskontor, Politische Arithmetik, Mechanische und Chemische Technologie, Fremdsprachliche Übungen, besonders in französischer, englischer, russischer, spanischer und italienischer Handelskorrespondenz, Kaufmännische Fertigkeiten, wie Stenographie, Maschinenschreiben u. dgl., Pädagogische Vorlesungen für die Handelslehramtskandidaten und praktische Übungen in einem Handelslehrerseminar, allgemein bildende Vorlesungen über Geschichte, Literatur, neue Sprachen, Naturwissenschaften u. dgl.

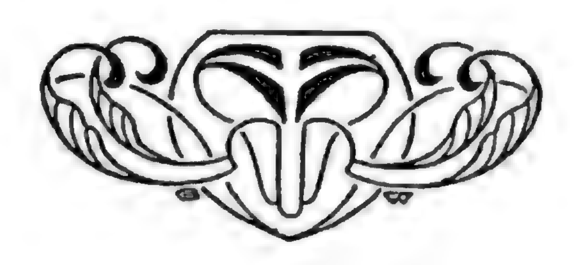
Die Studien werden durch Seminare und handelswissenschaftliche und technische Exkursionen in praktischer Weise unterstützt.

Die eingeführten Prüfungen sind zweierlei Art, einmal für Kaufleute zur Erlangung eines Diploms und zweitens für Handelslehramtskandidaten zum Nachweise der Lehrbefähigung an Handelsschulen.

Die Prüfungsgegenstände sind der Hauptsache nach: Höheres kaufmännisches Rechnen, Buchhaltung, Deutsche Handelskorrespondenz und Kontorarbeiten, Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft, Handels- und Wechselrecht, Grundzüge der Wirtschaftsgeographie und Grundzüge der Handelsgeschichte, fremde Sprachen und Technologie.

Wenn unsere deutschen Handelshochschulen, wie schon hervorgehoben wurde, ungeahnt große äußere Erfolge in Hinsicht auf ihre Frequenz aufzuweisen haben, so ist es natürlich nach der kurzen Zeit ihres Bestehens schwer, ein Urteil über ihren inneren Wert abzugeben. Das aber kann gern gesagt werden, daß die bisherigen Beobachtungen fast nur günstiger Art sind und zu den besten Hoffnungen berechtigen. Die Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse in freiem, selbständigem Studium und das mit gutem Erfolg bestandene Diplomexamen verleiht den jungen Kaufleuten ein, ich möchte sagen, akademisches Selbstbewußtsein, das ihr ganzes Wesen günstig beeinflußt. Es liegt darin keine Überhebung, sondern nur das stärkende Bewußtsein, auf vielen Gebieten des heutigen Wirtschaftslebens bewandert zu sein und eine nicht ganz leichte wissenschaftliche Leistung durch freies, eigenes Wollen vollbracht zu haben.

Die Verhältnisse in unserm neu erstandenen deutschen Kaiserreich haben sich so gestaltet, daß an seine Kaufleute ganz andere Ansprüche gestellt werden, als in den Zeiten der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht. Die Tätigkeit des tüchtigen Kaufmanns ist aber auch eine viel bedeutendere und segensvollere für ihn selber sowohl wie auch für die Gesamtheit geworden. Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß bei der Eröffnung der Handelshochschule in der Reichshauptstadt Berlin in diesem Jahre gerade ein Jahrhundert verstrichen ist, als dort die „Königliche Handlungsschule", die aus der Heckerschen, später Schulzschen Handelsrealschule (nach heutiger Bezeichnung) hervorgegangen war, durch die Ungunst der Verhältnisse einging (1. Juli 1806). Die Regierung wollte damals schon eine Handelsakademie errichten, aber die Kaufmannschaft hatte kein Verständnis dafür. Welch eine Wandlung seit jener Zeit! Aus dem zerrissenen und ohnmächtigen Deutschland von 1806 ist eine Weltmacht geworden. Berlin ist die Hauptstadt des Reiches, und ihre Kaufmannschaft versteht die Aufgaben der Neuzeit. Mit großem Aufwande an Geld und Arbeit gründet sie jetzt ganz aus eigenen Mitteln die fünfte deutsche Handelshochschule. Der Erfolg wird nicht ausbleiben, denn die Handelshochschulen sind ein Bedürfnis unserer Zeit.



Bücherschau.

Meyers Grosses Konversationslexikon ist in seiner 6. Auflage nun bis zum 14. Bande und dem Worte Ohmgeld gediehen, und so reiht sich rastlos Band an Band in diesem großen Werke, das sorgsamste Redaktion der Artikel mit prächtigster Illustrierung vereinigt. Es ist ja nicht notwendig, zum Lobe dieses Unternehmens etwas zu sagen, bei dem man mit jeder neuen Auflage den höchstmöglichen Grad der Entwicklung erreicht glaubt und in der folgenden doch noch übertroffen sieht. In diesem Bande sind die Artikel aus Länder- und Städtekunde besonders stark vertreten, reich mit Karten und Plänen ausgestattet und vorzüglich und allseitig durchgearbeitet, aber auch in allem andern reiht sich dieser Band seinen 13 Vorgängern würdig an, und es ist kein Zweifel, daß seine Nachfolger nicht hinter ihm zurückstehen. Besonders hervorgehoben sei nur die bei der zu leistenden Riesenarbeit außerordentliche Promptheit und Raschheit, mit der die einzelnen Bände einer solchen Auflage einander folgen. O. H.

Familienbriefe von Richard Wagner.

Vorbemerkung. Wir dürfen mit Erlaubnis unseres Verlages im folgenden eine Reihe Familienbriefe Richard Wagners mitteilen, die sicherlich bei unseren Lesern großes Interesse finden werden. Sie sind einer im Verlag von A. Duncker in nächster Zeit erscheinenden Sammlung entnommen: „Familienbriefe von Richard Wagner". Diese Sammlung reiht sich den Briefen Richard Wagners an Mathilde und Otto Wesendonk würdig an. Wie wir aus den letzteren das Innenleben des Meisters in jenem wichtigsten Jahrzehnt kennen lernten, so begleiten wir in dieser sein Leben und seine künstlerische Entwicklung, seine Sorgen und sein Wollen vom Jünglingsalter bis in die Bayreuther Zeit. Sein Verhältnis zur Mutter, zu den Geschwistern, zur ersten Gattin tritt uns deutlich entgegen. Über seine ersten Erfolge in Dresden, seine Auffassung von Kunst und Publikum, über seine Flucht, seinen Aufenthalt in der Schweiz, die Pariser Erfahrungen und endlich die beginnenden Beziehungen zum König und die Gründung des Heims in Bayreuth: — über alles dies vermittelt die neue Sammlung die unmittelbarsten und stimmungsvollsten Zeugnisse. —

(Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.)

An Eduard und Cäcilie Avenarius.

(Dresden, 6. November 1842.)

An meine Lieben in Paris.

Wem von Euch soll ich nun besonders schreiben? Soll ich jedem Einzelnen von Euch ein gewisses Theil von Nachrichten geben? Oder soll ich glauben, daß ich vor dem Einen Geheimniß zu berichten hätte, welches der Andere nicht wissen dürfte? Ruft den heiligen Rath der Fünfe zusammen, gönnt Cecilien die Ehre des Präsidiums — Ihr seid sie ihr schon als der einzigen Frau unter Euch schuldig — und erfahrt, wie es Eurem Bruder geht! Ich hätte Euch längst wieder schreiben sollen: theils aber hielten mich bis jetzt Abspannung, starke Beschäftigung, Besuche Einzelner aus meiner Familie, theils auch der Umstand davon ab, daß ich erst noch einige Entscheidungen in meinen Angelegenheiten abwarten wollte, ehe ich Euch ausführlich schriebe. Zu diesem kam, daß mir Heine sagte, er habe an Kietz einen umständlichen Bericht über die Aufführung des Rienzi abgeschickt, was mir — offenherzig gesagt — recht lieb war, da ich es gern einem Anderen überließ, Details zu berichten, die mir selbst zu sammeln schwer geworden wäre. Durch Heine seid Ihr also Alle —

hoffentlich — näher über meinen Erfolg benachrichtigt, und ich könnte Euch somit in Kürze nur noch Thatsachen angeben, und damit will ich wenigstens anfangen. — Kinder, es ist wahr — meine Oper hat hier einen beispiel-losen Erfolg gehabt, und es ist dies um so mehr zu bewundern, da es das Dresdener Publikum war, was diesen Erfolg aussprach Nehmt an: ein Publikum, welches noch nie in die Lage gekommen war, über eine bedeutende dramatische Erscheinung ein erstes Urtheil auszusprechen. War nicht zu vermuthen, daß die Leute — einen gänzlich unbekannten Autor-Namen vor sich — ängstlich und mistrauisch darangingen, ihr Urtheil abzugeben? Vielleicht schon aus reiner Philistricität? — Da muß ich denn nun zu allernächst dem sämmtlichen Personal unsrer Oper Dank wissen, denn Sänger wie Musiker, bei vorrückendem Studium immer mehr für meine Oper enthusiasmirt, verbreiteten durch alle Kreise der Stadt eine solche Meinung von meiner Arbeit, daß endlich Alles berichtete, es habe noch nie, und bei keiner erwarteten Oper eine solche günstige Spannung — wie auf etwas ganz Unerhörtes, Außerordentliches unter dem hiesigen Publikum geherrscht. Dieser glückliche Umstand ersetzte nun völlig den Uebelstand meines unbekannten Namens. Das Publikum erwartete etwas ganz Unerhörtes, Außerordentliches, — eine Vorstellung erfolgte, wie sie noch nie von allen Seiten mit einem ähnlichen Enthusiasmus gegeben worden war, und wer nun im Enthusiasmus nicht zurückblieb, das war das Publikum. Nun, über den Erfolg der ersten Vorstellung seid Ihr unterrichtet — also nichts mehr darüber, er hat Epoche gemacht in den Annalen deutscher Opern-Aufführungen. Seitdem ist nun die Oper zum vierten Male gegeben worden, und zwar — ein unerhörter Fall — immer bei erhöhten Preisen und überfülltem Hause; und ich glaube noch nicht, daß die Preise sobald erniedrigt werden, da der Andrang immer noch derselbe ist: nie sind von einer Vorstellung zur andern Billets zu bekommen. Während der zweiten Vorstellung wurde ich abermals mit dem Personale nach dem zweiten und letzten Acte gerufen. Zur dritten Vorstellung machte ich mit dem Regisseur ab, daß ich mich — falls wieder gerufen würde — nicht mehr auf der Bühne einstellen würde, damit von nun an die Sänger allein die Ehre hätten. In dieser Vorstellung wurde nun nach dem 2., 3. und 4. Acte herausgerufen, und mein Name wiederum vor Allen: die Sänger mußten aber allein herauskommen, und sogleich verbreitete sich nun das Gerücht, ich sei schon wieder nach Paris abgereist. In der vierten Vorstellung wurden die Sänger wieder 2 mal stürmisch gerufen. Kurz, die Sache steht fest, und es ist nicht abzusehen, wann der Erfolg nachlassen sollte. Das Merk-

würdigste ist mir die Ausdauer des Publikums: ich habe soviel als möglich gekürzt, immer aber dauert die Oper noch bis halb 11 Uhr, und noch bei keiner Vorstellung haben wir gesehen, daß ein Platz leer geworden wäre: mit der äußersten Spannung und Aufmerksamkeit hält Alles bis zum letzten Sinken des Vorhang's aus. Und das will für Dresden etwas heißen. Als ich an das Kürzen ging, mußte ich wunderliche Erfahrungen machen: die Sänger sagten: „ja, es ist furchtbar anstrengend“ aber keiner wollte sich etwas streichen lassen: Tichatschek habe ich völlig fußfällig beschworen, sich aus seiner entsetzlich angreifenden Partie etwas herausnehmen zu lassen: Keine Möglichkeit! Immer war seine Antwort: „Nein, denn es ist zu himmlisch! Es ist zu himmlisch!“ —

— Nach alle dem war ich denn nun wirklich auf mein Honorar gespannt: Alle Welt fabelte das Unerhörteste zusammen: bald sollten die 3 ersten Einnahmen mir gehören, — bald sollte ich 2000 Thaler bekommen ꝛc. Statt Alle dem erhielt ich endlich nach der dritten Vorstellung einen Brief von seiner Exzellenz, worin er mir in den schmeichelhaftesten Ausdrücken meldete, daß er mir „für mein so vortreffliches und schönes Werk“ ein Honorar von 300 Thaler aussetze, „obgleich das gewöhnliche Honorar für eine Oper nur in 20 Louisd'or bestünde; er könne sich aber nicht enthalten, gegen mich eine Ausnahme zu machen, um auch auf diese Weise mir seinen Dank zu bezeugen.“ Ihr seht also, wie man hier daran ist, so lange man dergleichen Dinge der Großmuth eines Intendanten überlassen muß; mein einziger Trost ist, daß ich weiß, das Blatt werde sich nun bei mir wenden, und ich werde bei ähnlichen Gelegenheiten ein andermal fordern können. Mit dieser meiner ersten Einnahme, liebe Kinder, kann ich also noch Niemand viel helfen: denn erstlich habe ich davon sogleich Schulden an Brockhausens zu zahlen, zweitens drohen mir meine alten Magdeburger Schuldner mit Verklagung — und ich werde sie so gut wie möglich beschwichtigen müssen; dann ist unsre körperliche Ausstattung — Hemden, Wäsche ꝛc. jetzt in einem Zustande, der unbeschreiblich ist, und auf das dringendste eine Restauration verlangt u. s. w. — Aber: einem so fabelhaften Erfolge ist es ja wohl undenkbar, daß es bei dieser Einnahme lange stehen bleiben sollte: hoffentlich werde ich bald wenigstens an einige andere Orte die Partitur verkaufen, und auch ein guter Verleger, der mich ordentlich bezahlt — kann nicht lange ausbleiben. In dieser Voraussicht, die gewiß nicht frivol ist, vertröste ich Euch und meine Pariser Gläubiger nur noch auf eine ganz kurze Zeit und verspreche, — meine erste nächste Einnahme ausschließlich für sie zu bestimmen. Es ist undenkbar, daß diese lange ausbleiben könnte.

Tröstet also mit gutem Gewissen, wen Ihr nach mir schmachten sehet!!! —

Und baldige Einnahmen werden auch auf anderem Wege nicht ausbleiben! Denkt Euch! — Küstner, der jetzige Berliner Intendant, da er nun durchaus erst die Lachner'sche Oper herausbringen will und muß, hat mir geschrieben, daß er meinen „fl. Holländer“ vor Februar k. J. nicht geben kann. Nun kommt mir Lüttichau, und bittet mich, ihm auch diese Oper zu geben, damit er sie sogleich und unmittelbar auf meinen „Rienzi“ zur Aufführung bringen könne. Somit habe ich sogleich an Küstner schreiben müssen, daß er mir unverzüglich die Partitur des Holländer's zustelle, denn da er sie erst im Februar geben könne, habe er die Partitur zeitig genug, wenn ich sie ihm Ende December wieder zuschicke. Darauf antwortet mir nun Küstner mit Winkelzügen, denn er getraut sich wegen Redern's und Meyerbeer's nicht, die Partitur eines Componisten, der jetzt mit solchem Ruhm gekrönt ist, aus den Händen zu geben. Ich habe ihm aber sogleich sehr energisch geantwortet: entweder er läßt Alles liegen, und gibt den „Holländer“ auf der Stelle, oder er schickt mir die Partitur, sonst mache ich ihn für allen Schaden verantwortlich, der mir aus der Verzögerung entstehen könne; denn warum hält er nicht sein früheres Versprechen? — Jedenfalls wird also das Unerhörte geschehen: an ein und demselben Theater werden unmittelbar auf einander zwei Opern von einem Componisten gegeben werden. Die Decorationen sind hier schon bestellt, und geht das Glück gut, so ist heute über 4 Wochen hier in Dresden die erste Aufführung meines „Holländer's“. Seht Kinder! Der Anfang ist gemacht!! — Nun muß ich Euch aber noch von etwas sehr Komischem unterhalten, nämlich von den Gerüchten, die hier über mich in Umlauf sind. — Natürlich frug nun Alles: „Was ist das? Wer ist der Mensch? Nie hat man ein Wort von ihm gehört, und mit einem Male tritt er mit einem Werke auf, welches Meyerbeer, Auber, kurz alle unsre heutigen Notabilitäten in die Flucht schlägt? Ist das ein Anfänger-Werk, der Rienzi? Das ist nicht möglich! Unter welchem Namen muß der schon lange Opern gemacht haben?“ rc. Nun sehen sie doch auch, daß ich noch ein ziemlich junger Mensch bin, und die Verwirrung wird immer größer. — Endlich kommt es denn heraus, daß ich ein Leipziger bin, und daß ich zuletzt in Paris war: richtig — ich bin Meyerbeer's Schüler. Nun aber schöpft die glückliche Familie B. das Fett ab: B. heißt es, hat mich drei Jahr nach Paris geschickt, um dort zu „studiren“ und den Rienzi zu schreiben. Jeden Monat habe ich von ihm 100 Thaler Pr. Cr. bekommen, und nun hat er es auch

durchgesetzt, daß diese Oper hier in Dresden zur Aufführung gekommen sei. — Kinder, dieses Gerede bringt mich in's Grab vor Aerger! Es ist wirklich niederträchtig, daß die dumme Welt gewöhnlich noch solchen Leuten Triumphe zuschreibt, die . . . . .!!

— Zu der ersten Vorstellung kam erstlich Ottilie und Hermann, dann Luise mit Bochmann. Fritz ist bis jetzt noch gar nicht da gewesen, da ihn die Redaction seiner Zeitung abhält. Der Liebste ist und bleibt mir Hermann. Luise, die so gern exaltirt ist, und über Alles, was Mode ist, aus der Haut fährt, äußerte ihre Zufriedenheit mit meiner Oper 2c. Die Mutter kam zur zweiten Vorstellung; sie wohnte bei mir und war recht liebenswürdig, wie sie es ja immer noch sein kann. Julius kam zur dritten Vorstellung: das ist ein guter Kerl, dem es jetzt aber herzlich schlecht geht. — Am meisten Freude hat mir und Minna das gute Clärchen gemacht: sie war zwölf Tage bei uns, fühlte sich und machte uns sehr glücklich: das ist ein liebes vortreffliches Geschöpf; gefühlvoll und ohne einen Funken Affectation. Sie wird Dir, liebe Cecilie, ja schon geschrieben haben: Minna ist ihre Schwester geworden, wie die Deinige: wie viel haben wir von Dir gesprochen! Und wir Beide, ich und Minna, die wir nun wieder allein sind, wie oft, und mit welchen Gefühlen denken wir an Euch Alle: gewiß, ich wollte bereits, berauscht von all dem Erhebenden, was mir hier widerfahren ist, die jetzt verlebte Zeit die glücklichste meines Lebens nennen, als bittre Thränen mich Lügen straften, und mir die Unvollkommenheit meines Glückes zu Gemüthe führten, da Ihr, Ihr uns dabei fehltet. Jesus Christus! Was hätte ich darum gegeben, hätte ich Euch hier haben können: denn wißt nur: wir sind immer noch verwaist: des Abends sitzen wir allein, allein, und Niemand tritt ein wie sonst: ach! wie können doch die trübsten Lagen des Lebens so süße Erinnerungen hinterlassen! — Heine's sind die Einzigen, bei denen wir Ersatz suchen können; sie gehören ganz und gar mit zu unsrem Bunde, haben Noth und Sorge und sind mir nah. Nach der General-Probe meiner Oper wurde Heine mein Bruder. Das ist ein vortrefflicher Mensch! — Kinder, wir müssen doch auch wieder zusammen kommen! Laßt nur erst meine Oper Zinsen tragen, sind die Gläubiger fertig, so kommen die Gläubigen daran. Es muß werden! Wer weiß, was ich Euch nächstens für Nachrichten gebe. „Traut fest auf mich, den Tribunen!“ Gott wird mich nicht nur derselbe bleiben, sondern auch immer mehr werden lassen! —

Grüßt mir doch herzlichst alle Bekannte und Theilnehmende. Kühne und Frau erzählet Alles haarklein, und versichert sie, daß ich und Minna

ihrer stets mit dem gerührtesten Danke eingedenk sind! Gott erhalte Euch, meine Lieben, Theuren, mein ganzes Herz bringe ich Euch zum Gruße!

Euer

Richard W.

Dresden, 6. November 1842.

Morgen schicke ich durch die Handlung ein Paquet mit Theaterzetteln und Textbüchern von Rienzi ab.

* * *

An die Mutter.

(Dresden, 19. September 1846.)

Meine liebe Mutter,

seit so langer Zeit habe ich Dir nicht zu Deinem Geburtstag gratulirt, daß es mir völlig wohl tut, endlich einmal des rechten Tages — den ich leider so oft im Drange der Zeit übersah — wahrnehmen zu können, um Dir zu sagen, wie innig es mich erfreut, Dich uns immer noch mit Leib und Seele nah zu wissen, Dir immer von Zeit zu Zeit noch einmal die Hand drücken und mit Dir und durch Dich der eigenen Jugend gedenken zu können, die durch Dich geschützt und gepflegt wurde. Nur in dem Bewußtsein, daß Du noch unter uns weilst, können Deine Kinder sich noch recht deutlich als eine Familie fühlen; die das Leben dort und dahin zerstreute, hier und dort neue Verwandtschafts-Bande knüpfen ließ, — denken sie an Dich, an die alte Mutter, die keine anderen Bande auf dieser Welt fand, als die, welche sie an ihre Kinder knüpfte, so sind sie alle auch wieder eins, sind Deine Kinder! — Nun gebe Gott, daß uns dies Glück noch für recht lange beschieden sein möge; daß Gott Dich noch recht lange bei klarem Bewußtsein erhalte, um Dir auch die einzige Freude, die Du auf der Welt haben kannst, — die Freude, dem Gedeihen Deiner Kinder mitfühlend zuzusehen, bis an Dein Lebensende zuteil werden zu lassen! Fühl' ich mich so bald gedrängt, bald gehalten, immer strebend, selten des vollen Gelingens mich erfreuend, oft zur Beute des Verdrusses über Mißlingen, — fühl' ich mich fast immer empfindlich verletzt durch rohe Berührungen mit der Außenwelt — die ach! nur so selten — fast nie! dem inneren Wunsche entspricht, — so kann mich einzig nur der Genuß der Natur erfreuen; wenn ich mich ihr oft weinend und mit bitterer Klage in die Arme werfe, hat sie mich immer getröstet und erhoben, indem sie mir zeigte, wie eingebildet alle die Leiden sind, die uns beängstigen; streben wir zu hoch hinaus, so zeigt uns die Natur recht liebevoll, daß wir ja nur ihr angehören, daß wir ihr entwachsen, wie diese

Bäume, diese Pflanzen, die sich aus dem Keim entwickeln, aufblühen, sich an der Sonne wärmen, der kräftigenden Frische sich erfreuen und nicht eher welken und ersterben, als bis sie den Samen ausgestreut, der nun wieder Keime und Pflanzen treibt, so daß das einmal Erschaffene in immer erneuter Jugend fortlebt. Wenn auch ich mich nun so recht innig der Natur angehören fühle, — wie schwindet da jeder eitle Egoismus, und wenn ich jedem guten Menschen die Hand reichen möchte, wie sollte es mich dann nicht um so viel eher nach der Mutter verlangen, deren Schooß ich entkeime, und die nun welkt — da ich blühe! Wie müssen wir dann lächeln über diese wunderlichen Irrungen und Verkehrtheiten unserer menschlichen Gesellschaft, die sich peinigt um Begriffe zu erfinden, durch die jene lieblichen Bande der Natur so oft verwirrt, getrennt und verletzt werden! — Mein gutes Mutterchen, mag viel wunderliches zwischen uns getreten sein, wie schnell verwischt sich alles das! Wie wenn ich aus dem Qualm der Stadt heraustrete in ein schön belaubtes Thal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Thräne entrinnt, — so ist es mir, wenn ich aus allem Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute alte Mutter, — und nimmt er Dich mir einst, so mach' er's recht mild und sanft! Von Sterben ist da nicht die Rede, wir leben ja für Dich weiter, und zwar ein reicheres vielgestaltigeres Leben, als das Deine sein konnte: drum danke Gott, der Deinen Leib so glücklich segnete! —

Minna, deren Erinnerung ich es danke, daß ich diesmal Deines Geburtstages eingedenk bin, grüßt und gratuliert von ganzem Herzen.

Leb wohl, mein gutes Mutterchen!

Dein
Sohn Richard.

Dresden, 19. Sept. 1846.

* * *

An seine Nichte Franziska Wagner.

Zürich (Zeltweg), 21. März 52.

Liebe Fränze!

Nun will ich sehen, daß ich's mit Deinem Geburtstag glücklich abpasse, um Dir somit meinen Glückwunsch rechtzeitig zukommen zu lassen: diesen Glückwunsch empfange vor Allem! Dein Brief hat mich um so mehr gefreut, als ich bereits lange einen erwartet hatte, und über sein

spätes Ausbleiben mich schon allerhand Zweifel auch in Bezug auf Dich befielen. Ich glaubte Dich auch schon Johannen zugesellen zu müssen, die in ihrem kindlichen Gehorsam gegen ihre Aeltern es bereits so weit gebracht hat, daß sie mich vollständig zu ignoriren im Stande ist. Im vorigen Sommer traf sie den Dresdener Kammermusikus Uhlig, der durch peinlichste Sparsamkeit es sich möglich gemacht hatte mich hier in der Schweiz zu besuchen, auf seiner Rückreise in oder bei Frankfurt: er erzählte ihr von mir, und sie überkam Scham und Lust, die kleine Reise zu mir zu machen; ihre Mutter hielt sie davon zurück. Ich selbst habe ihr einmal geschrieben, und außerdem sie daran erinnern lassen, daß ein Brief von ihr mich recht freuen würde. Mutter und Vater scheint es aber peinlich und in seinen Folgen bedenklich zu sein, wenn Johanna sich mit mir einließe: es liegt in dieser Sorge das ganze Gewissen ihrer Stellung zu mir, und die Erregungen eines mahnenden Gewissens sind störend. Ich wünschte nun aber, daß sie wüßten, wie Unrecht sie mir thun, wenn sie fürchten, ich könne sie je belästigen: gegen mir Gleichfühlende bin ich entgegennehmend und unumwunden wie ein Kind; gegen solche aber, die mich nicht verstehen, und nicht verstehen wollen, bin ich entsetzlich stolz. Ich lebe jetzt einzig von der Freundschaft der Ritter'schen Familie für mich: diese hat mich bisher unterstützt und nun durch ein festes Jahrgeld gegen Lebenssorgen gesichert; von ihnen, den mir so Vertrauten, nehme ich ohne Scheu Alles an, während ich gegen Andere so heiklich bin, daß ich seiner Zeit selbst Hermann Brockhaus eine übersanndte Summe Geldes wieder zurückschickte. Wüßten doch Deine Aeltern, wie unbesorgt sie in diesem Bezuge wegen meiner sein könnten, vielleicht würden sie dann Johanna auch nicht mehr daran verhindern mit mir zu verkehren. Was mich aber wirklich mit Entsetzen erfüllt, ist, daß Johanna es wirklich über sich vermag, mich ohne Berührung von sich zu lassen! Auf Männer gebe ich heut zu Tage nicht viel, und von ihnen, den egoistischen Philistern, wundert mich nichts: aber das Herz eines Mädchens —! Es ist traurig. Vielleicht entschuldigt sie aber der Flitter, der sie umgiebt. — Rege sie nicht an mir zu schreiben! nur das Unwillkürliche, Unerzwungene kann mich erfreuen. — Nun, bei Dir steht es anders, und ich hoffe, daß nicht nur das Bescheidene Deiner Stellung Dir Dein gesundes Gefühl bewahrt hat: Dein guter Engel ist — wie mich dünkt — Dein Selbständigkeitsgefühl, die Achtung vor Dir und Deinem Unabhängigkeitssinn selbst. So scheint sich mir und Dir die dramatische Künstlerin von der Opernsängerin zu unterscheiden: die mechanische Abrichtung der Kehle zum modernen Singsang scheint sich bei dieser auch

auf Kopf und Herz auszudehnen. Die Macht der Dressur ist gewaltig: sehen wir nicht, daß der Soldat zu einer Schieß- und Exerziermaschine gemacht werden kann? Bei Dir hat es dagegen nun wohl der eigenen Entwickelung aus Deinem Inneren selbst heraus bedurft; eine gute Schauspielerin muß selbst fühlen, sie kann nicht das Gefühl nur nachmachen. So ist mir auch — das weißt Du — mit bloßen „Sängern" gar nicht gedient: ich will tüchtige Schauspieler, die singen können, und so lange ich die nicht finde, wird die Aufführung meiner Werke immer auch nur ein Schatten bleiben. Ich komme hier von Dir sogleich auf die Schweriner Aufführung des Tannhäuser: sie hat mir wirklich Freude gemacht, weil sie mir Zeugniß von dem aufopfernden Eifer gab, den ich in Einzelnen zu erwecken im Stande bin. Daß mich die eigentliche Masse gleichgültig läßt, mußt Du ganz natürlich finden: ich weiß, sie begreift doch nicht, worauf es hierbei ankommt. Im glücklichsten Falle fühlen unsere Publikums und Kunstmenschen doch nicht, daß ihnen durch das Kunstwerk hindurch ein Mensch seine Freuden und Schmerzen mittheilt; sie sehen in unser Einem immer nur den Künstler, dem es darauf ankomme, ihnen etwas vorzumachen und dafür Ruhm und Ehre (ich will noch nicht einmal sagen: Geld) zu ernten, und haben sie ihm tüchtig applaudirt, so wenden sie sich wieder ab, um im Leben ganz dieselben gefühllosen Lumpen wieder zu sein, die sie vorher waren. Daß ich mit meinen Kunstwerken in den Wind hinein rufe, weiß ich: nur an den Einzelnen kann ich mich halten, von dem ich sehe, daß ich mit meiner Kunst ihm ins Gewissen gepredigt, den Stachel der Befreiung von Heuchelei und Lüge in ihm aufgeregt und ihm so zum Mitkämpfer gegen die nichtswürdige Herrschaft der „Lebensklugheit" gemacht habe. Über die Entwickelung Deines Kunsttalents freue ich mich sehr: es wird Dich in soweit beglücken, als die Kunst uns das abgehende Leben ersetzen muß. Gerne würde ich Dich einmal sehen: das wird aber wohl nie der Fall sein, außer, wenn Du uns einmal besuchst; nach Deutschland komme ich nie wieder, und wenn ich 100 Mal begnadigt würde. Denke also nach, wie Du uns besuchen kannst! — Minna geht's gut, sie amüsiert sich viel mehr als in Dresden, hat Freundinnen und Unterhaltung. Ich bin immer nervenleidend, und werde es wohl nicht sehr lange mehr machen: doch sehne ich mich, noch meine Siegfried-Dramen fertig zu machen. Mit dem Frühling will ich wieder an die Arbeit gehen! — Nun leb' wohl, gute Fränze! Hab' schönen Dank für deinen Brief und schreib' recht bald wieder

Deinem

Richard W.

Peps lebt noch in vollster Blüthe, und hockt — wie immer — hinter mir auf dem Stuhle. Papo — ist vor einem Jahr gestorben; es war schrecklich und noch nie habe ich so viel geweint, als um dieses liebenswürdige Thier. — Minna läßt Dich herzlich grüßen, auch sie hast Du mit Deinem Briefe sehr erfreut. Karl Ritter ist um Neujahr nach Dresden gereist, er ist nicht gesund.

* * *

An Cäcilie Avenarius.

Paris, 31. Juli 60.

„Eile! Eile!
In Deinem Bett' ist eine große Maskje!"

Glaube mir das!

Du hast meinen scherzhaften Ton letzthin mißverstanden! Es war mindestens durchaus keine Bitterkeit in meiner Ironie. Kind! aber wo soll man die rechten Launen immer her nehmen? Alles, was ich Dir auf Deine traurigen Berichte über Dein eigenes Leben zum Troste sagen kann, ist: tröste Dich mit mir!! — Ist Dir das nicht genug, so beherzige, was die Prinzessin im Tasso einmal zur Antwort giebt: „wer ist denn glücklich?"

Manches kann ich aber nicht begreifen. Daß Umgang mit Deinen Schwägern unerläßlich ist, kann ich mir aus den zu nehmenden Rücksichten Deines Mannes erklären: daß Du aber Deine eigentliche Person nicht diesen Berührungen solltest entziehen können, muß mich wundern. Derlei Schwäger dürften doch nur dann näher Dich berühren können, wenn etwa eine Schwäche Deines Mannes es zuließe. Immer, denke ich, hast Du Dich da einzig an Deinen Mann zu halten: und steht es da gut, so hat Dich doch das Uebrige nicht anzufechten.

Höre aber meinen Rath. — Beachte nichts wie Deine Kinder: ich wär' froh, wenn ich für meine Frau Kinder hätte! — Sorgen, welche Dir diese machen, darfst Du nie beachten! In diesen Sorgen liegt die Nothwendigkeit Deines Daseins. Im Uebrigen suche dann so viel wie irgend möglich Muße zu guter Lectüre. Glaub' mir, der Umgang mit lebenden Menschen kostet immer mehr, als er einbringt: man setzt da — meistens — immer zu. Das Buch eines edlen Geistes ist aber der kostbarste Freund, den man haben kann. Hier schweigt alles aufregende Interesse: die Stimme eines Abgeschiedenen, Vollendeten, ruft uns Ruhe zu. — Völlige Muße zu guter Lectüre ist das einzige Gut, wonach man nicht genug streben kann: dieß ist die größte Gunst des Schicksals, wenn man sie in reichem Maaße genießen kann. —

Auch wegen Deiner Gesundheit laß Dich mit mir trösten. Meine Nerven sind so furchtbar empfindlich, daß sie immer vibriren, entweder höchstes Wohlgefühl, oder tiefste Gedrücktheit und Schmerz erzeugen: das Wohlgefühl tritt natürlich nur ganz ungemein selten ein, bei mir nur in Folge sehr bedeutender innerer Vorgänge, oder manchmal bei einer plötzlichen günstigen Wetterveränderung. Das ist aber Alles sehr selten und äußerst flüchtig: das Schmerzgefühl, Angst, Zerschlagenheit, Zerrissenheit ist der beständige dauernde Zustand. Vor ungefähr 10 Jahren beängstigte mich diese unleugbare Wahrnehmung ungemein: endlich habe ich mich fügen lernen. Es ist nun einmal so, und man kann übrigens alt dabei werden (das laß' Dir auch gesagt sein!). Ja, es ist sogar Aussicht da, daß das im Alter abnimmt: die leidenschaftlichsten Menschen haben oft erst im Alter noch Behagen kennen gelernt. Hierzu muß die moralische Kraft viel helfen: nämlich — man muß ruhig werden. Ein voller, tiefer Schlaf ist das himmlischeste was ich kenne: ihn mir zu bereiten, laß' ich mir oft sehr angelegen sein. Er ist mein einziges Heilmittel! Wir brauchen nichts, wie Ruhe. Wie schwer wird es aber eben unser Einem, die sich zu erhalten! Aber vieles eignet man sich doch an: ich richte mich völlig darauf ab, mich nicht über alles zu ärgern. Man kann da viel erreichen: oft schon habe ich mich vor mir selbst loben können. Und man nützt dadurch nicht nur sich, sondern auch den Andern so viel! Gott, wie viel unnütze Aufregungen hätte ich mir und meiner Frau im Hause ersparen können! Manchmal, und in sehr wichtigen Dingen, erspare ich die jetzt wirklich! —

Nun genug der guten Lehren! — Meine — sogenannte — Amnestie hat Dir jedenfalls mehr Freude gemacht, wie mir. Allerdings kann ich nun die deutschen Bundesstaaten, zum Zwecke der Aufführungen meiner Werke, wieder betreten — mit Ausnahme des gewaltigen Königreich's Sachsen. Diese Aufführungen selbst, auf die es einzig hier ankommt, werden mir aber jedenfalls mehr Noth, Aerger und Verdruß aller Art machen, als ich Genugthuung haben werde. Das steht außer allem Zweifel. Doch bleibt's immerhin mein Hauptziel, und meine einzige Lebensaufgabe, ohne welche ich sonst gar nicht wüßte, warum ich dieses unsinnige Leben tragen sollte. Wäre der Fall mir vor'm Jahre begegnet, so wäre ich allerdings nicht nach Paris gegangen, hätte viel Geld und Unruhe erspart. Doch hat mir jedenfalls nur Paris, und die bedeutenden Bekanntschaften, die ich hier machte, dazu verholfen. Jetzt muß ich zunächst die Aufführung des Tannhäuser hier abwarten: sie findet — allerdings — auf Befehl des Kaisers statt, und zwar war es

die Fürstin Metternich, die, ohne daß ich davon wußte, diesen Befehl auswirkte. Vermöge dieser Wendung bin ich für dieß Unternehmen in einer noch nie erfahrenen vortheilhaften Stellung: das ganze große Institut der Oper steht zu meiner Verfügung, ich bin Herr, und brauche nur zu fordern, was ich wünsche. Daraus gedenke ich denn den Vortheil zu ziehen, daß allerdings die Aufführung die beste noch je stattgehabte von dieser Oper sein soll. — Diese wird etwa Ende dieses Jahres vor sich gehen: dann denke ich in Deutschland — wo?? — baldmöglichst den Tristan aufzuführen. —

Dein Mann, der ehemalige, oder nochige Buchhändler E. Avenarius, ist mir rein unbegreiflich! Ich glaubte, da er mir gar nicht antwortete, er hätte meinen letzten Brief, worin ich ihn bat, für meinen „Ring des Nibelungen" mir einen Verleger zu besorgen, nicht erhalten: durch Dich erfahre ich nun, daß er ihn wohl bekommen hat. Was soll ich mir nun von Deutschland erwarten, wenn mein eigener Schwager mich so schnöde behandelt: Wasch' ihm den Kopf, ich bitte Dich, und bringe in ihn, daß er mir antwortet, und möglichst meine Bitte mir erfüllt. Sonst enterbe ich ihn! — Nun gute Cile, laß' Dir Deine Kur gut bekommen: sei muthig und studiere auf Ruhe, aber auf die rechte Ruhe! Und habe Dank für Deine Treue! Leb' wohl! Nimm vorlieb, und bleibe mir gut!

Dein

Richard.

* * *

An die Schwester Clara Wolfram.

(Luzern, 20. October 1868.)

Meine liebe Cläre!

Euer treuer alter Freund Mejo benachrichtigte mich von der bevorstehenden Feier Deines vierzigjährigen Hochzeitstages. Das war schön von ihm. Mir ging daraus von neuem bekräftigt hervor, wie werth ich Dir sein muß, daß Eure Freunde glauben dürfen, ein herzliches Wort von mir würde Dich an diesem Tage besonders erfreuen. Wie herzlich auch ich an Dir hänge, wirst Du selbst mir wohl bezeugen. Wenn sich mein Leben jetzt immer mehr vereinsamt, so ist wohl einerseits meine immer schmerzhaftere Empfindlichkeit gegen die ewig mit Mißverständnissen und Unsinnigkeiten mir begegnende Welt daran schuld, anderseits fühle ich diese Vereinsamung aber um so mehr, als ich ohne Familie bin. Den Begriff der Familie kenne ich nur aus meinem alten Zusammenhange mit meinen Geschwistern: wie sehr aber mußte diesen das Leben lockern! Gern hätte

ich ihn wieder aufgefrischt; ohne gerade eine Familienconferenz veranlassen zu wollen, gehe ich immer damit um, Euch der Reihe nach einmal aufzusuchen. Ich war nahe daran, dieß vor kurzem auszuführen, und Mejo's Nachricht bestärkte mich bereits darin, jetzt bald in Chemnitz nachzufragen.

So viele ernste Angelegenheiten, welche ich jetzt in Ruhe und gesammelter Fassung sich erledigen lassen muß, hielten mich aber bei der Vorstellung, daß ich mit dieser Reise nothwendig mich großer Unruhe aussetzte, von der Ausführung des Vorhabens zurück. Das viele Sprechen mit vielen Personen ist es, was mich stets fieberhaft aufregt und ermüdet: das kommt wohl mit daher, daß ich an keinem Hauptorte mich je zu einer anhaltenden Verkehrsthätigkeit fixieren konnte, und nun, wohin ich komme, immer als ein Fremder begafft und ausgefragt werde, was mich in leidenschaftlich ärgerliche Aufregung versetzt, namentlich da Niemand sich doch die Mühe giebt, mich und was ich schaffe und wirke, genau kennen zu lernen, und jeder daher immer nur an mir wie an einer Curiosität herumtappt. So eine Stellung, wie die meinige, mag sich aus der Ferne recht gut ausnehmen: woher käme es denn aber, daß ich etwas anderes schaffe, als andere, wenn ich nicht auch anders wäre, und es mir eben nur an Trödel, Summs, Klatsch, Lob usw. läge, wie allen denjenigen, mit denen ich eben verwechselt werde, zum Beispiel auch von Herrn W., wie ich sehr fürchte. Ja, das wäre hübsch, so etwas durchzumachen, wie so ein Werk zu schreiben (unter welchen Nöthen!), dann mit schlechtem Pack sich abzuquälen, um — gegen alle Gewohnheiten der Leute — es edel und verständig zur Aufführung zu bringen, und nun bloß sich hinsetzen zu sollen, um sich darüber zu freuen, wenn die Leute kommen und einen loben! Nein, liebe Cläre, das muß Niemand von mir verlangen. Wonach aber gerade ich, und bei solchen Gelegenheiten verlange, das habe ich Dir gezeigt: ich habe meine alte Schwester mit völliger Gewalt kommen lassen, um ihr eine Freude, und mir eine Herzstärkung an ihrer treuen, echten Empfindung von meinem Werke zu machen. Und das war mit wenigen Worten, einem Blicke, einem Händedruck gethan! Also — lassen wir den vortrefflichen W. Liebt er mich, desto besser für ihn.

Sieh', und gerade so wie Du zu meinen Meistersingern kamst, wäre ich nun gern auch zu Deinem Festtage gekommen: es war mir, glaube es! nicht möglich. Dafür schicke ich Dir denn die Meistersinger selbst, die nun, da dieß nach früherem Auftrage nicht schon besorgt war, als Brautführer sich recht gut ausnehmen werden: namentlich ist Hans Sachs dazu gemacht, heute mein Amt zu übernehmen; die Lehrbuben können

in Gottes Namen auch mit bei der Feierlichkeit figuriren: auch die Nürnberger Gassenprügelei findet sich vielleicht als Intermezzo, zur Erinnerung an Nürnberg recht gut dabei ein. Wenn Du den Nachtwächter hörst, denk' an mich!

Liebe Cläre! Diese Meistersinger kommen wirklich nicht ganz ohne Sinn zu Deinem vierzigsten Hochzeitstage. Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation. Er hat mir dieses Werk eingegeben, und was kann uns schöner ziemen beim Rückblick auf ein mühe- und sorgenvolles Leben, das so wenige unserer Wünsche erfüllt: daß wir alles ertrugen, um endlich jede eigentliche Hoffnung fahren zu lassen, zeigt doch, daß mit dem Allem nur ein Wahrhaftes zu gewinnen war: Ruhe des Gemüthes in der Entsagung! Und wahrlich, aus ihr läßt sich noch ein großer und einzig untrübbarer Genuß herausschlagen, die ruhige, interesselose Freude am Schönen und Guten. Sieh', so etwas konnte ich Dir bieten, als ich Dich nach München kommen ließ, denn für solchen Genuß hatte ich etwas zu bieten. Nun sende ich Dir das Werk noch zum Nachleben zu: blättere oft drin, und kommt dann darüber der goldene Hochzeitstag heran, so schlag's noch einmal auf, vielleicht erklingt es dann von selbst wieder! —

Grüß' den alten ehrsamen Heinrich und alle deine Kinder! Braut und Bräutigam hoch!!

Dein treuer Bruder

Richard.

Luzern, 20. Oct. 1868.

* * *

An die Schwester Luise Brockhaus.

(Luzern, 28. Januar 1869.)

Liebste Luise!

Schnell was Dir nöthig ist! — Thue mir doch den Gefallen, und drücke Dich das nächste Mal, wenn die fatale Schluß-Unruhe (namentlich des Sonntagspublikum's) wieder eintritt, tief in die Loge zurück, schließe die Augen, und folge nur der Schlußrede des H. Sachs. Findest Du dann in seinen Worten die eigentliche, nun endlich herausgewachsene ernstere Bedeutung des Ganzen sinnvoll ausgedrückt, hörst Du dann auch in der Musik, wo sich das Thema der Nürnberger Meistersinger mit dem des Preisliedes Walther's unmittelbar vermählt, diese größere Bedeutung dem Gefühle als ein angenehm melodisches Spiel zugeführt, so sage mir dann, was Du von mir denken würdest, wenn ich der Roheit eines

Theiles des Publikums (das sich ja eigentlich ungeladen zu mir drängt) sogleich aus Gefälligkeit eine Schönheit opfern würde, welche ein Geschenk für Diejenigen ist, die von mir eingeladen sind. Diese, denen mein Werk einzig gelten kann, sollten daher füglich das Ihrige thun, das Schöne ungetrübt sich erhalten zu wissen. Wenn der König von Sachsen schließlich noch einmal in seinem Mantel zum Applaudiren zurückgekehrt ist, so mag das recht wohl dem Herrn KM. Rietz gegolten haben, vielleicht auch Mitterwurzer, der sich diese Ehre ebenfalls zuspricht; ich glaube, daß die Anregung, die ihn zu dieser Theilnahme bestimmte, gewiß einen stärksten Nachdruck aus meines Sachs' letzter Rede erhalten hatte; denn an solche Leute ist diese gerichtet. Nun laß' getrost die Unberufenen sich hinausdrängen: das begegnet überall; in den besten Concertanstalten wird das Publikum am Schluße einer Beethoven'schen Symphonie unruhig: besucht man ein Theater, so muß man von vornherein wissen, daß man der Mehrzahl nach mit schlechtem Menschenpack zusammen geräth. Gegen dessen schlechte Gewohnheiten das Gute und Aechte aber aufrecht zu halten und zu schützen, das ist eben die Aufgabe der Edleren und Gebildeteren. Statt an mich Dich zu wenden, solltest Du daher lieber einen muthigen und geistvollen Menschen zu bestimmen suchen, öffentlich das Publikum über seine Roheit zu belehren und ihm deutlich zu machen, was es verdirbt und verliert. —

Herzlich freut mich Alles, was ich von Euch erfahre, sei dessen versichert; und gewiß erfreut es mich nicht minder, zu ersehen, daß mein Werk doch wenigstens so gegeben wurde, daß eine schöne Wirkung nicht ausbleiben konnte.

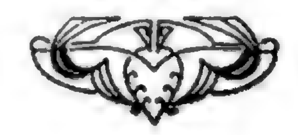
Recht angenehm werden mir weitere Berichte sein, mit denen ich sonst nicht überreichlich versehen werde. Hätte die Generaldirection mehr Bildung und Ehrgefühl, so würde ich wohl auch ihrerseits eine Nachricht erhalten haben: das scheint man nun allerdings aber nicht mehr zu kennen.

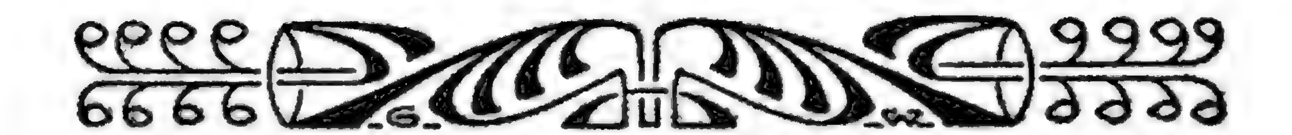
Leb' wohl, liebste Luise! Herzliche Grüße an Dich und die Deinigen!

Dein

Richard.

Luzern, 28. Jan. 1869.





Zur Ästhetik meiner Balladen.

Bausteine zu einer Ästhetik der deutschen Ballade.

Von

Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

II.

Balladendilettanten. — Vom Vers der „Rahab“ und des „Simson“. — Der Weg zur Weltanschauungsballade. — Midas. — Aristokratismus. — Abschreiben und Verwendung fremder Stoffe. — Philologengedichte und Gedichte für langsame Leser. — „Was will uns der Dichter damit lehren?“ — Kultur-Niveau. — Stimmender Akkord. — Klangwirkung.

Balladendilettanten: Vielen Dilettanten gelingt einmal ein leidlich glattes lyrisches Gedicht, eine Ballade nie. Und das ist doppelt gefährlich, denn das schlechte lyrische Gedicht ist meist nichtssagend, die schlechte Ballade aber wirkt komisch. Das Pathos schlägt leichter zum Lächerlichen um, als die Einfachheit.

Vom Vers der „Rahab“ und des „Simson“. Ich fühle im Gedicht zwei Linien nebeneinander hergehen, die innere des Dargestellten, der Handlung, und die äußere der Form, des Verses. Die erste dieser Linien teilt sich in unregelmäßigem Rhythmus in lauter kleinere und größere Abschnitte, die Handlungsmomente ein. Der Rhythmus der äußeren Linie dagegen ist ein regelmäßiger und durch die einmal gewählten Verse und Strophen bedingt. Ich habe oben eine Handlung in ihre einzelnen Momente umständlich auseinandergelegt, hier genügt es, sich klar zu werden, daß die Teile einer Handlung, wie das bei Dingen aus dem wirklichen Leben nicht anders sein kann, verschieden lang und verschiedenwertig sind. Vor allem aber ist verschieden an ihnen die Darstellungsmöglichkeit. Ich werde zu einem Beispiel greifen müssen, um ganz klar zu sein.

Erstes Handlungsmoment: Harald, Haralds Vater und Haralds Sohn reiten zur Jagd aus.

Zweites Handlungsmoment: Sie kommen an einen Fluß.

Drittes Handlungsmoment: Beim Durchschwimmen trägt Harald seinen Sohn, Haralds Vater hält die Zügel der Pferde.

Es ist ganz klar, daß ich bei einem Versuche, diese einfache Handlung in Verse zu bringen, für Nr. 2 kaum eine Zeile benötige, während ich zu Nr. 1 eine Strophe gebrauche. Nr. 3 aber ist genau eine und eine halbe Strophe lang.

Was fang ich nun mit der Strophe 2 an, von der ich gerade eine Zeile gefüllt habe, und mit Strophe 4, die halb gefüllt ist? Zunächst versuche ich es

vielleicht mit einer anderen Teilung der Handlung, und bei kleinen, vor allen aber bei lyrischen Gedichten wird das immer glücken. Bei Balladen glückt es erfahrungsgemäß sehr selten, ist es schon Schiller oft nicht gelungen. Also was tun?

Ankleben!

Man lese diese Strophe:

„Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche hinunterstieg."

Hier war es zu Ende mit dem Handlungsmoment. Nun ist angeklebt:

„Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg."

Das Ankleben ist das eine Mittel, das andere heißt: Mit dem nächsten Handlungsmoment beginnen, welches dann natürlich nicht in das leere Formrestchen hineingeht und in die nächste Strophe hinübergezerrt werden muß.

„Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, ‖ und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Hier, mitten im Satz, entsetzlich für ein Ohr, das auf diese Diäresen empfindlich ist, hört die Strophe auf. Und erst die nächste bringt das Verbum

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel." —

Ich habe viel experimentiert, um innere und äußere Form in der Ballade in Einklang zu bringen. Lange habe ich geglaubt, der Refrain könne eine solche Wirkung haben, und wenn man ihn skrupellos, wie die alten Volksballaden, verwendet, so hat er sie tatsächlich. Aber er ist so sehr lästig, und ich glaube nicht nur für den Dichter.

Endlich verfiel ich darauf, eine Strophe zu bauen, deren strophisches Charakteristikum es zuließe, daß sie länger und kürzer sein dürfte. Das einfachste ist hier, den Doppelreim als Charakteristikum zu nehmen, die Verszahl aber nicht zu begrenzen. Die Strophe kann also, wenn das Handlungsmoment kurz ist, im Reimschema a b a b oder a b b a stehen, eine längere Form würde etwa sein a b a b a a, und ich habe Strophen gebaut, die, wie ich glaube, nicht auseinanderfallen und das Schema haben a b a a b b a a b, also neunversig sind. Alle diese Strophen sind aber, wie ich ausdrücklich hervorhebe, vom verstechnischen Standpunkt aus ebenso wie für das Ohr untereinander gleich, sie haben das gleiche strophische Charakteristikum, nämlich eben den Doppelreim.

Diese Strophe ist für mich eine Balladenstrophe κατ᾽ ἐξοχήν, sie fügt sich geschmeidig den längeren oder kürzeren Gliedern der inneren Linie an, sie klappert nicht, wie die ewig gleichen Strophen bei langen Balladen leicht tun, sie wird nie langweilig. Will man ihre Beweglichkeit noch erhöhen, so kann man die Hebungszahl innerhalb des Verses unbeschränkt lassen, so daß also die Zeile ebenso wie die Strophe lang oder kurz sein darf. Endlich aber gibt diese Form auch ihre besonderen Ausdrucksmöglichkeiten. Ich führe folgende Strophen an:

„Und vor ihrem scharfen Blick
Und vor ihren schlauen Schergen
Muß der Jude sich verbergen,
Und ein Riegel weicht zurück, —

Und ein Riegel schiebt sich vor:
Sicher führt den fremden Späher
Rahab in ihr Haus empor" usw.

Grammatisch ist hier der Vers 4 der ersten mit dem ersten Vers der zweiten Strophe verbunden, dem Ausdruck nach sind die Verse sogar fast gleichlautend, und doch ist für mein Ohr durch den neuen Reim -or sofort die Vorstellung der neuen Strophe da, und mit ihr springt die Handlung von der Straße in das Innere des Hauses über. Ich kann das in keiner anderen Strophe so überzeugend machen.

Eine weitere Ausdrucksmöglichkeit dieser Strophe ist die folgende. Meine Simsonballade schließt mit Simsons letzter Krafttat, dem Einreißen des Dagontempels. Aus ganz bestimmten Gründen mußte, nachdem Simson die Säulen umgestürzt hatte, seine Geliebte dieses Aufflackern seiner ehemaligen Kraft mit einem letzten Ausruf begrüßen. Nun fiel mir mein Tempel aber in der ersten Fassung des Gedichtes (in vierzeiligen Strophen) immer viel zu schnell ein, als daß ich noch jemanden hätte eine Rede halten lassen können. So viel Mühe ich mir auch gab, — ein Tempel, der drei Strophen lang immerfort einstürzt, war unmöglich. Wenn es aber möglich war, das alles in einer, selbst einer langen Strophe zu sagen, so ging es, wenigstens für mein Gefühl. So teilte ich denn den Einsturz in das erste „Anrücken" des Gewaltigen, bei dem die Balkenwandung sich langsam neigt und schon Splitter aus ihr herausfahren — (1).

Wie gelähmt schweigt eine Sekunde die dichtgedrängte Volksmenge, und der Ruf des Mädchens geht erst in ihrem Aufschrei unter — (2).

Da stürzt die Decke nieder und begräbt alles (3).

Ich stelle die Strophen hierher, so sehr dieser Abdruck auch die Kritik herausfordern muß, und so ungünstig er für eine spätere Lektüre meines Gedichtes sein wird:

„Und da: — es suchte seine breite Hand,
Tastend nach rechts und links in Zorn und Zittern,
Bis sie der Säulen feine Fuge fand,
Und plötzlich ging ein dumpfgefühltes Schüttern
Durchs ganze Haus, und sieh, die Balkenwand,
Sie neigte sich mit knisterndem Zersplittern.

Und in die Stille des Entsetzens klang
Ein Mädchenruf voll Jauchzen und voll Klagen,
Um Simsons Kniee sie die Arme schlang,
— Im Schrei, der grausig aus der Menge drang,
Ging unter ein verirrter Siegsgesang:
„Zu Aschkalon hat dreißig er geschlagen,
Und Tausende zu Lechi er bezwang!"

Da stürzte donnernd, der die Decke trug,
Der Pfeilerkranz in mächtigem Niederschlagen!
Aufwölkte Staub, verwehter Opferruch
Hing überm Schutt mit wildzerrissnem Fluch,
Halbem Gebet und ganz zerbrochnem Klagen.
Und Simson lag vom Dachgebälk erschlagen,
Bei ihm das Weib, das seine Liebe trug.
— Und warn der Männer, die er sterbend schlug,
Mehr denn der Lebende geschlagen."

Der Weg zur Weltanschauungsballade. Soweit ich es beurteilen kann, war bei jedem Dichter die erste Balladenperiode eine Periode der Stimmungsballade —, man ist jung, und man kommt von der Lyrik. Die Veranlassung zur Ballade sehe ich in einer Erziehung, die alles Gefühlsmäßige, Weiche, also Lyrische zurückdrängt und nur die harten Ideale der Helden gelten läßt. Die Freude an Jagen und Schwimmen, das Verständnis für Pferd und Zweikampf, die früh verlangte Courtoisie gegen Damen und seien es die eigenen Schwestern, alles das führt zur Freude an Strachwitz und Fontanes Prachtballaden und reizt zu ihrer Nachahmung. Vielleicht ist durch diese ritterliche Erziehung, in Verbindung mit dem eben gezogenen Schluß auch die Tatsache zu erklären, daß der Adel ein so großes Kontingent zum Heer der Balladendichter stellt. Die bekannte Colshornsche Sammlung, — eine der besten, die wir haben, trotz ihres lyrischen Schlußteils — zählt unter 91 Dichtern 20 adlige, der dreibändige Hub gar 63 Adlige unter 212 Namen auf, das wären 30 und mehr Prozent!

Die Stimmungsballade wäre also das erste, — etwa bei mir „Der Letzte des Stammes", der nur die balladische Umarbeitung eines schon in meinen „Gedichten" veröffentlichten Sekundanerpoemleins ist.

Mehr und mehr ging mir die lyrische Note verloren, mehr und mehr gewann die Handlung für mich an Interesse. Ist nicht alles Leben Handlung, alles Große im Leben Tat! So entstanden die meisten meiner Balladen, nämlich aus Freude an einem Geschehnis, und bald lernte ich mir solche Geschehnisse umzuarbeiten, oder ganz neu zu erfinden. Das war die zweite Ballade, die ich schrieb, die Handlungsballade. Lange Jahre habe ich sie für die Ballade gehalten.

Aber auf die Dauer wurden mir die Mägdelein, die immer nur sinnig-innig-minnig waren und die Helden, die ewig edelmütig dastanden, langweilig, und ich versuchte in psychologischer Vertiefung über die alte Ballade hinauszugehen. So ist etwa mein „Simson" ein mit viel Liebe und Mühe in 8½ Monat

ausgearbeitetes Doppelporträt. Er, der körperlich starke, aber geistig unbedeutende Riese, eine Tenorfigur im Grunde, der in jedes Weibes Hand ist, dabei prahlerisch und händelsüchtig. Sie, eine jener differenzierten Seelen, für die Sinnlichkeit mit Grausamkeit zusammenfällt, die am Manne nur den Herren liebt und ihn im Augenblick körperlicher Ohnmacht verachtet.

Natürlich kann die psychologische Ballade nicht der Handlung, nicht lyrischer Stimmungen entraten. All diese Klassen hier unterscheiden sich nicht auf Entweder-Oder, sondern auf Und, jede folgende hat etwas mehr, ohne dafür etwas einzubüßen.

Die letzten Balladen, die ich geschrieben habe, sind Weltanschauungsballaden. Auch die psychologische Feinarbeit kann auf die Dauer nicht genügen, nur der große Gedanke, der hinter der Handlung und den Charakteren steht, kann der Ballade die höchste Weihe geben. Ich denke, daß die „Drei Hemden" ein leidliches Beispiel dafür sind, zugleich auch dafür, daß die Weltanschauungsballade nicht künstlich aufgebaut zu wirken braucht. Vielleicht ist das der einzige Fehler des wundervollen „Todes des Tiberius", daß Geibel ein wenig viel Weltgeschichts-Perspektive in das Schlußtableau gebracht hat.

Stimmungsballade, Handlungsballade, Psychologische Ballade und Weltanschauungsballade, — vielleicht ist der Weg krumm, vielleicht ist er unnormal, vielleicht gar ein Sackweg. Aber es war eben mein Weg!

Midas. Dem phrygischen König ward alles, was er berührte, zu kaltem gleißendem Golde. Mir wird jeder, und seis der lyrischste Stoff, zur Ballade. Ich habe mich oft so brennend danach gesehnt, ein Lied, ein ganz heißes, inniges lyrisches Gedicht zu machen, aber selbst das tägliche Brot verwandelt sich ja an meinen Händen zum mitleidlosen, eiskalten balladischen Metall!

Ein junges Mädchen kam eines Nachmittags vom Nachbargute herüber, um mit uns Geschwistern eine Partie zu machen. Wir waren aber nicht mehr da, nur meine Mutter lag mit einem verstauchten Fuß auf der Chaiselongue. Da blieb das Mädchen den Nachmittag über bei der alten Dame, unterhielt sie und pflegte ihren Fuß. — Von dieser Zeit an fühlte ich eine fast brüderliche Zärtlichkeit für die junge Dame, die mir bis dahin ausgesprochen unsympathisch war.

Aus diesem Erlebnis entstand meine assyrische Ballade „Der Sohn", welche beginnt:

„Die feuchten Felsenschluchten Garamäs durchbrüllte gell
Der Todesschrei der Feldschlacht Assurs wider Israel."

Auch das war zur Ballade geworden.

Aristokratismus. Ich werde so oft gefragt, wie ich zu den alttestamentarischen Stoffen des „Juda" gekommen sei. Der Grund ist ein doppelter. Erstens ein formaler: Mich zog die Sprache des Alten Testamentes an, diese Sprache der Könige und der königlichen Hirten. Denn nichts ist mir fataler als Kleineleutegeruch, Armeleutemalerei, schlesische Waschweibersprache, all das heiße Bemühen, mit subtilsten Mitteln die Sprache und Sprachgewohnheiten der Plebejer nachzumachen. Mich interessiert der dritte und vierte Stand

nur sozial, nicht künstlerisch. Alles Unsoignierte in Manieren und Ausdruck ist mir ein Greuel, darum muß ich mir nach manchen Büchern von Arno Holz, O. J. Bierbaum und Hauptmann die Hände waschen und den Mund ausspülen, mir ist diese Salopperie gegen Erziehung und Geschmack. — Das Gegenteil davon ist die Sprache des Alten Testamentes, sie schreitet edel und majestätisch, ihrer Würde bewußt, und weiß auch das Gemeine zu adeln.

Der Hauptgrund aber ist, daß ich im alten Judentum das aristokratische Element so stark ausgeprägt fand. Dies prachtvolle Selbstbewußtsein, das „auserwählte Volk" zu sein, — man bedenke nur, was das heißt für ein Volk, das im Rat der Völker doch wohl schon ähnlich angesehen wurde wie heute (vgl. Exodus 1, 12). Wirklich, die Alten Juden waren Aristokraten, so gewiß wie es die alten Juden, vorzüglich im Osten, heute noch sind, und so gewiß wie die freisinnigen Berliner Börsenherren längst auf den entgegengesetzten Pol herunteravanciert sind. Denn Adel heißt: Festhalten am Alten, Stolzsein auf Rasse, Religion und Geschlecht, Selbstbewußtsein der vererbten Eigentümlichkeiten an Körper und Seele. Aber das läßt sich taufen, ändert mit unmerklichem Verschieben den Namen ins Germanische, ruft sich „Siegfried" und „Herbert" und versteckt feige jedes Zeichen seiner Rasse. Und sowas bildet sich dann ein, daß sich irgend ein Germane dadurch täuschen oder zum Wohlwollen bekehren ließe!! Es ist ein Trost, daß ihre edel gebliebenen Stammesgenossen ihre erbittertsten Feinde sind!

Ich glaube, daß ich so der Dichter des Adels geworden bin, wie etwa Strauß der Komponist der Walzer und Reznicek der Zeichner der reichen Leute ist. Es ist kein Tadel, es ist kein Lob, es ist auch nicht gewollt und hat weder politische noch gar soziale Tendenz, dies Urteil. Ich bin, künstlerisch gesprochen, ein Produkt der Reinkultur des Aristokratismus mit allen Vorzügen und allen Nachteilen.

Abschreiben und Verwendung fremder Stoffe. Ich habe nur einmal mit Bewußtsein die Verse eines fremden Dichters fast wörtlich übernommen. Strachwitz sagt:

„Ins Grüne ritt Herr Edelfried,
Es blühte sein Mund im Scherze,
Ihm unterm Sattel tanzte sein Roß
Und innen tanzte sein Herze."

Bei mir (Page v. Hochburgund):

„Und wir ritten von dann, fern blieb das Gefolg,
Und ein Lachen lag mir im Blute,
An meiner Seite tanzte der Dolch
Und unter mir tanzte die Stute."

Ich habe wochenlang geschwankt, ob ichs tun dürfte. Aber die Sache paßte bei mir so gut, daß ich endlich dachte: Lieber will ich zum Abschreiber werden, als mein Gedicht um die Zeilen schädigen.

Manche meiner Stoffe stammen aus einer alten bretonischen Balladensammlung, so die „Pest in Elliant". Ich habe mich dabei an die alte Fassung der Sage häufig wörtlich angelehnt und zwar diesmal im vollen Rechtsbewußtsein,

ebenso wie mein „Jesaia“ oder „Triumphlied der Juden“ eine Menge Stellen aufweisen, die mit dem Alten Testament wörtlich übereinstimmen. Dies Einweben alter Perlen in neue Teppiche scheint mir gerade für die Ballade von hervorragendem Werte zu sein. Und es ist ganz gleichgültig für ein Gedicht, ob diese Zeile aus der Bibel oder jener Ausdruck aus einem alten Volksliede stammt, — wenn das Gedicht nur gut ist. Seine Qualität ist hiervon völlig unabhängig, das wissen alle Dichter.

Daß die Fußnote der „Alten Ballade“ ebensoviel an Wahrheit wie an Mystifikation enthält, brauche ich nicht erst zu versichern. Kenner der Edda und der älteren Volks- und Sagenbücher werden manch bekanntes Wort drin finden.

Philologengedichte und Gedichte für langsame Leser. Wirkliche Philologengedichte sind die „Weissagung des Diocletian“ und der „Simson“, ich könnte mir zehn Aufsatzthemata aus jedem von ihnen denken. Auch kann sie wohl nur ganz verstehen, wer wirklich mit philologischer Akribie liest. So entsprechen sich in den beiden Teilen des „Diocletian“ Wetter, Landschaft, Tageszeit, aber auch die Kleinigkeiten, wie der Silberling, kehren wieder. Im „Simson“ ist merkwürdigerweise fast allen Lesern oder gar Hörern die Gestalt des Mädchens unklar. Im ersten und im zweiten und im dritten Teile ist es immer dieselbe, nämlich die Dirne zu Gasa im Philisterlande! Nicht etwa Delila oder gar Simsons erste Frau, die ihn ja schon auf der Hochzeit (Rätsel: der Honig im toten Löwen) verließ.

Grundverschieden von diesen Gedichten, die einen gewissen Verstand voraussetzen, sind diejenigen, die nur von Leuten mit ausgesprochen künstlerischer Empfindung genossen werden können. Zum Teil habe ich diese, um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, gar nicht veröffentlicht (Fegefeuer des Hannöverschen Adels im Süntel), zum Teil leide ich noch unter den wildesten Vermutungen und Deutungen, die darüber umgehen. Was ist nicht von den Freunden über die Mauerballade räsonniert!! „Drucke es nicht, das läßt dir die „Frankfurter Zeitung“ nicht durch!“, riet mir ein Freund. Deshalb blieb die Ballade aus dem 1895er Göttinger Musenalmanach fort. Agnes Miegels La Furieuse konnte gedruckt werden. Sie hat die Revolution demokratisch angesehen, ich aristokratisch. Und es gilt die sozialdemokratische oder anarchistische Ansicht für künstlerisch darstellbar. So freigeistig muß man doch sein!! Die feudale Weltanschauung aber wird von der Presse nicht durchgelassen, weil sie „unkünstlerisch“ ist. Vor allem darf ein Adliger sie nicht äußern.

Das ist auch so ein Kapitel Ästhetik von 1905!

Nebenbei bemerke ich, daß diese meine aristokratische Weltanschauung in Gedichten doch nur ästhetisch, — niemals politisch in Betracht kommen kann.

Nun ist aber die Mauerballade bei der „Deutschen Monatsschrift“ untergekrochen, — wird sie dort langsame Leser finden?

Drei Bilder aus der Revolution sind es, ein Triptychon, dessen Schlußgedanke ist: Mag uns der Pöbel alles nehmen, das was uns zusammenbindet, das Letzte, Feinste kann er uns weder nehmen noch es nachmachen.

Diese drei Bilder sind durch den Rahmen einer dreifachen rhetorischen Frage zusammengehalten, auf die Teil 1 und 2 sofort eine stark stilisierte Antwort geben. Diese Antwort leitet zu den eigentlichen Bildern über, der Einnahme des Schlosses Monteton und der Gerichtsszene. Teil 3 gibt die Antwort auf die rhetorische Dreifrage erst am Schluß mit eben dem dritten Bilde selber.

Alles in der Ballade ist nur typisch zu sehen, es ist eine Weltanschauungsballade ohne individuell bestimmte Personen. Darin liegt für den, der sich neuen Eindrücken schwer erschließt, die Schwierigkeit. Auch in der sehr starken Stilisierung der Bilder. Wie wenn die knarrende Kellertür mit dem Uhrtürchen, der Henker („le coucou“) mit dem heraustretenden Kuckuck verglichen wird, dann aber dies Bild weiter zu dem alten Aberglauben geleitet wird, daß der Kuckuck die noch kommenden Lebensjahre ansage, dieser „coucou“ aber im Gegenteil den Tod ankündigt. Oder die schwierige Diesseits-Jenseits-Passage im ersten Bilde usw.

Und trotzdem die Ballade bisher nur 3—4 Freunde gefunden hat (diejenigen, die sie auswendig wissen), — es ist gewiß ein erster Schritt auf neuem Wege, eine aufgestoßene Tür. Man kann sagen: Ich mag keine impressionistische Ballade. Aber man wird, denke ich, nicht sagen können: Diese impressionistische Ballade ist schlecht.

„Was will uns der Dichter damit lehren?“ Wenn doch die alte Schulmeisterfrage nach dem Zweck des Gedichtes aufhörte! Sie ist ebenso töricht, als ob jemand fragen wollte, welche moralische Lehre uns die Natur mit dem Regenwurm habe geben wollen! Wohl kann man, wenn man vom Dichter weiß, daß er diese oder jene Absicht gehabt habe, fragen, ob ihm, seiner Absicht Ausdruck zu geben, auch gelungen sei. Aber man soll nie vergessen, zuerst zu fragen: Hat der Dichter überhaupt eine „Absicht“ gehabt? Hatte die Natur bei der Schöpfung des Regenwurmes überhaupt die Absicht, uns ein moralisches Beispiel zu geben? Oder dachte sie nicht vielleicht, daß es Zweckes genug sei, einen Wurm so zu schaffen, daß er schön sei vom Standpunkt des Höchsten aus, völlig passend für die Erde und ganz und gar die Erfüllung aller für ihn möglichen Vollkommenheiten?

Kunstwerke müssen ebenso angesehen werden wie Werke der Natur. Wohl kann man aus ihnen lernen, aber sie selbst wollen nicht lehren. (Ich nehme die kleine und wenig hochstehende Gruppe der Tendenzwerke aus.) Es ist möglich, daß ein vollkommenes Gedicht, das zu Tränen rührt und einen Sünder zu Gott bekehrt, aus einer Spielerei mit Worten, aus einem Druckfehler, der dem Dichter einen neuen Gedanken gab, aus einem zufällig gefundenen Reime entstand. Wie oft ist nicht nur die Form, sondern sogar der ganze Inhalt durch winzigste Äußerlichkeiten bestimmt!

Als ich einmal in Venedig mit Georg Freiherrn von Ompteda zusammen war, machte er mich auf die prachtvolle Kraft eines französischen Fluches aufmerksam: Nom du nom du bâtard de Sainte Marie! Um die Worte nicht zu vergessen, notierte ich mir

„Im Namen des Bastards der Marie
Des Jesusknaben . . . . .“

Auf der weiteren Reise fielen mir dann als Reimzeilen ein

„Ich will die Burg, und ich nehme sie
Vor Sankt Brigittentag.“

Um auf „Tag“ einen Reim zu haben, schloß ich nun den zweiten Vers mit „von Prag“ und dachte, daß der Sprecher sich dabei der bekannten wundertätigen Jesuspuppe erinnert haben möge.

Schon lange hatte mich der Westerwald angezogen, der alte Märchenwald mit seinen merkwürdigen und prachtvoll klingenden Namen. Hadamar, Montabaur, Walmarod, — ist es nicht wie Musik! In Wegeleben, Wegersleben, Hedersleben können keine Balladen sein. Als ich nun in einem englischen Makulaturbogen, der als Einwickelpapier mir in die Hände kam, ein Bild fand „Curfew must not ring to-night“ mit der ersten Hälfte eines Gedichtes von Hartwich-Thorpe (?), dachte ich gleich: Das müßtest du in den Westerwald verlegen können. Im englischen Urbilde war, glaube ich, Cromwell der Held, aber dies Milieu lag mir besser.

Welcher Feldherr konnte nun damals im Westerwalde gewesen sein? Bei welchem konnte ich vielleicht gleichzeitig meinen „Jesusknaben von Prag“ anbringen?

So kam ich auf Tilly, der lange am Rheine hin und her zog, nachdem er aus Böhmen gekommen war, und dem ein kräftiger Fluch auch gut zuzutrauen war.

Bei den ersten Strophen des Gedichtes verwendete ich (eine Bemerkung beim Druck macht den Leser darauf aufmerksam) Ausdrücke, die ich mir aus altfranzösischen Balladen einmal übersetzt hatte, so gleich den Anfang

„Wir wollen dies Jahr die Felder am Rhein
Mit heißen Sicheln mähn,
Wie Sensen soll der Flammenschein
Über die Ernten gehn.“

Damit war auch gleich der Herbst als Jahreszeit für die Ballade gegeben, und ich konnte nun den „Sankt Brigittentag“ (16. April) meiner Skizze in einen Herbsttag „Sankt Gertraudentag“ verwandeln.

Nun kam die Frage nach der näheren Lokalisierung. Die Karte wurde studiert, aus Nachschlagewerken festgestellt, daß in Hadamar eine alte Abtei stand, und eine Anfrage beim dortigen Pfarrer gab mir die Gewißheit, daß man allerdings die Glocken von Hadamar wohl bis Walmarod hören könne. Ich halte derartige „Wirklichkeiten“, die durchaus mit der „Wahrheit“ nichts zu tun haben, heute für unwesentlich. Damals war ich darin ängstlicher und paßte gut auf, daß Namen, Zeit, Ort, Pflanzen und Tierwelt auch genau zueinander paßten.

So ist also meine Ballade von der „Glocke zu Hadamar“ entstanden.

Als ich dann einmal in einem Gymnasiasten-Leseverein eingeladen war, las ich die Ballade vor und bat um kurze schriftliche Angabe, was die jungen Herren für den Grundgedanken, den sittlichen Inhalt, den Zweck des Gedichtes hielten. Da war es mir sehr lehrreich, zu lesen, was ich mir beim Dichten eigentlich hätte denken sollen!

„Eine Klarlegung, wie der Religionskämpfer Tilly eigentlich verroht und grausam gewesen sei.“

Dabei wars eigentlich Cromwell und der Fluch stammte von einem Marseiller Matrosen.

„Eine Verherrlichung aufopfernder Liebe wollte uns der Dichter geben.“

Aber wenn jenes Einwickelpapier von einem sich selbst aufopfernden Haß erzählt hätte, so hätte ich, falls es ein guter Stoff gewesen wäre, jedenfalls auch den Haß „verherrlicht“.

„Der unreligiöse Baron zu Walmarod wird zur Sühne für seine Gesinnung getötet, trotzdem als „Moment der letzten Spannung“ das unsittliche Mädchen dem Schicksal in den Arm fällt. Nicht umsonst hat der Dichter sie Sophie genannt! Sophia ist jene Afterweisheit, die jedem Glauben feind ist, aber doch den strafenden Arm Gottes nicht aufhalten kann.“

Aber die Irreligiosität des Barons brauchte ich als Gegenstück zum „religiösen“ Tilly. Und die prachtvolle Reminiszenz aus der deutschen Stunde „Moment der letzten Spannung“! Das ist ja der Inhalt der Handlung überhaupt, nicht ein Moment. Und freilich habe ich die Dame „nicht umsonst“ Sophie genannt, nämlich auf -ie mußte der Name reimen, jambisch mußte sein Rhythmus sein des Verses wegen. Erst hieß das Fräulein, dem die herbe Primanerethik das Beiwort „unsittlich“ gab: Marie. Aber da war eine Verwechslung möglich, wenn man drei Strophen weiter las

„Im Namen des Bastards der Marie“

Und so taufte ich sie „nicht umsonst“ Sophie.

Als nun schließlich das Gedicht gedruckt wurde, mußte ich auf Bitten meiner damaligen Verleger den „Bastard“ der Marie aus christlich-religiösen Bedenken heraus in einen „Sohn“ umändern.

Kultur-Niveau. Bildet euch doch nicht ein, ihr Künstler, daß eure Bewunderer euch verstehen. „Das Publikum versteht keine Kunst“, das kann man oft hören, das glaubt und weiß jeder. Aber wir wissen ja alle, daß auch unsere Nächsten uns in alle Feinheiten nie folgen. Ist ja auch vielleicht nicht nötig und wäre sicher nicht angenehm, wenn nur lauter feinfühlige Künstlerseelen herumliefen.

Aber das Schlimme ist dies: Die großen Feinde jeder verfeinerten Kultur sind nicht die, welche offen und grob ihre Segnungen leugnen oder verkleinern. Das ist ein harmloser Menschenschlag, der nicht viel schadet, weil sein Niveau ein zu offenkundig niedriges ist. Wenn z. B. ein Leutnant in tiefem Ernst erklärt, er könne ebenso gute Gedichte machen wie der oder jener zeitgenössische Dichter, wenn er nur Zeit hätte zu dieser Faulenzerei, und wenn er nur wolle, — so wird kein Verständiger ihm böse sein. Denn ein solches Aperçu hilft auch dem Traurigen zu einem fröhlichen Lächeln.

Die schlimmsten Feinde von Kunst und Wissenschaft sind vielmehr die, welche sich als Freunde herandrängen, viel darüber reden und davon schwärmen und so in den Geruch von Sachverständigen kommen, ohne es zu sein. Sie täuschen einen bisweilen, wenn sie einen Künstler von vielen Graden loben. Aber bei näherem Zusehen entdeckt man, daß sie den Nobody ebenso preisen,

daß ihr Lob häufig davon abhängt, ob sie zu den ersten gehörten, die den Künstler „erfanden“, oder ob er ihnen zu Willen sei. Denn so seltsam es klingt: Immer wollen die Kleinen den Großen erziehen. Er darf malen, musizieren oder dichten, aber er soll nicht ahnen, daß er etwas mehr kann als sie. Er darf mit seiner Kunst Freude machen, aber er soll nicht den Dornenweg innerer und äußerer Bohême gegangen sein. Er darf die Freiheit preisen, aber er soll streng im Ochsengang des ehrbar engen Alltags wandeln.

Stimmender Akkord. Wenn ich in die Ballade nur Handlung, nur diese komprimierteste Tatsachenfolge lege, so kommt mir leicht das Raisonnement, auch das gefühlsmäßige zu kurz. Daher kommen die häufigen „stimmenden Akkorde“, die am Anfang die Stimmung, am Ende aber den sittlichen oder sonstigen Sinn der Ballade tragen. Wie im „Marschall“, in dem „Eid der Beaumanoirs“, „Das seidene Haar“, „Die Pest in Elliant“, „Halfdan Ragnars Sohn“, „Bayard in Dänemark“ u. a. m.

Beim „Eid der Beaumanoirs“ lag mir ein Zeitungsausschnitt vor aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger“, der erzählte, wie die Beaumanoirs zu dem Wappenspruche „Bois ton sang!“ gekommen seien. Dreißig Vettern von ihnen hatten mit ebensoviel englischen Rittern buhurdiert und bis auf den einen Franzosen waren alle gefallen. Und dieser, ein Knabe, war fortgeritten, laut lachend über einen Witz. Ein englischer Ritter hatte seinem Vetter, dem das Blut übers Gesicht rann und der um einen Trunk bat, jene Worte zugerufen.

Mir gefiel das Charakteristische an dem Stoff. Wie famos, daß man damals über sowas lachen konnte, wirklich, worüber eine Zeit, ein Land, ein Mensch lacht, das ist ungemein bezeichnend!

Aber ich mußte der Roheit doch auch eine Perspektive geben, sonst war sie eben nur roh. Deshalb ließ ich den Knaben darüber philosophieren, ich ließ ihn den Spruch absichtlich mißverstehen. Nicht „Sauf dein Blut“ hat der schnöde Feind gerufen, sondern er hat sagen wollen: „Was! Wasser für den Edeln?! Für den selbst der edelste Wein nicht gut genug ist! Nur das eigene Blut wäre ihm edel genug zur Stillung des Durstes!“

Deshalb ist im stimmenden Akkord des Anfangs gesagt: Lachen können am besten die Grafen von Beaumanoir, am Schluß aber heißt es: „Lachend das Grausen besiegen kann nur ein Beaumanoir“.

Klangwirkung. Ich empfinde die Vokale als Töne und die Konsonanten als rhythmische Teilstriche, so daß also eine Zeile ihre Melodie und ihren Rhythmus von diesen beiden Elementen her hat. Nun haben die Vokale bestimmte seelische Wirkungen, die jedoch nicht absolut sind, sondern sich nach dem Inhalt der Worte richten. Wenn ich sage:

„So jauchze laut auf Judäa“

so löst au die seelische Wirkung des Jauchzens, des lauten Schalles aus. In den Zeilen:

„Es graut der Braut,
Die fühlt, nicht schaut“ (Kopisch)

ist derselbe Vokal (oder Diphthong) ein vollendeter Träger der spukhaften Stimmung, in der sich die von den unsichtbaren kleinen Leuten geküßte Braut befindet. Ja, dies **au** kann ebensogut das nächtliche Schreien der Katzen, das „Mauscheln“ zweier Juden, oder den Eindruck von irgend sonst etwas in uns erregen und zwar alles gleich stark, gleich gut, wenn nur der Dichter der Kerl danach ist.

Zur näheren Charakterisierung ist den Vokalen das Rückgrat der Mitlauter gegeben, welche erst die an sich haltlosen Töne zu festgefügten Rhythmen und Harmonieen binden. Die Vokale geben eher die Stimmung, die Konsonanten leichter die Charakterisierung. In den oben angeführten Zeilen:

„So jauchze laut auf Judäa, dein Tag, dein Tag ist da,
Nun blase des Halljahrs Hörner, Samaria!!“

geben die **au** wohl den Jubel und die vielen hellen **a** die festliche Stimmung wieder. Aber erst das j und das, die beim Jubeln und Lachen dem Munde entströmende Luft bezeichnende **ch** in jauchzen bezeichnet deutlich, was wir denken. Ebenso wie der Stab **H** das Hineinblasen der Luft in die Hörner wiedergibt. Die Wiederholung „dein Tag, dein Tag“ setzte ich an Stelle eines ursprünglich dort stehenden Epithetons, weil ich diese Wiederholung als liedhaft, als tanzmäßig empfinde, weil ich dabei das Gefühl des Taktschlagens habe. Außerdem sind in den Zeilen die Silben

„. . däa, Tag, Tag, da“

und

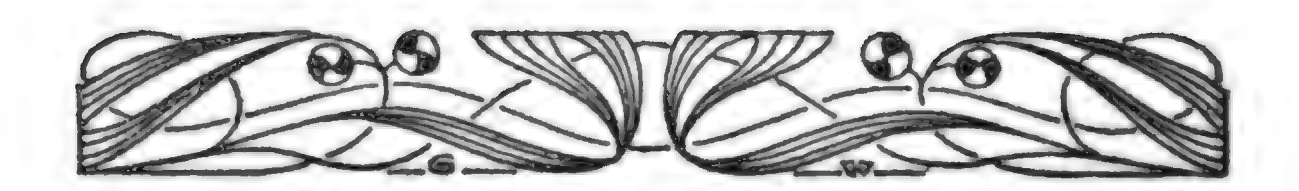
„blase — Sa . . . . .“

für mich ganz klar hörbare Stäbe, obwohl natürlich der Philologe den Beweis leicht hat, daß es „eigentlich“ keine sind.

Wenn nun das eben Gesagte richtig ist, so muß man zwei Arten von Versen unterscheiden: Solche, in denen Vokale und Konsonanten keine Stimmung und Charakterisierung tragen sollen, also einfach Wortteile sind. Und dann solche, in denen die Worte bewußt auch als musikalische Teile verwendet sind. Meist wird man wohl beide Gattungen durcheinander benutzen. Im „Triumphgesang der Juden“ habe ich alles auf Klangwirkung hin gearbeitet und dadurch, wie ich glaube, das Gedicht unkomponierbar gemacht. Was übrigens ja auch nicht der Zweck einer Ballade ist.

Die meisten Fehler der Dilettanten in diesem Punkte sehe ich darin, daß sie sich nicht klar machen, was die Laute, wenn man sie häuft, bedeuten. Dadurch liegen diese starken Klänge oft in ihren Verschen wie Felsblöcke in einem Blumenbeet, oder sie bemühen sich vergeblich, aus dem Häcksel klang-, farb-, saftloser Worte eine mächtige Mauer zu türmen. Sie wollen gar nicht wortmalen und vergessen dabei, daß man manche Worte kaum gebrauchen kann, ohne unbeabsichtigt eine starke Lautwirkung zu erzielen. — Andererseits ist es schrecklich, wenn kein dichtender Müller oder Meier an einer Wasserfallschilderung vorüber kann, ohne planlos alle die Worte, die unsere Sprache so reichlich dafür schuf, nebeneinander zu stellen: brausen, zischen, schäumen, strudeln und so fort. Am verführerischsten ist immer „was rauschet und was brauset“, aber auch die Lind-lau-leise-Lüfte-Weis ist sehr beliebt.

(Schluß folgt.)



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Oktober 1906.

In England und Frankreich hat sich die Presse darüber aufgeregt, daß die letzte Monatsschau die Bestrebungen, auf dem Wege der Abrüstung den ewigen Frieden vorzubereiten, als Utopie bezeichnete und nachdrücklich das Recht jeder politischen Selbständigkeit betonte, für die Behauptung dieser Selbständigkeit diejenigen Schutzmaßregeln zu ergreifen, die ihr als notwendig erschienen. Auch daß wir die allgemeine Wehrpflicht als ein spezifisch deutsches Erziehungsmittel, das eben nur in Deutschland wirklich populär sei, bezeichneten, hat mißfallen. Man hat unsere Ausführungen „kriegerisch" und „provozierend" genannt, und eine ganze Flut von Zeitungsartikeln hat daran gearbeitet, aus den für jeden Deutschen selbstverständlichen Grundgedanken dieser Ausführungen eine cause célèbre zu machen. So wenig verträgt die in den Bahnen einer heuchlerischen Vertuschungspolitik verstrickte Presse, daß einfache, in der Praxis des politischen Lebens überall angewandte Wahrheiten ausgesprochen werden! Man wettert gegen Deutschland und trifft inzwischen alle Vorbereitungen, um die eigenen Rüstungen zu verstärken. Als charakteristisches Beispiel dafür kann die angebliche Einschränkung des englischen Rüstungsprogramms dienen. Mit großer Selbstzufriedenheit wird angekündigt, daß man beschlossen habe, den Bau von Linienschiffen einzuschränken, in Wirklichkeit aber baut man 3 Panzerkreuzer, die tatsächlich größer und stärker sein werden, als die stärksten Linienschiffe der englischen Flotte, und zugleich schneller als diese. „England wird am Ende des Jahres 1908 nicht nur über die „Dreadnought" und die durch das diesjährige Flottenprogramm vorgesehenen drei Linienschiffe, sondern auch über diese drei Kreuzer von Linienschiffausdehnung verfügen. Man rechnet aus, daß von den übrigen Flottenmächten zu der genannten Zeit Frankreich vielleicht zwei, die Vereinigten Staaten eines, Japan vielleicht vier und Deutschland kein neues Linienschiff in Dienst stellen können. Die „Daily News" erklärt, die drei Panzerkreuzer seien offenbar nichts weiter als „Dreadnoughts"; das Geheimnis sei gut gewahrt worden!" So fassen die „Berliner Neueste Nachrichten" die durch die „Einschränkung" des englischen Rüstungsprogramms geschaffene Lage ganz zutreffend zusammen. Nur hat sich das Verhältnis insofern geändert, als die Vereinigten Staaten beabsichtigen, ein Kriegsschiff zu bauen, das mehr als 20000 Tons Deplazement haben wird, die Dreadnoughts also um 2000 Tons übertreffen soll. Im Dezember wird der Kongreß auf Antrag des Staatssekretärs für die Marine Bonoparte darüber zu entscheiden haben. So wird der Tribune aus Washington gemeldet. Aber auch Rußland will einen Über-Dreadnought bauen, so daß sich

als Resultat dieser „Einschränkungen“ des englischen Programms eine Steigerung der Rüstungen zur See ergibt. Und das alles geschieht unter Begleitung von Abrüstungsfanfaren! Es fällt wirklich schwer: satiram non scribere! Dabei liegt uns nichts ferner, als jenen drei Mächten ihr Recht auf Steigerung ihrer Wehrkraft zur See strittig zu machen. Wir sind im Gegenteil überzeugt, daß jede Nation bestrebt sein muß, auch nach dieser Richtung hin das Bestmöglichste und Vollkommenste zu leisten, wobei uns freilich die Überzeugung lebendig bleibt, daß die beste Kraft eines Kriegsschiffs in der Mannschaft ruht, die jenen ungeheueren Kriegsmaschinen die lebendige Seele gibt. Lissa und Tschushima haben dafür die Beweise erbracht und wir denken, daß es auch in Zukunft dabei bleiben wird. Denn niemals sind die Anforderungen höhere gewesen, die an diese lebendige Seele gestellt worden sind. Der tragische Untergang des französischen „sousmarin“ „Lutin“ hat aufs neue gezeigt, welchen Gefahren die tapferen Männer ausgesetzt sind, die sich dem unheimlichen Dienst unter dem Spiegel des Meeres aussetzen. Wir wünschen ihnen Rettung, und da sie auf 8 Tage mit Luftvorrat versehen sind, ist es ja nicht undenkbar, daß sie ihnen zu Teil wird — wenn auch, trotz aller Anstrengungen, die zur Hebung des Bootes gemacht werden, es leider nicht wahrscheinlich ist. Die Lage des Lutin und der furchtbare Wasserdruck, der auf ihm lastet, lassen das Schlimmste befürchten.

Aber solche Unglücksfälle haben das eine gute, daß trotz aller politischen Gegensätze das rein menschliche Empfinden überall zum Durchbruch kommt. Fast wie ein eigenes Unglück trägt man die Sorge des andern.

Der hinter uns liegende Monat hat in zwei wichtigen Fragen einen Abschluß gebracht. Der Streit Egyptens mit dem Sultan um die strittige Grenze bei Tabah ist am 28. September durch einen Vergleich beigelegt worden, dessen Vorteile auf englischer Seite liegen, denn daß nicht Egypten, sondern England sprach, darüber kann kein Zweifel sein. Es handelte sich im wesentlichen weniger um einige Quadratmeilen strittigen Gebietes, als um die Geltendmachung der Vorherrschaft des englischen Einflusses auf einer der wichtigsten Pilgerstraßen nach Mekka und Medina und gerade jetzt, da der Islam in Afrika und Vorderasien unzweifelhaft in starker religiöser Erregung ist, glaubte man in Alexandria und London keine Nachgiebigkeit zeigen zu dürfen. Und das mag ganz richtig sein, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß zu den alten Gegensätzen nunmehr eine neue Verstimmung getreten ist.

Vorläufig erledigt ist die Cubanische Frage. Am 29. September übernahm der Staatssekretär Taft, der durch sein kluges Walten auf den Philippinen sich ein festes Ansehen zu schaffen verstanden hat und heute für den wahrscheinlichen Nachfolger Roosevelts gilt, im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika die Regierung von Cuba, das durch den Rücktritt des Präsidenten Palma, des Vizepräsidenten Capole und des gesamten Ministeriums führerlos geworden war, während zwei feindliche Parteien im Bürgerkrieg einander gegenüberstanden. Es gelang nun Taft zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen, dann gab er die von der zurückgetretenen Regierung verhafteten „Liberalen“ frei, und zugleich sicherte er durch Landung amerikanischer Truppen und durch Heranziehung eines mächtigen Geschwaders die Ruhe in Havanah und an den übrigen meist bedrohten Punkten. Der am 2. Oktober zu seinem

Stellvertreter ernannte frühere Gouverneur der Panama-Zone, Magoon, ist nunmehr zu seinem Stellvertreter ernannt worden, und hat als interimistischer Gouverneur von Cuba die Aufgabe, auf der Insel eine Regierung zu organisieren, mit der sich leben läßt. So scheint alles in die besten Wege geleitet, und da Roosevelt mit größter Bestimmtheit erklärt hat, daß er an eine Annektion Cubas nicht denke, scheint die Herstellung einer souveränen cubanischen Regierung der wahrscheinlichste Ausgang der Krisis zu sein. Aber freilich auch für den entgegengesetzten Ausgang, das heißt für die Annektion Cubas durch die Vereinigten Staaten, lassen sich sehr gewichtige Gründe anführen. Da wäre zunächst daran zu erinnern, daß von autoritativer amerikanischer Seite sehr nachdrücklich darauf hingewiesen wurde, daß es sich um einen letzten Versuch der Vereinigten Staaten handele, der Insel die Wahrung ihrer Selbständigkeit und der allgemeinen Sicherheit (d. h. vornehmlich der Interessen fremder Geschäftsleute und Grundbesitzer, unter den die Yankees die erste Stelle einnehmen) Sorge zu tragen. Wenn sich also herausstellen sollte, daß Insurrektion und Parteikämpfe einer cubanischen Regierung das weitere Regiment unmöglich machen, dann würden — so muß man doch schließen — die Vereinigten Staaten für eigene Rechnung die Ordnung herstellen und Cuba der großen Republik einfügen. Die bedenkliche Seite dieses Problems liegt aber darin, daß es stets möglich ist, eine Emeute in Cuba zu erregen, und daß es unter den amerikanischen Geschäftsleuten Männer gibt, die sehr ernstlich daran interessiert sind, einen solchen Ausgang herbeizuführen. Andererseits wird man an politische Analogieen der letzten Zeit erinnert, welche zu beweisen scheinen, daß es leichter ist eine Okkupation vorzunehmen, als sie wieder rückgängig zu machen. Wir denken an die Okkupation Egyptens durch die Engländer, die 1882 mit der emphatischen Erklärung baldigster Räumung begann, und ebenso an die Stadien, welche Frankreich der Annektierung von Madagaskar vorhergehen ließ. Der politische Wille paßt sich den Verhältnissen an, die sich von innen hervor, oder auf äußere Veranlassung allmählich modifizieren, um schließlich eine völlig neue Lage herbeizuführen, die eine neue Politik zu rechtfertigen scheint. In Staaten mit republikanischer Verfassung oder mit parlamentarischen Regierungsformen aber vollziehen solche Wandlungen der politischen Anschauungen sich leicht; mit dem Wechsel der regierenden Parteien ändert sich auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Verheißungen der Vorgänger, die zudem häufig politische Gegner waren. In Amerika ruht die Kontinuität in der Person des Präsidenten und in dem Interesse und den Prinzipien der Partei, die ihn gewählt hat. Es scheint aber sicher zu sein, daß nach wie vor die republikanische Partei am Ruder bleiben wird und das dürfte eines der Momente sein, welches dafür spricht, daß, wenn die Annektion Cubas das Ziel sein sollte, es nur in langsamem Tempo erreicht werden wird. Der letzte Monat hat in Atalanta böse Krawalle gebracht, die in eine förmliche Negerhetze ausmündeten und es läßt sich nicht verkennen, daß der Rassengegensatz zwischen schwarz und weiß sich immer mehr in den Südstaaten der Union zuspitzt. Die Wahrscheinlichkeit spricht für eine Steigerung der damit im Zusammenhang stehenden Gefahren und für ein massenhaftes Auswandern der Neger, da die Südstaaten sich rücksichtslos über die Verfassungsparagraphen hinwegsetzen, welche die bürgerliche Rechtsgleichheit der Neger verbürgten. Lynchgerichte, die mit kaum glaublicher Erbitterung vorgehen und

entsprechende Repressalien hervorrufen, haben die gegenseitige Erbitterung auf das äußerste gesteigert, so daß diese Negerfrage zur Zeit eine wirkliche Gefahr für den bürgerlichen Frieden bedeutet.

Neu zugespitzt hat sich die marokkanische Frage durch den Zusammenhang, der zwischen der panislamitischen Bewegung mit dem Zentrum in Tafilet und zwischen der erregten Stimmung in Marokko besteht oder bestehen soll. Die Last fällt hier auf Frankreich, dessen militärische Vorposten bis ziemlich hart an Tafilet vorgeschoben sind, und unzweifelhaft hat die Sorge um die eigene Selbständigkeit die Berbern von Tafilet veranlaßt, den heiligen Krieg zu erklären. Wir haben unsern Standpunkt in dieser Frage mehr als einmal dargelegt. Nach unserer Überzeugung ist es ein Fehler, die Völker des Islam politisch zu assimilieren. Diese Welt ist in sich so geschlossen, daß sie ein anderes Band als die religiöse Gemeinschaft auf die Dauer nicht trägt, oder doch nur infolge harten Zwanges zähneknirschend duldet, während es keineswegs unmöglich ist, einen friedlichen Verkehr da aufrecht zu erhalten, wo an diese Grundlagen der islamischen Welt nicht gerührt wird. Es darf aber nicht vergessen werden, daß Religion, Staats- und Rechtsformen sich im Islam so sehr durchdringen, daß die Verletzung eines dieser Faktoren sofort die anderen in Mitleidenschaft zieht. So ist leider zu fürchten, daß die marokkanische Frage zu einer panislamischen auswächst, wodurch auch die Nationen geschädigt werden können, die von vornherein die marokkanische Politik Frankreichs für einen verhängnisvollen Fehler gehalten haben.

Inzwischen ist die Saat, die Herr Combes gesät hat, unter den Ministerien Rouvier und Sarrien weiter aufgegangen. Der Bruch des katholischen Frankreich mit dem Papste ist eine vollendete Tatsache geworden. Da die Kurie die Kultgenossenschaften, welche die Autorität des Staates über sich in den von Herrn Combes geschaffenen Formen anerkennen, nicht als katholisch gelten läßt, liegt ein Konflikt vor, von dem sich nicht absehen läßt, welcher Kompromiß der streitenden Potenzen ihn beilegen kann. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Staat beide Augen so viel wie irgend möglich schließen wird, denn er hat mit der Tatsache zu rechnen, daß die ungeheure Mehrheit der Nation trotz allem auf kirchlichem Boden steht und ein katholischer Gottesdienst ohne kirchlich anerkannte Priester nicht denkbar ist. Dem non possumus des Papstes und des französischen Episkopats hat die Regierung nichts gleichstarkes entgegenzusetzen, da es in der Natur der Dinge liegt, daß die Zeit gegen sie arbeitet. Es ist aber nicht unmöglich, daß der Rücktritt des Ministeriums Sarrien und die Übernahme des Ministerpräsidiums durch Herrn Clemenceau die Lage noch weiter schärft. Clemenceau würde der erste französische Ministerpräsident sein, der sich offen als Mitglied der Sozialistenpartei bezeichnet. Er hat auf seinen letzten Reden in der Vendee allerdings einen Unterschied zwischen vernünftigem und unvernünftigem Sozialismus festzustellen versucht, wobei er mit seinem Gegensatz gegen Jaures argumentierte. Aber es ist kaum anders denkbar, als daß der „vernünftige" Sozialismus von Clemenceau — der übrigens, wie wir meinen, weit über die Grenzen hinausgeht, die ein gesundes Staatswesen auf die Dauer einhalten muß — schließlich den unvernünftigen Sozialismus ans Ruder führen wird. Wir wollen abgesehen hiervon, keinen besonderen Nachdruck darauf legen, daß der mutmaßliche neue Ministerpräsident kein Freund Deutschlands ist. Das sind, wenngleich weniger

scharf kenntlich, auch seine Vorgänger nicht gewesen. Er stellt auch in dieser Hinsicht eine mehr extreme Richtung dar. Aber wir sagen uns, daß auch er mit dem Möglichen zu rechnen hat, und wollen in aller Ruhe abwarten, wie seine auswärtige Politik sich betätigen wird.

Auf der Balkanhalbinsel ist es ruhig geworden. Es schien eine Zeit lang, als solle ein bulgarisch-türkischer Konflikt mit den Waffen ausgefochten werden, und beide Teile haben ihre Vorbereitungen dazu recht augenfällig getroffen. Als sich aber herausstellte, wie sehr die militärischen Machtmittel der Pforte den bulgarischen überlegen waren, hat man in Sofia eingelenkt, und jetzt, da der Winter im Balkan seinen Einzug hält, kann von weiteren Abenteuern keine Rede sein. Ebenso ist der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rumänien und Griechenland nicht der Vorbote ernsterer Ereignisse gewesen. Das verbietet sich schon aus Gründen, die der Geographie zu entnehmen sind. Aber beide Teile sind einander herzlich gram. Die Ersetzung des Prinzen Georg durch den früheren Minister Jaemis als Oberkommissar auf Kreta bedeutet ebenfalls keine wesentliche Änderung der Gesamtlage. Die Mächte fürchten, daß eine radikale Lösung der kretischen Frage in verhängnisvoller Weise auf Makedonien zurückwirken könnte, und so bleibt auch dort alles beim alten.

In Rußland hat die revolutionäre Bewegung einen anderen Charakter angenommen. Die großen Ausstände der Arbeiter und die Militärrevolten haben aufgehört, und wenn die Agrarunruhen fortdauern, so haben doch auch sie nicht mehr den elementaren Charakter, der die Anfänge der Bewegung kennzeichnete. Es hat eine Auflösung der revolutionären Elemente in Räuberbanden stattgefunden. „Revolutionäre Expropriatoren" wie sie sich nennen und „Bombisten" wie sie in allen Teilen des Reiches in mehr oder minder zahlreichen Haufen zu finden sind. Die Regierung geht sehr scharf gegen sie vor, und die überall wo Belagerungszustand herrscht, eingeführten Feldgerichte räumen erbarmungslos unter ihnen auf. Außerdem ist es der Regierung gelungen, eines großen Teils der Führer habhaft zu werden, was freilich nicht ausschließt, daß aus dem unerschöpflich fruchtbaren Schoß der russischen Anarchie immer neue Führer erstehen. Wir haben früher einmal die russische Revolution eine anonyme genannt, und das läßt sich auch heute noch von ihr sagen. Die Persönlichkeiten, die an der Spitze zu stehen scheinen — die Häupter der sogenannten Kadetten — Muromzew, Gredeskul, Miljukow, Hessen — sind in Wirklichkeit selbst Werkzeuge der hinter ihnen stehenden dunkelen Gestalten, die aus ihrer Zugehörigkeit zum Bund, zu den Sozialrevolutionären, Sozialdemokraten oder Anarchisten ihre Kraft schöpfen und für sich allein nichts bedeuten würden. Es ist eine notorische Tatsache, daß es meist ganz junge Männer und junge Frauen, oft noch nicht den Kinderschuhen entwachsen, sind, von denen die ruchlosesten Anschläge und die wildesten Grausamkeiten sowie die radikalsten Schlagworte ausgehen. Die Kadetten haben kürzlich auf einem Kongreß in Helsingfors sich nochmals zu dem unsinnigen Wyborger Programm bekannt und damit wohl ihre leitende Rolle in der Revolution endgültig verloren. Dadurch daß sie zur Verweigerung der Abgaben und Rekrutenleistungen aufforderten, gaben sie der Regierung die Möglichkeit, Hochverrats-prozesse gegen sie anzustrengen und ihnen dadurch bis auf weiteres das aktive und passive Wahlrecht zu entziehen, so daß sie bei den im November oder

Dezember bevorstehenden Wahlen nicht in die Konkurrenz mit eintreten, und für die im Februar 1907 zusammentretende Duma durch neue Männer ersetzt werden müssen. Alles wird nun auf die Zusammensetzung dieser zweiten Duma ankommen. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die Extremen von links und rechts stark vertreten sein werden. Die letzteren durch die stetig anwachsende Partei der „wahrhaft russischen Männer“ vertreten, die aus sehr heterogenen Elementen besteht und sich als nationalistisch und reaktionär begreifen läßt. Ihr Überwiegen kann ebenso große Gefahren bringen, wie der Sieg der rein revolutionären Elemente. Nun hat allerdings die Partei vom 17./30. Oktober, das ist die Verfassungspartei, in letzter Zeit sehr an Boden gewonnen. Sie ist zugleich Regierungspartei, und da der Ministerpräsident Stolypin fest an dem Programm vom 17. Oktober hält, läßt sich nur wünschen, daß hier der Kern für die Gestaltung des neuen Rußland gefunden ist. Man kann Herrn Stolypin nicht genug Anerkennung zollen für die Festigkeit, mit der er gegen die von links und rechts kommenden Anfechtungen an seinem Programm festhält. Nur wünschten wir ihm bessere Werkzeuge. Sie versagen fast überall, wo Anforderungen an sie herantreten, die mehr als eine Augenblicksenergie verlangen.

Der Plan, die aufgelöste Duma durch eine englische Deputation (die bereits gewählt war) in Petersburg und Moskau zu begrüßen, ist schließlich kläglich gescheitert an dem entrüsteten Protest, der von allen Ecken und Enden Rußlands laut wurde. Trotzdem haben wir in Zukunft mit einer englisch-russischen Annäherung zu rechnen. Die Neigung dazu ist auf beiden Seiten groß, zumal man in Rußland mit der Möglichkeit rechnet, von England die Anleihen zu erhalten, die in Frankreich, wie es scheint, nicht mehr zu haben sind. Der vielangekündigte russische Staatsbankerott ist nicht erfolgt, und wir halten nach wie vor an unserer Überzeugung fest, daß er nicht kommen wird, solange die Herrschaft nicht in die Hände der Revolutionäre übergegangen ist. Das haben wir schon vor vier Jahren so formuliert und keinerlei Grund, heute anders zu denken.

Bei uns hat die rasche Folge der Festtage, die im badischen Großherzoglichen Hause gefeiert wurden, die wärmsten Sympathien für das erlauchte Paar hervorgerufen, das in sich eine der schönsten Seiten des deutschen Nationalgedankens verkörpert. Durch ein langes Leben dem gleichen Ideal treu geblieben, mit den glorreichsten Ereignissen unserer Geschichte eng verbunden, haben sie wesentlich dazu beigetragen, den monarchistischen Gedanken, dessen Hort heute Deutschland ist, lebendig zu erhalten und kräftigen. Man liebt nur, was man auch verehren darf.

Die durch den Tod des Prinzen Albrecht von Preußen wieder lebendig gewordene Frage der braunschweigischen Nachfolge und der welfischen Ansprüche ist, was das letztere betrifft, bereits im günstigen Sinne gelöst, die andere Lösung aber steht unmittelbar bevor und dürfte zu gleich erfreulichem Ausgang führen.

Ungeheures Aufsehen hat die Veröffentlichung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten gemacht. Ein scharf gefaßtes mißbilligendes Telegramm des Kaisers hat darauf dem Urteil aller besonnen denkenden Köpfe Ausdruck gegeben. Der alte Fürst hatte die Absicht gehabt, mit Hilfe der Notizen seiner Tagebücher und der reichen Briefschaften und Dokumente, über die er gebot, seine letzten

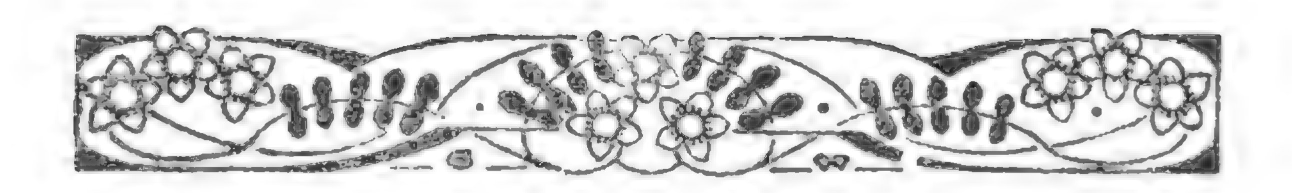
Lebenstage zur Abfassung von Memoiren zu benutzen. Er hatte sich dazu die Hilfe des Sohnes von Ernst Curtius, den Professor und Konsistorialrat Friedrich Curtius erbeten, ist aber überhaupt nicht in die Lage gekommen, die Arbeit zu beginnen. Der Tod trat dazwischen. Curtius wurde darauf von dem Prinzen Alexander Hohenlohe beauftragt, die Edition des Nachlasses zu besorgen, mit Streichung der Stellen, die aus irgend welchem Grunde bedenklich schienen. Das scheint wenigstens nach den in der Vorrede von Curtius mitgeteilten Tatsachen und nach späteren in der Presse erschienenen Ergänzungen der Sachverhalt gewesen zu sein. Ob der Prinz Alexander selbst das Manuskript vor dem Druck noch durchgesehen hat, steht nicht fest, ist aber höchst unwahrscheinlich, da er sich nicht darüber hätte täuschen können, wie sehr durch diese Publikation das Andenken seines Vaters geschädigt worden ist. Denn darüber kann kein Zweifel sein, der Fürst Chlodwig erscheint weit weniger bedeutend als er den Zeitgenossen erschienen ist. Abhängig von fremden Urteilen und fremdem Willen, unsicher in seinen Entschlüssen, wo er auf eigenen Füßen steht, nicht zuverlässig in seinen Beziehungen zu den Männern, mit denen er lebte und arbeitete. Aber nicht das ist das Wesentliche. Es liegt vielmehr in der Tatsache, daß Intima der auswärtigen Politik, die noch heute Politik, nicht Geschichte sind, an die Öffentlichkeit gezogen wurden. Derartige Intima sind aber niemals Eigentum desjenigen, dem sie anvertraut werden, sie werden empfangen unter der Voraussetzung einer Diskretion, wie sie bei denen selbstverständlich erscheint, für die es kein Staatsgeheimnis geben darf, wenn anders sie ihre Amtspflichten wohl erfüllen sollen.

Denkt man sich die Hohenloheschen Memoiren mit dem Jahre 1888 abschließend und durch ein halbes Dutzend Striche von Mitteilungen und Betrachtungen befreit, die unverkennbar den Charakter von Indiskretionen tragen, sie wären eine allseitig willkommene Gabe gewesen. Die Abschnitte nach 1888 aber sind zum Teil deshalb so wenig erfreulich, weil sie den alten Fürsten bloßstellen, dann aber, weil sie über heute noch lebende und handelnde Personen urteilen und Äußerungen von ihnen wiedergeben, die, wie schon jetzt nachgewiesen ist, häufig nicht zutreffen, unter keinen Umständen aber für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Das alles aber gipfelt sich zu unerhörter Taktlosigkeit, wenn es sich um die Person des regierenden Herrschers handelt.

Wir halten es für ganz ausgeschlossen, daß Fürst Chlodwig Hohenlohe sein placet zu der Publikation von Friedrich Curtius gegeben hätte. Das hätte seiner ganzen Natur, wie wir sie aus den Denkwürdigkeiten kennen gelernt haben, widersprochen. Er liebte es nicht, „ombrage“ hervorzurufen; er dachte aber auch zu vornehm, um aus dem Hinterhalt anzugreifen und zu beleidigen. Jene Tagebuchnotizen „d'outre tombe“ hätte er niemals der Öffentlichkeit preisgegeben.

Denken wir uns seine „Memoiren“, wie er beabsichtigte, von ihm selbst geschrieben, durch seine noch lebendige Erinnerung und die Schätze seines Hausarchivs ergänzt, so hätten wir aller Wahrscheinlichkeit nach ein liebenswürdiges Lebensbild vor uns gehabt, das gerade, weil es einerseits mehr geboten, andererseits aber manches verschwiegen hätte, auch seiner Persönlichkeit besser entsprochen hätte, als es heute die Denkwürdigkeiten tun.

Für den Historiker ist ohne Zweifel der jetzige Text der wertvollere, aber man wird gut tun, überall mit der kritischen Sonde an ihn heranzutreten.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. Oktober 1906.

Wir müssen wegen des früheren Abschlusses der letzten Monatsschau für das Oktoberheft noch einmal auf die erste Hälfte des September zurückgreifen.

Am 8. September hielt der Kaiser in Breslau bei dem Festmahl, das er während der Kaisermanöver in Schlesien für die Vertreter der Provinz gab, eine bedeutungsvolle Rede, die ein sehr ernstes Mahnwort enthielt. Der Kaiser hatte nach dem Hinweise, daß „Gott mit uns gewesen ist", die Frage gestellt: „Hat ein jeder von uns auch das Seinige dazu getan, unter Darangabe von allen seinen Sinnen, von Gesundheit und Leibeskräften, das fortzuführen und auszubauen, was die Vorzeit uns hinterlassen hat?" In der Antwort verwies er auf die Zuversicht Friedrichs des Großen, die dieser in den schwierigsten Lagen bewiesen habe, und dann folgte die Stelle:

„Und so wollen wir ein neues Gelübde ... prägen, und von nun an mit Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte nur der einen Aufgabe uns widmen, unser Land vorwärts zu bringen, für unser Vaterland zu arbeiten ein jeder in seinem Stande, gleichviel ob hoch oder niedrig, unter Zusammenschluß der Konfessionen, dem Unglauben zu steuern, und uns vor allen Dingen den freien Blick für die Zukunft zu wahren, und niemals an uns und unserm Volke zu verzagen. Dem Lebenden gehört die Welt, und der Lebende hat recht! Schwarzseher dulde ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus, und wenn er will, suche er sich ein besseres Land!"

Der Kaiser pflegt bei solchen Gelegenheiten, so fest und klar er auch den Gedankengang, dem er Ausdruck geben will, mit sich herumträgt, doch die Wahl der Worte dem Augenblick zu überlassen; sie sind ganz auf die lebendige, unmittelbare Wirkung bei den Hörern berechnet. Versucht man die Gedanken der Rede frisch im Zusammenhange auf sich wirken zu lassen, so ist eigentlich jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Was der Kaiser abweisen will, ist der tatenlose, tatenunlustige, ja jede Lust am Schaffen ertötende Pessimismus, jene Sucht, aus einem bequemen Winkel heraus tadelnd und kopfschüttelnd den Zeitereignissen zu folgen, jener Geisteszustand, der stets bereit ist, sich schmollend und grollend zurückzuziehen, wenn etwas anders geschieht, als man sich selbst auf Grund einer Lieblingsidee oder des Parteikatechismus ausgedacht hat, der aber versagt und seine völlige Unfähigkeit erweist, wenn etwas Positives von ihm verlangt oder die kleinste Anforderung an seine eigene Pflichterfüllung gestellt wird. Der Kaiser

hatte in diese Mahnung so wenig Selbstbewußtsein gelegt wie nie zuvor; fast demütig klang die Andeutung durch, daß er sich selbst von Fehlern nicht frei wisse. Er schloß sich selbst in den Kreis ein, an den er die Mahnung richtete: „Ein jeder von uns“, „ob hoch oder niedrig“!

Außerdem muß man sich erinnern, daß die Rede an Schlesier gerichtet und für diese bestimmt war. Die plötzliche Verschärfung des Nationalitätenkampfes, den die Provinz noch in der Jugendzeit der heute lebenden älteren Generation gar nicht gekannt hatte, stößt einerseits noch immer auf eine betrübende Verständnislosigkeit für die Aufgaben der Zeit, andererseits hat sie eine tiefgehende Mutlosigkeit und Verzagtheit erzeugt, die durch den Hinzutritt der sozialen Fragen und wirtschaftlicher Schwierigkeiten noch verstärkt wird und, statt frisch zuzugreifen und mitzukämpfen, sich in trüben Prophezeiungen erschöpft. Daß für die schlesischen Zuhörer vollkommen verständlich war, was der Kaiser meinte, geht auch aus der Erwiderung hervor, in der der Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler den Eindruck der Kaiserrede bezeugte.

Sollte man es für möglich halten, daß die Rede im übrigen Deutschland, als sie durch die Zeitungen bekannt geworden war, gänzlich mißverstanden wurde und ein Teil der Presse durch die Art, wie sie darüber herfiel, den Sinn der Rede geradezu entstellte? Zu einem Teil ist wohl eine allmählich eingebürgerte üble Gewohnheit daran schuld. Man zergliedert die Rede des Kaisers philologisch, indem man die einzelnen Wendungen, losgelöst vom Zusammenhange, unter der Parteilupe betrachtet, anstatt sich zu sagen, daß ein so temperamentvoller Redner, der die Dinge immer aus der Perspektive der höchsten irdischen Stellung zu sehen pflegt, nur richtig zu würdigen ist, wenn man sich die politischen Tatsachen vergegenwärtigt und nur darauf, nicht auf Stimmungen in den Parteilagern und breiteren Schichten gestützt, das Ganze des Gedankenganges auf sich wirken läßt. Dann geht freilich die kindliche Freude über einen gelegentlichen geschichtlichen Irrtum des Kaisers oder eine weniger glückliche Wendung in die Brüche, und mancher fulminante Leitartikel, der von dem Männerstolz vor Königsthronen Zeugnis ablegen soll, bliebe vielleicht ungeschrieben. Aber die Verständigung zwischen Kaiser und Volk würde gewinnen.

Zum Teil beruht aber die mißverständliche Wirkung der Breslauer Kaiserrede auch auf einem unglücklichen Anklang an jene Rede aus der ersten Zeit nach der Entlassung Bismarcks, worin der Kaiser den „Nörglern“ riet, den Staub des Heimatlandes von den Schuhen zu schütteln. Damals war es der Ausdruck des Unmuts eines jugendlichen Herrschers, der seine redlichen Absichten vielfach verkannt glaubte. Jetzt aber hat der Kaiser aus einer ganz anderen Stimmung heraus gesprochen. Er hat nicht, wie ihm in wenig gewissenhafter Weise untergeschoben wurde, allen, die mit ernster Sorge in die Zukunft sehen, den Rat gegeben, sich ein besseres Land zu suchen, sondern nur denen, die nicht mitarbeiten wollen an den Aufgaben, die das Vaterland vorwärts bringen sollen. Damit sind die Leute deutlich gekennzeichnet, die der Kaiser „Schwarzseher“ nennt. Es sind nicht die

„Nörgler" der früheren Zeit, als der junge Kaiser unwirsch die nach seiner Meinung unberufene Kritik überhaupt abschütteln wollte; diesmal sind es vielmehr die unfruchtbaren, tatenscheuen Kritiker. Die Verstümmelung des Gedankens, die man in vielen Artikeln über die Rede dadurch vorgenommen hat, daß man die Wendung „Schwarzseher dulde ich nicht!" isoliert betrachtete und buchstäblich nahm und dadurch zu der durch die ganze Rede selbst Lügen gestraften Vermutung gelangte, der Kaiser habe sich aus seinem Machtbewußtsein heraus alle warnenden Stimmen zu seiner Politik verbitten wollen, — diese Verstümmelung bedeutet eine fast an Fälschung grenzende Leichtfertigkeit.

Es mußte an dieser Stelle auf die Breslauer Kaiserrede näher eingegangen werden, weil sie in dem zu besprechenden Zeitabschnitt viele Erörterungen und Stimmungen geradezu beherrscht hat. Aber wie ist das möglich, wenn das Mißverständnis fast mit Händen zu greifen war? Die Rede muß doch wohl eine besonders wunde Stelle der öffentlichen Meinung berührt haben. Es wird zwar nicht an Leuten fehlen, die den ganzen Lärm auf Rechnung der „Zeitungsschreiber" setzen möchten. Das beruht auf einer zwar sehr verbreiteten, aber falschen Anschauung von dem Wesen der Presse. Gewiß sind die einzelnen Auslassungen das Werk einzelner Menschen, die auch für die Form verantwortlich sind. Aber die Erscheinung, daß eine ganze Anzahl gleichgerichteter, aber dabei unabhängiger Blätter auf einen bestimmten Anlaß in fast übereinstimmender Weise reagiert, ist nur möglich, wenn starke Anzeichen einer weite Kreise beherrschenden Stimmung und Strömung vorhanden sind. Die Mißverständnisse bestehen bereits vorher; jeder neue Anlaß, der der Deutungskunst überhaupt nur die geringste Handhabe bietet, leitet die Gedanken unwillkürlich in dieselbe Bahn, auch wenn dies dem unbefangenen Urteil aus sachlichen Gründen unberechtigt erscheinen müßte. Schon vor der Breslauer Rede hatte sich vielfach im Volk der Glaube festgesetzt, der Kaiser verschließe sich aus Selbstherrlichkeit allen offenen und ernsten Hinweisen auf die Gefahren der Zukunft und wiege sich in einem Machtbewußtsein, das der wahren Lage des von allen Seiten angefeindeten und isolierten Reichs nicht entspreche; die Regierung verfolge die Politik eines flachen Optimismus, der überall zurückweiche, aber seine Mißerfolge stets zu beschönigen suche; in der inneren Politik solle das Liebäugeln mit dem Zentrum der Regierung die Bahn ebnen — unter Preisgabe der heiligsten Güter des deutschen Volkes. In diese pessimistische Stimmung schlug die Wendung von den „Schwarzsehern" wie der Funke in das Pulverfaß. So griff man auch die Wendung heraus, es gelte „unter Zusammenschluß der Konfessionen dem Unglauben zu steuern", und deutete sie in dem Sinne, den man aus der konservativen Presse kannte, es sollten sich die kirchlich Gesinnten, d. h. — in die praktische Politik übersetzt — Konservative und Zentrum, zusammentun, um den als „Unglauben" bezeichneten kirchlichen Liberalismus zu bekämpfen. In Wahrheit war doch wohl der Sinn der Kaiserworte ein anderer, jedenfalls nicht so unmittelbar auf den Gedankenkreis unserer Parteipolitiker zugeschnitten. Er mahnte zum Frieden der Konfessionen

im Interesse der auch bei Wahrung der dogmatischen Unterschiede wohl möglichen nationalen Arbeit, die durch einen unfruchtbaren Skeptizismus — nach der Meinung des Kaisers allerdings das Ergebnis eines Mangels an religiösen Impulsen — gefährdet und gehemmt wird.

Es würde hier zu weit führen, die pessimistische Stimmung, die in der Beurteilung der gesamten heutigen Politik einen so breiten Raum eingenommen hat, zu zergliedern und mit ihr kritisch abzurechnen. Für jedes tiefere Nachdenken gibt es nur eine richtige Einschätzung ihres Wertes, nämlich daß sie ein Gift ist, das am Volkskörper zehrt, und weiter gibt es nur einen Weg, um dieses Gift zu entfernen, das ist der Weg, den der Kaiser eben in seiner Breslauer Rede bezeichnet hat: Arbeit, unverdrossene Arbeit für jeden an seinem Platz! Eine Arbeit ist auch die Kritik, aber eine solche, die aus der Kenntnis der Sache fließt und den Weg zu einem positiven Ziel zeigt.

Leider aber überwiegt, der ganzen Zeitrichtung entsprechend, die Neigung zu einer rein negativen Kritik alles dessen, was geschieht. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Neigung auf die Extreme hinführt und hauptsächlich den antinationalen Bestrebungen zugute kommt. Am schlimmsten sind also naturgemäß die national gerichteten Mittelparteien dran, die, wenn man es einmal so ausdrücken darf, die Laune des Zeitgeistes nicht für sich haben. Es ist schon davon die Rede gewesen, wie hart der nationalliberalen Partei von allen Seiten zugesetzt wurde, besonders wegen ihrer Zustimmung zur Fahrkartensteuer und der preußischen Schulreform. Ein tiefgehender Zwiespalt bedrohte die Partei in ihrem Bestande. Die nationalliberalen Jugendvereine stellten sich an die Spitze der frondierenden Wählerschaft und machten unter heftigen Ausfällen Front gegen die Parteileitung und die beiden Fraktionen im Reichstag und preußischen Landtag. Es war die höchste Zeit, daß der Delegiertentag in Goslar durch eine eingehende Aussprache und Verständigung die innerere Einheit und Geschlossenheit der Partei wiederherstellte. In Goslar verfuhren die alten Parteiführer nicht gerade „säuberlich mit dem Knaben Absalom", mit den Stürmern und Drängern der Jugendvereine, denen die Einsicht abhanden gekommen schien, daß ohne Autorität und Disziplin eine Parteiorganisation unmöglich zu erhalten ist. Aber auch den Führern und Fraktionen wurden ihre Fehler klar, die darin bestanden, daß sie namentlich der Wählerschaft gegenüber in Methode und Taktik manches versehen hatten. Im Bewußtsein ihrer Verantwortung gingen sie ihren Weg, ohne genügende Fühlung mit Wählern und Presse zu nehmen. Derselbe Weg, den sie gingen, konnte auch eingeschlagen werden, ohne den Anschein zu erwecken, als habe man die eigentlichen Prinzipien der Partei ganz an den Nagel gehängt und hege nur noch den Ehrgeiz, bei allem dabei zu sein, was die Regierung vorschlage. Der Nachweis, daß dies nur ein böser Schein gewesen war, daß man also in Wirklichkeit aus sachlichen Gründen im Einklang mit den Parteiprinzipien, nur unter ungewöhnlich schwierigen Umständen handelte, wurde nun wenigstens nachträglich erbracht, und so endete der Parteitag mit einer

wirklichen Verständigung, die hoffentlich gute Früchte trägt. Es wäre ein schweres Verhängnis gewesen, wenn die nationalliberale Partei geschwächt und gespalten in die nächsten Wahlen gegangen wäre.

Die Reichstagswahlen von 1908 werfen schon jetzt ihre Schatten voraus. Unter dieser Wirkung hat augenscheinlich auch der sozialdemokratische Parteitag gestanden, der diesmal in Mannheim abgehalten wurde. Parteivorstand und Gewerkschaften, die bekanntlich hart aneinander geraten waren, haben sich geeinigt, und Bebel umfuhr in weitem Bogen die gefährliche Klippe, die durch die Aufstellung der Frage des Massenstreiks geschaffen worden war, indem er, der in Dresden und Jena nur revolutionäre Brandreden gehalten hatte, jetzt die Ohnmacht der Umsturzpartei gegenüber den Machtmitteln des Gegenwartsstaats eingestand und vor verfrühtem Losschlagen warnte. Man hat sich darüber gestritten, wie man sich zu diesem Ergebnis des roten Parteitags stellen soll. Die einen preisen Bebel als den einsichtsvollen Parteiführer, der durch seine Geschicklichkeit und die Macht seines persönlichen Einflusses die Partei aus einer ernsten Gefahr gerettet habe, die andern spotten über den greisen Fanatiker, der in unruhigem Hin- und Herfahren jetzt plötzlich von einem Grauen vor dem doch von ihm unzählige Male schon prophezeiten „großen Kladderadatsch“ befallen worden sei. Ich glaube, der Spott ist recht unangebracht. Denn wer die innere Geschichte der Partei näher verfolgt hat, erkennt unschwer die Folgerichtigkeit dieser scheinbar wechselvollen Taktik. Die Gewerkschaften mit ihren praktischen Machtmitteln sind ein ganz anderer Gegner, als der theoretische Revisionismus der Bernstein und Genossen. Nach den Wahlen von 1903 galt es, die Fiktion der „Dreimillionenpartei“ dadurch nutzbar zu machen, daß die Parteiführung den revolutionären Gedanken als den allein ausschlaggebenden energisch festhielt. Eine dem unheilbaren marasmus senilis verfallene Gruppe des bürgerlichen Radikalismus, die sich aus den Fetzen des Nationalsozialismus ein dürftiges Mäntelchen zurecht gemacht hatte, kokettierte damals mit der revisionistischen Richtung in der Sozialdemokratie. Bebel aber wollte die drei Millionen Wähler für die alten Ideale der Partei reklamieren; er wollte die ganze Agitationskraft der Partei nach einem solchen Triumph nicht in einer Wassersuppe ersäufen lassen. Darum ließ er damals sein wildes Temperament fessellos toben. Jetzt aber kann es ihm für die neuen Wahlen sein ganzes Konzept verderben, wenn er mit den Gewerkschaften nicht zusammengeht, nur um die Partei sich in einer Idee festbeißen zu lassen, deren praktische Unbrauchbarkeit er schon im vorigen Jahre so gut erkannt hat wie heute. Das ist, wie ich glaube, der Sinn der Bebelschen Taktik auf dem Mannheimer Tage. Wie weit man auf Grund dessen in der persönlichen Bewunderung des Politikers Bebel gehen will, mag dem persönlichen Geschmack jedes einzelnen überlassen bleiben.

Auf die Festigkeit des Deutschen Reiches soll jetzt noch eine andere Probe gemacht werden, die sich nicht auf dem Gebiete der Parteipolitik, sondern des Staatsrechts abspielt. Am 13. September ist der Regent des Herzogtums

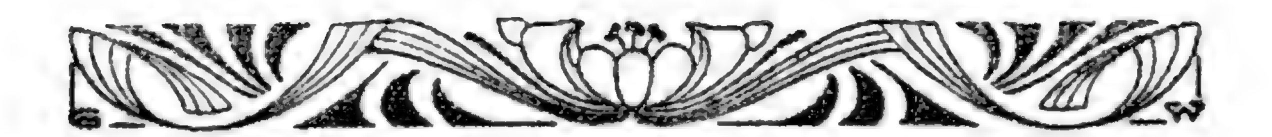
Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, gestorben. Einundzwanzig Jahre hatte der verewigte Prinz, dessen Ritterlichkeit, Geradheit und Verfassungstreue auch von denen anerkannt wurde, die sich mit manchen Charakterzügen seines Regiments weniger befreunden konnten, an der Spitze des Herzogtums gestanden, gewissenhaft bemüht, seine gesetzlichen Pflichten zu erfüllen, aber auch nichts zu tun, was über die Rolle eines Platzhalters des wirklichen Landesherrn auch nur um ein Haar breit hinausging. Wer sich auf die Psychologie der deutschen Bevölkerung und insbesondere die Eigenart, den dynastischen Charakter des volkstümlichen Monarchismus nur etwas versteht, wird sich keinen Augenblick wundern, daß ein solches System, das nur das Geschäftsmäßige und Provisorische der Regententätigkeit geflissentlich betonte und sich von allem, was Sache des angestammten Landesvaters war, absichtlich unterscheiden wollte, einer stetig wachsenden Verstimmung begegnete. Man schätzte Prinz Albrecht hoch, schrieb auch seine Zurückhaltung gern seiner vornehmen Gesinnung zu gut. Aber jetzt, da er tot ist, will das Land seinen Herzog haben; es erträgt das Provisorium nicht mehr. Der rechtmäßige Herzog ist nach der Ansicht aller im Lande maßgebenden Faktoren der Herzog von Cumberland, aber der ist nach einem Bundesratsbeschluß vom Oktober 1885 an der Übernahme der Regierung „behindert“, denn er hält seinen Rechtsanspruch auf das ehemalige Königreich Hannover aufrecht; jener Bundesratsbeschluß aber hat anerkannt, daß als deutscher Bundesfürst nur eine Persönlichkeit möglich ist, die nicht nur die Reichsverfassung anerkennt, sondern auch ihre Voraussetzung, nämlich die gegenseitige Anerkennung des Besitzstandes aller Bundesstaaten durch ihre Staatsoberhäupter. Die praktische Folgerung daraus ist einfach und klar: Preußen kann auf dem braunschweigischen Thron kein Mitglied des welfischen Hauses dulden, so lange nicht der Verzicht auf Hannover in einer Form ausgesprochen ist, die auch genügende Garantien gegen die Fortdauer der welfischen Agitation in Hannover selbst bietet.

Der braunschweigische Regentschaftsrat, der so, wie es das Gesetz vorschrieb, nach dem Tode des Regenten alsbald zusammentrat, hatte die klare Erkenntnis der Lage und wollte sogleich die Wahl eines neuen Regenten vorschlagen. Doch die Landesversammlung, wie die Volksvertretung in Braunschweig benannt wird, wollte dem Willen des Landes unter allen Umständen Ausdruck geben. Sie faßte eine Resolution, die das Verlangen des Braunschweigischen Volks nach einer definitiven Regelung der Thronfrage bekundete und die sich einerseits an den Reichskanzler, andererseits an den Herzog von Cumberland und zugleich an die preußische Staatsregierung wandte, um sie zu geeigneten Schritten zu veranlassen. Der Erfolg dieser Resolution konnte nur negativer Natur sein. Der Reichskanzler konnte sich nur auf den Bundesratsbeschluß von 1885 berufen; es fehlte ihm jede Handhabe zum Eingreifen von Reichs wegen. In seiner Eigenschaft als preußischer Minister des Auswärtigen konnte Fürst Bülow gleichfalls nur an dem bekannten preußischen Standpunkt festhalten, solange keine Veränderung in der Haltung des Herzogs von Cumberland urkundlich beglaubigt war. Die

Entscheidung lag also bei dem Herzog von Cumberland, der zunächst der braunschweigischen Regierung nur eine Empfangsbestätigung über die Resolution zukommen ließ, kurz darauf jedoch sich persönlich an den Kaiser und den Fürsten Bülow wandte, um einen Vermittlungsvorschlag zu machen. Er wollte für sich und seinen ältesten Sohn auf Braunschweig verzichten und diese Ansprüche seinem jüngsten Sohne überlassen. Damit wurden scheinbar die Ansprüche auf Hannover und Braunschweig wieder von einander getrennt. Aber die Sache wurde illusorisch dadurch, daß der Herzog von Cumberland sich und seinem ältesten Sohne auch den Anspruch auf Braunschweig für den Fall des Aussterbens der Linie seines jüngsten Sohnes vorbehielt und außerdem nichts tat, um das Hauptbedenken Preußens zu beseitigen. Es fiel ihm gar nicht ein, für sein Haus endgültig auf Hannover zu verzichten und der welfischen Agitation den Boden zu entziehen. So konnte auch die Antwort auf die Vorschläge nur ablehnend lauten. In Braunschweig ist man teils niedergeschlagen, teils erbittert über die Vereitelung jeder Hoffnung auf ein Definitivum. Anstatt aber die Schuld dem Herzog von Cumberland beizumessen, wie es von seiten einer großen Partei im Lande auch wirklich geschieht, ist es nebenbei einer irregeleiteten und unklaren Auffassung doch gelungen, den Groll auf Preußen abzulenken, obwohl man das Prinzip der preußischen Politik als wohlberechtigt anerkennen müßte, ebenso wie auch die Tatsache, daß Preußen streng daran festgehalten hat, nicht den geringsten Einfluß auf die Entwicklung dieser internen Angelegenheit Braunschweigs auszuüben. Inzwischen ist die Landesversammlung wieder einberufen und heute zusammengetreten. Wir werden also später auf die weitere Entwicklung der Frage noch zurückkommen müssen.

Es schweben jetzt noch weitere Fragen, die hier nur kurz erwähnt werden sollen, um sie in einem späteren Stadium zusammenfassend zu behandeln. Der Sprachenkampf in der Ostmark, der sich in der Obstruktion der Schulkinder gegen den deutschen Religionsunterricht kundgab, ist durch die offene Parteinahme des Erzbischofs von Posen für die Schulrebellion erheblich verschärft und zugespitzt worden. Keine Überraschung für die Kenner der Lage, aber ein Symptom, das immerhin einen neuen Abschnitt in dem Nationalitätenkampf bezeichnet. Die Bedeutung der Sache werden wir später würdigen.

Gleichzeitig sehen wir auf wirtschaftlichem Gebiete bedeutungsvolle Bewegungen. Neue Ausstände drohen. Dazu kommt die unerfreuliche Erscheinung der Fleischnot, der die Regierung bis jetzt anscheinend in völliger Passivität gegenübersteht, indem sie den Feinden des Staates und der Gesellschaft den dankbaren Agitationsstoff vollkommen überläßt. Man darf hoffen, daß die glückliche Rückkehr des Reichskanzlers nach der Reichshauptstadt, die jetzt zur Freude aller Nationalgesinnten erfolgt ist und hoffentlich die letzte Erinnerung an die schwere Erkrankung im Frühjahr beseitigt, für diese und jene Fragen die wünschenswerte Klärung bringen wird und daß jetzt wieder eine feste Hand die Zügel der Regierung führt.



Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

E. v. Liebert.

I.

Selten hat sich die öffentliche Meinung und die Presse so eifrig mit kolonialen Angelegenheiten beschäftigt wie in dem verflossenen Vierteljahr. Leider waren es nicht die Kolonien selbst, ihre wirtschaftliche Entwicklung, ihr Emporblühen und Gedeihen, die das öffentliche Interesse in Anspruch nahmen, sondern es waren „Enthüllungen“ über unliebsame Vorkommnisse und Fehler in der Verwaltung, die nach beliebter Art, wenn es gilt dem lieben Nächsten eins auszuwischen, auf jeder Bierbank erörtert wurden. Noch immer sind wir das Volk von Philistern, die nicht das große Ganze, nicht hohe nationale Ziele im Auge haben, sondern am Kleinen, am Kleinlichen kleben, am liebsten aber Persönliches herausschnüffeln und den Spitter im Auge des Anderen suchen.

Daß ein törichter Reichstagsbeschluß den Krieg in Südwestafrika um ein halbes Jahr verlängert, daß die Verlustlisten die Zeitungen füllen, daß der deutsche Name dadurch zum Spott des Auslandes wird, das regt die öffentliche Meinung nicht auf, man ist gewohnt, alles geduldig über sich ergehen zu lassen. Ja, die Kolonialzeitung vom 8. September fand für diese fatalistische Auffassung den Ausdruck: „Fürst Bülow hat damit nicht nur korrekt, sondern auch klug gehandelt, indem er vor dem deutschen Volke die Schuld für die langsame Bekämpfung der Eingeborenen und die Verantwortung für die vielen Millionen nutzlos vergeudeten Geldes und nicht zuletzt für die unzureichende Ernährung der Truppen den ablehnenden Reichstagsabgeordneten zuschiebt. Und das ist gut so.“ Das ist genau die Logik des Schusterjungen: Es ist meinem Vater schon ganz recht, wenn ich mir die Füße erfriere. Warum kauft er mir keine Strümpfe! Dieselbe Taktik des passiven Widerstandes verfolgte auch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die die Regierung eifrigst davor verwahrte, daß etwa die Baufirmen den Weiterbau der Bahn selbständig in die Hand nehmen dürften. Das sähe ja nach einem Entschluß, nach einer Tat aus, und dessen will man sich bei Leibe nicht schuldig machen.

Daß es sich hier um eine wichtige Strecke des zukünftigen Weltverkehrs handelt, nämlich um die dereinstige Linie Lüderitzbucht-Rietfontain-Kimberley, und daß diese Bahn dem Verkehr nach Johannisburg wie nach Kapstadt ein anderes Gesicht geben kann, das scheint noch nicht in die hochmögenden Kreise eingedrungen zu sein. In Deutschland muß man lange Mücken seihen, bevor ein selbstverständlicher, klarer und gesunder Gedanke sich in die Tat umsetzt. —

Im übrigen wird noch fleißig an der ersten Teilstrecke Lüderitzbucht-Kubub gebaut, Anfang November sollte dieselbe betriebsfähig sein. Dann bleibt die Arbeit liegen, das Baupersonal feiert, Zeit und Geld gehen verloren, bis der hohe Reichstag einen neuen Beschluß gefaßt hat, und alsdann die Materialien

zum Weiterbau von Deutschland nach Lüderitzbucht gesandt und von dort nach Kubub weiter befördert sind. Der südwestafrikanische Krieg hat uns ja gelehrt, wie Geld und Zeit vertan wird, wenn man sich nicht rechtzeitig zu den notwendigen Entschlüssen aufraffen kann. Eile mit Weile!

Im Norden der Kolonie ist die große Frage jetzt, welche Einwirkung die soeben fertig gestellte große Bahnlinie Swakopmund-Tsumeb auf die wirtschaftliche Entwicklung des Gesamtgebiets ausüben wird, abgesehen von dem Abbau des Otavikupferminen. Es muß sich zeigen, ob die weiten Landflächen, die diese 600 Kilometer lange Eisenbahn durchzieht und mit der Küste verbindet, wirtschaftlich zu verwerten sind, und ob sich Unternehmer finden, die das zunächst Rentable, eine extensive Viehwirtschaft, in die Hand nehmen. Dabei ist selbstverständlich die Vorfrage zu beantworten, ob genügendes Kapital hierfür im Lande vorhanden ist. Dies bleibt leider sehr zweifelhaft, nachdem den Ansiedlern die Entschädigung vorenthalten wurde. Wie man im Lande selbst über die Aussichten der Viehzucht denkt, darüber gibt ein Aufsatz der „Windhuker Nachrichten" vom rein praktischen Standpunkt Aufschluß. U. a. heißt es da: „Daß es ein Land für Viehzucht wie kein zweites ist, das kann nicht bestritten werden. Zwar hat auch sie mit schweren Rückschlägen, mehr durch Dürren als durch Seuchen zu rechnen, aber gerade die Tatsache, daß sich trotz dieser Verluste die Viehzucht immer in aufsteigender Linie bewegt hat, daß sie aus ursprünglich mittellosen, ja mit Schulden beladenen Ansiedlern mehr oder weniger wohlhabende Leute gemacht hat, wie es z. B. der Bezirk Gibeon lehrt, beweist unwiderleglich die sichere Rentabilität der Viehzucht — vorausgesetzt, daß ihr das einzige Erfordernis zum Gedeihen nicht versagt wird, das ist ein solches Maß von Weidefeld, daß es gewissermaßen eine Versicherung gegen Hungersnot ist, das Vieh auch in einer Dürreperiode vorm Verhungern schützt." 10000 ha werden als nicht genügend für eine Viehfarm gehalten. „20000 ha sind nach unserer Überzeugung als Durchschnittsgröße das mindeste und einigermaßen ausreichend" ... Als wichtigstes Bedürfnis aber wird die Erschließung unterirdischer Wässer zu Tränkstellen hingestellt. Es sei daran erinnert, daß 1903, im letzten Jahre vor dem großen Kriege, die Viehausfuhr aus Südwestafrika 1 ½ Millionen Mark mehr eingebracht hatte als im Vorjahre. Die Aussichten auf gutes Gelingen dieser wirtschaftlichen Tätigkeit sind also gegeben.[1])

Die wichtigste Frage für die Zukunft Südwestafrikas bleibt die Landfrage, d. h. die Behandlung der großen Land-Konzessionsgesellschaften, in deren Händen ein volles Drittel des Grund und Bodens der Kolonie sich befindet. Die Kommission, der die Lösung dieser Frage anvertraut ist, hat sich — wie das bei uns so üblich — über den Sommer, d. h. bis zum November vertagt, und man ist daher noch keinen Schritt weiter gelangt. General Leutwein, der elf Jahre hindurch mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und daher als Sachverständiger zu hören ist, hat im Augustheft der „Deutschen Revue" einen Aufsatz über die Konzessionsgesellschaften veröffentlicht, in dem er die Tatsache feststellt, daß nur die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft und die Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft ihr Aktienkapital voll eingezahlt und somit vollen Betrieb eröffnet haben. Die übrigen sechs Konzessionsgesellschaften haben von

[1]) Anfang Oktober ging durch alle Zeitungen der Bericht des Gouverneurs v. Lindequist über seine Rundreise durch den Norden und die Mitte der Kolonie. Derselbe klang in sehr günstigen Ausblicken auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes aus.

64900000 Mark Aktienkapital nur 13600000 Mark eingezahlt, also etwa 1/5 ihrer angemeldeten Gelder im Betriebe stecken. Nach einer sehr ruhig gehaltenen Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse kommt Leutwein zu folgendem Schluß:

„Es war kein erfreuliches Bild deutscher Kolonialpolitik, welches ich hier entwickelt habe. Indessen aus Fehlern lernt man am meisten. Heutzutage würde niemand mehr in unsern Kolonien Minen- und Landrechte derart weitgehender Art, wie sie in Südwestafrika vorliegen, verleihen. Früher dachte man unter dem Druck der damaligen Verhältnisse eben anders. Und so sind beide Teile, Kolonialverwaltung wie Gesellschaften, beide von Voraussetzungen ausgehend, die sich nachträglich als nicht zutreffend erwiesen haben, in die jetzige schiefe Lage geraten. Aus dieser wieder herauszukommen, liegt daher im Interesse beider Teile, und dazu ist im Schoße der jetzt tagenden Kommission Gelegenheit gegeben. Möge in ihr der Geist gegenseitiger Nachgiebigkeit walten, unterstützt auf seiten der Gesellschaften durch das Verständnis für die Unhaltbarkeit ihrer Lage, auf seiten der Regierung durch Wohlwollen für nun einmal bestehende wohlerworbene Rechte. Dann wird eine beide Teile befriedigende, die Entwicklung des Schutzgebiets aber fördernde Lösung sicher zu finden sein." Klingt dieser Wunsch auch sehr optimistisch, so wollen wir doch hoffen, daß er in Erfüllung gehe.

Aus *Ostafrika* sind die acht Reichstagsabgeordneten, die die Reise dorthin gemacht, in guter Stimmung und mit recht günstigen Urteilen über die dort geleistete Arbeit und über die Entwicklungsbedingungen des Landes zurückgekehrt. Trotzdem der Aufstand noch immer nicht ganz unterdrückt ist, und hier und da noch gelegentliche Putsche vorkommen, so ist der wirtschaftliche Aufschwung der Kolonie dennoch nicht zu verkennen. Allein die Zahlen der Handelsbilanz — 1903: 18 Millionen, 1904: 23 Millionen, 1905: 28,8 Millionen Mark — weisen diesen Aufschwung schlagend nach.

In Tanga ist im August d. J. ein Führer durch „*Tanganital*" (Abkürzung für Pangani-Tanga-Wilhelmstal nach englischer Sitte) erschienen. Derselbe weist u. a. in den genannten 3 Bezirken folgende Zahl von Pflanzungen nach:

1. bei Tanga	12	Pflanzungen	(Kokospalmen, Teakholz, Kautschuk, Agaven);
2. an der Küste nördl. Tanga	5	„	(Kautschuk, Agaven, Palmen);
3. an der Küste südl. Tanga bis Pangani	6	„	(Kautschuk, Agaven);
4. an der Usambarabahn	21	„	(Kautschuk, Teak, Agaven, Pfeffer, Baumwolle);
5. südl. der Bahnlinie	9	„	(Kautschuk, Agaven, Vanille Mais, Reis, Baumwolle);
6. nördl. der Bahnlinie	13	„	(Kautschuk, Kaffee, Pfeffer, Agaven);
7. Westusambara (Bezirk Wilhelmstal)	22	„	(Kautschuk, Kaffee, Baumwolle).

In Summa 88 Pflanzungen.

Davon sind nur sechs ohne europäische Angestellte, die übrigen sämtlich unter deutscher Leitung.

In wenigen Jahren wird sich dasselbe Bild an der neuen Bahnlinie Daressalam-Mrogoro wiederholen. Jedem, der das Land besucht, werden dann die Augen aufgehen und er wird einsehen, daß wir zwanzig Jahre verschlafen haben.

Die Abgeordneten haben gründlich Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, welche Einwirkung eine Eisenbahn auf die wirtschaftliche Entwicklung gerade in Afrika ausübt. Von Daressalam konnten sie 20 Kilometer mit der Eisenbahn landeinwärts fahren, sie fanden daher keine wirtschaftliche Erschließung des Bezirks Usaramo und in Daressalam eine reine Beamten- und Eingeborenenstadt. Von Tanga vermochten sie 129 Kilometer bis Korogwe die Bahn zu benutzen, sie sahen und besuchten zum Teil jene oben aufgezählten 88 Pflanzungen, die der Bahn zum großen Teil ihre Entstehung verdanken. Sie hörten aber, daß das Hinterland, zumal das so wertvolle Kilimanjaro-Gebiet, noch unausgenutzt ist, weil es des Bahnanschlusses entbehrt. Auf der britischen Ugandabahn endlich fuhren sie 970 Kilometer ins tiefe Innere des schwarzen Erdteils, überzeugten sich von dem Aufblühen der Landschaften um den Viktoria Nyanza und sahen in der Hafenstadt Mombassa das durch die Eisenbahn geschaffene Handelsemporium Ostafrikas. Vielleicht erkennen sie nun an, daß die Männer, die seit mehr als einem Jahrzehnt für den Bahnbau im deutschen Ostafrika ihre Persönlichkeit eingesetzt haben, nicht die Phantasten waren, als die sie verschrieen wurden, sondern gesunde Realisten.

Bislang hat man der Ugandabahn von deutscher Seite nur nachgesagt, daß sie den Handel aus dem Innern Deutsch-Ostafrikas nach dem britischen Hafen Mombassa ziehe, und daß die deutschen Häfen infolge dessen verödeten. Dies ist leider Tatsache, im Verlauf der ostafrikanischen Unruhen aber hat die Bahn der deutschen Kolonie auch einen großen Dienst erwiesen und sie vor schwerem Schaden bewahrt. In dem volkreichen Ussukuma gärte es ebenso wie in so vielen anderen Bezirken des Landes, von der deutschen Schutztruppe war nichts zur Unterstützung verfügbar. Da entsandte der Gouverneur von der 1905 an der Küste befindlichen Marine-Infanterie 1 Offizier und 40 (weiße) Soldaten mittelst der Ugandabahn nach Muanza. Die Anwesenheit weißer Askari (für Innerafrika ein neuer Begriff) genügte, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Es ist dort am See nicht zu Kämpfen gekommen.

Die drei deutschen Plätze am Viktoria Nyanza Muanza, Bukoba und Schirati, haben untereinander noch keine regelmäßige Verbindung, sie sind darin abhängig von den englischen Dampfern, die Port Florence mit Entebbe, der Hauptstadt Ugandas, verbinden und nach Ermessen auch die deutschen Häfen anlaufen. Die Handelsbilanz der Binnengrenze der Kolonie hat sich in erstaunlicher Weise gehoben, sie belief sich 1904 auf 2,7 und 1905 auf 3,5 Mill. Mark. Dieser Verkehr, der mit jedem Jahre weiter zunehmen wird, sollte doch durch deutsche Schiffe vermittelt werden. Es ist höchste Zeit, daß ein deutscher Dampfer nach dem Viktoria Nyanza geschafft, dort zusammengesetzt und vom Stapel gelassen wird. Er wird die Entwicklung des deutschen Handels dort wesentlich fördern. Bekanntlich wird im Bezirk Muanza jetzt Baumwolle gepflanzt, auch diese will über den See nach Port Florence geschafft sein.

Mit dem 1. Oktober ist der Kriegszustand in Ostafrika aufgehoben worden. Der böse Alp, der ein Jahr lang auf der schönen Kolonie lastete, ist somit beseitigt. Für den soeben im Lande eingetroffenen neuernannten Gouverneur ist

es hocherfreulich, mit diesem Akt seine Tätigkeit beginnen zu können. Möge ihm weiterhin das Glück hold sein!

Als ein gutes Zeichen für die Entwicklung der Kolonien muß auch gedeutet werden, daß gegenwärtig das deutsche Kapital ganz anders als in früheren Jahren an wirtschaftlichen Unternehmungen in den Kolonien sich beteiligt. In der allerjüngsten Zeit sind an solchen Unternehmungen gegründet oder in der Bildung noch begriffen:

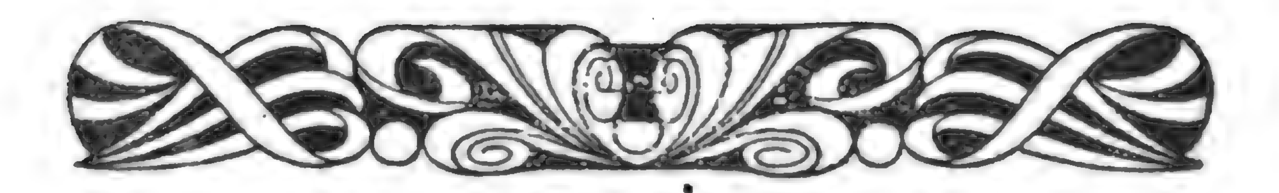
die Ostafrikanische Kompagnie mit 1 200 000 Mark, Pflanzungsgesellschaft;
die Afrikanische Kompanie mit 1 000 000 Mark, Handelsgesellschaft für Kautschuk (Kamerun);
die Deutsch-Englische Ostafrika-Kompagnie mit 600 000 Mark, Verwertung der Sansiviera und Pflanzungen;
die Deutsche Kautschuk-Attiengesellschaft mit 3 000 000 Mark, Pflanzungsgesellschaft, Kamerun;
die Samoa-Kautschuk-Kompagnie mit 2 000 000 Mark, Pflanzungsgesellschaft;
die Agupflanzungsgesellschaft mit 600 000 Mark, Anbau von Kautschuk und Kakao in Togo.

Wie ersichtlich, sind hier Kautschuk und Sisalhanf, neben der Baumwolle die besten Kolonialerzeugnisse, die Treibmittel, die durch ihre hohen Preise auf dem Weltmarkt den Unternehmungsgeist stark anregen.

Der Herbst hat uns auch einen neuen Kolonialdirektor gebracht, dem der Ruf eines Finanzgenies vorausgeht, und der der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien das lebhafteste Interesse entgegenbringt. Alle guten Wünsche begleiten selbstverständlich den Antritt seiner Amtstätigkeit. Ein gewaltiges Programm soll von ihm bewältigt werden. Eine neue Korrespondenz „Das größere Deutschland“ hatte es folgendermaßen zusammengefaßt:

„Es handelt sich um Neubesetzung der Stellen in der Kolonialabteilung, soweit eine solche noch nicht erfolgt ist; um Beseitigung des „Ressortpartikularismus“ zwischen Kolonialabteilung und Oberkommando der Schutztruppen einerseits, dem Reichsschatzamt andererseits; um Entlastung des Kolonialbudgets von den Militärausgaben und Übertragung dieser Ausgaben auf das Heeresbudget des Reiches; um Einführung zweijähriger Kolonieetats; um Entlastung der Kolonien von ganz ungehörigen politischen Ausgaben (Ostafrika 600 000 Mk. jährlich, Neuguinea 400 000 Mk. jährlich); um Neuordnung und Vereinfachung des Abrechnungswesens und der Kontrolle der Finanzgebarung. Des Weiteren dreht es sich um die Aufhebung der langfristigen Lieferungsverträge mit einzelnen begünstigten Firmen; um eine gesunde Finanzierung des kolonialen Eisenbahnbaues im großen Stil; um die Auflösung der Verträge der großen Landgesellschaften, speziell in Südwestafrika, deren Heranziehung zur Tilgung der Kriegskosten, und manches andere.“

Man sieht, an Aufgaben fehlt es nicht. Viel wird davon abhängen, wie der neuernannte Kolonialdirektor sich zum Reichstage stellt, ob es ihm gelingen wird, die notwendigen organisatorischen und finanziellen Wandlungen durchzusetzen, oder ob er wie sein Vorgänger in ausgetretenen Geleisen weiter wandeln wird. Das laufende Vierteljahr sowie das erste des neuen Jahres werden uns darüber Gewißheit verschaffen.



Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

XI.

Hans Zuchhold, Vor den Toren der seligen Gärten (Verlag von Oskar Hellmann in Jauer). — Beatrice Harraden, Katharine Frensham (J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.). — Kenjiro Tokutomi, Hototogisu (Heckners Verlag in Wolfenbüttel). — Clara Blüthgen, Königin der Nacht und andere Novellen (Carl Duncker, Berlin). — Neues aus dem Inselverlag.

Es ist ein seltener Zufall, daß ein neuer Verleger gleich auch einen neuen Dichter entdeckt, aber zuweilen scheint er einzutreffen. Oskar Hellmann in Jauer hat sich erst seit einigen Jahren in der modernen Literatur bemerkbar gemacht, und auch Hans Zuchhold gehört nach Kürschner noch zu den Jungen; sein von Hans Bloch sehr geschmackvoll ausgestattetes Gedichtbändchen, dessen brauner Druck in grüner Umfassung sich originell ausnimmt, trägt den Titel „Vor den Toren der seligen Gärten". Ich gestehe, daß ich für diese moderne Gartenlyrik sonst gar nichts übrig habe, denn in solchen „Gärten" sind schon Lieder gesungen worden, bei denen selbst die Spatzen es nicht mehr aushalten konnten und davonflogen.

Aber Hans Zuchhold ist keiner jener verunglückten Singvögel, die aus der Not eine Tugend machen und ihre stotternden Rezitative für Arien ausgeben; er versteht den bel canto. Ein höchst leidenschaftliches Fühlen ist hier restlos in die künstlerische Form gezwungen. Eine kühne, weitschweifende Phantasie läßt die erschauten Bilder immer erst vor einem gebildeten Geschmack Revue passieren. Ein Rhythmus, der das Gold unserer Sprache ins beste Licht zu setzen weiß, beseelt jeden Vers. Wenige Dichter mögen eine reinere und reichere Ernte aus den schwülen Zwanziger Jahren eingesammelt haben, als wie sie sich uns in diesem Büchlein darbietet: Seelenwirren und Abenteuer sind nicht wahllos um ihrer selbst willen zu mißfarbigem Strauße zusammengepreßt, sondern nur soweit aufgenommen, als ihnen eine tiefere Erfahrung innewohnte und sie würdig machte der Übernahme in ein neues Leben.

Wer freilich in der Lyrik nur das Knospenhafte, Ahnungsvolle liebt, wird bei diesen farbigen Gedichten nicht auf seine Rechnung kommen. Sie gleichen in ihrer sinnlichen Pracht voll erschlossenen Blumen, die weniger mit Frühlingsdüften den Sommer von ferne ankünden, als ihn in seiner ganzen berauschenden Fülle selbst geben. Damit führen sie bereits in den Herbst hinein, menschlich

gesprochen an die Grenze der Decadence — doch decken sich in einem nicht allzu großen Kreise des Fühlens immer noch Form und Inhalt, und die Seele dieser heißen Lieder ist bei aller Romantik für moderne Begriffe gesund.

Birken im Sturm.

Inbrünstig brausend streift der warme Wind
die breiten Kiefern und die hohen Föhren
mit weichen Lauten, die wie Seufzer sind,
wie wirre Worte, die das Blut betören.

Die Birken biegen sich. Im Tauwind wehn
die roten Ruten wie gelöste Strähnen
von schlanken Dirnen, die am Wege stehn
und sich nach Küssen, wilden Küssen sehnen.

Und atmen tief und spähn erwartungsvoll,
ob nicht das Glück von fernen Wäldern käme,
ein junger Bursche, wie der Sturm so toll,
der ihren Leib in seine Arme nähme.

Und stehn und warten. Brünstig braust der Wind,
Und kosend streift er aus der Stirn die Strähnen
den bleichen Dirnen, die am Wege sind
und sich nach Küssen, wilden Küssen sehnen.

* * *

Vor Jahren wurde mir ein Buch in die Hand gegeben, das „Schiffe die sich nachts begegnen" betitelt war und als Autor Beatrice Harraden nannte. Ich wüßte nicht mehr seinen Inhalt zu erzählen, ich habe nur noch die Erinnerung an einen ganz bestimmten Eindruck; so, wie man sich des Duftes einer Blume erinnert, ohne doch ihr genaues Bild nachzeichnen zu können. In jenem Roman wurde von stillen, eigentümlichen Menschen und ihren verhehlten Sehnsüchten und Seelenschmerzen in einer so besondern Weise gesprochen, daß ich einen neuen Roman derselben Dichterin, „Katharine Frensham" nicht ohne Spannung zu lesen anfing.

Der ganz in seinen Studien aufgehende Chemiker Clifford lebt mit seiner Frau Marianne, die der den Mann absorbierenden Wissenschaft gram ist, in höchst unglücklicher Ehe. Endlich hält der stille Gelehrte Generalübersicht über die Jahre seit seiner Verheiratung, findet, daß es so nicht weitergeht und entschließt sich zur Scheidung. Das dumpfe Hinbrüten, in dem er diesen Entschluß faßt, wandelt sich auf einmal in Schlaf, und im Traume sagt er seinem Quälgeist von Weib all die bittern Worte, die ihm seine Schüchternheit sonst nie über die Zunge gelassen. Kaum ist er wieder wach, als ihn seine Frau ruft, mit schreckensbleichem Antlitz, wie er sie im Traume vor sich gesehen, und ihm sagt, sie habe von ihm geträumt und er habe ihr alle Schuld an seinem verpfuschten Leben vorgeworfen. Erschüttert gesteht er ihr, daß soeben ein ganz ähnlicher, ganz entsprechender Traum über ihn gekommen sei. Sie gerät in neue Verzweiflung und zieht sich zurück,

während er in einem langen nächtlichen Ritte die heftige Szene zu vergessen sucht. Am andern Morgen findet er seine Frau, die einem Herzschlage erlegen ist, tot in ihrem Zimmer ... Nun setzt sich bei dem armen Clifford der Gedanke fest, er habe seine Frau durch jenen Traum, in welchem ihre Seelen sich nackt einander offenbarten, auf schreckliche Weise ermordet. Als Gelehrter und Engländer ist er doppelt dem Spleen unterworfen, und daß eine gallige Freundin der Verstorbenen seinem Sohn Allan die Mutter als Märtyrerin darstellt und in das junge Herz das Gift des Mißtrauens träufelt, ist ein Grund mehr für ihn, der Schwermut anheimzufallen. Er unternimmt mit dem ihm entfremdeten Knaben weitere Reisen, jene Verzweiflungsreisen, auf denen man einen Alp vergeblich loszuwerden sucht, weil man ihn mit sich und in sich trägt ... Es ist klar, daß dieser Verhexte mit der zartfühlenden Seele wieder erlöst werden muß, und nicht minder klar, daß die rettende Göttin die Titelheldin Katharine Frensham sein wird. Nach dem spiritistischen Anfang besteht der Hauptinhalt des Romans in der feinen psychologischen Schilderung, wie diese beiden Menschen nach ihrer ersten, zufälligen Bekanntschaft, die aber unter den Klängen eines Beethovenschen Quartetts schon entscheidend ist, einander immer nähertreten, bis sie im Bunde fürs Leben die Vergangenheit besiegen und ihr endliches Glück finden. Die frisch gezeichneten Nebenfiguren, die sich mit den Helden auf wechselndem Schauplatz bewegen — der mittlere Teil des Romans spielt in Norwegen — dienen nur dazu, den Eindruck der Lebensfülle zu erwecken und der Hauptfigur, Katharine Frensham, Relief zu geben. In dieser Gestalt hat die Dichterin ihr Ideal einer englischen Frau aufgestellt, und man brauchte nichts zu kennen als den entscheidenden Brief am Schlusse, um von ihr wie von der Dichterin die beste Meinung zu haben.

Der neue Roman der Beatrice Harraden ist das erklärte Werk einer Frau mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Von den erstern habe ich schon gesprochen, und zu den letztern rechne ich vor allem eine große Weitschweifigkeit und Vorliebe für das Nebensächliche; wenn Frauen einmal schreiben, so geht es ihnen meistens so leicht von der Hand, daß es auf ein paar Umwege mehr oder weniger nicht ankommt. Originell ist an dem Buche noch, daß die darin gesungenen Lieder in zahlreichen, mit den üblichen Druckfehlern gespickten Notenbeispielen den Text unterbrechen.

* * *

„Schafft Neues, Kinder!" pflegte Richard Wagner zu sagen. Aber das sagt sich leicht und übt sich schwer, und wenn man einmal über die Jahre hinaus ist, in denen einem das Leben überhaupt noch neu anmutet, so kommt man gar bald zur Einsicht, wie alles oder doch das Meiste schon dagewesen ist. Begierig greift da der geistige Mensch nach jeder neuen Blume, die die hochgehenden Wogen des Weltgeschehens an seinen einsamen Strand werfen, und wenn vor hundert Jahren Goethe singen konnte, daß „sogar der Chinese malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas", so verhält es sich heute umgekehrt: in Jahrtausenden ist die große Kulturwelle von Ost nach West zu

einem neuen Beginn an ihren Ausgangspunkt angelangt, nur daß jetzt an Stelle des Chinesen der Japaner steht, und wir sind wieder die Empfangenden.

Es ist noch nicht lange her, so erregte Leafcadio Hearns „Kokoro“, in dem der Dichter-Journalist eine begeisterte Schilderung japanischen Lebens gab, durch ganz Europa Aufsehen; ein Fremder hatte ein Menschenalter unter diesem Volke zugebracht, auf dem plötzlich die bewundernden Blicke einer Welt ruhten, hatte die Bedingungen einer von der unsern abweichenden Kultur als vielseitig gebildeter Mann bis in ihre Wurzeln untersucht und war zu dem Schlusse gekommen, daß die verachtete gelbe Rasse in vielen Dingen unser Lehrmeister sein könnte. Wer sich für dieses merkwürdige Volk von alter Tradition und doch noch unverbrauchten Kräften, das sich eben im blutigen Morgensonnenglanze einer neuen Aera erhebt, auch über die Tage seines glorreichen Krieges hinaus interessiert, der hat nun Gelegenheit, einen unmittelbaren Blick in sein Leben zu tun, indem er den von „Reh am Rheinberg“ übersetzten Roman „Hototogisu“ von Kenjiro Tokutomi liest. Man kann daraus ersehen, daß auch die Japaner keine Halbgötter, sondern Wesen sind, bei denen es „menschelt“, daß aber dieses Menschentum doch seine von dem unsern sehr verschiedene spezifische Färbung hat: es eröffnet neue seelische Perspektiven, wie sie kein abendländischer Dichter zu erfinden vermöchte, wie sie nur die unerschöpflich mannigfaltige Natur zu gestalten weiß.

Schon die Übersetzung und Interpretation des Titels gibt uns eine Ahnung von dem eigentümlichen Seelenleben der Japaner; der Zusammenhang mit dem Inhalt ist ein noch loserer als bei den antiken Tragödien, aber auch ein feinerer, erscheint doch das für unsere Ohren so eigentümliche Wort nicht bloß wie ein aufgeklebtes Merkzeichen, sondern mehr wie ein über der Handlung schwebendes Symbol. „Hototogisu“ bedeutet „Kuckuck“, der Kuckuck aber ist der japanische Lieblingsvogel und gilt im Reiche der Sonne soviel als bei uns die Nachtigall: sein Ton wird nicht als fröhliche Botschaft vernommen, er erregt im Gegenteil Gefühle der Wehmut. Dazu kommt, daß die chinesischen Schriftzeichen, deren sich der Japaner zur Darstellung des Wortes bedient, im Chinesischen dasselbe heißen wie „Ach, daß du zurückkehrtest!“ — und darin liegt im Hinblick auf den Roman selbst die intimste Anspielung.

Wie man sieht: es ist ein sentimentaler Titel, und es ist auch ein sentimentales Buch. Wenn aber im „Werther“ einmal der Standesunterschied mitbestimmend auf den Gang der Handlung einwirkt, so bekämpfen sich hier in einem privaten Schicksal zwei Weltanschauungen. Dort die alte, starre, patriarchalische Sitte, die das Wohl des Geschlechtes, der Familie betont und die Kinder ewig in den Bann des Gehorsams gegen ihre Eltern zwingt: hier eine neue, moderne Lebensauffassung, die die Rechte des Herzens und des Individuums reklamiert. Aber man denke nicht, daß es in diesem Kampf zu wilden Ausbrüchen kommt: die heroische Selbstbeherrschung des Japaners charakterisiert nicht nur sein Verhalten im Felde, sondern ebensosehr sein privates Benehmen;

und doch wären für europäische Begriffe hinreichende Voraussetzungen vorhanden, um eine blutige Familientragödie heraufzubeschwören. Oder ist es etwa nicht barbarisch, wenn eine Mutter die junge Gattin ihres einzigen Sohnes in dessen Abwesenheit und gegen ihr ausdrückliches Versprechen zu den Eltern zurückschickt und die Scheidung durchsetzt — nur weil die Unglückliche nach einjähriger überseliger Ehe von der Schwindsucht befallen wird und die Gefahr besteht, sie möchte den Gatten anstecken und mit diesem auch eine etwaige Nachkommenschaft des vornehmen Hauses Kawaschima verderben? Aber der Sohn Takeo läßt sich seiner bösen Mutter gegenüber zu keiner Tat des Zornes hinreißen, und selbst nachdem er im chinesisch-japanischen Kriege nur Wunden, nicht aber den Tod gefunden hat und ruhmreich heimgekehrt ist, weiß er sich zu fassen. Verhalten wie dieses äußere Benehmen ist der Dialog, der sich, ganz modern, scheinbar nichtssagend gibt und die Untertöne überall nur ahnen, nicht aber hören läßt; einzig die Schilderungen sind in lebhaften Farben gehalten.

Wenn man diesen Roman gelesen hat, so bleibt etwas zurück wie der Duft von Kirschblüten. Kirschblüten stehen im Zimmer des jungen Ehepaares, Kirschblüten ordnet die liebliche Nami mit zarten Fingern zum Strauße, Kirschblüten trägt sie im Haar. Rührend sind die Briefe, die sie ihrem geliebten Takeo schreibt, wenn er als Marinesoldat auf seinem Schiff fern die Meere durchkreuzt: man empfindet, daß nicht nur der Körper, sondern auch die Seele dieses Wesens auf zarten Füßen geht. Und wie köstlich mutet das harmlose, nichts und doch soviel sagende Geplauder an, ist „er" wieder zum häuslichen Herd zurückgekehrt; wie vergißt die glückliche junge Frau, daß sie eine böse Stiefmutter gehabt hat und unter einer noch schlimmern leidet! Dann der bange, ahnungsvolle Abschied, als Takeo der Dienst von der lieben Kranken wegruft und ihm der Wind noch ihr weinendes „Komm bald zurück!" nachträgt. Endlich, während der gewaltsamen Trennung, das beständige Aneinanderdenken, die immer gleiche Liebe der sanften Nami, die dem Gatten, da sie ihn verwundet im Feldspital weiß, unter fremdem Namen Früchte und selbstverfertigte Kleider schickt. Takeo sieht sie nach der Rückkehr zufällig noch einmal in einem Bahnhof, wie ihre beiden Züge, ohne daß sie vorher davon gewußt hätten, aneinander vorbeifahren. Das nächste Mal steht er auf dem Friedhofe, und zwischen ihm und ihr erhebt sich der harte, unerbittliche Grabstein . . . „Glich sie auch nicht der Pflaumenblüte, die kühn im rauhen Nordwind blüht, so war sie doch ebensowenig eine Kirschblüte, deren Kronenblätter hierhin und dorthin geweht werden wie Schmetterlinge am Frühlingsmorgen; vielmehr war sie wie das scheue Maßlieb, wenn es sich entdeckt in der Dämmerung des Sommerabends". So wird die Heldin auf der ersten Seite des an feinen Vergleichen und duftigen Schilderungen reichen Buches charakterisiert.

„Hototogisu" ist in Japan bereits in fünfzigster Auflage erschienen, geht außerdem dramatisiert über die Bühnen und rührt als Roman wie als Drama vor allem die Herzen der Frauen. Das ist begreiflich, denn in dem Schicksal der

unglücklichen Nami, der von einer altmodischen, auf den Familiennamen und seine Fortpflanzung eitlen Weltanschauung unverschuldete Krankheit wie ein Verbrechen angerechnet wird, liegt ein ganzes Programm der Frauenemanzipation. So ist es bezeichnenderweise auch eine Frau, der nun die deutsche Damenwelt diese neueste Gabe der Weltliteratur verdankt. Reh am Rheinberg hat eine Übersetzung geliefert, die dem poetischen Gehalt des eigentümlichen Werkes vollauf gerecht wird und sich mit Ausnahme weniger Stellen auch gut liest. Wer „Kokoro" kennt, wird dieses Buch mit demselben Nutzen zur Hand nehmen, mit dem man nach der Theorie eine erläuternde und verdeutlichende Illustration betrachtet!

* * *

„Königin der Nacht und andere Novellen" betitelt sich der neuste von vielen Bänden, die Clara Blüthgen schon geschrieben hat. Nach dieser ersten und einzigen Probe, die ich von ihr kenne, habe ich von der Dichterin keinen schlechten Begriff bekommen. Im Gebiet der Novelle — oder genauer Novellette — ist sie offenbar zu Hause, eignet ihr doch ein scharfer Blick für außerordentliche Naturen und ungewöhnliche Situationen. Da führt sie uns nach Berlin W. in eine vornehme Abendgesellschaft, aus der sich der Hausherr, der „Maler" ist, angeekelt wegschleicht, um sich im cabinet séparé eines eleganten Restaurants zu erschießen: er kann es nicht länger ertragen, von den Liaisons seiner Frau zu leben, einer Frau, für die selbst diese seine Tat nur einen Aktschluß und noch lange kein Finale bedeuten wird. Oder wir sehen, wie ein blutjunger Leutnant von seinem hübschen Gänschen von Braut Abschied nimmt, um nach China zu reisen: sobald die Teure von den chinesischen Stickereien hört, denkt sie nicht mehr an die chinesischen Flintenkugeln, und indem sie noch auf das Trittbett des schon in Bewegung befindlichen Wagens springt, ist ihr letztes Wort, von dem der ins Feld ziehende Krieger ein endliches Leuchten ihrer Seele erhofft: „Paul, du versprichst es mir — das Mandarinengewand!" Dann wieder werden wir in die Fieberdelirien eines Totkranken versetzt, der sich in einem letzten Aufflackern seiner Lebenskräfte mit wilder Sinnlichkeit an die ihn bedienende Hospitalschwester klammert: der Arzt kommt herein, hat ein häßliches Wort dafür und kalte Wickel, und ein Wärter tritt für die letzten Stunden an die Stelle der Schwester. In „Prinzessin Elise" wird das Schicksal eines von kleinen Eltern abstammmenden Zwergkindes erzählt, das in ein Panoptikum verkauft wird: das Entsetzen, wie sie der Impresario zur Heirat mit einem wasserköpfigen Zwerg zwingen will, bringt ihr den Tod, und ihr letzter Gedanke ist die Sorge um ein anständiges Begräbnis. Nach den Leiden dieser unfreiwilligen Schauspielerin die eines großen Hoftheaterschauspielers, der bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum unten höchsten Ehren sich zurückzieht: wie er unerkannt ein paar Monate später auf einer Provinzbühne auftritt, muß er einsehen, daß seine „alte Schule" nicht mehr wirkt und daß nur sein Name, nicht aber seine Kunst in der Gegenwart lebt. Einen pathologischen Fall zeigt die „Frau Oberin", deren kühles Wesen ein schon fast geheilter Morphiumsüchtiger zur Liebe und

Hingabe entflammt: aber im letzten Moment raubt er ihr nicht ihre ihrer selbst müde Tugend, sondern das von ihr behütete Gift. Ein psychiatrisches Seitenstück dazu bildet die wegen Raubmords zum Tode verurteilte Frau: hat sie ihr Verbrechen begangen, um eine Uhr, die ihr wie ein Symbol des Reichtums erschien, in ihren Besitz zu bringen, so ist ihr letzter Wunsch, da es regnet, unter einem schwerseidenen Schirm zum Schaffot gehen zu dürfen. In diesen kleinen Inhaltsangaben haben wir noch nicht einmal die Hälfte der in diesem Bande vereinigten Novelletten berücksichtigt. Sie präsentieren sich als interessantes Bouquet mit einem feinen, oft etwas stechenden Parfüm.

* * *

Wir haben in diesen Monatsberichten schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die von allen Seiten her in Angriff genommene Erneuerung der älteren, nicht mehr leicht zugänglichen Literatur hinzuweisen; zu den in dieser Beziehung rührigsten und vornehmsten Verlagshäusern gehört unstreitig der Inselverlag in Leipzig, von dem uns drei aus dem Französischen, Italienischen, Russischen übersetzte Bücher vorliegen.

Da ist vor allem des Abbé Prevost selbsterlebte Liebesgeschichte, die unter dem den Namen der Geliebten wiedergebenden Titel „Manon Lescaut“ Weltruhm erlangt hat. Dieser Roman eben so zärtlicher als leichtsinniger Seelen, der 1733 nach den „Denkwürdigkeiten“ des Abbé zum erstenmal separat gedruckt wurde, erfuhr durch Julius Zeitler eine sorgfältige Übersetzung. Franz v. Bayros hat vier in feinster Technik gezeichnete und verkleinert reproduzierte Illustrationen beigesteuert, die aufs beste den Stil jener Zeit nachahmen und wahrhaftige Kunstwerke zu nennen sind. In der Offizin W. Drugulin wurde das in handlichem Taschenformat gehaltene Büchlein in etwas kleinen und fetten, aber gut leserlichen Antiqualettern auf solides Papier gedruckt. Es bildet in diesem vornehmen Gewande ein kostbares Geschenk für alle literarischen Feinschmecker.

Bescheidener ausgestattet ist die „Fiametta“ des Giovanni Boccaccio in der von K. Berg durchgesehenen und ergänzten Übersetzung Sophie Brentanos. Dieser etwa 1342 entstandene Liebesroman darf als das Meisterwerk einer psychologischen Detailkunst in der neuern Literatur betrachtet werden. Der Individualismus der nahenden Renaissance zeigt sich schon darin, daß Fiametta selbst den liebenden Frauen die Geschichte ihres kurzen Glückes und ihrer langen Leiden erzählt: bei aller historischen Maske spricht ein unvergängliches Gefühl über all die Jahrhunderte weg zu den Herzen, die heute schlagen.

Endlich ist noch Lermontoffs Roman „Ein Held seiner Zeit“ zu erwähnen. Das Buch, in dem der Dichter, der 1841 noch nicht dreißigjährig als Verbannter im Kaukasus einem Duell zum Opfer fiel, sein Los prophetisch vorausahnt, erfreut durch seine gute, von Michael Feofanoff besorgte Übersetzung. Eine große Schlichtheit des Stils, durch die man das russische Original hindurchfühlt, hinterläßt eine bedeutende Wirkung.

Umschau in neuer Welt- und Nationalpolitischer Literatur.

Von

Otto Hötzsch.

II.

Nauticus. — Taschenbuch der Kriegsflotten. — v. Maltzahn, Der Seekrieg. — v. Zepelin, Das moralische Element in Heer und Flotte. — Eckert, Seeinteressen Rheinland-Westfalens. — Zimmermann, Arbeiter und Flotte. — Böhme, Industrie und Handelsverträge. — v. Halle, Die Weltwirtschaft. — Reinsch, World Politics. — Die Presse und die deutsche Weltpolitik. — Annuaire de la vie internationale. — Suphan, Territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. — Eckert, Grundriß der Handelsgeographie. — Wallace, Rußland. — Cleinow, Aus Rußlands Not und Hoffen. — Die lettische Revolution. — Verschiedenes über Rußland. — Krapotkin, Memoiren. — Debogory-Mokriewitsch, Erinnerungen eines Nihilisten. — Lieven, Hurra Bansai. — v. Schulze-Gaevernitz, Der britische Imperialismus. — The Empire and the century. — Dove, Das britische Weltreich. — Sinclair, The Jungle. — Herr, Zusammenbuch der Wirtschaftsfreiheit. — Schippel, Amerika und die Handelsvertragspolitik. — Gerhard, Volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens. — Lamprecht, Americana. — Catellani, l'estremo oriente. — Mygind, Vom Bosporus zum Sinai. — Schanz, Marokko. — Zabel, Im muhammedanischen Abendlande. — v. Dungern, König Karl von Rumänien. — R. Springer, Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die für diese Übersicht vorliegende Ausbeute ist verhältnismäßig groß, obwohl ich mich bemüht habe, aus der Menge der Neuerscheinungen nur das dauernd Wertvolle und Nützliche herauszuheben. Deshalb übergehe ich gleich die Fantasieliteratur über den Zukunftskrieg zwischen England und Deutschland, die uns im letzten Jahre annähernd ein Dutzend ziemlich gleichartig angelegter Bücher auf den Tisch warf, vollständig. Ihre Wirkung konnte über eine vorübergehende Sensation nicht hinausgehen, trotz zweifellos geschickter Aufmachung einzelner unter ihnen. Die Ziele waren hüben wie drüben, in Deutschland wie in England, im Wesen gleich: Deutschland auf seine prekäre maritime Lage, England auf die Schwächen seiner Stellung zu Lande hinzuweisen, beide zu weiteren Rüstungen anzuspornen. Für diesen Zweck wichtiger und wertvoller ist das zuerst zu nennende Buch, das ausführlich demnächst von Herrn Kapitänleutnant Wislicenus besprochen wird: der neue (8.) Jahrgang des „Nauticus“ (Berlin, E. S. Mittler). Zum Lobe dieses unentbehrlichen, unausgesetzt verbesserten und erweiterten Werkes ist überflüssig etwas zu sagen; nach dem Urteil von Kennern hat es sein berühmtes Vorbild, Lord Brasseys „Naval Annual“ bereits an manchen Punkten übertroffen. Daneben wird man auch nicht entbehren können das

jetzt im 7. Jahrgang vorliegende, treffliche „Taschenbuch der Kriegsflotten“, herausgegeben von Kapitänleutnant Weyer (München, J. F. Lehmann), das nicht weniger als 410 Schiffsbilder und Skizzen umfaßt und als Nachschlagebuch sich nach wie vor als genau gearbeitet und praktisch zu handhaben erweist.

Mit den allgemeinen Fragen der Flottenpolitik beschäftigt sich das ausgezeichnete Büchlein des Admirals Freiherrn v. Maltzahn: „Der Seekrieg, seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart“. (Leipzig, B. G. Teubner.) Ich möchte es besonders empfehlen zur Verwertung im Geschichtsunterricht, für den es ein vorzügliches und gut verständliches Hilfsmittel für den Zusammenhang zwischen politischer und Seekriegsgeschichte bietet; ist es doch aus ähnlichen Bedürfnissen, Vorträgen an der Marine-Akademie, entstanden. Daneben sei auf die feine und überzeugende Studie unsers Mitarbeiters, des Generals v. Zepelin, empfehlend hingewiesen: „Die Bedeutung des moralischen Elements in Heer und Flotte“. (Berlin, E. S. Mittler.)

Die deutschen Marineinteressen behandeln Chr. Eckert: „Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens“ (Leipzig, B. G. Teubner) und W. Zimmermann, „Arbeiter und Flotte“ (Berlin, Deutscher Verlag). Beide bringen sehr schön verarbeitetes Material, das in der Agitation für die Verstärkung der Kriegsflotte mit Erfolg verwertet werden kann. Doch möchte ich nicht verschweigen, daß eine Betrachtung wie die Eckertsche leicht zu zuweitgehender Betonung der Überseeinteressen der deutschen Industrie führt. In dem Buch von C. Böhme: „Industrie und Handelsverträge“ (Berlin, W. Jßleib) findet man dafür ein gutes Korrektiv, indem da in eingehender Analyse des Materials der Handelskammerberichte die Wirkung der Caprivischen Handelsverträge geprüft und die erstaunliche Bedeutung des Inlandsmarktes für den Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrzehnt exakt nachgewiesen wird. Wer sich für weltpolitische Fragen interessiert, versäume deshalb nicht, dieses Buch mit heranzuziehen, obwohl es seinem Titel nach ferner zu liegen scheint.

Zur Weltpolitik im allgemeinen leitet über „Die Weltwirtschaft“. Ein Jahr- und Lesebuch, herausgegeben von Ernst v. Halle. (Leipzig, B. G. Teubner.) Mir liegen bisher 2 Bände dieses Unternehmens, das alljährlich in 3 Teilen erscheinen soll, vor: „Internationale Übersichten“ (6 Mark) und „Deutschland“ (4 Mark). Es soll das „Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands“ (auch bei Teubner) fortlaufend ergänzen und die bekannten Neumann-Spallart-Juraschekschen Übersichten der Weltwirtschaft insofern ersetzen, als diese oft um Jahre verspätet erschienen, das Hallesche Unternehmen mit Hilfe weitgehender Arbeitsteilung aber immer im nächsten das abgelaufene Jahr vollständig überschauen wird. Ich glaube, daß hieraus ein wertvolles Hilfsmittel werden wird, wofür auch die große Reihe der gewonnenen Mitarbeiter Gewähr bietet. Im 1. Teile sind internationale Übersichten über die einzelnen Gebiete gegeben: Wirtschafts- und Sozialpolitik, Weltproduktion, Geldwesen, Finanzen, Handel, Verkehr, Versicherung, Technik, Kunstgewerbe (von Hermann Muthesius), Armenwesen, Wirtschafts-

recht; der 2. schildert durch 35 Fachleute die einzelnen Zweige des deutschen Wirtschaftslebens. Im 3. soll die Lage fremder Länder dargestellt werden.

Aus der Sammlung „The Citizens Library“ (New York, Macmillan) nenne ich ein recht brauchbares Buch: „World Politics at the End of the 19th Century as influenced by the oriental situation“ von Paul J. Reinsch. (1,25 Dollar.) Die Schilderung der Weltpolitik ist ganz auf dem chinesischen Problem aufgebaut und häufig schon veraltet. Aber sie ist von einer bemerkenswert klaren Einsicht in das Wesen von Nation und Staat durchweht und sehr bezeichnend für die Wandlung im politischen Denken Nordamerikas, die am schärfsten theoretisch Brooks Adams, praktisch Theodore Roosevelt bezeichnen. Die Besprechung der deutschen Weltpolitik ist klug und ruhig und zeigt wieder, daß das Verständnis für diese in Amerika größer ist als in England. Deshalb und im besonderen wegen der eingehenden Schilderung der chinesischen Dinge, vornehmlich der Bahnbauten, verdient das Buch Beachtung, wie überhaupt in dieser Sammlung: Citizens Library eine Reihe guter und interessanter Sachen erschienen sind.

Die Broschüre „Die Presse und die deutsche Weltpolitik. Von einem Auslandsdeutschen“ (Zürich, bei Zürcher und Furrer) erwähne ich schon an anderer Stelle dieses Heftes. Ihr Verfasser ist derselbe, der schon vier Bände „Politisches Reformbuch für alle Deutschen“ geschrieben hat, die Aufmerksamkeit erregt haben und deren auf die Kolonialreform bezügliche Teile Exzellenz v. Liebert in der „Deutschen Monatsschrift“ besprochen hat. Dieses Heft ist gleichfalls der Lektüre, seine Vorschläge der ernsten Erörterung wert; ich darf dazu auf den Aufsatz in diesem Hefte verweisen.

Das „Annuaire de la Vie Internationale“ (2. Jahrg. 1906) will im Sinne der Friedensbewegung (Monaco, Inst. internat. de la paix) alle Ereignisse des internationalen Lebens verzeichnen, öffentliche und private, Konventionen, Konferenzen, Kongresse, Vereinigungen, Bureaus usw. Der Geist, in dem sein Vorwort gehalten ist, ist mit seiner Verurteilung der Nation dem unserer Zeitschrift gerade entgegengesetzt; das Unternehmen an sich erscheint uns überflüssig.

Ein hochbedeutendes und ungemein wertvolles Werk hat Alexander Suphan, der bekannte Herausgeber von Petermanns Mitteilungen, kürzlich veröffentlicht: „Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Mit einem kolonialgeschichtlichen Atlas von 12 Karten und 40 Kärtchen im Text.“ (Gotha, J. Perthes, 12 M.) Das ist die erste, deutsch geschriebene allgemeine Geschichte der Kolonisation chronologisch-geographisch dargestellt. Ganz richtig weist S. darauf hin, daß seit Heerens „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien“ ein solcher Versuch für die Kolonialgeschichte nicht wieder unternommen worden ist. Wer Heerens übrigens heute noch lesenswertes Buch kennt, wird den ungeheuren Fortschritt bemerken, den wir wesentlich den Fortschritten der entwicklungsgeschichtlich aufgefaßten politischen Geographie verdanken. Dementsprechend liegt der Nachdruck bei S. auf der kartographischen Darstellung der kolonialen Entwicklung. Das ist so gemacht, daß ein Atlas von 12 Tafeln, auf jeder Tafel die Weltkarte zeigend, auf dieser die Entwicklung der Kolonien germanischer und romanischer Staaten und der aus europäischer Kolonisation hervorgegangenen selbständigen Staaten in sorgfältig

abgewogener Kolorierung darstellt; als die einzelnen Jahre wurden gewählt: 1486, 1529, 1598, 1642, 1697, 1754, 1763, 1783, 1826, 1876, 1900. Den begleitenden Text, über 300 Seiten, will S. bescheiden nur als Erläuterung der Karten betrachtet wissen; aber es kommt ihm durchaus selbständiger wissenschaftlicher Wert zu. Die Lektüre des streng sachlichen Werkes ist nicht leicht, da auf alles Raisonnement verzichtet ist. Um so dankbarer empfindet man dann den Ertrag, das Buch wird ein dauerndes „Standardwerk" für die Behandlung der Kolonialgeschichte sein und sei auf das lebhafteste empfohlen. Dem Verlage möchte ich den Versuch zur Erwägung anheimgeben, ob sich nicht die Herausgabe des Atlasses in noch etwas größerem Maßstabe, etwa im Wege der Subskription, empfiehlt; die Einzelforschung in der Kolonialgeschichte würde dafür sehr dankbar sein.

Von selbst schließt sich an dies wertvolle Werk an der „Grundriß der Handelsgeographie" von M. Eckert. (Leipzig, bei Göschen. 11,80 Mk.) Im 1. Bande allgemeine, im 2. Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder. Der Verf. hat die spröde Aufgabe vortrefflich gelöst, und auch hier spüren wir die fruchtbare Anregung der Forschungen und der Methode Friedrich Ratzels. Ein Buch zur angenehmen Unterhaltung ist es nicht, aber ein gründliches und gutes Lehrbuch der Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse der einzelnen Länder und der Erde auf geographischer Grundlage ist der mühevollen Arbeit des Verf. gelungen. Ich glaube, daß es zum Nachschlagen und zum Studium sehr brauchbar erfunden werden wird.

* * *

Unter den Ländern, über die neue politische Literatur erschienen ist, steht Rußland ohne Frage oben an. Zunächst die 4. deutsche Auflage des berühmten Buches von Sir Donald Mackenzie Wallace: „Rußland". (Deutsch von Fr. Purlitz. 2 Bde. Würzburg, A. Stuber. 12 Mk.) Das Werk, das 1877 zuerst erschien, ist ja als eines der allerersten (der Zeit und dem Werte nach) Bücher über Rußland bekannt. W. wollte jetzt eigentlich ein ganz neues Buch: „Rußland im 20. Jahrhundert" schreiben, hat aber schließlich nur den alten Stoff neu überarbeitet und durch 5 neue Kapitel ergänzt: die sozialistische Propaganda usw., industrielle Fortschritte und Proletariat, revolutionäre Bewegung in ihrem jüngsten Stadium, Gebietsausdehnung und auswärtige Politik, die gegenwärtige Lage; der Übersetzer hat noch ein Kapitel: „Durch Revolution zur Verfassung" hinzugefügt. In dem letzten Kapitel von W. wird die genaue Schilderung der Persönlichkeit und Agitation Gapons besonders interessieren. Als Prophezeiung der Zukunft sagt dieser Mann, der Rußland seit 35 Jahren kennt, nur: daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Unerwartete eintreten wird. Diese Vorsicht im Urteil sollten sich die „Kenner" Rußlands wie R. Martin, Polly, Ular usw. zum Muster nehmen! Die Übersetzung ist gut und liest sich glatt (die Tonakzente auf den russischen Worten sind oft falsch), die Ausstattung ist vortrefflich, kurz alles kommt zusammen, um diese Neuausgabe nachdrücklichst zu empfehlen. Wer ein Urteil über Rußland gewinnen will, kann sich von seiner Lektüre nicht dispensieren. Der Preis ist (bei über 800 Seiten) gering.

Von geringerem Umfang ist „Aus Rußlands Not und Hoffen" von G. Cleinow (Berlin, C. Schwetschke. 5 Mk.). Der Verf. ist unseren Lesern nicht fremd, die seine Aufsätze über die Duma, über Witte, über die russische Presse u. a. mit Interesse gelesen haben. Einzelne davon finden wir in dem Buche wieder, das eine Sammlung von an verschiedenen Stellen veröffentlichten Aufsätzen ist. Was sie auszeichnet, ist die Verbindung von angenehmem Feuilleton und genauer Kenntnis. Wer mehr das erste sucht, wird an der Schilderung der „Taufe des Großfürsten-Thronfolgers", der Mobilmachung in Litauen, der Revolutionstage in Petersburg und Moskau Freude empfinden. Für den, der Beiträge zur Beurteilung Rußlands wünscht, sind am wertvollsten die Kapitel: Polenfrage — Parteien — Presse. Namentlich die letzten beiden haben sehr großen und dauernden Wert, da ein auch in den Einzelheiten genau unterrichteter Beobachter einen Weg weist durch ein zunächst ganz unübersehbares Wirrsal. Wir hoffen aber, daß der Verf. diese wertvollen Studien ebenso fortsetzt; soweit ich sehe, ist er der einzige, der dazu so in Petersburg im Stande ist. Sein Standpunkt ist durchaus unabhängig und wird nicht in allem Zustimmung finden; seiner Beurteilung des Panslawismus möchte ich widersprechen und ebenso den Bemerkungen über die Balten. Aber wertvollste Anregung wird jeder in dem Buche finden, der zu ihm greift.

Über die baltische Frage im besonderen ist ein ausgezeichnetes, von Prof. Schiemann mit Geleit versehenes Buch erschienen: „Die lettische Revolution." Bd. 1 (Berlin, G. Reimer. 2 Mk.). Der Verfasser hat sich nicht genannt, doch ist er für den, der baltische Literatur etwas kennt, nicht zu schwer zu erraten. Das Buch bringt viel mehr, als der Titel sagt; es ist eine vorzügliche historische Einführung in das Verständnis der besonderen baltischen Lage: agrarische Verhältnisse, Gericht und Verwaltung, Russifizierung, in deren Darstellung fast noch schlimmer als die Verwüstung der Schule die durch jene hervorgerufene unbeschreibliche Rechtsunsicherheit wirkt. Am wertvollsten sind die Teile über die agrarische Verfassung Livlands. Ich möchte dies Buch allen, die sich für die Lage der Balten interessieren — und das sollte heute jeder Deutsche — dringend empfehlen, besonders gegenüber der von freisinniger und sozialdemokratischer Seite an den Balten geübten, oft gradezu wüsten Kritik. Hoffentlich werden wir den 2. Band, der die Revolution selbst darstellen wird, bald erhalten.

Sonst ist wenig zu nennen: v. Lignitz: „Rußlands innere Krisis" ist wesentlich eine Schilderung des Jahres 1905, ohne bedeutenden Wert. F. Müller: „Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch und seine Folgerungen" ruht auf den Veröffentlichungen des Barons Sujematsu, durch die keineswegs, wie der Verfasser meint, die Akten bereits geschlossen sind. E. Fitger bespricht „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht" und begründet die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz. (Berlin, Simion.) An der im Verlag Rosenthal u. Co. in Berlin erschienenen Sammlung von „Karikaturen der großen russischen Revolution" vermag ich keinen Geschmack zu finden, weder Text noch Zeichnungen verraten Witz und Geist, und der Hinweis auf den „Charivari" im Jahre 1830 und den „Kladderadatsch" 1847/48 ist ganz verkehrt.

Dagegen sind drei interessante Memoirenwerke zu nennen. Der rührige Memoiren-Verlag von R. Lutz in Stuttgart läßt die „Memoiren eines russischen Revolutionärs“ von Fürst Peter Krapotkin neu in Volksausgabe (4 Mk.) erscheinen und neu „Erinnerungen eines Nihilisten“ von W. Debogory-Mokriewitsch. Beide Werke sind höchst lesenswert. Geben die Erinnerungen des hochgebildeten Krapotkin ein Bild von den höchststehenden Schichten des Nihilismus, so zeigen die des anderen recht scharf die ganze Zwecklosigkeit und Zerfahrenheit dieses Treibens auf einer sehr viel tiefer stehenden Stufe. Wer romantisches Beiwerk sucht, kommt bei der Flucht Krapotkins aus der Peter-Pauls-Festung und der von D.-Mokriewitsch aus Irkutsk auf seine Rechnung. Beide Werke kann ich auch zu ernster Lektüre nur empfehlen.

In einem „Hurra-Banzai“ betitelten Buche erzählt ein deutsch-russischer Arzt, Dr. H. Lieven, die „Erlebnisse eines Arztes während des russisch-japanischen Feldzuges“ (Berlin, D. Reimer). Anspruchslos, aber sehr instruktiv, mit ausgezeichneten Illustrationen nach den Aufnahmen des Verfassers.

* * *

In dem genannten Buche von Reinsch wird einmal folgende brutale Definition des englischen Imperialismus von Eduard Dicey zitiert: „In jedem Teile der Welt, wo englische Interessen in Frage kommen, bin ich dafür, diese Interessen aufrecht zu erhalten und auszubauen, selbst auf Kosten einer Annektion und auf Gefahr eines Krieges. Die einzige Bedingung, die ich zulasse, ist, daß das Land, das wir zu annektieren oder unter Protektion zu nehmen wünschen, die Ansprüche, die wir zu machen wünschen, und die Sache, der wir uns anzunehmen uns entscheiden, sich berechnen lassen als ein greifbarer Vorteil (tangible advantage) für das britische Reich.“ Wer den englischen Imperialismus nur etwas näher kennt, weiß, daß eine solche Definition unzutreffend ist. Man unterschätzt die geistigen und sittlichen Kräfte dieser Bewegung ganz gewaltig, wenn man sie so nur aus der Utilitätsrücksicht erklärt. Für eine richtigere Beurteilung kommen nun zwei hervorragende Bücher jetzt recht zu paß: v. Schulze-Gaevernitz, „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (Leipzig, bei Duncker und Humblot) und „The Empire and the Century. A series of Essays on imperial problems and possibilities by various writers“, her. von Charles Sidney Goldman (London, John Murray. 21 sh). Wie alles, was der geistvolle und kenntnisreiche Freiburger Gelehrte schreibt, ist auch dies Buch eine ausgezeichnete Leistung, und wird demnächst noch ausführlicher gewürdigt. Sein Schwerpunkt liegt in der Begründung des englischen Imperialismus in der englischen geistigen Entwicklung, und hier wird vorzügliches und neues geboten; freilich werden die Dinge dazu manchmal gepreßt und übertrieben. Dagegen hinterläßt das Buch als ganzes keinen voll befriedigenden Eindruck, weil der feste Standpunkt fehlt. Das Augenmaß, mit dem die Gründe für und gegen den Imperialismus angesehen werden, wechselt im Laufe der Darstellung; wie die meisten Bücher der Art von liberaler Seite — v. Schulze-G. ist wirtschaftspolitisch ja Schüler Brentanos — schildert es an der unmittelbaren Gegenwart die

Schwierigkeiten der Chamberlainschen Pläne als unüberwindlich, während ihre innere Notwendigkeit und Berechtigung dem objektiven Betrachter — objektiv ist der Verfasser durchaus — doch sehr bald einleuchtet. So ist das ausgezeichnet geschriebene Buch zur Einführung leider nicht geeignet. Wer in den Dingen schon bewandert ist, und es kritisch lesen kann, wird dagegen viel davon haben, besonders, wie nochmals betont sei, aus der wirklich tief grabenden, auf genauer Forschung ruhenden Fundierung in der Entwicklung der englischen Geistesart und Weltanschauung. Z. B. sind die wenigen Seiten über den Sozialismus in der englischen Arbeiterschaft einfach glänzend und zeigen schlagend, wie wenig die von England wissen, die meinen, der englische Arbeiter sei frei von sozialistischen Gedanken und Forderungen, und es werde dort kaum eine selbständige Arbeiterpartei geben. Verschwiegen sei freilich nicht, daß das Buch nicht so frei von oberflächlichen und schiefen Bemerkungen ist, wie man wünschte.

Das englische Werk ist aus den Kreisen des ‚Outlook' hervorgegangen, der im Chamberlainschen Sinne geleiteten Wochenschrift, die vielleicht den etwas alt gewordenen „Spektator" verdrängt. Es ist angelegt, wie man es gern in England tut, indem eine Reihe von Schriftstellern die einzelnen Seiten des Problems besprechen; das gibt dem ganzen dann eine enzyklopädische Vollständigkeit. Nicht alle, aber die Mehrzahl sind Anhänger von Chamberlains ‚fiscal policy', alle aber sind einig in dem Bekenntnis zu einem „konstruktiven Imperalismus". Dieser Ausdruck, den auch v. Schulze-G. verwendet, umfaßt die gesamte positive, historische, ethische, philosophische, nationale Begründung dieser politischen Idee, mit der man den Freihandel und noch mehr die sog. ‚Little England'-Richtung in den Geistern überwinden will. Wir müssen in Deutschland unbedingt solche Bücher lesen, weil sie ein richtiges Urteil gestatten über die gewaltige Spannkraft, die trotz mancher Alterssymptome im englischen Volke lebt. Den Ton des ganzen gibt gleich im Anfang ein Gedicht von Rudyard Kipling an: ‚The Heritage', mit dem Schluß: ‚Make we likewise their (der Ahnen) sacrifice, defrauding not our sons!'. Die einzelnen Teile sind: Der Reichsorganismus; die Glieder des Reiches. Bekannte Namen unter den Mitarbeitern sind: B. Holland, Garvin, der Herausgeber des Outlook, und der des „Spektator", Strachey, Haldane, George Peel (der Verfasser von zwei recht empfehlenswerten Büchern: ‚The enemies of England' und ‚The friends of England'), R. Jebb, Reeves (der Generalagent für Neuseeland), der Oberst Younghusband, Valentine Chirol (der Nachfolger des oben erwähnten Sir D. M. Wallace als Direktor des foreign Department der Times). Herausgegeben hat das stoffreiche, wertvolle, prachtvoll ausgestattete Buch im Dienst des imperialen Gedankens Mr. Goldman, der bezeichnender Weise der Schwiegersohn eines liberalen früheren Sprechers des Unterhauses und der Mann einer Enkelin von Robert Peel ist.

Anzureihen ist hier noch eine kleine, aber sehr wichtige Veröffentlichung unseres Mitarbeiters, Prof. K. Dove: „Die angelsächsischen Riesenreiche. I. Das britische Weltreich" (Jena, Costenoble.) Nur ein so ausgezeichneter Wirtschaftsgeograph wie Dove konnte auf den wenigen Seiten eine solche Stofffülle so zusammendrängen, daß der Leser reichste Belehrung

hat und nie den Überblick verliert. Ich empfehle das Büchlein dringend zur Bereicherung der wirtschaftsgeographischen Kenntnis von England und zur Schulung des Urteils über das Wesen der Kolonialpolitik. Man verwechsele es wegen seines geringen Umfangs ja nicht mit den üblichen Broschüren, die man allerdings meist am besten gleich in den Papierkorb wirft. Das 2. Heft wird Nordamerika behandeln.

* * *

Über Amerika liegt folgendes vor. Daß von dem Roman Upton Sinclairs ‚The Jungle‘, der die Wirtschaft in der Chicagoer Fleischbearbeitung so grell und wirkungsvoll darstellte, eine nicht gerade hervorragende deutsche Übersetzung unter dem Titel: „Der Sumpf“ bei A. Sponholtz in Hannover erschienen ist, darf nebenbei erwähnt werden. Ein wichtiges Buch ist: E. Herr, „Der Zusammenbruch der Wirtschaftsfreiheit und der Sieg des Staatssozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika“. (Jena, Fischer.) Der Titel sagt vielleicht etwas zuviel, denn es sind überall nur erst Ansätze zu der tiefgreifenden Wandlung, die sich in den Anschauungen in Amerika jetzt vollzieht, und zu ihrer gesetzgeberischen Durchsetzung. Aber das Material, das für diese überraschende Erweiterung der Tätigkeitssphäre der Staatsgewalt (in Handel, Gewerbe, Verkehr, Arbeitsvertrag) hier vortrefflich gruppiert und verarbeitet vorgeführt wird, ist doch schon sehr umfangreich, und der Verfasser hat Recht, wenn er darin einen Gedanken sieht, der nach und nach alle Geister beherrschen und dem ganzen öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten seinen Stempel aufdrücken wird. Deshalb ist sein lehrreiches Buch sehr zu empfehlen, zumal es sonst schwer zugängliches Material aus Gesetzen und Parlamentsverhandlungen mitteilt.

Zwei Sondergebiete behandeln: Max Schippel: Amerika und die Handelsvertragspolitik. (Berlin, Soz. Monatshefte), eine gute, von Parteigeist merkwürdig unabhängige Darstellung der unseren Lesern durch den Aufsatz des Herrn Grafen Schwerin-Löwitz im Oktoberheft 1905 bekannten Lage, — und (schon 1904 erschienen): H. Gerhard: Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von 1860 bis 1900 (Halle, Gebauer-Schwetschke), eine sehr dankenswerte Schilderung dieser in den üblichen Vorstellungen über Nordamerika meist ganz übersehenen zukunftsreichen Entwicklung.

Unter dem Titel „Americana“ hat Karl Lamprecht „Reiseeindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtübersicht“ auf Grund einer Reise durch Canada und die Vereinigten Staaten geschrieben (Freiburg, H. Heyfelder) — anregend und geistvoll. Über Einzelheiten ist hier nicht zu rechten, es sind ja auch wesentlich Tagebuchaufzeichnungen. Nur möchte ich, obwohl es auch sonst häufig geschieht, Polenz nicht den „weitaus besten deutschen Beobachter amerikanischen Lebens“ (S. 67) nennen. Das ist zweifellos bis heute immer noch der verstorbene Friedrich Ratzel, dessen Buch durch Polenz' geistvolle aber viel zu wenig eindringende und viel zu sehr verallgemeinernde Studien keineswegs überholt ist.

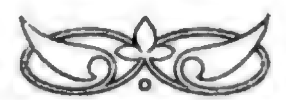
* * *

Über andere Teile der Welt seien wenigstens empfehlend genannt: ein instruktives Buch über China von E. Catellani: „L'estremo Oriente e le sue lotte" (Mailand, Fratelli Treves). Über die Hedjasbahn: E. Myginb, „Vom Bosporus zum Sinai" (Leipzig, O. Keil), worin besonders S. 74—89 wichtig ist; gute Bilder und Karten sind dem hübschen Werkchen beigegeben. Dann seien noch notiert, obwohl schon länger erschienen, über Marokko: M. Schanz, Nordafrika-Marokko (Halle, Gebauer-Schwetschke) und Zabel, „Im muhammedanischen Abendlande. Tagebuch einer Reise durch Marokko", vornehm ausgestattet (Altenburg, St. Geibel).

* * *

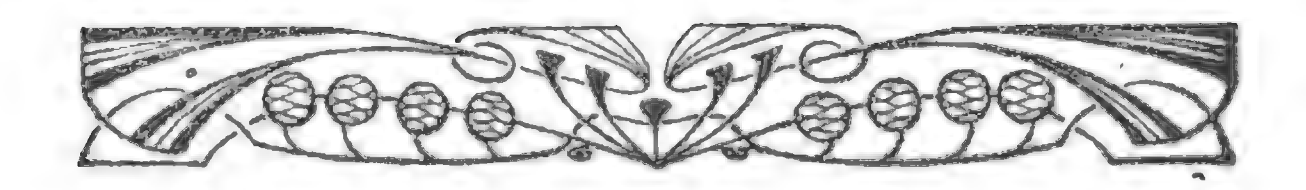
Und schließlich noch zweierlei aus Europa: Zum 40jährigen Regierungsjubiläum des Königs Karl von Rumänien gibt Freiherr O. v. Dungern ein Lebensbild dieses bedeutenden Herrschers: „König Karl von Rumänien und Deutschland" (Berlin, H. Walther). Mit Recht wird darin beklagt, wie wenig Aufmerksamkeit Deutschland diesem Erinnerungstage an eine mühevolle und segensreiche Regententätigkeit des Hohenzollernfürsten geschenkt habe.

Ein vorzügliches Buch legt wieder Rudolf Springer (Dr. Karl Renner) vor: „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie". (Wien, Fr. Deuticke.) Springers Bücher sind die besten über Österreich, die ich kenne, obwohl die Literatur recht groß ist; er vereinigt scharfes juristisches Denken mit historischem Sinn und Wissen und politischem Verstand so, daß überall, auch wo man nicht zustimmt, etwas fruchtbares herauskommt. Sein Ziel ist: Österreich als auf das allgemeine Wahlrecht begründeter Nationalitätenbundesstaat. Das Buch faßt die früheren Sprs. zusammen und analysiert besonders die Verfassungen; auf die ungarische fällt dabei ein eigenartiges Licht. Hier über Sprs. praktische Vorschläge zu diskutieren, führte zu weit. Hauptsache ist, daß es Vorschläge überhaupt sind, die auf der Kenntnis der inneren Struktur der Volkswirtschaft und des Staatswesens aufgebaut sind. Ungekünstelt sind sie freilich nicht und ich kann mir nicht denken, daß es möglich ist, die nationalen Forderungen so stark auf das Personalitätsprinzip aufzubauen. Ob ferner das allgemeine Wahlrecht wirklich die Panacee ist, möchte ich auch bezweifeln. Aber ich will hier keine eingehende Kritik schreiben; das Buch ist mit großem Nutzen zu lesen und ist wirklich ein Wegweiser durch den Wirrwarr in Österreich.



Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den Verlag Alexander Duncker. Adresse von Redaktion und Verlag: Berlin W. 35, Lützowstr. 43

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



Auserwählte.

Die Einzlen unsres Volkes sterben nicht,
Die unsichtbare Kronen tragen,
In deren Brust ein Morgenrot wird tagen,
Das immer neue Führer führt in's Licht.

* * *

Wie auf der weiten grauen Wasserbahn
Aus all den ruhigen, unruh'gen Wogen
Urplötzlich Eine schießt in höh'rem Bogen
Und wirft ihr Kronensilber himmelan:

* * *

So heben sich auch aus dem Menschenstrom
Gekrönte Häupter auf zum hellen Äther,
Der als ein Held in Waffen, Der ein Beter,
Und hier und da ragt Einer wie ein Dom.

Karl Ernst Knodt.

Der alte Timm.

Eine Pfarrhofgeschichte

von

Marie Diers.

(Schluß.)

„Joa, dat is all ganz gaud. Äwer hei hett doch süs[1]) anners seggt." Wer hatte das zuerst gesagt? Als sie alle verschüchtert, bange, ergriffen, kaum wagend einander anzublickend, aus der Kirche gewallt waren, war dies Wort unter ihnen aufgewacht.

„Süs —" na ja, da war es eben nicht sein Kind gewesen. Und versorgte, verkümmerte Mütter nickten sich zu: Jawohl, nun merkt er auch, wie's tut!

Er ging nach Hause und legte den Talar ab. „Grete, bring' mir ein Glas Wasser." Ihm war es bunt vor den Augen, er setzte sich, von Schwäche übermannt.

Auch er hatte mitten im Feuer der Schlacht jener anderen Worte gedacht, die er an derselben Stätte oft hinausgeschleudert hatte.

[1]) sonst.

„Ist es nicht doch zuviel für Euch, mich zu verstehen?“ —

Rechts und links gehen die breiten bequemen Wege, die jeder begreift. Rechts die Gerechtigkeit, links die Zuchtlosigkeit. Aber wer findet die Pforte, die dazwischen liegt?

— — — Es war zu schwer für das Dorfvolk, ihn zu verstehen. Sie konnten es nicht. Nicht einmal sein alter treuer Küster konnte es. Auf Schritt und Tritt standen ihm die Zeugnisse seiner eigenen strengen Gerechtigkeit entgegen. Er konnte es nicht auslöschen, ihnen nicht austreiben, daß er stahlhart gewesen war gegen die Kinder des Dorfes und nun weich werden wollte gegen das eigne.

Er sah auf das vielköpfige Gewoge, das er kannte, liebte und erzogen hatte! Nicht umsonst hatte sein unbeugsamer Wille hier 43 Jahre regiert. Nun hatte er diese eisernen Mauern selbst gefügt, an denen er sich jetzt die Hände zerschlug.

Es war etwas anderes, den Sohn, der für seine Karriere zitterte, als die Gemeinde, die auf dem von ihm gelegten Grunde stand, abzuweisen. Hier konnte er nicht sagen: Du dienest den Götzen — hier konnte er nur ringen: Versteht mich! Versteht mein Tun!

Und ob er rang! Er gab nicht nach, er wich nicht zurück, auch in der schwächesten Stunde. Er war auf dem rechten Wege und Gott war mit ihm! Was an Schuld und bitterem Irrtum lebte, das gehörte in die Vergangenheit.

Wie er kämpfte mit den Geistern des Mißtrauens auf Schritt und Tritt! Sie sahen ihn an aus den Betten der alten kranken Weiber, aus deren zögernder, befangener, weinerlicher Art. Sie traten ihm entgegen in grober und versteckter Form. Die Zuchtlosigkeit wagte sich dreister hervor. Die tugendstolzen Bauern zogen sich zurück, sie kamen nicht mehr zur Kirche, und wenn er sie aufsuchte, fand er verschlossene Türen und eine regungslose Stille in Hof und Haus, obwohl er kurz zuvor noch Gestalten hatte huschen sehen.

Aber der alte Timm war nicht so schnell unterzukriegen. Er, der in der Windstille eines lastenden Kummers alt, müde und verfallen geworden war, straffte sich in dieser fortwährenden Anspannung. Das war, weil er die Hoffnung nicht verlor. Er hatte so viel Liebe und dabei so viel unmittelbares Überlegenheitsgefühl den Leuten gegenüber, daß er an einen wirklich schlechten Ausgang gar nicht zu denken vermochte. Daß auch die Amtsbrüder sich auffallend von ihm zurückzogen, nahm er vorläufig so hin. Er hatte mit seinen Pfarrkindern jetzt so ausschließlich zu tun, daß ihm für andere Gedanken kaum noch Zeit blieb.

Aber Grete, die Ursache aller Kämpfe, kam ihm unversehens darüber immer näher. Weil ihr jammervolles, gequältes Schuldgefühl in einem größeren und heiligeren Empfinden untergegangen war, bildete sich zwischen ihnen ein stummes, ernstes, aber befreites Verhältnis, das von größerer Macht und Wirkung war, als sie selber beide ahnten. Grete war einmal zu ihm gekommen, ein einziges Mal, und hatte ihn gebeten:

„Vater, ich muß fort. Es geht nicht, daß Du um mich leidest und in Feindschaft mit dem Dorf gerätst."

Da hatte er sie angesehen und es hatte ihn getroffen, wie frei und stark in aller tiefen Demut ihr Blick geworden war. Und er hatte ihr erwidert: „Wenn ich Dich nicht fortschicke, sollst Du nicht gehen."

Das mußte ihr genügen und genügte ihr auch.

— — — Aber als nun die Stunde gekommen war, daß ihre Mutterschaft sich erfüllte, da war es doch, als solle jetzt alles zusammenbrechen. Sowie die Kunde im Dorfe umlief, daß sich das Ereignis vorbereite, brach die schwelende Glut, von einem einzigen Windstoß entfacht, zur lodernden Flamme aus.

Es war im Oktober, ein trüber, windiger Tag. Als das Pfarrmädchen ins Dorf lief, um die weise Frau und die Pferde für den Doktor zu bestellen, und diese Kunde wie ein rasender Vogel von Gehöft zu Gehöft flog, brach ein Tumult los, wie ihn Mölle noch nicht gesehen hatte. Junge Burschen stürmten vor das Haus der Hebamme, und ihr, die sich eben zum Gange anschicken wollte, wurde ihre eigene Haustür zugeschlossen und verrammelt, durch das Fenster bedrohten die Burschen sie mit Fäusten, falls sie doch herauskäme — Jens Klevermann verweigerte die Pferde, andere Bauern, an die sich das Mädchen wandte, antworteten nur mit Lachen und höhnischen Bemerkungen, ein Trupp unbescholtener Jungfrauen ging (ein unerhörter Anblick am Werktage!) in langen Reihen untergefaßt auf der Straße vor dem Pfarrhaus auf und ab. Rechts und links aus allen Ecken tönte ein freches Jodeln und Pfeifen, und als die Pfarrmagd unverrichteter Sache wieder in der Haustür verschwand, tönte ihr ein schallendes Gelächter nach.

Leberecht Timm war in seinem Studierzimmer, als der Lärm losbrach. Ehe er noch gefaßt hatte, was der bedeutete, war das Mädchen zurück und berichtete mit fliegendem Atem ihre Erlebnisse. Da schoß ihm das helle Blut ins Gesicht.

„Ich muß hinaus! Ich werde ihnen zeigen —"

„O Gott, Herr Pastuhr, doch man ja nich! Herr Pastuhr weiß nich, wie wild sie sind —"

Er war schon hinaus. Das Mädchen hielt sich Ohren und Augen zu und stürmte nach oben, Tante Mila zu benachrichtigen.

Der Pastor ging durch den Garten ans Tor. Da sah er die Scharen der Mädchen ziehen, und von rechts, von links, über Zäune, aus den Ecken, grinsende, schadenfrohe Gesichter lugen — jetzt trat er völlig heraus und stand auf der Dorfstraße. Die Mädchen kriechten auf und stoben auseinander.

„Leute, Gemeindekinder!“ rief er.

Aber der Ton blieb ihm im Halse stecken, nur ein schwaches Krächzen kam heraus.

Einen Moment war Stille. Dann erhob sich wie ein einziger ungeheurer Schall ein wüstes Schreien, Lärmen, Lachen, ein Aneinanderschlagen von Blechdeckeln, dazwischen von irgendwoher, wie aus der Luft kommend, ein schriller Weiberschrei:

„Da steht er, der olle Heuchler!“

Und in derselben Sekunde, als sei das Ganze ein bis aufs kleinste abgemachtes Spiel, flogen von zwei, drei Seiten Steine auf ihn los, von denen der eine um eines Fingers Breite an seinem Kopf vorbeisauste. Vielleicht davon gestreift, oder war es nur vom Luftzug, verschob sich das Samtkäppchen auf seinem weißen Haar.

Das schien selbst den Wütenden unerwartet gekommen zu sein. Plötzlich duckten überall die Köpfe unter, Gestalten huschten um die Ecken, und der alte Pastor stand mit einem Mal allein auf der totenstillen Dorfstraße.

„So also treibt ihr es mit mir!“ rief er, so laut er konnte, aber wieder hatte seine Stimme keinen Klang. „Und da glaubt ihr, Gott der Herr sei auf eurer Seite! Aber bleibt nur, bleibt! Versagt mir in schwerer Stunde eure Hilfe! Ich will sie nicht, ich brauche sie nicht. Aber über euch komme ihr Blut!“

Sie hatten es doch verstanden, die hinter den Zäunen. Es war ein Fluch gewesen, der über die Dorfstraße gegangen war! Ihnen graute. „Über euch komme ihr Blut!“ Es sprach es keiner nach, es blieb unter denen, die es gehört hatten, und es rieselte ihnen kalt den Rücken hinunter. Ein paar Burschen stolperten die hintere Straße hinunter und riegelten bei der Hebamme wieder auf. Einer klopfte noch zum Überfluß an ihr Fenster: „Nu kahnst miens wägen ümmer loopen.“

Das Spiel schien vorbei. Aber Leberecht Timm, als er ins Haus zurückkam, hielt sich an der Wand und an den Schränken, weil die Knie unter ihm zitterten.

Und unterdeß, unbekümmert um Fluch und Segen, unbekümmert auch, ob die weise Frau mit ihrer Bänderhaube zur Stelle war oder nicht, oder ob Jens Klevermann um seinetwegen die Pferde aus dem Stalle holte, kam der arme kleine Junge in das Leben gefahren, das von Rechts wegen keinen Platz für ihn hatte.

Wer ihm aber mit zitternden und doch geschickten Händen die erste Hilfe leistete, das erste Bad bereitete und ihn in Windeln wickelte, das war, selbst die reichlich zu spät gekommene und drehig gewordene Hebamme beschämend, keine andere als Tante Mila, die allen Groll und alle Bissigkeit wie auf ein Zauberwort vergessen hatte, als sie das hilflose Würmchen in ihren Armen hielt.

* * *

Durch einige hauptstädtische Blätter von oppositioneller Färbung ging eine Zeit darauf eine Aufsehen erregende Notiz.

„In dem Dorfe Mölle im . . . . schen ist die dortige Gemeinde mit ihrem Pfarrer, welcher schon mehr als vierzig Jahre unter ihnen amtiert, gänzlich zerfallen. Es verlautet, daß der Grund darin zu suchen ist, daß Hochehrwürden die Sittlichkeitsgesetze, die er im Dorf mit größter Härte aufrecht hielt, im eigenen Hause, der Tochter gegenüber, ziemlich liberal beiseite setzte, und daß die frommen Bauern ihm diese Inkonsequenz nicht verzeihen wollten. Es soll zu trubulösen Szenen gekommen sein, bei denen die Bauern sich sogar zu körperlichen Mißhandlungen ihres geistlichen Oberhauptes verstiegen. Der Pfarrer wird jetzt natürlich den Staub der eigenen Lehre eiligst von den Füßen schütteln und fern von Madrid über das alte gute Sprichwort nachdenken: Was du nicht willst, das man dir tu, das füge selbst nicht den „dummen Bauern“ zu.“

— Jemand aber, mitten im Häusermeer von Berlin, der dem alten Pastor sehr nahe stand, und der als einziger in der ganzen großen Stadt auch das Dörfchen Mölle am Möller See kannte und die Bauern kannte — und die Tochter kannte, von der hier berichtet war, der las die Notiz einmal, zweimal, zehnmal, und fuhr sich durchs dicke blonde Haar, und in ihm stieg eine Freude auf, wie etwa bei den Engeln, wenn ein Sünder Buße tut.

Sein alter Herr hatte sich nun also doch noch bekehrt! Sein lieber alter Herr, von dem er so oft träumte, und den er in allem Wirrwarr seines Lebens nie vergessen konnte. Auf seine alten Tage warf er nun also wirklich noch diesen Firlefanz kirchlicher Anschauungen von sich und kam zur Vernunft.

„Herrjeh und Grete, dieses Rackerchen! Na ja: Pfarrerskind und Müllers Vieh — man weiß ja schon. Aber mein Alter! Sollt' ich doch nochmal mit dir eine Flasche Wein zusammen trinken?"

* * *

Von den Fenstern waren die Gardinen abgenommen, aus den Schränken die Tassen und Gläser ausgeräumt und verpackt. In jeder Stube standen großmächtige Kisten und Kasten. Wenn die Bewohner des Pfarrhauses einmal mit Packen innehielten und sich umschauten, so überkam sie das Gefühl, als ob sie unter Trümmern ständen.

Pastor Timm hatte das Spiel aufgegeben. Seit seine Pfarrkinder mit Steinen nach ihm geworfen hatten, war der Kampfesmut in ihm zusammengebrochen. Es wurde Sonnabend, und er machte keine Predigt mehr, aber statt dessen nahm er einen großen Bogen und füllte ihn mit seiner zittrigen Handschrift.

Über dem kam der Küster, die Gesänge für morgen zu holen. Er gab sie ihm, er sagte dazu: „Sie müssen morgen lesen. Ich kann nicht kommen." Der alte Küster sah mit schwerem Herzen in das aschgraue Gesicht, aber das weiße Haupt, das beinahe ein Steinwurf getroffen hätte, erfüllte ihn mit stummer Ehrerbietung, sodaß er nur den Zettel nahm und ging.

Leberecht Timm hörte die Glocken gehen, und während dessen trug der Postbote sein Schreiben an die Kirchenbehörde durch Feld und Wald seinem Ziele zu. „Lebewohl, mein liebes Mölle! Lebewohl, mein heiliges Amt!"

Er ging hinüber ins Hinterzimmer und sah Tante Mila, wie sie das Kindchen auf dem Schoß hielt und es trocken legte. Sie war ganz und gar aufgegangen in ihre neue Beschäftigung, sie war stolz, dies alles noch zu können, von der Zeit her, da sie es bei ihren Neffen und ihrer Nichte hatte lernen müssen. Ihr Mützchen saß ihr auf dem Ohr, sie sah nicht rechts, nicht links. Alles andere war für sie versunken.

Im Bette lag sein blasses Kind. Als er herantrat und ihre Stirn befühlte, faßte sie nach seiner Hand und drückte ihre Lippen darauf. Das hatte sie vordem noch nicht gewagt.

„Vater, ich danke dir!"

„Ja, mein Kind." Er nahm ihren Dank an. Er hatte um ihretwillen Heimat, Glück und Ehre darangegeben. Als er hinausging, sah er noch einmal in die Stube zurück mit einem langen stillen Blick. — Es reute ihn auch heute noch nicht.

Danach verging einige Zeit. Es war ein großes Schreiben von der Behörde gekommen, in dem ihm sein Emeritierungsgesuch bewilligt wurde. Im Dorf war es todesstumm. Es kam niemand, er ging auch nicht hinaus, er sah niemand. Sie wußten es jetzt alle, daß er ging. Daß sie etwa in plötzlich erwachter Reue kämen, ihn zu bitten, daß er bliebe, erwartete er gar nicht. Dies war überwunden.

Aber er stand manchmal noch am Fenster und sah in die leise sausenden Tannen, die er nicht mehr lange sehen würde, und sprach im Herzen mit seinen Möllern. „Ich lebe ja doch unter Euch, solange Ihr selber lebt. Ich bin es, der jetzt unter Euch gegen mich steht! Aber wer, der noch in Jugend und heftiger Lebensbetätigung steckt, kann sie fassen, die große Lehre von dem schmalen Weg!"

Es kam nur noch der Postbote und der Küster, und es würden auch nur noch die Leute kommen, die die Möbel holen mußten. Aber siehe da, über das gefallene Laub im Gartenwege schritt im Glanz der Morgensonne doch noch einer, der mit Pastor Timm zu sprechen wünschte.

Der war so ungeduldig, daß er den gemieteten Einspänner vor der Pforte stehen ließ, absprang und durch den Weg lief, so wie er hundert und tausend Mal als Junge gelaufen war. Mitten im Lauf aber blieb er kurz stehen, sah das Haus an und lachte dabei vor Freude. „Du alter, alter, lieber Kasten!"

Er kam herein. Der Pastor hatte ihn schon durchs Fenster gesehen und hatte ihn nicht erkannt — und hatte ihn dann doch erkannt an dem, wie die Hausglocke ging. Das war ein wunderliches Erkennungszeichen, aber es war sicher. Die Hausglocke lärmte und gellte wie eine Tolle: „Das ist Kurt! Das ist Kurt! Kurt ist da!"

Und wie der Junge das Bimmeln hörte, verlor er alle Schicklichkeit und stürzte auf die Tür zu und riß sie auf ohne Klopfen. Da stand er! — Da stand der Alte — — —

O ihr Wände, stürzt nicht ein! Haltet noch solange, bis ich sehe und greife, ob nicht der weiße Kopf in Luft zergeht. O, warum war ich hundert Jahre fort?

Er kam heran, der bestaubte Wanderer. „Lieber Vater —"

Der Alte stand nicht mehr, er saß. Sein Stuhl stand noch am selben Platz, aber durch gardinenlose Fenster kam die Morgensonne, und alle die Bücher waren nicht mehr auf den hohen Regalen an der Wand. Dafür stand eine große Kiste in der Stube.

„Kommst du zurück?" fragte der Alte wie im Traum.

„Vater, nun kann ich doch kommen?“ rief der junge Mensch mit dem blonden breiten Kopf, den mächtigen Schultern und dem lebendigen Gesicht, in dem mehr Falten waren, als seine Jugend nötig hatte.

Er wartete die Antwort gar nicht mehr ab. Er kam heran und legte seine Hände dem Vater auf die Schultern, wie ein junger Kamerad dem alten.

„Nun ist's also doch so gekommen!“ rief er mit Frohlocken. „Ich hab's geahnt, du würdest nicht stecken bleiben. Du bist mir nachgekommen! Ja, das ist ein Stück, über das auch Engel singen können. Im weißen Haar noch frei geworden!“

„Was — meinst du, Kurt?“ stammelte der alte Mann.

Wie schön der Junge war, und doch wie wild! Es ging wie Windesbrausen von ihm aus. Der Pastor fühlte die Hände auf seinen Schultern schwer wie eine Last.

„Was meinst du, Kurt?“

„Siehst du nun auch, daß sich Naturforderungen nicht in Eure Formeln pressen lassen? Hast du nun auch ihre Heiligkeit erkannt, die jedes Dogmas spottet? Ach Vater, und wenn du jetzt fort mußt, das wird ja wohl nötig sein, dafür wird die löbliche Behörde ja schon gesorgt haben, so kommst du mit Grete nach Berlin. Ich habe eine angesehene Stellung dort, jawohl, ich, dein Prügeljunge! Dir werden da noch die Augen über manches aufgehen! Ach, mein lieber Alter, es wird doch schön!“

Leberecht Timm saß noch immer da und konnte nicht sprechen. Er konnte auch kaum denken. Das erste Glück war so unwahrscheinlich groß gewesen, er hatte es noch kaum gefaßt, da kamen schon die wilden, grauen Schatten.

„Nach Berlin — nein, nein —“ sagte er nur mit Kopfschütteln.

„Ach du denkst dir das alles viel zu schwer. Es ist so frisch dort und frei. Grete wird in meinen Kreisen samt ihrem Kinde ganz besonders geehrt sein. Weißt du, man lernt dort, seine kleinen Ängste abschütteln. Weißt du, daß ich schon zweimal im Gefängnis war? Da sieh mich an, wie komme ich dir vor?“ Er lachte wie ein großer wilder Junge.

„Und damit prahlst du?“ brachte der alte Timm heraus.

„Nun ja, das gilt auch bei uns als Ehre. Wir zeigen damit, was uns die alten, sogenannten Autoritäten wert sind. — Ach, lieber Vater, mit welchen Trugbildern hat man doch von jeher unser armes Volk geknechtet und genarrt!“

„Hah!“ rief der Pastor jählings und sprang wie ein Jüngling vom Stuhle auf. „Du sprichst ja noch gerade, wie du vor drei Jahren sprachst!

Und so kommst du wieder? Und was hast du da alles geredet? Was soll ich sein? Was soll ich wollen? Für was siehst du mich an?"

Kurt war zurückgetreten, sein helles Gesicht wurde finster. „Vater — es ist nicht möglich — du bist doch ein Anderer geworden? Früher hättest du doch kein gefallenes Mädchen bei dir im Hause geduldet! In Ludwigsbusch redet man in allen Kneipen davon. Ich habe mir die Daumen gekniffen, so habe ich mich gefreut, daß Walter dies erleben muß! Deiner Gemeinde hast du Trotz geboten! Was ist denn das alles sonst?"

„Ach! reißt ihr denn alle an mir?" rief der alte Timm aus. „Hier auf dieser Stelle, da hat der Vertreter meiner Gemeinde gesessen und hat es erzwingen wollen, daß ich mein unglückliches Kind verjagte. Hier stehst jetzt du und willst, daß ich sie kröne! Seid ihr denn alle Narren? Seht ihr denn alle nicht, was ich sehe?"

„Was siehst du denn?" fragte Kurt mit einem spöttischen Zucken.

„Ich sehe den Weg des Herrn, dem ich diene, der seinen Bogen in die Wolken gesetzt hat und uns das Wort gelassen: Ich will hinfort nicht mehr verfluchen die Erde um der Menschen willen."

„Ich will dir etwas sagen, Papa," sagte Kurt. „Du stehst jetzt selbst in Verwirrung und fragst, wie es kommt, daß so viel verschiedene Auffassungen derselben Sache herrschen können, und daß jeder glaubt, er sei im Recht. Jeder sieht nämlich den Weg des Herrn, dem er dient. Daraus erhellt schon, daß dieser Herr sehr verschiedenfarbig sein muß. Das könnte ein Rätsel sein, ist aber keins. Jeder halbwegs Denkende kommt zu dem Schluß: „Gott" ist gar nichts Absolutes, er wird vielmehr von jedem Menschen neu erschaffen und schillert dann in dessen Farben. — Ach, mein lieber alter Herr, ich könnte dir vieltausend Proben auf dies Exempel geben, die alle stimmen!"

Der alte Timm hatte ihn schweigend angehört. Es kam und ging das Blitzen in seinem Gesicht. Seine Hände fingerten an der Lehne des Stuhles, vor dem er stand. Als Kurt schwieg, sagte er auch noch nichts. Dann senkte er den Kopf und murmelte leise: „Ich will nicht mehr verfluchen die Erde — —"

„Klammert Euch doch nicht an Eure alten Gebilde!" rief Kurt aus. „Vater, sieh dir doch die Geschichte der Religionen an! Wieviel verschiedene Wandlungen hat da der Gottesbegriff durchgemacht! Jetzt habt ihr ihn im Lutherkatechismus festgelegt und lehrt in allem Ernst oder in aller Heuchelei, hierin das Absolute gefunden zu haben. In diese lächerlichen Formeln, Vater, wollt ihr den Weltgeist pressen!"

„Halt!“ rief Leberecht Timm förmlich triumphierend, „ich kenne solche Worte! Hier, mein Sohn —“ er riß ein Schubfach auf und zeigte Kurt dessen Zeitung, für die er schrieb, „da bin ich deinen großen Untersuchungen nachgegangen. Da bin ich neugierig gewesen, wohin mein kluger Sohn mich führen wird. Und sieh, wie es immer weiter ging, da ließ er mich stehen und schlich sich leise davon. Er hat mir nicht gesagt, wer das Weltall rief, daß es wurde, und es in eine unendlich feine Ordnung einfügte. Da habe ich die Blätter fortgelegt, mein Junge, und habe mir wieder einmal das große Buch dort genommen und darin gelesen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“. „Gottes!“ mein Junge. Den hast du auch nicht ersetzen können.

„Ach was!“ rief Kurt ungeduldig. „So nenne doch den Urgrund Gott oder wie du willst. Wir kennen ihn aber nicht, Papa. Und den Katechismus und die Sittlichkeitsparagraphen von ihm abzuleiten, ist eine Machenschaft der Herren vom geistlichen Stuhl.“

Es war ein richtiger Disput geworden. Dem alten Pastor ging die Verzweiflung unter in einem frischen, beinahe frohen Kampfgeist, der ihn faßte. Die Waffen blitzten hin und her, jeder mußte sich vor dem Anderen zusammennehmen, und beide wurden heiß in der Schlacht.

Aber Keiner gab dem Anderen nach, Keiner verstand auch nur den Anderen. So kämpft die gebundene Kreatur um das Ewige, das unerschütterlich steht und nur wie das Weltenlicht in den gebrochenen Flächen wiederstrahlt, hier blau, dort grün und rot, immer dasselbe Licht und doch nur ein Teilchen des Unendlichen, das unser dunkles Auge nicht erträgt zu schauen.

Am Ende küßte Kurt dem Alten die Hand. Er war heiß und lachte. „Ich werde nie mit dir gehen können, aber ich will dich von jetzt ab ehren, wie du bist, nicht wie ich dich möchte.“

„Ja ja, mein Kind,“ sagte der alte Timm. „Es ist schon gut so. Ich weiß nicht, was Gott noch mit dir vorhat. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob ich darüber beruhigt bin. — Nun geh' hinüber, besuche deine Schwester und laß dir zu essen geben. Aber daß du ihr nichts vorschwadronierst, verstanden? Solche Dinge darfst du nur zu mir sagen.“

* * *

Die Möbel waren fort. Sie gingen von hier aus auf die Bahn und dann in eine entfernte große Stadt, die über eine Eisenbahnstunde hinter Ludwigsbusch lag. Da war eine Wohnung gemietet für den Pastor, seine Schwester, Grete und das Kind.

Es war ein stürmischer, rauher Abend. Noch waren die Vier im ausgeleerten Pfarrhaus, mit ein paar alten Gebrauchsmöbeln, die den Transport nicht mehr vertrugen, und die der Küster morgen im Dorf versteigern sollte. Ein einziger Stuhl stand im Studierzimmer, darauf saß der alte Timm. Die Anderen waren schon alle zur Ruhe, aber ihm war, als könne er nicht schlafen gehen in dieser letzten Nacht, die seinem Mölle noch gehörte.

Er hatte eine kleine Küchenlampe auf dem Fenstersims stehen. Sie war unbeschirmt, und in ihrem Schein sahen die leeren Wände noch kahler aus.

Der Sturm sauste in den Tannen und trieb den Regen an die Fenster. Auch dieses sausende Geräusch, vertraut seit seinen jungen Jahren, hörte er jetzt zum letzten Mal. Wenn der Morgen graut, werden die Pferde von Jens Klevermann noch einmal vor der Tür stehen. Ja, dazu wird er sie wohl hergeben.

Da klopft etwas ans Fenster. Ist es ein Zweig? Nein, es klopft wieder und stärker. Es zuckt dem alten Mann durchs Herz. Das sind Leute draußen! Wollt ihr mich jetzt noch foppen?

Aber es klopft wieder und stärker und anhaltender, es klingt doch wie dringlicher Ernst. Er steht auf und öffnet das Fenster ein wenig. „Wer ist da?"

Plötzlich alles still. Schwarz starrt die Nacht ihn an und nur die Tannen sausen.

„Wer ist da? wer läßt mir auch in dieser Nacht keinen Frieden?"

„Herr Pastuhr —" ein unterdrücktes Murmeln. „Ich bins, Herr Pastuhr — ich wollt' man bloß —"

„Wer ist ich?"

„Ich — der Schulz. Ich — es geniert einen man, bei Tage — Herr Pastuhr — ich wär' sonst gern gekommen. Ich wollt man bloß adschüs sagen — ich — nu ja — es is uns doch man leid, daß Sie weggehn. Ach Gott, Herr Pastuhr —" und es war plötzlich, als bräche die Stimme da unten — „wenns möglich is — wir spannen alle an und holen die Sachen zurück, es geht ja woll noch. In allen Häusern im Dorf weinen sie — — wenn Herr Pastuhr doch man ein einz'ges Mal ins Dorf gekommen wär' —"

„Jens Klevermann," sagte der alte Timm, „das ist doch wirklich noch mal wieder etwas! Das ist der beste Besuch, den du, alter Freund, mir jemals gemacht hast. Sehn kann ich dich nicht, wills auch garnicht, es käm' mir vielleicht doch noch was Bittres an. Ins Haus zu kommen lade ich dich auch nicht ein. Du hast nicht mehr bei mir in meiner leeren Stube zu

stehn. Aber an deinen letzten Besuch, den du mir darin gemacht hast, will ich jetzt nicht mehr gedenken. Geh zu den Leuten und sag' ihnen, sie sollen wachen und sie sollen weinen in dieser Nacht. Ich tu's auch, Klevermann. Die Möbel sollt ihr mir nicht wieder holen. Die sind fort, und ich bin euer Pastor nicht mehr. Aber wenn ihr morgen durch das leere Haus lauft und meine paar Trümmer beschnüffelt und ausbietet, dann geht leise und denkt daran, daß der alte Timm in diesem Hause immer noch lebt und webt, und daß er in eueren Häusern und an eueren Sterbebetten steht, und daß ihr ihn nicht loswerdet, bis daß Gott droben selber ihn und euch am Schopfe nimmt und sagt: „Kinder, was habt ihr euch gegenseitig das Leben schwer gemacht und bloß am Ende um Meinetwillen. Und Meine Gesetze sind doch so klar, daß bald der kleine Junge beim alten Timm in der Hinterstube, den ihr so fein verachtet, sie besser wird lesen können, als ihr alle." Nun adschüs, Klevermann. Die Hand geb' ich dir nicht, brauchst nicht danach zu angeln. Nee, nee, damit ist's vorbei. Aber der Friede Gottes sei mit euch und mit dem ganzen Dorf. Amen."

„Amen!" kam es leise zurück.

Der Schulz hatte die ganze Zeit mit abgezogener Kappe dagestanden, andächtig wie nur je bei einer Predigt. Ach, diese Predigt hatte er Wort für Wort verstanden. Die Tränen liefen ihm stromweise übers Gesicht.

„Adschüs, Herr Pastuhr —"

Da schlug das Fenster schon zu, und er stolperte hinein in Nacht und Sturm.

Drinnen aber auf dem leeren Fußboden kniete Leberecht und erzählte seinem Herrgott, was für eine große Freude er eben gehabt habe.

— Im windigen, trüben Morgengrau fuhr die Kutsche durch das Dorf. Der Pastor, Grete mit dem Kind und Mila saßen zu Dritt auf dem breiten Sitz. Tante Mila, den Säugling nun doch für eine halbe Stunde vergessend, weinte bitterlich in ihr Taschentuch. Grete hatte leise ihre freie Hand in die Hand des Vaters geschoben.

Da sahen sie vor allen Häusern die Leute stehen in Feiertagskleidern. Die Männer mit abgezogenen Mützen, die Frauen schluchzend. Die kleinen Kinder hob man empor, ihnen noch einmal ihren Pastor zu zeigen. Der Knecht von Klevermann fuhr langsam Schritt vor Schritt, als ob er zum Begräbnis führe. Und da, bei den letzten Häusern, stand ein dichter Knäul von Menschen. Als der Wagen sich näherte, stürzten sich ein paar Frauen heraus, warfen sich vor der Kutsche zur Erde und ein lautes Jammern erfüllte die Luft.

Grete sah von der Seite in ihres Vaters Gesicht, es sah schön und stolz aus, aber voll steinerner Ruhe.

Der Knecht hielt die Pferde plötzlich an.

„Hierbleiben! hierbleiben!“ schrie die Menge. Schon griffen ein paar Hände nach dem Leder, es aufzuknöpfen.

„Fahre vorwärts, Fritz!“ befahl Pastor Timm mit starker Stimme.

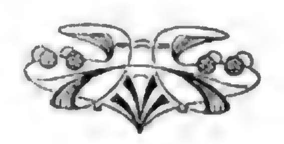
Die Pferde ruckten an, die Leute taumelten zurück.

„Rascher!“

Die Peitsche sauste, die Räder rasselten. Noch tönte das Schreien und Klagen eine lange Weile hinter ihnen her. Rechts und links flogen die wohlbekannten Bäume, Zäune, Feldmarken vorüber.

Pastor Timm wandte sich und legte seine Hand dem Kinde auf das kleine Köpfchen. Seine Lippen bewegten sich, als spräche er ein Gelübde.

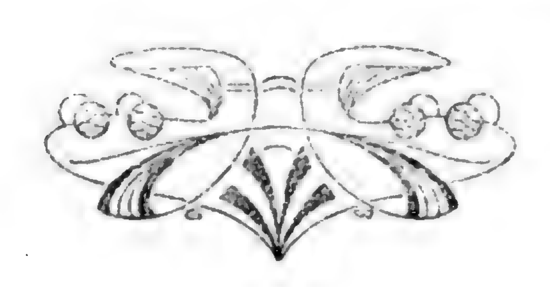
Drüben aber, wo das Möller Niederholz den Horizont abschloß, kämpfte die Sonne mit den Wolken.

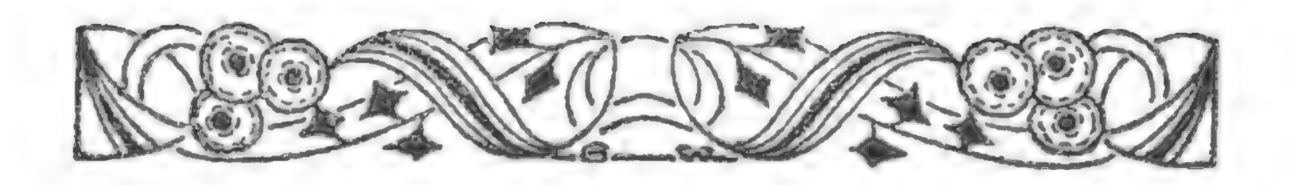


Gegen Abend.

Nun der Tag zur Stille sich gelärmt,
Alle Farben langsam rings erblassen
Und das Herz sich einsam müd gehärmt,
Möcht ich brünstig deine Hände fassen
Und in deine stillen Augen sehn:
Alles Trübe müßte von mir lassen,
Alles Liebe dankbar auferstehn . . .

Albert Sergel.





Nochmals zur Ansiedlungsfrage in den Ostmarken.

Von

Landrat a. D. von Dewitz, M. d. H. d. A.

In dem Dezemberheft des Jahres 1905 dieser Zeitschrift habe ich „Die Ergebnisse der Ansiedlungspolitik in Posen und Westpreußen" behandelt und daran eine Reihe von Vorschlägen geknüpft, die darauf hinausgingen, die Ausführung der Ziele des Gesetzes vom 26. April 1886, betreffend die Förderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, zu sichern.

Wenn die Presse und die Fachliteratur sich heute mit der Ansiedlungspolitik beschäftigen, so werden von ihnen nicht scharf durchdachte Ratschläge der mannigfachsten Art erteilt.

Die einen geben sich noch immer der einschläfernden Selbsttäuschung hin, daß die deutsche Kultur auf die Dauer genügend werbende Kraft besitze, um die Polen zu germanisieren. Von dem Maße ihrer Ausbreitung und Vertiefung soll die Belebung deutsch-nationaler Gesinnung bedingt sein. Mit dieser Spezies von Träumern, die nicht imstande sind, aus der Geschichte der Gegenwart das strikte Gegenteil ihrer Auffassung zu erkennen, läßt sich ein Pakt nicht schließen. Ihnen möchte ich ein Wort von Treitschke entgegenhalten: „Beim Zusammenstoße feindlicher Nationen werden Freiheit und Gesittung dann am sichersten für die Zukunft gerettet, wenn das überlebende Volkstum seine Eigenart mit rücksichtsloser Härte durchsetzt."

Die anderen wollen das Verbot der polnischen Sprache in der Schule, vor Gericht, in öffentlichen Versammlungen.

Wieder andere empfehlen mehr positive Arbeit wirtschaftlicher Art, wie die Verlegung staatlicher Eisenbahn-Betriebsstätten, Invalidenhäuser und anderer Institute in die Ansiedlungsprovinzen und dergleichen. Vereinzelt nur oder doch nebenbei wird der springende Punkt der ganzen Ansiedlungspolitik, die Landfrage behandelt. Man stößt eben da auf Schwierigkeiten, die sich nicht auf dem Wege des Doktrinarismus beseitigen lassen, sondern Forderungen an den Realpolitiker stellen, die einerseits ein starkes Maß von nationalem Egoismus enthalten, ein Maß,

das mit einem überschätzten Gerechtigkeitsgefühl gegen die Polen im Widerspruch steht, und andererseits im öffentlichen Interesse Zugeständnisse verlangen, die aus dem ängstlich bewachten Arsenal des vergötterten Privatrechts entnommen werden müssen.

Das Ansiedlungsgesetz von 1886 geht ohne Zweifel von dem Gesichtspunkte aus, daß mit der Landfrage sich die Polenfrage entscheidet. Der § 13 b des Gesetzes von 1904, betreffend neue Ansiedlungen, hält an dieser Auffassung fest, wenn er die schrankenlose Ansiedlung auf parzelliertem Grundstücke verhindert.

Meine Abhandlung vom Dezember 1905 folgt diesen Spuren in nachstehender Ausführung: „Immer wieder leuchtet hervor, daß der Hauptfaktor der Ansiedlungsmöglichkeit sowohl für den Staat wie für den Rentengutsnehmer und den Käufer von Ansiedlungsstellen ein normaler Ankaufspreis des Grund und Bodens ist, und daß mit ihm das ganze Germanisationswerk steht und fällt."

Die Tatsache, daß der Erwerbspreis, den die Ansiedlungskommission für das Hektar Land zahlte, sich seit 1886 von 560 Mk. bis zum Jahre 1904/05 auf 1025 Mk. erhöht hat, dürfte doch zu der Überzeugung führen, daß auf die Dauer der Staat entweder den Grunderwerb ohne eine übertriebene Schädigung seiner Finanzen nicht fortsetzen kann, oder daß dem Erwerber der Grundstücke Renten bezw. Preise auferlegt werden müssen, die mit einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung nicht vereinbar sind. Diese Preisentwicklung ist zur Zeit der Entstehung des Gesetzes von 1886 nicht vorausgesehen worden. Das konnte auch kaum der Fall sein; denn wer hätte geglaubt, daß die Polen imstande und willens sein würden, mit dem Preußischen Staat auf dem Markt zu konkurrieren?

Aber auch eine Machtfrage ist nicht vorausgesehen worden. Denn wer hätte geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, in der die Ausführung des Gesetzes von 1886 hinsichtlich des Erwerbs von Land aus polnischer Hand durch den Boykott der Polen lahm gelegt werden könnte?

So wie sich die Verhältnisse entwickelt haben, ist die Landfrage eine Preis- und Machtfrage geworden. Will man der ersten näher treten, so müssen erst die beiden letzten gelöst werden. Polnisches Land ist so gut wie überhaupt nicht mehr zu kaufen, um so reichlicher — und damit verkehren sich die Ziele des Gesetzes von 1886 durch seine eigene Wirkung in ihr Gegenteil — geht deutsches Land in polnische Hand über.

Unmöglich erscheint es, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Die nationale Gefahr, die 1886 in der Überflutung der Ansiedlungsprovinzen mit polnischen Elementen gesehen wurde, ist im Wachsen begriffen und wird durch

die Verhältnisse des benachbarten Auslandes in Rußland und Galizien verstärkt. Das Prestige des Preußischen Staates ist in eine verworrene Mitleidenschaft gezogen, und der weiße Adler Polens, den seine Söhne nur noch in nebelhafter Ferne sahen, hat den einsamen Horst verlassen und spukt in und über ihren Köpfen als Wahrzeichen kommender Geschichte.

Für den nüchternen Rechnungsmenschen kommt dazu in Betracht, daß Preußen zu nationalen Zwecken in den Ostprovinzen 350 Millionen aufgewendet hat, die nur eine mehr oder weniger lokale Bedeutung haben würden, wenn und solange nicht die Landfrage soweit gelöst ist, daß der größere Teil des Grund und Bodens in den Ansiedlungsprovinzen sich in deutscher Hand befindet.

Wer den Standpunkt vertritt, daß der Preußische Staat aus nationalen und politischen Gründen gezwungen ist, die einmal betretene Bahn inne zu halten, der wird auch dazu gedrängt, in erster Linie die Landfrage, das ist, wie ausgeführt, die Preisfrage des Grund und Bodens und die Machtfrage gegenüber den Polen zu regeln.

Alle übrigen Maßnahmen zur Germanisierung der Ostprovinzen sind Maßnahmen zweiter Ordnung, die, verknüpft mit den Zielen des Gesetzes von 1886, das Deutschtum wohl unterstützen können, für sich allein aber keine schlagende Wirksamkeit haben.

Wie die Landfrage zu lösen ist, soll hier nochmals erörtert werden. Dazu bedarf es zunächst der Wiederholung und Vervollständigung einiger statistischen Daten und einer Schilderung der Verhältnisse in den Ostprovinzen, soweit sie mit der Frage zusammenhängen.

Zur Preisfrage.

Im Jahre 1886 kaufte die Ansiedlungskommission das Hektar für 560 Mk., im Jahre 1904/05 für 1025 Mk., im Jahre 1905/06 für 1184 Mk.; das ist eine Steigerung vom 55 fachen bis zum 125 fachen Grundsteuerreinertrage.

Nach dem Gesetz vom 26. April 1886 können aus dem Ansiedlungsfonds die Kosten der erstmaligen Einrichtung sowie auch der erstmaligen Regelung der Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse bestritten werden, während bei Überlassung der einzelnen Stelle an Rentengutsnehmer, Pächter oder Käufer eine angemessene Schadloshaltung des Staates vorzusehen ist.

Soweit sich übersehen läßt, sind die Kosten für die erstmalige Einrichtung und Regelung der Gemeinde- usw. Verhältnisse stets auf Staatskosten übernommen worden. Es sind zu diesem Zweck auf 80 Ansied-

lungsgütern, für die eine definitive Rechnung vorliegt, rund 3 300 000 Mk., abgesehen von dem für diesen Zweck zurückbehaltenen Land usw., aus Staatsmitteln aufgewendet worden.

Die Schadloshaltung des Staates für begebenes Land ist verschieden und wechselt zwischen 1¼ bis 3 v. H. des Anrechnungswertes. Neuerdings wird von allen Ansiedlern eine 3 prozentige Rente oder Pacht des Anrechnungswertes gefordert, letzterer aber so berechnet, daß die Ansiedler bestehen können. Übersteigt der buchmäßige Wert der Stelle den Anrechnungswert, so wird der Differenzbetrag in das Verlustkonto des Staates geschrieben und umgekehrt.

Dies Verfahren ist völlig korrekt und entspricht den gesetzlichen Bestimmungen. Der Wert, der darauf gelegt wird, daß die Übernehmer der Ansiedlungsstelle lebensfähig sind, ist nicht leicht zu überschätzen. Aber es geht auch zugleich klar daraus hervor, daß nur der Staat die Kosten zu tragen hat, wenn die Ansiedlungskommission zu teuer kauft, bezw. infolge des hohen Güterpreises zu teuer kaufen muß. Der wirkliche Wert und der Anrechnungswert sind nach dieser Richtung entscheidend.

Aus Spalte 10 der nachstehenden Nachweisung von 80 rechnungsmäßig abgeschlossenen Gütern ergibt sich, daß die für sie in Summa — also mit Einschluß der erstmaligen Einrichtungskosten — aufgewendeten 33 120 524 Mk. sich mit durchschnittlich 2,34 v. H. verzinsen.

Nicht mit eingerechnet ist hierbei aber der Zinsverlust des Staates, den er von seinem Anlagekapital für die Zeit des Ankaufs bis zur Besiedlung eines Gutes erleidet. Dieser Zinsverlust (Spalte 15 der Nachweisung) drückt die Durchschnittsrente des staatlich verwendeten Kapitals auf 1,95 v. H. herunter.

Aber auch dieser Zinsfuß ist rechnungsmäßig noch nicht endgültig; denn es müssen noch die Verwaltungskosten für die Ansiedlungskommission in Rücksicht gezogen werden, die sich pro 1904/05 allein auf 1 275 898,49 Mk. belaufen. Sie beeinflussen die Rente des staatlich verwendeten Kapitals mit mindestens 0,20 v. H., so daß tatsächlich eine Verzinsung von 1,75 v. H. erübrigt.

Gegen den Abschluß der bis 1904 berechneten 68 Güter weist der Abschluß bis 1905/06 von 80 Gütern eine weitere Verschlechterung der Durchschnittsverzinsung von 0,04 v. H. nach. Eine Rente von 1,75 v. H. bedeutet gegenüber dem landesüblichen Zinsfuß von 3½ v. H. den Verlust der Hälfte des Anlagekapitals.

Es ist zu befürchten, daß dieser Prozeß weiter fortschreitet; denn je teurer der Ankaufspreis der Güter ist, die zur Besiedlung gelangen, desto

Nachweisung.

Laufende Nummer	Name der Ansiedlungsgüter, deren Rechnung 1905 endgültig abgeschlossen wurde.	Flächen	Des Ankaufs		Dauer der eigentlichen Besiedlung		Zahl der Ansiedlungsstellen	Renten bezw. Pachtzinsfuß	Das jährliche Aufkommen an Renten und Zinsen beträgt		Summe der Aufwendungen nach Abzug der Einnahmen		Spalte 8 in % von Spalte 9	Kaufpreis		Barausgaben nach Abzug der Barreinnahmen (exkl. Inventar, alte Gebäude und Drainage)		Verloren wurden die Zinsen bei Spalte 11 für Jahre	Verloren wurden die Zinsen bei Spalte 12 für Jahre	Summe der Zinsverluste aus Spalte 11—14		Spalte 8 in % von Spalte 9 und 15
		ha	Monat	Jahr	von	bis		%	M	Pf	M	Pf		M	Pf	M	Pf			M	Pf	
1	2	3	4		5		6	7	8		9		10	11		12		13	14	15		16
1	Budzilowo	79	—	1898	1901	1902	4	3	2240	70	61666	50	3,63	69014	40	—	—	4	2	9660	—	3,74
2	Deutscheck	802	—	1891	1893	1901	37	3	20589	94	692116	66	2,97	598970	15	194470	—	10	9	268610	—	2,14
3	Kobylet	453	—	1895	1898	1898	14	3	5619	28	229431	58	2,45	219375	14	57586	—	3	1	24990	—	2,21
4	Kletschan	240	—	1891	1895	1995	9	2½	4469	09	191313	78	2,34	136084	53	92728	—	4	1	22260	—	2,09
5	Kotzlowo	137	—	1900	1900	1901	5	3	2827	32	102300	96	2,76	109666	—	3134	—	1	2	4025	—	2,66
6	Poutkan	664	—	1888	1891	1897	26	2	9092	26	488929	88	1,86	447145	—	101615	—	9	7	165550	—	1,39
7	Prinzenau	650	—	1894	1897	1899	44	3	16606	40	670976	93	2,47	440202	67	306718	—	5	3	109130	—	2,13
8	Pirschütz	1066	—	1891	1892	1900	26	2¼	15993	66	1018806	79	1,57	703648	59	354925	—	9	9	332955	—	1,19
9	Hohenheim	365	—	1889	1892	1897	22	2	5256	12	308294	90	1,70	251343	89	76169	—	8	6	86240	—	1,33
10	Neuzedlitz	1231	—	1887	1890	1896	42	2	11150	86	779589	49	1,43	671302	93	301387	—	9	7	285110	—	1,04
11	Lettberg	951	—	1888	1895	1902	41	3	18692	10	746483	85	2,50	503464	32	328740	—	14	8	338310	—	1,72
12	Strielau	404	—	1893	1895	1899	22	3	8725	70	401181	85	2,18	251663	46	275870	—	6	5	95835	—	1,75
	Summa	7042	—	—	—	—	292	—	121263	43	5391095	17	2,32	4401887	08	2095342	—	—	—	1742675	—	1,90
68	Güter aus Vorjahren	36412	—	—	—	—	1827	—	479555	—	27729429	—	2,36	23445311	—	—	—	—	—	5260873	—	1,99
80	Güter	43454	—	—	—	—	2119	—	600818	43	23120524	—	2,34	27847198	—	—	—	—	—	7003548	—	1,95

geringer muß die Staatsrente von dem verwendeten Kapital werden, wenn nicht der Anrechnungswert für die Ansiedler erheblich erhöht werden soll. Das wird aber in merkbarem Maße nicht möglich sein, wenn auf dem zweifelsfrei richtigen Standpunkte verharrt wird, daß die Sicherheit und Lebensfähigkeit des Ansiedlers die vornehmste Bedingung für das Gelingen der Ziele des Ansiedlungsgesetzes bildet.

Nun betrug für die in der Nachweisung aufgeführten 12 Güter der Ankaufspreis für das Hektar im Durchschnitt 721,94 Mk. Das aufgewendete Kapital bringt nach Abzug der Zinsen eine Rente von 1,90 v. H. und unter Hinzurechnung der Kosten für die Ansiedlungskommission eine Rente von 1,70 v. H. Da wirft sich die Frage auf: wie soll es werden, wenn erst die Güter mit einem Ankaufspreis von durchschnittlich 1100 bis 1200 Mk. zur Besiedlung kommen?

Es ist eingewendet worden, daß in den letzten Jahren nur Grundstücke mit besserem Boden gekauft worden seien, daß sich daraus der höhere Ankaufspreis ergebe und daß dementsprechend auch der Anrechnungswert für die Ansiedler sich erhöhen werde. Letzteres scheint doch nur in einem sehr bedingten Maße möglich; vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Schadloshaltung des Staates sich weiter verschlechtert. Etwas helfen würde ja, wenn die Besiedlung möglichst bald nach dem Ankaufe eines Gutes durchgeführt werden könnte, um die Zinsen des Anlage- und Einrichtungskapitals für die Zwischenzeit zu sparen. Aber abgesehen davon, daß dies technisch häufig nicht zulässig ist, wird dieser Faktor nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein können.

Entscheidend ist und bleibt stets die Höhe des Ankaufspreises.

Zur Machtfrage.

Die Absicht des Gesetzes vom 26. April 1886 geht zweifellos dahin, Güter aus polnischer Hand aufzukaufen und auf ihnen deutsche Bauern und Arbeiter anzusiedeln.

Der Landerwerb der Ansiedlungskommission am Schlusse des Jahres 1905 umfaßt 296 323 ha zum Kaufpreise von 250 327 164 Mk.; davon stammen aus deutscher Hand 65,6 v. H., das sind 194 513 ha zum Kaufpreise von 173 743 857 Mk., aus polnischer Hand 34,4 v. H., das sind 101 810 ha zum Kaufpreis von 76 583 655 Mk. Während sich das Angebot im Jahre 1900 aus polnischer Hand auf 38 082 ha = 30,7 v. H., aus deutscher Hand auf 85 933 ha = 63,9 v. H. belief, wird in der Denkschrift über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886 pro 1905/06 berichtet:

„Beinahe vollständig ausgeblieben sind die Angebote größerer Güter von polnischer Seite, und zwar ist auch das Angebot durch Dritte, auf das die Ankaufsmöglichkeit aus polnischer Hand in den letzten Jahren im wesentlichen beschränkt war, seltener geworden."

Die unter den Polen gegebene Parole, nach der es jedem bei Vermeidung gesellschaftlicher Achtung untersagt worden ist, an einen Deutschen zu verkaufen, ist also gegenüber der Ansiedlungskommission seitens des polnischen Großgrundbesitzes zur Durchführung gekommen. Die Tatsache, daß die Deutschen in dieser Beziehung von den Polen lernen könnten, ist tief zu beklagen.

Welche Bedeutung die Durchführung dieses Beschlusses hat, ist klar. Sie bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als daß der Wille des Gesetzgebers von 1886 fast vollständig lahm gelegt ist.

Wir stehen also hiernach in bezug auf die Landfrage, abgesehen von den aus polnischer Hand erworbenen 102 000 ha, tatsächlich auf fast demselben Stande, wie vor dem Jahre 1886.

Aber so günstig ist der wahre Sachverhalt nicht. Denn nicht allein, daß die Polen nicht mehr an die Ansiedlungskommission verkaufen,, sondern daß sie selbst in steigendem Maße von den Deutschen kaufen, drückt den Wert des mit 350 Millionen Mk. ins Werk gesetzten Unternehmens der Ansiedlungskommission weiter herab.

Nach den Nachrichten des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus verlor die deutsche Hand im Besitzwechsel nach Abzug ihres Gewinnes in den Jahren 1896 bis 1902 bei Parzellierungen 29 900 ha, an ungeteilten Besitzungen 10 200 ha, überhaupt 40 100 ha.

Es bleiben also 1902 von den obigen durch die Ansiedlungskommission erworbenen 102 000 ha nur noch 62 000 ha als Zuwachs übrig. Seit dem Jahre 1904 ist die Ansiedlung auf geteilten Grundstücken den Polen gesetzlich so gut wie verschlossen; um so mehr haben sie sich in letzter Zeit dem Kaufe von Groß- und Bauergütern zugewendet. Ziffernmäßige Ergebnisse liegen bis jetzt nicht vor. Nach der Tagespresse sind allein im Jahre 1906 mehr als 7 000 ha Großgrundbesitz in den Ostprovinzen aus deutscher in polnische Hand durch Verkauf übergegangen. Der bekannte Martin Biedermann und die polnische Bank Ziemski beschäftigen eine Unzahl von Agenten polnischer und deutscher Zunge, die überall an Leute, die verkaufen und nicht verkaufen wollen, mit der Parole herantreten „auf den Preis kommt es nicht an". Rühmt sich doch Biedermann öffentlich, 100 000 Morgen von Deutschen erworben und an Polen verkauft zu haben.

Auf den Trümmern von Jerusalem zu prophezeien, ist im allgemeinen kein dankbares Geschäft. Aber es läßt sich doch mit einiger Sicherheit berechnen, daß die deutsche Reserve von 60 000 ha bereits erschöpft sein muß, wenn ein Landzuwachs aus polnischer Hand in verschwindendem Maße stattfindet, zu gleicher Zeit aber der polnische Besitz sich immer weiter durch Ankauf aus deutscher Hand ausdehnt.

Die vorstehend gezeichnete passive und aktive Machtausübung der Polen gegenüber den staatlichen Bestrebungen in der Landfrage gewinnt noch eine andere Bedeutung, insofern sie nebenher einen verwirrenden Einfluß auf das National- und Rechtsgefühl der Deutschen ausübt. Ihre Wirkung führt teilweise geradezu zur Demoralisation.

Wohl dem, der den heißen Kampf des vermögenslosen Familienvaters nicht auszukämpfen hat, der entsteht, wenn in Frage kommt, ob er sein Vermögen um 100 000 Mk. für seine Kinder durch den Verkauf seines Gutes an einen Polen vermehren soll oder ob er die äußere Wohlfahrt seiner Familie dem Staatsgedanken zu opfern hat. Nichts ist herber als der Widerstreit der Pflicht gegen sich selbst und gegen die Gesellschaft alias Staat. Die Organe des letzteren verlangen eine rücksichtslose Wahrung seiner Interessen. Der Mann, der ein entwertetes Gut seiner Mündel, das die Ansiedlungskommission nicht kaufen will, an einen Polen veräußert und seinen Pflegebefohlenen dadurch Existenzmittel beschafft, muß die Bürde eines mittelbaren Staatsamtes erfahren und sieht sich in seiner Ehre und seinem Rufe durch Urteil im Disziplinarverfahren bedroht.

Ein Offizier, der ein Gut in Posen besitzt und eine gekündigte Hypothek nicht zahlen kann, verkauft sein Gut nach fruchtlosem Anerbieten desselben an die Ansiedlungskommission notgedrungen an einen Polen und . . . . erhält dafür seinen Abschied.

Einem älteren Landwirt, der früher Offizier war, wäre nach den Wünschen der Zivilbehörden sicher die Erlaubnis zum Tragen der Uniform entzogen worden, weil er sein Gut einem deutschen Juden verkaufte, von dem er nicht wußte, daß er es an einen Polen weitergeben würde, dem er aber bei einem Objekt von 400 000 Mk. noch vor der Auflassung, als er von dem beabsichtigten Weiterverkauf Kenntnis erhielt, 30 000 Mk. Abstand bot, wenn er nicht an einen Polen verkaufen würde. Und was war die Veranlassung seines Verkaufs: die Ärzte hatten erklärt, daß seine seit Jahr und Tag zeitweise an das Bett gefesselte Frau nicht weiter leben könne, wenn sie in dem feuchten Wohnhaus des Gutes verbliebe. Zum Neubau eines Hauses aber fehlten die Mittel. Die An-

siedlungskommission lehnte den Ankauf des Gutes ab. Ein deutscher Käufer war nicht aufzufinden. Was sollte der Landwirt tun?

Jeder Deutsche aus der sogenannten Gesellschaft, der, wenn auch aus den dringendsten Gründen, heute an einen Polen verkauft, setzt sich nach dem Willen der maßgebendsten Persönlichkeiten der Gefahr aus, daß man mit Fingern auf ihn zeigt.

Die Kehrseite zeitigt andere Früchte.

Der von der sogenannten Gesellschaft unabhängige Landwirt handelt nach dem Grundsatz: das Hemd ist mir näher als der Rock. Er nimmt den ihm gebotenen exorbitanten Preis mit und kehrt dem engeren Vaterland den Rücken, oder er kauft von einem ängstlichen Deutschen wieder, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Von seinem Nationalitätsgefühl zu erwarten, daß er nicht von der durch die Konkurrenz der Ansiedlungskommission und der Polen hochgeschraubten Preislage profitieren sollte, scheint ihm ein Unding.

Der Agent feiert Feste, er geht geschäftlich von einem zum anderen, geht natürlich auch zur Ansiedlungskommission, die sich in der Denkschrift pro 1905/06 äußert:

> „Das Angebot trat aber — mehr noch als in den Vorjahren — in dringlicher Form und unter dem Druck an die Ansiedlungskommission heran, daß bei Ablehnung des Ankaufs das angebotene Gut für die deutsche Hand verloren gehen würde, so daß eine sachliche und ruhige Prüfung und Entscheidung vielfach erschwert war."

Staatsgelder müssen also ohne ruhige und sachliche Prüfung verausgabt werden, um einen Nationalitätsbruch der Deutschen zu verhindern. Es ist ein folgenschwerer Irrtum, daß man geglaubt hat, das Nationalitätsgefühl aller Deutschen in den Ostprovinzen würde auf die Dauer, gezündet an dem gleichen Gefühl ihrer Gegner, den Eigennutz überwinden. Aber andererseits ist es auch zuviel verlangt von der Masse, wenn man ihr als etwas Selbstverständliches aufgibt, im Erwerbsleben auf einen realen Vorteil für sich zugunsten einer Idee im Interesse der Gesellschaft zu verzichten. Wo immer heikle und strittige Verhältnisse im öffentlichen Leben vorliegen, da wird die Selbstsucht stets das beste Kopfkissen finden.

Die sittliche Seite der Frage hat aber hier nur eine Bedeutung nebenher. Entscheidend ist die Tatsache, daß ebenso wie die Polen durch ihre Verabredung, kein Land an die Deutschen zu verkaufen, den Inhalt des Gesetzes von 1886 zu einem unwirksamen Gebilde stempeln, die Deutschen durch den Verkauf ihres Landes an die Polen die Absicht des

Gesetzes nicht minder durchkreuzen, und daß sie also mit den Polen an einem Strange ziehen. Was die einen an Widerstand verschulden, das verfehlen die anderen, indem sie den Landkauf der Polen begünstigen. Vom Standpunkte des Gesetzgebers rechtfertigt sich daher eine gleiche Behandlung beider. Nicht aber mit einem ungeschriebenen, sondern nur mit einem geschriebenen Gesetz kann man solchen Mißständen steuern, deren Abstellung das öffentliche Wohl dringend erforderlich macht. Sie werden verschwinden, sobald der Anreiz zum Verkauf in Gestalt des unnatürlich hohen Preises für Grund und Boden beseitigt ist.

Drei Maßnahmen für eine veränderte Bodengesetzgebung sind es, die vorgeschlagen worden sind, um dies Ziel zu erreichen. Sie werden neben anderen auch namentlich daraufhin zu prüfen sein, ob sie Reichsrecht verletzen, da bei der Zusammensetzung des Reichstages auf eine Unterstützung des Preußischen Staates wie im allgemeinen so im besonderen hinsichtlich der Polenfrage unter keinen Umständen zu rechnen ist.

Es wird aber auch davon auszugehen sein, daß Ausnahmegesetze, die lediglich eine Ausnahmebehandlung der Polen zum Inhalt haben, schwerlich Annahme im Preußischen Landtage finden werden.

In erster Linie kommt der Vorschlag in Betracht, das Enteignungsgesetz gegen die Polen in Anwendung zu bringen. Gegen Reichsrecht verstößt der Gedanke nicht, aber er läßt sich praktisch kaum anders konstruieren als in der Form eines außerordentlich starken Eingriffs in das Privateigentum.

Der § 1 des Gesetzes über die Enteignung von Grundeigentum vom 11. Juni 1874 lautet: „Das Grundeigentum kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles für ein Unternehmen, dessen Ausführung die Ausübung des Enteignungsrechts erfordert, ... entzogen oder beschränkt werden."

Wollte man gesetzlich aussprechen, daß bei Durchführung des Ansiedlungsgesetzes von 1886 die Ausübung des Enteignungsrechtes zulässig sein soll, so ist zwar der Charakter eines Ausnahmegesetzes vermieden, da Deutsche wie Polen der Wirkung eines solchen Gesetzes unterliegen würden; es wäre aber insofern von einer außerordentlichen Tragweite, als der freie Wille des Besitzers eines zu enteignenden Grundstückes völlig ausgeschaltet wird. Nicht darauf käme es an, ob dieser sich in den Bannkreis des Gesetzes begibt, sondern der Machthaber des Gesetzes schiebt ihm die Wirkung des letzteren nach freiem Ermessen zu. Das wäre privatrechtlich unter Umständen ein außerordentlich harter Eingriff.

Die praktische Bedeutung für die Preisfrage wäre aber zudem gleich Null, wenn man nicht dem kaum in Frage kommenden Vorschlag folgen

und von der endgültigen Festsetzung der Entschädigung die ordentlichen Gerichte ausschließen will. Denn die ordentlichen Gerichte legen selbstverständlich bei Bemessung der Entschädigung den gemeinen Wert des Gutes zugrunde, der sich heute nicht anders als in dem künstlich hochgezogenen Preis darstellt.

Die Einführung der Enteignung wäre also inbezug auf die Preisfrage ein Schlag ins Wasser.

Von wirksamerem Erfolge erscheint nach dieser Richtung der zweite Vorschlag, der dahin geht, bei dem Erwerb eines Grundstückes dem Käufer für die Auflassung desselben die Beibringung einer Bescheinigung des Regierungspräsidenten aufzulegen, daß sein Erwerb den Zielen des Gesetzes von 1886 nicht zuwiderlaufe. Infolge einer solchen Maßregel, die sich auch nicht als eine Ausnahmebestimmung ausweist, sondern allgemeine Gültigkeit haben soll, müßte der Güterpreis erheblich fallen, da die Nachfrage in eingreifender Weise beschränkt würde. Staatsfeindlichen Polen wäre der Landerwerb gänzlich verschlossen, nicht weniger aber auch dem bekannten Deutschen Martin Biedermann.

Der Vorschlag verstößt jedoch gegen das Reichsrecht. Der Artikel 3 der Verfassung des Reichs bestimmt, daß jeder Angehörige eines Bundesstaats in dem anderen Bundesstaate Grundstücke erwerben kann wie der Einheimische. Artikel 111 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch gestattet in dieser Beziehung keine Ausnahme, da er der Landesgesetzgebung nur eine Beschränkung des Eigentums in Ansehung tatsächlicher Verfügungen überläßt. Zudem bestimmt das Reichsgesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 im § 1 ausdrücklich, daß jeder Bundesangehörige das Recht hat, innerhalb des Bundesgebietes an jedem Ort Grundeigentum aller Art zu erwerben. Durch diese Bestimmung scheint jede Art von Beschränkung für den Käufer eines Grundstückes ausgeschlossen, da an eine Änderung des Reichsrechts nicht gedacht werden kann.

Der dritte Vorschlag, den ich im Dezemberheft vorigen Jahres dieser Zeitschrift gemacht habe, enthält eine Veräußerungsbeschränkung der Art, daß jeder, der ein Landgut, dessen Größe näher zu bestimmen wäre, veräußern will, einer Bescheinigung des Regierungspräsidenten bedarf, daß die Veräußerung mit den Zielen des Gesetzes von 1886 nicht in Widerspruch steht.

Nach § 903 des Bürgerlichen Gesetzbuchs kann der Eigentümer einer Sache, soweit nicht das Gesetz entgegensteht, mit der Sache nach Belieben verfahren, sie also auch veräußern. In Artikel 119 des Einführungsgesetzes wird jedoch bestimmt, daß die landesgesetzlichen Bestimmungen,

welche die Veräußerung eines Grundstücks beschränken, unberührt bleiben. Es kommt nicht darauf an, aus welchem Grunde die Veräußerung beschränkt wird; es ist auch nicht gesagt, worin die Beschränkung bestehen darf. Planck sagt in seinem Kommentar: „Gestattet ist der Landesgesetzgebung aber nur, die Veräußerung zu beschränken, sie kann sie nicht völlig untersagen, wenn sie sie auch an solche Beschränkungen knüpfen kann, daß tatsächlich die Veräußerung nicht möglich oder von dem freien Ermessen einer Behörde abhängig ist."

Auch nach der Preußischen Verfassung ist der Weg zu einer Veräußerungsbeschränkung frei. Wenn eingewendet worden ist, daß nach Artikel 9 der Verfassungsurkunde das Eigentum nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen vorgängige Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes beschränkt werden könne, so ist auf die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses bei Beratung des Ansiedlungsgesetzes von 1886 und des Gesetzes, betreffend neue Ansiedlungen, von 1904 zu verweisen, aus denen hervorgeht, daß eine derartige Eigentumsbeschränkung, wie sie hier vorgeschlagen wird, mit der Preußischen Verfassung nicht im Widerspruch steht. Wäre eine solche Auffassung zutreffend, so befänden wir uns in fortwährendem Verfassungsbruche, wenn z. B. für bestimmte Gegenden villenmäßige Bebauung vorgeschrieben oder aus nachbarlichen oder persönlichen Gründen eine Ansiedlung verboten wird, z. B. weil der Nachsuchende wegen Wilddiebstahl bestraft wurde. Ebenso würden dann unzählige andere Beschränkungen des Eigentums verfassungswidrig sein.

Sollten jedoch trotzdem Bedenken in dieser Beziehung obwalten, so bedarf es nur der zweimaligen Beratung eines bezüglichen Gesetzes in den Formen des Artikels 107 der Preußischen Verfassung.

In öffentlich-rechtlicher Beziehung werden also gegen den Vorschlag einer Veräußerungsbeschränkung kaum erhebliche Einwendungen zu erheben sein. Was ihre Wirkung betrifft, so müßte sie unbedingt zu den Zielen des Ansiedlungsgesetzes von 1886 führen. Denn dem staatsfeindlichen Polen ist ebenso der Weg zum Ankaufe von Landgütern verlegt, wie dem Deutschen der Verkauf an den frondierenden Polen.

Der Gefahr von dolos herbeigeführten Subhastationen, die Professor Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern als möglich bezeichnet, dürfte ein erhebliches Gewicht nicht beizumessen sein, da, abgesehen von den vielfachen Belästigungen und Kosten, die mit einer Subhastation verbunden sind, die Ansiedlungskommission auf dem Platz sein würde, um die kauflustigen Polen zu überbieten.

Daß bei einer solchen Wirkung sich der Preis der Landgüter nicht halten kann, liegt zutage. Ja, es ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß er wenigstens zunächst ohne Gegenmaßnahmen unter die normale Linie sinken würde, wenn plötzlich die Konkurrenz zwischen Pole und Ansiedlungskommission aufgehoben würde.

Aber nicht diese Befürchtung, sondern das Werfen des heutigen Preises überhaupt bildet den Haupteinwand, der deutscherseits aus den Ostmarken gegen die vorgeschlagene Maßregel geltend gemacht wird.

Gegen dies Verlangen der Stabilisierung des überzüchteten Preises kann nicht scharf genug Stellung genommen werden. Der Staat ist keine melkende Kuh, an die sich jemand herandrängen darf, um sich ein überreiches Maß der Sättigung zu gewähren. Er ist auch nicht dazu da, um Unordnung in das Wirtschaftsleben der Ostprovinzen hineinzutragen, sondern gerade im Gegenteil ist es seine Aufgabe, ihr entgegenzuarbeiten, um die das wirtschaftliche und sittliche Leben unterminierenden Kräfte in Fesseln zu legen.

Welchen Zweck soll denn der überhohe Preis haben? Der politisch denkende und ehrbare Deutsche in den Ostmarken, dem der Gedanke fern liegt, sich an dem Staat oder durch die Vermittelung des Staates unberechtigterweise bereichern zu wollen, wird sich doch einmal die Frage präzise beantworten müssen, welches Interesse er an der heutigen Preisbemessung hat. Die Absicht, an einen Polen zu verkaufen, liegt ihm fern. Will er seinen Kredit übermäßig anspannen, um in Zeiten niedergehender Konjunktur eventuell wirtschaftlich zusammenzubrechen? Oder will er etwa in seinem Testament den Übernehmer des Landgutes zugunsten der Miterben so schwer belasten, daß er den ererbten Besitz nicht halten kann? Oder will es ihm wünschenswert erscheinen, daß nach seinem Tode die Erben, wenn er einen Übernahmepreis nicht festgesetzt hat, in Zank und Hader darüber geraten, ob der heutige gemeine Wert oder der wirkliche Wert den Wertmesser des Landgutes zu bilden hat? Eine vernünftige Antwort läßt sich auf solche Fragen kaum geben.

Geantwortet worden ist mir einmal: „Ich will im Falle des Verkaufs an die Ansiedlungskommission einen möglichst hohen Preis erzielen, und deshalb ist es nicht von mir zu verlangen, daß ich selbst an dem Sturz der heutigen Konjunktur arbeite." Der Sprecher war ein durchaus achtbarer Mann; aber gerade deshalb ist er ein Beweis dafür, wie sich das Rechtsgefühl bereits getrübt hat. Ihm lag der Gedanke offenbar ganz fern, daß sein Verlangen unberechtigt war. Er sieht den ihm im Verkaufsfalle gewährten Preis als eine Art ihm zustehender Entschädigung für die lange

Frist an, die er in den Ostmarken ausgehalten hat. Er meint auch, der parzellierende Staat könne die hohen Preise zahlen, wenn er dem Rentengutsnehmer nur eine dem Wert des Gutes entsprechende Rente auferlege. Er vergißt aber, daß ohne die Tätigkeit der Ansiedlungskommission bei normalen Verhältnissen, wie sie früher bestanden, der Preis der Güter sich um ein ⅓ bis ½ niedriger stellen würde und daß er Nutzen aus einem Notstand ziehen will, in den der Staat aus politischen Ursachen geraten ist, und den er zu beseitigen bestrebt ist, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in dem speziellen Interesse des Sprechers.

Er ist sich vor allem nicht bewußt, daß er mit den Polen an einem Strange zieht, wenn er ihn durch seine Forderung, daß der hohe Preis gehalten werden müsse, hindert, das Ansiedlungswerk weiter fortzuführen.

Andererseits jedoch ist zuzugeben, daß die vorgeschlagene Veräußerungsbeschränkung, wenn auch einen unvermeidlichen so doch einen scharfen Eingriff in das Privatrecht bedeutet, von dem es nur zu wünschen wäre, daß er sich durch die Eröffnung eines besseren Weges umgehen ließe. Ein solcher ist aber bisher nicht gefunden und wird sich auch nicht finden lassen.

Dabei wird es einer vorsorglichen Bestimmung bedürfen, daß in Fällen, in denen wirtschaftliche oder Familienverhältnisse den Verkauf eines Landgutes in zwingender Weise erforderlich machen, die Bescheinigung des Regierungspräsidenten ohne Rücksicht auf das nationale Interesse erteilt werden m u ß. Durch Einführung einer endgültig entscheidenden Instanz im Ministerium werden in deraartigen Fällen berechtigte Ansprüche der Verkäufer zu sichern sein.

In allen übrigen Fällen aber, in denen die Möglichkeit des Verkaufs und besonders des Verkaufs zu guten Preisen stark vermindert wird, bedarf es eines Äquivalentes in Gestalt eines billigen und amortisierbaren Nachkredits. Es wird dies zweifellos der Angelpunkt sein, um den sich bei der nächen Millionenforderung im Landtage die Frage der Bewilligung dreht. Wenn jeder neue Ansiedler in den Ostmarken, wie ich anderweitig nachgewiesen habe, dem Staate ca. 10 000 Mk. kostet, so ist es ein Unding, nicht einen verschwindenden Teil dieser Summen darauf zu verwenden, um einen im Lande ansässigen Deutschen durch billigen Kredit bei geringem Zinsverlust für den Staat auf der Scholle zu erhalten. Auch der Umstand spricht dafür, daß ein in der Provinz einheimischer Deutscher mit seinen örtlichen und politischen Erfahrungen für den Staat weit wertvoller ist als der Neuling.

Die Frage, in welcher Form die amortisierbare zweite Hypothek zu geben ist, scheint nach Erlaß des Gesetzes, betreffend die Zulassung einer Verschuldungsgrenze für land- und forstwirtschaftlich genutzte Grundstücke von 1906, nicht mehr schwer zu beantworten. Nach § 15 aaO. kann das Gesetz durch Königliche Verordnung in den Provinzen Posen und Westpreußen jederzeit eingeführt werden. In dem Gesetz ist bestimmt, daß jeder, dessen Grundstück von der durch Königliche Verordnung bezeichneten Kreditanstalt beliehen wird, sich einer Verschuldungsgrenze, die im Grundbuch einzutragen ist, zu unterwerfen hat. Ob jemand von der Wohltat des Gesetzes Gebrauch machen will, bleibt ihm überlassen. Wünschenswert wird es sein, daß die Landschaften in Westpreußen und Posen in erster Linie an der Regelung beteiligt werden und daß ihre Taxen bestimmend für die Höhe der Verschuldungsgrenze bleiben, wenn auch selbstverständlich die Ansiedlungskommission die Geldmittel zum Abstoßen der Nachhypotheken hergeben muß. Ob sie in diesem Falle selbst beleiht, oder ob es richtiger ist, die Mittelstandskasse in der Provinz Posen und die Bauernbank in Westpreußen in Verbindung mit den Genossenschaften unter Bereitstellung billiger Staatsgelder mit dieser Aufgabe zu betrauen, soll hier nicht erörtert werden. Die Tätigkeit dieser Banken, von denen die erste im Frühjahr 1905, die andere im Frühjahr 1906 gegründet ist, scheint auf ihre Verwendbarkeit hinzuweisen, da bereits mehr als 500 bezw. 300 Anträge auf Umwandlung von Privatschulden in amortisierbare Rentenschulden in Angriff genommen bezw. erledigt sind. Voraussetzung wäre aber, daß die Anwendung der Grundsätze der Banken auch auf den Großgrundbesitz ausgedehnt werden könnte.

In der Provinz Brandenburg, in der das Gesetz, betreffend die Verschuldungsgrenze, eingeführt ist, rechnet man, daß unter Zuhilfenahme der Amortisationsquote für die landschaftlichen Hypotheken ein Grundstück in ca. 18 Jahren von seinen Schulden bis zur gesetzlich zulässigen Höhe befreit ist. Wie wichtig ein solcher Prozeß, der ja eine Art fideikommissarische Bindung einschließt, für die Ostmarken wäre, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Man hat eingeworfen, daß bei Erbteilung infolge der Verschuldungsgrenze sich große Schwierigkeiten ergeben und daß die Güter schwerer verkäuflich sein würden. Wenn letzteres in mäßigem Umfange eintritt, so erscheint der Schaden nicht groß. Im ersteren Falle steht zu hoffen, daß sich namentlich in bäuerlichen Kreisen allmählich aus dieser Beschränkung ein Anerbenrecht entwickelt, wie es teilweise in Preußen Rechtens, teilweise üblich ist. Auch ist nicht außer acht zu lassen, daß der Besitzer eines mit 5- und 6 prozentigen Nachhypotheken belasteten Grund-

stückes sicher kein Vermögen erwirbt, daß aber die Möglichkeit der Vermögensbildung bei einer Belastung von nur $^2/_3$ der landschaftlichen Beleihung vorhanden ist.

Die Kraft, Reichtümer zu schaffen, ist aber viel wichtiger als der Reichtum selbst (Friedrich List).

Nun sind ja Meinungen laut geworden, die dahin gehen, daß auch ohne eine Veräußerungsbeschränkung die Gewährung eines billigen Nachkredits allein genügen würde, um die Ansiedlungspolitik in den Ostmarken zum Ziele zu führen.

Das ist ein grober Irrtum.

Wohl wird sich durch eine solche Maßregel eine Reihe deutscher Besitzer von dem Verkauf ihrer Grundstücke abhalten lassen, aber der eigentliche Anreiz zum Verkauf wird nicht beseitigt; denn der hohe Preis wird nicht berührt — wenn man nicht annehmen will, daß er sich durch eine solche Maßregel noch fester gestaltet — und die Möglichkeit für die Polen, ihr Ankaufsgeschäft weiter fortzusetzen, wird durch sie in keiner Weise beeinträchtigt. Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission hinsichtlich des Landerwerbes aus polnischer Hand bleibt also nach wie vor lahmgelegt und der Pole gewinnt ungestört weiteres Terrain.

Das geographische Gebiet, auf welches eine gesetzliche Bestimmung über eine Veräußerungsbeschränkung land- und forstwirtschaftlich genutzter Grundstücke auszudehnen wäre, ergibt sich aus dem Gesetz, betreffend die Gründung neuer Ansiedlungen usw. von 1904. Es sind dies außer den Provinzen Westpreußen und Posen die Provinzen Ostpreußen und Schlesien und die Regierungsbezirke Frankfurt, Stettin und Köslin. Eine Regelung der Nachhypotheken mit staatlichen Geldern kann aber nur für den Geltungsbereich des Gesetzes von 1886, also für die Provinzen Westpreußen und Posen, vorgeschlagen werden, da nur hier eine Preisfrage der Grundstücke in Rede steht.

Auf die weiteren Vorschläge, die ich im Interesse der Ansiedlungspolitik und der Ermäßigung der Staatsausgaben im Dezemberheft des vorigen Jahres in dieser Zeitschrift gemacht habe, soll hier nicht weiter eingegangen werden, so lebhaft ich sie nach wie vor betone. Es gilt dies namentlich hinsichtlich der Parzellierungsart und der so notwendigen Erhaltung von größeren Restgütern, es gilt dies auch hinsichtlich der Ansiedlung von Arbeitern mit Hilfe von Benefizien und der Selbstbeschränkung der Ansiedlungskommission in dem eigentlichen Ankaufsgeschäft. Es wird sich durch eine solche sowie durch eine andere Organisation eine merkliche Reduktion des Beamtenkörpers der Ansiedlungskommission, der

sich auf beinahe 500 Köpfe beläuft, ermöglichen lassen. Andererseits wird dieser Behörde ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit einzuräumen sein. Es scheint nicht zweckmäßig, daß Beschlüsse der Ansiedlungskommission, die auf wohlerwogener Abwägung örtlicher und persönlicher Verhältnisse beruhen, durch eine mehrköpfige Ministerialinstanz beseitigt werden. Einheitlichkeit und Kraft, die unbedingte Requisiten für die Ausführung der Bodengesetzgebung in den Ostmarken sind, erfordern die Sicherung eines hohen Maßes von Selbständigkeit, die am besten verbürgt wird, wenn das ganze Ansiedlungsgeschäft nur von einem und nicht von mehreren Ministern ressortiert.

Der Landtag hat der Staatsregierung durch den weiten Spielraum, der ihr durch die dehnbaren Bedingungen des Gesetzes von 1886 eingeräumt ist, ein hohes Maß von Vertrauen bewiesen. Politisch ist es, die Ausführung des Gesetzes und anderer Maßnahmen so einzurichten, daß sie populär bleiben und von der deutschen Bevölkerung nicht ertragen, sondern getragen werden. Wenn die nationale Begeisterung, mit der die Germanisierungsbestrebungen im vorigen Jahrhundert wieder begonnen wurden, verflacht und in Unzufriedenheit untergeht, so geht ein mächtiges Hilfsmittel verloren, das auch durch noch so hohe Geldbewilligungen nicht zu ersetzen ist. Die Institution der Ansiedlungskommission ist nicht stark genug, um alle gegen sie erhobenen Vorwürfe ohne Schaden für ihre dornenvolle Arbeit zu ertragen. Das liegt, wie es scheint, weniger an ihr, als an dem Umfange der ihr überwiesenen Aufgaben hinsichtlich des direkten Ankaufs von Landgütern wie an ihrer Unselbständigkeit und von oben zurückgehaltenen Entschlossenheit. In den Ostmarken herrscht darüber nur eine Meinung.

Gelangt eine neue Polenvorlage demnächst an den Landtag, so ist ein sicherer und dauernder Sieg nur zu gewinnen mit einer Regierungsparole:

Durchgreifende Maßregeln und keine Halbheiten!

* * *

Aber auch darüber besteht wohl kein Zweifel, daß das Germanisierungswerk nicht mit Maßregeln verbunden werden sollte, die den polnischen Widerstand ohne zwingenden Grund aufreizen und doch keine bahnbrechende Wirkung ausüben können.

Hier kommt namentlich eine neue Vorschrift über die Erteilung des Religionsunterrichtes in der deutschen Sprache in Frage.

In tatsächlicher Beziehung soll hier folgendes angeführt werden:

In den Sprachgrenzkreisen wird der Religionsunterricht überall in deutscher Sprache erteilt. Für die polnisch sprechenden Kinder be-

stimmt ein Oberpräsidialerlaß vom 27. Oktober 1873 im Anschluß an die „Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872“, daß der Religionsunterricht so lange in polnischer Sprache zu erteilen ist, bis die Schüler sich eine genügende Gewandtheit in der deutschen Sprache angeeignet haben, um dem deutschen Religionsunterricht folgen zu können. Dieser Zeitpunkt wird dann als gegeben erachtet, wenn alle Schüler einer Klasse oder Stufe gleichmäßig in der deutschen Sprache vorgeschritten sind.

Auf Grund dieses Erlasses ist für eine große Anzahl von Schulen am 1. April ds. Js. verfügt worden, daß der Religionsunterricht auf der Ober- und Mittelstufe in deutscher Sprache zu erfolgen habe.

Vielleicht hätte diese Maßnahme trotz der öffentlichen Klage des Erzbischofs von Posen vom 12. Mai 1906 über die sich steigernde Beseitigung der polnischen Muttersprache beim Religionsunterricht nicht die nachfolgende Erregung hervorgerufen, wenn nicht damit der Fortfall des polnischen Lese- und Schreibunterrichtes in den betreffenden Volksschulen verbunden wäre.

Nach einer Kabinetts-Ordre vom 27. Februar 1894 ist nämlich auf den Mittelstufen in den Volksschulen der Provinz Posen polnischer Lese- und Schreibunterricht für diejenigen Kinder polnischer Muttersprache eingerichtet, die den Religionsunterricht in polnischer Sprache empfangen, dieser Unterricht wird ein- bis zweimal wöchentlich erteilt. Sobald die Kinder der Mittelstufe aber so weit in der deutschen Sprache ausgebildet sind, um an dem deutschen Religionsunterricht teilnehmen zu können, kommt der Lese- und Schreibunterricht in polnischer Sprache in Wegfall. Es ist einleuchtend, daß mit dem Fortfall dieses Unterrichtes auch die Schwierigkeit für die Erteilung des Beichtunterrichtes seitens der Geistlichen wächst, da die Laut- und Schriftsprache im Polnischen ganz verschieden ist und nunmehr die Kinder in den betreffenden Volksschulen überhaupt keinen polnischen Lese- und Schreibunterricht mehr erhalten.

Dieser Umstand wird öffentlich von den Polen nicht erwähnt, um die Regierung durch den Vorwurf der Verkümmerung des Religionsunterrichtes in das Unrecht zu setzen. Das erscheint nicht nötig. Denn wenn die angezogene Kabinetts-Ordre es für notwendig erachtet, den polnischen Lese- und Schreibunterricht zur Nutzbarmachung des Religionsunterrichtes in der Schule zuzulassen, wird man die Beibehaltung des ersteren auch damit begründen können, daß das Kind nur auf diese Weise in den Stand gesetzt werde, dem Beichtunterricht genügend zu folgen, für den der Religionsunterricht in der Schule doch nur vorbereite.

Das Verlangen eines geringen Maßes von polnischem Lese- und Schreibunterricht scheint so lange berechtigt, bis wenigstens deutsche Majoritäten vorhanden sind. Eine Wechselbeziehung von Schule und Kirche kann gegenüber der Preußischen Verfassung nicht völlig verleugnet werden.

Es handelt sich bei der vorliegenden Frage wieder, wie seiner Zeit im Kulturkampf, um ein Mißverstehen der Volkspsyche. Nicht den Polen allein, sondern auch Millionen von Katholiken und einer Unzahl von Protestanten erscheint die Muttersprache als ein wesentliches und untrennbares Stück der Religion. Nicht auf die innere Wahrheit dieser Auffassung kommt es hier an, sondern auf die Tatsache. Sie ist ebenso gut zu respektieren wie jeder Glaube. Politisch falsch ist es jedenfalls, einen in erster Linie wirtschaftlichen Kampf gegen die Polen, der bis zu einem gewissen Grade selbst die Zustimmung des „Zentrums" finden könnte, mit einer Frage zu verquicken, die nach der Volksempfindung auf ethischem und nicht auf realem Gebiet liegt. Daß solche Maßregeln in dem herrschenden Kampf eine gesunde Realpolitik durchkreuzen und zur Sezession führen, ist so zweifellos wahr, wie es zu beklagen bleibt.

Geradezu weltfremd aber mutet es an, wenn eine so einschneidende Maßregel, wie es die Aufhebung des polnischen Religionsunterrichtes für eine Reihe von Schulen ist, eine Maßregel, die die öffentliche Aufmerksamkeit herausfordern muß, zu einer Zeit ins Werk gesetzt wird, in der sich die Polen sozusagen vor Übermut nicht zu lassen wissen. Man höre einmal nicht nur auf die Stimmen aus dem eigenen Lande, man höre auch auf den Ausdruck des Triumphes im benachbarten Ausland über die preußische Niederlage in allen Maßnahmen gegen die Polen, und man wird sich nicht wundern können, wenn die feste Überzeugung bei dem Gegner besteht, daß auch dieser Angriff niedergeschlagen werden wird, zumal die Mittel der Regierung, einer passiven Renitenz der Kinder entgegenzutreten, die von den Eltern straflos genährt wird, immer nur beschränkte bleiben.

Im Einzelfalle, wie in Schladwitz und Gnesen, wo Geistliche nach Zeitungsnachrichten deutsche Kinder in der Kirche geschlagen haben, weil sie sich weigerten, an dem polnischen Unterricht teilzunehmen, da scheint es erwägenswert, als Gegenmaßregel den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache auch im Religionsunterricht anzudrohen und eventuell durchzuführen, weil sich diese Maßregel vereinzelt tatsächlich durchführen läßt. Aber für ein großes territoriales Gebiet ist dies kaum möglich oder wenigstens nur möglich unter Anwendung von schwer wiegenden

Mitteln, die in keinem Verhältnis zu dem Zweck stehen. Es bleibt auch wohl zu beachten, daß der am meisten leidende Teil die Kinder sind. Sie werden für die Sünden der Väter gestraft und bilden den Prellbock, gegen den die von der Schulbehörde aufgeregte Woge anstürmt und der dauernd geschädigt wird.

Man wird sich die Frage vorlegen müssen, was denn mit der ganzen Maßregel überhaupt erreicht werden soll. Die Schultechniker berufen sich darauf, daß das polnische Kind zwar zu Hause die polnische Umgangssprache erlerne, daß es aber nur in der deutschen Sprache zu denken und nur in ihr sich über abstrakte Dinge auszusprechen gelehrt werde. Die Fähigkeit, in der polnischen Sprache abstrakte Begriffe zu bilden, fehle dem Kinde gänzlich und daher sei ein Religionsunterricht in der Muttersprache unmöglich. Das ist ein Einwand, der auf den ersten Blick besticht. Aber wie ist die Wirklichkeit, ganz abgesehen davon, daß die katholische Lehre weniger abstrakte Begriffe, als sinnlich faßbare Probleme enthält? Wird nicht tatsächlich der Religionsunterricht meistens auf dem Lande und auch bisher in den Städten auf den Mittelstufen in polnischer Sprache erteilt? Und wie ist es in dem Beichtunterricht, den der polnische Geistliche gibt? Selbst das Kind, das in deutscher Sprache besser vorgebildet ist, als in seiner Muttersprache, wird hier doch sicher lernen müssen, den Begriffsbildungen seines Geistlichen zu folgen. Mag es richtig sein, daß die Unterscheidungsmethode im Gegensatz zu der früher angewandten Übersetzungsmethode das Kind wirklich in das Wesen der deutschen Sprache einführt, die Schule wird es in absehbarer Zeit kaum erreichen, daß ihre polnischen Zöglinge in deutscher Sprache beten.

Und für einen so zweifelhaften Erfolg wird von der Schulbehörde die allgemeine Politik, in deren Interesse eine solche Maßnahme zur Zeit sicher nicht liegt, völlig außer acht gelassen? Vor Gericht und in Vereinsversammlungen, die dem öffentlichen Recht doch auch unterstehen, läßt man die polnische Sprache zu, in der Religionslehre, die doch das Elternhaus am stärksten mit der Schule verbindet, soll die Muttersprache ausgeschaltet werden!

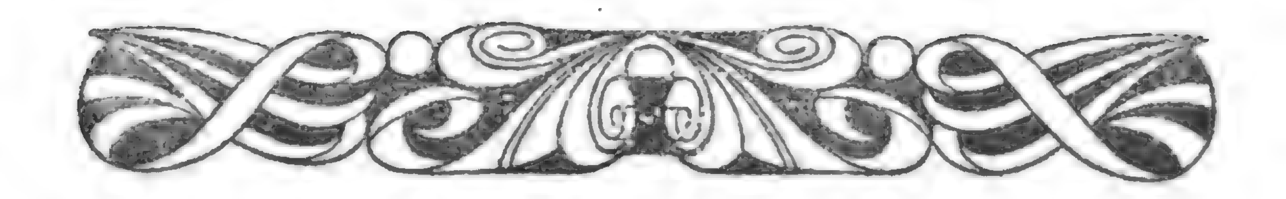
Den Polen wird von ihren Geistlichen gelehrt, daß Alles, was deutsch ist, auch evangelisch ist. Wenn auch der katholische Lehrer das Kind, solange es unter seinen Händen ist, vielleicht zu einer anderen Auffassung bringt, das Elternhaus nimmt die Weisung des Geistlichen für bare Münze. Das trübt das Verhältnis des Deutschen zu den polnischen Bauern und Arbeitern außerordentlich. Diese sehen in ihm

fortan auch auf einem hervorragend sittlichen Gebiet ihren Widersacher, der ihr Heiligstes nicht schont, und dieser Umstand muß dem preußischen Staat die polnischen Elemente gänzlich entfremden, die ihm trotz einer feindlichen Bodengesetzgebung doch aus langer Gewohnheit und aus der Erkenntnis noch anhangen, daß die preußische Verwaltung ihnen einen gesicherteren Stand gewährleistet, als Rußland und Galizien. Wenn das Endziel der preußischen Politik nur dahin gehen kann, deutsche Majoritäten in den Ostmarken zu schaffen und die polnischen Minoritäten in einem jahrzehntelangen Prozeß zu germanisieren, so erscheint vorbeugend eine gewisse Rücksichtnahme auch jetzt unerläßlich und jeder unnötige Kampf zu vermeiden.

Der bisherige Zustand, in dem der Religionsunterricht im allgemeinen, abgesehen von den zweisprachigen Grenzkreisen, nur in der Oberstufe deutsch erteilt wurde, schien die richtige Mitte zu halten. Denn die Kinder der Oberstufe besuchen den polnischen Beichtunterricht ihres Geistlichen und die Polen können daher nicht die Anklage erheben, daß der deutsche Religionsunterricht, der zu gleicher Zeit in der Schule gegeben wird und der mehr biblische Geschichte, als Katechismuslehre zum Inhalt hat, das Seelenheil der Kinder gefährde. Die Muttersprache hat in dem Beichtunterricht ihr volles Recht und ihre volle Wirksamkeit, die ihr auch in der Unter- und Mittelstufe der Volksschule zuteil wurde. Darüber hinauszugehen und auch in der Oberstufe wieder polnischen Religionsunterricht einzuführen, wie es die Polen verlangen, scheint aus irgend welchen sittlichen Gründen nicht geboten. Wenn aber dies nicht der Fall ist, so hat in einer deutschen Schule nur die deutsche Sprache ihr Recht.

Mit der neuen Schulpolitik wird also in nationaler Beziehung wenig genützt, aber sonst viel geschadet. Kann man sie zur Zeit nicht aufheben, so ist es freilich lediglich *die Schuld der Polen und ihrer Geistlichkeit*, die der Aufreizung des Volkes zum Widerstand nicht entgegengetreten, sondern sie passiv, teilweise sogar aktiv gestützt hat. Sollte der Staat nicht mehr zurückkönnen, so wird mit Recht dafür der polnischen Geistlichkeit und ihrem Erzbischof dafür die Schuld zuzuschieben sein.

Entwickelt sich jedoch eine Bodengesetzgebung mit einem so ausgesprochenen Herrentum, wie oben vorgeschlagen worden ist, kann tatsächlich kein Deutscher und kein Pole mehr an einen Gegner des preußischen Staates sein Landgut verkaufen, so hat letzterer das Heft so vollständig in der Hand, daß ein freiwilliges Aufgeben einer unzweckmäßigen Maßregel ihn um die Nachrede einer Niederlage unbekümmert sein lassen kann.



Kirchenräume und Kultusformen des Protestantismus.

Von

Otto March.

> Im Notwendigen — Einigkeit,
> Im Ungewissen — Freiheit,
> In allem — Liebe.
>
> **Augustin.**

Bei dem Wunsche, unsere Kirchenräume mit protestantischer Kunst ausgestattet und erfüllt zu sehen, muß man sich die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden bestehenden Anschauungen gegenwärtig halten, aus denen von einander abweichende bauästhetische Forderungen sich ergeben.

Das Luthertum stellt das Abendmahl, das Sakrament des Altars, in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und macht dementsprechend Altar und Chor auch zum ästhetischen Höhepunkt des Raumes; die reformierte Anschauung lehnt den Begriff Altar in seiner Bedeutung als Stätte des Opfers ab und betont dagegen den Predigtstuhl, den sie an der Stelle des Altars mitten vor der Gemeinde anordnet.

Die treuen Wächter der Überlieferung wollen vor allem das Erbe der heißen Kämpfe unserer Voreltern unverändert erhalten und die religiösen Errungenschaften von Jahrhunderten unversehrt fortpflanzen. Sie knüpfen daher auch in ihren Kirchenbauten mit Vorliebe an die überkommenen mittelalterlichen Formen an, die aus der entschwundenen Zeit einer einheitlichen gewaltigen Kirchen-Organisation stammen und der Allgemeinheit noch als eigentlich kirchlich gelten.

Die Vertreter der andern Richtung legen das Gewicht auf persönliche Aneignung und Auslegung der Lehre und erstreben eine Harmonie des Glaubens und des sich ständig neue Gebiete erschließenden Wissens. Sie wollen auch durch ihre Bauten, durch eine Vermenschlichung der Kirche im edlen Sinne des Wortes, beitragen, eine Schranke niederzulegen, die sie von den vielen Tausenden, nicht den Schlechtesten unseres Volkes, trennt, die eine theologisch gebundene Kirche nicht an sich zu ziehen vermag.

Zu diesen zahlreichen Vertretern unseres durch tiefe metaphysische Bedürfnisse ausgezeichneten Volkstums eine Brücke zu schlagen, ist jedenfalls der lebhafte Wunsch eines jeden Vertreters unserer Kirche. Eine wirkliche

Kirchengemeinschaft aller darf sich nicht zürnend von denen abwenden, die die anerzogenen Meinungen einer Nachprüfung unterziehen, da dies der Anfang der Betätigung einer inneren Entwicklung in jedem Lebensgange ist. Sie darf die Suchenden im Interesse der Aufrichtigkeit nicht nötigen, in dem Kampfe der Geister ihre Schwerter unter Rosen zu verbergen.

Aber nicht durch Beschränkung auf Auslegung und Predigt wird der christliche Gedanke werbend wirksam gemacht werden können, sondern durch Handlungen und Vorbild.

Eine künftige Gemeindekirche soll den verschiedensten Zweigen der Gemeindetätigkeit zur Belehrung und gegenseitigen Hilfeleistung Raum bieten. Damit wäre der Ausgangspunkt für eine neue deutsche selbständige Kirchenbaukunst auf gemeinsamem Boden mit weitgesteckten Grenzen gewonnen.

Ein gewecktes allgemeines Bedürfnis, praktisches Christentum zu pflegen, würde notwendig ganz neue Bauorganismen zur Folge haben. In ihnen würde die eigentliche Kirche nicht mehr wie bisher in erster Linie ein Monument sein, das zwar äußerlich mitten in den Strom des Lebens hinein gestellt zu werden pflegt, diesen Strom aber nicht hindert, hinter ihm eindruckslos wieder zusammenzufließen, um seinen Lauf unverändert fortzusetzen. Die Lebendigkeit der neuen Baugruppe würde aber die selbständige Monumentalität des Kirchengebäudes auch ästhetisch vollständig aufwiegen.

Fassen wir den Innenraum der Kirche für sich ins Auge, so ist festzuhalten, daß bautechnisch bestimmend für die Raumgestaltung, ästhetisch maßgebend für die Raumwirkung in erster Linie die Decke ist. Dabei wird eine schlichtere Decke für die Bedürfnisse des Protestantismus vor den gewölbten Formen den Vorzug verdienen.

Abgesehen von der durch hohe Gewölbe leichter gefährdeten Hörsamkeit fällt es — wie ich meine — unter himmelanstrebenden Kreuzgewölben schwerer, dem streng geordneten Gedankengang eines Redners zu folgen, als in Räumen mit Deckenformen, die die Blicke der Zuhörer in natürlich horizontaler Richtung dem Redner zuwenden. Notwendig beeinflussen auch die um der selbständigen Raumwirkung wegen gesteigerten Architekturformen den Aufbau und den Ton der Rede auf Kosten einer ins einzelne dringenden, innerlichen und persönlichen Vortragsweise.

Es ist zu beobachten, daß der im Anfange der jungen Kirchbaubewegung befürwortete Zentralbau, in dem man einen treffenden architektonischen Ausdruck der Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit der Gemeinde sah, zu Gunsten der Saalform verlassen wird. In erster

Linie ist diese Wandlung darauf zurückzuführen, daß die Anordnung eines Zentralbaues leicht zu einer architektonischen Steigerung im Äußeren führt, die im Verhältnis zur Befriedigung des Raumbedürfnisses übertrieben erscheint und deren Aufwand im wirtschaftlichen Interesse der Gemeinde nur selten zu rechtfertigen ist.

Darüber besteht wohl kein Zweifel, daß das gesteckte Ziel, durch gesteigerte äußerliche Monumentalität die ewige Gültigkeit der christlichen Religion dem Volke eindrücklich zu machen, nicht in dem Umfange erreicht wird, der dem großen Opfer an Geld und geistiger Arbeit entspricht. Die Allgemeinheit begegnet auch künstlerisch bedeutenden Kirchenbauten mit einer Gleichgültigkeit, die bei der lauten heut üblichen Erörterung aller sonstigen Kunstfragen auffallen muß. Der rückwärts gewandte Sinn, der abgestorbene Formen mit neuem Leben erfüllen will, zeigt sich nicht imstande, neue lebendige Teilnahme im Volke zu erwecken.

Die zukünftige Gestalt des Kirchenraumes, der hier ins Auge gefaßt ist, wird der Tiefe und Innigkeit protestantischen Gedankeninhalts in anderer Weise Ausdruck zu geben suchen. Protestantische Kunst wird die Forderung stiller Würde den Ansprüchen der Monumentalität voranstellen.

Poesie und Kunstwert baukünstlerischer Schöpfungen hängen nicht von dem Reichtum der Formen und des Materials ab. Das letzte Ziel der Kunst ist auch nicht die Schönheit allein, sondern die Wahrheit. Die Aufgaben, die sich ein Künstler stellt, müssen, wenn er auf diesen Ehrentitel Anspruch erheben will, ihn zuerst als Menschen finden, empfindlich für alle Geisteswerte seiner Zeit. Die künstlerische Begabung drängt ihn alsdann, den unausgesprochenen Gefühlen die Sprache der Schönheit zu geben, die zu Herzen geht, wenn sie von Herzen kommt. Stil und Formensprache müssen beweisen, daß er an seine Gedanken glaubt; sie nicht nur denkt, sondern auch empfindet.

Wenn sich für die Ausstattung protestantischer Kirchenräume ein allgemein gültiger Grundsatz überhaupt aufstellen ließe, so könnte es vielleicht nur der sein, daß man imstande sein müßte, sich darin jederzeit die Gestalt Christi, wie sie in Palästina wandelte, vorzustellen. Hinter dem Liturgustisch der Brüdergemeinde könnte sie jeden Augenblick Platz nehmen; in einigen Prunktempeln wäre sie für manchen kaum anders zu denken, als mit dem gedrehten Strick in der drohenden Rechten. Damit soll keineswegs puritanischer Enthaltsamkeit oder gar Feindseligkeit gegen die Schönheit der Form das Wort geredet werden. Ich befürworte auch nicht das modische, müde Verzichten auf feinere Formendurchbildung. Aber erst der Geist, dann die Form.

Der Wert jeder Kunstleistung höherer Art wird in letzterer Linie durch den Wert der zu Grunde liegenden Gesinnung bestimmt. In der Hand des Baumeisters, der seine Aufgabe mit innerer Teilnahme erfaßt, muß sich, wofern er ein Künstler ist, die Kunstform von selbst finden, mit der er den Kirchenraum zur feierlichen Stätte der Einkehr und des Gebetes gestaltet. Dabei verfüge er frei über alle Mittel der Plastik und Malerei von der einfachen Dekoration bis zur höchsten Kunst, aber er bleibe der Tatsache eingedenk, daß die bildlichen Darstellungen des auf uns überkommenen Kirchenschmuckes früher wesentlich der Volksbelehrung zu dienen hatten, heute indessen sogleich kunstkritische Empfindungen auslösen, die die Teilnahme der Hörer zu zersplittern geeignet sind.

Selbständige Monumentalität in Raumbildung und Raumausstattung verleitet auch den Redner leicht zu jenem verhängnisvollen gewohnheitsmäßigen Pathos, das viele veranlaßt, die Predigt zu meiden, die nicht zur Christus-feindlichen Welt gezählt werden dürfen. Vor allem ist bei bildnerischem Schmuck auf die blutlose Ästhetik völlig zu verzichten, mit der ein Maler vom andern die Christusfigur in schmelzend weicher Haltung als Verkörperung weiblicher Sehnsucht abschreibt, anstatt sie groß und herb darzustellen in ihrer gewaltigen Natur, die alles andere überwindet und an den Sieg ihr ganzes Dasein setzt.

Daß eine solche freie und rein menschliche Anpassung an den großen Stoff eine zu den seltensten Erscheinungen zählende Meisterschaft erfordert, liegt auf der Hand; daher lieber Verzicht, als die Zulassung einer Mittelmäßigkeit, die verletzend wirkt, wenn sie den Hintergrund für einen Redner bildet, der mit innerem Drange sich zu seinen tiefsten Erfahrungen bekennt.

Das Nachdenken, das die Schaffung des künstlerischen Schmuckes begleiten muß, soll sich auch Zurückhaltung bei der Verwendung altchristlicher Symbole auferlegen, soweit deren Gedankeninhalt unserm Gefühl verloren gegangen ist. Ihre spielende, rein dekorative Wiederholung versündigt sich an der Würde ihres Alters. Das gilt auch von der für die Christenheit bedeutungsvollsten Form, vom Kreuz, dessen gehäufte gedankenlose Anbringung oft nur die Unfähigkeit zu verdecken hat, mit andern Mitteln kirchliche Würde zu erzielen.

Für eine weihevolle Raumwirkung ist jedenfalls auf die Farbenstimmung im allgemeinen das größte Gewicht zu legen, denn der farbige Eindruck des Raumes ist erfahrungsmäßig zunächst und ganz unabhängig von der Art der architektonischen Formengebung für den ersten Eindruck maßgebend, den der Eintretende in sich aufnimmt. Sie ist auch ohne besonderen Aufwand figurenreicher bunter Fenster zu erreichen. Die klaren

Vernunftscheiben der protestantischen Kirche, die Heinrich Heine dem Protestantismus der mystischen Farbenglut katholischer Raumstimmung gegenüber gewissermaßen zum Vorwurf macht, sollen ein Ausdruck des Selbstbewußtseins sein, das klares Licht bis in die letzten Winkel hinein verlangt. Im ganzen soll der Raum einen heiteren Ernst zeigen. Das Schönste und Größte, was geschieht, fließt aus froher Stimmung.

Die Ästhetik des Raumes wird aber nicht nur durch Farbe und Form, sondern durch die Anordnung der Gemeinde selbst wesentlich bedingt, für welche Decke und Wände nur den Rahmen bilden. Sie ist mit gesunder Logik ungezwungen in schönen ruhigen Linien um den Redner zu gruppieren. Vielleicht werden in natürlicher Entwicklung der Baugesinnung veredelter Zweckmäßigkeit die festen Bänke in kommender Zeit durch einzelne Stühle ersetzt werden, um das einseitig lehrhafte der Gottesdienste noch weiter zu mildern. Hierbei kann auch einer Anordnung Erwähnung getan werden, die wie die eben genannte nebensächlich erscheinen möchte, die aber gleichfalls die gegenseitigen Beziehungen zwischen Kirchenbesucher und Prediger innerlich beeinflussen könnte, wo die gegebenen Verhältnisse eine Berücksichtigung des Vorschlages gestatten. Der Kirchraum sollte im Winter derartig erwärmt sein, daß die Gemeindeglieder Hut und Straßengewand im Vorraum ablegen könnten. Diese Sitte würde auch dazu beitragen, den — wenn ich mich so ausdrücken darf — gesellschaftlichen Ton der Gottesdienste dahin günstig zu beeinflussen, daß die Geschmacklosigkeit als solche erkannt wird, zu den Gottesdiensten zu spät zu kommen, eine Gepflogenheit, die den Gemeinden in der Regel als unwürdig kaum noch zum Bewußtsein gelangt.

Die innerliche, überall auf den Inhalt gerichtete Art evangelischer Gesinnung sollte aber bei der Behandlung der Raumästhetik protestantischer Kirchen die Gedanken auch einmal auf die künstlerische Form unserer Gottesdienste selbst lenken. Von dem Grade ihrer Weihe ist die Stimmung der raumschaffenden Künstler erklärlicherweise in erster Linie abhängig. Daß unsere Gottesdienste in der gegenwärtigen Form, die äußerlich dem Mittelalter entlehnt ist, des mittelalterlichen Glanzes und Farbenreichtums entkleidet in ihrer starren Schablone teilweise nicht befriedigen, ist eine Erkenntnis, die auch bei den konservativsten Vertretern der Kirche zum Durchbruch gelangt.

Es entspräche dem Geist des evangelischen Kirchentumes und besonders seiner deutschen Auffassung, wenn die wünschenswerte ästhetische Steigerung unserer Gottesdienste durch umfangreichere Hinzuziehung der Musik gefördert würde. Man könnte es für einen Gewinn halten, die Liturgie von der Predigt ganz zu trennen und sie durch Gemeinde- und

Kunstgesang zu einem selbständigen, künstlerisch geschlossenen Gottesdienst zu gestalten, dessen Höhepunkt das Verlesen eines Bibelabschnittes oder das freie Gebet eines Geistlichen bilden könnte. Man ist nicht immer geneigt, sich auf die von Eingebung und Befähigung abhängende Beredsamkeit der Kanzelredner angewiesen zu sehen, und zeitweise mehr gestimmt, sich still den Klängen deutscher Kirchenmusik zu überlassen. Ablehnende Schlagworte, wie Theater, Konzertkirche, haben gegenüber dem unerschöpflichen Reichtum innerlichster evangelischen Kirchenmusik wenig Gewicht. Bachsche musikalische Bekenntnisse kann man für sich allein als lebendige Beweise für die ewige Gültigkeit christlicher Erfahrung gelten lassen.

Musikalische Andachten, wie sie z. B. in Dresden üblich sind und an vielen Orten Aufnahme gefunden haben, bedürften mit geringer Umgestaltung nur der Einfügung in die Gemeindeordnung als regelmäßige Sonntagsgottesdienste, um zu einem Bande werden zu können, an dem viele den Weg zur Kirche zurückfänden.

Als das Natürliche für die Unterbringung des Sängerchores und der Orgel ergibt sich dabei ihre Anordnung angesichts der Gemeinde — eine Forderung natürlicher Logik —, die auf alten Vorbildern und auf den jüngsten Erfahrungen besonders Englands fußend sich mehr und mehr Geltung verschafft. Die vereinigende Gruppierung von Altar, Kanzel und Orgel dürfte dabei im Laufe der Entwicklung zum allgemeinen Ausgangspunkt für die Gestaltung protestantischer Kirchen werden.

Wenn ich mir evangelische Kirchenräume so gestaltet denke, daß sie Poesie und Würde mit bewußter Zurückhaltung in der Heranziehung der freien Künste verbinden, so möchte ich einen kirchlichen Raum mit Ausdrucksformen freudigen Selbstbewußtseins und hoffnungsfroher Zuversicht in monumentaler Weise ausgestattet sehen: die Begräbniskapelle.

Es ist charakteristisch für die mangelhafte künstlerische Gestaltungskraft unserer Zeit, daß unsere Begräbnisformen so wenig dem ehrfurchtsvollen Gefühle gerecht werden, das der Tod jedesmal in uns erweckt. Es herrscht eine wahrhafte Scheu bei den das rosige Licht noch Atmenden, sich vorher mit einer etwaigen schöpferischen Umgestaltung unserer Totenfeier zu befassen, ehe die kurz gelassene Frist im eingetretenen Trauerfalle zu raschem Entschlusse zwingt. Die Frage ist wichtig genug, da sie die ästhetische Seite unserer Kultusformen von innen heraus zu beeinflussen geeignet ist.

Bei der Totenfeier hat der Geistliche die seltene Gelegenheit, sich auch solchen gegenüber zu sehen, die für gewöhnlich die Kirche nicht aufzusuchen pflegen. Alle findet er in der empfänglichen Stimmung, die ent-

steht, wenn wir mit dem Ewigen in Berührung kommen, auf das der Tod deutet. Diese Stimmung wird durch die Form und Gepflogenheit unserer Begräbnisse wenig genützt, eher gestört und verletzt.

Ich will mich nicht in das Einzelne einer Kritik unserer Beerdigungsformen verlieren. Sie hätte mit den würdelosen Geräten des Totendienstes zu beginnen, die der rohe Geschmack unserer Beerdigungsindustrie einem befangenen Urteil zur Verfügung stellt. Sie müßte an die verzettelte Feier in dem meist völlig umgeräumten Hause des Verstorbenen anknüpfen, das in solchen Tagen mehr wie je der ungestörten Ruhe bedarf. Es wäre auf die meist profane, stimmungslose lange Wanderung hinter dem Sarge, häufig durch lauten Straßenlärm hindurch, und auf die durch die beschränkte Örtlichkeit zerrissene Schlußhandlung am Grabe hinzuweisen, um hier für ein feineres Gefühl Mängel höherer Kultur erkennen zu lassen, die wohl fassungsloser Trauer nachzusehen wären, nicht aber einer Kirchenorganisation, als deren leitender Grundgedanke gefestigte Christenhoffnung gilt.

Wie viel würdiger entspräche es dem Gemeindegefühl bei der Verabschiedung eines Gemeindegliedes in die Ewigkeit, wenn alle Bestattungen von Arm und Reich nach der in einzelnen Städten schon bestehenden Sitte nicht vom Trauerhause, sondern von einer monumental gestalteten Halle ausgingen, in der sich die Leidtragenden versammelten. Hier hat der Geistliche die gestimmte Trauergemeinde geschlossen vor sich, sodaß sie seinen Worten folgen kann und muß, anders als in der zufälligen, zersplitterten Gruppierung unserer üblichen Beerdigungen.

Unsere meist dürftigen Begräbniskapellen genügen hierfür nicht. Sie lassen ebenso wie unsere sonstige Kirchhofkunst nur in seltenen Fällen einen künstlerischen Gedanken erkennen. In München beispielsweise ist dagegen vorbildlich gezeigt, wie sich eine solche Kapellenanlage breit vor die Straße legen kann, den dahinterliegenden Kirchhof von allem Lärm der Welt abschließt und gleichsam ein gewaltiges Tor in die Ewigkeit bildet, das zu durchwandern keinem erspart bleibt. Wie würdig käme das Gleichmachende des Todes zum Ausdruck, wenn den menschlichen Kämpfern jeden Standes nach ihrem Hinscheiden durch die gleiche Form des Sarges, des Raumes, der ganzen Feier ohne Unterschied die gleichen kriegerischen Ehren erwiesen würden.

Es ist wohl überflüssig, besonders darauf hinzuweisen, daß die hier gegebenen Anregungen sich in erster Linie auf unsere großen Städte beziehen, die mit gärenden Stoffen äußeren und inneren Unfriedens angefüllt sind. Tatsächlich deutet aber vieles darauf hin, daß wir uns wieder

einer Kulturepoche nähern, die sich bemüht, Antwort auf die letzten Fragen der Menschheit und der Welt zu suchen.

Was den ländlichen Kirchenbau betrifft, so ist dem Ausspruche Riehls zuzustimmen, daß die Dorfkirche als einzige höhere Kunstschule des einfachen Mannes mit entsprechenden selbständigen Kunstformen erfinderisch zu gestalten ist, besonders auch im Innern, das auch ohne eigentlichen höheren Kunstwert künstlerisch charakteristisch wirken muß. Es ist dankbar zu begrüßen, daß dem sichtbar gewordenen Verfall der Kirchenbaukunst auf dem Lande neuerdings durch eine künstlerische Auffassung Einhalt getan wird, die sich an den Charakter der Landschaft und ihrer Bewohner anzuschließen bemüht ist.

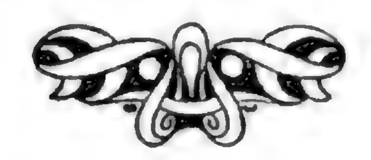
Vielleicht wird von manchem in der Befürwortung des Schlichten, Sachlichen, Anheimelnden gegenüber einer monumental gestalteten Architektursprache evangelischer Kirchenbauten das Selbstbewußtsein vermißt, das bei der Kampfstellung der verschiedenen Bekenntnisse aus inneren und taktischen Gründen nach außen hin künstlerischen Ausdruck finden müßte.

Demgegenüber kann die Frage aufgeworfen werden, in welchem Grade der Protestantismus bei dem heutigen Stande seiner Entwicklung große Kunst hervorzubringen imstande ist. Kunst und Religion stehen, wie Richard Wagner in der gedankenreichen Schrift gleichen Namens ausführt, in einem Gegenseitigkeitsverhältnis. Kunst allein kann die religiösen Bedürfnisse des Volkes nicht befriedigen, wie eine sich allerdings immer mehr verringernde ästhetische Gemeinde glauben machen will, aber sie kann metaphysischen Gefühlen den Boden bereiten. Auf der anderen Seite ist höchste Kunst ohne Untergrund einer Religion nicht zu denken. Religiöse Kunst bedarf ebenso eines von seinem Inhalt begeisterten Künstlers, wie einer großen seine Begeisterung verstehenden Gemeinde. Besitzen wir nun auch Künstler, die wie Böcklin, Uhde, Gebhardt, Thoma protestantisches Empfinden überzeugend zum Ausdruck bringen, so fehlt doch der Widerhall in der großen Masse des Volkes, der solche Kundgebungen einzelner als Äußerungen einer evangelischen Kulturmacht gelten lassen könnte.

Die Zulassung verstandesmäßiger Kritik bildet das Rückgrat des Protestantismus und sichert ihm die Zukunft in der religiösen Entwicklung. Der Gestaltung eines geschlossenen Organismus, ähnlich dem Katholizismus, ist sie nicht förderlich. Das Zersetzende kann sich zeitweise in einem Grade geltend machen, daß manche Hoffnung auf eine künftige Gesellschaftsbildung mit evangelischer Grundlage ins Wanken gerät. Diejenigen, die sich in ihrem Glauben an die Weltaufgabe des Protestantismus nicht

beirren lassen, den gemeinsamen Untergrund für eine große christliche Lebensgemeinschaft der Zukunft zu schaffen, kennen das Naturgesetz jeder Entwicklung im einzelnen und im ganzen, das Goethesche „Stirb und werde“:

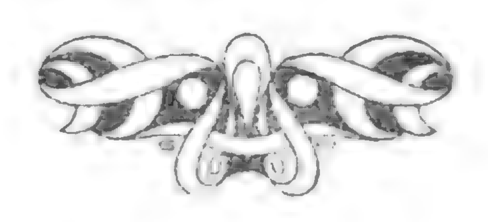
Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach;
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

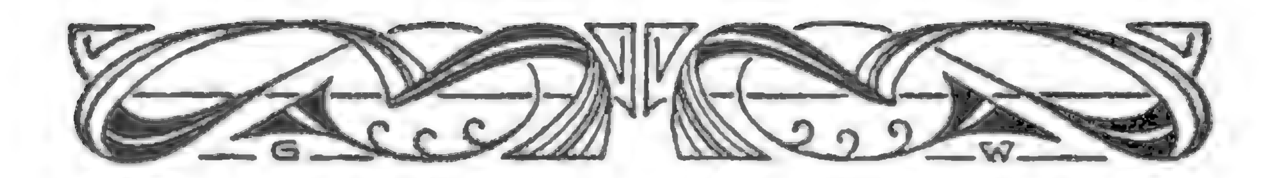


Bücherschau.

Handbuch des Deutschtums im Auslande nebst einem Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen. Herausgegeben vom Allgem. Deutschen Schulverein. 2. umgearb. und stark vermehrte Auflage. Berlin 1906. D. Reimer. 584 S.

Die 1. Auflage dieses Buches war, 2000 Exemplare stark, in 4 Monaten vergriffen. Jetzt liegt es in neuer Auflage vor, gänzlich neu bearbeitet. Gegenüber manchen berechtigten Wünschen, die die 1. Auflage unerfüllt ließ, wird man hier sagen dürfen, daß, was geschehen konnte mit entsagungsvollem Fleiße, wahrlich geschehen ist. Mit dem aufrichtigsten Danke nimmt jeder, der in der nationalen Bewegung unserer Tage tätig ist, das hier gebotene entgegen, und die „Deutsche Monatsschrift“ kann nur wünschen, daß jeder ihrer Leser sich das Buch anschafft zur Orientierung und zum Nachschlagen über die Stellung des Deutschtums überall auf der Welt. Wir begrüßen besonders, daß das Werk in nicht zu großen Zeitabständen neu erscheinen soll, und geben gern den Wunsch des Herausgebers weiter, daß jeder Benutzer seine Bemerkungen, sein Material usw. der Redaktion (Berlin W., Landgrafenstr. 7) zugänglich machen möchte. Der Verleger hat das Buch trefflich ausgestattet und läßt es trotzdem, mit eigenen Opfern, zu einem Preise ausgehen, der weitester Verbreitung nicht hinderlich ist. So möge es denn noch schneller verkauft werden als die erste Auflage und in immer folgenden Auflagen werden das Handbuch für alle Fragen unsers Deutschtums, seiner Verbreitung und seiner Interessen im Auslande. O. H.





Zur Ästhetik meiner Balladen.

Bausteine zu einer Ästhetik der deutschen Ballade.

Von

Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

III.

(Schluß.)

Inneres durch Äußeres. — Mißverständnisse der Gebildeten. — Die drei Hemden. — „Was sagen die Ärzte?“ — Wie Juda entstand. — „Juda“ und „Balladen“. — Wiebke Pogwisch. — Lyrik und Ballade. — Schule und Versvorwürfe. — Der Fischer von .....

Inneres durch Äußeres. Ich weiß nicht, ob es auch in der Lyrik möglich oder auch nur gut ist, aber in der Ballade muß alles sichtbar, hörbar sein, was erzählt wird. Und wenn die Worte ihre vielleicht früher besessene Wirkung verloren haben, wie die abgeblaßten Typen „edler Recke“, „minnige Maid“, so muß man neue finden, die dem inneren Auge wieder leuchtende Farben zeigen. Grade die feinsten seelischen Vorgänge projiziere ich am entschiedensten nach außen, weil sie mir sonst im Wortgetümmel der großen Ballade verloren gehen.

Hinter dem mit Papierblumen geschmückten Sarge des Bohemiens gehen seine beiden Freunde. Der eine sagt, wie einsam der Tote war. Der andere:

„Er hatte sein reiches Herz,
Das trug ihn sonnenwärts.“

Das sind hohe Worte, die ein ernsthafter Mann nicht ohne leise Gêne sagt. Man sieht dabei zur Seite und macht seinen Händen was zu tun.

„Sprach der andre, der daneben ging, —
Und er schob dabei den papiernen Kranz,
Daß er grade hing“ —
„Er hatte sein reiches Herz“ usw.

Das ist so ein Beispiel der Projektion nach außen. („Der letzte Weg.“)

Aber man sollte sich überhaupt vor allzuvielen Innerlichkeiten hüten. Wir sind da in eine arge Überschätzung der Sechzehntelgefühlchen und differenziertesten Seelenriechereien gekommen. Mehr als alle „Sehnsüchte“, „sexuelle Zwischengefühle“ und „Stimmungsnuancen“, mehr als sie ist immer: Die Tat. Und der Wille zur großen Tat ist auch groß, einfach, ungespalten. Und wenn er schon gespalten ist, so ist er doch nicht zerfasert, zersplittert, wie manche Modepoeten ihn malen. Große, edle oder böse Menschen mit starkem Willen, klare Ereignisse, mächtige Taten, das ist das Material der Ballade. Sie ist monumental, während jene Lyrik miniatur und mosaik ist.

Mißverständnisse der „Gebildeten“. Eine sehr hochstehende Dame, die mein Buch „Juda“ liebt, hat trotz ihres Alters so schweren Anstoß an den

Zeichnungen Liliens genommen, daß sie höchst eigenhändig den nackten Figuren mit Federzeichnung Röckchen und Höschen angezogen hat. Das ist keine Münchhausiade, sondern eine sehr traurige Geschichte vom Mißverständnis.

Als der „Ziska" zuerst gedruckt war, — ich glaube bei Westermann, — waren in der Zeile

„Was hilfts, ob du Hafer baust!"

die beiden letzten Worte ein wenig nahe gerückt. Eine große und vornehme Gesellschaft hatte sich in den gewagtesten Erklärungen versucht, und wenn auch die richtige Auslegung von einigen vertreten wurde, so hatte doch die Mehrheit unter Zuhilfenahme eines großen Wörterbuches der deutschen Sprache festgestellt, daß „die Haferbaust" die Fülle des geernteten Hafers bezeichne.

Eine Lehrerin aus Norddeutschland schrieb mir, aus welcher Quelle ich wüßte, daß Rahab sich erhängt habe. Ich würde doch sicher so etwas nicht einfach erfunden haben, da ja doch Rahab „bekanntlich" eine Vorfahrin Christi geworden und dadurch profaner Willkür in der Behandlung entzogen sei. Ich blätterte nach und fand, daß tatsächlich Matth. 1, 5 steht, daß Rahab die Stammmutter Christi war, oder wenigstens Josephs. Denn der war ja (auch wieder „bekanntlich") nicht der Vater Christi!

Eine hannoversche historische Zeitschrift erzählte von den Zeiten des Königreiches und beschrieb die damalige Dislozierung der Garden. Jeder Reiter blieb auf seinem Hofe und pflügte und bestellte mit seinem Pferde. Auch die Offiziere wohnten bei den Bauern im Lande umher, jeder inmitten seiner Schwadron. Nur die Übungen vereinigten die Truppen zu einem militärischen Ganzen, und durch dieses Verhältnis war ein enges Band zwischen Offizieren und Mannschaften, zwischen Militär und Volk gebildet, eine glückliche Organisation, die B. Frh. v. Münchhausen in seinem Gedichte „Wir" anschaulich geschildert hat!

Ich fiel aus allen Wolken, als ich das las!

Die drei Hemden. Ich halte „Die drei Hemden" für eine gute Ballade, ich sage das, weil ich auch sage, daß der „Marschall" und etwa der „Letzte" schlechte Balladen sind. Der Marschall ist in der Technik unordentlich und lässig gearbeitet, der Letzte hat keine durchgehende Handlung, sondern ist die Beschreibung zweier voneinander unabhängigen Sitten.

„Die drei Hemden" sind eine Weltanschauungsballade, ihr Gedanke ist die Entsündigung der Leidenschaft. Dieser Gedanke teilt sich in drei Arme, die Wirkung der Leidenschaft auf Mann, Weib und Kind.

Das Weib wird durch Leidenschaft zur Mutterschaft gebracht. Um die Leidenschaft hier zur Sünde im kirchlichen, moralischen Sinne zu stempeln, mußte das Weib eine Nonne sein. Und getreu meinem Grundsatz von der Projizierung des Gedankens in die sichtbare Welt bricht der Fluch des Sündenhemdes, als sie zwei Kinderhemdchen aus ihm schneidert.

Das Kind ist bei mir ein Mädchen. Um nicht dasselbe wie bei dem Weibe zu sagen, mußte ich Zeit, Ort und Umwelt möglichst andersartig wählen, mußte auch

die Stimmung und den Vers, um nicht eintönig zu werden, zwischen den beiden ernsten Erwachsenen leichtsinnig und fröhlich machen. Recht schwierig war es, bis zuletzt das Geheimnis zu wahren, wer aus dem Kinde später wird. Darin mußte die Spitze der Ballade liegen, ich mußte die Sünde aus der Ballade heraus in ihre Projektion, in die Zukunft legen, oder einen Namen am Schlusse bringen, der sofort und für jeden die Vorstellung erweckt, was aus dem Mädchen geworden sei.

Die Leidenschaft führt das Weib zum Kinde, das Kind verdirbt sie, den Mann führt sie zu Gott zurück und zu sich selber, er erwächst zum Genie im Strudel der Weltsünden. Darum die Zweiteilung in der Mannesballade — zu Gott, zu sich. Und am Schlusse, als aus dem Stürmer und Dränger der stille Große Rabbi geworden ist, da spricht der Greis die philosophische Quintessenz der Ballade aus. Spricht sie aus, vielleicht ohne den Zusammenhang mit den Hemden zu ahnen, gegenüber der Hexe, deren Sündentuch in der Eingangsballade gesponnen ist. Die Ballade kehrt zu sich selber zurück, der Fluch, der im ersten Gedicht gewebt ist, führt im letzten zur Entsühnung der Hexe und damit seiner selbst. Das Mittel der Entsündigung ist aber er selber — die Leidenschaft, die sich selbst am Ende heilig spricht. In diesem Teile ist im Eingange die Umwelt durch die spezifisch jüdische Sprechform der Frage charakterisiert, so wie im dritten Gedicht die spielerische Form der Kehrreimballade zur Bezeichnung des französischen Rokokozeitalters verwendet wird.

Jede der vier Balladen ist in sich soweit geschlossen, daß sie allein stehen könnte. Das ist bei einem Zyklus sehr selten zu machen, muß aber doch entschieden als erstrebenswert bezeichnet werden, da sonst die Einzelballaden, die doch formal Einheiten sind, dies nicht auch innerlich werden.

Ich denke, daß es mir gelungen ist, den komplizierten Gedanken fast völlig in Handlung aufzulösen, daß man das Gedicht lesen und genießen kann, auch ohne es völlig deuten zu können. Ich habe acht und einen halben Monat daran gearbeitet.

„Was sagen die Ärzte?!“ Diesen schönen Satz finde ich von Zeit zu Zeit in den Anzeigen irgend eines Mundwassers, eines Haarbalsams oder einer anderen Medizin, und ich habe oft gedacht, daß es für mich viel wichtiger zu wissen wäre, was die Kranken dazu sagen. Denn eigentlich sind sie die wahrhaft kompetenten Urteiler über Medizinen und nicht jene gelehrten Theoretiker, deren Sprüche fettgedruckt für die Tinkturen Reklame machen. Aber man muß auch in der Kunst das Lachen nicht vergessen und deshalb von Zeit zu Zeit nachlesen „Was sagen die Ärzte der Kunst, was sagen die Theoretiker, die Ästhetiker dazu?“

Die Haupteigenschaft der Kunst ist ebenso wie die Haupteigenschaft der Natur: daß sie unsystematisch ist. Und wie in der Naturgeschichte zum bitteren Leidwesen aller gelehrten Köpfe immer mal ein Schnabeltier daher kommt, das zu den Vögeln gehört, weil es Eier legt und einen Entenschnabel hat, und zu den Säugetieren, weil es seine Jungen säugt und seinen Pelz auf vier Beinen spazieren trägt, so gibt es auch in der Kunst solche Schnabeltiere. Sowas „bildet den Übergang“, ist höchst interessant, aber eigentlich ein Stein im Wege des

Systems, das an ihm doch tatsächlich zerschellt. Denn was ist ein System wert, das in Vögel und Säugetiere teilt und dabei eine Gruppe läßt, die dazwischen steht! Was soll uns die alte und törichte Frage nach den Grenzen von Ballade, Romanze und lyrischem Gedicht!

Tatsache ist, daß wir uns eines Tages zwei Worten gegenüber fanden, die beide annähernd dasselbe sagten: Ballade und Romanze. Nun mußte mit Gewalt herausgebracht werden, was die Grenze zwischen beiden sei. Aber außer der tiefsinnigen Entdeckung, daß Ballade ein keltisches oder lateinisches Wort sei und nordische Romanzen bezeichne, Romanze dagegen ein romanisches Wort, das südländische Balladen in sich begreife, ist nicht viel dabei herausgekommen. Höchstens noch die Feststellung, daß die Ballade „meist" ernst und düster, die Romanze „häufig" heiter und tändelnd sei.

Wozu das alles, liebe Leute! Es ist doch ein Zufall, daß es diese beiden Worte gibt, es könnte doch leicht sein, daß neben „Ballade" und „Romanze" noch „Aventüre" lebendig wäre, und dann wäre die Frage noch komplizierter. Lassen wir uns nicht von den Zufälligkeiten der Sprache narren, lassen wir Künstler wenigstens endgültig den alten Grenzstreit ruhen zwischen Ballade und Romanze! Uns genügt zu wissen, daß selbst unsere Größten, Goethe und Schiller, beide Begriffe unabgegrenzt nebeneinander gebrauchten. Wenn wir uns aber einmal darüber unterhalten, so wollen wir eingedenk sein, daß es ein Gespräch ist, wie es friedliche Könige über ihre Exklaven führen: Wir wollen ausmachen, was wir unter Ballade, was unter Romanze verstehen wollen, aber nicht glauben, daß wir über die Kunst sprechen.

Ich habe, weil ich das Wort lieber habe, alle meine Romanzen mit „Balladen" genannt.

Eine ganz andere Frage ist natürlich die folgende: Ich suche nach den Gesetzen der Ballade und frage nun: Was ist eine Ballade, d. h. welches sind die Regeln des kurzen erzählenden Gedichtes? So habe ich mich gefragt, bevor ich die weiter oben aufgezeichneten Regeln fand. Ich sage „fand" und bitte ja nicht zu lesen: „festsetzte". Und ich will gern jedem, der nach mir kommt, sein fröhliches Auslachen meiner Weisheit und dieser Regeln lassen, sofern er neue Balladen schreibt, die nicht darunter fallen.

Was sagen die Ärzte dazu?

Dr. J. Goldschmidt (Leipzig, Fock 1890) „Die Ballade ist das lyrische Fortleben des spezifischen Volkes, die Seele desselben, die Nachtseite des Bewußtseins, sie steht auf dem Urgrunde des Volksgeistes. Das Element der Ballade ist der Geist in seiner Naturbedingtheit, in seiner Abhängigkeit von Natur und Leidenschaften, in Unfreiheit."

Nach diesen wahnsinnigen Sätzen ist es nicht weiter merkwürdig, wenn Herr Dr. Goldschmidt zu folgender Begriffsbestimmung kommt: Die Ballade ist ein erzählendes Gedicht von ernstem (?) Charakter und mäßigem Umfang (wie viel Verse?), das den Einfluß der überirdischen Welt auf die irdische veranschaulicht."

Der gelehrte Mann hat sich festgebissen und läßt nun nicht mehr locker. Der Vater der deutschen Ballade, Bürger, hat bekanntlich ein Gedicht gemacht: Vom braven Mann. „Die Tat des Grafen ist der Verherrlichung nicht würdig", keineswegs ist mit dem Gedicht der Forderung der Ballade Genüge geschehen. (Der Forderung, die Goldschmidt aufstellt!)

Der Wilde Jäger und Lenore werden zwar als Balladen durchgelassen, aber G. kritisiert sie ziemlich kurz und klein, tadelt z. B. streng, daß der helle Mondschein, der uns andern das grausigste vielleicht in den betreffenden Strophen ist, „dem düstern Vorgang nicht recht entspricht". Goethe hat, wie Goldschmidt anscheinend mit Bedauern zugeben muß, „ungern schematisiert". Aber aus dem schlichten Motto seiner „Balladen"

„Märchen noch so wunderbar
Dichterkünste machen wahr"

knetet dieses Urbild eines Philologen folgendes heraus: „Er hat damit angedeutet, daß es (das Märchen) erst dann den Wert einer Ballade erhält, wenn darin das Eingreifen des Überirdischen ins irdische Tun zur Erscheinung gelangt, zugleich dürfen wir daraus den Schluß ziehen, daß er, der allenthalben die Einfalt liebte, auch in dieser Gattung zufrieden war, wenn das heitere oder erschütternde Wirken der Zauberwelt der Dichtung einen heiteren oder dunkelen Charakter aufprägte." Ich bitte den Leser nachzuschlagen, ob ich übertrieben habe, als ich weiter oben die Frage besprach „Was will uns der Dichter damit sagen?"

Die neueren kommen bei Goldschmidt garstig weg.

Chamissos „Sonne bringt es an den Tag" wird aus dem Ehrensaal deutscher Balladen ausgeschlossen, weil es sich „in so kalten Bericht verliert" und „erst zuletzt in fast komischer Weise die Rache eintritt".

Platen „Von den sogenannten Balladen darf keine auf diese Bezeichnung Anspruch erheben". Somit hat Platen den Begriff der Ballade völlig verkannt, und man darf ihn trotz des „Königs Otto" aus der Zahl der Balladendichter löschen.

Heine wird ebenfalls gern Balladendichter genannt. Sehr mit Unrecht.

Über Uhland notiere ich den folgenden prächtigen Satz, in dem der Philologendünkel seinen Gipfel erreicht: „Hat dieser auch eine freie Erweiterung des Balladenbegriffes geduldet und dadurch eine große Verdunkelung desselben herbeigeführt, so hat er doch tatsächlich gewöhnlich instinktiv die Wunderwelt der Sage auf die Menschennatur wirken lassen." Natürlich schließt es dann damit, daß „eine verhältnismäßig geringe Zahl von Uhlandschen Balladen übrig bleibt".

„Zedlitz und Kopisch sollten nebst vielen anderen aufhören, Balladendichter zu heißen."

„Vogl wurde zwar der Vater der österreichischen Balladendichter genannt, aber nicht einmal sein „Wittekind" gibt dazu ein Recht."

Höltys Willitanz ist eine Ballade . . . „doch entging dem Dichter die Einheit unserer Dichtungsart".

„Der vielseitige Em. Geibel ... wäre ... für die Ballade der geeignetste Dichter gewesen, wenn er das Wesen derselben beachtet hätte. Es gibt ja Männer, welche den Tod des Tiberius zu den Balladen stellen, aber sehr mit Unrecht."

Von Felix Dahn „könnte man allenfalls Hako Heißherz als Ballade ansehen, wenn nicht die letzte Strophe die Einheit des ganzen störte".

„Man ist gewohnt, Th. Fontane als Balladendichter aufzuführen. Daß er es sei, muß durchaus geleugnet werden."

Schluß, Schluß! Goldschmidts Broschüre verdiente diese Beachtung nicht, aber sie ist interessant, weil sie typisch ist. Der Unkünstler, der Philologe, unfruchtbar wie ein Kapaun, zimmert sich ein Prokrustesbett. Zimmert es mit all dem unzulänglichen geistigen Material, das er in sich trägt. Und schnallt nun ein Kunstwerk unseres Volkes nach dem andern darauf und zerrt und hackt es entzwei. Und kommt selbst dadurch, daß eigentlich nichts das Maß seines Marterbettes hat, nicht auf den einfachen Gedanken, daß dies Bett vielleicht seiner Kapazität entspricht, jedenfalls aber nicht der Größe der vergewaltigten Künstler.

Aber vielleicht ist nur Goldschmidt so unglaublich, vielleicht sind andere Ästhetiker besser.

Aus oben erwähntem Buche zitiere ich

„Echtermeyer: Die Ballade entspricht dem Mythus des Epos."

R. Gottschall: Die Ballade ist „ein episches Lied, in welchem der Ton der Stimmung und die singbare Form vorwaltet, und welches daher das Ereignis ganz in Empfindung auflöst". Die Ballade sei „von seelenvoller Kürze, skizziere das Epische nur in traumhaften Umrissen [!] und sei wesentlich lyrisch" [!!]. „Den echten modernen Balladendichter erkennt Gottschall in Heinrich Heine im Buch der Lieder."

Ist das nicht fabelhaft, wie zwei Männer des gleichen Volkes so verschieden fühlen können! Ich weiß kein Buch, das so unballadisch, so rein lyrisch wäre, als Heines Buch der Lieder und halte eine Definition, d. h. Abgrenzung der Ballade nur dann für diskutabel, wenn sie die Ballade scharf von der Lyrik trennt. Und Gottschall sagt: die Ballade sei wesentlich lyrisch.

A. W. Grube (Vorträge I) hat keine klipp und klare Definition gegeben, wir müssen uns deshalb an folgende Sätze halten: „Der Ballade ist es auch da, wo sie die Natur in ihrer dämonischen Macht und Gewalt vorführt, stets um das Innenleben des Menschen ... zu tun." „Der Stoff ist das den Naturmächten des Affektes und der Leidenschaft hingegebene Gemüt."

Das köstlichste aber, was dieser Ästhetiker von der Ballade sagt (ich zitiere wieder Goldschmidt) ist, daß er als „wesentliche Eigentümlichkeiten" der Gattung aufstellt — den männlichen Endreim und die nicht strenge Abgrenzung der Versfüße!!

Können wir Künstler da zur wissenschaftlichen Ästhetik noch irgend welches Vertrauen haben?

C. Beyer hat, wie ich glaube, am feinsinnigsten über Ballade und Romanze gesprochen (Poetik II S. 263), aber er ist auch sehr vorsichtig in der Umgrenzung.

„Romanze und Ballade sind kleinere erzählende Gedichte volkstümlicher Natur und lyrischer Färbung.“ Dann fährt er allerdings fort: „Ihr Zweck ist Mitteilung eines epischen Stoffs, einer Begebenheit, einer Sage ohne subjektive Äußerung des Gefühls des Dichters.“ Das ist gewiß nicht richtig, denn dann würde Bürgers Lied vom braven Mann, Goethes Johanna Sebus, vor allem aber viele der nordischen Balladen mit ihren durchaus „subjektiven Äußerungen des Gefühls des Dichters“ („Ach, war ich selber einst jung!“, „Liebeswort freuet das Herz“) aus dem Rahmen herausfallen. Am gefährlichsten ist auch bei ihm die alte Teilung in nordische (balladische) und südliche (romanzenhafte) Stoffe. Wohin dann mit den Indianerballaden und den slavischen Stoffen, wohin mit Freiligraths Balladen! Man kann nicht oft genug wiederholen, daß es ein Zufall ist, daß wir diese beiden Worte haben, wir könnten ebensogut noch Aventiure als drittes und Fableau als viertes und noch eine Fülle anderer haben. Und dann zerbrächen sich die klugen Leute den Kopf über die Gesetze und Grenzen aller dieser anderen Worte auch noch. Geschichtlich kann man sagen: Ballade ist nordischer Art, Romanze südlicher, auch kann man sagen: Unter Ballade wollen wir dies verstehen, unter Romanze jenes, sofern man in den Grenzen des den Gebildeten allgemeinen Sprachbewußtseins bleibt. Aber man soll nicht glauben, daß das irgendwelchen Wert für die Kunst hat. Oder gar ein Gesetz sei für die Künstler.

Wie „Juda“ entstand. (Aus einem Briefe.)

... Im Ernste, Efraim Mose Lilien: Sollen wir nicht auf ein Buch stolz sein, das uns beiden so unendliche Freude gemacht hat! Und so viel Mühe.

Zunächst ging ja alles ganz glatt. Wir bummelten Arm in Arm durch Berlin, und du setztest mir auseinander, warum ich meine jüdischen Balladen nicht in einer Gesamtausgabe meiner Gedichte herausgeben sollte. Du selbst, der du damals nichts zu essen hattest, wenn du ein paar Wochen nicht arbeitetest, du selbst wolltest sie ausstatten, wie noch nie ein Buch ausgestattet sei, du wolltest all dein Können, all deine Zeit, all deine Kräfte an dies Buch setzen, du wolltest diesen Gedichten ein Kleid geben, das eines königlichen Buches wert wäre. Schon damals fand ich den Namen „Buch Juda“ für unser Werk, und nun stellten wir bald in deinem Atelier, bald in meinem netten Eckzimmer in der Matthäikirchstraße all die Einzelheiten fest, wie Format, Papier, Einband und dergleichen.

Efra, eigentlich waren wir zwei Tollkühne! Wir bestimmten das Format eines Buches, das seinem Verleger dreißigtausend Mark kosten konnte, ohne einen Verleger zu haben. Wir arbeiteten Tage und Wochen auf die ungewisse Hoffnung hin, eines Tages jemanden zu finden, der uns diese Arbeit abnehmen würde. Und wir waren ganz beneidenswert sicher, eines Tages diesen Verleger zu finden, obwohl wir beide wußten, daß es Gedichte, richtige gereimte deutsche Gedichte waren, die wir herausgeben wollten! Nebenbei mußtest du mit Plakaten und derlei Tagesarbeit frohnen, und ich Referendar- und Doktorexamen machen, — deine Plakate und meine Diplome werden gleich verstaubt und gleich gut weggelegt in irgend einer Ecke schlummern. Sei still, daß wir das Zeug nicht aufwecken!

Und der Verleger kam! Ein Verleger, den man als Paradigma eines vortrefflichen Verlegers anführen sollte, ein Verleger, von dem wir schon damals sagten, daß man Stecklinge von ihm nehmen müßte, daß seine Art nie ausstürbe. Er ist uns beiden und unserem Buche allzeit ein vornehmer und treuer Freund gewesen und hat nie Nein gesagt, wenn seine Künstler etwas im Buche anders wollten. Und nun ging die Arbeit mit doppelter Energie weiter.

Die Ferien waren gekommen, und auf unserem Thüringer Schlosse Windischleuba hausten wir beiden. Oben war dir ein helles Giebelzimmer hergerichtet als Atelier, abgelegen und still, wie du es wolltest, Fra. Und dort vergingen unsere Vormittage, — während ich den Simson, die einzige noch unfertige Ballade des Buches fertig schrieb, zeichnetest du an den Rahmen und Vollbildern. Weit standen die Fenster offen, über die Wiesen zog der Rauch ferner Kartoffelfeuer und ganz fern auf den Feldern klang bisweilen ein Peitschenknall oder ein gedämpftes Hüott! Und bisweilen fuhren wir auf, wenn ein Turmfalke kurz vor unserem Fenster mit scharfem Schrei im Fluge abbog, und sahen uns an und freuten uns der Stille. Dann wieder krochen wir durch alle die vielen engen Treppen und Treppchen und gingen die Gänge des alten Schlosses, und du typtest mit oft erstaunten Augen das dir fremde Milieu, die Kreuzgänge und den Pallas, oben im Großen Saale die Rüstungen und Waffen, Wallgraben und Park, Mauern und Türme. Und nach dem Essen gings zu Fuß oder Rad hinaus in das köstliche Thüringer Land. Efra, weißt du noch, wie wir durch Felder, Wälder und Steinbrüche strichen, wie wir an den Seen standen und den Möwen zusahen, oder wie du zum ersten Male in deinem Leben im deutschen Walde Rehe und Eichkätzchen sahest!

So haben wir zusammen gelebt und allmählich, ganz allmählich den anderen verstanden. Und bei diesem Verstehen ist unser Buch erwachsen und unsere Freundschaft. Wie vieles war nicht in uns, das so verschieden war wie Nacht und Tag! Deine finstere freudlose Jugend, deine ferne galizische Heimat in dem elenden Drohobycz, dein Kämpfen, Ringen und Leiden, deine innere Heimatlosigkeit. Bei mir war alles so festgegründet und selbstverständlich. Meine niedersächsische Heimat, die hannoverschen Güter, meine große fröhliche Familie, meine glänzende glückliche Jugend, in der mir bis auf den heutigen Tag kaum irgend ein Wunsch unerfüllt geblieben ist. Wo du gekämpft hast, haben mir die Leute alles von selbst zugetragen, das hat mich oft gewurmt. Wir haben wohl beide viel voneinander gelernt.

Gehört das vor das Publikum? Ich glaube ja, denn ohne dem ist das Buch Juda überhaupt nicht zu verstehen. Ohne eine gewisse persönliche Übereinstimmung ist ein einheitliches Werk von zwei Künstlern überhaupt nicht zu schaffen. Nur wer Lilien und mich kennt, wird alles in dem Buche verstehen, und das ist im letzten Grunde die Entschuldigung für alle persönlichen Erinnerungen eines Künstlers. Die Sache muß die Person entschuldigen, das Werk den Künstler. Weil nur durch die Person die Sache, nur durch den Künstler das Werk erklärt werden kann.

„Juda“ und „Balladen“. Die Balladen sind zweifellos das bessere Buch von beiden. Das geht eigentlich schon aus ihrem Entstehen hervor, denn ich konnte aus den Gedichten meines ganzen Lebens die 50 besten auslesen. Bei Juda aber zwang mich die stoffliche Begrenzung, alles aufzunehmen, was ich an Bearbeitungen biblischer Stoffe hatte, und so kamen in dies Balladenbuch auch rein lyrische Gedichte, wie der Gesang der Engel oder die Liebespsalmen. Und trotzdem wurden es nicht mehr als 15 Stücke, was ja für die reiche Ausstattung sehr günstig war.

Für das beste Gedicht im „Juda“ halte ich den Simson, weil es das beste Beispiel der psychologisch durchgearbeiteten Ballade ist, die ich damals schrieb. Demnächst vielleicht Jesaia und das Triumphlied aus verstechnischen Gründen. Das schwächste Gedicht ist meines Erachtens Joab. Obwohl auch die Engel nicht viel taugen.

In den Balladen kann ich von keinem Gedichte sagen, daß es direkt schwach ist, weil die Auswahl viel strenger war und sein durfte. Aber natürlich müssen Gedichte, die man als unselbständiger Sekundaner oder Student schreibt (Savonarola, Praxiteles, Harald), anders aussehen wie die reiferen Sachen, und so hat das Buch ein buntscheckiges Aussehen. Aber es macht mir Freude so, und für mich in erster Linie gab ich es heraus.

Wiebke Pogwisch, eine Kritik als Selbstkritik. In Liliencrons „Ausgewählten Gedichten“ ist die „Wiebke Pogwisch“ die erste Ballade, also doch wohl nach seiner eigenen Meinung was besonders gutes. Sie beginnt mit den Zeilen:

„Die Heide ödet so leer und dumpf
Wie das Herz, das ein Freund betrog.“

Wozu die gequälte Bildung „ödet“? Das Tatwort gibt ja in diesem Falle gar kein Tun an. Ich kann mir vielleicht Worte wie anekdoteln, durchpfeilen vorstellen, aber öden gibt mir, weil es ein Nicht-tun bezeichnet, keine Vorstellung. Zweitens: Man kann wohl ein Herz, das von einem Freunde betrogen ward, mit einer öden Heide vergleichen, umgekehrt ists der alte Fehler der Dilettanten, das Konkrete durchs Abstrakte anschaulich machen zu wollen. Die erste Zeile hat Farbe und Inhalt! Die zweite, die doch, da sie das Bild gibt, diese Farbe noch farbiger machen soll, die diesen Inhalt noch mehr mit Vorstellungen füllen soll, klappert an den Ohren vorbei, leer, nichtssagend, abstrakt. Drittens: Die Heide wird in einem Atem mit leer und mit dumpf bezeichnet. Leer ist die Bezeichnung einer freien, von nichts angefüllten Landschaft oder Atmosphäre, dumpf ist inhaltsähnlich Ausdruck wie: mit schlechter, stickiger Luft angefüllt. So widersprechen sich vielleicht nicht für den Verstand, wohl aber für das Gefühl, auf das allein es hier ankommt, die beiden Worte. Infolgedessen fühlt man bei „leer und dumpf“ gar nichts, eins hebt das andere teilweise auf, der Eindruck ist der: keinen Eindruck empfangen zu haben. Viertens eine Kleinigkeit, die aber, da sie eine Unschönheit ist, doch erwähnt werden muß,

umsomehr als sie häufig vorkommt. Wir haben Worte, bei denen Nominativ und Akkusativ gleichlautend sind. Diese Worte empfinden wir nach meinen Beobachtungen so lange im Satze als Nominativ, bis uns der spätere Satzteil, meist ist es wohl das Verbum, eines anderen belehrt. Dann kehren wir in Gedanken um, bis wir den vermeintlichen Nominativ finden, lesen, konstruieren noch einmal und zwar nun erst richtig. Das ist ein Aufenthalt, der vor allem im Gedicht äußerst lästig ist. Man lese etwa

„Das Feld, das sonnenüberglühte,
Von tausend Blumen wirr durchblühte,
Zerstampfte wütend Tillys Heer."

Wobei auch gleich sichtbar wird, wie bei schwacher Deklination des Subjekts und des Objekts nur die grammatikalisch richtige Voranstellung des Subjekts vor törichtem Gedanken-Verlaufen schützt. Ähnlich ist nun für mein Ohr: „Wie das Herz, das", — das lese ich als Subjekt — „ein Freund betrog", jetzt ändere ich nachträglich meine Vorstellung von dem „das".

All das Vorgebrachte kann man nicht, wie der Laie oder der Dilettant vielleicht glaubt, mit dem Schlagwort philologische Haarspalterei abtun. Die Schönheit aller Verse, die uns berücken, besteht neben der positiven „Schönheit" auch in etwas negativem: im Fehlen dieser kleinen Härten.

Nun kann ich nicht das ganze Gedicht, geschweige denn den ganzen Liliencron in dieser Art zerlegen. Aber eine Probe wollte ich doch geben, um zu zeigen, warum ich glaube, daß Liliencron von den bekannteren Zeitgenossen oft die unordentlichsten, schlechtest gearbeiteten Verse geschrieben hat. Das hat nichts mit seiner Schöpferkraft zu tun, nichts damit, daß er ganz gewiß einer der größten lyrischen Dichter der Zeit ist. Aber es wird einmal eine Erklärung sein für Erscheinungen, die uns, wenn die Zeichen nicht trügen, nicht mehr ganz fern liegen. Eine Erklärung nämlich für die Reaktion gegen die überhandnehmende Vergötterung Liliencrons. Diese Vergötterung, die früher, als wir vom Bau sie betrieben, objektiv und subjektiv wahr war, die aber jetzt in den „Mäulern der Vielzuvielen" längst zum Unsinn geworden ist.

Der Inhalt der „Wiebke Pogwisch" ist der Tod eines Ritters und seiner acht Söhne in der Hammer Schlacht. Das ist kein „Stoff" in meinem Sinne, das ist ein bedauerliches Ereignis. Zum Stoff fehlt die Rundung, das Ende kehrt nicht zum Anfang zurück. Aber immerhin, man kann wundervolle Schildereien auch von solchen einfachen Ereignissen machen, — Fontanes Schlacht bei Hemmingstedt ist auch kein Stoff in diesem Sinne. Aber bei Liliencron fehlt all die wundervolle Stimmung jenes Gedichtes, es fehlen die farbigen Einzelheiten, es fehlt jede Schilderung, bei der es einem den Rücken runterläuft, es fehlt alles Ergriffensein vom Stoff und deshalb auch alles Ergreifende. Ich lese das Gedicht nun seit 12 Jahren und habe beim ersten Mal das gleiche Gefühl gehabt wie in dieser stillen Viertelstunde heute: Unsäglich langweilig, dürr und trocken erzählt. Zudem, wie Liliencron als Balladiker stets: ganz Heine! Lest

das Schlachtfeld von Hastings und vergleicht die Schlußzeilen und zehn andere Stellen. Wirklich, wenn nicht in jeder Strophe ein-, zweimal ein Ausdruck vorkäme, der den Sprachbeherrscher, den Bildner zeigte, — Liliencrons Balladen würden seinen Ruhm nicht rechtfertigen. Darum ist es so töricht, wenn jetzt ein Kritiker es dem andern nachbetet, er habe uns wundervolle, einzige Balladen geschenkt. Das ist nicht wahr, Liliencron als Lyriker ist der Große, meine Herren, der Balladiker in ihm ist, wie der Dramatiker, unbedeutend. Natürlich sind auch da vestigia leonis zu sehen, aber trotz allem Widerspruch der Masse (die jetzt für ihn schreit, wie sie früher gegen ihn geschrieen hat), — Liliencron als Balladendichter ist ein kleines Licht, daran kann auch die „Kleine Ballade" nichts ändern!

Zum Balladendichter fehlt ihm zunächst die unbedingte Bildwahrheit, die ich für die mächtigste Grundlage unserer Kunst halte, die gewaltige Grundmauer, an der man instinktmäßig den Wert des ganzen Gebäudes ermißt. Wenn er z. B. von den Wünschen sagt, daß sie wie „schmeichelnde Panther" schlichen, so fühle ich instinktiv: einen Panther hat er nie schmeicheln sehen, er meint Katze und will es etwas furchtbarer machen. Zudem steht Panther im Reim, — sehr verdächtig. Ebenso wenn im „Zerbrochenen Keilerkopf" ein deutscher Ritter verglichen wird einem Jaguar

„Mit Funkelblick und Stachelhaar."

Wieder das Seltene zur Erklärung des Häufigen herbeigeholt, wieder der Jaguar im Reim! Solcher Unwirklichkeiten finden sich bei ihm viele, oft direkt komische. In dem Gedicht „Die Drossel" wird einer operiert, der durch diese Operation dem Leben zurückgegeben wird. Der Arzt hält während der Operation die „Wage der beiden Gewalten" in der Hand

„mählich und schwer sinkt der Tod."

Umgekehrt ist das Bild recht! Denn das was sinkt, wiegt mehr, gilt mehr, setzt sich durch, siegt. Und das soll hier das Leben sein. Derselbe Fehler übrigens im „Waldgang". Wirklich, das ist beinahe wie der Kollege, der die Nachtigall über den Herbstzeitlosen schluchzen läßt, oder bei dem sich ein Mädel im Brombeerstrauch versteckt, oder der den Krebs den Kardinal des Meeres nennt! Unkenntnis des Tatsächlichen.

Ich kann nicht aufhören, ohne noch eine Strophe aus Liliencrons vielgerühmter Ballade Pidder Lüng zu zitieren:

„Pidder Lüng starrt wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden."

Dem Feinfühligen sind diese Zeilen Ohrfeigen. Den anderen allerdings werden wir es schwer klar machen können, warum.

Lyrik und Ballade. Es ist ganz allgemein gesprochen wohl schwerer, ein gutes lyrisches Gedicht zu machen als eine Ballade, weil man bei jenem auch den Stimmungsgehalt mitgeben muß, der hier meist schon im gegebenen Stoff liegt. Andererseits ist aber die Ballade sehr viel schwerer zu „machen". Der Grund klingt vielleicht naiv, ist aber doch ein zureichender: Weil die Ballade

länger ist als die Lyrik, weil es leichter ist, durch drei Strophen die Höhe festzuhalten als durch dreißig. Georg Busse-Palma sagte mir mal: Man muß sehen, daß vor allem die erste Zeile gut wird, dann tut es einem leid, die andern schlechter zu machen, und man bleibt so auf der Höhe. Das ist für das kurze lyrische Gedicht auch richtig. In der Ballade führt aber diese Zeilenabwägerei nicht sehr weit. Höchstens zur Ballade mit den guten Zeilen. Weil die Ballade länger ist, muß sie sich von vornherein eine technische Höhe schaffen, die nicht höher ist, als man 20—30 Strophen lang aushält. Dem Wesen der Ballade widerspricht es, aus lauter glänzenden Zeilen zu bestehen, das gäbe eine schöne Unruhe. Bei unwesentlicheren Handlungsmomenten sind glatte, ruhige, unauffälligere Strophen passend, die sogenannten guten Zeilen spart man für die Lichtpunkte des Stoffes.

Aber ihr lieben Dilettantchen alle — spart ihr nicht allzusehr!

Schule und Versvorwürfe. Ich bin nicht Pädagoge und kann deshalb die folgende kurze Bemerkung weder mit einem geschickten Aperçu über unsere heutigen Schulen einleiten, noch einen Vorschlag daran knüpfen, wie man diese in Zukunft besser gestalten soll. Ja, ich kann nicht einmal über unsere Gymnasien klagen. Denn wenn ich auch wie jeder gesunde Junge herzhaft faul war und nichts lieber tat als schwänzen, so gehören doch die vier Sekunda- und Primajahre zu den fröhlichsten meines fröhlichen Lebens, und ich habe sie schon damals so empfunden. Wir liebten die Mehrzahl unserer Lehrer aufrichtig, und noch heute denke ich in herzlicher Hochachtung und Verehrung jener Männer.

Aber ist es nicht merkwürdig, daß diese Jugenderzieher, die täglich 5 Stunden mit uns im selben Zimmer saßen, keine Ahnung von den größten Liebhabereien, den innigst umklammerten Interessen ihrer Schüler hatten? Kaum hat einer oder der andere z. B. von meinen Versen etwas gewußt, deren Anfertigung mir doch wichtiger schien, als die meisten meiner Schulfächer. Und zweitens: Keine einzige meiner Balladen, von denen damals schon ziemlich viele, vor allem alttestamentarische, fertig waren, stammt stofflich oder der Anregung nach aus dem Schulunterricht! So führte ich ein (übrigens durchaus nicht tragisches!) Doppelleben, von denen das lebendigere, geistigere meines Elternhauses, meiner Gedichte, meiner Privatlektüre dem Kreise des andern völlig entrückt, ihm vielleicht auch ganz gleichgültig war. Und das die vielen Jahre der so überaus wichtigen Entwicklung hindurch!

Der Fischer von ? Die friesischen Fischer lockten mit falschen Signalfeuern Schiffe in die Schären, um sich der als Strandgut antreibenden Ladung zu bemächtigen.

Auf Sylt sind einmal von einer Springflut Särge herausgeschwemmt worden.

Aus diesen beiden Elementen entstand die Svendaland-Ballade. Ich bildete mir den Namen Svendaland, weil beim ersten Hören jeder bei dem Sve an Svea, Schweden, oder wenigstens an irgend was nordisches denkt. Die Endung a (Svea) und die Bildung mit Land verstärken diesen Eindruck. So lokalisiert schon der Name schneller als irgend ein Vers es könnte die Ballade, ohne daß der Leser es merkt.

Viele Inseln sind von Springfluten zerstört, deshalb konnte man den Namen erfinden. Wollte man etwa die Zerstörung einer großen Stadt durch ein Erdbeben in

der Neuzeit schreiben, so könnte man den Namen nicht erfinden, weil jeder weiß, daß da nur Lissabon und San Francisco in Betracht kommen. Außerdem würde der Leser sagen: „In — meinethalben — „Holdeburg“ sollen tausende durch ein Erdbeben getötet sein, — welche Stadt ist so groß, die ich nicht wenigstens dem Klange des Namens nach kennte? Und von solch einem Unglück hätte man doch mal gelesen!“

Hier würde also die Unwirklichkeit direkt zur Unwahrheit werden. Svendaland ist auch unwirklich, aber es ist wahr, hauptsächlich deshalb, weil mir niemand ohne weiteres das Gegenteil beweisen kann.

Im näheren lokalisierte ich die Ballade bei Otterö, wegen des prächtigen „Romsdalhornes“, das da liegt.

„Aufsteigt Gewölk am Romsdalhorn“

ist für mein Ohr dem aufsteigenden Gewitter gleichwertig, in „Romsdalhorn“ schüttert schon der ferne Donner. Man denke etwa an

„Wolken steigen über Ebeleben auf“

fürchterlich! Glatt fürchterlich! Die drei vokalischen Wortanfänge und dieser häßliche Ort!

Ebeleben, Wegersleben — charakterlos, langweilig. Potschappel, Kuhschnappel, Zitschewig humoristisch. Schon der Tonfall ist so, als ob es die Orte gar nicht gäbe, sondern jemand sie für eine lustige Geschichte erfunden hätte.

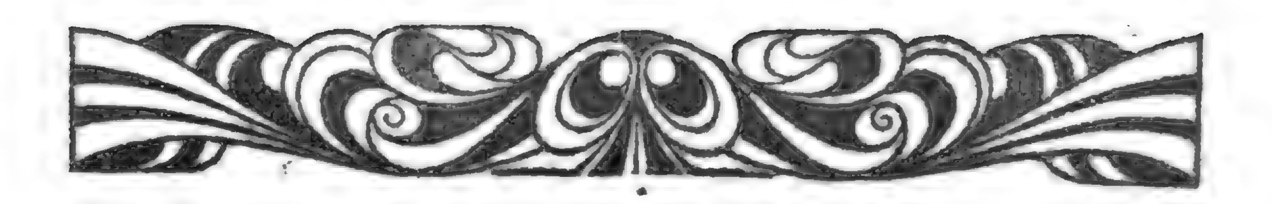
Krebsjauche, Klein-Popo — da läßt man am besten keine Balladen spielen! Denn auch eines Goethe Zauberkraft würde nicht den Hauch fortzuwischen vermögen, der von der nicht gewollten Nebenbedeutung her über diesen Namen liegt. Es wäre, als ob man auf das Blatt einer Buschschen Karikatur ein Porträt zeichnen will — zwei Linien kreuzen und durchkreuzen wechselseitig ihre Absichten.

Das sind alles billige Weisheiten, und doch brauche ich etwas für mein Gefühl gleiches nur zu sagen, um Widerspruch zu erwecken:

„Ins Grüne ritt Herr Edelfried“

ist bös. Denn Edelfried ist entweder ein Herr aus Neutomischl oder das Pseudonym eines Herrn aus Neutomischl. Wenn es aber wirklich ein mittelalterlicher Held ist, so ist er unausstehlich fad und süß. Wenn die Leute wüßten, wie unsäglich komisch ein Name am falschen Platze ist, — und hier greift die ästhetische Beobachtung ins tägliche Leben über, — so läse man nicht täglich in den Zeitungen, daß die 70jährige Sissy, Lolo, Dodo von Soundso gestorben ist. Und es hörte die Hetzjagd auf, die von Abraham Brückengeländer zu Siegfried Brückengeländer führte und die augenblicklich bei Heino-Joachim Brückengeländer angelangt ist. Notabene ist Heino-Joachim Müller, Ott-Herbert Schulze oder Barbara-Jutta Meier genau ebenso gräulich für feine Ohren, weil es auch hier nur ein Nachäffen der Höherstehenden ist und eine bitter-humoristische Inkongruenz zwischen Vor- und Nachnamen! —

Je zartfühlender der Kreis eines Menschen oder eines Gedichtes ist, umso ängstlicher soll man die Namen wählen. Manchmal kann man hier sogar mit der Wahrheit ganz wahrscheinliche Wirkungen erzielen, meist wird allerdings der künstlerische Griff das innerliche Wahre besser erfinden, als die Wirklichkeit es zu geben vermag.



Die Spieler.

Ballade

von

Ewald Gerhard Seeliger.

Peer Klaus! Wo bleibt denn heut Peer Klaus?
Dem zog sein Weib die Büxen aus,
Der sticht den Kohl im Garten!
Hebb Aff schlug hart auf den Eichentisch,
Speel Uhdt warf hin das Blättergemisch,
Grapps Wech aufraffte die Karten:
Da können wir lange warten!

Ein schlechtes Spiel ist es zu drei!
Verlaub, ihr Herren, ich bin dabei!
Halloh, der Junker aus Polen!
Speel Uhdt schreit laut: Nur nicht so zag!
Und halt ich nicht aus bis zum hellen Tag,
So soll mich der Teufel holen
Und rösten auf glühenden Kohlen!

Mich auch! Mich auch! Topp, gebt mir die Hand!
Der Wirt kriecht kalkbleich wie die Wand
Tief unter die Flaschenbretter.
Der erste, der sich erhebt vom Stuhl,
Der brenne morgen im Höllenpfuhl!
Der Junker verteilte die Blätter
Wie Donner und Hagelwetter.

Und Spiel um Spiel, und Stich um Stich,
Keiner von seinem Sitze wich,
Reichstaler klirrten und Kronen:
Die Häuflein wuchsen und nahmen ab,
Die Knöchel pochten im schlanken Trab,
Der Junker warf mit Dublonen,
Als wären es gelbe Bohnen.

Der Wirt schleppt schlotternd Bier und Wurst:
Sie stieren und spüren nicht Hunger und Durst,
Hell krähen draußen die Hähne:
Die Lampe im Erlöschen loht,
Da spielen sie weiter im Morgenrot,
Der Junker fletscht grimmig die Zähne,
Die Karten fliegen wie Spähne.

Da springt eine Karte unter den Tisch.
Es bückt sich der Wirt, zu greifen den Wisch,
Dann flüchtet er hinter die Kufen:
Der Junker hat einen Pferdefuß!
Dem Teufel botet ihr Handschlag und Gruß!
Und polternd hinab die Stufen
Eilt er, den Pfarrer zu rufen.

Da fällt den dreien das Herz in den Strumpf:
Hebb Aff verwirft seinen besten Trumpf,
Speel Uhdt vergißt zu stechen.
Grapps Wech schwitzt Tropfen eiergroß:
O wären wir erst den Satan los,
Der uns die Hälse will brechen!
Sie spielen, verlieren und blechen.

Kaum wittert der Pfarrer des Teufels Spur,
Anzieht er den Flausrock, bemützt die Tonsur,
Und kommt mit eiligen Schritten:
Erlaubt, ihr Herren! Ich kenne den Pakt,
Jetzt laßt uns klopfen im Fünfertakt!
Und kundig all ihrer Sitten,
Setzt er sich rasch in die Mitten.

Trumpf aus! Trumpf aus! Und Eichelbaus!
Mit euern Talern heraus, heraus!
Heraus mit den Dukaten!
So rückte der streitbare Gottesmann
Gegen den bösen Beelzebub an
Und rupft ihm die höllischen Saaten.
Bald roch der Satan den Braten.

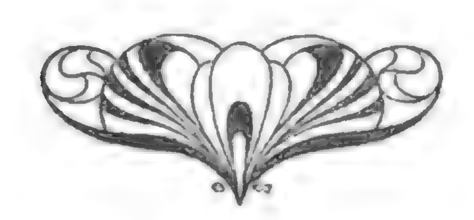
Falsch spielt ihr! Falsch! Was tuts? Was tuts?
Herr Höllenjunker, nur guten Muts!

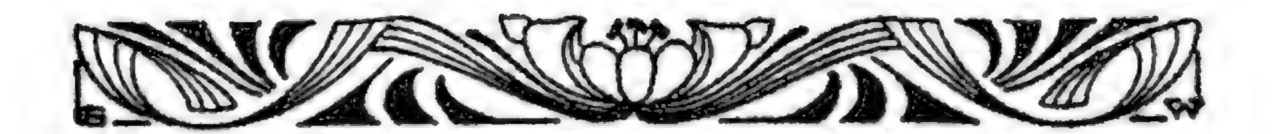
Ob falsch, ob recht, — wir spielen!
Ein Goldberg schwillt vor dem Pfarrer empor,
Der Satanas aber verlor, verlor
Und holte sich schmerzende Schwielen.
Nichts nützte ihm Trügen und Schielen.

Der Beutel war leer, es dampfte sein Hirn,
Da schlug er Dukaten sich aus der Stirn
Und schneuzt sie aus Nase und Ohren.
Und weiter, und weiter im hurtigen Klapp!
Der Pfarrer knöpft sie ihm alle ab.
Bald hatte er alles verloren,
Kahl geschrubbt und geschoren.

Er schneuzte und schnaufte, es nützte nichts.
Jetzt kam die Stunde des Gerichts!
Auf sprang er mit höllischem Fluchen.
Er packte sich selbst beim feurigen Schopf,
Und drehte sich dreimal herum den Kopf,
Spie Flammen und Schwefelkuchen
Und mußte das Weite suchen.

Hebb Aff fiel unter die Ofenbank,
Speel Uhdt hintenüber ins Spülfaß sank,
Grapps Wech hielt sich an der Flasche.
Das Gold der Pfarrer zu sich nahm,
Doch als er schmunzelnd nach Hause kam,
Da fand er in seiner Tasche
Nur Pferdemist und Asche.





Robert Franz und Arnold Freiherr Senfft von Pilsach.

Von

Wolfgang Golther.

In seiner Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts (Leipzig, bei Göschen 1902) stellt Grunsky das Schaffen von Robert Franz (1815—92) unter zwei Meisterworte:

„Kam Sommer, Herbst und Winterzeit,
Viel Not und Sorg' im Leben —
Denen's dann noch will gelingen,
Ein schönes Lied zu singen,
Seht, Meister nennt man die!"

Und das andere:

„Ehrt eure deutschen Meister,
Dann bannt ihr gute Geister!"

Beides trifft bei Franz zu. Auch die schwersten Lebenskämpfe haben sein Lied nicht zum Verstummen gebracht. In altdeutscher Art, im Volkslied und Choral wurzelt seine Kunst, und Bach und Händel waren seine Leitsterne. Die künstlerische Wiedergeburt dieser beiden Altmeister lag ihm fast noch mehr am Herzen als das Schicksal der eigenen Lieder. So wirkte er treu und fest für sein selbstgestecktes hohes Ziel und geriet dabei gar bald in Zwist und Streit mit den „Historikern" und „Stockmusikanten", die von jeher die geschworenen und geborenen Feinde alles Neuen und Eigenartigen, was nicht nach ihrer Regeln Lauf ging, gewesen sind. Die Zunft machte Franz das Leben arg sauer, aber auf der anderen Seite trat ihm treue Freundschaft mit Rat und Tat zur Seite. Liszt erkannte sofort die Bedeutung von Robert Franz und gab seine Überzeugung in einer besonderen Schrift schon 1855 kund. Keiner aber hat sich so opferwillig in den Dienst des viel verkannten und sorgenvollen Künstlers gestellt, wie Arnold von Senfft (1834—89), der als hochbedeutender Sänger überall Franzische Schöpfungen vortrug und damit seiner Kunst zum Sieg verhalf, der aber auch alle seine einflußreichen Verbindungen in hocharistokratischen Kreisen aufbot zur Schaffung einer Ehrengabe, die die äußere Sorge vom Leben des Tondichters nehmen sollte. So ward Franz, dank solchen Freunden, ein ruhiger, heiterer Lebensabend beschieden.

Ein reichhaltiger Briefwechsel zwischen Franz und von Senfft aus den Jahren 1861—89 wird demnächst bei A. Duncker in Berlin erscheinen. Die folgenden Proben mögen andeuten, welche Fragen darin gründlich und ausführlich zur Sprache kommen. Die bisher vorhandenen Schriften über Franz erfahren wesentliche Ergänzungen und die prächtige Gestalt des ritterlichen Freundes tritt uns lebendig vor Augen.

* * *

Robert Franz über seine künstlerische Entwicklung.

Ihr lieber Brief erlaubt mir, Ihnen einen flüchtigen Abriß meiner Situation in Kunst und Leben geben zu dürfen. Gern komme ich dieser Aufforderung nach, fürchte jedoch, Ihnen einige lange Weile damit zu bereiten.

Vielleicht wissen Sie noch von früher her, daß meine ersten Liederhefte vor Mendelssohn's und Schumann's Augen Gnade fanden. Leider hielt das Vergnügen nur kurze Zeit an — in dem Grade, als sich mein musikalischer Ausdruck von dem der beiden Meister entfernte, wurden die Beziehungen kühler — von Seiten Mendelssohn's sogar recht ungemüthlich. Ich ließ mich dadurch nicht weiter beirren und ging ruhig auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts, obschon ich bald genug spürte, daß mir jene Entfremdung wohl Schaden, aber keinen Nutzen brachte. Darüber vergingen Jahre: meine Lieder fanden nur im engsten Kreise Sympathieen, während die übrige Welt sich absolut gleichgültig zu ihnen verhielt. —

Allmählich wurde das nun allerdings hier und da anders und ließen sich sogar einzelne Stimmen in öffentlichen Blättern zu Gunsten meiner Richtung vernehmen. Sobald dies aber geschah, konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß alsbald Proteste einliefen, die mich in der gehässigsten Weise herabzusetzen suchten. — Unterdessen mehrten sich meine Publicationen und da ging denn den Leuten mit einem Male der entsetzliche Seifensieder auf, daß ich nichts mehr und nichts weniger beabsichtige, als Schubert und Schumann zu depossediren, um mich selbst auf ihren Thron zu setzen. Diese Verdächtigung fand Glauben und nahm zu, bis sich Schäffer endlich veranlaßt sah, seine Broschüre „zwei Beurtheiler Robert Franz's"[1]) zu schreiben, in welcher ein Herr von Bruyk in Wien dermaßen zugedeckt wurde, daß er sich bis auf den heutigen Tag von dieser Niederlage noch nicht erholen konnte. Auch Reißmann ließ be-

[1]) Im Verlage von F. E. C. Leuckart (Constantin Sander) in Leipzig 1863 erschienen.

kanntlich sein schmieriges Talglicht leuchten und fand viel Gläubige. Demohngeachtet stellte sich mit der Zeit ein unbefangeneres Urtheilen ein: das Märchen von der beabsichtigten Depossedirung Schubert's und Schumann's verstummte — die Dinge nahmen mit einem Worte ihren naturgemäßen Verlauf, ohne daß es jedoch gelingen wollte, meinen Liederkram hier zu Lande in die Öffentlichkeit zu bringen. Sänger und Sängerinnen sahen ihn nach wie vor mit scheelen Blicken an, eine Thatsache, die sich erst jetzt und zwar in Folge Ihres energischen Auftretens verlieren zu wollen scheint. —

Inzwischen war bei mir das Bearbeitungsfieber zum Ausbruch gekommen. Ich ließ Lieder Lieder sein und warf mich über Hals und Kopf in die neue Thätigkeit, die ich von Tag zu Tag lieber gewann. Leider traten auch hier ähnliche Erscheinungen ein, wie bei dem eigenen Singsang: nur ein kleiner Kreis der intimsten Bekannten interessirte sich für diese Waare — auswärts wurde sie vollkommen todtgeschwiegen. Bereits hatte ich mich dareingefunden, ihr Emporkommen gar nicht zu erleben, als plötzlich der Teufel die Historiker reiten mußte, sich über die schuldlosen Würmer, die in Sanders's Verlags-Repositorien ein beschauliches Traumleben führten, in grimmiger Wuth herzustürzen. „Es handle sich hier um schnöde Attentate auf die Hoheit Bach's und Händel's, die unter allen Umständen zurückzuweisen wären“, schrieen die Herren Chrysander und Spitta um die Wette und sammelten denn auch rasch einen großen Anhang, dem es zum besonderen Vergnügen gereichte, mich wegen dieser Vermessenheit mit Koth zu bewerfen. —

* * *

Über Bearbeitungen.

Sehr gespannt bin ich aber auf das Schicksal der Notenbeilagen: dem linken Flügel werden sie wohl zu typisch und dem rechten zu subjektiv erscheinen — leider entsprechen jedoch die bisherigen Auslassungen des einen wie des anderen nicht einmal den bescheidensten Forderungen, die hier gestellt werden müssen. Mir kam es in der Hauptsache auf den Versuch an, die alten Zeiten mit dem Auge der Gegenwart zu beleuchten und damit zu zeigen, in welcher Form sie sich ihm darbieten. Inwiefern mir das gelungen ist, muß ich natürlich dem Urtheile Anderer überlassen — hoffentlich ist meine Magnetnadel nicht gar zu weit vom rechten Pol abgewichen. —

Vor Kurzem erhielt ich von Rheinberger[1]) in München einen Brief, der mir außerordentliche Freude gemacht hat: ich lege denselben bei und

[1]) Professor an der Münchener Musikschule.

bitte um gelegentliche Remission. Von der in Rede stehenden Aufführung des Allegro habe ich keine Ahnung gehabt und tritt hier zum ersten Male der Fall ein, daß ein deutscher Künstler — er gehört keineswegs zu den schlechten — sich aus freien Stücken und wohlwollend mit meinen Bearbeitungen eingelassen hat. —

* * *

... Welche curiose Ansichten die Historiker über moderne Bearbeitungen zu verbreiten suchen, geht aus folgender ergötzlichen Geschichte hervor. Dresel streitet sich mit einigen der Leipziger Bachvereinler über meine Arbeiten herum und schließt endlich mit dem Trumpfe: „seht Euch doch nur die Sachen an, überall schimmern sie ja von Schönheit und Wohllaut!“ „Das ist es ja eben, weshalb sie nichts taugen“ wird ihm ganz trocken geantwortet. Hieraus geht eben mit strengster Consequenz hervor, daß Bearbeitungen älterer Vokalwerke nicht gut, sondern schlecht klingen müssen, wenn sie den Forderungen der historischen Schule entsprechen sollen. In Praxi hat sie diesen Grundsatz zwar schon längst befolgt — die Klavierauszüge der Händelgesellschaft beweisen es hinlänglich — daß jetzt aber auch theoretisch dieses wahnwitzige Postulat gestellt wird, ist denn doch ein Zeichen der Zeit, das volle Beachtung verdient.

* * *

Da Ihre Frau Gemahlin mir freundlich erlaubte, ihr meine Bearbeitung der Tartini'schen Sonate senden zu dürfen, so bitte ich Sie, dieselbe in meinem Namen der lieben Dame überreichen zu wollen. Ich kann Ihnen garnicht sagen, wie glücklich ich darüber bin, daß mir's ein gütiges Geschick vergönnte, der Welt eine Reihe verschollener Tonstücke höchsten Wertes vermitteln zu können! Mögen Viele auch die Nase über mein Treiben rümpfen: die Zukunft wird's lehren, ob es ein nichtiges war. —

* * *

Über die Lieder und ihren Vortrag.

Als ich mich bei Osterwald für die Skizze in der illustrierten Zeitung bedankte, warf ich ganz beiläufig die Bemerkung mit hin, wie sehr ich es bedauere, daß die Kritik bisher noch niemals meines Verhältnisses zum protestantischen Choral und zu dem, woraus er entsprang, zum alt-deutschen Volksliede, Erwähnung gethan habe. Darauf erwiderte er umgehend Folgendes: „Aber Du Prachtkerl, warum hast Du mir das vom protestantischen Choral nicht eher geschrieben? Das ist ja ein unbezahlbarer Schlüssel zum Verständniß Deiner ganzen Lyrik, und ich, der

ich schon längst so etwas gefühlt habe, schimpfe mich nachträglich einen Esel, daß ich's nicht unter die rechte Formel zu bringen verstanden habe, bis Du mir nun den Staar stichst und es mir wie Schuppen von den Augen fällt. Freilich wird nun alles vollständig klar. In formaler Hinsicht: die firme Construction Deiner Cantilene, der Gang des Basses, die Behandlung der Tonarten und deren Harmonie, die häufige Anwendung der alten Kirchentöne, die Vor- und Zwischenspiele, die eigenthümlichen Schlüsse und endlich die polyphone Stimmführung. In idealer Hinsicht: das Transcendentale, das Weltabgewandte Deiner Empfindung einerseits und das Kernig-Volksthümliche andererseits. Nicht aber bloß für Deine eigene Entwickelung, für die ja die Sache sonnenklar ist, sondern auch für die gesammte Entwickelung der modernen Musik scheint mir der Aufschluß, den Du mir giebst, von außerordentlicher Wichtigkeit zu sein" usw.

Wir haben nun miteinander über diesen merkwürdigen Hergang weiter verhandelt und es sind bei dieser Gelegenheit Dinge zum Vorschein gekommen, die den gewaltigen Einfluß jener alten Natur- und Kunstformen auf die Entwickelung der modernen Lyrik, namentlich der meinigen, ganz unzweifelhaft machten. Sollte Sie der Gegenstand vielleicht interessieren, so bin ich gern zu spezielleren Auseinandersetzungen bereit. —

* * *

Obschon ich Ihnen hinsichtlich des Ambros'schen Aufsatzes im Grunde genommen ganz beistimme, will es mir doch scheinen, als schlage er gerade in dieser Fassung eine Brücke zu weiteren Ausführungen. Nach meinem Dafürhalten müßte die Stelle, Seite 310: „Franz hat ein ganz außerordentliches Feingefühl, gleichsam die geistige Atmosphäre jedes Liedertextes zu erfassen und ihm eine Musik zu geben, die musikalisch genommen dieselbe Atmosphäre hat," der Ausgangspunkt für dergleichen sein. Dies ist des Pudels Kern, der Alles entscheidet. Kann nachgewiesen werden, daß jenes Verhältniß bei mir auf Reflexion und nicht auf Unmittelbarkeit beruht, so ist mein ganzer Kram keinen Schuß Pulver werth, weil die später in Anwendung gebrachten Kunstmittel nur ein Product der erwähnten Position sein können. Bei jedem Liede ist mir stets etwas eingefallen, von dem ich nicht angeben konnte, woher es kam. Wohl aber wußte ich sofort, ob und wozu es wohl zu gebrauchen sei. Auch bei der weiteren Ausführung der Composition stellten sich auf Schritt und Tritt Wendungen ein, die aus dem dunklen Reiche der Empfindung hervorgingen, nicht aber aus bestimmten Absichten. Uebrigens halte ich

es fast für unmöglich, die Grenzen zu ziehen, wo die Unmittelbarkeit aufhört und die Reflexion beginnt. Beides durchdringt sich gegenseitig dermaßen, daß man es garnicht auseinander zu halten vermag. —

* * *

Meine Lieder lehnen den schablonenartigen Vortrag entschieden ab. Sie wollen mit künstlerischer Freiheit, die der Unmittelbarkeit poetischen Empfindens keinen Zwang anlegt, gesungen sein. Die Persönlichkeit der Reproduzenten muß überall durchscheinen und darf nicht von traditionellen Ausdrucksmitteln beeinträchtigt werden: allerdings eine hochgestellte Forderung, die hier unerläßlich ist. Damit soll nicht etwa der dramatischen Willkür Thür und Thor geöffnet werden, denn die Ausführung hat sich stets den Gesetzen lyrischen Vortrags unterzuordnen. Die beste Schranke bietet der Text, dessen poetischer Gehalt ausnahmslos meiner Auffassung zu Grunde liegt.

* * *

Die von mir verlangte Freiheit der Bewegung, welche den deklamatorischen Verhältnissen unbedingt das Uebergewicht einräumt, könnte nun leicht zu einem hohlen Pathos verführen. Damit würde meinen Liedern aber sehr wenig gedient sein, weil sie von derartigen Zügen keine Spur an sich haben: ihr mehr nach Innen als nach Außen gerichtetes Wesen widerstrebt allen Gesticulationen und Grimassen.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Ansichten in möglichst weite Kreise verbreiten wollten. Allerdings wirkt das lebensvolle Beispiel stets am Eindringlichsten — doch haben theoretische Bemerkungen, an der rechten Stelle angebracht, ebenfalls ihr Gutes.

* * *

Über Transposition.

. . . Halten Sie als Privatmann Transpositionen bei verschiedenen meiner Lieder für nothwendig, so bin ich weit entfernt, Ihnen das Recht dazu bestreiten zu wollen — ich räume sogar ein, daß Fälle eintreten können, die jenes Verhalten rechtfertigen. Diese Harmlosigkeit hört aber in dem Augenblicke auf, wo es sich um Veröffentlichungen durch den Druck handelt. Von den großen Schwierigkeiten, welche die Wahl der Tonarten mit sich bringt, will ich hier garnicht weiter reden: greift man zu tief, gleich werden alle Tonverhältnisse klanglos und stumpf; je näher man aber der Tonart des Originals bleibt, um so größer wird der charakteristische Abstand beider. Nur eins erlaube ich mir noch zu bemerken: die Veränderung der Tonart bedingt in unzähligen Fällen

auch eine Veränderung des Tonsatzes! So hat sich z. B. Liszt bei verschiedenen seiner Lieder verhalten — die tiefere Tonart weicht stets wesentlich von der höheren ab, was keineswegs der Zufall so mit sich gebracht hat, sondern sich nur aus inneren Gründen erklären läßt. Schubert, Schumann und Mendelssohn würden ähnlich gehandelt haben, wenn sie sich überhaupt auf solche Metamorphosen eingelassen hätten — was ich stark bezweifle!

* * *

Urteile über Franz.

Leipzig, den 21. Februar 1872.

Hochverehrter Herr Baron!

Nehmen Sie meinen herzlichsten, innigsten Dank für die prächtigen Lieder von Robert Franz.

Hätten Sie mir nicht an jenem schönen Abend in begeisterter Weise den reichen Schatz erschlossen, den Rob. Franz in diesen von Ihnen ausgewählten Liedern niedergelegt, ich würde vielleicht noch lange den hohen Genuß entbehrt haben, der mir nun auf einmal zuteil ward. Daß ich es mir nun zur Aufgabe machen werde die tief innigen, sinnigen Lieder mit Herz und Mund, wo immer möglich zu verkünden, versteht sich von selbst. — Ich muß Ihnen von einem besonderen Glück erzählen, das mir zuteil ward. An demselben Tage, als hier Händel's „L'allegro, il pensieroso ed il moderato", bearbeitet von Rob. Franz, aufgeführt wurde (den 15. Febr.), hatte ich das Vergnügen, den verehrten Meister bei mir begrüßen zu können. Er kam mit Herrn Taubert und sprach viel Lehrreiches, Interessantes und Geistvolles über Bach und Händel. —

Ich singe morgen im Gewandhauskonzert als Schlußnummer „Stille Sicherheit" und werde — sollte das Publikum (wie wenigstens bisher der Fall war) weiteres Verlangen tragen — „Es hat die Rose sich beklagt" hinzufügen.

Wenn ich nicht Sonntag Rigoletto zu singen hätte, würde ich im Riedelschen Vereine einen Zyklus „Franz" singen. — Gestern sang ich den „Don Juan", übermorgen strafen mich die Götter mit „Lucia von Lammermoor". Indem ich nochmals für Alles herzlich danke, bitte ich zugleich um Ihren Besuch, sobald Sie wieder nach Leipzig kommen.

Es grüßt vielmals aufs herzlichste

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Eugen Gura.

* * *

Cannstadt, 29. Juni 73.

Lieber Meister!

Ich will nicht abreisen, ohne einen recht herzlichen Dank auszusprechen für Ihre schöne wertvolle Sendung. Fast wie ein Vorwurf sprechen die drei prächtigen Bände Franz'scher Lieder, als wollten sie sagen: „um den ganzen Schatz warst Du noch kurz vor Deinem 25 jährigen Jubiläum ärmer und durch Deine eigene Schuld." Nun bin ich aber reich und bedaure von Herzen, daß ich den Sommer nicht die schönen Lieder eins nach dem anderen studieren kann. Bisher hat die Aufführung des Faust von Schumann und ein ernstliches Unwohlsein mich vom Klavier fern gehalten; jetzt muß ich nach Karlsbad, dann nach Kiel zur Niobé, dann nach Bonn zum Faust: erst im September werden mir ruhigere Tage vergönnt werden, die ich benutzen werde, um mein Repertoire zu bereichern. Seien Sie mir nicht böse, daß ich so offen ein Geständniß ablege. 1852 erst lernte ich durch Frau Schröder-Devrient Schubert und Schumann kennen, so sehr war meine musikalische Erziehung in Frankreich vernachlässigt worden. Als ich Ihre Lieder zum ersten Male in Leipzig hörte und sang, schien es mir unmöglich, noch einen solchen Meister mir anzueignen, wie ich es bereits bei Schubert und Schumann getan hatte, und das muß eben der Sänger, wenn er Lieder singen will; da heißt es: sich in den Geist des Meisters vertiefen. Bach lernte ich in Paris, während ich bei der Opéra comique sang, kennen. Neues gab es nicht zu studieren und ich konnte mich Tag und Nacht mit ihm beschäftigen. Und so muß es wohl sein, namentlich wenn man nicht von der Jugend auf mit den Meistern vertraut war. So ging es mir wenigstens und ich schließe daraus, daß mein armer Kopf nicht Platz für alle auf einmal hat.

Ihr herzlich ergebener

Julius Stockhausen.

* * *

Rom, im Juli 1876.

Da Franz eine Mittheilung, die für ihn bestimmt sein könnte, nicht erhalten hat, so hat er meines Erachtens kein Recht, amtliche Schritte hieran anzuknüpfen. Mein inniger Wunsch ist, daß es ihm gelingen möge, die Sache nicht tragisch zu nehmen, sondern sich zu erinnern, daß alle großen Reformatoren während ihres Lebens Verfolgung zu leiden hatten, daß diese Erscheinung nicht in der Bosheit, sondern in der Beschränktheit gerade der Menschen wurzelt, die sich mit einer Religion oder Kunst ganz identificirt zu haben glauben und als Inhaber gewisser

alleinseligmachender Ueberlieferungen die Neuerer nach bestem Gewissen verdammen müssen. Und wenn er sich mit dieser Erkenntniß durchdringt, so wird er an den Bettel der versagten Remuneration nicht anders mehr zurückdenken, als daß es doch eine gewisse Genugthuung ist, für reformatorisches Streben Kränkungen zu erfahren.

Robert von Keudell.

* * *

Liszt urteilt von den Bearbeitungen: „Sie sind ganz dazu angetan, dem lieben Schlendrian des Altherkömmlichen den Garaus zu machen, den ergötzlichsten Zorn unter all den großen und kleinen Herren zu erwecken, die sich seit Jahren in dem ausschließlichen Besitze aller dahineinschlagenden Wissenschaft wähnten; aber sie sind mit aufrichtiger Freude von allen begrüßt worden, denen es um eine wahrhaftige Wiederbelebung der Werke jener Meister zu tun ist. Es bedürfte einer neuen ausführlichen Schrift, Franz nach dieser Seite seiner künstlerischen Tätigkeit gründlich gerecht zu werden; es sei nur so viel zum Schluß hinzugefügt, daß unter den Lebenden der noch gefunden werden soll, der mit gleicher Selbstverleugnung, mit gleicher künstlerischer Potenz, mit gleicher Pietät sich dieser mühevollen und doch so notwendigen Arbeit unterzöge."

* * *

Hochverehrter Freund!

Wie schön, tief, innig und herrlich vollendet sind wieder Ihre 6 Gesänge (Op. 48)! Für deren freundschaftliche Zusendung herzlichen Dank. Sie wissen ja, daß seit einigen 30 Jahren Ihren Genius — ein Fixstern der deutschen Lyrik — aufrichtig bewundert und Ihnen treu ergeben bleibt

Weimar, d. 12. Febr. 1878. F. Liszt.

* * *

Halle, 4. Januar 1882.

Mit Ihrem lieben Brief zugleich traf eine Epistel des Dr. Schuster in Wien ein, die u. a. Folgendes enthält: „Außerdem muß ich Ihnen etwas mittheilen, das ein Intimus Richard Wagners meinem Vetter Helm erzählt hat. Nach dessen Aussage läßt sich Richard Wagner sehr oft Lieder vorsingen und dann am liebsten Ihre Lieder, die er als reinste Lyrik erklärt und am höchsten stellt."

Als ich in den fünfziger Jahren Wagner in Zürich besuchte, führte er mich an seinen Notenschrank und bemerkte dabei: — „Hier sehen Sie

meine ganze Musikalienbibliothek.“ Der Schrank enthielt nur: Seb. Bach, Beethoven und meine Lieder!!! Damals nahm ich die Geschichte für eine Redensart — sie scheint aber denn doch einen realen Hintergrund zu haben. Robert Franz.

* * *

Arnold Freiherr Senfft von Pilsach.

Gerade das hat mich in Ihrer Musik so tief und nachhaltig erfaßt, daß sie nicht blos Musik ist. Darum können auch „Musiker“ ihr nichts anhaben. Sie ist eingewurzelt in den ewigen Grund des Menschenherzens und, so oft ein Herz sich still auf sich besinnt, wird es in Ihren Liedern sich wiederfinden, und wer dieses einmal an sich erfahren, verlangt nicht nach äußeren Bürgschaften oder Garantieen, sondern ist ohne alles Weitere ihres Dauerwerthes gewiß.

Wie schmerzlich berührt mich die Kunde, die mir Ihr Brief von Ihrem äußeren Leben giebt. Möchte wenigstens das körperliche Leiden in seinem Fortschritte einhalten.

Von der Isolirung, die Sie constatiren, empfinde auch ich schon in meinen jungen Jahren ein gut Theil. Ich habe wenig Gesinnungsgenossen gefunden, und auch von denen, die ich gefunden zu haben glaubte, habe ich die überwiegende Mehrzahl als Illusionen wieder aufgeben müssen. Aber meiner, von Ihnen manchmal gescholtener Gemüthsart entspricht es, den schroffen Bruch und Gegensatz zu vermeiden und ein freundliches Nebeneinandergehen womöglich zu retten. Es ist nicht Furchtsamkeit noch Faulheit, sondern etwas Anderes. Auch sagt mir eine nachfolgende Reflexion, daß auf diesem Wege viel Bitterkeit und Kraftverzehrung mir und anderen erspart wird. Dies ist, wie Sie wissen, unsere alte Controverse, und ich bitte Sie, wenn ich heute diese Controverse von neuem constatiere, darum nicht an meiner hingebenden Verehrung zu zweifeln. Ohne keck zu sein, rechne ich mich unter Ihren Verehrern zu den dankbarsten und treusten. Könnte ich in Ihrer Zukunft Ihnen nur irgendwie zur Erleichterung oder Erfrischung dienen, so kennen Sie mich genug, um zu wissen, mit welcher Freude ich diese Aussicht ergreifen würde.

* * *

Robert Franz über Herrn von Senfft.

Ueberblicke ich nun noch einmal recht unbefangen den Verlauf, welchen die Angelegenheiten des Ehrenfonds nahmen, so drängt sich mir von selbst der Gesichtspunkt einer geradezu künstlerischen Entwickelung auf. Hat es auch zuweilen einen kleinen Ruck abgesetzt — stets glich

er sich doppelt und dreifach wieder aus, oder ließ doch wenigstens eine humoristische Erinnerung zurück, die heut zu Tage auch ihren Werth hat. Dinge, über die man sich ernstlich betrüben könnte, sind in der That so gut wie keine vorgefallen! Wem aber anders ist diese meisterhafte, mit feinstem Takte durchgeführte Form, deren gediegener Inhalt wahrlich die kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat, zu danken, als Ihnen, mein lieber Herr Baron?! Wenn wir, meine Familie und ich, für letzteren uns lebenslänglich auf das Tiefste verpflichtet fühlen müssen, so ist uns erstere mindestens ebenso werthvoll. Halten Sie sich versichert, daß der Ehrenfonds im Geist und Sinne seines Schöpfers Verwendung finden soll — das ist gewiß der beste und Ihnen angenehmste Dank, den wir abzutragen im Stande sind. —

* * *

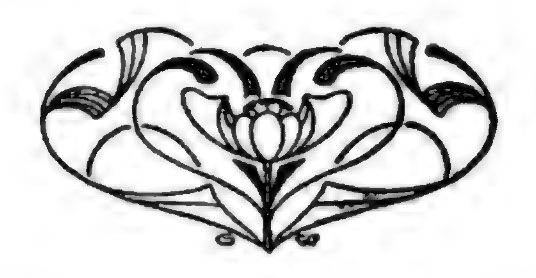
Als die Angelegenheit im Jahre 1873 abgeschlossen wurde, schrieb Liszt an Herrn von Senfft:

Weimar, den 11. Juli 73.

Hochwohlgeborener Freiherr!

Sie haben ein vorzüglich Werk eifrigst und mit seltener Standhaftigkeit vollbracht. Für den Ehrenfonds von Robert Franz gebührt Ihnen allgemein Lob und Dank; bezüglich auf die Betheiligung, welche Sie mir daran gewährten, verbleibt Ihnen,

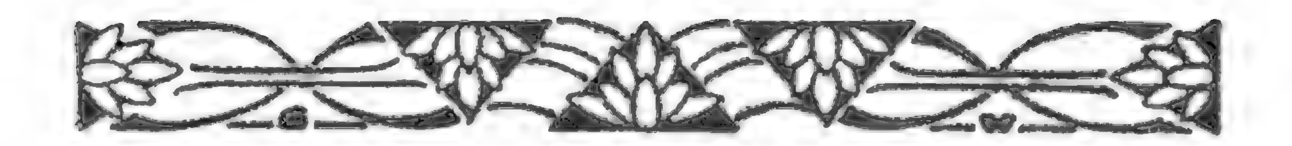
dankend und hochachtungsvoll ergebenst
Franz Liszt.



Bücherschau.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. (Memoirenbibliothek, Verlag R. Lutz, 1906.) 281 S.

Eine sehr interessante Gabe legt mit diesem Buch der Verlag von Lutz, der mit Vorliebe das Gebiet der Memoiren pflegt, vor; den Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut Emma Siegmund. Er erstreckt sich über die Jahre 1842 und 1843 und gibt ein anziehendes Bild der geistigen Stimmungen dieser Zeit und ganz besonders auch von der eigenartigen Persönlichkeit der Braut des Dichters. O. H.



Heinrich Heine.

Von

Arthur Sewett.

Die Ergründung der Psyche eines Menschen ist nicht nur schwer, wie man gemeiniglich sagt, sie ist unmöglich. Unmöglich deshalb, weil wir sie nie an sich, d. h. wie sie im Menschen ist, erfassen können, sondern nur aus dem Gesichtswinkel unseres eigenen inneren Menschen, also lediglich subjektiv. Ja mehr: Indem wir sie zu erforschen suchen, tritt unser Ich in unbewußte, damit aber nicht minder rege Tätigkeit und trägt die eigenen Züge in die zu Erforschende hinein. So ist das Bild, das wir erhalten, immer aus zwei Bestandteilen gemischt: dem Geschauten und dem Schauenden, beide sind heterogen, es gibt deshalb nie einheitliche, sondern nur dualistische Psychologie.

Man hat gesagt: Nur den Menschen werden wir wirklich kennen lernen, den wir lieb haben. Die Liebe allein ist der zuverlässige Schlüssel zur Erforschung der Psyche. Aber auch das ist ein Irrtum, wenngleich ein schöner. Gerade die Liebe trägt am meisten das eigene Ich in das andere hinein, das gewonnene Bild wird nur um so unwirklicher. Was wir gewinnen, ist also im letzten Grunde nicht das Gefüge eines Anderen, sondern das Produkt unseres Selbst, das den Anderen wiederspiegelt. Ungelöst bleibt der Mensch an sich als das größte Problem, das unser Leben kennt. — Es leuchtet ein, wie vollends unsere Psychologie versagen muß, wenn wir besonders komplizierten, von der Schablone des Herkömmlichen abweichenden Erscheinungen der Psyche gegenüberstehen, deren inneres Getriebe und nach außen tretendes Handeln Gegenstand unserer Forschung sein soll.

Niemals ist mir alles dies so handgreiflich klar geworden als in dem Augenblicke, wo ich das letzte von drei neuerschienenen Büchern aus der Hand legte, die in unseren Tagen Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Alle diese drei, recht umfangreichen Bücher haben denselben Titel: Heinrich Heine. Ihre auf großes Quellenmaterial und gewissenhafte literarische Studien sich stützende Arbeit gilt also der Erforschung eines und desselben Mannes, der wirklich und noch gar nicht vor langer Zeit gelebt hat. Und doch wenn man eins dieser Werke zu Ende gelesen, was ist das Ergebnis? Man hat jedes Mal einen völlig anderen Menschen kennen gelernt. Der Heinrich Heine von Adolf Bartels ist dem von Hermann Hüffer, dieser wieder dem Keiterschen so unähnlich, daß drei Menschen von einer mehr ins Auge fallenden Verschiedenheit eben nicht gedacht werden können als diese, die sämtlich Heinrich Heine heißen, zu genau derselben Stunde geboren und gestorben sind. Das macht, jeder der Verfasser hat sein eigenes Ich, d. h. die Summe seiner seelischen, politischen, sozialen, religiösen Ansichten in dasselbe Bild hineingelegt. Und was bleibt?

Ein Rätsel — trotz aller Versuche und Ansprüche es gelöst zu haben: das Rätsel der menschlichen Psyche.

* * *

Ihre Entstehung verdanken diese drei Neuerscheinungen einem äußeren Ereignis: dem heftig erregenden Streit des Für und Wider eines Denkmals Heinrichs Heines im deutschen Vaterlande. Die Namen, die den Aufruf zu einem solchen unterzeichnet haben, vereinen die verschiedensten Richtungen. Es befinden sich unter ihnen nicht nur Dichter und Künstler ausgesprochen nationaler Prägung: Max Klinger, Gerhart Hauptmann, E. Humperdinck, Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Otto Ernst, sondern auch dem Schreiber dieses Aufsatzes wohlbekannte Männer der Hamburger Bürgerschaft von nationaler, ja christlicher und streng kirchlicher Gesinnung. Das gibt ohne jede Frage zu denken. Wird es zu einem Denkmal auf deutscher Erde kommen? Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Schon sind 30000 Mark zusammengebracht, schon macht man die Wahl Hamburgs als Ort des Denkmals lediglich davon abhängig, daß ein schöner und würdiger Platz zur Verfügung gestellt werde (vgl. Adolf Bartels VIII). Lassen wir diese Frage heute auf sich beruhen und stellen fest, daß Heinrich Heine statt des Einen bereits drei Denkmäler in diesem Jahre errichtet sind: jene vorher erwähnten Werke. Ob sie den Anspruch des aere perennius für sich erheben dürfen, weiß ich nicht. Jedenfalls verdienen sie ernste Würdigung.

* * *

Heinrich Heine hat der deutschen Literatur bereits zu schaffen gemacht. In der Beurteilung, die das deutsche Volk Heine angedeihen ließ, könnte man fünf Perioden unterscheiden: Erstens die eine der völligen Gleichgültigkeit, ja Vernachlässigung, die mit Heines Tode einsetzte. Hierauf das Stadium der eifrigen Befehdung des Dichters, dann als Reaktion die Periode übereifriger Anerkennung. Die vierte Periode zu Anfang der 90 er Jahre, wo man sich erst um ein Heine-Denkmal in Düsseldorf, dann in Mainz stritt, ist als die der erbitterten Parteinahme für und gegen Heine zu bezeichnen, eine fünfte, dieser nicht unähnliche, aber doch nicht mehr so leidenschaftliche, als hinge von Heinrich Heine und seinem Denkmal das Geschick Europas ab, hat jetzt begonnen (vgl. Louis P. Betz: „Heine in Frankreich“ S. 428 und Heinrich Keiter: „Heinrich Heine“ S. 160). Mit der zweiten Periode beginnt die Heine-Literatur. Umfangreiche Biographien und eingehende Aufsätze treten begeistert für den Dichter ein und rechtfertigen den Menschen, oder verwerfen den letzteren, ja beide.

Unter den ersteren, so weit die ältere Zeit in Frage kommt, sind die bekanntesten deutscher Feder die großangelegte Apologie Heines von Adolf Strodtmann, der trotz redlichen Bemühens, die vielen Fehler und Schwächen Heines nicht zu vertuschen, zu einseitigen, heute nicht mehr aufrecht zu haltenden Schlüssen kommt, ein zweifelloses Verdienst aber durch die in dieser umfangreichen Art erste Briefsammlung des Dichters beanspruchen kann. Ferner die im Lob viel überschwänglichere und deshalb als historische Quelle weniger wertvolle Biographie von

Gustav Karpeles, schließlich die von Robert Proelß („Heinrich Heine" 1886). Als französischer Biograph wäre Louis Ducros zu nennen, dessen Werk: „Henri Heine et son temps" Hermann Hüffer besonders in Bezug auf sein mangelhaftes und oberflächliches Quellenstudium einer scharfen, aber gerechten Kritik unterzieht (S. 191 ff.). Der neusten Literatur zugehörig wäre unter vielen Anderen zu erwähnen Ludwig v. Embdens Werk: „Heinrich Heines Familienleben", dessen Bedeutung in 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters an seine Mutter, Schwester und nähere Verwandten besteht, und Wilhelm Bölsche, der zuerst in einer Biographie aus dem Jahre 1887, später in einem längeren Aufsatze: „Heine im Abendrote seines Jahrhunderts" („Hinter der Weltstadt" 2. Aufl. 1905) als begeisterter Lanzenbrecher für den Dichter auftritt, ihn mit einem „gottverbündeten Homerischen Helden" vergleicht, über dem „der Genius der Menschheit" seinen unzerstörbaren Schild hält, und gar nicht genug seine Energie und Größe rühmen kann. Übrigens stellt Bölsche den Heine der mittleren Periode als Dichter am höchsten. — Diesen Beurteilern stehen jedoch andere gegenüber, die sich mit gleicher Entschiedenheit wider den Dichter und Menschen wenden. Schon Gustav Pfizer führte in seinem Aufsatz: „Heines Schriften und Tendenz" einen vernichtenden Feldzug gegen den Dichter und Schriftsteller (1838). Im Jahre 1881 erschien dann Karl Gödekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", der Heinrich Heine lediglich als literarischen Mitläufer gelten ließ, die Lüsternheit und Frivolität seiner Gedichte bloßlegte, seine ganze Polemik, die sich niemals rein gegen Sachen, sondern immer nur in der unreinsten Weise gegen Personen richtete, ausschließlich auf gekränkte Eitelkeit zurückführte, und seine Schriften alle, von den Reisebildern an, nichts als „eine ununterbrochene Folge von Schmähschriften in modernem Gewande" nannte (Bd. 3 Abb. 1). Es folgten, um von kleineren Geistern zu schweigen, Heinrich von Treitschkes Angriffe in seiner „Deutschen Geschichte", die nicht ohne bedeutende Wirkung blieben (vgl. Adolf Bartels XIII f.). Allen diesen Werken des Für und Wider reihen sich nun in der allerneuesten Literatur die aus Anlaß des Denkmalsstreites entstandenen Biographien von Adolf Bartels, Hermann Hüffer und Heinrich Keiter an. Ich beginne mit der unter ihnen, die als Kampfschrift geschrieben zweifellos einseitig ist und einseitig sein will, gerade dadurch aber interessant und eigenartig wirkt.

* * *

„Auch ein Denkmal" nennt Adolf Bartels sein Heine-Buch (Heinrich Heine, E. A. Koch, Dresden und Leipzig). Was erklärt, so fragt der Verfasser, das wunderbare Eintreten so weiter Kreise des Deutschen Volkes, so vieler gebildeter Männer und Frauen für ein Denkmal Heinrich Heines? Nichts als die völlige Unklarheit über den Dichter und seine Stellung zum deutschen Volke. So ist es Pflicht des Literaturhistorikers, besonders des national gesinnten, dem deutschen Volke zu zeigen, wer Heinrich Heine wirklich war und was er jetzt noch ist. Und nun will Bartels in seinem neuen Buche fortsetzen, was er in seiner Geschichte der Literatur begonnen. Hat er dort den Versuch gemacht, durch die Darstellung

des Heineschen Grundwesens die deutsche Jugend von ihm fortzuführen, so will er hier den Beweis liefern, daß Heine nicht der größte Lyriker nach Goethe, überhaupt nicht der große deutsche Dichter war, als den man ihn uns so lange aufzureden versucht hat, daß menschliche und dichterische Artung bei ihm genau wie bei anderen Dichtern zusammenstimmen, daß sich also alle Schwächen des Menschen in seiner Dichtung wiederfinden. Wie man es von einem ernsten Literaturhistoriker nicht anders erwarten kann, geht Bartels nun geschichtlich zu Werke, indem er uns zuerst eine ausführliche Darstellung des Lebens Heines gibt. Freilich der Eindruck desselben ist sehr wenig günstig. Aber das sei nicht des Verfassers, sondern Heines Schuld. Haben sich doch selbst ihm wohlgesinnte Männer freiester Richtung wie Berthold Auerbach und Theodor Mommsen über den Menschen Heine verurteilend ausgesprochen. „Leider", faßt Theodor Mommsen sein Schlußurteil über Heine zusammen, „ist er nicht bloß ein ungezogener Liebling der Grazien, sondern auch kein Mann echter Ehre. Was ich von seiner persönlichen Haltung und seinem politischen Tun weiß, ist schmählich und wenn das Genie alle Verirrungen deckt, so gilt dies doch nicht von seinem ehrlosen Tun" (S. 82). Andere Männer aber, deren literarische Bedeutung zweifellos ist: Heinrich Laube, Wilhelm Scherer, Paul Heyse, Erich Schmidt, Richard M. Meyer nehmen für diese als Mensch zweifelhafte Persönlichkeit den ersten dichterischen Rang, soweit die Lyrik in Frage kommt, nach Goethe in Anspruch. In einem zweiten Abschnitt untersucht nun Bartels, was es mit der dichterischen Qualität Heines auf sich habe (S. 85—285). „Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter." Von diesem feststehenden Grundsatz, der wie die der Mathematik keines Beweises bedarf, geht er aus. Und umgekehrt: die Vorzüge und Schwächen des Dichters finden sich im Menschen wieder, wenn darum auch noch nicht Alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht, weil künstlerisches und menschliches Erlebnis oft nur Analogien sind, die sich nicht ohne weiteres zu decken brauchen. Der Satz: „Der Mensch ist der Dichter" könnte sogar ohne Bedenken auf den Künstler überhaupt übertragen werden, denn auch bei der bildenden Kunst und der Musik findet sich der notwendige Zusammenhang zwischen Sein und Schaffen. — Nachdem Bartels nun in eingehender Weise die Werke Heines einer kritischen, oft die schärfste Geißel schwingenden Betrachtung unterzogen, kommt er zu dem Schlusse, daß, sofern man von dem Dichter Heine spricht, nur der Lyriker Heine gemeint sein kann. In den meisten anderen seiner Werke ist er der sich selber aufspielende Feuilletonist, dem es nur darauf ankommt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken und der dabei in dem Wechsel von kecker und frecher Satire, oberflächlichem Räsonnement und meist gemachter romantischer Poesie eine bestimmte Methode einhält, die jede wirkliche Gestaltung ausschließt. Auch in den novellistischen Versuchen kommt es kaum zur Gestaltung und ebensowenig in den größeren satirischen Dichtungen „Atta Troll" und „Deutschland". Einen Ansatz zu wirklicher Gestaltung hat Heine einmal gegeben: im „Rabbi von Bacharach". Aber es ist eben beim Ansatz geblieben, und darum kann man

von dem Epiker und natürlich auch von dem Dramatiker Heine ganz absehen und den Dichter allein als Lyriker betrachten. — Will man Heine aber, wie dies oft geschehen, als großen Humoristen hinstellen, so braucht man, um diese Ansicht endgültig abzutun, seine Werke nur neben die anerkannten humoristischen und satirischen Werke der Weltliteratur, neben die Komödien des Aristophanes, den „Rasenden Roland“ des Ariosto, Rabelais' Gargantua, Cervantes', Don Quixote und andere zu stellen (S. 266 f.).

Also bleibt der Lyriker Heine. Welchen Rang nimmt er als solcher ein? Steht er wirklich als der Erste nach oder gar neben Goethe? Entschiedener noch als es schon Goedeke und Wolfgang Kirchbach getan, macht Bartels ihm diesen Platz streitig. Daß man ihm diesen je zugestand, erklärt er für eine reine Suggestionserscheinung, die Folge seiner raffinierten Selbstreklame und der Urteilslosigkeit der Literaturhistoriker. Nach Bartels' Ansicht ist dieser Platz jetzt endgültig von Eduard Mörike besetzt, der nicht bloß tiefer und frischer, sondern auch vielseitiger als Heine ist. Aber auch die Droste-Hülshoff, Hebbel, Keller hält Bartels für unbedingt elementarer nnd anschauungsreifer als Heine. Auf keinen Fall ist Heine ein deutscher Lyriker, sondern nur ein deutsch dichtender Jude, der uns als einseitiger Erotiker nie das sein kann, was jene anderen uns sind.

In einem letzten großen Abschnitt versucht Bartels nun die menschlich-dichterische Gesamtpersönlichkeit Heines klar zu umreißen und scharf herauszuarbeiten (S. 286—375). Die Erklärung Heines aus deutschem Wesen heraus sollte heute endgültig aufgegeben sein. Kein Mensch schreibt heute mehr wie Heinrich Laube, daß Heine „ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind“ gewesen sei oder wie Robert Prölß, daß er „auch viel des Edelsten, Zartesten, Süßesten, was noch tief im deutschen Volksgemüt schlummerte, zu wunderbarster Offenbarung gebracht habe“ (S. 287). Um so mehr aber wird Heine als ein Dichter guter deutscher Gesinnung gerühmt. Gestützt auf zahllose Stellen in seinen Werken, auch auf viele briefliche Äußerungen sucht Bartels nun den Nachweis zu führen, daß sich Heine niemals als Deutscher, sondern nur als Jude gefühlt, daß sein Heimatsgefühl, wenn es auch öfter echt zu sein scheint, nicht Liebe zum deutschen Vaterlande, sondern wesentlich nur jüdisches Familiengefühl gewesen ist. „Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider,“ schreibt er am 14. April 1822 an seinen Freund Sethe, „und du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mein Ohr. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind“ (S. 289). —

Auch seine wahnsinnige Napoleon-Begeisterung, die wir freilich nicht allein auf die Rechnung Heines, sondern zu einem Teil auf Rechnung der Zeit setzen müssen, bedingt eine Herabsetzung der Deutschen (S. 293). Ja, das ewige Hinstellen unseres Volkes als Träumer, die wir im Grunde nie waren und das uns im Auslande und auch bei uns selber sehr geschadet hat, wälzt Bartels Heine zu. Besonders widerwärtig war ihm Preußen, „dieser Tartüffe unter den Staaten“,

was ihn freilich nicht abgehalten hat, sich immer aufs neue um eine Anstellung in diesem „widerwärtigen“ Preußen zu bemühen. Selbst Heines deutsche Lyrik erscheint als ein Gemisch aus wohlfeilem Opportunismus und jüdischem Destruktivismus. Aus allem, was er lebt und schreibt, spricht ein Haß gegen die deutsche Nationalität, ein fast noch größerer Haß gegen Christentum und Kirche, dessen Grund die jüdische Abstammung Heines ist. Darum läßt uns auch seine „Bekehrung“ und seine Taufe so fürchterlich kalt. Selbst jener Deismus, den er auf dem Krankenlager zeigt, stammt nach Lublinskis Äußerung ganz und gar aus dem Judentume, dem Alten Testamente. — Wenn Bartels von diesem furchtbaren Krankenlager, der endlosen Matratzengruft Heines noch in seiner Literaturgeschichte geschrieben: „Der von fürchterlichen Leiden gequälte Heine wächst nun wirklich zu einer Art Größe empor, an der Matratzengruft des jüdischen Dichters hat zwar nicht das deutsche Volk im besonderen, aber die ganze Menschheit einige Ursache zu verweilen“, so nimmt er in seinem neuen Werke auch diese Anerkennung zurück und sieht auch hier nichts als eine gewisse Zähigkeit im Kampfe mit der tückischen Krankheit und Eitelkeitspose. — Das ganze „Rätsel“ Heinrich Heines aber ist für Bartels damit gelöst, daß er in seiner Jugend der spöttelnde Judenjüngling gewesen, „vielleicht ein wenig feiner und absonderlicher als der Durchschnitt, aber im Kern von ihm nicht unterschieden,“ dann der „fette Bourgeois, der über Weltbefreiung schmäht, aber vor allem an die Befriedigung seiner nicht allzu edlen Bedürfnisse denkt, und zum Schlusse der heruntergekommene Lebemann mit dem absoluten Skepticismus“ (S. 361). Als Talent wie als Persönlichkeit ist Heine Jude gewesen, der vor allem im Feuilletonismus der 70er Jahre in der Dekadence-Poesie von Griesebach bis Schoenaich-Carolath zur Geltung gekommen ist, der aber im ganzen heute nur noch künstlich lebt und dem ein Denkmal zu setzen niemand so wenig Veranlassung hat als das deutsche Volk.

* * *

Ein ganz anderes, gar nicht wieder zu erkennendes Gesicht zeigt Heinrich Heine nun in einem zweiten Buche. Hermann Hüffer: „Heinrich Heine“ (Georg Bondi, Berlin). Es handelt sich hier um eine Sammlung von Aufsätzen, deren größter Teil bereits in der „Deutschen Rundschau“ erschienen ist und um deren Zusammenstellung zu einem Buche nach dem Tode Hüffers sich Ernst Elster als Herausgeber verdient gemacht hat. Den Hauptinhalt des Werkes machen eine Sammlung von Briefen und Dokumenten aus, die neues Material über das Leben Heines und seine Weltanschauung herbeibringen soll. Hüffer, so schreibt sein Herausgeber, wäre durchdrungen von der Überzeugung, daß die Aufdeckung greifbarer Tatsachen sehr viel wertvoller wäre als kühne Urteile und Konstruktionen und schöne Redensarten. So habe er immer festen Boden unter den Füßen. Durch den Hinweis auf die Papiere aus dem Nachlaß Sethes, Detmolds, Kellers, durch die Mitteilung der Bonner Universitätsakten habe er unsere Kenntnis von Heines Leben und Schaffen wesentlich bereichert (VIII). Hierin liegt auch nach

meiner Meinung das Verdienst dieses Buches. Aber all den psychologischen und historischen Interpretationen, die Hüffer nun an der Hand seines reichen Materials vornimmt, insbesondere ihren Endergebnissen stehe ich skeptisch, ja oft entschieden verneinend gegenüber. Was an dem Werke von Bartels so erfrischend wirkt, das ist das nationale Empfinden, das es diktiert, das feurige Temperament, mit dem es geschrieben. Geht Bartels auch bei einer im ganzen richtigen Einschätzung des Menschen Heine, bei rückhalt- und rücksichtsloser Aufdeckung seiner Pose und Eitelkeit, seiner nationallosen und undeutschen Gesinnung in Bezug auf den Dichter und seine Beurteilung entschieden zu weit, ist es einem hier manchmal, als ließe das heiße Blut des empörten Germanen den Literaturhistoriker nicht immer objektiv und ruhig genug den Weizen von der Spreu sondern, so wirkt doch seine energische Ablehnung erquickender als dies unentwegt Weihrauch brennende Buch Hüffers. Selbst sein verständnisvoller Herausgeber kann die treffende Bemerkung nicht zurückhalten, daß ein schärferes Wort hier und da am Platze wäre und Hüffers Tadel, selbst wo er nicht ausbleibt, immer reichlich zahm ist, daß es befreiend wirken würde, wenn Hüffer bei Mitteilung der Briefe Heines an Detmold einmal mit kräftiger Faust dazwischen schlüge (IX). Es gibt kein schöneres Gut als eine humane und abgeklärte Weltanschauung, eine aus dem Innern quellende Toleranz. Mit zu weitgehender Liebe aber Fehler decken und offenbare Schwächen in verborgene Tugenden wandeln wollen, ist Sentimentalität schon für den gewöhnlichen Sterblichen, ein in verhängnisvolle Trugschlüsse aber führender Irrtum für den Literaturhistoriker. Dieser muß unter allen Umständen jenseits von Haß und Liebe stehen. Gerade für Hüffers Buch gilt meine im Eingange gemachte Bemerkung, daß es eine falsche Ansicht ist, die Liebe als den einzig zuverlässigen Schlüssel für die Erforschung der menschlichen Psyche zu betrachten. Gleichviel, ob Hüffer die Persönlichkeit Heinrich Heines einer psychologischen Analyse unterzieht, ob er seine Briefe interpretiert oder seine Werke kritisch beleuchtet, immer ist seine Beurteilung von derselben Überschätzung des Menschen und des Dichters Heine getragen. Und selbst wo er sich nicht blind zeigt gegen zu sichtbar hervortretende Nachtseiten, wird sein Tadel zur Entschuldigung, seine Anklage Verteidigung. Im einzelnen läßt sich manches anfechten. Mag Hüffer mit Recht den ausgeprägten Familiensinn Heines rühmen, seine Verehrung für die Mutter, seine Liebe zu den Geschwistern. Ob er ihn mit demselben Rechte als guten Gatten hinstellen kann, ist angesichts der Tatsache, daß Heine oft genug seiner Mathilde in krasser Weise untreu wurde, um Grisetten nachzulaufen, auch bei weitherziger Kritik zu bezweifeln. Und selbst der innige Familiensinn Heines hinderte ihn doch nicht, gegen seinen meist in rührender Nachsicht und Wohltätigkeit handelnden Oheim Salomon, ja nach dessen Tode gegen seinen Vetter Karl in einer Weise aufzutreten, die im ersten Falle wenig pietätvoll, im zweiten aber, wo es ihm auf die versteckteften und giftigsten Angriffe nicht ankam, geradezu verwerflich genannt werden muß. Und wenn ihn Hüffer nun auch als Freund preist, ihn als solchen treu, hingebend, aufopferungsfähig nennt,

so ist dies ein etwas übertriebenes Lob. Heine war rasch und heiß in der Liebe. Aber rascher und heißer im Hasse. Wehe dem, der es mit ihm verdarb, und wenn er auch wie Börne und Gutzkow zu seinen besten Freunden gehörte. Germanische Tugenden rühmte er wohl, aber er übte sie nicht. Germanisch ist es, den Wehrlosen zu schonen. Heine aber folgte dem einmal von ihm im Scherze aufgestellten Grundsatz, dem Feinde erst dann zu verzeihen, wenn er gehenkt sei. „Der Trieb nach persönlicher Rache", sagt Heinrich Laube, „oder wenigstens nach persönlicher Genugtuung war zu stark in Heines Naturell. Auge um Auge, Zahn um Zahn war jüdisch-biblisch tief eingeprägt in seinem Wesen." Eine unversöhnliche Rachsucht spricht aus seinen Angriffen gegen Menzel, Platen, Schlegel, vor allem aber aus seinen haßerfüllten Buche gegen Börne, gegen den er, so lange dieser lebte, hervorzutreten nicht recht den Mut hatte, den er aber desto heftiger nach seinem Tode angriff (vgl. Keiter, Heinrich Heine S. 128). Hüffer hebt hervor, daß die Franzosen Heine beinahe als einen der Ihrigen betrachten, daß England ihn schätzt, daß man die Liebe der Italiener für Heine daraus erkennen könne, daß beinahe in jedem neuen Bande von Hildebrandts „Italia" die Rede von Heinrich Heine ist. Er vergleicht ihn mit Byron, der auch im Auslande einer rückhaltlosen Bewunderung, dagegen im eigenen Vaterlande herbem, verdammendem Tadel begegnete. Aber ob dies zu verwundern ist? Ob daran nicht in erster Reihe seine undeutsche Gesinnung, die Hüffer zwar abstreitet, sodann aber auch der von Hüffer zugegebene und bedauerte Umstand Schuld trägt, daß Heine sein großes Talent „so oft dem Unwürdigen, ja, dem Gemeinen zugewandt, daß er über das Höchste und Heiligste mit frivolem Spotte und zynischer Dreistigkeit sich ausgelassen habe" (S. 4).

In seiner Anordnung ist das Buch sehr bunt und wenig einheitlich. Daß die ursprüngliche Absicht des Verfassers, die einzelnen Aufsätze derartig zu reihen, daß sie sich der Chronologie von Heines Leben angepaßt hätten, dem Werke von Nutzen gewesen wäre, ist zweifellos. Sachliche und Pietätsbedenken haben den Herausgeber zurückgehalten, diese Absicht zu realisieren.

Von den einzelnen Aufsätzen hat mich der vierte: „Heine und J. B. Rousseau" und der siebzehnte „Heine und Napoleon" am meisten interessiert. Das Verdienst des Werkes in literaturgeschichtlicher Beziehung erkenne ich freudig an, auch wo ich seinen Schlüssen nicht zustimmen kann.

* * *

Und noch einmal ein ganz anderer Mensch! Aber wieder heißt er Heinrich Heine. Heinrich Keiter ist sein Schöpfer (Heinrich Heine dargestellt von Heinrich Keiter, durchgesehen und ergänzt von Anton Lohr. 2. Auflage. Köln, J. P. Bachem). Heinrich Heine zuerst vom deutsch-nationalen, antisemitischen, dann vom freisinnig-philosemitischen, jetzt vom katholischen Standpunkt gesehen, ein interessanteres und vielseitigeres Bild ist nicht denkbar. Keiters Buch unterscheidet sich von den beiden anderen durch eine trockenere, leidenschaftslosere Erfassung seiner Aufgabe. Es ist nicht mit dem Blute und Temperamente eines Adolf Bartels, auch nicht mit

der Liebe eines Hüffer geschrieben. Freilich vom Parteistandpunkt ist auch dieses Werk nicht losgelöst, die katholische, ja die ultramontane Ansicht bricht sich trotz unverkennbarer Mühe, sie zurückzuhalten, dann und wann Bahn. Aber nicht in dem Maße, daß sie, wie dies leider oft bei Bartels geschieht, mit dem wägenden Literaturhistoriker durchgeht. Keiter gibt das am wenigsten interessante, aber am objektivsten erfaßte Lebensbild Heines. Freilich nur relativ gesprochen im Verhältnis zu den beiden anderen. — Hat man bei dem jungen Heine ein gewisses Interesse für den Katholizismus angenommen und er es selber einmal ausgesprochen: „Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, die in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren“, so hat Keiter recht, dieses Interesse als ein lediglich ästhetisches zu betrachten, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist (S. 16). In späteren Jahren schloß sein ingrimmiger Haß gegen das Christentum beide Konfessionen ein, ja die katholische vorzugsweise. Das Christentum an sich nennt er eine Erfindung der Juden, die Taufe war für ihn lediglich „die Lösung eines Eintrittsbillets für die christliche Gesellschaft“. Er legte, um einen Ausdruck Achim von Arnims zu gebrauchen, das Christentum wie eine neue „Livree“ an. Dem Pfarrer gegenüber spielt er die Rolle eines heilsbegierigen Proselyten, so daß er den leichtgläubigen Mann täuschte. Aber wenige Monate nach seiner Taufe schrieb er an Moser: „Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben“ (14. Dezember 1825) (S. 52 f.). Die katholische Kirche betrachtet Heine als Vertreterin eines sinnenfeindlichen Spiritualismus. Ihre Herrschaft im Mittelalter bezeichnet er als eine Unterjochung schlimmster Art. „Aber“, fährt er fort, „die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber; altersschwach, zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Kolisäums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnt noch immer das alte Gewebe; aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr der Steinadler des Nordens (III. S. 92, 93).“ Besser kommt die Reformation bei Heine fort. In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ sagt er (Bd. IV S. 192): „Indem die notwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit“. Mit der Reformation wurde nach seiner Ansicht die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüte dieser Denkfreiheit ist die deutsche Philosophie. — Abgesehen von seinem religiösen Verhalten zeigt die im ganzen scharfe und verurteilende Meißelung des Heineschen Charakterbildes von Keiter auch versöhnende Züge, — besonders von dem Augenblicke an, wo Heines langjährige Krankheit beginnt. Heldenmütig, so meint er, habe der kranke Dichter gegen den Feind angekämpft und seinen blendenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Seine Leidensgeschichte bedeute einen glänzenden Sieg des Geistes über den Körper, des Immateriellen über das Materielle. Stundenlang habe er täglich gearbeitet trotz der wütendsten Schmerzen, in dem er sich vorlesen ließ, diktierte, dichtete,

an seinen Versen feilte und Gedrucktes korrigierte (S. 132). Ja, eine ganze ernsthafte Sinnesänderung des Dichters nimmt Keiter an. Die Erdenschmerzen führen den Abtrünnigen wieder zu Gott zurück. Er erklärt den Atheismus für absurd. „Für den Gesunden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten", schreibt er, „für den Kranken aber ist es eine gute Religion". Und wenn er auch bis an sein Ende wesentlich der Alte bleibt, der spottsüchtige, rachsüchtige, frivole, witzelnde, widerspruchsvolle Heine, so dürfen wir doch nicht ohne weiteres an den Worten seines Testaments vom Jahre 1857 vorübergehen. „Ich sterbe", schreibt er dort, „im Glauben an einen einzigen, ewigen Gott, den Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigene Neigung fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung" (S. 134). Freilich, wie weit dies alles Wahrheit oder Komödie gewesen, bleibe dahingestellt.

Dem Dichter Heine läßt Keiter Strenge, aber auch Gerechtigkeit widerfahren. Was er an seiner Poesie tadelt, ist das Lüsterne, ja das Schmutzige, die weichliche, unwahre Sentimentalität, die glänzenden artistischen Tricks und Mätzchen, hinter denen kein Gehalt und Stimmungswert steckt (S. 83). Aber er nennt das Buch der Lieder ein in sich abgeschlossenes und völlig abgerundetes Werk. Er ist der Meinung, daß Heine, wenn ihm nicht, seiner inneren Zerrissenheit entsprechend, die „Gabe der Architektonik" gefehlt hätte, mit seiner Gestaltungskraft Meisterwerke hätte schaffen können. Insbesondere schätzt er Heine als Prosaisten, er nennt seine Prosa packend, bilderreich, lichtvoll und immer interessant, weil er Sinn hat für das Große im Leben und in der Geschichte und vielseitige, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse besitzt, in deren ausgiebiger Verwertung er Meister ist (S. 157). Als seine bedeutendste Schöpfung nennt er das Buch „Le Grand", ja in der eingehenden Beurteilung dieses Werkes (S. 77 f.) zeigt er sich nicht frei von Überschätzung. Als Literaturhistoriker verdient Heine mehr Beachtung denn als lediglich feuilletonistischer Geschichtsschreiber. Sein Buch über die romantische Schule muß trotz einseitiger Auffassung zu den besten Werken unserer ästhetisch-kritischen Literatur gezählt werden (S. 113).

* * *

Damit wäre Heinrich Heines Wertung in der neuesten deutschen Literatur erschöpft. Ich komme zu folgendem abschließenden Erkenntnis:

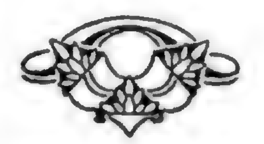
Will man zu einer richtigen Beurteilung der Persönlichkeit Heines gelangen, so muß man nach meiner Meinung zu allererst den immer auf's neue, aber immer wieder vergeblich unternommenen Versuch aufgeben: Heine mit aller Gewalt eine deutsche Gesinnung zu imputieren, ihn trotz seiner jüdischen Abstammung als Deutschen durch Wahlverwandschaft zu bezeichnen. Angesichts der unerhörten Schmähungen

Heines auf Deutschland in seinen Werken und ungezählten brieflichen Äußerungen, angesichts seines „Deutschland, ein Wintermärchen" sollte man dieses im Keime mißlungene Experiment ein für alle mal aufgeben. Dann erst kann man zu einer literarisch unbeeinflußten und geschichtlich ruhigen, gerechten Würdigung des Menschen und Dichters Heinrich Heine kommen.

Als Mensch wird man dann Heine nicht ohne weiteres zu den schlechten, sondern nur zu den schwachen, haltlosen Menschen rechnen. Er log mitunter, aber er ist kein Lügner gewesen, sagt einmal Emil Kuh von ihm, er beging zu Zeiten etwas Gemeines, ohne daß er darum im Gemeinen gewohnt hätte. Ein wunderbares Gemisch entgegengesetzter Eigenschaften und Empfindungen wohnte in seiner Seele: Liebe und Haß, Phantasie und Verstand, Witz und Gemüt, Humor und Spott, und ließ es nicht zur vollen Harmonie seiner Kräfte und Gaben kommen. Der beständige Kampf, der durch alle seine Werke geht, lohte auch durch sein inneres Leben, der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Trotz aller Versuche, das Rätselhafte in seinem Wesen zu lösen, bleibt Heine ein Konglomerat aller denkbaren Widersprüche, die durch die Übergangszeit, durch die Verhältnisse, in denen er lebte, sowie durch seine jüdische Abstammung nicht ohne weiteres zu lösen, wohl aber zu erklären und zu mildern sind (vgl. Keiter a.a.O. S. 155, 159). Eins aber war Heine auf keinen Fall, wozu ihn blinde Verehrung immer noch zu stempeln sucht: ein großer Mann. Zur Größe gehört zu allererst: Selbstlosigkeit, Aufgehen der eigenen Interessen und des eigenen Ichs in denen der Allgemeinheit. Heine aber war Zweierlei, was unter allen Umständen Größe ausschließt: er war kleinlich-selbstsüchtig und eitel. So schwach und widerspruchsvoll er sonst war, so energisch und konsequent war er in der Bejahung seines Selbst und seiner Eitelkeit.

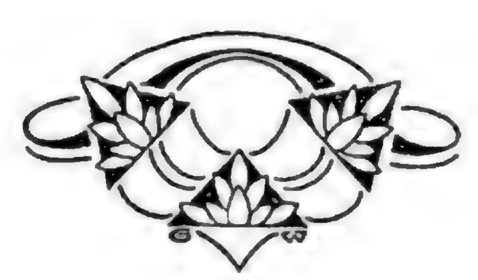
Und wie er kein großer Mensch war, so auch kein großer Dichter. Jeder großer Dichter hat eine bestimmt geprägte, ihm eigentümliche Weltanschauung, die sich in seinen Werken offenbart. Heine aber hat nur eine Selbstanschauung. Dem Egoismus des Menschen entspricht der Individualismus des Dichters. Seine Poesie ist das ewig wiederholte Spiel einer weltschmerzlichen Koketterie mit sich selber. Aber der Menschheit ganzer Jammer hat ihn nie angefaßt — trotz allen Pessimismus, in dem er sich gefällt. Wie ihm jede einheitliche Weltanschauung fehlte, so auch jede altruistische Weltliebe. Ohne eine gefestigte Weltanschauung und eine warme Menschenliebe jedoch kann Niemand zu innerer Harmonie gelangen. Daher das grenzenlos Subjektive, das ratlose Herumpendeln zwischen allen möglichen Extremen, das unruhig Schweifende und unberechenbar Sprunghafte seiner Dichtungsweise. Ein Talent ist Heine gewesen und ein großes dazu. Aber nie ein Genie. Schon das Einseitige seiner Poesie schließt ihn davon aus. Sein Beruf ist der des Spezialisten. Die Liebeslyrik ist das einzige Feld, auf dem seine Lorbeeren erwachsen. Und ziehe ich die Grenzen noch enger: In dieser wiederum ist es weniger die Tiefe des Empfindens, weniger der Inhalt, der uns anzieht, als die graziöse Form, die Anmut des Ausdrucks, in den seine Gedanken sich kleiden. Es gab Weihestunden in seinem Leben. Dann entquoll seiner Seele eins jener unsterblichen

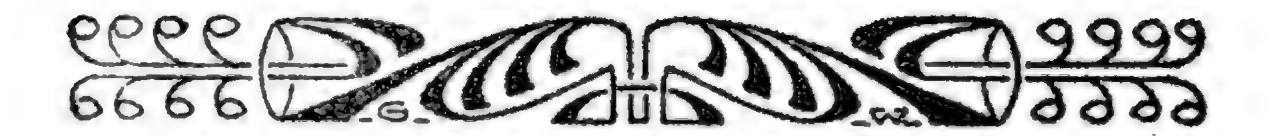
Gedichte, die zu der tiefsten und innerlichsten gehören, die unsere Poesie kennt. Kleinlich wäre es, das zu bestreiten. Viele solcher Gedichte könnte ich hier anführen. Aber ein größeres und in sich geschlossenes Werk hat er nicht geschaffen. Und er ist uns vor allem nicht, was jeder wirkliche Dichter sein soll: Führer, Befreier, Bahnbrecher. Er kann es nicht sein, weil er nirgends Schöpfer weittragender Gedanken ist, weil er „niemals", wie Goedecke sagt, „einen positiv befreienden Gedanken ausgesprochen hat, der sein Eigentum wäre: den durch alle seine Schriften hindurchlaufenden Gedanken, daß die Unsittlichkeit ein Recht auf Existenz habe, kann man weder einen freimachenden noch einen positiven nennen." Daher kommt es auch, daß wohl unzählig viele kleine, aber von unseren großen modernen Lyrikern nicht einer etwas von Heine übernommen, weder Mörike noch Hebbel, weder Keller noch K. F. Meyer (Bartels a.a.O. S. 368). Heine regt unsere Phantasie an, aber er gibt unserer Seele nichts. Man kann ihn unter Umständen gern haben, ihm manchen Genuß verdanken, man mag ihn bemitleiden, bewundern — wie man will, ihn lieben kann man nicht. — „Er war ein großer Poet", sagt mit Recht Heinrich Reiter (S. 40f.), „der die überkommenen Formen der Romantik und des Volksliedes mit souveräner Beherrschung zum geschmeidigen Werkzeug seiner dichterischen Psyche umschuf. Aber er hatte in die silbernen Schalen dieser Form keinen kongenialen Inhalt zu geben. Ihm fehlte die innere Harmonie; eine von Zweifeln zerrissene Seele, ein krankhaft nervöser Organismus, ein skeptischer Geist sind keine idealen Vorbedingungen zur Hervorbringung eines dichterischen Kunstwerks, dessen Wert auf der Einheit und Stärke der übermittelten Stimmung beruht."



Bücherschau.

Mit Lieferung 12 ist nun die schon einmal angezeigte, neue **Deutsche Geschichte** von Eduard Heyck zum pünktlichen Abschluß gekommen. In 3 stattlichen Bänden mit vielen Illustrationen (bei Velhagen und Klasing erschienen) liegt sie jetzt vor; sie führt, wenn auch zuletzt nur in raschem Überblick, bis in unsere Tage. Wir kommen nochmals ausführlich darauf zurück, für heute empfehlen wir sie nur für den Weihnachtstisch als das Werk eines freien und selbständigen und zugleich scharf und klar national empfindenden Geistes auf das wärmste. Sie kostet im ganzen 36 Mark. O. H.





Goethe als Philosoph in der obersten Schulklasse.

Von

Alfred Biese.

„Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen." Sollte dies Wort des Wallenstein-Prologes auch für die Jugend unserer höheren Schulen schon Geltung haben? Ich glaube doch. Es ist nicht richtig, sie immer nur in den Niederungen und in der mittleren Höhenwelt der Gedanken zu halten. Man kann den 19—21 jährigen Primanern auch schon einen Flug zu den höchsten Höhen zumuten, auf daß die Schwingen wachsen und sich stählen; man kann sie auch einmal aufwärts reißen, wenn auch nur gelegentlich und vielleicht nur belohnt von dem dankbaren Blitzen im Auge der Gereiftesten. Man darf aber nimmer die letzten Ziele und die tiefsten Fragen aus dem Gesichtskreise verlieren; man muß den heranreifenden Jünglingen immer wieder einmal klar machen, daß es für den Gebildeten gilt, deutlich sich Antwort zu geben auf die Fragen: Ist der Mensch nur ein naturhaftes, oder ist er auch ein geistiges Wesen, ist er nur ein Kind des Zufalls und der Schicksalslaune oder ein selbständiges Glied einer ideellen, göttlichen Welt?

Das sind Probleme, um die niemand herum kann, und die deshalb so fruchtbar sind, weil sie den ganzen Menschen betreffen, weil sie entscheidend sind für alle einzelnen ethischen und religiösen Fragen. Was auf die tiefere Erkenntnis des Menschenwesens hinzielt, wie es nicht nur im Laufe der Jahrhunderte sich verändert hat, sondern wie es allgemeine, unvergängliche Züge trägt, das ist im Unterricht, namentlich im Deutschen der Prima, nimmer außer acht zu lassen. Und da kann uns Goethe vor allen ein Führer sein; besonders in seiner tiefsinnigen Gedankenlyrik, die gerade darin ihre Eigenart besitzt, daß sie nicht des Gedankens Blässe, sondern die Frische des lebensvollen Augenblicks zeigt, daß sie nicht den Eindruck der lange schon gehegten, endlich durch einen äußeren Anlaß gelösten Reflexion, sondern den des tiefsinnigen Erlebens, des den Gedanken ganz durchdringenden Gefühls macht. Ein Stück Philosophie (Ästhetik, Psychologie und Ethik) umfassen die Gedichte „Meine Göttin", „Gesang der Geister über den Wassern", „Grenzen der Menschheit", „Das Göttliche" (erg. im Menschen).

So dürfte es sich denn, nicht nur für die Schule, wie ich hoffe, sondern für jedermann, und besonders für solche, denen Goethe immer fremder

geworden, lohnen, die Frage aufzuwerfen: Welches sind — nach Goethe — die natürlichen Schranken des Menschen, und inwiefern hebt er sich über diese empor?

Der Mensch ist ein Doppelwesen; mag sein Geist noch so hoch streben, die Erde hält ihn fest; als Sinnenwesen wurzelt er in der Natur, mag das nun heißen, daß er in seiner Geistigkeit den Begriff der Natur erhöht oder daß diese ihn herabzieht; jedenfalls ist er in seinem ganzen Sein durch sie bedingt. „Nach ewigen, ehernen, Großen Gesetzen Müssen wir alle Unseres Daseins Kreise vollenden."

Wir sind gebannt in einen gewaltigen, das Verschiedenartigste in wunderbarer Einheitlichkeit umspannenden Zusammenhang der Dinge. Die Dichter sind nicht müde geworden, die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenwesen zu deuten und dieses mit dem Grünen des Grases, mit dem Knospen des Waldes, mit Blühen und Welken der Blumen, mit Bach und Strom, mit Wolke und Schatten und Rauch zu vergleichen. In unübersehbaren Folgen reihen sich alle die zahllosen Formen der Schöpfung aneinander, von den einfachsten bis zu den verwickeltsten, von den ärmsten bis zu den reichsten; die Übergänge, die ineinander fließenden Grenzen erschlossen sich erst allmählich dem Spürsinn des Forschers; das Entwicklungsgesetz hält in seiner Macht alles Unorganische und Organische, das in der Wurzel eins ist.

Alles ist in unablässigem Werden und Vergehen, in ewigem Flusse begriffen; der einzelne Mensch gleicht der auftauchenden, daherflutenden und vom Wogengetriebe verschlungenen Welle. „Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß „viele Wellen Vor jenen wandeln, Ein ewiger Strom: Uns hebt die Welle, Verschlingt die Welle, Und wir versinken." Die Zeit führt uns herauf aus dunklem Schoße und nimmt uns in diesen wieder hinab, wenn unsere Stunde gekommen ist; am festen Ufer steht unwandelbar die Gottheit und sieht Wellenreihen auf Wellenreihen, Menschengeschlechter auf Menschengeschlechter vorüberziehen.

In anderem herrlichen Bilde wendet dies Hölderlin im „Schicksalsliede": „Ihr wandelt droben im Licht Auf weichem Boden, selige Genien! . . Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn; Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen Blindlings von einer Stunde zur andern, Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, Jählings ins Ungewisse hinab."

Das Leben des einzelnen beschreibt nur einen bescheidenen Kreis, er ist nur „ein kleiner Ring" in einer „unendlichen Kette", deren Anfänge wie die Endesglieder in rätselvolles Dunkel gehüllt sind. Er ist räumlich und zeitlich eng umgrenzt; trachtet er zu hoch, will er „mit dem Scheitel

die Sterne berühren", will er mit Titanentrotz den Himmel stürmen, mit den Göttern sich messen, so geht es ihm wie dem Luftschiffer: „Nirgends haften dann die unsichern Sohlen, Und mit ihm spielen Wolken und Winde." Betrachtet er sich nur als Körper unter Körpern, beschränkt er sich nur auf die enge Pflicht und das schmale Recht der Scholle, die ihn trägt, sieht er nur das Nahe, dem Augenblick hingegeben, so „reicht er nicht auf, Nur mit der Eiche Oder der Rebe Sich zu vergleichen." Was ist physisch der kleine Mensch gegenüber dem Baumesriesen? Was auch zeitlich, wenn wir an die Jahrhunderte denken, die dieser überdauerte, jahrein, jahraus sich verjüngend? Wann das Leben seinen Abschluß findet das weiß der Mensch nicht; die Todesparze „tappt unter die Menge, faßt bald des Knaben Lockige Unschuld, Bald auch den kahlen Schuldigen Scheitel." Als Glied der Natur ist der Mensch dem Schicksal unterworfen, dem blind waltenden, das bald lind und freundlich ihn umkost, bald wild stürmisch ihn packt — „Wind ist der Welle Lieblicher Buhler; Wind mischt vom Grund aus Schäumende Wogen." Bald tragen ihn die Verhältnisse, bald ringt er mit ihnen. „Seele des Menschen, Wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, Wie gleichst du dem Wind!"

Die zwiespältige, sinnlich-geistige Natur veranschaulicht Goethe unter dem Bilde des in seiner kristallklaren Helle schier stofflosen Wassers, das vom Himmel kommt und wieder zum Himmel steigt, ewig wechselnd; zwischen dem Irdisch-Gemeinen und dem Göttlich-Hohen und Erhabenen schwankt die Seele hin und her; in der Kindheit gleicht sie dem reinen Strahl, der die Sonne wiederspiegelt und in Wolkenwellen herniederstäubt zum glatten Fels; in der suchenden, ringenden Manneskraft dem schäumenden, über Klippen sich stürzenden, alle Hemmnisse überwindenden Gießbach, während die findende, in ihrem Streben Genügen gewinnende Seele dem Bache ähnelt, der im Wiesengrunde dahinzieht, und die ernste, in sich gefestete Seele des Greises dem See vergleichbar ist, in dem „ihr Antlitz weiden alle Gestirne". Ewigkeitsgedanken dringen ihr bis auf den Grund. So hebt den Menschen das geistige Leben aus dem Staube empor. Wie der Baum in der dunklen Erde wurzelt und seinen Wipfel in die lichten Lüfte hebt, so ist der Mensch in Sinnlichkeit gegründet und doch für das Ewige bestimmt.

„Unfühlend" ist die Natur; es gilt Sonne und Mond gleich, ob sie Bösen oder Guten scheinen; Wind und Stürme und Hagel fragen nicht danach, wen sie ereilen. Mag die Sonne deines Glückes untergehen, jene Flammenkugel da droben leuchtet weiter, und mag dein Herz jubeln, dem regenschweren Wolkenhimmel entlockst du kein freundliches Lächeln,

keinen Abglanz. Das mechanische Kausalitätsgesetz herrscht in der Natur; die Welt des Geistes hat ihre eigenen Gesetze. Als geistig-sittliches Wesen trägt der Mensch den Keim des Göttlichen in sich.

Ihm hat der Göttervater seine Lieblingstochter, sein Schoßkind, die Phantasie, „mit Himmelsband" verbunden; sie ist in Freud und Leid seine getreue „Gattin"; sie umgoldet jene und lindert dieses, während den anderen Lebewesen der Schöpfung bestimmt ist, „in dunkelm Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen Beschränkten Lebens, Gebeugt vom Joche der Notdurft" dahinzuwandeln; die Phantasie verklärt die Wirklichkeit, streut Rosenblüten in das Alltags Prosa; sie leiht Flügel, die hinwegheben über die Schranken von Raum und Zeit; sie weist in das Reich der Ideale; das geistige Ohr des Phantasiebegabten belauscht „der Dinge geheimste Saat", und das geistige Auge sieht die wundersamen Beziehungen zwischen dem Elementaren und dem Menschengeist; die Phantasie beseelt mit Stimmungshauch, mit dem Odem Jovis die Natur, und sie schafft göttliche Gebilde, die Werke unvergänglicher Kunstschönheit, mag sie heiter oder düster sein; „sie mag rosenbekränzt Mit dem Lilienstengel Blumentäler betreten, Sommervögeln gebieten Und leichtnährenden Tau Mit Bienenlippen Von Blüten saugen. Oder sie mag Mit fliegendem Haar Und düsterem Blicke Im Winde sausen Um Felsenwände Und tausendfarbig, Wie Morgen und Abend, Immer wechselnd, Wie Mondesblicke, den Sterblichen scheinen."

Ihr göttliches Vorrecht darf den grämlichen Verstand, „die alte Schwiegermutter Weisheit" nicht stören noch verdrießen. Unter der Hülle des Sinnlichen offenbaren sich ihm die tiefsten Rätsel. Die menschliche Vernunft in ihrer höchsten Steigerung, dem Genie, deutet sie sich z. B. — wie Goethe in „Mahomets Gesang" — durch das Bild des Stromes. „Über Wolken Nährten seine Jugend Gute Geister". Wie dies Gedicht schillert in der Pracht des Gleichnisses und in der Pracht einer transcendentalen Idee! Ein geborener Herrscher und Leben atmend, Leben weckend, verwandte Seelen sammelnd, das Sehnen der Besten stillend, die Herzen begeisternd und entflammend, ein Sieger, ein Spender der Zivilisation, des höheren Gottesbewußtseins, geht der religiöse Genius dahin durch die Welt, unauslöschbare Spuren hinterlassend, wenn er heimkehrt zum ewigen Vater, dem Brunnquell alles Guten.

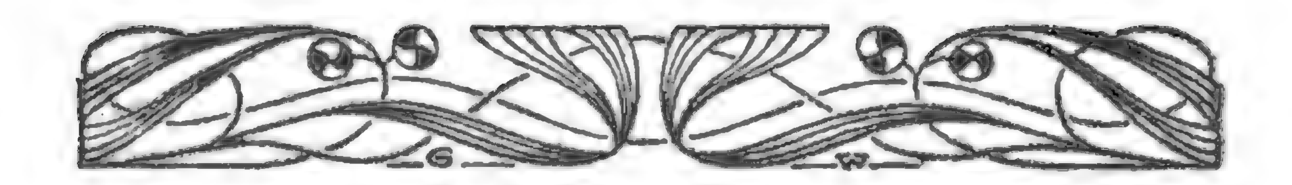
Nur im Gleichnis ist es uns gegeben, das Höchste zu ahnen und zu verstehen. So gibt auch der sittlich vollendete Mensch, der Edle, Hilfreiche, Gute, uns die Gewähr einer sittlichen Weltordnung, die Gewähr des Daseins der Gottheit. „Sein Beispiel lehr' uns Jene glauben!"

Was vermag nun der sittlich-geistige Mensch? Goethe sagt stolz: „Er vermag das Unmögliche“, d. h. das in der leblosen und lebendigen Natur Unmögliche, das aus bloßen Natursachen nicht Erklärbare: „er unterscheidet“ — mit seinem Verstande; „er wählet“ — mit seinem freien Willen; „er richtet“ mit seinem Gewissen. „Er kann dem Augenblick Dauer verleihen.“ Das Flüchtigste, was es gibt, den Moment — d. h. das Gefühl, den Gedanken, die Tat des Momentes — kann er in göttlicher Schöpferkraft zu Dauerndem, Ewigem wandeln. Was dem Forscher, dem Künstler, dem Erfinder, dem Entdecker die Gunst der Stunde offenbart, dem kann er in Wort, in Ton, in Stein, in Farben u. s. f., im Apparat, in der Maschine eine ewig dauernde Form verleihen; was die Welle der Zeit verrauschen läßt, bannt der Künstler; die großen Menschen, die großen Ereignisse, die auftauchen und verschwinden, überliefert er in darstellendem Bilde der Nachwelt. Auch die echte sittliche Tat ist in ihren Wirkungen unvergänglich; und jene Verkörperungen sittlicher Ideen, wie Staat und Kirche und Schule, haben die Aufgabe, „dem Guten zu lohnen, den Bösen zu strafen, zu heilen und zu retten, alles Irrende (Fehlende), Schweifende (Haltlose) Nützlich zu verbinden.“ Immer gemeinnütziger, sozialer wird das Streben der Menschen. Der Vollendungsdrang ist dem geistig gerichteten Menschen eigen, und zwar unauslöschlich, auch wenn er das Vollendete selbst nimmer erreicht. Denn der edelste Mensch erscheint doch nur als das schwache Abbild der Gottheit, die wir ahnen; er spiegelt sie wieder, wie der Tautropfen die Sonne. „Der edle Mensch Sei hilfreich und gut! Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte, Sei uns ein Vorbild Jener geahneten Wesen!“

Ein jeder bringe den göttlichen Keim, der in ihn gelegt ist, zur Entfaltung und Reife, wecke den Funken zur Flamme; er vereine untereinander die beiden Forderungen der griechischen Weisen, des *γνῶθι σεαυτόν* („Erkenne dich selbst!“) mit dem *γένοιο οἷος ἐσσί* („Werde, der du bist!“).

Und sollte der alte Herzenskündiger und Geistesbefreier Goethe — auf dessen Spuren wir hier wandelten — nicht mit Recht mahnen und damit im deutschen Hause und in deutscher Schule offene Ohren und willige Seelen finden, wenn er kündet:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.



Religiöse Ausdrucksmittel.

Von

Karl König.

I.

In allen entwicklungsfähigen Religionen taucht irgendwann einmal die Erkenntnis auf: „Gott ist Geist". Und an diese religiöse Erkenntnis schließt sich sofort die religiöse Forderung: „und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und in Wahrheit anbeten". Es ist jedesmal eine große Stunde in der Entwicklung einer Religion, wenn diese Erkenntnis und diese Forderung sich die Hände reichen. Im Namen des Geistes wird der Veräußerlichung und Vermenschlichung der Gottheit und des Gottesdienstes entgegengetreten. Der Materialisierung und Mechanisierung, der gerade das Zarteste und Geistigste am leichtesten unterliegt, wird der Krieg erklärt. Es wird die Entsinnlichung der religiösen Vorstellungen und Handlungen gefordert. Das Anthropomorphe, das Menschliche-Allzumenschliche soll fallen. Die Gottheit soll sich entschleiern in ihrem reinen Sein. Geister sollen dem Geiste dienen auf geistige Weise. Entsinnlichung, Vergeistigung der Gottheit und des Gottesdienstes: diese Parole wird in allen Reformationen des religiösen Lebens laut und lebendig.

Kein Zweifel, daß sie berechtigt ist. Kein Zweifel, daß sie notwendig ist. Sie wendet die größte Not, in die das religiöse Leben geraten kann, von der Religion ab. Sie steuert der Gemeinheit des Priestertums und der der rohen Massen, die beide unter dem Vorwande, Gott zu dienen, nur ihrem eigenen sinnlichen Begehren dienen. Die einen, um zu herrschen; die andern, um sich den Himmel voll zukünftiger Annehmlichkeiten garantieren zu lassen und gegenwärtig mit besserem Gewissen die Sinnenfeste als Kirchenfeste feiern zu können.

Und doch, so streng und hoheitsvoll gegenüber alledem das Wort errichtet bleiben muß: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten" — man soll und darf dennoch nicht verkennen, daß auch in diesem hoheitsvollen Wächterworte ganz eigentümliche Gefahren für das religiöse Leben schlummern. Denn es ist ein kaltes Wort, und Religion ist Feuer und Wärme. Es ist ein Befehl zur Entsinnlichung, und wenn wir das Geistige entsinnlichen, nehmen wir ihm die Gewänder der Anschauungen, machen es nackt und bloß, und es erschauert und erfriert. Es ist dies Wort eine letzte Grenze und äußerste Höhe, bis zu der wir uns emporwagen, aber die Luft ist dort oben zu dünn, als daß wir da dauernd atmen und weilen könnten, es er-

starrt da alles zu Eis, und alles kräftige, frohe Grünen und Blühen hat da ein Ende. Tief, tief unten liegt die Erde und all ihre farbenfrohen Wunder. Gott aber ist Geist, reiner Geist, gereinigter Geist, entstofflichter, entsinnlichter Geist, er wohnt in einem Lichte, dahin wir nicht kommen können, die Philosophen versetzten ihn ins Absolute. Da wohnt er nun, und wir strecken umsonst die Hände zu ihm empor. Die Anschauung versagt, und wo sie versagt, bleiben Herz und Seele kalt und leer. Die chemisch gereinigten Gottesbegriffe sind tötlich für das religiöse Leben.

II.

Ja, Gott ist Geist, wir aber sind ein Gemisch von Fleisch und Geist, Stoff und Geist, Sinnlichkeit und Geist. Und wenn unser Geist seiner selbst inne werden, sich selber gegenüberkommen, seiner selber und des Tiefsten, das in ihm ist, des Göttlichen, habhaft werden will, so muß er Anleihen machen im Reiche der Sinnlichkeiten, Hörbarkeiten, Sichtbarkeiten, Anschaulichkeiten.

Wie unser Geist, trotz all seiner freiesten Beweglichkeit, doch nicht der leiblichen Gebundenheit entrinnen kann, so bedarf er auch eines Formenleibes, des Wortes, der Geberde, der Farben, der Töne, kurz des Materiellen, um sich selber darin auszudrücken und zu symbolisieren. Und wenn er seiner selbst nur mit Hilfe dieser Mittel habhaft zu werden vermag, so kann er ihrer vollends nicht entraten, wenn er den anderen sich mitteilen will. Wir können es uns kaum vorstellen, wie ohne das äußere Hilfsmittel des Wortes, als geistigsten Trägers des Geistes, ein Geist auf den andern wirken soll. „Reine" Geister mögen das können. Wir können es jedenfalls nicht. Und fehlen und versagen auch einmal die Worte, so werden sie eben nur ersetzt durch andere sinnliche Mittler. Wir alle wissen es ja, daß es ein Seele zu Seele Sprechen ohne Worte gibt. Wir brauchen nur an das wunderbare Etwas zu denken, das uns mit dem geliebten Weibe, dem geliebten Freunde eint, wo ohne Wort eine Welt von Verständnis und Seelengemeinschaft sich auftut, wo zwei Seelen sich begegnen wie zwei Wellen im Meer und eine wurden, sie wußten selber nicht, wie; sie schlugen die Augen auf, sie schlugen sie nieder, und auf dem kurzen Weg des Augenblicks flogen sie einander zu. Kein Flügel fliegt so schnell als wie die Liebe.

Was wollen gerade in den Stunden höchsten religiösen oder liebenden Ergriffenseins die Worte bedeuten, in die sich die bewegte Empfindung kleidet? Was sind sie dann mehr, als ein schwaches Ringen und Tasten, das innerlich Erlebte, Geschaute, die Seele Durchflutende aus uns herauszubringen? Wie arm und nichtssagend kommen sie uns dann zumeist vor! Man möchte sie hassen, daß sie es nicht fassen wollen, was unsere Seele so gern in sie gießen möchte. Und vollends, wo unsere Seele vom Geiste der Schöpfung sich berührt und durchhaucht fühlt, da möchte sie jubeln in verzückten Lauten oder anbeten in heiligem Schweigen. „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr" (Schiller). Keines unserer religiösen Erlebnisse, so sie echt sind, findet das zureichende Wort.

Und wollte man das Leben und Weben, die Tiefe der Seelen nach den Worten messen, die über die Lippen laufen, wie bitter Unrecht täte man den Menschen! Gerade tiefste Seelen haben oft eine ungelöste Zunge und eine Scheu vor der Zunge. Es ist ihnen schon Profanation ihres Heiligtumes, wenn sie es zu Worten machen sollen. Und wiederum verwechseln die, denen es gegeben ist, ihr Fühlen glatt über die Zunge laufen zu lassen, nur allzuleicht Wort und Leben, Virtuosität und Natur. Wer allzeit Worte hat, dem fehlt zumeist die Tiefe, und manchem täte es gut, wenn er sich im Schweigen übte und statt der Lippen seine Seele reden ließe. Sie redet oft mit einem feuchten Auge und einem herzlichen Händedruck viel tiefer und wahrer als mit gesalbten Worten zur Seele des Bruders; sie redet gerade dann mit Gott am tiefsten, wenn sie schweigend auf die Stimmen lauscht, die aus ihrer eigenen Schöpfertiefe herauf ertönen. Das Wichtigste in der Religion ist nicht, was wir über Gott reden, sondern daß und was er selber zu uns redet.

III.

Aber wieder sind wir da beim Reden und beim Worte. Und jedes Wort, auch das geistigste, ist schon wieder ein sinnliches Zeichen, ein Tönen und Klingen in uns, und mehr als das. Denn sollen die Klänge mehr sein als Geräusch der Seele und Lufterschütterung, dann müssen sie mit ihrem Klange uns Bilder vor das Geistesauge zaubern und selber wandelnde, in Laute umgewandelte Bilder sein. Alle Sprache ist Bilderreihe, und je plastischer, sicherer, geordneter sie ihre Bilder zu reihen und zu führen weiß, um so mehr erfüllt sie ihren Zweck und Sinn. Je mühsamer es dagegen dem Hörer wird, das Gehörte in ein Geschautes umzusetzen, um so wertloser ist das Gehörte, und wenn es sich selber noch so viel zu gute täte auf seine Geistigkeit, Begrifflichkeit, Selbstsicherheit im Reiche des Abstrakten. Und nicht nur um so wertloser, auch um so irrender und gefährlicher für lebendige Erkenntnisse wird die Sprache. In der Nacht sind alle Katzen grau, und man verwechselt die eine mit der anderen. Im Reiche der Abstraktionen aber, wo die Innenschau den Worten gegenüber erlischt, geht es den Worten wie den Katzen in der Nacht, sie werden verwechselt und vertauscht je nach Belieben und Beweisenwollen. Gerade das sollte man heute, wo hier und da ein starkes Zurückfluten zu Hegel einsetzt, nicht vergessen und mit Vorsicht sich wappnen. Worte und Begriffe ohne Anschauung sind und bleiben leerer Klang. Und will man nicht mit leerem Klingklang sich selbst und andere betrügen, so muß man sich hüten, mit entsinnlichten Begriffen das Unfaßbare fassen zu wollen. Es muß vielmehr mit jedem Begriff eine feste Anschauung verbunden sein, und beide zusammen müssen die Sache decken, um die es sich dreht.

Ganz recht, nur leider gerade da nicht zu erreichen, wo wir es am liebsten erreichen möchten, im Reiche aller letzten und größten Fragen, im Reiche der Religion.

IV.

„Man kann es nicht reden oder schreiben, denn das göttliche Wesen stehet in Kraft, die sich nicht schreiben oder reden lässet. Müssen derowegen Gleichnisse für uns nehmen, wann wir wollen von Gott reden; denn wir leben in dieser Welt im Stückwerk und sind aus Stückwerk gemacht worden" — so Jakob Böhme. Und jeder, der nicht geneigt ist, sich selber mit Worten etwas vorzumachen, wird ihm beipflichten. Denn entweder sind unsere Worte so abstrakt und leer, daß sie aller Anschauung und damit alles warmen Lebens bar und beraubt, also religiös wertlos sind, wie etwa das reine Sein, das Absolute. Oder aber sie sind voll Leben und Wärme, und das können sie nur dann sein, wenn sie sich unmittelbar in Anschauung umsetzen. Jede Anschauung ist aber, und wenn sie noch so zart und vergeistigt wäre, begrenzt. Unbegrenzte Anschauung wäre ein Widerspruch in sich selbst. Das Begrenzte kann aber niemals das Unbegrenzte ganz umfassen, das Endliche kann das Unendliche nicht umspannen. Wodurch es denn klar wird, daß alle unsere Worte über das Göttliche, soweit sie nicht wesenlose Lautgerippe, sondern lebendige Schau der Seele sind, niemals das Göttliche „an sich" umschließen, sondern nur tastende Versuche sind, das innerlich Empfundene und Erlebte im entsprechenden Bilde zur Anschaulichkeit und Gewißheit zu erheben und dem anderen zu vermitteln.

Alle relgiöse Sprache ist Bildsprache, Gleichnissprache. Je ursprünglicher und frischer das Leben in einer Seele aufquillt, um so unbesorgter und selbstverständlicher quillt es in Bild und Gleichnis hinein, um so farbiger plastischer, lebendiger wird es von der Phantasie gekleidet und geformt. Man kann schon daran, wie eine Zeit über das Göttliche redet, sehen, ob sie religiös unfruchtbar oder fruchtbar, voll Fülle des Lebens oder erfaßt von müdem Resignieren ist. Sobald das Abstrakte, das Begriffliche, das Formelhafte und rein Wissenschaftliche in der Religion hoch im Kurse steht und auf Stelzen fachmännisch, gelehrt, dünkelhaft über die Köpfe der misera plebs hinwegschreitet, dann ist arme Zeit, dürre Zeit, religiöse Hungersnot. Wenn dagegen die Sprache über Gott die dürren Begriffe bei Seite wirft und frisch hinein ins Leben faßt, wenn sie mit Luther „dem Volk aufs Maul" sieht und aus der farbigen, lebendigen Schöpfung heraus die Gewänder nimmt, mit denen sie den Schöpfer und die Schöpferin Seele kleidet, dann ist grünende, knospende, schöpferische Zeit, neuer Lebensfrühling im Reich der Seele.

Der Ruf „zurück zur Natur!" pflegt fast jede religiöse Reformation einzuläuten. Aus Büchern und Regeln, Formeln und Gesetzeswust reißt sich die Seele los und sucht den Anschluß an den Quell des Lebens selbst. Der quillt aber nicht in Begriffen, Abstraktionen und korrekten Leitsätzen von der Seele des Alls hinüber in die Seele des Menschen, sondern rauscht auf in heißen Gefühlen, seligen Empfindungen, drängendem Willen. Und ehe all diese neu quellende Gefühls- und Willenswelt auf die Begriffsflaschen des Intellektes fein säuberlich abgezogen wird und werden kann, lebt sie zunächst einmal froh und stark ihr

eigenes Leben, ganz unbekümmert darum, was die spätergeborenen Intellektuellen aus ihr machen mögen. Sie kann aber nur leben, indem sie für ihr wogendes Leben Gefäße findet, die es fassen, Anschauungen, die es aus dem Dunkel ins Licht heben, Vorstellungen, in denen es sich selber gegenüberkommt, Bilder und Gleichnisse, kraft deren es sich aussprechen und vermitteln kann. Woher sie aber nehmen, wenn nicht ebendaher, wo alles eine Welt lebendiger Bilder und Anschauungen ist, aus dem Reiche der Natur! Da gibt es ja nichts Allgemeines, Abstraktes, gedankenmäßig Verkümmertes. Da ist alles nur in der Form des Besonderen, Konkreten, Charakteristischen; da ist alles Leben, Drang, wallender Schöpferprozeß von innenher. Und so fühlt sich die schöpferisch bewegte Seele auf das Innigste der Natur verwandt, gibt sich liebend an sie hin und empfängt dafür von ihr als Gegengabe Gewand und tausendfachen Schmuck, womit sie sich selber und ihre Gefühle kleiden und ihres innersten Lebens froh und habhaft werden kann.

Wo immer also unmittelbares religiöses Leben neu und stark emporquillt, tritt diese innerste Natur des Menschen in Vermählung mit der äußeren Natur hervor. Das Walten und Weben der Natur wird das Ausdrucksmittel für das Walten und Weben, das die Seele in sich selbst erlebt; das ist aber nur dadurch möglich, daß Seele und Natur sich verwandt und eins fühlen in Gott. Kraft solches Sicheinsfühlens sieht Luther in jedem Halm und Gräslein eine Larve und Mummerei der Gottheit. Mit der religiösen Gefühlserneuerung ist für Luther zugleich eine Erneuerung des Naturgefühls verbunden. Wie ein Jubel bricht es in den Tischreden aus seiner Seele hervor: „Wir sind jetzt an der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fahen an, wiederum zu erlangen die Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt sehen wir die Kreatur gar recht an, mehr denn im Papsttum etwan. Erasmus aber fraget nichts danach, bekümmert sich wenig, wie die Frucht im Mutterleib formiert, zugerichtet und gemacht wird; so achtet er auch nicht den Ehestand, wie herrlich der sei. Wir aber beginnen von Gottes Gnaden seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei. Auch in einem Pfirsichkern: derselbige, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu seiner Zeit auftun durch den sehr weichen Kern so drinnen ist. Dies übergeht Erasmus fein und achtet's nicht, siehet die Kreaturen an wie die Kühe ein neues Tor.“

Es ist aber ohne weiteres klar, daß jede solche neu vollzogene Vermählung von religiösem Gefühl oder Naturgefühl auch die Ausdrucksmittel der Religion von seiten der Natur her neu beleben muß. Wer in der Kreatur die Macht des Wortes Gottes erkennt, wie gewaltig das sei; wem also die Kreatur nichts anderes als eine Versinnlichung und Offenbarung des schaffenden Wortes ist, der wird auch selber, wo er seinen Geist in Worte kleiden will, dazu die ganze Fülle natürlichen Lebens benutzen, daß es ihm das Geistige versinnliche, ver-

anschauliche, offenbare. Das unerschöpfliche Leben der Natur mit seinen tausend Formen und Farben und Bildern zieht herein in die Welt der Seele. Der lebendige, schaffende Weltgott entthront den abstrakten, toten Begriffs- und Theologengott. Alles Vergängliche wird der Seele ein Gleichnis des Unvergänglichen. Die ganze äußere Wirklichkeit wird ihr zur Selbstdarstellung einer innersten Wirklichkeit, zum Mantel, zur „Mummerei und Larve" der Gottheit selbst. Und will nun die Seele das in ihr selber aufquellende Leben Gottes zur Aussprache und Darstellung bringen, was sollte sie anderes tun, als eben der Mäntel und Mummereien sich bedienen, deren die Gottheit selber sich bedient? So schaut sie hinaus in die große, ewige, atmende, schaffende Gotteswelt der Natur, und hinter all den Mänteln steht sie und fühlt sie ihr eigenes innerstes Leben; so kriecht sie selber hinein in diese Mäntel und dieses äußere Geschehen, und alsbald wandelt es sich um in ein Gleichnis ihrer selbst.

VI.

Es ist kein Zufall, daß der größte Erneuerer des religiösen Lebens, Jesus von Nazareth, zugleich der Meister in der Darstellung dieses Lebens durch das Gleichnis war. Adolf Bolliger sagt mit Recht von ihm: „Wenn die Schriftgelehrten nur im heiligen Pergamente Gott suchten und fanden, so war er Gottes in lebendiger originaler Erfahrung gewiß geworden, und er erschloß die Sinne der Jünger für die nämlichen Erfahrungen. Und zwar ist dies sehr bezeichnend, daß Jesus, mit dem Ursprünglichen des alten Testamentes kongenial, viel weniger in historischen Einzeltatsachen, als im alltäglichen Geschehen, im Sonnenschein und Regen, in der Erhaltung von Mensch und Tier, den allmächtigen Vater, den Herrn des Himmels und der Erde erkannte. Was Gott tut jeden Tag, ist für Jesus mehr, als was er einst in der Wüste getan hat, der lebendige Gott mehr als der in Pergament gewickelte. Die Naturoffenbarung Alt-Israels und die natürliche Motivierung der Religion feiern in Jesu ihre Auferstehung."[1])

Die Seele Jesu ward ihres Gottes gewiß am göttlichen Schaffen in der Natur. In der Fülle des Wirklichen ist ihr der erschienen, der ihr eigene innerste Wirklichkeit war. Der ganze Weltprozeß wurde ihr zur Theophanie. Es redet da alles von Gott, die Lilie auf dem Felde und der kleine Sperling auf dem Dache, der knospenschwellende Feigenbaum und das verachtete Unkraut unter dem Weizen. Und alles auch, was Menschen tun und treiben, kleine, tägliche Dinge, werden zu Gleichnissen großen ewigen göttlichen Geschehens: ein Weib, das am Backtroge steht und Mehl einsäuert, ein bübischer Haushalter mit seiner gewitzigten Schlauheit, ein junger Sausewind, der mit seinem väterlichen Erbteil von Hause zieht.

All das zeigt jedem, der Augen hat, wie dieser Nazarener in der Wirklichkeit der Natur und des Menschenlebens wurzelte. Aber all diese Wirklichkeit

[1]) Adolf Bolliger, Der Weg zu Gott. S. 158.

äußerer Art diente ihm nur dazu, die eigene innere Wirklichkeit und ihre drängende Fülle zu kleiden, zu offenbaren, zur Anschauung vor sich selber und zur Mitteilung an andere zu bringen. Dies nicht so, als ob ihm Natur und Leben nur Mittel gewesen wären, die er bewußt handhabte, für seinen Zweck. Es ist vielmehr ein Geben und Nehmen zwischen seiner Seele und der Seele der Weltwirklichkeit. Seine Gleichnisse sind Erlebnisse, nicht tote Aufmachung. Er selber sitzt am Bergeshang, die Seele voll ringender, sorgender Gedanken, und auf einmal singen ihm die Vögel des Himmels ins Ohr: „Sorge nicht! wir säen nicht und spinnen nicht und leben doch so froh," und die Lilie lächelt ihm ebenfalls zu: „Was sorgst du denn, Freund, schau, wie ich strahle in meiner Pracht, und hab kein Geld und hab kein Gut, aber Gott, der ewiggute, gab mir mehr Schönheit, als Salomo sie hatte in aller seiner Pracht!" Und Jesus dankte den kleinen Sängern und der holden Lilie für ihre Predigt, und stand frohen Auges auf und gab gelegentlich das, was sein Herz gestärkt hatte, weiter an die, die ebensolcher Herzensstärkung bedurften. Erlebnisse sind seine Gleichnisse, und nur deshalb wirken sie lebenzeugend durch die Jahrtausende; sie sind also nichts Gedachtes, Erklügeltes und Zurechtgemachtes, sondern gewachsen sind sie, wie Gedichte wachsen und nicht gemacht sein wollen. Das Göttliche in Jesus und das Göttliche in der Natur halten Zwiesprache miteinander, verstehen sich, vermählen sich und werden eins, so eins, daß man nicht sagen kann, wer der Schöpfer des Gleichnisses war. Gab die Natur es der Seele, oder griff die Seele nur in die Natur, die teilnahmlose, hinein, wie die Hand nach dem Mantel im Schranke greift? Wohl gibt die Welt da draußen uns stets die Form, aber doch nur durch die Seele, die unserer Seele daraus empfindbar wird. Naturformen ohne Seele könnten nie zur Seele sprechen. Eine seelenlose Natur wäre beziehungslos zur Seele des Menschen.

Ob die Natur selber Seele hat, ob nicht? Ewige Rätselfrage und unlöslich für das „Wissen"! Und doch wird jeder stark und unmittelbar Empfindende es ablehnen, die Berührungen zwischen seiner Seele und der Natur nur sich selber aufs Konto zu setzen und all das, was ihn aus der Natur als Seele anspricht, nur als ein Hineinhauchen seiner selbst in ein ganz anderes, ihm völlig fremdes und verschlossenes Leben zu bezeichnen. Dann müßte ja die Aktivität immer auf seiner Seite sein, und die Natur wäre nichts als der Spiegel, in dem wir uns selbst bespiegelten, der all die Strahlen unserer Seele im Bilde uns wiedergäbe. Aber wenn das auch vielfach der Fall ist, und zwar immer dann, wenn unsere Seelenstimmung mit der Naturstimmung gerade in Einklang steht, so erleben wir doch auch fortwährend das Umgekehrte. Die Natur stimmt uns, durchhaucht, durchsonnt, durchschauert, demütigt und erhebt uns. Sie ist aktiv und Herrscherin, und ihre Seele redet zur unsrigen, überwältigend und tröstend, niederschmetternd und aufrichtend, je nachdem. Der religiösen Seele ist dieses Erfaßtwerden vom Geiste der Natur aber stets ein Erfaßtwerden vom Geiste Gottes, und will sie selber den Geist Gottes erfassen und zum Ausdruck bringen,

so greift sie zurück auf diese ihre Naturerlebnisse und findet in ihnen, was sie braucht, nämlich Bild, Gleichnis und Gewand, darin ihr ein Inneres entgegenkam und womit sie nun selber ihr Inneres ausdrücken und gegenständlich machen kann. Aber um das Innere dreht es sich dabei für die Seele, es handelt sich ihr nur um die Seelenwerte, die in ihr durch die Beihilfe der Natur lebendig wurden und die sie je nach Bedürfen wieder im Gewande der Natur und des Naturgeschehens verlebendigt.

VII.

Aber wenn es sich auch der Religion nie um das Äußere handelt, nie um die ästhetische Seite der Sache, die bei der Dichtung ausschlaggebend ist, dennoch ist es für die Gesunderhaltung der Religion selber von höchstem Wert und eingreifender Bedeutung, woher sie die Gewänder nimmt, in die sie sich kleidet; ob aus dem verstaubten Kirchenschranke theologischer Begriffe, ob aus den Händen der Natur und des Lebens.

Bedeutet es nicht schon viel für das religiöse Leben, daß das Naturgleichnis als solches schon die Brücke schlägt zwischen Natur und Geist, zwischen Welt und Gott? Das dunkle göttliche Empfinden und Ahnen der Seele überträgt es in klare Weltschau, macht das Wunder des Seelenlebens uns begreiflich am Wunder der Natur, die uns nur deshalb kein Wunder dünkt, weil wir sie mit Augen sehen und mit Händen greifen können. Das Gleichnis überbrückt praktisch den Zwiespalt zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, in den das theologische Denken so leicht und heillos verfällt. Das Gleichnis eint, verbindet, verschmilzt beides im Naturbilde. Himmel und Erde sind in ihm verbunden, Natur und Übernatur sind darin vermählt.

Das ist aber um so wichtiger für die Gesund- und Natürlicherhaltung des religiösen Lebens, als gerade die scharfe Trennung von Natur und Übernatur noch jedesmal der Weg ist, auf dem Theologie und Kirche aus lauter gewollter Übernatur in lauter Unnatur versinken. Je übernatürlicher der Stifter der Kirche, je übernatürlicher das ganze Dogmengebäude, je übernatürlicher die Kraftwirkungen der Sakramente und priesterlichen Amtsfunktionen — um so unnatürlicher der ganze Kirchenmechanismus!

Woraus man denn doch lernen sollte, recht vorsichtig zu sein mit der schroffen Unterscheidung von Natürlichem und Übernatürlichem. Das sind nicht zweierlei Dinge und Welten, sondern nur zwei verschiedene menschliche Betrachtungsweisen ein und derselben Welt. Es ist darin alles natürlich und ist darin alles übernatürlich. Natürlich erscheint es mir als Gegenstand meines Sinnenvermögens und übernatürlich in dem Woher seines Daseins überhaupt und seines Lebensgeheimnisses im besonderen. Das Rätsel des Seins und Lebens schaut uns aus jedem Halm mit abgrundtiefen Augen an. Natürlich und übernatürlich erscheint mir das Reich des Geistes und des Göttlichen. Wäre es nicht natürlich, wie könnte es in mir Wohnung nehmen und von mir als meine eigene innerste

Natur empfunden werden? Und doch erscheint es mir wieder als Rätsel und Übernatur, insofern als meine Denkkraft nie ausreicht, mich selber, geschweige denn Gott, je ganz zu erklären und zu ergründen.

Gott ist Natur und Übernatur. Er ist die vollkommene Einheit von beidem. Wenn wir mit unseren blöden Augen den Saum seines Kleides, die Erde und den gestirnten Himmel schauen, dann reden wir von der Natur und sehen ihn selbst wie losgelöst von ihr als Übernatur darüber schweben. Wir trennen, was doch eins sein muß, und trennen es, weil unser Intellekt die Einheit Gottes und der Welt nie so auf eine exakte Formel bringen kann, daß sie nicht nach irgend einer Richtung hin etwas Tötliches und Vergewaltigendes für die Fülle des Lebens selber hätte. Wir können uns ja nicht einmal die in jedem Augenblick erlebte Einheit von unserem Geiste und unserem kleinen Weltenall, das sich Leib nennt, wirklich vorstellig und exakt begreiflich machen. Wir reichen in jedem Augenblicke weiter als unsere leibliche Peripherie, wir brechen durch Haut und Schädeldecke als Seele hindurch und fliegen als Geist durch alle Himmel und alle Höllen, durch Seiendes und Nichtseiendes, und sind dennoch gebunden an das kleine winzige Leibeshaus. So auch Gott im Verhältnis zu seinem Leibe, der „All" von uns genannt wird. Aber natürlich ist das wieder nur Analogie, nur Bild, genommen von uns selber her. Aber wenn wir nicht einmal in uns selber den Einigungspunkt von Leib und Seele finden werden, wie viel weniger den zwischen Gott und Welt, Natur und Übernatur!

Wir armen Tröpfe tragen obendrein immer große Sorge, daß wir den „lebendigen" Gott verlieren könnten, wenn wir ihn in zu enge Verbindung mit der „unlebendigen" Welt zu bringen suchen. Und dennoch bleibt die Einheit von Gott und Welt, von Natur und Übernatur eine Forderung unserer Vernunft, und die Trennung von beiden ist und kann gar nicht mehr als eine verschiedene menschliche Betrachtungsweise eines und desselben sein.

Was aber dem klügelnden Verstande sich immer wieder entwindet, die religiöse Seele erfaßt es im praktischen Erlebnis. Die Einheit von Gott und Welt, im wahrhaft religiösen Herzen ist sie vollzogen, und Jesu Seele hat sie in wunderbarer Tiefe und Reinheit erlebt. Er lebte und webte und war in Gott. Gott hält in seinen Vaterhänden das Kleinste und Größte. Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen. Überall weht Gottes Lebenshauch. Im Sichtbaren spiegelt sich das Unsichtbare, im Natürlichen das Übernatürliche, im Weltgeschehen Gott selber und sein Wille.

Kein Zweifel, so war es für Jesus, den Schauenden, und nur weil er es so schaute, ward ihm alles zum Gleichnis und die Natur selber nichts anderes als die ewige wunderbare Ausdrucksweise des schaffenden liebenden Vatergeistes.

Und sollte uns das fremd geworden sein? Ich glaube doch, auch heute noch erscheint die Natur jedem, der sie mit liebendem Auge betrachtet, mit liebender Seele empfindet, im Kleinsten und Größten als umgewandelter ewiger Geist. Denn alles, was wir selbst in uns als „Geist" empfinden, haucht uns

aus jeder Zelle der Natur wieder entgegen: Zweck, Gesetz, Ordnung, Schönheit, Liebe, und das alles als lebendige Kraft und innerster Trieb. Es ist nichts, das nicht ein innerstes Ringen verspüren ließe, sich selber zu ordnen, Zielen und Zwecken sich einzureihen, das Gesetz seines eigenen Wesens zu erfüllen, Schönheit durch Formung auszustrahlen, in Neigung oder Abneigung ein anderes zu meiden. Man muß sich geradezu verhärten, wenn nicht dem allen gegenüber die Empfindung in uns entstehen soll, daß unser Ringen das Weltringen selber ist. Wie unser Geist nicht in sich selber bleiben und ruhen kann, wie er unablässig bestrebt ist, sich zu realisieren, sich selber zum Ausdruck zu verhelfen, so ist diese ganze Schöpfung uns nur begreiflich als die ewige Tat eines geistigen Urgrundes, der durch immer reicheres, zweckvolleres, schöneres, vergeistigteres Hervorbringen sich selber in ihr Ausdruck zu geben bemüht ist.

So wird dies ganze All, soweit es uns überhaupt erscheint, der religiösen Seele zu einer Erscheinung der Gottheit selbst. Was wunder, daß die Seele, wenn sie ihr im Innersten empfundenes Göttliches sich selber und anderen zur Erscheinung bringen will, es im Mantel der Naturerscheinung erscheinen läßt? Und eben durch dies intime Sichverweben und Zusammenleben mit der göttlichen Natur bleibt die Religiosität der Seele bewahrt vor allerhand Unnatur. Und wenn die großen Religiosen, und allen voran der Nazarener, die Religion immer wieder aus Priesterunnatur zur schlichten Natur und Natürlichkeit errettet und befreit haben, so konnten sie es nur, weil die Natur wieder selber traute göttliche Zwiesprache mit ihnen gehalten und selber Ausdruck der Gottheit für sie geworden war.

VIII.

Aber was auch immer die Seele der Natur verdankt und von ihr zur Einkleidung ihrer selbst entlehnt, so darf sie selber dennoch nie verwechselt und in eins gesetzt werden mit ihren der Natur und dem Leben entnommenen Ausdrucksmitteln. Denn wenn ein Bild noch so treffend ist, es bleibt doch Bild und ist nicht die Sache selbst, es ist ein Geistiges und darf nicht materiell genommen werden. Das geschieht aber fast immer, sobald das religiöse Leben aus Flutzeit in Ebbezeit übergeht. Dann gelangen die Bilder und Gleichnisse aus Natur und Leben, in denen die schöpferischen Seelen sich und ihr Innerstes zum Ausdruck brachten, in die Hand der kirchlichen und theologisch-wissenschaftlichen Verarbeiter und werden von ihnen dogmatisch verhärtet und materialisiert. Bei aller Dogmatisierung des religiösen Lebens pflegt die Bildlichkeit der religiösen Sprache, das Gleichnisweise, das Schweben zwischen zwei Welten vergessen zu werden. Es wird alles eigentlich, äußerlich, materiell genommen, was geistig und innerlich genommen und ins Seelische zurückverwandelt sein will. So beruht z. B. ein gutes Teil der ganzen Christologie lediglich darauf, daß das größte Erlebnis der Seele Jesu: „Gott ist mein Vater" ins grob Sinnliche direkter fleischlicher Abkunft herabgesetzt und damit die Vaterschaft Josefs unmöglich gemacht wurde. Die Folgen davon wieder waren all die fatalen Theologismen über die „Jung-

frau Maria", und was weiter daran sich anschloß. Wenn irgendwo, so sieht man hier, daß es für das religiöse Leben gar nichts Schlimmeres gibt, als die Verhärtung seiner Bilder und Gleichnisse zu naturwissenschaftlichen Behauptungen und sinnlichen Wahrheiten. Dann wird aus Sinn Unsinn, aus Wahrheit Lüge, aus einer Lebensfülle der Seele und Phantasie eine Totenkammer von Lehrsätzen, die gerade um ihrer Unglaublichkeit willen „geglaubt" sein wollen und dieses tote und tödliche „Glauben" zur seligmachenden Leistung erheben. Dann haben wir die Kopfreligion, d. h. den Tod der Religion selber. Man „glaubt" zuletzt an alles, was einem vom Priester und Pfarrer zu „glauben" befohlen wird. Denn das ist gut für den Himmel, und auf Erden geniert's einen nicht. Und dem profanen vulgus wird immer die Religion die genehmste sein, durch die es am wenigsten geniert wird. Nur keine Erregungen im Innersten, nur keine Verantwortlichkeiten persönlichster Art, nur kein Ringen und Kämpfen um die Emporgestaltung des eigensten Ichs, also kurz: nur ja keine Motive, sondern lauter Quietive! Denn wir wollen unsere Ruh haben und hassen die Bewegungen im Reiche der Seele. Also ja nichts Bewegliches, Bildliches, Schwebendes in der Religion, ja nicht so, daß jeder sein eigenstes Leben in ihre Worte und Ausdrücke hineinleben kann oder gar soll; nein, fest, eindeutig, unveränderlich, am besten deshalb unverständlich, über jedes Verstehen erhaben, schlechtweg absurd muß das Religiöse sein, dann beißt der Verstand auf Granit, läßt bald sein Beißen sein, und die Seele hat vor ihm ihre „gläubige" Ruh,

Ja, wenn der Verstand nur sein Beißen ließe! Aber das tut er nun einmal nicht, und kein Fluchen und Bannen kann ihn auf die Dauer hindern, sein Werk zu verrichten. Er, der ein Diener und Freund der Religion sein könnte, wird vielmehr durch den Versuch der Kirchen, ihn von der Religion
der bitterste Feind der Religion und darum so ungerecht gegen sie, wie Feinde sind. Seine vorzüglichste Ungerechtigkeit aber ist keine andere, als die, welche die Kirche selber der Religion durch Dogmatisierung anzutun pflegt. Auch er mißversteht die Ausdrucksmittel und Ausdrucksweisen der Religion, nimmt genau, wie die Kirchenmänner auch, ihre Bilder, Gewänder, Gleichnisse im eigentlichen, äußeren, naturwissenschaftlichen Sinne und setzt dann triumphierend gegen diese behauptete Naturerkenntnis der Religion seine eigene wissenschaftlich besser begründete. Kein Wunder, daß er bald als Sieger über den Trümmern des religiösen Weltbildes die Fanfaren blasen lassen und den Tod der Religion verkünden kann.

Und die Religion selber? Sie ist so wenig dabei gestorben, daß sie vielmehr, ehe der Sieger es noch recht sah, in seiner eigenen Rüstung wieder auf dem Plan erscheint. Es handelt sich ihr ja nicht um die Kleider, sie identifiziert sich ja nicht mit ihren Kleidern. Sie nimmt sie aus dem Schranke der jeweiligen Zeitvorstellungen. Hebräisch, hellenisch, mittelalterlich, modern — was liegt ihr am äußeren Zuschnitt der Gewänder? Wenn sie ihr Seelisches nur darein kleiden und zu lebendigem Ausdruck bringen kann. Ihr ganzes Sinnen und Ringen geht ja stets und ständig nur dahin, wie sie ihre innerste, glühende Gefühls- und

Willenswelt so kleide und ausdrücke, daß sie glühend und schaffend in den Seelen der Menschen werde. Denn am Schaffen liegt der Religion, am Zukünftigen. Den neuen Menschen will sie schaffen, der, in seinem Willen eins geworden mit dem Schöpfungswillen, nur in der heiligen Unruhe des Werdens und Wachsens seine Ruhe und Freude findet. „Selig seid ihr, die ihr hier hungert!"

IX.

Es handelt sich also der Religion nicht um eine Verewigung ihrer Bilder und Mäntel, sondern um eine Wacherhaltung der innersten Schöpferkräfte, die in Ewigkeit dieselben sind und bleiben: Vertrauen, Hoffnung, Liebe, Wahrhaftigkeit! Diese Kräfte freilich können nur dann wach bleiben und glühend werden, wenn sie in ihnen möglichst entsprechenden und plastischen Bildern in der Seele aufleben, wenn sie nicht im allgemeinen verschweben, sondern irgendwie charakterisiert und personifiziert werden. Die zusammenfassende Personifikation aller dieser Kräfte aber, von der die Religion nie lassen wird und niemals lassen kann, heißt: Gott.

Aber noch ist dem religiösen Herzen mit diesem Namen, der alles umfaßt, nicht gedient. Welche Züge, du Ewiger, Allumfasser, trägt dein Angesicht, daß ich die Hände zu dir erheben und Seele zu Seele zu dir sprechen kann?

Da taucht die Seele hinab in ihre eigenen Tiefen und aus ihren innersten Erfahrungen malt sie die charakteristischen Züge des göttlichen Angesichts. Wenn aber Goethe mit seinem Worte recht hat, daß die Menschheit immer fortschreitet, aber der Mensch immer derselbe bleibt, dann werden auch die religiösen Erfahrungen des Menschenherzens durch alle Völker und Zeiten hindurch mitten in allen Trübungen und Erhellungen doch wesentlich dieselben sein. Und durch all diese Erfahrungen hindurch wird man den großen Rhythmus des Alls empfinden, das Auf und Ab zwischen Hebung und Senkung: Abhängigkeit, die in die Knie sinkt, und Freiheit, die tapfer auf die Füße tritt; Dankbarkeit, die jauchzend auf zum Himmel fährt, und Demut, die bekennt: „was hätte ich, das ich nicht empfangen hätte;" Schuldgefühl, das bebend auf zum Richter schaut, und Erlösung, die seligen Auges die neu gewonnene Freiheit umsetzt in kraftvolle Tat. Je nach Erfahrungen, Volkscharakteren und Schicksalen werden die einen oder anderen dieser Gefühle in den Seelen die Oberhand haben und je nachdem die Züge der Gottheit malen. Der aber, der unseres Erachtens bisher am reinsten, tiefsten und umfassendsten das Walten des Göttlichen in seiner Seele erlebte, vereinigte all diese Grundzüge des göttlichen Waltens in einem alles umfassenden Erlebnis, in einem alles sagenden und enthaltenden Bilde: Gott unser Vater, wir seine Söhne und Töchter!

Dies Bild des Göttlichen hat seine Größe und Erhabenheit über alle zeitlichen Schwankungen und naturwissenschaftlichen Umgestaltungen des Weltbildes darin, daß es nichts als die innerste Stellungnahme der Menschenseele zur Seele des Alls zum Ausdruck bringt, und diese bleibt, in Sehnsucht und Erfüllung,

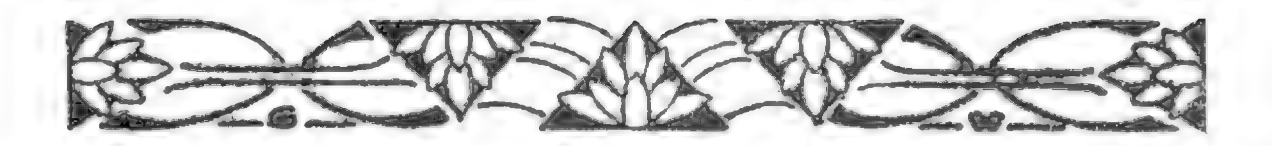
durch alle Zeiten sich selber gleich. Denn da der Mensch das Innerste des Schöpfungsprozesses nie von außenher und durch den Intellekt erfassen, sondern es nur im eigensten Innern finden und erleben kann; da er ferner dies Innerste in sich selber stets als Seele und als mit eben den Kräften ausgestattet empfinden wird, die er als die höchsten und edelsten seiner selbst und als seine größte Sehnsucht empfindet; und da er schließlich nur unter einer einzigen Bedingung sein Innerstes entfalten und seine Sehnsucht verwirklichen kann, nämlich unter der des hingebendsten Vertrauens an eben diese Kräfte und Sehnsüchte seiner Seele: so wüßten wir nicht, was ihr bei alledem ein besserer Helfer sein könnte, als das Bewußtsein, daß eine ewige Vaterliebe das Herz des Alls und das bewegende Zentrum seiner eigenen Seele sei.

Und was auch immer die Wissenschaft als ihr letztes Wort über Welt und All sprechen mag, solange wir selber nur ein Teil dieses Alls und eine Durchgangspforte seiner innersten Kräfte bleiben, solange wird es auch unser höchstes Ziel sein, daß wir wahrhafte Söhne und Töchter der Schöpfung werden, bewußte Vollstrecker ihres innersten Willens, Verwirklicher ihrer innersten Tendenzen durch persönlichen Lebensaufbau. Es bleibt also die Gottessohnschaft das edelste Bild und höchste Ziel des Menschentums, und erreicht werden kann es von der Menschenseele nur auf dem Grunde des Vertrauens zu dem, der in ihr selber redet und als ihr Vater in treuester Liebe ihr untrüglich die Wege des Lebens weist.

„Vater unser in den Himmeln“: Ein Größeres haben wir bisher nicht gefunden und werden es wohl auch nicht finden. Es ist natürlich Bild, aber es stillt dieses Bild das tiefste Sehnen der Seele. Sie sehnt sich nach einem Vertrauen, das alles überwindet, und hier quillt dieses Vertrauen ihr entgegen. Nun steigt sie durch Not, Sünde und Tod in ein Reich der ewigen Liebe.

X.

Aber ist das zuletzt nicht doch ein herabstimmendes Ergebnis, daß die Religion, auch in ihren höchsten Aussagen über das Göttliche, zuletzt doch immer in Bildern stecken bleibt und nie das göttliche Wesen „an sich“ ergründen und exakt formulieren kann? Mag sein, aber wir müssen bedenken, daß alles in der Welt, Vaterland, Kirche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nur durch das Bild auf uns wirkt, das wir uns davon machen. Der zergliedernde Verstand faßt immer nur das Einzelne, zusammenschauen zum Ganzen muß all das Einzelne immer und überall die Phantasie, und sie schaut es zusammen — durch ein Bild. Im Bilde erst fassen wir das lebendige, *wirkende* Wesen der Dinge, und setzen sie in lebendige Beziehung zu uns selber. In der Religion aber kommt es viel weniger als sonstwo darauf an, daß wir das ihr zugrunde liegende Sachliche gedankenmäßig bis ins einzelnste klein kriegen, als vielmehr darauf, daß es selber als Ganzes und Wirkendes in uns fühlbar und lebendig sei. „Vater, *dein Wille* geschehe!“



Über Heinrich Seidel.

Von

Victor Blüthgen.

Der Tod Heinrich Seidels, von dem das Wolffsche Telegraphenbureau und die Zeitungen berichten, darf in der Deutschen Monatsschrift nicht übergangen werden. Wenn irgend einer, so hätte der verewigte Schöpfer dieser Blätter darauf gedrungen. Sie haben beide im Leben engere Fühlung miteinander gehabt, waren beide art- und gesinnungsverwandt: naiv, Naturfreunde, mit Humor gesegnet, gänzlich taub gegen die Lockrufe der Moderne, typisch deutsch, ganz unverfälscht deutsch bis in die Knochen. Sie haben beide die Überdichtung der dekadenten Moderne bis an ihr Ende höchst komisch gefunden, wie ein wunderliches Monstrum, so ganz und gar wurzelten ihre ethischen und ästhetischen Ideale im Boden der vormodernen Kultur; nur daß dem temperamentvolleren Lohmeyer zwischendurch die Galle überlief und daß seine werktätige Natur es auf die Dauer nicht aushielt, sich nur mit einem Gelächter zu begnügen, im Hinblick auf die nationale Gefahr, die der ansteckende Taumeltanz um die neuen Götzen vor Augen stellte. Wie Öl von Wasser, blieben sie geschieden von den Stürmern der achtziger Jahre und ihrem Nachwuchs, so fremd, daß sie ihrem Wollen nicht einen Schimmer von Berechtigung zuzugestehen vermochten. Sie waren zu abgerundete, in sich abgeschlossene Persönlichkeiten, auf die der alte Loyolaspruch paßte: Sie sind so wie sie sind oder sie sind überhaupt nicht. So setzten sie beide ihr Ich durch ohne Schwanken bis ans Ende, Seidel nur der still für sich schaffende, einsiedlerische, durch und durch positive Künstler, der sich mit seiner grüblerischen Phantasie auslebte, zu feinnervig und behaglich, um gegensätzliche Stimmungen über ein ironisches Schmunzeln hinauskommen zu lassen, allen Großmächten des Lebens aus dem Wege gehend und in diesem Sinne wenn man will philiströs, der geborene Kleinstaatler und der geborene Kleinmeister — Lohmeyer, wie sein dichterisches Schaffen bezeugt, im Innersten derselbe naive Idylliker und Gemütsmensch, aber durch die Kraft und den Schwung seines Temperaments nach außen geworfen, auf die großen öffentlichen Interessen, genötigt, sich mit ihnen auseinander zu setzen, seinen Idealismus an ihnen zu erproben und, wenn einmal ernsthaft interessiert, durchzusetzen. Nicht literarisch, sondern praktisch — ein Beweis, daß seine praktische Begabung seine dichterische erheblich überwog, daß er mehr fürs Leben als fürs Dichten schöpferisch veranlagt war.

Davon hatte Seidel gar nichts an sich. Er war ein Einsiedler, wie er sich selber gern nannte, und ein künstlerischer Pußler, mit ausschließlichem Interesse an künstlerischer Feinarbeit, überhaupt am Schaffen. Seidels Dichten erschöpft eigentlich den ganzen Mann. Er kam fast mit nichts anderm in Betracht, nahm, ein bißchen Geselligkeit im engsten Freundeskreise abgerechnet, kaum am Leben und Treiben des Tages Anteil, nur aus der Entfernung, nicht unmittelbar davon berührt. Nicht Politik, nicht gesellschaftliche Probleme, nicht Theater, Kunst und Literatur mit Kampf und Entwicklung faßten ihn persönlich an; was aus dem Freundes-

kreise davon ihm nahe trat, behandelte er mit dem augenzwinkernden Humor des draußen Stehenden. Das bürgerliche Kleinleben war und blieb die eigentliche Welt dieses Einsiedlers und, ein Sonderling wie er selber war, darin das Absonderliche, das ihn mit seiner Stimmung ernst oder humoristisch berührte. Ähnlich stand es um sein Verhältnis zur Natur. Auch hier war es die nächste Umgebung, aus der er in vertrauter intimer Beziehung schöpfte. Große Eindrücke von Reisen zu holen, war nie seine Sache. Seidel vor Augen, habe ich einmal einen Spruch geschrieben:

Soll dir ein billiges Reisen glücken,
Braucht es nichts als ein achtsam Bücken.
Lockt dich die Welt mit Wundern bestellt:
Zehn Fuß Rasen sind auch eine Welt!

Im übrigen fabulierte er mit seiner Phantasie im Bunde: Märchen und Märchenhaftes.

Schon in seinem Äußeren und seinem Auftreten hatte er etwas Insichgekehrtes, Weltfremdes, etwas seltsam Unbehilfliches, Schwerfälliges, Anteilsloses, nur hier und da wie aufblitzend mit den tiefliegenden Augen und mit einer schalkhaften Bemerkung. So selbst an den Monatszusammenkünften der deutschen Schriftstellergesellschaft im Hotel de Rome, wo er nie fehlte, dem einzigen größeren Kreise, an dem er sich zuletzt beteiligte; ja selbst in dem engen, vertrautesten Freundeskreise, in dem er sich am freiesten und sichersten bewegte: dem Allgemeinen Deutschen Reimverein — kurz genannt A. D. R.

Dieser köstlichen Schöpfung barockſten, drolligsten, überlegensten Humors, in der man einen guten Tropfen zu schätzen weiß und in seiner Blütezeit die ergötzlichsten Einfälle zu Tage förderte! Nur die kurzlebige Zeitung: die Äolsharfe, und zwei Jahrgänge Äolsharfen-Kalender haben für das große Publikum von ihrem Dasein Zeugnis abgelegt. Diese auf die unfreiwillige Komik eines blutigen Dilettantismus eingestellte Vereinigung geistreicher Köpfe, artverwandt und einander innerlich sympathisch, welche Ehrenmitgliederdiplome mit heuchlerischer Begeisterung versandte, nicht nur an Friederike Kempner, sondern auch an Bleibtreu und andere Jungdeutsche um lyrischer Entgleisungen willen! Man wird eines Tages ihre Geschichte schreiben. Da war Seidel, mit Trojan und Stinde und dem Haupt des Ganzen, dem Patriarchen Emil Jacobsen, eine der Säulen. Für den ersten Jahrgang des Äolsharfenkalenders war es auch, daß Seidel unter seinem Vereins-Pseudonym den Schüttelreim kreierte. Noch manche Träger bekannter Namen tagten und tagen da mit — dem Reisenden Finsch verdankte der Verein sogar Grundbesitz: eine von ihm entdeckte Insel im Eismeer. Auch Lohmeyer war Mitglied. Man darf mit Fug behaupten, daß nur die Mitglieder des A. D. R. den Schlüssel zu dem ganzen Menschen Seidel besitzen oder besaßen.

Es ist begreiflich, daß eine so absonderliche Persönlichkeit wie Seidel in jungen Jahren ein schwieriger Schüler gewesen ist. Er trat frühzeitig aus der höheren Schulbahn heraus, um Techniker zu werden — mit welchem Erfolg, dafür legt die Riesenhalle des Anhalter Bahnhofs in Berlin, die seine Konstruktion ist, Zeugnis ab. „Heute hat mein Ältester das Abiturientenzeugnis gebracht“, verkündete er mir eines Tages. „Ich habe ihm nur gesagt: Ungeratener Bengel!“ Er hat nach seinen ersten Erfolgen auch die Technik an den Nagel gehängt und nur noch geschriftstellert.

Diese Erfolge kamen langsam. Sein Liebling und Vorbild war Storm; das sah man schon dem ersten Novellenbändchen an, mit dem er während der

siebziger Jahre debutierte. Noch in den achtziger Jahren sagte er einmal melancholisch, mit seinen Restauflagen hätte er die Wände seiner Studierstube dekoriert. Dann nahm sich der Liebeskindsche Verlag seiner an, der mit Baumbach soviel Glück machte — und von da aus gewann er sich eine Gemeinde. Es war sein „Leberecht Hühnchen", dieser Hymnus auf menschliches Stillleben, der ihm Bahn brach; und es ist bezeichnend, was ich auf der Berliner Spielhagenfeier eine Dame zu einer anderen sagen hörte, die sich ihm hatte vorstellen lassen: „Aber Du hast ja nicht von Leberecht Hühnchen zu ihm gesprochen!" Seidel und Leberecht Hühnchen, — die werden immer in einem Atem genannt werden. Ein Freund hat ihm Modell gesessen — und es ist doch ein Seidel daraus geworden.

Durch Lohmeyer ist er, wie ich und mancher andere, zum Jugenddichter geworden, ein fleißiger Mitarbeiter an der Deutschen Jugend. Er hat einen Sammelband seiner Märchen veröffentlicht, voll feinen, reizvollen Phantasiespiels. Für seine Naturbilder fand er bei den Daheimlesern besonders ein dankbares Publikum.

Aber er war auch Lyriker, kein moderner, und doch ein feiner und bester: immer besonders, vornehm, zartfühlig, ohne Schwulst und Phrase, liebenswürdig in Ernst und Humor; vor allem ein formsicherer Künstler. Das war er auch durch und durch; er hat nichts geschrieben, was nicht intim künstlerisch durchgefühlt ist, wie einfach es klingt. Man mag seine gesammelten Werke, jetzt im Verlag von Cotta, darauf prüfen.

Die modische Zionswächterei der heutigen Höhenkritik hat auch für ihn die Phrase: Er war kein Großer. Genug, daß er ein Echter war und ein Meister. Ja: gerade in der Beschränkung, mit der er sich beschied, ist der Reiz und der Wert dessen, was er geschaffen, begründet. Gerade weil er kein Großer war und keiner sein wollte, ist er die Zuflucht vieler geworden. In dieser Zeit überhitzten Ringens und Strebens, wo alles auf Tod und Leben vorwärts drängt, wo alle Ziele sich ins Ungemessene hinausschieben, wo sich mit Kleinigkeiten abgeben einfach heißt aus dem Kampfe ausscheiden, kein Platz für Idyllen mehr ist, da wirkt und lebt gerade eine heimliche Sehnsucht nach der Idylle unter den Feinorganisierten unter den Ringern des Tages, und sie sind der Kern der Seidel-Gemeinde. Sie flüchten zu ihm wie zu einem Hafen des Friedens. So wie umgekehrt Zeiten äußerer Behaglichkeit und Gemütlichkeit in der Literatur die Emotion suchten, die man im Leben nicht fand. Das aus der Überreiztheit der Gegenwart geborene Schaffen wirkt zunächst fesselnd, wie ein Blender — aber stets nur kurze Zeit; dann sucht das schmerzende Auge nach feinen, milden Bildern und Farben, die beruhigen. Je verstiegener die Dekadenz heute Fratzen schneidet, je mehr füllt sich der Weg mit Schaffenden, den Seidel nie beirrt gewandelt, je zahlreicher und entschiedener wendet sich ihnen das Publikum zu. Mit einer so glücklichen Veranlagung wie die Seidels, einer so erfreulichen, herzerquickenden Mischung von Gemütswärme, naiver Liebenswürdigkeit und künstlerischem Feingefühl zu intimer Beobachtungsgabe und barockem Humor wird freilich nicht leicht ein Nachfolger auftreten.

Und so kindlich harmlos und so kindlich rein — so unglaublich rein und sauber in dieser schmutzigen Zeit!

So wie es überhaupt nur ein Deutscher sein kann. Darum gehört sein Andenken in diese Blätter, deren Aufgabe ist, deutsche Art herauszustellen und auf den Schild zu heben.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. November 1906.

Drei Tage nach dem Rücktritt des Ministeriums Sarrien hat der stärkste seiner ehemaligen Kollegen, Clemenceau, ein neues Ministerium komponiert, das noch deutlicher als es bisher der Fall war, erkennen läßt, daß die Tendenz der französischen Geistesrichtung dahin geht, dem Sozialismus die endliche Regierung des Staates zu überlassen. Das neu geschaffene Ministerium für Arbeit und Hygiene ist einem Sozialisten pur sang, Herrn Viviani anvertraut worden, und die radikalen Mitglieder des Kabinetts sind ohne jede Ausnahme sozialistisch gefärbt. Es wird kein plötzlicher, sondern ein allmählicher Übergang zur Alleinherrschaft der sozialistischen Doktrin werden. In klassischer Weise bestätigt sich auf diesem Boden der Satz, daß die Kompromisse der rechtsstehenden Parteien mit der Linken der letzteren den Sieg sicherten, wo nicht eine über den Parteien stehende Potenz durch ihr Veto dieser Entwicklung die notwendigen Schranken setzt. Das Ministerium Clemenceau ist nun mit einem ungeheuren Programm innerer Reformen aufgetreten, das diese Entwicklung zum sozialistischen Staat beschleunigen wird, und die Tatsache, daß Jaurès sich tatsächlich als ein Verbündeter des Ministeriums geriert, beweist wohl, daß er die Zeit nahen sieht, die auch ihm ein Ministerportefeuille zutragen wird. Für besonders bedenklich halten wir die geplante Abschaffung der Todesstrafe. Je mehr eine Gesellschaft den Staat von jedem Zusammenhang mit der Religion löst, um so notwendiger ist es, daß er das weltliche Schwert scharf hält, um der drohenden Verwilderung entgegen zu wirken. In Frankreich aber vollzieht sich die Trennung von Kirche und Staat, die jetzt perfekt geworden ist, unter Begleiterscheinungen, die gerade nach dieser Richtung hin die schwersten Bedenken hervorrufen können. Aber, wir wollen nicht verkennen, daß auch Symptome einer entgegengesetzten Strömung sich geltend machen. Es scheint, daß die protestantischen Elemente an Kraft und Einfluß zunehmen, und das mag bei der ernsten Richtung, die den französischen Calvinismus charakterisiert, um so mehr zu Gegenwirkungen führen, als die protestantische Kirche Frankreichs sich ohne innere Schädigung und ohne etwas von ihrem Wesen aufzugeben den neuen Staatsgesetzen anpassen kann. Der französische Katholizismus kann es nicht, weil die hierarchische Organisation von ihm nicht abgestreift werden kann, ohne die Kirche als solche in ihrem Wesen zu schädigen. Auch verdient es beachtet zu werden, daß die Zahl der Übertritte von der katholischen zur protestantischen Kirche stetig zunimmt, wobei die Proselyten aus den Reihen der katholischen Geistlichkeit, speziell der Pfarrer, besonders häufig sind. Parallel damit nimmt die Zahl der protestantischen Staatsmänner in den leitenden Kreisen stetig zu. Es gibt eine ganze Reihe protestantischer Minister in den

Ministerien der letzten Jahre. Auch das eröffnet merkwürdige Perspektiven. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist einem langjährigen Freunde Clemenceau's, Herrn Pichon zugefallen, der unzweifelhaft keine Wege gehen wird, die dem Ministerpräsidenten mißfallen. Nun gilt Herr Clemenceau für anglophil und man hat daran anfangs Befürchtungen geknüpft. Nach den Erklärungen, die seither abgegeben worden sind, liegt dazu keinerlei Veranlassung vor. Die Schwenkung Frankreichs nach der englischen Seite war mit dem Moment wahrscheinlich geworden, da in Frankreich der Glaube an die Wirksamkeit der russischen Allianz zu schwinden begann. Das geschah, wie noch in frischer Erinnerung steht, kurz vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges und konnte bedenklich erscheinen, solange das konservative englische Kabinett in bereits arg geschwächter Stellung nach einer großen politischen Sensation suchte, die der Nation beweisen sollte, daß die Erhaltung des Kabinetts eine Notwendigkeit sei. Das war, alles Beiwerks entkleidet, der Ursprung der Krisis des Jahres 1905, die durch den Sturz Delcassés ihre Schärfen verlor, und heute als überwunden betrachtet werden kann. Vielleicht wird einmal die Einsicht in die heute noch verdeckte Geheimgeschichte jener Tage den Beweis erbringen, daß Delcassé nicht Führer, sondern Werkzeug gewesen ist.

Das neue Stadium der Marokkofrage bedeutet sowohl für Frankreich wie für Spanien eine Verlegenheit. Namentlich für Frankreich, weil die marokkanischen Unruhen in Zusammenhang mit der islamischen Bewegung stehen, die von Tafilet ausgehend in den letzten vier Wochen bedenklich um sich gegriffen hat und nicht auf das südliche Oran, wie anfangs angenommen wurde, beschränkt geblieben ist. Spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch diesesmal die Überlegenheit der Disziplin und der Bewaffnung für Frankreich entscheiden wird, so darf die Bedeutung dieser seit lange gärenden Feindseligkeit des Islam doch nicht unterschätzt werden. Auch in Egypten will sie nicht zur Ruhe kommen, und Lord Cromer, dessen starke Hände das Regiment führen, hat es doch für nützlich befunden, den Wünschen der Egypter auf Teilnahme am Regiment einiges Entgegenkommen zu zeigen. Was bleibt, ist die Tatsache, daß gegen die Vorherrschaft der weißen Nationen allüberall, wenn auch im Grade höchst verschieden, sich eine dumpfe Opposition zu regen beginnt, mit der die Zukunft zu rechnen haben wird. Alle kolonisierenden Völker wissen davon zu erzählen, aber die Last dieser Feindseligkeit fällt doch vornehmlich auf England und Frankreich. Der Meuterei in Portsmouth (4. November) und dem kopflosen Versuch des Buren Fereira, im Kaplande eine Erhebung der holländischen Elemente zu stande zu bringen, legen wir keinerlei Bedeutung bei. Beides ist schnell in nichts zerronnen. Um so wichtiger sind einige Symptome der inneren Politik Englands. Wir denken dabei zunächst an die Absicht des liberalen Ministeriums, durch Gewährung eines limitierten Home Rule an Irland, der irischen Opposition die Berechtigung zu nehmen, die sich aus tatsächlich bestehenden Ungerechtigkeiten und Zurücksetzungen schließen ließ. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Campbell Bannerman sein Ziel erreicht. Er kann die Gegensätze mildern, nicht beseitigen, da er den Iren den wesentlichsten Wunsch, ein eigenes Parlament auf der grünen Insel, nicht erfüllen kann. Das wäre heute noch gegen alle politischen Instinkte der Nation und wird für absehbare Zeiträume weder von einem konservativen, noch von einem liberalen Regiment zu haben sein. Daß aber wie in Frankreich auch in

England einmal der organisierte Sozialismus ans Ruder kommt, ist trotz der Fortschritte, die Keir Hardie und die hinter ihm stehende sozialistische Arbeiterpartei gemacht hat, in höchstem Grade unwahrscheinlich. Das haben unter anderem die jüngsten Londoner Gemeindewahlen bewiesen (2. November), die ⅘ der Mandate in die Hände der „Gemäßigten" gespielt haben, so daß die Radikalen, deren Herrschaft überall die Brücke für die Sozialdemokratie bildet, völlig machtlos am Boden liegen. Dieser große Erfolg wurde dadurch erreicht, daß die Wähler ihre Pflicht taten, und nicht wie bisher den Radikalen die Mühen und den Vorteil der Agitationsarbeit überließen. Auf diesem Wege ließe sich überall die künstliche Mehrheit des Radikalismus brechen. In Anlaß der Opposition des Oberhauses gegen das Schulgesetz der Liberalen scheint sich ein Sturmlauf vorzubereiten, der, wie so häufig schon gegen die Existenzberechtigung des Hauses der Lords gerichtet werden soll. Man wird auch diesesmal darauf rechnen dürfen, daß irgend ein Kompromiß gefunden wird, der die englische Verfassung nicht in so empfindlicher Weise berührt. Das Haus der Lords mag ein gelegentlich unbequemer Hemmschuh des Verfassungslebens sein, aber die ganze Geschichte des Instituts hat doch bewiesen, daß seine praktische Wirksamkeit in heilsamer Weise die innere Entwicklung des Staatslebens reguliert. Es wäre das alte England nicht mehr, wenn die Lords wegfielen, und das empfindet im Grunde auch jeder Engländer.

In Österreich-Ungarn haben wir an bedeutsamer Stelle einen Ministerwechsel gehabt. Am 21. Oktober trat Graf Goluchowski zurück und am 24. wurde an seine Stelle der frühere Botschafter in Petersburg Baron von Aerenthal zum Minister des Auswärtigen und zum Vorsitzenden des Ministerrats ernannt. Wir haben uns über den Grafen Goluchowski nicht zu beklagen gehabt. Er war zuverlässiger Anhänger des Dreibundes und wenn uns in seiner auswärtigen Politik mancher Schachzug nicht recht verständlich schien, wie z. B. seine Haltung in der Balkankrisis, so sagen wir uns, daß die Bedeutung eines bestimmten Zuges sich häufig erst verstehen läßt, wenn das Spiel sich seinem Ende naht. Dagegen läßt sich nicht übersehen, daß während seiner Amtswaltung Einfluß und Bedeutung des polnischen Elementes vielleicht mehr zugenommen hat als dem Interesse des Staates dient. In Galizien hat sich in den letzten Jahren die Erbitterung der Ruthenen über die systematische Zurücksetzung, die ihnen zuteil wird, außerordentlich gesteigert, und wie uns scheinen will, nicht mit Unrecht. Dazu ist über die wirtschaftliche Mißregierung der Polen in Galizien nur ein Urteil. Aber das sind innere Angelegenheiten der habsburgischen Monarchie und uns liegt nichts ferner, als darin mitreden zu wollen. Anders liegt es wohl mit einer anderen Seite der von den galizischen Polen gespielten Rolle. Sie treiben in national-polnischen Angelegenheiten ihre besondere auswärtige Politik und das hat sich sowohl in Russisch-Polen wie bei uns in Posen fühlbar gemacht. Die Sokol-Bewegung, deren ansteckende Wirkung überall fühlbar ist, wo Polen leben, ist von Galizien ausgegangen, die ganze Stanczyken-Bewegung, die den Polen ihr Kampfprogramm gegeben hat, hat in Galizien ihren Mittelpunkt, und von ihr ist dann auch nach den vorbereitenden Stadien die gegenwärtige Angriffsaktion ausgegangen. Da wäre es allerdings höchst wünschenswert, wenn dieses anmaßende Treiben zum Stehen gebracht würde. Wir halten es für ausgeschlossen, daß über diese Dinge mit Baron von Aerenthal bei seinem jüngsten Besuch in Berlin verhandelt worden ist, und glauben zu wissen, daß der Eindruck, den er

empfangen und hinterlassen hat, der allerbeste gewesen ist. Im deutschen Volke aber wird die Zuversicht in die Allianz mit unserer habsburgischen Nachbarin noch weit fester Wurzel fassen, wenn es sieht, daß dieser polnischen Agitation entschlossen die Wege gesperrt werden.

Was nun die russischen Verhältnisse betrifft, so ist, wie wir schon vor einem Monat hervorheben konnten, eine merkliche Abnahme der revolutionären Agitation eingetreten. Wie weit es Ermüdung ist, wie weit eine wirkliche Wandlung der Gesinnung, ist schwer zu sagen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für das erstere und dafür, daß die „passiven Revolutionäre", d. h. diejenigen, welche dem jeweilig wehenden Winde folgen, ohne aus eigener fester Überzeugung einen Widerstand zu wagen, sich auf die Seite der Vertreter staatlicher Autorität zu schlagen beginnen. Das wesentliche ist jedenfalls, daß das Ministerium Stolypin sich von seinem Programm nicht hat ableiten lassen: Repression der revolutionären und anarchistischen Ausschreitungen und Reform. In ersterer Hinsicht ist sehr viel geschehen, sehr viel mehr als in den Tagen Plehwes, dessen Hauptfehler wohl darin lag, daß er nur unterdrückte und dadurch den Anschein erweckte, daß sein Ziel volle Herstellung des absolutistischen Regiments sei. Aber seiner Repression sind weit weniger zum Opfer gefallen als dem System, das heute, notgedrungen, eingehalten wird. Die revolutionäre Zerstörungswut war eben so hoch gestiegen, daß sie den ganzen Staat zu verschlingen drohte, und in der Tat nichts anderes übrig blieb, als Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Aber Stolypin hat nebenher mit unermüdlichem Fleiß darauf hingearbeitet, durch Reformen in großem Stil den Beweis zu erbringen, daß es ihm Ernst damit ist, an die Stelle des russischen Absolutismus den russischen Rechtsstaat zu setzen. Er hat, soweit das überhaupt möglich ist, durchgesetzt, daß unermeßliche Landstrecken dem Landhunger der Bauern geopfert wurden und dabei an dem konservativen Gedanken festgehalten, daß dieses Land erkauft werden mußte, er hat es nicht verschenkt. Wohl aber sind sehr weitgehende Kredite den Bauern eröffnet worden, um ihnen den Ankauf zu erleichtern. Wir meinen, daß namentlich in Asien am Altai ein breiter Strom russischer Einwanderer eine gesicherte Existenz finden wird. Weniger optimistisch stimmt der Blick auf die europäischen Ansiedlungsgebiete des Reiches. Einmal sind die Landpreise ungeheuer gestiegen, dann aber wird von den Bauern leichtsinnig gekauft, weil sie der nicht auszurottenden Überzeugung sind, daß ihnen die Zahlung schließlich doch erlassen werden wird. Endlich macht es nicht der Besitz von Land allein. Das ganze völlig zurückgebliebene Wirtschaftssystem der Bauern müßte im Fundament reformiert werden, ehe von wirklichem Fortschritt die Rede sein kann. Dazu kommt, daß der Boden, speziell in den Gebieten der schwarzen Erde tatsächlich erschöpft ist, und daß andererseits die Landflucht des russischen Adels zu einer Auflösung der großen Wirtschaften führt, von denen der Bauer seinen wesentlichsten Nebenverdienst zog. Das alles stimmt bedenklich, wenn man weiterhin erwägt, daß die Revolution den Bauer zwar aufgerüttelt, aber nicht aufgeklärt hat. Eine Reihe wilder Theorien sind ihm zugetragen worden, Begehrlichkeiten geweckt worden, die nicht befriedigt werden dürfen, aber er ist unwissend geblieben wie vorher und ungezählte Tausende haben ihre Hände mit Raub, Diebstahl, Mord und anderen Gewaltakten befleckt. Wie ist es denkbar, daß das alles über Nacht vergessen und vergeben wird? Stolypin hat die Bauern auch rechtlich den

übrigen Ständen gleichgestellt und ihnen den Zugang zu allen staatlichen Ämtern geöffnet. Aber das ist ein Wechsel auf die Zukunft, den nur einzelne Personen der nächstkommenden Generation ziehen werden. Man möchte fast dasselbe von der dekretierten bürgerlichen Gleichstellung der Juden sagen. Auch sie ist vorläufig mehr ein prinzipielles als ein tatsächliches Zugeständnis, weil der Kulturzustand der ungeheuren Mehrzahl der russischen Juden es ausschließt, daß sie von dieser Gleichberechtigung Gebrauch machen können. Dagegen sind die zirka 11 Millionen Altgläubige, die nunmehr unbehindert ihrer — oft wunderlichen — religiösen Überzeugung nachgehen dürfen, in der Tat mit einem Schlage ihrer Menschenrechte teilhaftig und bewußt geworden. Man muß es wissen, wie sehr diese „Ketzer" der rechtgläubigen Kirche ausgebeutet wurden, um die Wohltat zu verstehen, die ihnen zu teil geworden ist. Wir finden in der Nowoje Wremja vom 31. Oktober das erschütternde Bekenntnis, daß wohl jedermann in Rußland ihre Schutzlosigkeit benutzt habe, um sich an ihnen zu bereichern. „Wer hat etwa nicht aus diesem Faß voll Gold geschöpft?" So ist es in der Tat gewesen. Aber ist es nicht ein furchtbares Zeugnis für den Staat, der durch Jahrhunderte diese Mißbräuche nicht nur geduldet, sondern tatsächlich legalisiert hat! Hier energisch einzugreifen, war in der Tat ein ungeheures Verdienst, nicht nur an den Beraubten und Geknechteten, sondern auch an denen, die geraubt und geknechtet haben.

Es ist also in der Tat viel geschehen. Der Minister hat außerdem das Zusammentreten der neuen Duma sichergestellt und die Wahlbewegung ist bereits im Gang. Allerdings keineswegs zur Befriedigung aller Teile. Die Unterzeichner des Wiborger Aufrufes sind in Prozesse verwickelt, die ihre aktive und passive Teilnahme an den Wahlen ausschließen. Tausende der durch die Revolution Kompromittierten sind teils verbannt, teils in den bald zu eng werdenden Gefängnissen interniert. Dann ist die lange Reihe der illegalen Existenzen da, die auf falschen Namen mit gefälschten Pässen im Lande umherziehen, ein Element der Unruhe und ein Werbekorps des blutigsten Anarchismus. An Stelle des energielosen und verdächtigen Generalgouverneurs Ssologub zieht General Möller Sakamelski nach Riga, das zurzeit noch immer ein wahres Nest der lettischen, jüdischen und polnischen Revolutionäre ist. Es läßt sich hoffen, daß er mit ihnen und mit den Räuberbanden der sogenannten Waldbrüder aufräumen wird. In Polen aber kreuzen sich in fast unentwirrbarem Knäuel die nationalistischen, sozialistischen, sozialrevolutionären Bestrebungen mit den anarchistischen Anschlägen, die von dem jüdischen Bund ausgehen. Kurz, es ist noch weit von einem Zustande allgemeiner Beruhigung. Man hat vielmehr den Eindruck, daß gerade von dieser Seite ein neuer großer Schlag geplant wird. Die sogenannten „Expropriatoren" haben neuerdings begonnen, mit wahrhaft unerhörter Frechheit die Staatskassen zu berauben. So ist in Petersburg um die Mittagszeit ein großer Geldtransport, der von Truppen eskortiert war, aufgehoben und beraubt worden. Natürlich unter Menschenopfern und mit Hilfe von Bomben, der gewöhnlichen Waffe der russischen Anarchisten. Eisenbahnzüge werden in vollem Gang ausgeplündert oder durch Bombenwürfe zum Entgleisen gebracht und dann beraubt, der zahllosen Expropriationen, die an Privaten verübt werden, nicht zu gedenken. Die Regierung steht diesen Gewalttaten fast machtlos gegenüber. Sie sucht vorzubeugen, erschießt die auf frischer Tat betroffenen — aber sie macht die Erfahrung,

daß sie mit einer Hydra zu tun hat, der die Köpfe wiederwachsen, und in Rußland hat sich bis zur Stunde kein Jolaos und kein Herakles gefunden, ihr den Garaus zu machen.

Summa Summarum, man kann in Rußland auf eine Besserung hoffen, aber man kann nicht auf sie rechnen, wenigstens nicht als auf ein nahe bevorstehendes Ereignis. Nun hat sich zwar unter der Führung von Gutschkow eine liberale Regierungspartei gebildet, die wie es scheint Aussicht hat zu wachsen, und die mit großem Eifer in die Wahlagitation eingetreten ist. Aber neben ihr steht die gleichfalls wachsende Partei der sogenannten wahrhaft russischen Leute ganz reaktionären Charakters, die den Weg rückwärts gehen wollen, der zur Reformära geführt hat um das alte absolutistische Regiment wieder herzustellen. Einsichtige Kenner russischer Verhältnisse fürchten, das Ergebnis der Dumawahlen könne sein, daß vornehmlich die Extremen von links und rechts vertreten sein werden, und zwischen ihnen die Mittelpartei erdrückt werde. Wir wollen so schwarz nicht sehen — aber unmöglich ist es nicht.

Endlich muß noch auf eine neue Potenz hingewiesen werden, die mit dem neuen Jahr auf die politische Schaubühne treten wird: das bereits angekündigte russische Konzil. Ob es zu einer Kirchenreform führen, oder in eine die proklamierte Gewissensfreiheit gefährdende Reaktion ausmünden wird, das wird aller Wahrscheinlichkeit nach in Zusammenhang mit dem Ausgang der Dumawahlen stehen. Allzuviel versprechen wir uns auch im günstigsten Fall von diesem Konzil nicht. Der russischen Kirche fehlen wirklich dominierende Köpfe, und wenn, wie mit immer größerer Bestimmtheit behauptet wird, die Wahl eines Patriarchen das Ziel sein sollte, kann diese Wahl nur auf einen Geistlichen der alten Schule fallen, die von den überlegenen Vorzügen der russischen Kirche ebenso überzeugt ist, wie jede andere Kirche von den ihrigen.

So können wir auch heute das Rätsel der russischen Sphinx nicht lösen — aber wir glauben, daß der Tag nahe ist, da es gelöst werden wird.

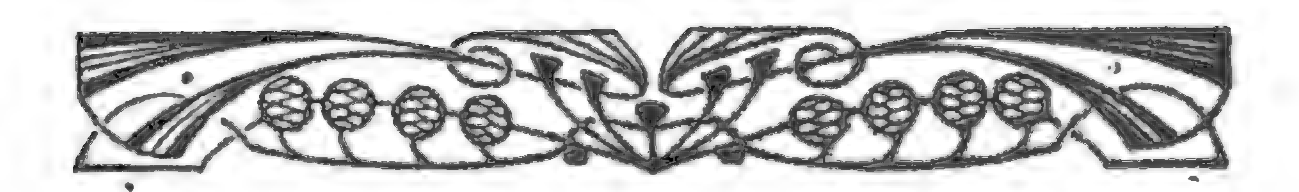
Großes Interesse haben im Lauf des letzten Monats die amerikanischen Verhältnisse hervorgerufen. Sie stehen bereits allesamt unter dem Zeichen der Präsidentenwahl, die nach zwei Jahren erfolgen muß. Im Innern machte sich das bei den Staatenwahlen geltend, wobei namentlich die Kandidatur des Demokraten Hearst um die Stellung eines Gouverneurs von New-York ungeheuren Lärm machte. Er ist am 7. November dem Republikaner Hughes unterlegen, für den durch das Medium des Staatssekretärs Taft Präsident Roosevelt selbst eingetreten ist. Aber die Wahlkampagne ist mit echt amerikanischer Rücksichtslosigkeit geführt worden und der politische Schmutz, der dabei aufgedeckt ward, war nach europäischen Verhältnissen bemessen so tief, daß die Beteiligten daran unrettbar zu Grunde gegangen wären. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in Amerika die Campagne ernsten Schaden bringt. Einige Diffamationsprozesse, wie die unverkennbaren Übertreibungen sie rechtfertigen, Strafzahlungen und über kurz oder lang wird alles vergessen sein.

Die Cubaaffaire ist insofern in ein neues Stadium getreten als unter den Cubanern selbst die Überzeugung immer mehr Boden gewinnt, daß die Zurückziehung der amerikanischen Truppen sofort eine neue Revolution zu Folge haben würde, und unter ihnen sehr zahlreiche Elemente kein Hehl daraus machen, daß sie die Annexion der Insel durch die Vereinigten Staaten wünschen. Dennoch ist nicht

daran zu denken, daß dieser in den Vereinigten Staaten vielfach geteilte Wunsch sich bald verwirklicht. Der Präsident Roosevelt ist entschieden gegen die Annexion die u. E. die Aussichten der Republikaner bei der nächsten Präsidentschaftswahl erheblich mindern würde. Dann aber sprechen allgemeine Interessen gegen eine Annexionspolitik, die sofort die größte Unsicherheit in den nicht amerikanischen westindischen Inseln hervorrufen würde, ganz abgesehen davon, daß ein Übergehen Cubas an die Union handelspolitische Beziehungen treffen würde, die sorgfältig geregelt werden müßten, wenn ihr Abbrechen nicht zu unbequemen Erörterungen führen soll. Es scheint, daß man in Amerika jedenfalls vorher ein groß angelegtes Flottenprogramm durchführen und den Bau des Panamakanals zu Ende führen will, was eine neue Ära amerikanischer Politik einleiten muß. Wenn Präsident Roosewelt eben jetzt nach Panama unterwegs ist, läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß eine Beschleunigung des Baues die Folge sein wird.

Neben der kubanischen Angelegenheit sind gänzlich unerwartet die japanisch-amerikanischen Beziehungen in den Vordergrund der politischen Erwägungen getreten. In der Stadt San Francisco, die neben ihrer großen chinesischen Kolonie auch eine kleinere japanische hat, haben die Eltern mehrerer Schulkinder sich geweigert, ihre Kinder neben japanischen Schülern sitzen zu lassen. Die kleinen Japaner erhielten zunächst besondere Sitze, dann aber wurden sie auf einen Beschluß des Stadtrats von San Francisco ganz aus den Schulen ausgeschlossen. Die Japaner sahen darin einen Bruch des Vertrages von 1881, der ihnen volle Rechtsgleichheit mit den amerikanischen Staatsbürgern zusichert, und die Regierung in Washington hat sich dieser Auffassung angeschlossen. Aber San Francisco scheint der Zentralregierung das Recht bestreiten zu wollen, in diese inneren Angelegenheiten einzugreifen und es ist nicht zweifelhaft, daß in vielen Staaten des Südens und Westens die gleiche Überzeugung vorhanden ist. Noch läßt sich der Ausgang nicht absehen, obgleich der Präsident redlich bemüht ist, einen Ausgleich herbeizuführen. Aber es spielt wohl auch die Tatsache mit, daß neuerdings die Japaner ihren besonderen Rassenhochmut den Europäern gegenüber spielen lassen wenn sie auf japanischem Boden sind, und das hat nicht nur in Amerika empfindlich verletzt. Jedenfalls wird sich erwarten lassen, daß der Schulkonflikt von San Francisco so gelöst wird, daß eine klare, allseitig verstandene Lage der Ausgang ist. Das liegt im beiderseitigen Interesse und auch in dem der Gesamtheit der Kulturnationen.

Die in China aufgenommene Reformarbeit geht nach allen Richtungen des staatlichen und privaten Lebens mit ungewöhnlicher Schnelligkeit weiter, in Persien haben wir die Eröffnung eines Parlaments bereits erlebt, in Indien rufen die Hindu laut nach Anteil am Regiment, und wo wir sonst nach Asien hin blicken, treten uns ähnliche Erscheinungen entgegen. Es kann kein Zweifel mehr sein: Asien ist aus seinem politischen Schlafe erwacht.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. November 1906.

Mehrfach ist an dieser Stelle die eigentümlich verdrossene, pessimistische Stimmung gekennzeichnet worden, die sich bei uns weiter Kreise bemächtigt hat und bei jeder nur denkbaren Gelegenheit hervorbricht. Eine der merkwürdigsten Äußerungen dieser Stimmung waren die Krisengerüchte, die dem Beginn der Reichstagsverhandlungen dieses Winters voraufgingen. Daß sich an den Monarchen allerlei Wünsche herandrängen, die nicht der uneigennützigen Vaterlandsliebe, sondern dem persönlichen Ehrgeiz entspringen, ist nicht neu. Jedermann weiß, wie Fürst Bismarck über dergleichen Machenschaften zu klagen hatte, die durch höfische Beziehungen das Ohr des Monarchen zu gewinnen und die sachlichen Bestrebungen der berufenen verantwortlichen Ratgeber zu hemmen und zu durchkreuzen suchten. Solche Machenschaften hat es immer gegeben und wird es immer geben. Daß gegenwärtig vielleicht eine größere Gefahr darin liegt als zu Bismarcks Zeiten, ist ohne weiteres zuzugeben. Denn einem Monarchen gegenüber, der mit einem feurigen Temperament und hohen Geistesgaben so sehr den unbezwinglichen Drang nach persönlicher Betätigung verbindet und infolgedessen auch die persönliche Betätigung seiner Umgebung und der Organe seiner Regierung unter einem gewissen Druck hält, blüht der Weizen höfischer Intrigen mehr als sonst. Aber die Wirkung dieser nicht zu leugnenden Verhältnisse auf das Staatsleben wird trotz alledem überschätzt, weil das große Publikum unwillkürlich nur die markanten Einzelheiten, die ihm berichtet werden, kennt und würdigt und — verallgemeinert, während es die stetig wirkenden Grundzüge in der Persönlichkeit des Kaisers, seine wirklichen Vorzüge, weniger sieht und als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Auf solcher nur äußerlichen und oberflächlichen Kenntnis beruht es offenbar, wenn man glaubt, daß der Kaiser um ein Nichts, ein Phantom, nur um einer Laune willen sich leichten Herzens vom Fürsten Bülow trennen werde, sobald es einigen gewissenlosen Leuten gefällt, in plumper Weise gegen ihn zu intrigieren. Aber in Wahrheit: dieser Glaube bestand eine Zeitlang, und nicht nur in der urteilslosen Menge, sondern bei Leuten, die sich zum Teil für sehr eingeweiht hielten. Das ist eine Erscheinung, die sehr ernst genommen werden muß, nicht als Signal für eine wirkliche Tatsache oder die Andeutung einer solchen, auch nicht als Symptom, das zu ungunsten des Fürsten Bülow spräche, sondern lediglich als Zeichen der Zeit, einer Zeit, die sich aus ihrer politischen Lethargie nur noch durch Sensationen aufrütteln läßt und wie ein Alkoholiker den Nervenreiz künstlich sucht, um den Folgen vorangegangener Nervenüberreizung vorübergehend Stillstand zu gebieten.

Daß Fürst Bülow die Folgen seiner Erkrankung, die aus dem Zusammenwirken einer akuten Erkältung und chronischer Überarbeitung entstanden war, vollständig überwunden haben sollte und nun frisch gekräftigt die vollen Lasten

seines Amts wieder auf die Schultern nahm, war zu einfach, als daß es das Deutschland des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts glauben konnte. Der „moderne Mensch" ist auf Sensationen eingespannt; er hat die heilige Verpflichtung, lieber höheren Blödsinn als das Naheliegende zu glauben. So hieß es denn eines schönen Tages: Fürst Bülow geht! Warum? Wer soll Reichskanzler werden? Nun irgendwer! Man griff in den großen Topf, in den man die Namen verschiedener Exzellenzen geworfen hatte, die diesem und jenem gerade einfielen, und zog sie nacheinander heraus. Und dieses Narrenpossenspiel wurde wie eine ernste Sache behandelt. Achselzuckend flüsterte man sich das nachgerade zu Tode gehetzte Wort zu: „Was kommt auch darauf an? Der Kaiser will sein eigener Kanzler sein." Einen ernsthaften Grund, warum Fürst Bülow gehen sollte, wußte niemand. Es bemühte sich auch niemand darum. Denn man stützte sich auf die populäre Ansicht, daß die wechselnden Stimmungen des Kaisers in allen diesen Fragen den Ausschlag gäben, und daß der Monarch wohl nach einer Reihe von Jahren den Wunsch haben werde, es mit einem anderen Reichskanzler zu versuchen.

Die einzige positive Unterlage gab die Behandlung der Podbielski-Krisis, die ja gerade deshalb so bedauerlich war, weil sie der krankhaften Zeitstimmung neue Nahrung zuführte. Lediglich darum, nicht aus persönlichem Übelwollen gegen Herrn v. Podbielski, dessen Verdienste anzuerkennen kein Kundiger zögern wird, mußte man bedauern, daß die Entlassung des Ministers bis zum Tage vor dem Wiederzusammentritt des Reichstags hingezögert wurde.

Ein weiteres Moment, das die Stimmung niederdrückte, war die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Man hatte bis dahin von der Kanzlerschaft des verewigten Fürsten den Eindruck gehabt, daß in ihm ein bedeutender Mensch und Staatsmann in der abgeklärten Weisheit des Alters dem jungen Monarchen, dem der Mißerfolg des Caprivi-Experiments klar geworden war, an die Seite trat, um behutsam und vorsichtig das Staatsschiff aus den Untiefen, in die es geraten war, herauszusteuern. Und nun erschienen diese Denkwürdigkeiten, die keine Illusion mehr übrig ließen. Zwischen den Zeilen der zwei dicken Bände scheint überall ein höhnisch lachendes Gesicht hervorzulugen, und man glaubt das Wort des alten Oxenstjerna zu hören: „Du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird". Diese Anhäufung von Notizen von peinlicher Bedeutungslosigkeit wirkt, als ob man die Ereignisse, die für das junge Geschlecht der Gegenwart das teuerste Vermächtnis des dahingegangenen Geschlechts bedeuten, durch eine verkleinernde Linse betrachtete. Die Mächtigen dieser Erde werden uns im Negligee vorgeführt; auch Männer, zu denen wir bisher aufgeblickt haben, erscheinen als jämmerlich Irrende. Das Schlimme ist, daß nun die Welt glaubt, es sei wirklich so gewesen; wie wenige machen sich klar, daß ein kleiner Geist auch das Große klein sieht! Nur die Gestalt des Mannes, der uns das Reich geschmiedet hat, wächst wieder über dieser Welt von Nichtigkeiten und Kleinigkeiten ins Riesengroße hinaus. Und das wider Willen des Autors. Denn Fürst Hohenlohe erweist sich hier als ein heimlicher Gegner des großen Staatsmannes, dem er nur mit Widerstreben und innerer Antipathie gefolgt ist, da ihm für das Verständnis dieser Größe das Organ fehlte. Darum konnte das Ergebnis dieser Veröffentlichung mit ihren empörenden Indiskretionen nur die Wiedererweckung der alten Erbitterung sein, daß solch überragender Genius diesen Jämmerlichkeiten weichen mußte.

Diejenigen, die in der wortgetreuen Veröffentlichung dieses unzulänglichen, von keinem Idealfunken beseelten Notizenmaterials in unbegreiflichem Mangel an politischem Augenmaß wirklich den letzten Willen des alten Fürsten zu erfüllen glaubten, haben eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Denn unsere Zeit ist gerade für Enthüllungen dieser Art am wenigsten reif. Wir brauchen in unserer Epigonenzeit eine Führung, die vorwärts weist und den Schatz des durch Bismarck Erworbenen nur so verwertet, daß unserm Geschlecht die Verpflichtung klar wird, auf diesem Fundament weiter zu bauen. Schwer versündigt sich, wer unsere Mitwelt in der müßigen Klage bestärkt, daß die große Zeit vorbei ist und wir keinen Bismarck mehr haben. Das geschieht aber indirekt, wenn in einer Zeit voll Mißmut und Verdrossenheit die alte Bitterkeit wieder heraufbeschworen wird, die Wunden wieder aufgerissen werden, die kaum vernarbt sind. Dann wühlt die Erinnerung wieder in den Irrwegen des „neuen Kurses" und hilft in unserm gesunden, aufstrebenden Volk einen Seelenzustand befestigen, der uns ohne Not lähmen und herabdrücken muß. Und all das alte Mißtrauen und jenes Unbehagen, das sich in die Eigenart des Kaisers nicht finden kann, blüht wieder kräftig empor — zur Freude des uns feindlich gesinnten Auslandes, das nichts lieber sieht als eine Bestätigung der Vorstellung, der Kaiser betreibe eine Politik der Unberechenbarkeiten und befinde sich dabei im Widerspruch mit seinem eigenen Volk.

So kam es, daß seit einiger Zeit die Presse widerhallte von Stimmungsergüssen und Beschwerden über das persönliche Regiment im Reich und in Preußen, das die Führung der Politik erschwere und die Stimmung im Lande vergifte, das alle Männer von Bedeutung in den Hintergrund dränge und in der Volksseele nicht zu lesen verstehe. Es war ein richtiger Grundgedanke, daß es unter solchen Umständen, wo die Verstimmung die besten Kreise von erprobter monarchischer Gesinnung erfaßt hat, in erster Linie den nationalen Parteien obliegt, ein offenes Wort an der Stelle zu sprechen, wo es die Verfassung gestattet und fordert. Ob die Ausführung dieses Gedankens, wie ihn die nationalliberale Partei ins Auge gefaßt hat, immer dem Zweck entsprechen wird, muß abgewartet werden. Der erste Versuch, im wiedereröffneten Reichstag die Stimmung im Lande durch eine Kritik der auswärtigen Politik und unserer internationalen Lage zum Ausdruck zu bringen, ließ noch manches zu wünschen übrig. Der Reichstag wird es erst noch lernen müssen, durch die Führer seiner großen Parteien wirklich eindrucksvolle Kundgebungen der öffentlichen Meinung zu schaffen, die auch einem selbstbewußten Monarchen als Wegweiser willkommen erscheinen können.

Die Rede, mit der Fürst Bülow am 14. November die Anfrage des Abg. Bassermann, des Führers der Nationalliberalen, beantwortete, steht so eng im Zusammenhange mit der auswärtigen Politik, daß ich ihre Beurteilung einer andern Stelle überlassen kann. Es war bisher die einzige bedeutsame Sitzung, die der Reichstag, seit er am 13. November wieder zusammengetreten ist, gehabt hat.

Dafür richtet sich jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den polnischen Schulkinderstreik in der Ostmark, und es wird nun an der Zeit sein, die Frage auch an dieser Stelle näher zu beleuchten. Man wird die Sache niemals richtig beurteilen können, wenn man lediglich von der theoretischen Frage ausgeht, ob es gerechtfertigt und wünschenswert ist, Kindern den Religionsunterricht in einer anderen als der Muttersprache zu erteilen. Man muß vielmehr davon ausgehen, daß die Sache nur im Zusammenhange mit der ganzen Polenfrage

behandelt werden kann. Dieser grundlegende Standpunkt wird sehr oft übersehen. Man vergleicht die Verhältnisse in der Ostmark mit denen in Nordschleswig oder Elsaß-Lothringen und vergißt darüber den gewaltigen Unterschied, der den Schlüssel zur Beurteilung der Lage enthält. Wenn der Elsaß-Lothringer sich vor die Frage gestellt glaubt, ob er sein Land lieber unter deutscher oder französischer Herrschaft sehen will, so kann er sehr wohl zu der Überzeugung gelangen, daß die Entwicklung der letzten fünfunddreißig Jahre, seitdem seine Heimat wieder an Deutschland gebracht wurde, nicht mehr rückgängig zu machen ist, und kann dabei doch mit seinen ganzen Sympathien bei Frankreich, mit seinem ganzen geistigen Wesen ein Kind Frankreichs sein. Der französisch redende Lothringer kann politisch ein loyaler Angehöriger des Deutschen Reiches sein, ohne geistig mit der durch seine Muttersprache vertretenen Kultur zu brechen. Diese Kultur ist durch nationales Eigenleben gesichert und kann auch denen ein geistiges Zentrum bieten, die ihr politisch nicht zugehören. Ähnlich verhält es sich mit den Dänen in Nordschleswig. Daß Deutschland auch in diesen Grenzprovinzen darauf Bedacht nehmen muß, das Deutschtum zu stützen und zu mehren, ist eine Frage für sich. Aber der fremdsprachige Bevölkerungsbruchteil dieser Grenzländer braucht nicht deutsch- und staatsfeindlich zu sein.

Der Pole aber muß es mit Naturnotwendigkeit sein. Denn für das, als was er sich fühlt, nämlich als Angehörigen einer Nation mit eigener Sprache und Literatur, Charakter und Sitte, Kultur und Geschichte, hat er nirgends Raum, es sei denn im Widerspruch mit dem geltenden Staatsrecht. Die überlieferten Begriffe aus unserer Väter Zeit, als man noch in ehrlicher Verständnislosigkeit für das Wesen der Nationalität, ihre Lebensfähigkeit und Lebensbedingungen verharrte, spuken noch in den Lehrbüchern unserer Schulen und in vielen anderen Büchern und Zeitungen, und deshalb bildet sich der gute Deutsche in einer gewissen Entfernung von den Tälern der Warte und Obra allen Ernstes ein, es gäbe keine polnische Nation mehr, weil man sie auf deutschen Kathedern für Staatsrecht und Geschichte längst theoretisch und wissenschaftlich totgemacht hat. Er sieht in den Polen einfach die „fremdsprachige Minderheit“, in deren Seele er sich mit tiefem Mitleid zu versetzen sucht; er ahnt ja gar nicht, daß es der Bruchteil eines fremden, sehr lebenskräftigen Volkstums ist, das nirgends eine freie Heimat hat, aber nun an einem Punkte seiner Entwicklung angekommen ist, wo es mit aller Energie und großer Verschlagenheit daran geht, sich einen eigenen Nationalstaat zu schaffen und zunächst die Möglichkeit dazu vorzubereiten. Das kann nur geschehen auf Kosten eines Landes, das wir — nicht etwa durch jenen armseligen Paragraphen der Wiener Schlußakte von 1815, sondern durch deutsches Blut, deutsche Arbeit und deutsches Kapital rechtmäßig zu eigen erworben haben. Es ist also nationale Ehrensache für uns, zu verhindern, daß die Polen dieses Land vom Körper des Reiches losreißen, um es zum Bau ihres eigenen Nationalstaates zu verwenden. Man sagt: das können sie ja gar nicht! Gewiß können sie es nicht, so wie die Verhältnisse jetzt liegen, aber sie werden es können, wenn sie die gegenwärtige Vorbereitungsarbeit bis zu einem gewissen Ziel geführt haben. Diese Vorbereitungsarbeit besteht in der systematischen Verdrängung des Deutschtums aus unseren Grenzprovinzen, die ehemals zum polnischen Reich gehört haben, und in der Begründung einer absoluten Herrschaft der polnischen Volksart, Sprache und Sitte in diesen Gegenden. Was wir zur Verhinderung dieser Pläne tun, entspringt nicht der Lust an der Vergewaltigung eines unter uns

wohnenden fremden Volkselements, sondern ist eine uns aufgedrungene Notwehr, bei der es sich für uns um einen wertvollen Teil unseres Nationalbesitzes, um Ehre und Reputation des deutschen Volkes, ja in weiterer Folge um Sein oder Nichtsein handelt.

Ein zweiter Fehler, der die Verständigung über die Frage so häufig erschwert, ist — außer der Unkenntnis der Ziele des Polentums — die Unkenntnis des polnischen Charakters. Es kann einen wirklichen Kenner der Verhältnisse fast zur Verzweiflung bringen, wenn er immer wieder die Erfahrung machen muß, daß der Durchschnittsdeutsche in seiner Ehrlichkeit und seiner pedantischen Folgerichtigkeit die Seelenregungen des „polnischen Mitbürgers“ ganz nach den eigenen beurteilt und keine Ahnung hat von der unbegrenzten Verlogenheit und Hinterhaltigkeit der polnischen Natur, bei der der nationale Zweck jedes Mittel heiligt.

Wir müssen auch bei Beurteilung der Schulsprachenfrage von zwei Grundsätzen ausgehen. Erstens müssen wir erkennen, daß der plötzliche Widerstand der Polen gegen eine sachlich gerechtfertigte und überaus rücksichtsvoll durchgeführte Maßregel der preußischen Regierung nicht die notwendige Gegenwirkung gegen einen wirklichen Druck, sondern im Grunde eine Angriffsmaßregel ist, die die Anerkennung der polnischen Sprache als zweite Staatssprache in den östlichen Provinzen erzwingen will, daß aber diese Anerkennung nur ein weiterer Schritt auf dem Wege sein würde, der dem Deutschtum zuerst eine nur geduldete Stellung, sodann aber die Stellung der Unterdrückten zu bereiten beabsichtigt. Zweitens müssen wir uns klar werden, daß alles, was wir etwa in der Ostmark zu tun gedenken, auf den polnischen Charakter berechnet sein muß, der nur einer nachdrücklich und beharrlich wirkenden Kraft, dieser aber ganz sicher das Feld räumt.

Das Ergebnis dieser Betrachtung heißt: Ausharren! Es liegt eine ungeheure Gefahr in der Zaghaftigkeit, mit der Leute, die den Verhältnissen ganz fern stehen, bei den bloßen Zeitungsnachrichten von dem Widerstande der polnischen Eltern und Geistlichen und von der Unbotmäßigkeit der Schulkinder ängstlich rufen: Das geht nicht! Wir sind festgefahren! Wir müssen zurück!

Nein, wir müssen nicht zurück! Wir stehen in einem uns aufgezwungenen Kampf, dessen Ziel höher ist, als die Brechung des Widerstandes in einer Einzelfrage. Es ist selbstverständlich, daß der Kampf Opfer fordert und hier und da vernichtend wirkt. Das gibt uns nicht das Recht, beim ersten Schuß den Rücken zu kehren!

Unbeugsam muß daran festgehalten werden, daß es unter Staatsaufsicht nur eine deutsche Schule im Osten geben kann. Der Staat ist deutsch, und es gibt nur eine Staatssprache. Sollte wirklich nachgewiesen werden, was bisher nicht geschehen ist, — denn eine Behauptung ist noch kein Beweis —, daß die katholische Kirche den Religionsunterricht der Schule selbst dann in der Muttersprache fordern muß, wenn der gesamte Unterricht in einer anderen Sprache erteilt und diese tatsächlich verstanden wird, dann kann der Staat vielleicht, ohne sich etwas zu vergeben, für die polnischen Kinder einen Dispens vom Religionsunterricht der Schule erteilen, aber er muß dann die volle Verantwortung für diesen Dispens und alle sonstigen Konsequenzen — vornehmlich alle daraus entstehenden Kosten und Bemühungen — der Kirche zuwälzen. Daneben muß die Staatsregierung überhaupt mit unnachsichtiger Strenge und Beharrlichkeit alle die Folgen eintreten lassen und alle die gesetzlichen Mittel anwenden, die gegenüber dem offenen Widerstande in Betracht kommen können, — alles übrigens mit der größten Ruhe und ohne Übereilungen und Uebergriffe, vor allem ohne Nadelstiche! Dahin gehört Auferlegung aller, auch der geringsten Mehrkosten an die Gemeinden, die

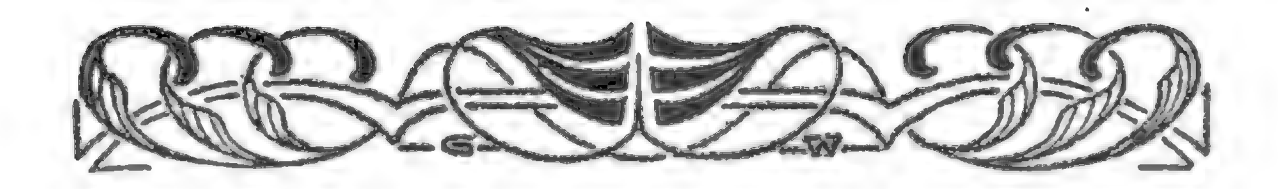
Schwierigkeiten machen, Zurückbehaltung der Kinder in der Schule über das schulpflichtige Alter hinaus, falls sie durch Renitenz hinter dem Schulziel zurückbleiben, in einigen Fällen Zwangserziehung und energisches Einschreiten gegenüber jeder Verletzung der öffentlichen Ordnung. Man kann sich darauf verlassen, daß der Widerstand aufhören wird, wie er längst aufgehört, vielleicht gar nicht begonnen hätte, wenn die Polen nicht so sicher auf die Gutmütigkeit des leicht irrezuführenden deutschen Michels bauten.

Man darf die Bedeutung dieser Fragen nicht unterschätzen. Hierin bin ich auch abweichender Meinung von Herrn v. Dewitz, dessen treffende Ausführungen zur Ansiedelungsfrage, wie sie an anderer Stelle dieses Heftes zu finden sind, ich sonst vollkommen unterschreibe. Auch ich halte die Bodenfrage für den Kernpunkt der Polenfrage und verspreche mir von einer Germanisation durch die Schule gar nichts. Ich glaube aber, daß man auch mit den besten gesetzlichen Maßregeln zur Ansiedelungsfrage nicht durchkommt, wenn nicht auf allen Gebieten die grundsätzliche Stellung des Deutschtums zum Polentum ihren Ausdruck findet. Nicht um der Polen willen, etwa um sie zu gewinnen oder zu unterdrücken oder was man sonst will, sondern um der schwer gefährdeten und von allen Seiten bedrohten und in Versuchung geführten Deutschen willen darf auch die Schule nicht abseits stehen, wenn es gilt, den deutschen Charakter der Volksschule soweit zu betonen, wie es mit den wirklichen Grundsätzen von Recht und Billigkeit vereinbar ist. Diese aber sind bisher noch nicht verletzt worden.

Wartet man mit Maßregeln dieser Art, bis deutsche Majoritäten durch eine sachgemäße Bodenpolitik gewonnen sind, so wird das Risiko und die moralische Schädigung des Staates inzwischen größer, als verantwortet werden kann. Ich glaube nicht an die Allmacht der Verwaltung, geeignete Ansiedler in genügender Zahl trotz der vortrefflichsten Ansiedelungspolitik auch dann noch in das Land ziehen zu können, wenn sie inzwischen auf anderen Gebieten das Deutschtum dem Polentum preisgegeben hat.

Wenn Herr v. Dewitz empfiehlt, mit der deutschen Volkspsyche und dem Eindruck im Auslande zu rechnen, so ist mir dieser Gedanke von Hause aus sehr sympathisch. Aber hier kommt das in Betracht, was ich vorhin über die Berücksichtigung des polnischen Volkscharakters gesagt habe. Es ist ein schöner Traum, wenn man glaubt, daß eine Nachgiebigkeit oder eine möglichste Berücksichtigung scheinbar berechtigter polnischer Wünsche die erwähnten Eindrücke verbessern würde. Man muß wissen, mit welcher treuherzigen Kaltblütigkeit und mit welchem scheinbaren Ueberschwang prächtiger Gefühle der Pole zu lügen versteht. Ihm ist es ja niemals darum zu tun, die Dinge darzustellen, wie sie sind, sondern wie sie in seine Zwecke passen. Und die sind unter allen Umständen staatsfeindlich. Die deutsche Volkspsyche aber glaubt nicht dem Landsmann, der nüchtern die Wahrheit sagt, sondern dem Polen, der so schön und rührend das in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Leid eines „geknechteten Volkes" zu klagen weiß. Denn dann kommt der gute Deutsche sich selbst viel „gerechter" und klüger vor als andere Leute, und das ist ihm soviel wert, daß er darüber nicht merkt, wie aus seiner eigenen Haut die Riemen geschnitten werden, mit denen man ihn schließlich um die Ohren schlägt.

Nein, hinweg mit allen Trugbildern! Fest die gerade Straße verfolgt! Wir können der Regierung nur zurufen: Landgraf werde hart, bleibe hart!



Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

X.

Richard Dehmel, Erlösungen (S. Fischer, Berlin). — Carl Spitteler, Conrad der Leutnant (Eugen Diederichs, Jena). — Rudolf Rittner, Narrenglanz (Oesterheld & Co., Berlin). — Carl Spitteler, Imago (Eugen Diederichs, Jena). — Gustav Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest (Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin). — Paul Ernst, Der Weg zur Form (Julius Bard, Berlin). — „Die Fruchtschale" (R. Piper & Co., München).

Von Richard Dehmel bringt der Verlag S. Fischer in Berlin, der alle Anstrengungen macht, sich zum Burgfried der Moderne auszubauen, eine auf zehn Bände berechnete Gesamtausgabe seiner Werke auf den literarischen Markt. Davon liegt bis jetzt der erste, „Erlösungen" betitelte Band vor, und die Vorrede eröffnet den bedenklichern unter den Lesern die angenehme Perspektive, daß auch dieser Most ein Wein geworden ist; freilich, an abgelagerten Bordeaux darf man noch immer nicht denken, und schon ein kleiner Schluck aus diesem ersten neugefüllten Becher läßt den Prüfenden eher an Neuchâteller denken, jenen Schweizerwein, in dem selbst nach Jahren der Flaschenhaft die mutwillige Kraft der Erde durch den reinen Goldsaft empormoussiert. Der Dichter hat sich eine gründliche Bearbeitung, oft Umarbeitung, fast sämtlicher Werke angelegen sein lassen, und so sehr ging er bei dieser „Sturzackerei" bisweilen mit sich selbst ins Gericht, daß einige Bände nach seinem eigenen Geständnis inhaltlich geradezu in ihr Gegenteil umschlugen.

Richard Dehmel gehörte bei seinem Auftreten zu jenen bösen Buben, die, als die Wächter im Tempel der Kunst einzunicken begannen, nicht nur wie bisher die Goldschnittgefühlchen, sondern auch noch allerlei Werktagsempfindungen hereinließen. Der ganze Kreis menschlichen Erlebens wurde mit einem oft an Zynismus grenzenden Wahrheitsdrang neuerdings durchlaufen; man sah und verehrte die Sonne, ohne je zu vergessen, daß man in der Erde wurzelte und ein Unergründliches an dunklen, aber starken Trieben im Herzen trug; auch ausgelassene Stimmungen, selbst läppisches Gebaren sollte der Fixierung durch die künstlerische Form würdig sein. Es ist klar, daß diesem Mut und Zug zum Niedrigen nur ein wirklich Großer ungestraft nachgeben darf, und ebenso klar, daß Dehmel zu jenen wenigen Großen gehörte, die aus einer allgemeinen Gärung achtunggebietend auch noch in Tage hineinragen, in denen vieles einst Umkämpfte den Reiz der Neuheit längst verloren hat.

„Kein Erleben geschieht aus Gedanken; ach, die Gedanken sind nur Ranken, die wir arabeskenhaft flechten um Manifeste von dunklen Mächten!" ruft der Dichter in einem die Stelle des Vorworts vertretenden „Denkzettel" dem Leser der „Erlösungen" zu und ermahnt ihn, um Gotteswillen keinen Grundgedanken zu

suchen, sondern ein gelegentliches wirres Gewühl immer nur aufs Grundgefühl schieben zu wollen. Während die Zeit klagt, daß die Welt vergreise, und nach dem heiligen Geist ruft, „liegt Seine Heiligkeit im Schoß der Jungfrau Sinnlichkeit, was zwar die Jungfernschaft befleckt, doch eine junge Welt ausheckt“, und schon auf den ersten Seiten hören wir in dem Gedicht: „Der Pirat. Nach José de Esprouceda“ einen Hymnus auf jenen kühnen Entdecker- und Räubermut, der in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zagt, sondern gerade aus der Gefahr den höchsten Genuß des Lebens schöpft. Dann ziehen eine Anzahl beschwingter Strophen an uns vorüber, aus denen der Stern alles Manneslebens leuchtet: das Weib, und in einer längeren Moll-Fermate von düsterer Pracht hält uns die Ballade „Der Rächer“ gefangen. Lustige Erinnerungen an Detlev v. Liliencron führen ins freie, energische Naturleben, und je weiter wir in der Lektüre fortschreiten, um so mehr kosten wir mit dem Dichter die Fülle des Augenblicks, in was für einem Natur- oder Menschenantlitz er sich uns auch darbieten mag. In einem zweiten Abschnitt werden immer feierlichere Töne angeschlagen, vom tiefen Glücksgefühl des Gedichtes „Genesen“ an bis zum ekstatischen „Nachtgebet der Braut“, und zuletzt über die Wirklichkeit hinaus in das grauenvolle Traumland des „Wunschgeistes“ klingend; aber wir finden den Weg in den menschlichen Bezirk immer wieder zurück und hören sogar ein „Wiegenlied für meinen Jungen“. Im Schlußabschnitt läßt uns Dehmel in einen Spruchgarten eintreten, in dem neben spitzen Kräutlein manche starkduftende Blume sprießt, so wenn er uns zuruft: „Mit Lust und Liebe sein Werk anpacken, macht frei von allen Zweckzwickzwacken!“ Ein „metaphysisches Oratorium“, das den Titel „Die Vollendung“ führt und auf das Problem der Menschlichkeit ein erhabenes Licht wirft, bildet das Finale. Schon dieser erste Band hat uns Geistesfrüchte aller Gattungen gegeben und uns sicher gemacht, daß wir in eine reiche Welt eingetreten sind und auf jede weitere der verheißenen zehn Stufen begierig sein dürfen. . . .

Ich habe in diesen literarischen Monatsberichten schon mehrfach Gelegenheit gehabt, von Carl Spitteler zu sprechen, und es dürfte auch diesmal nicht das letzte Mal sein. So sehr es mein Bestreben ist, den Leser mit einer möglichst verschiedenartigen Auswahl von Neuheiten bekannt zu machen, so lassen mich doch gerade die Hochachtung, die ich ihm schulde, und mein eigenes kritisches Gewissen die Erzeugnisse der modernen Romanfabriken tunlichst beiseite legen und einzig bei dem Wertvollen verweilen. Da zeigt es sich denn immer klarer, daß Spitteler zu den eigenartigsten und darum eingehender Beschäftigung am würdigsten Dichtern der Gegenwart gehört.

Übrigens: Carl Spitteler trägt dem Bedürfnis nach Abwechslung selber Rechnung. Vom Dichter des hohen symbolischen Epos „Olympischer Frühling“ liegt heute in zweiter Auflage „Conrad der Leutnant“ vor, „eine Darstellung“, wie der Untertitel besagt. Eine Vorbemerkung orientiert den Leser, daß hier ein Versuch des strengsten Naturalismus vorliegt.

In ungefähr zwölf Stunden, an einem einzigen Tage, wickelt sich die Handlung vor uns ab, ohne daß auch nur eine Minute übersprungen würde. Unter denselben Gesetzen, die die Wirklichkeit beherrschen — Einheit der Person, Einheit der Perspektive, Stätigkeit des zeitlichen Fortschritts — schauen wir auf zweihundert Seiten ein Weltbild, und wir schauen es mit den Augen der Hauptperson. Nur was der Held selber für Stimmungen hat und in andern sieht,

wird uns anvertraut, und dieses Prinzip ist mit der größtmöglichen Konsequenz durchgeführt — erst nach seinem Tod wechselt der Leser seinen Gesichtspunkt, indem er die letzten abschließenden Akkorde durch die Seele der dem Helden zunächststehenden Person hört. So kann natürlich nur eine dramatisch geschlossene Handlung wiedergegeben werden, und wenn der Leser, was sich in zwölf Stunden abspielt, in vier gelesen hat, so wird er nachträglich inne, wie viel selbst einer so rigorosen Reproduktion seelischer Vorgänge immer noch entgeht, entgehen muß. Auch ist überall da, wo der Held in heftige Aktion gerät, die gleichzeitige detaillierte Schilderung des Zu- und Gegenständlichen eine psychologische Unrichtigkeit, da der Blickkreis der Erkenntnis sich parallel der Zunahme der Willensbetätigung verkleinert.

Aber wie ich aus Spittelers eigenem Munde weiß, handelte es sich für ihn weniger darum, den Naturalismus zur allein richtigen und seligmachenden Kunstform zu erheben, als bloß darum, einmal zu sehen, wie der Pegasus sich in dieser Rüstung reitet, — und daß es dabei lediglich auf den Reiter ankommt, daß auch die naturalistische Erzählungsweise wahrhaftige Kunstwerke zu erzeugen vermag, das zu erhärten dürfte kaum etwas geeigneter sein als diese „Darstellung" betitelte Erzählung „Conrad der Leutnant". Hier gestaltet sich die naturalistische Welt deshalb zur künstlerisch verklärten Welt, weil der Dichter nicht mit objektiver Vornehmheit über einem verschnapsten Lumpengesindel schwebt, sondern einen Menschen vor uns hinstellt, der, mag er auch „nur" ein Bauernsohn sein, in seiner Seele unbewußt *selber ein Dichter* ist, so daß alles von ihm Gesehene und Empfundene von einem Dichterauge geschaut und einem Dichterherzen erlebt wird. Das Wesentliche aller Poesie, die Verdichtung des Gefühlsgehaltes gewöhnlicher Zustände und Vorgänge zum sinnlich prägnanten Gleichnis stellt sich da auf Schritt und Tritt ungesucht und kräftig natürlich ein, und so, wie es hier in der Hauptperson geschieht, wird sich ein echter und starker Dichter auch in die objektivste Darstellungsform immer auf irgend eine Weise einzuschmuggeln wissen.

Mit den gewöhnlichen Naturalisten berührt sich Spitteler nur in der Stoffwahl: auch sein „Conrad der Leutnant" führt uns in unerquickliche Verhältnisse. Conrad ist der vierundzwanzigjährige Sohn des Pfauenwirts, der, alt und gebrechlich, den Sohn immer noch wie einen Knaben behandelt und ihm an der Verwaltung seines dereinstigen Erbes aus krankhafter Gehässigkeit auch nicht einmal soviel Anteil läßt, daß er sich als Mann gestellt und geachtet fühlen könnte. Da zeigt eine (mit wunderbarer Meisterschaft geschilderte) Prügelei der Jungmannschaft zweier verfeindeter Dörfer auf dem neutralen Gebiet des Tanzbodens die Ohnmacht des Alten, und der Junge, der allein Ordnung zu schaffen weiß, verlangt und erhält von allen Leuten endlich den Oberbefehl. Noch am Abend des Tages aber, der ihm den heiß ersehnten bürgerlichen Wirkungskreis eröffnet und ihm bereits eine heimliche Braut zugeführt hat, wird Conrad, der trotz allem in keine rosige Zukunft sieht, von einem der Raufbrüder erstochen. Dieser Schluß, wo ein Meuchelmord für den erwarteten und psychologisch konsequenteren Selbstmord eintritt, fällt so bedeutend ab, daß selbst die Fülle lebenswahr gezeichneter Nebenfiguren, die den Fluch kleiner Verhältnisse, die *Seelen* klein zu machen, illustrieren, keinen genügend starken Eindruck hinterläßt, um das Abrupte der Problemlösung aufzuheben.

Folgt man dem Dichter auch bis zu Ende mit höchster Spannung und hohem poetischen Genusse der Einzelheiten, man empfindet doch, mit einem Seitenblick nach dem „Olympischen Frühling“, daß sogar bei einem ganz Großen das Wie das Was nicht ersetzt. Naturalistischer Kunst und ihren Prinzipien ist nun einmal eine Engherzigkeit eigen, die jedes poetische Motiv an die Erde schmiedet, und daß sich Spitteler mit seinem Stilgefühl eine Behandlung des bittern Themas vom Kampfe der Jugendkraft gegen das verkrüppelte Alte nur in dieser Form erlaubte, zeigt, wo allein er sie für angebracht hält. Andererseits ist der Umstand, daß wir in „Conrad der Leutnant“ eine selbst für höchste literarische Ansprüche genießbare Dorfgeschichte vor uns haben, ein hinlänglicher Beweis dafür, daß die Kraft einer starken künstlerischen Persönlichkeit allem auf der Welt ihren kostbaren und unvergänglichen Stempel aufzudrücken vermag.

* * *

Vor kurzem lief durch die deutschen Zeitungen die Notiz, daß der berühmte Schauspieler Rudolf Rittner sich ins Privatleben zurückgezogen habe. Bei der Lektüre seines jüngst herausgekommenen Spielmannsdramas „Narrenglanz“ habe ich nicht nur auf jeder Seite seine markige, metallisch vibrierende Tenorstimme zu hören geglaubt, sondern die vier Akte gaben mir auch so etwas wie einen Seelenkommentar zu dem Rücktritt des noch nicht einmal Vierzigjährigen. Daß Rittner als gestaltender, schaffender Künstler ein Dichter war, wußte ich immer — jetzt weiß ich auch, daß er ein viel größerer Dichter ist als die meisten, in deren Stücken er auftrat.

Die vieraktige Handlung spielt auf einer kurfürstlichen Burg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der Held ist Wolf, der Spielmann und Hofnarr des Kurfürsten. Wolf gehört aber nicht zu jenen schalen Possenreißern, wie seine Kollegen sie darstellen, sondern hebt als wirklicher Dichter und als Mann sein Haupt um so stolzer, als er sich vom Kurfürsten, der um seinetwillen von aller Welt beneidet wird, hochgeschätzt sieht; das geschieht aber nicht, wie er sich einbildet, aus Würdigung seines wirklichen innern Wertes, sondern nur, weil er seinem Herrn Vergnügen macht und er eitel auf ihn sein kann. Dreizehn Jahre lang hat Wolf am Hofe dieses „geistigen Menschenfressers“ gelebt und im berechtigten Bewußtsein seines Wertes sich von einer Achtung getragen geglaubt und um sich einen Schimmer gewoben: aber an einem einzigen Tage stellt sich alles als Narrenglanz heraus. In dem Moment, da er nach vielen Liebesabenteuern zu dem schönen Ritterfräulein Herrad von Wingen, seiner heimlichen Geliebten, die Augen erheben und sie fragen will, ob für sie beide ein dauerndes Glück möglich sein könnte, erfährt er, daß sie einen Junker heiraten wird; und zwar wird das sehr schnell, schon in drei Tagen, geschehen. Warum? Sie fühlt sich von Wolf Mutter und liebt das Kind, das ehrlos wäre als Spielmannssohn, zu sehr, um nicht seiner Zukunft freudig sich selbst zum Opfer zu bringen; das und noch vieles andere über seine und ihre Liebe sagt sie ihm in der Schlußszene des zweiten Aktes, einer Szene, die nur ein wahrer, wirklicher, großer Dichter hat schreiben können. Wolf ist in seinem Innersten verletzt, und daß der Zunftnarr und der Zunftpoet, die ihm, dem universalen dichterischen Kopfe, spinnefeind sind, seine Unterredung mit Herrad belauscht haben, bewirkt nach seinem inneren Sturz auch noch seinen äußeren Fall. Sie bringen die heimliche Liebe in Verse, der windige Junker Enterlein, der Wolf ebenfalls haßt,

trägt sie an Herrads Hochzeit vor dem Kurfürsten vor, und Wolf durchhaut ihm mit dem Schwert den Lästermund. Nur durch allerlei Ränke kann der Kurfürst die Todesstrafe und das Abhacken der rechten Hand von Wolf abwenden und die wütenden Junker damit zufrieden stellen, daß er sie den Übeltäter peitschen läßt. Aus Scham über das ihm Widerfahrene und aus endlicher klarer Einsicht, daß der Kurfürst sich ihn nur des Vergnügens wegen erhalten will, ersticht sich Wolf. Er war ein deutscher Spielmann im höchsten und edelsten Sinne des Wortes, und gerade als solcher konnte er in deutschen Verhältnissen nicht leben . . . .

Das markige Wesen, das Rittner als Schauspieler auszeichnete, zeigt sich bei ihm auch als Dichter. An Stelle einer kunstvollen Handlung (wo hätte er sie bei seinen modernen Vorbildern auch lernen sollen?) steht ein ergreifendes Problem, sich entfaltend im schlagfertigen Dialog lebendig gestalteter Menschen. In Wolf, dessen Alter eine Regiebemerkung auf 30 Jahre angibt, hat sich Rittner selbst geschildert, und für seine vielen Verehrer existiert fortan kein besseres Porträt als dieses Spielmannsdrama „Narrenglanz“, in dem ein großer Künstler von seiner Kunst mit bitteren Gefühlen Abschied nimmt. Wenn Ibsen scharf zwischen Erleben und Durchleben eines Problems unterscheidet und nur aus dem Durchleben das Herauswachsen des wahren Kunstwerkes für möglich hält, so ist dieses Drama sicher ein Kunstwerk. Mich wundert nur, wie lange in Berlin, dessen dramatische Niederlagen jedes Jahr größer werden, diese tiefempfundene Dichtung aufs Rampenlicht wird warten müssen! —

* * *

Habe ich nicht gesagt, es werde kaum das letzte Mal sein, daß ich meinen Lesern Carl Spitteler vorzuführen hätte? Da kommt, gerade noch rechtzeitig für diesen Bericht, sein neuestes Werk „Imago“ auf den Schreibtisch geflogen. Wie man es nennen soll — Roman, Novelle, Erzählung — bemerkt der Dichter selbst nicht, und nachdem ich die 229 Seiten gelesen hatte, nannte ich es einfach schön.

Mit dieser letzten Gabe ist Spitteler als Prosaiker in den innersten und höchsten Kreis der Ritter mit der lachenden Träne im Wappen getreten. Als ein Humorist, wie die deutsche Literatur gegenwärtig keinen zweiten besitzt und an Überlegenheit und Vornehmheit des Geistes kaum je einen besessen hat, legt er uns das Problem des Künstlers ans Herz. Er erzählt, was er selber an Seele und Leib erlebte, in der einfachsten, schlichtesten Weise und gleichzeitig mit einer Kraft der Bildlichkeit, die auf einer Seite ebensoviel poetische Verdichtung gibt, wie selbst Gottfried Keller nur auf zehn, und über deren höchster Konzentration waltend ein reifer Geschmack und ein scharfer Verstand schweben.

Viktor ist Dichter und kennt keine höhere Pflicht als den Dienst seiner Kunst, seiner „strengen Frau“, wie er sie nennt. Dieser Dienst ist schuld, daß er als elender „Ehefeigling“ das holdseligste Liebesglück vorübergehen und einem anderen in die offenen Arme laufen läßt; nur das seelische Bildnis behält er von der Geliebten in seiner Seele, und die „strenge Frau“ tauft es Imago und verlobt ihn im Reiche seiner eigenen Phantasie feierlich mit ihr. Wie er da aus der Fremde nach Hause kommt und sie tatsächlich verheiratet und schon als Mutter eines gesunden Buben wiedersieht, will ihm diese Wirklichkeit nicht in den Kopf, und er nennt in Gedanken ihren Mann beharrlich nur seinen „Statthalter“, das irdische Wesen seiner Imago aber, das mit Vornamen Theuda heißt, Pseuda, die Falsche. Der persönliche Gegensatz zwischen der braven und

in der realsten der Welten lebenden Frau und dem phantastischen Viktor findet in einem größeren sein tausendfältiges Echo: Frau Theuda spielt in dem Verein „Idealia“, dem Zentrum der kleinstädtischen Geistesmisere, eine hervorragende Rolle, und in dieser Vereinsarena führt sie alsbald gegen den aus der weiten Welt kommenden, überlegenen, boshaften Viktor einen erbitterten Kampf, und da mag er sich noch so sehr sträuben und mit scharfem Witz Sieg über Sieg erfechten, seine Verstandestriumphe werden immer mehr zu Herzensniederlagen, bis er zuletzt das lebendige Glück über seine Träume zu stellen geneigt ist und in einer wahren Wertherstimmung sich und seine nicht zu verwindende Liebe gesteht. Aber eine Freundin setzt ihm rechtzeitig den Kopf zurecht, er besteigt die Eisenbahn, die ihn einst hertrug, und fährt dahin, von wannen er kam. Da sprengt im Gleichschritt mit dem enteilenden Zuge auf weißem Renner Imago nebenher, nicht die unechte menschliche, sondern seine Imago, die Imago der Phantasie, mit einem Siegeskränzlein im Haar. Sie lächelt ihm, dem Treuen, zu, weil er nie den Glauben an sie verlor und aus Strudeln der Leidenschaft ohne Makel aufgetaucht ist. Seine Leiden aber erschufen ihm im Herzen ein Werk, von dem er weiß, daß es einst den Ruhm der Menschen zu seinen Füßen zwingen wird. Und er betet zu seiner „strengen Herrin“: „Heilige Herrin meines Lebens, dein Name lautet ‚Trost und Erbarmen‘. Wehe mir, wenn ich dich nicht hätte; wohl mir, daß ich dich habe!“

Diese knappe Inhaltsangabe kann als nacktes Gerüst kaum einen schwachen Begriff geben von der Lebensfülle, die allenthalben grünend und blühend herumrankt. Die Fähigkeit zu personifizieren, sich mit seinen eigenen Seelenzuständen zu unterhalten, zeigt der Schöpfer des „Olympischen Frühlings“ in höchstem Maße auch in der Prosa ausgebildet. Seinen Körper beliebt Viktor „Konrad“ zu nennen, und unversehens „kommt der Verstand und tippt ihm auf die Schulter“. Spittelers Stil zeigt eine merkwürdige Mischung von einer geradezu Lessingschen Verstandesschärfe und ewig streitlustigen Dialektik und daneben doch wieder von echt romantischer Anschauungskraft. Das Schwelgen in Gleichnissen, wie sie in der zweiten Schlesischen Schule greulich wucherten, ist hier das Naturbedürfnis eines Phantasiegenies von vornehmster Bildung und wird für den Leser zu einem im wahren Wortsinn unvergleichlichen Genusse.

Ein Stelle kann ich mir nicht versagen herzusetzen. Sie steht im Kapitel „Viktor ergibt sich“, dort, wo unser Held den Ritter der Mannhaftigkeit mit seinem Löwen gegen die wachsende Leidenschaft angerufen hat. Der Löwe erscheint also bald, ein ohnmächtiges Kaninchen in der Schnauze, wirft es auf den Boden, macht kehrt und geht:

„Dacht ich's doch“, zürnte Viktor, „natürlich wieder das Herz, das alberne Kaninchen, das mir alles Unheil anrichtet.“ Und das Kaninchen an den Ohren aufhebend, hielt er ihm eine Strafpredigt: „Siehst du denn nicht ein, du einfältiges hirnloses Geschöpf, daß du dir selber eine Hölle heizest? Merk auf und lerne die fünf Paragraphen der Narrenliebe; sie sind so einfach, daß ein Regenwurm sie begreifen würde.

Paragraph eins: Keine Frau auf der ganzen Welt erträgt, daß man sie zuerst liebt; sondern sie muß dich zuerst lieben, deine Gegenliebe als eine unerhörte Gnade ersehnend. „Ich kann es nicht fassen, nicht glauben“, nach dieser Melodie. Sonst quält sie dich. Sie wollen nun einmal gequält sein, und wenn du sie nicht quälst, so quält sie dich. Sie braucht deswegen keineswegs böse zu

sein, sie kann einfach nicht anders, es ist ein Naturgesetz. Weißt du, was ein Naturgesetz ist? etwas, das man weder mit Hörnern noch Klauen ändern kann. Hast du das begriffen? Antworte."

„Quiek," kreischte das Kaninchen.

„Ja, quiek. Es wäre gescheiter, du tätest danach. Paragraph zwei: Das Herz einer verheirateten Frau will von unten herauf erobert werden, durch den Ehebruch. Den mag ich aber nicht; du auch nicht. Also, was folgt daraus? Antworte."

„Quiek," lautete die Antwort.

„Dritter Paragraph: Wenn du ein weibliches Wesen hättest heiraten können und hast es unterlassen, einerlei aus welchem Grunde, und stamme es aus dem siebenten Himmel, so verachtet sie dich zeitlebens. — Viertens: In dem Herzen einer zufriedenen Gattin und glücklichen Mutter kannst du so naturunmöglich Liebe reizen, wie in einem satten Magen Hunger. Sag quiek."

„Quiek."

„Fünftens: Wenn eine Dame dich nicht ausstehen kann —"

„Quiek."

„Wart doch mit deinem albernen Quiek, bis ich den Satz zu Ende gesprochen habe."

Da war ihm das Kaninchen aus der Hand geschlüpft und purzelte angstschreiend davon. „Ach du!" rief er ihm nach. „Aber nimm dich wohl in acht, denn wenn du mir nur noch ein einziges Schmächterlein schnapperst —!"

„Dem hab ich's gezeigt," lachte er vergnügt, „das Kaninchen wird künftig nicht mucksen."

* * *

„Grolle dem Sänger doch nicht, daß er singt von dem Leid der Achäer!
Solchem Liede ja geben den Preis vor andern die Menschen,
Welches, die Hörer umschwebend, das jüngst Gescheh'ne verkündet."

Mit diesem dem ersten Gesange der Odyssee entnommenen Motto sendet Gustav Frenssen sein neuestes Werk „Peter Moors Fahrt nach Südwest" in die Welt. Er nennt es schlicht einen „Feldzugsbericht" und hat ihm die Widmung vorgesetzt „Der deutschen Jugend, die in Südwestafrika gefallen ist, zu ehrendem Gedächtnis." Es ist sein bestes Werk, ein echtes, rechtes Meisterwerk.

Ich habe früher einmal erzählt, daß ich's nicht über mich brachte, den „Jörn Uhl" zu lesen; und schreckte mich dort der holperige Stil ab, so ließ mich bei „Hilligenlei" das Unreife der Ideenverarbeitung zu keinem rechten Genusse kommen. Auch im „Peter Moor" schreibt Frenssen einen Stil, der jedem Franzosen die Haare zu Berge triebe; es verschlägt ihm nichts, dieselben Ausdrücke zwei-, drei-, viermal hintereinander zu wiederholen; ja, darin scheint geradezu die Eigentümlichkeit dieser seiner ungehobelten, grobkörnig deutschen Sprechweise zu liegen. Aber in diesem Werke ist dem Dichter etwas eigen, was all diese kleinen Unzulänglichkeiten im großem zu einem wahrhaft imponierenden Freskostil erhebt, und dieses Etwas heißt: epischer Fluß.

Die letzten Zeilen des nur 210 Seiten starken Buches erklären die Ich-Form so, daß Peter Moor nach seiner Rückkehr in Hamburg einem Manne all seine Erlebnisse erzählte und daß dieser Mann eben der Autor war. In der Tat (und das ist das Große an dem Buche): man hat von Anfang bis zu Ende den Eindruck einer wirklichen, auf Wirklichkeiten gegründeten, von der Natur selbst diktierten Erzählung. Es gibt nur ganz wenige Stellen, so gegen den Schluß hin, wo wir vermuten möchten, es habe der Wiedererzähler in die künstlerische Wiedergabe des Gehörten eigene Meinungen eingeflochten. Was sehr angenehm

berührt, ist das Fehlen jedes billigen patriotischen Dusels, an dessen Stelle vielmehr eine große Objektivität auch den ihrer Haut verzweifelt sich wehrenden Schwarzen Gerechtigkeit und Mitgefühl widerfahren läßt. Eines nur ist in dem Buche, was sich für Freund und Feind gleich furchtbar, gleich unerbittlich erhebt: die Schrecken des afrikanischen Busches und sein entsetzlichster Dämon: der Durst. Dieses dürre Land mit seinen glühenden Tagen und kalten Nächten ist zuletzt von Tausenden von toten Schwarzen bedeckt; in den vom Typhus verseuchten Wasserlöchern liegt verendendes und verwesendes Vieh; hunderte deutsche Soldaten haben verstreut im Busch ihr Grab gefunden oder sind von Hyänen und Aasgeiern gefressen worden — und das eingeborene Volk trottet stumpf mit Weib und Kind in unendlichen Herden in den Dursttod hinein. Das ist das Schlußbild, das sich aus der Schilderung von des Helden höchst mannigfaltigen Abenteuern ergibt und uns ein niederschmetterndes Gefühl weltgeschichtlicher Notwendigkeit zurückläßt. Diese Notwendigkeit suchen wir uns aber umsonst auch mit dem Verstand zu erklären und auch aus Überlegungen, die in kargen Gesprächen die Schutztruppler selber darüber anstellen, geht nur das Bewußtsein unvereinbarer Gegensätze hervor.

„Ich wunderte mich, daß schon so große und harte Dinge von Deutschen in diesem Lande ausgeführt waren, davon ich nimmer auch nur ein Wort gehört oder gelesen hatte, und daß schon soviel deutsches Blut qualvoll in diesem heißen, dürren Lande geflossen war. Sie kamen auch auf die Ursachen des Aufstandes; und ein Älterer, der schon lange im Lande war, sagte: „Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Dies ist ihr Befreiungskampf." „Aber die Grausamkeit?" sagte ein anderer. Aber der erste sagte gleichmütig: „Glaubst du, daß es ohne Grausamkeit abginge, wenn bei uns das ganze Volk gegen fremde Unterdrücker aufstände? Und sind wir nicht grausam gegen sie?" Sie sprachen auch darüber, was wir Deutschen hier eigentlich wollten. Sie meinten, darüber müßten wir uns klar werden. „Jetzt stände es so: Es wären Missionäre hier, die sagten: ‚Ihr seid unsere lieben Brüder in dem Herrn, und wir wollen Euch diese Güter bringen: Glauben, Liebe, Hoffnung" und es wären hier Soldaten, Farmer und Händler, die sagten: ‚Wir wollen Euch Euer Land und Euer Vieh so allmählich abnehmen und Euch zu rechtlosen Arbeitern machen'. Das ginge nicht nebeneinander. Das sei eine lächerliche und verrückte Sache. Es sei entweder recht und richtig, zu kolonisieren, das heiße entrechten, rauben und zu Knechten machen oder es sei recht und richtig, zu christianisieren, das heiße Bruderliebe verkünden und vorleben. Man müsse das eine klar wollen und das andere verachten, man müsse herrschen wollen oder lieben wollen, gegen Jesus sein wollen oder für Jesus."

In diesem mannhaften (und für einen Ex-Pastor doppelt ehrenvollen) Tone ist das ganze Buch geschrieben. Es ist eine Tat und eine um so größere, als es mancherorts nicht allzu gerne gesehen werden dürfte. Denn erstens hinterläßt es mehr als alle Predigten, durch das nackte Pathos der Tatsachen, ein tiefes Mitgefühl mit dem in seinen heiligsten Rechten, den Naturrechten, verletzten und mißhandelten schwarzen Volke; zweitens spricht aus ihm zu jedem Deutschen die dunkle Frage: Wozu all diese Opfer, die uns der finstere heiser lachende Genius der Weltgeschichte teils entlockt, teils auferlegt? — und endlich wird diese von jeder Schönfärberei freie Darstellung alle Indianer- und Räubergeschichten verdrängen und als aktuellster Roman der deutschen Jugend zurufen: Das ist der afrikanische Busch! Nimm dich in acht!

„Peter Moors Fahrt nach Südwest“ ist Frenssens bestes und im besten Sinne deutsches Werk, und es sollte mich nicht wundern, wenn es zu einem in hunderttausenden verbreiteten Volksbuche würde. Ein hoher, patriotischer Vorwurf hat hier seine echt patriotische Form gefunden und ein Dichter hat den fürs Vaterland Gefallenen die blutigen Schläfen mit dem Lorbeer umwunden. Einmal, erzählt Peter, hätte jemand einen Brief bekommen, „darin stand unter anderm, daß in Deutschland jedermann von dem Krieg zwischen Rußland und Japan spräche, von uns aber spräche kein Mensch, ja man spotte über uns und unsern Jammer als über Leute, die für eine lächerliche und verlorene Sache stritten, und man wolle nichts von uns wissen, weil wir das rasche Siegen nicht verstünden.“ Dieser „Peter Moor“ wird Unzählige nachträglich an die Tapfern erinnern und ihnen im Herzen des Volkes jenes Denkmal errichten, das sich bei keinem Bildhauer bestellen läßt. Die Kunst auch kennt einen Orden pour le mérite, und an Gustav Frenssen hat sie ihn würdig verteilt . . .

* * *

„Wir haben an die Stelle der Pflicht die Nerven gesetzt, an die Stelle des Sollens das Erkennen, wir denken vom Menschen wie vom Tier, denn das Tier, das keine absoluten Werte erkennen und erstreben kann, unterliegt allerdings lediglich der Notwendigkeit; und so haben wir Religion, Sittlichkeit und Kunst verloren, und sind wirklich das geworden, was uns als Ideal erschienen ist: das höchst entwickelte Tier. Einen qualitativen Unterschied haben wir nicht mehr gegen das Tierreich aufzuweisen, sondern nur einen quantitativen.“

Diese Worte stehen in einem neuen Buche, das ich allen meinen Lesern empfehlen möchte, die sich über den Stand und die Entwicklung der gegenwärtigen Kunst auch theoretisch orientieren möchten. Unter dem charakterischen Titel „Der Weg zur Form“ gibt darin Paul Ernst seine „ästhetischen Abhandlungen vornehmlich zur Tragödie und Novelle“, die er in den Jahren 1898—1906 in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, als geschlossenes Ganzes heraus. Die Zurückweisung des Naturalismus erhält insofern einen scharfen Akzent, als der Autor, wie er uns in einleitenden „Bemerkungen über mich selbst“ erzählt, selber einst dem sozialdemokratischen Kreis der Moderne angehörte und sich also von unten an, auf einem langen Bildungsweg, zu seiner heutigen aristokratisch-individualistischen Weltanschauung emporarbeitete.

* * *

Schon einmal haben wir anhangsweise von der bei R. Piper & Co. in München erscheinenden Sammlung „Die Fruchtschale“ gesprochen. Band 9, der Maximilian Harden zugeeignet ist, bringt in guter Übersetzung unter der Aufschrift „Nicolas Chamfort, Aphorismen und Anekdoten“ die scharfblickende Lebensweisheit des Franzosen, mit einer Einführung von Hermann Eßwein; Band 10 enthält eine Auswahl „Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie“ unter Benutzung älterer Übersetzungen herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer, überdies mit guten Netzdrucken nach antiken Bildwerken geschmückt. Ebenfalls reich illustriert ist der sich sehr stattlich präsentierende dreizehnte Band, in dem Paul Wiegler in einer 120 Seiten starken Abhandlung über „Französisches Theater der Vergangenheit“ plaudert und hernach dem Leser eine hübsche Auswahl klassischer Dokumente zur Einsicht unterbreitet.

Kunstgeschichtliches.

Von

Paul Schubring.

In der Reihe der roten „Klassiker der Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist vor einigen Tagen als neunter Band Moritz von Schwind erschienen. Er ist der erste „moderne“ Maler, der in dieser Publikation, also bis auf die Knochen, publiziert wird; lächelnd läßt er mit seinen 1265! Nummern die Kollegen Raffael und Tizian weit hinter sich. Die Schwind-Ausstellungen der letzten Jahre in München, Berlin und Wien haben dem Künstler zu einer Auferstehung verholfen, auf die er selbst wohl nie gehofft hat. Noch mehr hat Thoma für ihn getan, der in seinen Spuren wandelt und uns für Schwind wieder empfänglich gemacht hat. Diese Tatsache wird freilich von den Thomafreunden stets verschwiegen; darum ist sie aber doch richtig und Thoma selbst kann sich nur freuen, in Schwind ein großes Muster zu besitzen.

Schwind ist vor 102 Jahren in Wien geboren; kann man ihn nach 102 Jahren in Berlin, Hannover und Posen noch verstehen? Die Begeisterung der Schwind-Ausstellungen, die Kauflust der Kunstwart-Gemeinde scheint das zu bestätigen. Die von Avenarius herausgegebenen Schwind-Mappen werden von allen Romantikern gekauft. Denn hier findet man — vor Boecklin und Thoma — eine beseelte Natur dargestellt, wo die Brunnen verschlafen rauschen und das Herz zur schönen Sommerzeit ausgeht. Diese Sachen sind in Wien, München und Karlsruhe entstanden, also süddeutsch, mit innigem Gefühl und schämigem Empfinden; sie rühren leise mit dem Zauberstab an die stillste Poesie unseres Herzenskämmerchens. Ich fand einmal einen Freund, den ich nie hatte weinen sehen, mit nassen Augen bei den Schwinds der Schack-Galerie. Hugo von Tschudi hatte außerdem sehr Recht, in seinem feinen Vorwort zur Berliner Schwind-Ausstellung zu betonen, daß nicht nur das Herz, sondern auch das Auge sich an dieser zieren Spinett-Malerei freuen könne. Nicht nur die Antiquare erfreuen sich an der steifen Grazie der Biedermeierzeit; jeder Unbefangene öffnet sich diesen Märchen. Mir sind von Schwind die eigentlichen Naturbilder immer am liebsten gewesen, wo Wasser und Wald ihren Mund bekommen und zu singen anheben. Hier wird Schwind mehr als innig; hier wird er monumental.

Trotzdem erscheint mir der Bienenfleiß, mit dem Otto Weigmann diese 1265 Nummern aufgestöbert, gesammelt, datiert und photographiert hat, deplaciert. Auch das Vorwort kramt zu viel Einzelnotizen aus und läßt alle künstlerischen Fragen nahezu aus. Wir haben einen dicken Band vor uns, der eigentlich nur für den künftigen Schwind-Biographen berechnet ist. In diesem Fall wäre „Weniger Mehr“ gewesen. Wer Künstlers Erdenwallen vielfach verfolgt, weiß, daß fast überall die Kärrnerarbeit einen breiten Raum einnimmt, weiß, daß die

glücklichen Stunden selten sind und nur hin und wieder etwas ganz gelingt. Ist es nicht ungerecht, dem Andenken eines lieben Großen all das Mittelmäßige hinterher wieder aufzuladen, was er innerlich schon oft abgestoßen hat? Die Meinung, daß beim Genius auch die Entgleisung köstlich sei, ist falsch; auch, daß sein Schlafen Wachen sei. Ranke sagte mal: ich rede nur von den Klügsten, die regiert haben; die anderen überschlage ich. Wir wollen von Schwind nur die Bilder behalten, die Stärke und Leben enthalten; das Matte wollen wir schleunigst vergessen.

Schwind ist so oft charakterisiert worden, daß es langweilig wäre, das noch einmal abzuschreiben. Man soll nach Wien gehen, da wird man ihn verstehen; ich habe am meisten aus den Schriften von Billroth, Hanslick und Speydel gelernt, wie Schwind zu nehmen ist. Er hat bis 1871 gelebt; aber die Neuromantik hat er schon nicht mehr mitempfinden können. Schon vor 1860 schließt sich seine Seele. All das Wagner-Treiben war ihm ein Greuel; nicht einmal zu der sonnigen Herzenspoesie des Komponisten Peter Cornelius führt eine Linie. Bei Schubert haben ihm, meinem Gefühl nach, die Balladen und strengen Lieder weit besser gefallen als der Gesang: Spute dich Kronos. Wie er sich mit Beethoven abfand, zeigt das Blatt seiner „Symphonie"; in seiner Addition werden da die Empfindungshäuschen neben- und übereinander geschachtelt. Die ausgreifende Romantik des E. T. A. Hoffmann hat er nicht begriffen. Wagte er sich nun gar auf das Gebiet der großen Sphärengedanken, so kam etwas komisches heraus; putzig wirkt z. B. sein „Dante mit Amor".

Dagegen hat seine leicht zeichnende Hand viel Glück in frischen Vignetten und Zeichnungen, die anspruchslos sind und nur kleine Bewegung und Einfälle geben. Der freilich von Schnorr ausgemalte, von Schwind aber gezeichnete Kindesfries in der Münchener Residenz, die Silhuetten in der Karlsruher Kunsthalle sind prächtige Proben. In dem „Album für Raucher und Trinker" kommt eine Erfindungsfülle zum Ausdruck, die an Grillparzers Geiger denken läßt, der auf der einen Violinseite und an einem Ton sich viele Sonntagnachmittage berauschte. Wenn Schwind nur nicht immer so viel erzählen wollte! Ein Plappermäulchen ist's, es sprudelt nur immer so. Aber dafür ist doch eigentlich die Malerei nicht erfunden!

Doch wir wollen unserm dicken Band lieber einige Statistisches entnehmen. Die meisten Besitzer von Schwind-Originalen leben natürlich in Wien und München. Wien hat außer den öffentlichen Sammlungen (und der Hofoper) siebzehn Private, die 40 Sachen besitzen; in München bringen es zwanzig private Sammler, darunter der Graf Schack, auf über hundert Nummern. Berlin dagegen hat keinen privaten Sammler, Charlottenburg nur zwei. Paris und London haben kein einziges Stück, Italien verdankt nur zwei zugezogenen Deutschen in Padua und Malcesine zwei Sachen. Größere Folgen finden sich noch in Karlsruhe, Frankfurt a. M., Darmstadt, Hamburg, Stuttgart und Weimar. Inhaltlich verteilen sich die 1265 Nummern folgendermaßen:

1. Religiöse Darstellungen 64 (nur 4 alttestamentliche, wenige neutestamentliche, viele Heilige und Allegorien); 2. Mythologie 37 Nummern: Hauptbestand die sogenannten philostratischen Gemälde in der Karlsruher Kunsthalle; Diana und Endymion, Midas, Bacchus und Ariadne, Perseus und Andromeda. Zu vergleichen sind Schnorrs Zeichnungen zu den homerischen Gedichten, die von der Berliner Photograph. Gesellschaft herausgegeben sind. 3. Allegorische und Symbolische

Darstellungen 901 Nummern. (Es gibt kein Ding im Himmel und auf Erden, was damals der Allegorie entfleucht. Es erscheint u. a.: Goethes Geburt, die Donau, Mangel und Armut, die Plejaden, Herr Winter.) 4. Geschichte, Sage und Legende 170 Nummern (Bravo; hier findet sich Gutes. Themata: Eberhard der Greiner, Graf zur Gleichen, heilige Elisabeth, die Wilkirensage, Geburt Karl des Großen, Rinaldo und Armida, König Autharis, Wartburggeschichten, Heinrich von Ofterdingen, Otto I. Pfingstfest in Quedlinburg, Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe, Wieland der Schmied). 5. Bilder zu Märchen, Mythen und Parabeln 111 (Bravissiomo; hier findet sich das Beste. Amor und Psyche, Aschenbrödel, Dornröschen, Einsiedler, Elfenreigen, Genoveva, der gestiefelte Kater, König Krokus, Machandelbaum, Melusine, die 7 Raben, Rübezahl, Phantasus, Fortunat). 6. Illustrationen, Bilder zu Dichtungen und Opern, über 100 Nummern. (Ich hebe hervor: Dante und Beatrice, Erlkönig, Falstaff, Faust, Fidelio, Graf von Habsburg. Weh dem, der lügt. Hero und Leander, Kätchen von Heilbronn, Königin der Nacht, Schwager Kronos, Mörikes Gedichte. Die Zauberflöte, Don Juan, Egmont, Barbier von Sevilla, Othello, Wasserträger, Doktor und Apotheker, Armida, Freischütz. Jessonda, Figaro, Wilhelm Tell, Stumme von Portici, Don Quixote, Ritter Kurt, Robinson Crusoe). 7. Freie Dichtungen (nur 33 Nummern, darunter als hervorragende und ganz ursprüngliche, z. B. der Traum des Gefangenen, die Waldkapelle, nächtlicher Zweikampf, der Einsiedler und die Rosse, Elfentanz). 8. Bilder aus dem Leben und Karikaturen 100 Nummern; 9. Bildnisse, im ganzen 55; (von bekannteren Bauernfeld, Beethoven, Lachner, Grillparzer, Schubert, Herzogin Helene von Orléans, die Kinder Schnorrs von Carolsfeld). 10. Landschaften, nur 31; endlich 11. Gelegenheitsarbeiten und Kunstgewerbliches 55 Nummern.

Und nun mache sich jeder an den Band und hole sich, was ihm behagt. Man sollte sich nicht nur die innigsten, sondern auch die geschlossensten Arbeiten zusammenstellen. Man frage sich, was ebenso gut in einer Novelle hätte gesagt werden können, welche Bilder dagegen eine musikalische Unterströmung haben. Immer wieder denke man an Wien um 1850 und weshalb diese so eminent musikalische Stadt in der bildenden Kunst so selten gelassene Größe zeitigt, vielmehr den Mann, der diese dorthin bringen wollte, Anselm Feuerbach, schleunigst wieder abstieß.

Eine „Geschichte der deutschen Kunst“ lag bisher in dem fünfbändigen Sammelwerk des Grote'schen Verlages in Berlin vor, bei dem Dohme, Bode, Janitschek, v. Lützow und Falke die einzelnen Bände der Architektur, Plastik, Malerei, Graphik und des Kunstgewerbes bearbeitet hatten. Das Werk war seiner Zeit ein Ereignis und ist auch heute noch, obwohl in einzelnen Teilen veraltet, unentbehrlich. Eine ausgebreitete und ganz anders gestaltete Geschichte des Kunstgewerbes wird in Berlin vorbereitet, die, nach den Namen der Mitarbeiter zu urteilen, Ausgezeichnetes bieten wird. Das Wagnis, die ganze Geschichte der deutschen Kunst in einem Band von 700 Seiten (mit 472 Textabbildungen und zahlreichen Einschalttafeln) zu behandeln, hat H. Schweitzer, Direktor des städtischen Museums in Aachen, unternommen. (Ravensburg, O. Maier.) Nun, das Bedürfnis lag vor und nach den Stichproben zu urteilen, hat Schweitzer seine Aufgabe nicht ungeschickt angefaßt. Nur ein prinzipielles Bedenken habe ich: soll das Buch seinen Zweck als „Hausbuch“ erfüllen, so muß es viel weniger Monumente, die wenigen aber gründlicher besprechen. Sonst bleibt eben doch das fatale Kompendium übrig. Wir haben genug orientierende Handbücher; wir brauchen eine typischere Behandlung. Hervorzuheben ist die ausführliche Berücksichtigung, die hier das Kunstgewerbe in allen Epochen gefunden

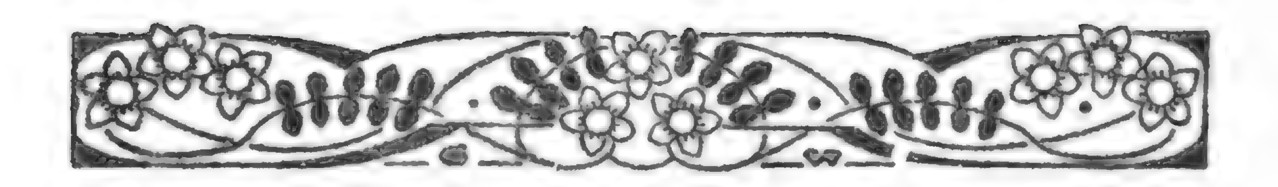
hat. In den mittelalterlichen Abschnitten wird seltsamerweise die Malerei vor der Plastik behandelt, obwohl doch diese Stein- und Modell-Kunst viel früher entwickelt worden ist als die Malerei, abgesehen vom Buch und vom Glas. Mit besonderem Vergnügen habe ich das Kapitel über die Plastik des 15. und 16. Jahrhunderts gelesen. Was hier die fränkischen und schwäbischen Holzschnitzer geleistet haben, gehört zu dem Monumentalsten und Eigenartigsten, was die deutsche Kunst überhaupt vorgebracht hat. Diese Schnitzaltäre erreichen eine ganz andere Höhe als die vordürersche Malerei, trotz der glänzenden Namen eines Conrad Wiz und Hans Mulbecher. Dieser spätgotischen oder gotisch-barocken Kunst gegenüber erscheint dann die deutsche Renaissanceplastik als entschiedener Rückschritt. Wie hätte auch eine Kunst, die ganz mit der Fläche und den Verhältnissen spricht — und das tut die italienische Renaissance — eine fremde, d. h. die deutsche Kunstübung segensreich beeinflussen können, die als Kunst des Ausdrucks und der Erregung ganz andere Maßstäbe in sich trägt! — Das 19. Jahrhundert wird auf den letzten 150 Seiten mit willkommener Ausführlichkeit behandelt; freilich konnten die Resultate der Jahrhundertausstellung hier noch nicht verwertet werden. — Dieses versucht der fünfte Band des Springerschen Handbuches, der, von M. Osborn bearbeitet, soeben erschienen ist. Ich konnte ihn noch nicht lesen, mache aber auf ihn aufmerksam, da er vielen höchst erwünscht kommen dürfte. Denn Haaks Darstellung im Schlußband der Lübke-Semrauschen Kunstgeschichte ist doch zu wenig klar und Max Schmids Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts erreicht mit dem 2. Band noch nicht die Gegenwart. Die schöne Publikation von H. von Tschudi über die Jahrhundertausstellung, München, Bruckmann I und II, wird zusammen mit dem sehr wichtigen Katalog der Ausstellung fürs erste noch immer die zuverlässigste Orientierung bieten; eine Darstellung im strengeren Sinne kann erst mit der Zeit reifen. Warum soll auch alles immer gleich auf Flaschen gezogen werden? Wir sind unendlich reich geworden durch vermehrte Anschauung, durch Aufdeckung versteckter Zusammenhänge, durch die Rehabilitierung vieler stiller vergessener, aber vornehmer Maler. Ein Organismus ist dabei aber nicht herausgekommen und systematisch lassen sich Hamburg, Dresden, Weimar, Rom nicht verbinden; zumal die Besten gerade trotzige Einsiedler waren. Was uns not tut, sind nicht Systeme und Kenntnisse, sondern jene Augensinnlichkeit, die das Gute und Schlechte, das Bessere vom Guten zu sondern weiß, die an die Bilder mit künstlerischer Energie herangeht und sich nicht beirren läßt von den Witzen einer Novelle oder eines militärischen Kunststückes.

Von den Büchern, welche italienische Kunst behandeln, ist die Monographie von Max Wingenroth über Fra Giovanni Angelico da Fiesole für den weiteren Kreis der Kunstfreunde hervorzuheben (Knackfuß-Serie). Denn zu der lichtblumigen frommen Kunst dieses stillverträumten Klosterlyrikers finden auch diejenigen den Zugang, die von dem herben Gestaltenernst der typischen Florentiner Quattrocentisten nicht erfaßt werden. Es ist erfreulich, daß gerade Wingenroth dies Thema übernommen hat, dessen Spezialstudien auf diesem Gebiet liegen. Denn auch Fra Giovanni hat seine Entwicklung, seine guten Stunden und seine Flüchtigkeiten gehabt; so richtig die fromme Unterstimmung für alle seine Bilder ist, noch wesentlicher ist es doch, die Energie und Unmittelbarkeit seiner künstlerischen Sprache zu erkennen.

Der Senior der italienischen Kunsthistoriker, Giorgio Vasari, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts fleißig alles zusammen getragen, was er über die Werke und Schicksale der zwischen 1300 und 1550 lebenden Maler, Plastiker und Architekten Italiens erfahren konnte, ist bereits vor 60 Jahren einmal von Foerster ins Deutsche übersetzt worden. Jetzt haben zwei in Florenz ansässige deutsche Gelehrte, Georg Gronau und Ad. Gottschewski sich der dankeswerten Aufgabe unterzogen, in sieben Bänden den alten Aretiner aufs neue zu verdeutschen (Straßburg, Heitz). Bisher sind der II., III. und VI. Band erschienen; sie behandeln die Maler, Architekten und Bildhauer des Quattrocento und die Florentiner Maler des Cinquecento. Mit den Anmerkungen sind die Herausgeber sparsamer gewesen, als es dem Referenten praktisch scheint. Aber sie gehen wohl von der Voraussetzung aus, daß jeder Forscher die große italienische kritische Vasari-Ausgabe benutzt; das Üble ist nur, daß diese auch schon zwanzig Jahre alt ist und die von Ventori geplante große illustrierte Ausgabe beim ersten Band stecken geblieben ist. Gottschewski hat im 3. Band (der 2. liegt mir nicht vor) außer der Literatur auch viel kritische Anmerkungen gegeben. Hier finden sich viele kühne, namentlich negative Behauptungen, auf die an anderer Stelle eingegangen werden muß. Es ist Gronau besonders zu danken, daß er der weniger bekannten Gruppe der Alessandro Allai, Buonvalenti, Santi di Tito usw. in der deutschen Übersetzung zu neuem Leben verhilft. Vasari ist schlechterdings unerschöpflich. Trotz aller Fehler bleibt er doch eben immer wieder der Bevorzugte, der mitten unter den Renaissancekünstlern, selbst ein Maler, lebte und die Tradition aus erster Hand hatte. Wer italienisch kann, wird lieber beim Originaltext bleiben, der verdeutscht oft komisch klingen muß. Ich meine, die Übersetzer hätten manche der schwulstigen Einleitungen Vasaris ruhig kassieren können. Andererseits ist natürlich auch gerade diese Art charakteristisch für die damalige Ausdrucksweise.

Den gleichen Liebesdienst der Verdeutschung hat nun auch der älteste niederländische Kunsthistoriker Carel van Mander, erfahren, den Hanns Floercke in 2 Bänden (G. Müller, München) mit gegenübergestelltem niederländischen und deutschen Text herausgegeben hat. Diese Übersetzung ist, da doch viel weniger Kunstfreunde holländisch als italienisch verstehen, noch notwendiger gewesen als die Vasaris, obwohl auch hier schon eine Übersetzung, und zwar eine französische von Henri Hymans, vorlag. Mit Recht beschränkt sich Floercke auf die Abschnitte über die niederländischen und deutschen Maler, übergeht die Mandersche Weisheit über antike und italienische Malereien ebenso wie die Geschichte der Metamorphosen Ovids, lauter Kapitel des „Schilder Boecks" von 1604. Ob die Noten Floerckes wesentlich über die Notizen Hymans herausgehen, kann ich nicht beurteilen. Manders Schreibweise ist ungemein lebendig trotz aller Aufzählungen; obwohl kein Anekdotenjäger vom Schlage Vasaris, flicht auch er gern in den Bilderkatalog eine kleine Erzählung ein.

Nicht ohne Lächeln lesen wir heutigen diese Bücher, in denen Dinge unterstrichen stehen, die uns sehr gleichgültig sind, in denen noch mehr Dinge verschwiegen werden, an denen uns sehr viel liegt. Sicher werden wir aber hier weniger flüchtig lesen und nicht nur Notizen, sondern ein Spiegelbild der Vergangenheit finden.



Religiöse Literatur.

Von

Paul Luther.

Die Schriften des Neuen Testaments. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben von Prof. Johannes Weiß. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. — Hühn, Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. Tübingen, Mohr, 1906. — Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Michael Schiele: Traub, Die Wunder im Neuen Testament; Schmiedel, Das Evangelium Johannis. Halle, Gebauer & Schwetschke. — Böhmer und Kropatschek, Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung für die Gebildeten. Groß-Lichterfelde, Edwin Runges Verlag. — Schmiedel, Die Hauptprobleme der Leben Jesu-Forschung. 2. Aufl. Tübingen, Mohr, 1906. — Otto, Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 2. Aufl. — Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben Jesu-Forschung. Tübingen, Mohr. — Arnold Meyer, Das Leben nach dem Evangelium Jesu; ebenda. — Heß, Jesus von Nazareth in seiner geschichtlichen Lebensentwicklung; ebenda. — Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen. Leipzig, Teubners Verlag. — Frenssen, Hilligenlei. Berlin, Grote. — Niebergall, Hilligenlei und die moderne Theologie. Tübingen, Mohr. — Manz, Wege nach Hilligenlei; ebenda. — Müsebeck, Gustav Frenssen und das Suchen der Zeit. Berlin, Alexander Duncker. — Krüger, Dreieinigkeit und Gottmenschheit. Tübingen, Mohrs Verlag. — Peabody, Der Charakter Jesu Christi. Gießen, Alfred Töpelmanns Verlag. — Peabody, Jesus Christus und der christliche Charakter. Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin; ebenda. — Bousset, Das Wesen der Religion. Illustrierte Volksausgabe, 3 Mk. Halle, Gebauer & Schwetschke. — Die christliche Religion. Herausgegeben von Wellhausen, Jülicher, Harnack usw. 2. Hälfte: Systematisch-christliche Theologie von Troeltsch und Hermann. Berlin-Leipzig, Teubners Verlag. — Das Suchen der Zeit, 1906. Düsseldorf, Verlag Langewiesche. — Daab, Gott und die Seele. Tübingen, Mohr. — Johannes Müller, Die Bergpredigt. München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1906.

Kalthoff, der geistvolle Bremer Prediger, der zuletzt zum schärfsten Christushasser geworden war, ist in die Ruhe des Todes eingegangen, aber seine Gedanken sind noch immer lebendig, ja sie rufen noch immer zu außerordentlich scharfem Streit Freund und Feind auf den Plan.

Mit einer Kühnheit, die volle Anerkennung aller Wahrhaftigen verdient, aber zugleich mit einer leidenschaftlichen Einseitigkeit, die unsere bestimmteste Ablehnung herausfordert, war Kalthoff bis zur Leugnung der persönlichen Existenz Jesu Christi fortgeschritten. Es waren zwei Gedankenreihen, die ihn zu diesem — freilich nicht mehr neuen — Extrem geführt haben. Er vertrat die durchaus berechtigte Anschauung, daß auch das Christentum, wie alle Religionen, ein soziales Gebilde sei, daß bei seiner Entstehung außerordentlich viele soziale Fak-

toren maßgebend gewesen sind. Aber er übertrieb das Recht dieser Anschauung, indem er nun nichts anderes als soziale Ursachen mehr sehen wollte; er wurde blind gegenüber dem Einfluß der Persönlichkeiten in der Geschichte, sie wurden ihm zu Schemen, zu bloßen Sinnbildern, und so wurde Jesus Christus zuletzt zum bloßen Typus der sozialen Religion, die in der Weltgeschichte Christentum heißt, eine plastische Formulierung nur all der Gedanken des zweiten Jahrhunderts. Dieser Glaube war ihm und vielen seiner Anhänger um so annehmbarer, als sie die Einschränkungen und Umwandlungen sahen, die das Bild vom alten Christentum durch die Arbeit der kritischen Theologie erfuhr. Wenn doch das Christentum keine eindeutige Größe ist, wenn schon das Bild des Christus im Neuen Testament allerlei Übermalungen erfahren hat, wenn die geschichtlich möglichen und erweisbaren Tatsachen des Lebens Jesu auf ein Minimalmaß zusammenschrumpfen, ja, dann ist am Ende, so meinten sie, der ganze Christus nur ein Gedankengebilde.

Kalthoffs Theorie gegenüber gab es nur eine Rettung: in Ruhe und Nüchternheit, zugleich mit äußerster Sachlichkeit und vollstem Verständnis für die Mannigfaltigkeit alles geschichtlichen Lebens und Werdens die Geschichte des alten Christentums und seine Urkunden zu durchforschen. Zumal für den Nichttheologen, für den begreiflicherweise schillernde Theorien etwas Berückendes haben, mußte es von größtem Werte sein, einen offenen und tiefen Blick in die Urkunden des Christentums tun zu dürfen, um sich darüber klar zu werden, ob das alles nur gedankenmäßige Erfindungen geistvoller Köpfe sind, oder ob nicht ein tatsächliches geschichtliches Leben in aller Wärme und Breite sich darin wiederspiegelt.

Darum nimmt auch hier für uns die erste Stelle das vortreffliche Werk ein, das unter dem Titel „Die Schriften des Neuen Testaments“ in dem Verlage Vandenhoeck & Ruprecht erschienen ist. Ohne gelehrtes Beiwerk, aber auf dem festen Boden wissenschaftlicher Forschung stehend geben Männer, deren Namen einen guten Klang haben in der gelehrten Welt, eine Übersetzung und Erläuterung des Neuen Testaments. Das Neue Testament ist von ihnen allen nicht als eine einsame Größe angeschaut, die vor aller Geschichte der Kirche steht und darum mit eigenen Augen betrachtet werden muß, es wird vielmehr hineingestellt in den großen Strom der geschichtlichen Entwicklung des Christentums. Jeder der Mitarbeiter ist bemüht, den zeitgeschichtlichen Hintergrund jeder Schrift, ihre Eigenart, auch ihre Einseitigkeit gegenüber dem Gesamtempfinden des heutigen Christentums mit vollster Offenheit und Ehrlichkeit aufzuweisen. Wer wie ich es als seine besondere Aufgabe ansieht, den Suchenden Klarheit zu schaffen, der freut sich, in diesem Werke endlich eine Erläuterung des Neuen Testaments zu besitzen, die unter voller Wahrung ihres wissenschaftlichen Charakters doch zugleich in edelstem Sinne populär ist. Sie wird es uns ermöglichen, an die Stelle vager Theorien und mehr oder weniger verschwommener Vorstellungen, die uns oft geradezu erschrecken, wirkliche Kenntnisse zu setzen. Es gilt doch auch auf dem Gebiete religiösen Lebens als erste Pflicht daran zu arbeiten, daß man helle und klare Anschauungen von allem wirklichen Leben gewinnt.

Während Hühns Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel eine sehr empfehlenswerte, knappe, klare Überschau bietet, auch für das Alte Testament, stehen neben dem Handkommentar zum Neuen Testament als ein nicht minder beachtenswertes groß angelegtes und von großen Gesichtspunkten getragenes Werk die von Schiele herausgegebenen religionsgeschichtlichen Volksbücher. Sie wollen gleichfalls Verständnis schaffen für das ungeheure Leben, das in dem geschichtlichen Christentum steckt, indem sie dies Christentum nicht isolieren, sondern es als einen, wenn auch den wertvollsten Teil der Menschheitsgeschichte betrachten lehren. Sie zeigen uns in schönen, eindringenden Einzeluntersuchungen, welche Elemente das Christentum in außerordentlicher geistiger Beweglichkeit aus der Umwelt aufgenommen hat, aus der Bildung der Zeit, aus den kultischen Gebräuchen anderer Religionen, um eben die Religion zu werden, die alles Bedürfen befriedigte. Sie zeigen damit zugleich, was am Christentum nur Beiwerk und Schmuck und was Kern und unverlierbarer Gehalt ist. Traubs frisches Büchlein über die Wunder im Neuen Testament wie Schmiedels scharfsinnige Untersuchung des Johannis-Evangeliums beweist das wieder vortrefflich. Der eine kommt zu dem Resultat, daß die Wunder, so natürlich ihre Entstehung und so schön bisweilen ihre Form ist, doch nicht nötig sind, um an Jesus Christus, den Heiland und Helfer der Seele zu glauben, der andere schätzt den innern Gehalt des Johannes-Evangeliums hoch ein, auch wenn es ihm keine Geschichte ist — beides keine destruktiven Theologen, sondern Männer voll warmer Liebe zu dem Herrn, der der Geist ist.

Es hat nicht ausbleiben können, daß gegenüber der modernen Theologie Männer altgläubiger Richtung in den Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Abwehr sich zusammengeschlossen haben. Vielleicht ist es manchem willkommen, beide Anschauungen nebeneinander eingehend kennen zu lernen, um sich ein möglichst eigenes Urteil bilden zu können. Ich habe mich über manche Konzession an die sonst gern mit gläubiger Entrüstung behandelte Wissenschaft gefreut, vermisse aber jene unerbittliche Konsequenz wissenschaftlichen Arbeitens, die vor keinen noch so lieb gewordenen Vorstellungen Halt macht, sondern alle ohne Unterschied auf ihren Wahrheitsgehalt hin prüft.

Hatten sich Kalthoffs letzte Schriften insbesondere bemüht, die Geschichtlichkeit der Person Jesu zu leugnen, so mußte das Interesse an der Leben-Jesu-Forschung bei Theologen wie Laien erneute Förderung erfahren. Wieder galt es dessen gewiß zu werden, daß die Quellen des Lebens Jesu historisch-kritischer Beleuchtung standhalten und daß wir volles Recht dazu haben, Jesu Persönlichkeit nicht bloß als eine geschichtlich wirkliche, sondern auch als eine für unser religiöses Leben unendlich wertvolle und unentbehrliche anzusehen. Freilich sowohl Schmiedels klare, über die Hauptprobleme des Lebens Jesu guten Überblick gewährende Broschüre, wie Ottos feines Büchlein, das ich schon früher aufs wärmste empfahl, wie endlich Schweitzers äußerst gründliche Geschichte der Leben-Jesu-Forschung lassen uns immer wieder das eine erkennen: nirgend so wie hier gilt es Entsagung zu üben. Jugendliches Schwärmen und gläubige Sehnsucht möchte

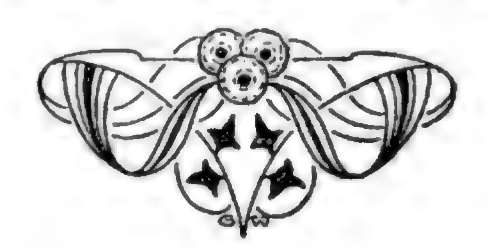
— wer hätte das nicht an sich selbst erlebt — ein Bild Jesu schauen in vollen, satten Farben, daß auch nicht ein einziger Zug im Schatten liegt. Aber es heißt bei der Unzulänglichkeit der Quellen sich bescheiden, mit einem ganz knappen Lebensumriß sich begnügen, ja nur an ganz wenige Momente des Innenlebens Jesu sich zu halten. Dennoch ist die Situation nicht so, wie ängstliche Gemüter leicht fürchten, daß uns Jesu Bild dann unter den Händen in Nichts zerfließt. Wer einmal aufmerksam die schönen, warmherzigen Bücher von Meyer, Bonhoff und Heß liest, der spürt, daß wir durchaus nicht verarmen. Geschichtliche Forschung lehrt uns nur immer wieder, die Wirklichkeit zu schauen und in dieser Wirklichkeit die Quellen unserer Kraft zu finden.

Solch ein geschichtliches Lebensbild wollte uns doch auch Frenssen geben — mit vollem Bewußtsein geformt in der Sehnsucht, zur sittlich-religiösen Gesundung unseres Volkes zu helfen. Ich kann wie vor Monaten auch heute nur sagen, daß wir dem Dichter dankbar sein sollten für seinen aus reinsten Motiven entsprungenen Versuch, zu zeigen, daß das Göttliche dem Menschlichen immanent ist, daß edles Menschenleben in Gott ist. Ist das denn nicht der Glaube des Protestantismus, ja Jesu selbst? Natürlich ist Frenssens Buch gegenüber, wie Niebergalls Arbeit gleich denen von Manz und Müsebeck zeigen, die Frage berechtigt, ob sein Lebensbild den wirklichen Jesus der Geschichte wiedergibt. Männer, die sonst wie die drei genannten, Frenssen und seinen Grundanschauungen durchaus sympathisch gegenüberstehen, haben doch — und mir scheint mit Recht — in diesem Jesus zu wenig einsame Größe, zu der man aufschaut, zu wenig Sturmatmen des religiösen Genius gefunden. Das soll aber Frenssens Verdienst nicht schmälern, das namentlich Müsebeck aufs Allerwärmste anerkennt.

Im Grunde haben wir doch auch nicht das höchste und letzte Interesse an den *geschichtlichen* Daten und Bestimmtheiten des Lebens Jesu. Wie die alte Kirche in den Ausdrucksformen ihrer Zeit — man lese nur einmal Krügers eindringende Untersuchung über Dreieinigkeit und Gottmenschheit Christi — den geschichtlichen Jesus umgewandelt hat in den übergeschichtlichen Christus, so wird die *religiöse* Sehnsucht *unserer* Zeit immer wieder ein ideales Christusbild schaffen. Aus den Charakterzügen Jesu wird man, wie das Peabody in seinen klaren und fesselnden Vorträgen tut, die Züge mit besonderer Liebe heraussuchen, an die sich auch der moderne Mensch unmittelbar zu halten vermag, nicht die asketischen, die mit Jesu eschatologischen Vorstellungen verknüpft waren, sondern die weltzugekehrten, freudigen, die durch ein Zeitalter sozialer Arbeit fortgebildet werden können. Dieses instinktive Schaffen am Christusbild und damit die Weiterbildung des Christentums sollten unsere Seelen doch zu unendlicher Freude stimmen. Je mehr wir uns, wie das Bousset in seinem vorzüglichen Buch über das Wesen der Religion tut, in den nimmer versiegenden Strom des religiösen Lebens stellen, das durch die Völker und Zeiten flutet, um so heller wird die Unvergänglichkeit des Christentums wie seine alle anderen Religionen überragende Größe vor unserem Auge stehen. Selbst wenn dann eine genaue Kenntnis des geschichtlichen

Lebens Jesu nicht zu ermöglichen ist, wir haben doch die ungeheuren Wirkungen seiner Persönlichkeit, das große geschichtliche Werden und Wirken des Christentums. Wer dessen froh geworden ist und immer aufs Neue dessen froh werden will, dem möchte ich dann zu ernstem Studium die schöne, von einigen der besten Theologen unserer Zeit, wie Troeltsch und Hermann, geschriebene systematische Theologie in dem Sammelwerk „Die christliche Religion" empfehlen, eine äußerst lebensvolle Darstellung des Christentums, deren Lektüre ein Genuß ist.

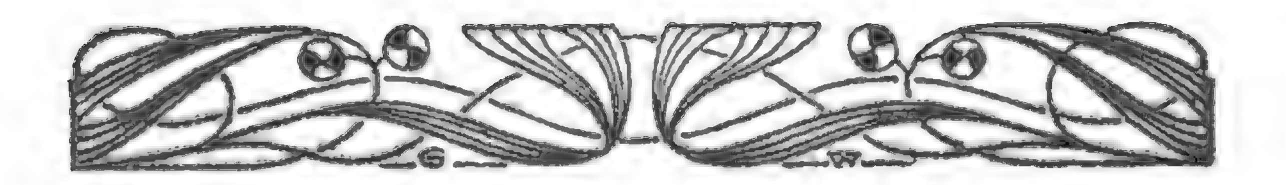
Breit und tief fließt noch immer der Strom christlich-religiösen Lebens für alle, die das Jesuswort beherzigen: Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Aus intimster Anlehnung an Jesus Christus, die persönlichste Persönlichkeit, heraus ist die Pflege persönlichen Lebens geboren, wie sie die Männer um Wagner und Daab in ihrer Art gleich Johannes Müller in der seinigen unermüdlich und mit froher Zuversicht in kommende Tage treiben. Ihre Bücher gehören zu den Erbauungsschriften edler Art, die durch Klarheit der Gedanken und echte Tiefe der Begeisterung fesseln, daß wir sie zuletzt aus der Hand legen, ergriffen von all dem Leben, das von Jesus Christus ausgegangen ist.



Bücherschau.

Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden. Herausgegeben von **L. Elster.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Jena, G. Fischer.

Von diesem hervorragenden Werke, auf das ich vorläufig schon im Juniheft hinwies, liegen jetzt 7 Lieferungen vor, die im Umfang von 1160 Seiten den ersten Band bilden und die Artikel: Abbau bis Gutsherrschaft behandeln. Aus diesem Umfange geht schon die große Erweiterung hervor, die der völlig umgearbeiteten Neuauflage zuteil geworden ist; auch Karten und graphische Darstellungen sind beigegeben. Die neue Auflage hält vollständig, was sie verspricht; es steckt ein ungeheures Material in diesen 1000 Seiten. Aber um das wesentliche mit einem Wort zu präzisieren: dies Material ist zu wissenschaftlichen Arbeiten verarbeitet, die knapp, aber erschöpfend über die Lage, die Probleme und die Quellen für den jeweiligen Gegenstand orientieren, deren Verfasser einen festen eigenen Standpunkt einnehmen. Deshalb ist es zum Nachschlagen und auch zum ersten eingehenderen Studium geeignet. Wer es einmal zur Hand genommen hat, der hat sich im Umsehen daran gewöhnt, und das gilt für den Theoretiker wie für den Praktiker gleichmäßig. So können wir nur wünschen, daß diese Neuauflage in die weitesten Kreise eindringt, um dort volkswirtschaftliche Einsicht und Kenntnis zu verbreiten. Gerade weil sie auf festester wissenschaftlicher Grundlage steht, ist sie zumal bei der ungemein übersichtlichen Gruppierung und der klaren Darstellung musterhaft dazu geeignet. Der Preis von 35 Mark für beide Bände ist für das gebotene niedrig, die Ausstattung vorzüglich. Hoffentlich läßt der Abschluß nicht zu lange auf sich warten. O. H.



Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

I.

Österreich: Wahlreform. Madjaren und Tschechen. Böhmen, Mähren, Schlesien, Tirol. — Vlämische Bewegung. — Schweiz.

In Österreich steht das gesamte politische Leben noch unter dem Zeichen der Wahlreform. Wir konnten in unserem letzten Berichte noch darauf hinweisen, daß mit der Einigung über die Zahl der Böhmen und Mähren zuzuweisenden deutschen und tschechischen Abgeordneten das Zustandekommen der Wahlreform vor Beginn der Sommerferien des Reichsrates tatsächlich gesichert war. Man hatte sich dahin geeinigt, daß auf Böhmen 75 tschechische und 55 deutsche, auf Mähren 30 tschechische und 19 deutsche Abgeordnete kommen sollten. Gleichzeitig wurde die Zahl der Abgeordneten für Galizien, Tirol und Steiermark etwas erhöht und die Zahl der slawischen Abgeordneten insgesamt auf 259 festgesetzt, denen 234 deutsche und 23 romanische Abgeordnete gegenüberstehen. Die Bedenklichkeit dieser sogenannten Blocktheorie ist in den letzten Berichten schon zur Genüge dargelegt worden.

Am 12. September nahm der Wahlreformausschuß seine Arbeit wieder auf. Es waren noch verschiedene Punkte zu erledigen, in denen die Ansichten der einzelnen Parteien und vor allem der verschiedenen Völkerstämme bedeutend auseinandergingen. Die Wahlpflicht wurde nicht als allgemein verbindlich angenommen, ihre Einführung für die Reichsratswahlen aber den Landtagen der einzelnen Kronländer überlassen. Auch in dieser Bestimmung zeigt sich, daß die Wahlreform eine ununterbrochene Folge von Kompromissen darstellt, denn diese Befugnis für die Landtage wurde den Klerikalen zu Liebe eingefügt. Voraussichtlich werden nur wenige Kronländer die Wahlpflicht gesetzlich festlegen. Ein schärferer Kampf drohte wegen des Pluralwahlrechts, das gleichfalls von deutschklerikaler Seite vorgeschlagen wurde, aber auch in den deutschnationalen Parteien und vor allem bei den Polen Anklang fand. Es wurde aber schneller erledigt, als vorauszusehen war, indem es mit großer Mehrheit abgelehnt wurde. Vom deutschen Standpunkte kann man diese Ablehnung bedauern, da ein Pluralwahlrecht den deutschnationalen Interessen in den großen Industriebezirken sicher von Vorteil gewesen wäre. Die Polen versuchten als Ersatz für ihren etwas beschnittenen Einfluß im zukünftigen Reichsrat für die einzelnen Landtage erhöhte Rechte gegenüber dem Reichsrat zu erlangen. Ihr Antrag wurde einem Unterausschuß überwiesen. Sie haben schließlich erreicht, daß in

einigen, allerdings nur nebensächlichen Punkten die Kompetenz der Landtage erweitert und deren Wirkungskreis gegenüber dem Reichsrat genauer begrenzt worden ist.

Im Oktober kam man dann zu der noch nicht erledigten **Wahlkreiseinteilung für Mähren und Böhmen.** In Mähren ist nach dem Vorbild des dortigen Landtagswahlrechts auch für den Reichsrat die Scheidung der Wähler nach nationalen Katastern vorgesehen, sodaß ein Einbruch der einen Nationalität in die Wahlkreise der anderen ausgeschlossen ist. In Böhmen ist die Einführung der nationalen Kataster nicht erfolgt. Auch die Versuche der Deutschen, für die großen deutschen Minderheiten in Prag, Pilsen und Budweis eigene Abgeordnete zu erhalten oder sie wenigstens benachbarten deutschen Wahlkreisen nach mährischem Vorbilde anzugliedern, wurde abgelehnt. Böhmen behält territorial abgegrenzte Wahlkreise. Die nationale Sonderung ist hierbei ziemlich streng durchgeführt, indem fast durchgängig die Sprachgrenze auch die Grenze zwischen deutschen und tschechischen Wahlkreisen bildet. Die deutschen Abgeordneten hatten eine Wahlkreiseinteilung vorgeschlagen, nach der in den Sprachgrenzgemeinden, die aus national verschiedenen Orten bestehen, die deutschen Orte den benachbarten deutschen Wahlkreisen, die tschechischen denen ihrer Nationalität zugewiesen werden sollten. Die Tschechen haben jedoch durchgesetzt, daß die Abgrenzung nur bis auf die Gemeindegrenze durchgeführt wird und nicht bis auf die einzelnen Ortschaften. Von besonderer Bedeutung ist diese Bestimmung für den Ausfall der Wahlen nicht, die Versuche der Tschechen, für ihre Minderheiten im deutschen Sprachgebiete und ebenso in Niederösterreich eigene Abgeordnete durchzusetzen, wurden abgewiesen, da dann dasselbe hätte für die Deutschen bewilligt werden müssen. Bei der Abgrenzung der Wahlkreise ist da, wo es sich um Orte mit deutscher Gemeindeverwaltung, aber tschechischer Bevölkerungsmehrheit handelte, nicht immer gleichmäßig verfahren worden. So ist der Mittelpunkt des Pilsener Kohlenreviers, Nürschan, gegen den Willen der Deutschen einem tschechischen Wahlkreise zugefallen, während Rannay, der einzige deutsch verwaltete Ort des Launer Bezirks, bei einem deutschen Wahlkreis geblieben ist, offenbar weil die Tschechen nicht acht gegeben hatten und die Zuteilung zum deutschen Kreise zu spät bemerkten. Ihr Antrag auf nachträgliche Abänderung wurde abgelehnt. Auch in Böhmen wird es in Zukunft kaum möglich sein, daß ein Wahlkreis aus dem Besitze der einen Nationalität in den einer anderen übergeht. Eine eigentümliche Rolle spielte bei den Verhandlungen über die böhmischen Wahlkreise die Stadt Budweis, die jetzt schon durch einen Tschechen im Reichsrate vertreten ist. Hier wollten auf einmal die Tschechen Budweis als deutsche Stadt gelten lassen, was sie sonst so eindringlich in Abrede stellen. Ihr Plan war sehr durchsichtig; sie hofften, wenn Budweis als deutscher Wahlkreis gezählt würde, dafür einen neuen tschechischen Wahlkreis zu erhalten und den Budweiser deutschen Wahlkreis außerdem bei der Wahl zu behaupten. Es ergab sich das seltsame Schauspiel, daß die Tschechen Budweis den Deutschen und die Deutschen diese von ihnen noch verwaltete Stadt für die Reichsratswahl den Tschechen zuwiesen.

Die größte Gefahr drohte zuletzt noch bei den Verhandlungen über den **Schutz der Wahlkreiseinteilung.** Die Deutschen hatten von jeher verlangt,

daß die neue Wahlkreiseinteilung nur mit $^2/_3$-Mehrheit abgeändert werden dürfte. Eine solche Forderung war unbedingt nötig, da sonst die zukünftige slawische Mehrheit ohne Zweifel bei der ersten Gelegenheit die Wahlkreiseinteilung so abgeändert hätte, daß die Deutschen an die Slawen Sitze verlieren mußten. Gegen diesen Schutz durch eine $^2/_3$-Mehrheit erklärten sich aber mit einer kaum verständlichen Hartnäckigkeit die Tschechen. Sie behaupteten, die Ablehnung dieser Forderung sei für sie Ehrensache. Man hätte es ruhig darauf ankommen lassen können, ob die Tschechen wirklich deshalb die Wahlreform zu Fall gebracht hätten, die ihnen und ihren Verbündeten so große Vorteile bringt. Den Deutschen hätte es am Ende recht sein können. In sechs Sitzungen tobte der Kampf um diesen Schutz der Wahlkreiseinteilung, in dem auch die Polen auf seiten der Deutschen standen, da sie Abänderungen zu gunsten der Ruthenen fürchteten. Schließlich einigte man sich wie immer durch Verhandlungen hinter den Kulissen auf einen Mittelweg, bei dem die Tschechen in der Form recht behielten, denn die nunmehr angenommene Bestimmung lautet, daß zukünftig Änderungen der Wahlkreiseinteilung nur dann stattfinden können, wenn wenigstens 343 Abgeordnete anwesend sind, das ist einer weniger als die $^2/_3$-Mehrheit beträgt. Doch sollen die Präsidenten und Schriftführer dabei nicht mitgezählt werden, sodaß mit diesen tatsächlich 350 von den 516 zukünftigen Abgeordneten anwesend sein müssen, also 6 mehr als die $^2/_3$-Mehrheit beträgt. Damit haben tatsächlich die Deutschen recht behalten, denn es wird ihnen nunmehr jederzeit möglich sein, durch Fernbleiben eine ihnen nicht genehme Änderung der neuen Wahlkreiseinteilung zu verhindern. Damit war die Wahlreform tatsächlich zu Ende geführt. Ein Versuch der deutschen Abgeordneten der Sudetenländer, auch die Zahl der deutschen Abgeordneten aus Böhmen und Mähren für die österreichische Delegation gesetzlich festzulegen, fand keine Mehrheit. Die Deutschen mußten sich damit begnügen, daß der Ministerpräsident erklärte, die Regierung werde stets alles tun, was sie könne, um den Deutschen der Sudetenländer die Vertretung in den Delegationen zu sichern.

Ende Oktober war der Wahlreformausschuß mit seiner Arbeit fertig. Der deutsche Abgeordnete Dr. Löcker hatte den Bericht für das Plenum schon vorbereitet, sodaß er wenige Tage später in einem Umfange von mehr als 1000 Druckseiten dem Reichsrate vorlag. Die Verhandlungen des Plenums finden während des Druckes dieser Zeilen statt. Sie werden voraussichtlich mit einer glatten Annahme der Wahlreform endigen, wie sie aus dem Ausschusse hervorgegangen ist, denn alle großen Parteien haben sich im Ausschuß bereits geeinigt. Die Deutschen mußten die Wahlreform schließlich annehmen, weil diese sonst gegen die Deutschen gemacht worden wäre und die Deutschen dabei viel ungünstiger gefahren wären. Die Obstruktionsversuche der extremen Parteien werden nichts nützen, da diese über zu wenig Anhänger verfügen. Es handelt sich auf deutscher Seite um die Schönerianer, auf slawischer um die Tschechisch-Radikalen und die liberalen Slowenen. Schönerer hat seine Ansicht über die deutsche Staatssprache während der Verhandlungen über die Wahlreform geändert. Während er bisher erklärte, an dieser unbedingt festhalten zu müssen, ist er jetzt der Meinung, nach Festsetzung der slawischen Mehrheit im Reichsrate habe die deutsche Staatssprache keine Aussicht auf Verwirklichung, ihre Forderung sei

deshalb fallen zu lassen. Daß im heutigen Österreich der Zeitpunkt für die Sicherung der deutschen Staatssprache verpaßt worden ist und solange das jetzige Staatswesen besteht, nicht durchgeführt werden kann, ist ja allen Realpolitikern schon längst klar geworden.

Die österreichische Wahlreform wurde ursprünglich von dem Kabinett Gautsch eingebracht, weil man in Ungarn das allgemeine Wahlrecht zur Überwindung der Kossuthpartei durchführen wollte. In Österreich ist es nunmehr durchgedrungen, in Ungarn denken die herrschenden Parteien noch gar nicht an seine Einführung. So ist denn Österreich zu einem neuen Wahlrecht gekommen, das eigentlich für Ungarn bestimmt war. Die Madjaren sind seit Übernahme der Regierung durch die Koalition wieder unumschränkte Herren in ihrem Lande, und schon lassen sie ihre Macht Österreich und die gemeinsame Regierung in Wien spüren. Der Minister des Auswärtigen, Graf v. Goluchowsky, hat ihnen weichen müssen, ebenso der Kriegsminister von Pitreich, der ihren übertriebenen Forderungen im Interesse der Einheitlichkeit des Heeres nicht nachgeben wollte. Die ungarische Regierung hat fast den ganzen Reichstag hinter sich; sie rüstet sich bereits zum neuen Kampfe gegen Österreich. In der Hofburg zu Wien wird man nur zu bald einsehen, daß das Nachgeben im Frühjahr nicht der rechte Weg zur Erhaltung der Reichseinheit gewesen ist, und auch der unverständliche laute Jubel, den namentlich die mit Börsenkreisen in Fühlung stehende Wiener Presse zu Ostern aus Anlaß des Friedensschlusses anstimmte, hat bereits einer recht gedrückten Stimmung Platz gemacht. Daß in Ungarn nach wie vor ein deutschfeindlicher Wind weht, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Selbst der sonst so vorsichtige Ministerpräsident Wekerle läßt sich gelegentlich zu feindseligen Äußerungen hinreißen, die nicht nur, wie die Madjaren so gern behaupten, gegen die Deutschen Österreichs, sondern auch gegen die Reichsdeutschen gerichtet sind. Lächerlich wirkte seine Entrüstung, als bekannt wurde, daß die Säbel für die Rakoczy-Feier in Deutschland bestellt werden sollten. Wekerle erklärte, er werde diese Säbel überhaupt nicht ins Land hereinlassen. Wo sie schließlich hergekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

Der Versuch, die deutschen Industrieerzeugnisse zu boykottieren, ist kläglich gescheitert. Es stellte sich sogar heraus, daß die Tulpen-Abzeichen des madjarischen Trutzbundes gegen die deutsch-österreichische Industrie in Wien hergestellt worden sind. Ebenso schlug der Plan fehl, ein madjarisch-tschechisches Bündnis zur Bekämpfung der deutschen Industrie ins Leben zu rufen.

Im ungarischen Reichstage hat sich wieder einmal eine Szene abgespielt, in der die Madjaren sich als die alleinigen rechtmäßigen Bewohner des Landes aufspielten. Der rumänische Abgeordnete Maniu behauptete, daß er kein Madjare sei. Da nun im Reichstage nur madjarisch gesprochen wird und diese Sprache nur ein Wort für madjarisch und ungarisch hat, ritten die Madjaren weidlich darauf herum, daß eben jeder Bewohner Ungarns ein Madjare sei, und als Maniu hervorhob, daß doch ein sehr großer Teil des Landes von den Nationalitäten bewohnt sei, wobei er sich auf die amtliche Statistik berief, bemerkte der Präsident, daß es kein Nationalitätengebiet gäbe und er dem Redner das Wort entziehen werde, falls er so weiter spreche. Maniu erhielt den Ordnungsruf, weil seine Äußerungen gegen die Staatsrechte verstoßen sollen.

* * *

Mit derselben sprachlichen Spitzfindigkeit behaupten ja auch die Tschechen, daß tschechisch und böhmisch gleichbedeutend sei. Sie haben es schon vor mehreren Jahrzehnten durchgesetzt, daß in allen amtlichen Schriftstücken stets der Ausdruck „böhmisch" für ihre Sprache gebraucht wird, eine Übersetzung, die leider immer noch auch bei vielen Deutschen Österreichs den allgemein üblichen Sprachgebrauch bildet. Jetzt haben die Tschechen eine Zeitschrift begründet, die in deutscher Sprache das Ausland über die tschechischen Bestrebungen und Kulturfortschritte unterrichten soll. Da versagte auf einmal die beliebte Übersetzung und man beschloß, die neue Zeitschrift „Tschechische Revue" zu nennen und nicht böhmische, weil eben im Auslande diese beiden Ausdrücke durchaus nicht gleichgesetzt werden. Auch Wien ist mit einer tschechischen Zeitung in deutscher Sprache beglückt worden, die Mitte Oktober zum erstenmal unter dem Namen „Montagspost" erschienen ist. Auf der österreichischen Ausstellung in London nahmen die Tschechen die böhmische Abteilung für sich allein in Anspruch, um den Engländern gegenüber als die Herren in diesem Lande zu erscheinen. Es soll dabei sogar zu tällichen Beleidigungen eines amtlichen Vertreters der österreichischen Regierung gekommen sein. Wie weit sich die sprachliche Eifersucht der Tschechen erstreckt, zeigt ein Beschluß des tschechischen Nationalrates, daß alle Grenzsteine an der böhmischen Grenze mit tschechischen Inschriften versehen werden müßten.

Unter den Deutschen Böhmens ist die Frage des Tschechischlernens wieder aufgenommen worden. Der deutsche Volksrat hat in einer Flugschrift die Deutschen aufgefordert, sich das Tschechische anzueignen, damit vor allem die Beamtenstellen nicht unter dem Vorwande, daß die Deutschen ja nicht tschechisch könnten, immer mehr den Tschechen anheimfallen. Auch auf die Wichtigkeit der Kenntnis des Tschechischen im Geschäftsverkehr mit dem tschechischen Sprachgebiete ist dabei hingewiesen worden. Unter den Deutschen hat diese Aufforderung nicht allenthalben Anklang gefunden. Immerhin verhält man sich jetzt nicht mehr so ablehnend gegen die Erlernung der tschechischen Sprache wie früher. Über die in Prag getroffenen Einrichtungen, durch die Deutsche ohne Hilfe tschechisch-nationaler Lehrkräfte die andere Landessprache lernen können, haben wir früher schon berichtet. Mit Recht ist von verschiedenen Seiten betont worden, daß die Erlernung des Tschechischen für solche, die nicht als Beamte oder Kaufleute es nötig haben, zwecklos ist. Die Kenntnis des Tschechischen ist für die Deutschen eben nur dann wertvoll, wenn es gilt, das Eindringen von Tschechen in das deutsche Sprachgebiet nur wegen ihrer Kenntnis des Tschechischen zu verhindern.

Die Reichenberger Ausstellung ist Ende September geschlossen worden. Sie hat den Veranstaltern erhebliche Geldopfer auferlegt, aber der Bürgermeister von Reichenberg konnte in der Schlußfeier mit Recht darauf hinweisen, daß die deutsch-böhmische Ausstellung das Wirken und Schaffen des deutschen Volkes in Böhmen vor aller Welt offenbart hat und die wirtschaftliche Macht und Größe des böhmischen Deutschtums auch in Regierungskreisen anerkannt werden mußte. Die Ausstellung ist im ganzen von mehr als 1¼ Million Personen besucht worden, fast 11000 Dauerkarten sind außerdem ausgegeben worden. Dazu kamen noch 773 Besuche von Körperschaften.

Eine sehr gute und schön ausgeführte Schulkarte von Böhmen hat Dr. Perko in Nürschan mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der

deutschen Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgegeben. In einem Maßstabe von 1 : 500000 bietet sie eine Übersicht über alle deutschen und tschechischen Schulen nach ihrer nationalen und unterrichtlichen Gliederung. Die schöne Karte kann gleichzeitig auch als Sprachenkarte von Böhmen benutzt werden, da beide Sprachgebiete durch verschiedene Farben bezeichnet sind. Die Karte ist zum Preise von 1 Kr. 10 H. postfrei von dem Herausgeber zu beziehen, der als Vorkämpfer des Deutschtums im Pilsener Kohlenrevier auch auf dem Gebiete der nationalen Schutzarbeit eine erfolgreiche und verdienstliche Tätigkeit entfaltet hat.

In Weska bei Pardubitz mußte die deutsche Schule wegen Schülermangels geschlossen werden. Damit ist die letzte der josephinischen deutschen Kolonien im innern Böhmen in der Flut des Slawentums untergegangen. Sehr bedroht ist auch das Dorf Benetzko im Riesengebirge, wo sich jedoch die deutsche Schule wacker hält. Ein erbitterter Kampf entspann sich bei den Gemeindewahlen in Budweis vom 6.—14. November. Sie endeten mit einem Sieg der Tschechen im 3. Wahlkörper. Ihre Mehrheit betrug nur 96 Stimmen. Der 1. und 2. Wahlkörper wurde von den Deutschen kampflos behauptet. Die deutschen Sozialisten hatten Wahlenthaltung beschlossen, die tschechischen stimmten mit den Tschechen.

Bei den Gewerbegerichtswahlen in Budweis hatten sich die deutschen Sozialisten mit den Tschechen verbündet, wiederum ein Beweis, wie wenig nach Einführung der Wahlreform von der dann anschwellenden Zahl deutscher sozialistischer Abgeordneter in nationalen Angelegenheiten zu erwarten ist. Dagegen ereignete sich in Pilsen bei den Gewerbegerichtswahlen der sonderbare Fall, daß in der Handelsabteilung die deutsch- und die tschechisch-nationalen Wähler zusammengingen. Freilich blieben sie mit nur 700 Stimmen gegenüber 3000 sozialistischen in der Minderheit.

In Mähren beginnen jetzt die ersten Landtagswahlen auf Grund der neuen Landtagswahlordnung mit national getrennten Wahlkörpern. Über ihren Ausgang werden wir erst im nächsten Bericht näheres mitteilen können. Bei den Einschreibungen am Beginne des neuen Schuljahres im Herbst suchten die Tschechen die Zahl der deutschen Schüler in den überwiegend slawischen Orten mit aller Gewalt herunterzudrücken, indem sie viele deutsche Kinder unter allerhand Vorwänden in die deutschen Schulen nicht aufnahmen. In Ungarisch-Hradisch, einer aufblühenden Stadt, die noch in den 80er Jahren deutsche Gemeindeverwaltung hatte, dann aber der zuströmenden slawischen Bevölkerung anheimfiel, erklärten die tschechischen Leiter der Einschreibung, als kaum die Hälfte der deutschen Schüler aufgenommen worden war, die Einschreibung in die deutsche Schule wegen Platzmangels für geschlossen, und wiesen die übrigen Kinder an die tschechische Schule. Bei deutschen Kindern wurde die Aufnahme in die deutsche Schule verweigert, weil irgend ein nebensächliches Papier fehlte, während tschechische Kinder und auch Deutsche, die gar kein Wort Tschechisch verstehen, in die tschechische Schule aufgenommen wurden, auch wenn sie überhaupt kein Ausweispapier vorlegen konnten. Dies nur einige Beispiele für diese Übergriffe, die zu einer erregten Auseinandersetzung im Reichsrate führten. Der Unterrichtsminister, der deutsche Abgeordnete Professor Marchet, hat gründliche Untersuchung und Abhilfe versprochen. Vollständig wird diesen Übelständen aber erst

dann abgeholfen werden, wenn auf dem Gebiete der Schule die nationale Trennung gleichfalls gründlich durchgeführt wird, so daß dann nicht mehr Tschechen im deutschen Ortsschulrat sitzen und ihn beherrschen können. Auch für Böhmen ist eine derartige Neuordnung dringend notwendig. In Olmütz hat ein deutscher Stadtverordneter, trotzdem er sich in sehr guten Verhältnissen befindet, ein Grundstück an einen Tschechen verkauft. Die übrigen Stadtvertreter haben ihn daraufhin einhellig aufgefordert, aus der Gemeindeverwaltung auszutreten.

In Schlesien ist es wiederum in Troppau zu förmlichen Straßenkämpfen zwischen Deutschen und Tschechen aus Anlaß eines demonstrativen Umzuges auswärtiger Tschechen gekommen. Im Reichsrate gab es auch aus diesem Anlaß eine sehr erregte Debatte, da die bewaffnete Macht rücksichtslos gegen die Deutschen vorgegangen war. Der tschechisch-radikale Abgeordnete Freßl wetterte dabei am lautesten gegen einige junge Leute, die einem Tschechen die Fenster eingeworfen hatten, er mußte aber sofort zugeben, daß er im vorigen Jahre selbst in Pilsen eine Schar junger Tschechen angeführt hatte, als diese dem deutschen Abgeordneten Schreiner die Fenster einwarfen. Mit seiner Entrüstung fiel er gründlich ab.

In Tirol hat der voriges Jahr gegründete Volksbund sich günstig entwickelt. Es ist gelungen, in ihm mit Ausnahme der Extremsten alle Deutschen ohne Unterschied der Partei, Nationale wie Klerikale, zu vereinigen, um das Vordringen der Welschen abzuwehren. Er ist auch seinerseits zum Vorstoß übergegangen und hat in Südtirol bereits erloschen geglaubtes Deutschtum auf den Bergen bei Trient wieder erweckt. Das Verlangen nach deutschen Schulen wird dort wieder laut. Selbst in Trient, dem Hauptsitz der Irredenta, reichen die deutschen Schulen nicht aus. Über 600 Schüler haben sich zum neuen Schuljahr einschreiben lassen. Natürlich fehlt es nicht an den heftigsten Angriffen und Gegenstößen der Irredentisten.

* * *

In Brüssel hat der allniederländische Verband seine diesjährige Tagung abgehalten. Er hat sich dabei sehr scharf gegen die französisch-englischen Bestrebungen gewendet, die dahin gehen, Holland und Belgien zu einem Bündnis mit der Spitze gegen Deutschland zu veranlassen. Mit tosendem Beifall wurde die Abweisung dieser Mache von der Versammlung aufgenommen. Diese sprach sich auch grundsätzlich gegen den Unterricht und Gebrauch einer zweiten Sprache in der Volksschule aus. Diese Bestimmung wendet sich natürlich gegen die Bevorzugung des Französischen in den vlämischen Volksschulen. Außerdem soll das Augenmerk auf die Heranbildung tüchtiger vlämischer Techniker und Arbeiter für die zu erwartende Ausbeutung des großen Kohlenbeckens im vlämischen Landesteile gerichtet werden. Brüssel ist seiner Bevölkerung nach eine weit überwiegend vlämische Stadt. Beschämend ist es deshalb, daß der Brüsseler Bürgermeister beim Festmahl seine vlämische Ansprache trotz seines vlämischen Familiennamens in ganz fehlerhafter Weise ablas und die Brüsseler städtische Unterrichtsverwaltung in ganz einseitiger Bevorzugung des Französischen und der Zurückdrängung des Vlämischen in den Brüsseler Schulen sich gefällt.

* * *

In der Schweiz hat die Eröffnung des Simplontunnels einen Teil des deutschen Oberwallis verkehrsgeographisch zwischen das französische und italienische

Sprachgebiet eingefügt. Ist schon jetzt die französische Sprache in den deutschen Orten an der Eisenbahnlinie ungebührlich bevorzugt worden, so muß der Verkehr von den beiden romanischen Seiten her naturgemäß den Einfluß der romanischen Sprachen noch mehr heben. In Brieg, am Eingang des Tunnels, ist dies auch bereits deutlich fühlbar. Wenn auch der Kern der Bevölkerung deutsch bleiben wird, so wird doch das Französische als Verkehrssprache Fortschritte machen und die Gefahr nicht ausgeschlossen sein, daß ein Stück des deutschen Wallis vom Welschtum überschwemmt wird. Deshalb ist das Projekt des Lötschbergtunnels, der vom Simplontunnel eine direkte Zufahrtstraße nach der deutschen Schweiz bilden wird, vom deutschen Standpunkt mit Freude zu begrüßen, weil dadurch dem welschen Einfluß ein Gegengewicht geboten wird.

Noch ein Wort zu dem Aufsatze:

„Nochmals zur Ansiedlungsfrage in den Ostmarken.“

In diesem Hefte nimmt unser verehrter Mitarbeiter, Herr Landrat v. Dewitz, M. d. A., die Erörterungen zur Ansiedlungsfrage in Posen und Westpreußen wieder auf, die er im Dezemberheft des vorigen Jahrganges in so dankenswerter Weise begonnen hatte und die damals lebhafte Beachtung und Erörterung in der Presse gefunden haben. Er verknüpft damit eine Kritik der Schulpolitik in Posen, die durch die Erscheinungen des sogenannten Schulstreiks hervorgerufen ist. Der Aufsatz will, wie aus ihm deutlich hervorgeht, ich aber zum Überfluß hier nochmals betonen möchte, durchaus als ein integrierend zusammenhängendes Ganze betrachtet sein; es ist für ihn ein Entgegenkommen in der Schulpolitik nur diskutierbar im Zusammenhang mit der energischen Inangriffnahme der Boden- und Preisfrage, für die er seine Forderungen und Vorschläge aufstellt. Damit ist seine Absicht klar gegeben: aus parlamentarischen Kreisen heraus die Erörterung beider Themen anzuregen, von denen die Frage des Schulstreiks ja in weiten Kreisen des deutschen Volkes Aufsehen erregt hat, freilich ohne dabei immer mit voller Einsicht in die allerdings etwas komplizierten Zusammenhänge besprochen zu werden. Verständlich ist dies Aufsehen ohne weiteres, denn es handelt sich dabei um eine Frage, die in der Nationalpolitik stets mit der äußersten Zartheit anzufassen ist; geht auch naturgemäß und selbstverständlich diese Schulpolitik nicht gegen die Religion, so ist diese doch bei der Erörterung um die Sprache des Unterrichts in ihr eo ipso in Mitleidenschaft gezogen. Daraus erklären sich die Bedenken, die auch bei vielen Anhängern einer straffen Nationalpolitik gegen diese Maßnahmen laut werden. Wenn die „Deutsche Monatsschrift“ diesen Bedenken in dem vorliegenden Aufsatze Raum gibt, so tut sie dies in der Meinung, daß eine Erörterung darum notwendig ist. Für ihren Fortgang werden diese Hefte

selbstverständlich zur Verfügung stehen; in der diesmaligen Monatsschau über innere Politik (S. 401—404) vertritt bereits Herr v. Massow nachdrücklich den Herrn v. Dewitz entgegengesetzten Standpunkt. Festzuhalten ist jedenfalls das:

1. Es handelt sich nicht um eine neue Maßregel, die seit dem 1. April dieses Jahres mit der Einführung des deutschen Religionsunterrichtes durchgesetzt werden sollte, sondern um ein Vorgehen, das seit Jahren in unbestrittener Geltung war, auf der Grundlage des Oberpräsidialerlasses von 1873.

2. Das Wesentliche, aber von der polnischen Agitation verschleierte und in der weiteren Öffentlichkeit zumeist ganz übersehene ist der von Herrn v. Dewitz mit Recht so scharf hervorgehobene Zusammenhang mit dem polnischen Lese- und Schreibunterricht auf den Mittelstufen der Volksschulen.

3. Der polnische Religionsunterricht ist nicht etwa — auch der Vorstellung begegnet man — in allen Schulen ersetzt worden, sondern nur da, wo, auf Grund des genannten Erlasses und nach sorgfältiger Prüfung durch die Regierungen (u. a. in mehrmals wiederholter Revision) ein genügendes Verständnis in der deutschen Sprache festgestellt wurde und wird. Es gibt noch eine große Zahl Schulen, in denen der Religionsunterricht nach wie vor polnisch erteilt wird.

4. Die Streikbewegung, die jetzt sich auf etwa 46—47000 Kinder erstreckt, ist also nicht durch ein überraschendes Vorgehen der Regierung angeregt, sondern letzten Endes durch das Rundschreiben des Erzbischofs Stablewski an die Dekane seiner Diözese vom 12. Mai 1906.

5. Die Erörterung um diese Frage und besonders um die Mittel der Durchführung sollte auf deutscher Seite mit doppelter Ruhe geführt werden, da es sich um Religion und Kindesseele handelt. Darum haben die Bedenken, die in dem Aufsatze geäußert werden, das vollste Recht, gehört zu werden bei den Vertretern einer starken Ostmarkenpolitik, zu denen der Leserkreis der „Deutschen Monatsschrift“ doch auch zählt.

6. Dem Schlusse des Herrn v. Dewitz aber muß sich jede Erörterung dieser Gesichtspunkte anschließen: daß, wenn hier der Staat nicht mehr zurückkönnen sollte, die Schuld auf die Hetzerei der polnischen Presse, auf die polnische Geistlichkeit und auf den Erzbischof selbst fällt. Und der lebhafteste Wunsch in den nationalen Kreisen muß überall derselbe sein: daß dies Zwischenspiel die feste und energische Ostmarkenpolitik nicht stören und beirren möge, die in der Zentralregierung wie in der Spitze der Provinzialverwaltung von Posen — und hier ganz besonders — in so erfreulicher Weise als national notwendig erkannt ist und konsequent verfolgt wird.

Posen. Otto Hötzsch.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6,** alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Neujahrswünsche von Goethe.

Zusammengestellt von

H. D.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner War'!
Devisen auf das neue Jahr,
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hie und da;
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.
(Aus dem Neujahrslied 1768.)

Gott gebe mir das neue Jahr, was mir gut ist; das geb' er uns allen, und wenn wir nichts mehr bitten als das, so können wir gewiß hoffen, daß er's uns giebt. — (30. 12. 1768.)

(An Elisabeth Jacobi) den letzten Tag im Jahr (1773). Um um um! herum um um! ist's nun. Lassen Sie sich's das nächste auch wohl sein und rechnen Sie mich zu Ihrer Welt, wie ich Sie zu meiner, und so bleibts vice versa im alten. Welches ich herzlich gern habe, daß niemand merke, daß Vergänglichkeit überall die Nase im Spiel hat. —

Zwischen, dem Alten
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück. — —

— Andere schauen
Deckende Falten
Über dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

(Gesellige Lieder.) —

(An Lavater, Ende Dezember 1783.) Das neue Jahr sieht mich freundlich an, und ich lasse das alte mit seinem Sonnenschein und Wolken ruhig hinter mir. — Lebe wohl und neu mit dem neuen Jahr und vergiß nicht über dem Neuen des Alten. —

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

(Sprichwörtlich.)

(An Schiller, 1795.) Viel Glück zum neuen Jahre! Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir die vorigen geendet haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht erfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden. —

(An Schiller, 1800.) Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das Künftige wie das Vergangene. —

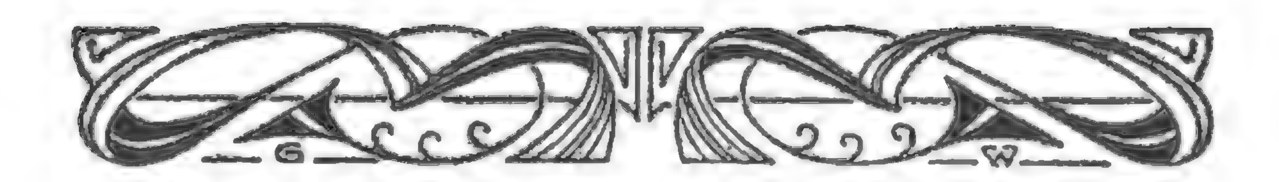
Zum neuen Jahre wünschen wir euch allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hab' uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seid denn alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener, liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den andern!
Dies schöne Glück, es raubt uns kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

(Theater-Epilog, 31. 12. 1791.)

Fehlt der Gabe gleich das Neue
Sei das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb und Treue
Immer frisch im Busen waltet.

(Neujahr 1828.)



Das Opfer.

Von

Carl Busse.

(Nachdruck verboten.)

Nikolaus Prus steuerte bei sinkender Sonne seinem Dorf und seiner Hütte zu. Barfuß, mit hochgekrempelten Hosen, die schweren Stiefel am geschulterten Stock, watete er den Sommerweg der Chaussee entlang, durch den zermahlenen weißen Sand, der wie Puder aufstäubte. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand wie liebkosend gegen die breiten Rocktaschen, als trüg' er in ihnen alle Schätze der Welt, und dann strahlten seine Augen in Lust und Lachen, es strahlte das ganze, schon etwas verwitterte Gesicht, an dem die Schweißtropfen herabliefen.

Heilige Mutter Gottes, es war fast zu viel Glück ... man konnte ordentlich Angst bekommen! Wenn er an früher dachte: wie hatte sich Väterchen auf dem schlechten Boden geschunden! Und alles umsonst ... nichts hatte einschlagen wollen! Der alte Adam Prus blieb der ärmste Kossäte in ganz Runowo-Hauland. Ein Stück Acker nach dem andern ging weg — wann kam der letzte dran?

Und heut? Nikolaus strahlte wieder. Seine Lippen spitzten sich, seine Hand fuhr in die Tasche. Natürlich ... er hatte die Freundin bei sich, niemals trennte er sich von der kleinen Mundharmonika. Und er setzte sie an und begann zu blasen. Hin und her rutschten die Lippen an dem blanken Ding, und das sang und klang, als hätt' es eine Seele und freue sich mit über das Glück des Hauses Prus. Kaum war der Alte tot, fing es an: die Wiesen standen üppiger, die Felder trugen reicher, es fiel kein Stück Vieh mehr, der Junge, der Witold, gedieh, und Nikolaus Prus hatte seitdem ein Lachen im Herzen und in den Augen. Vorsichtig konnt' er beginnen, die drückendsten Schulden abzuzahlen ... jedes Jahr ein Teilchen. Langsam, langsam holte er sich dann die Äcker zurück, die der Vater hatte verkaufen müssen. Es blieb auch dann noch eine ärmliche Klitsche, auf der er saß, aber es ging doch aufwärts. Und gar im letzten Jahre hatte es einen Ruck nach vorwärts gegeben, daß ganz Runowo-Hauland auf dem Kopfe stand.

Triumph und Jubel schmetterte die Mundharmonika empor. Jauchzend zogen die Töne über das grüne Meer des Roggens, in das der erwachte Abendwind sich ewig wechselnde Täler grub. Schlag auf Schlag war es gekommen: zuerst hatten sie den Witold, seinen Jungen, unter die Soldaten gesteckt ... unter die blauen Dragoner, die in Bromberg standen. Vater und Sohn zogen ein schiefes Maul, aber Gott wußte, was er tat. Seit der Witold Weihnachten sporenklirrend durchs Dorf gegangen war, konnt' die reiche Schulzentochter schlecht schlafen und hatte eine merkwürdige Vorliebe für die windschiefe Kossätenhütte. Übrigens begreiflich ... alle Mädels waren ja hinter dem Jungen her wie die Hennen hinterm Hahn. Und wenn er die Schulzentochter kriegte, floß goldner Hafer in seine Krippe.

Dann: die Kleinbahn sollte gebaut werden, und bei allem Rechnen und Messen kam das Eine heraus: sie mußte über die Felder von Nikolaus Prus. Da stiegen ein paar Juchzer hintereinander aus der Mundharmonika. Die magren Äcker, die schlechte Frucht gebracht, trugen mit einem Male so viel Gold, daß man doppelt so viel fette dafür kaufen konnt'.

Und das Merkwürdigste, kaum Faßbare war doch jetzt geschehn. Strahlend hatte er, Nikolaus Prus, sich vor ein paar Wochen die Summen für die Felder von der Kasse geholt; strahlend beim Kaufmann Lewandowski ein Gläschen getrunken. Nun, Kaufmann bleibt Kaufmann ... reden können sie alle wie gedruckt. Der Pan Lewandowski besonders. Der hatte ihm denn auch glücklich ein Papierchen angedreht, ein Los. Natürlich war es dummes Zeug und ziemlich teuer. Aber weil er grade die große Summe ausgezahlt erhalten hatte, drückte er ein Auge zu. Schön, mochten andre auch 'was verdienen! Man war kein Unmensch.

Da: vor vierzehn Tagen schon hatte der Kaufmann ihm durch den lahmen Bialla, vor acht Tagen durch Thomas Laskowicz sagen lassen, er möchte doch mit dem Papierchen mal zu ihm kommen. Und weil er heut grad sowieso in der Stadt zu tun hatte, war er 'rangegangen: Was ist los? Kurz und gut: das Papierchen hatte gewonnen ... viel gewonnen. Lewandowski zählte auf: Scheine, Scheine, Scheine, zuletzt tat er noch Gold drauf. Und alles für ihn, den Nikolaus ... um nichts und wieder nichts! Lachen und Weinen steckten ihm gleichzeitig in der Kehle. Er konnt' es nicht glauben und glaubte es doch schon. Er sah immer wieder unsicher den Kaufmann an, ob der keinen Scherz mit ihm triebe. Und dann plötzlich begann er in blinder Hast alles aufzuraffen, als könnt' das Ganze doch am Ende Spuk oder Irrtum sein, als müsse

er die Summe so rasch wie möglich in Sicherheit bringen. Bis endlich durch Unglauben und Furcht, Hast und Unruhe sich die unumstößliche Gewißheit Bahn brach: das Geld ist dein!

Etwas von dem Rausch der nächsten Stunden steckte auch jetzt noch in ihm, als er längst mit der Mundharmonika zwischen grünen Feldern hinschritt. Was mit dem Gewinn gemacht werden sollte, stand ihm bereits fest. Man tat noch etwas dazu, und sofort, am liebsten gleich morgen, mußte der Maurer Biskupski antreten und ihm ein neues Haus bauen. Die alte Baracke taugte wirklich nichts mehr ... durch alle Ritzen pfiff der Wind ... im Winter konnten sie noch so viel heizen und froren dennoch.

Zwar: er hing an dem Hüttchen. War drin geboren, hatte bis jetzt drin gehaust — psia krew, trotzdem es notwendig war, daß es fiel, würde es ihm einen Stich ins Herz geben! Und eigentlich war ein Stall noch nötiger. Aber wenn der Witold nun heiratete? Wenn er die reiche Schulzentochter bekam? Nein, nein, es mußte nun mal ein neues und geräumigeres Haus gebaut werden! Da half nichts. Und die heilige Jungfrau hatte ihm selber nun so gnädig das Geld dazu in den Schoß geschüttet!

Eigentlich, sein Glück war wirklich beängstigend. Es war fast zu viel. Er wollt' freiwillig 'was opfern, etwa ein paar dicke Altarkerzen für die heilige Jungfrau. Und keiner sollt' ihn scheel ansehen, jedem wollt' er eine Freude machen. Nach Bromberg an den Witold hatte er gleich ein Goldstückchen gesandt; für die Pellascha, seine Frau, steckten zwei neue Kopftücher hier in der Rocktasche, und ganz unten hatte er die Wurst, die Wurst für das Luderchen ...

Nikolaus Prus blies nicht mehr, er ging schneller, als er an das Luderchen dachte.

Das Luderchen war nächst dem Witold sein Liebling. Es war ein Hund, den er selber mit der Flasche aufgezogen hatte. Ein Hund, der nun sechs Jahre schon Freud und Leid mit ihm teilte. Ein Hund, wie es keinen zweiten in ganz Polen — nein, in der Welt gab. Schön war er nicht. Er hatte eine Figur, als wär' er vom allmächtigen Schöpfer erst als Meerschwein angelegt und mit Hängen und Würgen im letzten Augenblick dann noch in einer anderen Tierfamilie untergebracht worden. Für die Klasse, der er angehörte, gab es keinen Namen.

Aber welch ein Tier! Nikolaus Prus hätte stundenlang erzählen können. Niemals und nirgends war so viel Treue, so viel Verstand, so viel Ausdauer beieinander gewesen! Morgens, wenn es eben hell wurde,

brachte das Luderchen schon die Stiefel ans Bett: erst den rechten, dann den linken. Man konnte die Stiefel hinwerfen, wie man wollte: der Linke mit dem Riester kam stets an zweiter Stelle.

Oder wenn Nikolaus abends vor der Tür Harmonika blies: wer sang so schön mit wie Luderchen? Und wer war des Nachts wachsamer, wer folgsamer, als dieser Hund? Wer konnte besser schmeicheln? Wer liebte seinen Herrn noch so blindlings? Mit einem Worte: Nikolaus Prus hatte Grund, die Wurst zu kaufen.

Er wickelte sie jetzt aus. Und sie bot sich ihm so appetitlich dar, daß er am liebsten selber hineingebissen hätte, aber er bezwang sich. Wie lange noch, und er war zu Hause. Wie lange noch, und Luderchen schoß ihm wie ein Pfeil entgegen.

Richtig — da kam es schon von weitem heran, als ob es sich überkugele, mit kurzem Bellen und Freudengeheul, und Nikolaus Prus blieb stehn, schwenkte die Wurst, klatschte sich auf die Knie und schrie einmal übers andere: „'N Abend, Luderchen . . . Luderchen!"

Und wie sich die Beiden nun begrüßten, als hätten sie sich eine Ewigkeit nicht gesehn, war es schwer zu unterscheiden, wer denn eigentlich glücklicher war: der glückliche Nikolaus Prus mit dem Lotteriegewinn, oder der struppige Köter, der wie toll an ihm emporsprang, sich an ihn schmiegte und nach der Wurst zappelte — der Köter, der eigentlich ein Meerschwein hatte werden sollen . . .

* * *

Vier Wochen etwa nach dieser glücklichen Heimkehr saß Nikolaus Prus auf dem Grenzstein vor seiner Wiese. Es war ein trüber Morgen, der Regen versprach. Ringsum wucherten Hahnenfußpflanzen, und Kuckuckslichtnelken mit den klebrigen Gelenken schaukelten sich dazwischen. Drüben aus seiner Baracke stieg der Rauch in die Frühluft. Auch eine etwas zittrige, näselnde Stimme hörte man manchmal von drüben, und der Kossäte auf dem Stein zuckte dann jedesmal zusammen. Mit einem stumpfen Gesicht starrte er danach wieder vor sich hin auf die Gräser.

Das Luderchen war ihm nachgeschlichen. Aber es sprang nicht an ihm empor, es ließ die Ohren und den Stummelschwanz hängen und streckte sich zehn Schritt hinter seinem Herrn ins Gras . . . scheu, leise, unsicher. Langsam, ohne sich zu erheben, rutschte es dann von Zeit zu Zeit einen Schritt näher. Es verstand die Welt nicht mehr, es wußte nicht mehr, was es tun und lassen sollte, es legte den Kopf zwischen die Vorderbeine und winselte leise, von unsicherer schwerer Ahnung wie

von schwarzen Wolken überschattet. Denn es ging etwas vor in der Hütte der Prus, und es hing zusammen mit dem Hausbau nebenan . . .

Nikolaus Prus hob den Kopf. Vielleicht hatte er das Winseln vernommen. Er wandte sich, sah den Hund liegen, wollt' eine ungestüme Bewegung machen und ihn zu sich rufen, aber bezwang sich und kehrte sich ab. Sein Gesicht war jetzt nicht mehr stumpf; es arbeitete darin, und als von neuem die näselnde Stimme herüberscholl, kam etwas Unruhiges und Zerquältes in die verwitterten Züge.

Nein, das Lotteriegeld hatte kein Glück gebracht. Seit es da war, hatte alles ein andres Gesicht. Im Dorf war die Neuigkeit von Mund zu Mund geflogen, jeder wollt' sie sich bestätigen lassen, jeder es auch einmal mit solchem Papierchen versuchen. Eigentlich war ja in ganz Runowo-Hauland keiner, der dem gutherzigen, ewig strahlenden Nikolaus Prus den Gewinn nicht gönnte. Im Gegenteil . . . aber man fand doch, daß es etwas reichlich war: erst der Landverkauf, dann jetzt der fabelhafte Segen. Wenn das alles nur gut auslief . . . beklemmend war solch ein Glück. Und von Tag zu Tag wuchs ringsum unter den Nachbarn und Bekannten ein dumpfes Staunen. Man hatte Fälle, daß der Himmel einen immer höher hob, um ihn dann um so stärker zu schlagen. Man schüttelte den Kopf und flüsterte sorgenschwer. Ja, es gab bald einige, die offen erklärten, sie hätten gewiß eine Unterstützung nötig, möchten aber mit Nikolaus Prus nicht tauschen. Ein halbes Grauen ergriff das Dorf vor dem Glücke des Kossäten.

Und mitten durch den Sonnenschein kam dieses Grauen auf Nikolaus Prus zu. Er las es in den Mienen, er hörte es in Andeutungen. Es nahm ihm langsam die Freude an seinem Gewinn, es ward stärker und legte sich wie ein Gewicht auf sein Herz, es wischte ihm das Strahlen aus den Mienen, machte ihn selber unsicher, beklommen, unfroh, als müsse sich wirklich eine unbekannte Macht wegen des überreichen ihm bescheerten Glückes an ihm rächen.

Vergebens opferte er der heiligen Jungfrau zwei armdicke Kerzen. Seine strahlende Fröhlichkeit war dahin, und wenn er des Abends die Harmonika blies, geschah es oft, daß er jäh abbrach und auffuhr, als schatte etwas über den Weg, als käme etwas heimlich näher. Der Hausbau sollt' ihn ablenken — er sah dem Ausschachten zu, dem Grundsteinlegen und plauderte mit den Leuten. Aber bald hörte auch das auf, denn da der städtische Meister alle Arbeiter zur Vollendung eines größeren Gebäudes brauchte, schickte er nur den eisgrauen Plawinski und einen jungen Steinträger nach Runowo-Hauland.

Der alte Plawinski war unheimlich. Seine Kiefer mahlten ständig, und mit der zittrigen, näselnden Stimme murmelte er unverständliches Zeug vor sich hin, kicherte dazwischen und blickte, die Kelle in der Hand, mit den rotumränderten Augen oft minutenlang auf einen Fleck. Von vornherein hatte der offene, harmlos-fröhliche Nikolaus eine kleine Scheu vor ihm gehabt. Und nicht minder das Luderchen. So friedfertig es sonst war ... den alten Maurer blaffte es ärgerlich an und umschlich ihn knurrend. Grad', als hätte das Tier eine Ahnung, von welcher Seite ihm Unheil drohe.

Anders die Pani Pellascha. Der alte Plawinski hatte ihr vor Jahren einst die Rose besprochen, und so hegte sie eine etwas abergläubische Verehrung für ihn. Als sich nun langsam auch ihr Furcht und geheimes Grauen über ihr allzu großes Glück mitteilten, stand sie oft bei dem Maurer, und wenn sie auch halb lachend das Mißtrauen der Dörfler ablehnte und die Einbildungen der Leute nicht ernst zu nehmen schien, so merkte man doch, daß ihr selbst im Herzensgrund eine versteckte Angst wohnte und sie durch die Zustimmung des Greises nur beruhigt werden wollte.

Der jedoch stimmte durchaus nicht zu. Er gab keine Antwort, sah die Frau mit den entzündeten Augen an und wackelte mit dem Kopf. Eines Vormittags jedoch, als die Pani ihre Angst offen gestand, lachte er, blickte auf einen Fleck in der Ferne, murmelte allerlei Zeug zusammen und befahl ihr endlich, ihren Mann zu rufen. Nikolaus kam, und mit ihm kam Luderchen.

Über eine Stunde hockten die drei Menschen zusammen, und das Grauen, das den Kossäten hier und da befallen, saß jetzt in dem eisgrauen Maurer leibhaftig vor ihm, sprach mit näselnder Stimme, machte große Bewegungen mit den zittrigen Händen und wollt' ihn völlig unterjochen. Was Plawinski sagte, kam auf dies hinaus: ja, das Glück sei zu groß, und um die Rache derer, die dadurch Gewalt über den Menschen bekommen, aufzuhalten und abzuleiten, sei es notwendig, ein Opfer zu bringen. Das jedoch könne nicht in ein paar Kerzen und Almosen bestehen, weil dies zu billig wäre und nur einen ganz geringen Teil des Gewinnes beanspruche, sondern er, der Nikolaus Prus, müsse freiwillig das Liebste darbringen, was er besäße, etwas, dessen Verlust ihn schmerze und ihm naheginge.

Die Pani fing an zu heulen: was sie denn hätten? Und Nikolaus schüttelte den Kopf und lachte kurz auf, aus bedrücktem Herzen. Er fühlte dumpf, daß nun das Unheil kam und wußte doch nicht, was es wäre

und wohin der Alte zielte. Er setzte sich schwer und stützte den Kopf in die Hand. Da drängte sich zärtlich, als wollt' es ihn trösten, das Luderchen mit feuchter Nase gegen seine Knie, wedelte mit dem Stummelschwänzchen und sah ihn mit treuen Augen an. Unwillkürlich flog über das Gesicht des Kossäten ein hellerer Schein, und mit beiden Händen rieb er den Kopf des Tieres, das er so liebte.

Der alte Maurer hatte das gesehn. In seinen rotumränderten Augen glomm es auf, seine Kiefer mahlten stärker.

Und dann kicherte er und sagte mit der näselnden Stimme: „Mit dem Hause, Söhnchen, ist es Sonnabend auch so weit".

Verwundert und wie erlöst, weil Plawinski nicht weiter auf das Opfer zurückzukommen schien, blickte Nikolaus Prus auf die Fundamente seines Neubau's. Und hastig begann er zu erzählen, wie er sich einrichten wolle, wo das junge Paar, wenn sein Witold mal heiratete, hausen, wo er selber mit seiner Frau das Altenstübchen teilen würde.

Aber der Maurer lachte dazwischen. Sonnabend sei der letzte Termin ... wie er es damit halten wolle? Ob er denn den Brauch nicht kenne, den uralten, heiligen ...? Und während die Augen, rund und in Ringen wie Eulenaugen, bald listig funkelten, bald sich verschleierten, bald sich merkwürdig verloren und erstarrten, erzählte er, was sie ja beide auch wußten: daß in ein neues Haus, wenn es den drin Wohnenden Glück und Gesundheit bringen sollte, etwas Lebendiges eingemauert werden müßte. Und erzählte aus den Tagen seines Urgroßvaters, wie man heimlich, heimlich unschuldige Kinder und junge Nonnen eingemauert habe, und nannte halblaut Namen und Häuser, die dadurch groß und glänzend geworden wären. Wohl dürfe man in der jetzigen Zeit, wo die Polizei ihre Nase in alles stecke, nicht mehr über reinen Kindern die Mauern errichten, obwohl dies am besten sei und die stärkste Segenswirkung ausübe, aber noch immer über Lebendigem. Natürlich müsse es geheim bleiben. Der Meister wolle es nicht, doch der käme vor dem Donnerstag der nächsten Woche nicht, und viel könne von Sonnabend bis dahin fertig und erledigt sein.

Und kichernd, funkelnd, unheimlich raunte der Eisgraue weiter: es wäre damit gleichzeitig die Gelegenheit gegeben, das Opfer zu bringen ... das freiwillige Opfer für das beängstigende Glück, das Schlag auf Schlag ihn, den Nikolaus Prus, träfe. So würde durch dieses Opfer Strafe und Rache abgelenkt, und gleichzeitig für die Zukunft gesorgt, für den Sohn, der einst dies neue Haus doch bewohnen solle. Seit vorhin wisse er auch, was einzig in Betracht käme ... etwas, das zugleich lebendig und ihnen sehr lieb sei.

Der alte Maurer nahm, als hätt' er genug gesagt, seine Arbeit auf. Nur einmal drehte er sich noch um, sah mit einem bösen Blick nach dem Hund und wies mit dem Finger auf ihn hin: „Der!"

Da ging ein Rucken und Zucken durch die Gestalt von Nikolaus Prus. Ein Lachen, das wie ein Gurgeln klang, als wär ihm der Weg versperrt: „Luderchen!"

Und er stürzte sich auf den Hund, als müßt' er ihn schützen und halten für Lebenszeit. Er nahm ihn empor und ging unwillkürlich zurück mit ihm, als ob ihm jetzt schon Gefahr drohe.

„Niemals!" schrie er . . . „Niemals!" Und ballte gegen Plawinski die Faust: „O du Besessener!"

Der aber zuckte nur die Achseln. „Für wen, Söhnchen," näselte er, „soll es sein? Für mich? oder für dich, für die Pani, für den Witold? Tu's oder tu's nicht . . . deine Sache, nicht meine!"

Von dem Tag an lachte Nikolaus Prus nicht mehr. Er wußte, wie es kommen würde. Zwar sagte er auch jetzt noch das „Niemals", das er dem Alten entgegengeschrieen hatte, aber jedesmal, wenn er es nach der schweren Durchackerung derselben Furche sagte, klang es unsichrer und schwächer. Es waren zu viel gegen ihn, den Einen. Tag für Tag arbeitete der Greis mit den mahlenden Kiefern nebenan, und das heimliche Grauen, das durchs Dorf lief, schien sich in ihm verkörpert zu haben. Tag für Tag bohrte seine Frau, die Pellascha . . . bohrte mit halben Worten: es wär' doch schön, wenn sie dann sorgenfrei leben könnten, und man dürfe etwas Liebes wohl hergeben für etwas Lieberes, für den Sohn, dem das Glück des Hauses einst zu gute kommen sollte. Die Pani war im Herzensgrunde des Handels froh: sie selber machte sich aus dem Hund wenig, und wenn ihr Mann auch an dem Tier hing, man kam doch billig dabei fort. Ein Schwein wär' teurer gewesen. Am schlimmsten war, daß eine heimliche Stimme in Nikolaus Prus selber sich auf die Seite der Beiden stellte und unaufhörlich über das „Niemals" hinweg flüsterte: es sei für den eignen Frieden, für den Sohn, für die Zukunft.

Wie eine Kette, die sich aufrollt, abläuft, und wieder aufrollt, zog das Für und Wider durch den Kopf des Kossäten. Er lief Tags herum, er lag Nachts im dickgestopften Bett und schlief nicht. Er quälte sich und wurde immer mürber. Oft sehnte er sich, dem Alten, der langsam, langsam arbeitete, aber doch vorwärtskam, ins Gesicht zu schrein, weshalb es nicht ginge, ihm klarzumachen, daß er seinen Liebling doch nicht einem qualvollen Tode überliefern könnte, aber der Alte schwieg und schwang

die Kelle, als hätt' er nie etwas gesagt, als kümmere ihn die ganze Sache gar nichts mehr. Und wieder ward das heimliche Grauen vor dem seltsamen Greise stärker: wie eine lebendig gewordene Drohung und Forderung, die nicht weicht, die immer da ist und wartet, erschien es dem Kossäten, der nicht aus noch ein wußte.

Und nun war der Sonnabend gekommen. So oder so ... heut' mußt' er sich entscheiden. Unter dem regentrüben Himmel saß er, dumpf und stumpf von dem vielen ungewohnten Denken, und sagte nur immer vor sich hin: Das Luderchen ... Das kluge Tier wußt' ja so wenig mehr aus und ein, wie er selber. Denn bald liebkoste er es stürmisch wie seinen besten Freund, bald in Verzweiflung trieb er es mit Steinwürfen fort von sich, weil er dumpf fühlte, daß er es schließlich doch verraten und verurteilen würde. Und heut, am Sonnabend, hörte man öfter wieder die näselnde, zittrige Stimme des eisgrauen Maurers. Er begann einen Singsang, den niemand verstand, an dem nur er selber Freude hatte. Dem Nikolaus Prus klang er ins Ohr wie ein Triumphlied. Er knirschte mit den Zähnen und stöhnte. Nein, nein, er konnte sich nicht entscheiden — mochte es denn Gott tun.

Das Wetter war trübe. Aber es konnte sich halten. Hielt es sich, dann hatte der Himmel selber zu gunsten des Luderchens gesprochen. Begann es zu regnen, dann — dann mochte es eben geschehen. Und weder gegen das eine noch das andere sollt' es eine Widerrede geben. Das schwor sich Nikolaus Prus selber zu.

Langsam erhob er sich vom Grenzstein. Und plötzlich schien ihm, als kämen von Osten, vom polnischen Wind gescheucht, schwärzere, schwer tragende Wolken heran. Da zuckte sein verwittertes Gesicht, und als jetzt das Luderchen ihn leise und scheu mit der Schnauze anstieß, schrie er es mit schmerz- und wuterfüllter Stimme an und bückte sich mit einem wilden Ausdrucke in den Mienen nach einem Stein. Winselnd entfloh das Tier. Doch ein paar Meter weiter stellte es sich auf die Hinterbeine und bettelte ... bettelte, wie es sonst um einen Knochen gebettelt hatte, um seines Herrn Liebe.

Da wandte sich der Kossäte ab, ein gurgelnder Laut ward hörbar, und er schleuderte mit aller Gewalt den Stein fort — nicht nach dem Luderchen, sondern in der Richtung, aus der die näselnde Stimme tönte.

Dann ging er rastlos auf die Felder, schlang zu Hause das Essen hinunter und wartete. Seine Frau schlich um ihn herum. Er wußte, was sie wollte. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und sah schweigend nach dem Himmel.

Gegen drei Uhr fing es an zu regnen. Die Tropfen klatschten an die kleinen Scheiben. Es ward ein heftiger, lang andauernder Guß.

Einen Augenblick verzerrte sich das verwitterte Gesicht, dann wurde es ruhig. Nikolaus Prus nahm die Mütze.

„Und?“ — fragte die Pani Pellascha mit einer Kopfbewegung nach dem Neubau.

„Macht's, macht's,“ erwiderte er halb heiser, „aber ich . . . will nicht dabei sein!“

Er öffnete die Tür. Er drehte sich noch einmal um, wie unter einem stärkeren Willen. Da lag das Luderchen in seinem Winkel, den Kopf auf den Vorderpfoten und sah unverwandt nach ihm hin. Es wartete nur auf eine Bewegung, daß es mitkommen durfte, und war doch gleichsam schon in sein Schicksal ergeben. Die traurigen Augen des Tieres rissen Nikolaus Prus förmlich zurück. Er zögerte. Er hörte den mahnenden Fall der Tropfen. Er senkte das Haupt und schloß die Tür.

Ziel- und zwecklos wanderte er in den klatschenden Regen hinaus.

* * *

Der Mond schien. Sterne waren verschwenderisch um ihn her gestreut. Der Himmel hatte sich nach fast dreistündigem Regen völlig entwölkt: in Klarheit war der Abend gekommen, und mit nur halber Dämpfung des Lichtes kam die Nacht. Sie war hell, daß man weit sehen konnte. Silbrig fluteten die fast schnittreifen Felder, wie von segnenden Händen sanft gestrichen. Jetzt hob sich aus einem etwas Dunkles: ein Rehbock, der mißtrauisch sicherte. Plötzlich erschrak er, warf jäh den Kopf zurück und ging davon. Ein paar geringere Tiere, die von den hohen Halmen bisher ganz bedeckt waren, folgten ihm auf der Flucht und teilten in leichten Sprüngen das silbrige Gewoge der Ähren.

Nikolaus Prus hatte sie aufgestört.

Er kam am Waldrand entlang. Schwer und feucht hingen ihm die Kleider am Leibe. Müde schleppte er sich vorwärts, denn bis jetzt war er ziellos umhergelaufen wie auf der Flucht vor den eigenen Gedanken. Nun war zu Hause längst alles vorüber. Seine Frau schlief wohl wie immer, der alte Plawinski, gegen den ein dumpfer und wilder Haß in ihm wuchs, war fort — Dank allen Heiligen, daß morgen Sonntag war, wo der Unheimliche gleichfalls fernblieb! Und das Luderchen? — —

Barmherzigkeit, nur daran nicht denken! In Angst, Qual und Grauen stolperte er schneller des Wegs, zählte Bäume, trieb mit dem Fuß Steine vorwärts, prüfte über dem Fingernagel ein Roggenkorn und stellte die Zahl der Körner fest, die die ausgeraufte Ähre trug.

Aber es nützte nichts. Hinter all diesem mechanischen Tun stieg immer wieder die eine Frage auf: „Und das Luderchen?“ Als ob ein anderer hartnäckig und höhnisch sie stellte, sie ihm entgegenschrie! Als ob dazu der alte Maurer kicherte! Als ob aus dem Rauschen der Wipfel, dem Raunen des Roggens, dem hinfließenden Atem der Nacht, dem Hall der eigenen Tritte immer nur diese Worte sich bildeten und auf ihn zu kämen, — diese Worte, vor denen er doch jetzt bereits Stunden floh!

Erschöpft setzte er sich auf eine Baumwurzel, die über den Grenzgraben des Waldes bis nach dem Fußpfad hinübergriff. Er nahm die Mütze ab und strich sich über Stirn und Haar. Beides war naß. Vom Schweiß? Vom Regen? Und in der großen Mattigkeit, die ihn überfiel, fand er nicht mehr die Kraft, sich gegen die Vorstellungen zu wehren, die nicht Ruhe gaben, die hartnäckig, wie ein hundertmal zurückgeschlagener, aber stets an anderer Stelle von neuem angreifender Feind, auf ihn eindrangen.

Er sah das Luderchen vor sich ... mit den schon leicht ergrauenden Schnurrbarthaaren, dem Stummelschwänzchen, den traurigen Augen, die nicht von dem Herrn ließen. Er dachte an all die Treue, die das Tier ihm durch Jahre erwiesen. Und er dachte, wie er es heut' dafür verraten hatte!

Ein kleines schwarzes enges Loch ... da lag es jetzt, um im Finstern zu verhungern. Maria Josef, weshalb ... weshalb? Das Luderchen war das Opfer, das Luderchen mußte das Leben lassen, damit es seinem Herrn, dem neuen Haus, dem Witold wohl ginge! Unschuldige Kinder hatte man früher so eingemauert, sagte der alte Plawinski. Unschuldig war auch das Luderchen. O, die Angst ... die Angst, als der unheimliche Kerl es gepackt hatte! Wann war das? Vielleicht gegen fünf, als der Regen noch prasselte! Und nun wars lange nach zehn ... fünf Stunden schon war das Luderchen in seinem dunklen Sarg.

Wie es geheult haben ... wie es gesprungen sein mochte, um zu entkommen! Aber der alte Maurer würde wohl gelacht haben, gekichert ... mit diesem entsetzlichen grausen Kichern, das so unheimlich war. Und dann setzte sich Stein auf Stein; jeder neue schnitt dem Tiere ein Stück Licht mehr ab; zuletzt klaffte nur noch eine handbreite Lücke, durch die der Tag sah, und ob das Luderchen nicht winselnd da hindurch geschaut hatte nach ihm, nach dem Herrn, wo er denn bliebe und ob er das zuließe? — Bis dann ein letzter Stein auch die Lücke schloß, und alles dunkel ward für immer....

Nikolaus Prus stöhnte auf. Neben ihm lag ein starker Ast. Den ergriff er und brach ihn mit aller Gewalt in einzelne Stücke. Alle Kraft mußte er zusammennehmen; alle Muskeln spannten sich in der Anstrengung.

Aber es befreite ihn für einen Augenblick, daß er schwer atmend, doch erleichtert sitzen blieb. Er war müde. Er wollte nach Hause. Schlafen ... von nichts mehr wissen ... äh, psia krew, was war aus ihm geworden!

Als er aufstand, fühlte er etwas Festes in seiner Tasche. Er griff hin ... verächtlich zog er die Hand zurück. Es war die Mundharmonika. Und müde machte er sich auf den Heimweg.

Da lag sein Haus, sein Hüttchen, das alte, vertraute. Der Mondschein umfloß es; Licht auf Dach und Wänden, Schatten unter den Balken. So viele Jahre stand es nun: war mit ihm selber jung gewesen, mit ihm selber alt geworden. Wie lange noch, dann rissen sie's auseinander! Daneben war schon etwas fremdes und neues; kalt und fremd lag es im Mondlicht. Schade!

Horch, tönte da nichts? Nein ... alles war ruhig. Eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen. Das Luderchen würde eingeschlafen sein wie sonst. Oder ... vielleicht war das Loch zu eng ... vielleicht war es schon tot ... erstickt?

Wie ein Dieb schlich er sich heran. Fast hätt' er bitter gelacht: wie ein Dieb, mit Marderschritten, auf sein eigenes Haus zu.

Weich, mit dem fast unhörbaren Fluge strich eine Eule vorüber. Im Stalle klirrte die Kuh mit der Kette. Er atmete kaum. Er berührte schon die Klinke der Tür. Da mit einem Male — das Blut wollt' ihm erstarren — ein schwaches Winseln wie aus der Ferne.

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, ein Steinchen rollte seitwärts. Und als spüre das Tier plötzlich die Nähe seines Herrn, fing es laut an zu heulen. Es kam dumpf, langgezogen aus der Tiefe, brach ab, setzte von neuem an, schallte klagend und anklagend in die stille Nacht und den Mondschein.

Wie ein Verbrecher war Nikolaus Prus zusammengefahren. Er wollt' es nicht hören, er hielt sich die Ohren zu, er ging in die Hütte, riß die Kleider vom Leibe, steckte den Kopf unter das schwere Bett.

So vernahm er nichts ... gar nichts. Wenigstens sagte er sich das unablässig vor, halb fiebernd. Nur das eigene Blut hört' er in den Ohren singen ... wie es rauschte und fiel. Und während er krampfhaft darauf horchte, wußte er doch schon, daß die Heultöne auch jetzt zu ihm drangen, daß er sich nur mit Gewalt vor ihnen verschloß, daß er ihnen nicht entgehen konnte, höchstens, er liefe mit den totmüden Knochen von neuem weit, weit in die Nacht hinaus.

Die Minuten kamen und gingen, als hätten sie heut doppelt so viel Zeit wie sonst. Wie unendlich lange das dauerte, eh' sich eine langsam,

langsam füllte und verrann! So wächst am Fenster wohl ein kleiner Tropfen, gespeist von nicht sichtbarer Feuchte, und wird größer, rundet sich, hängt schwer und wie zögernd noch einen Augenblick, löst sich dann und fällt! Und die Minuten sammelten sich, wurden zu Stunden. Und immer noch tönte das Heulen des eingemauerten Tieres, bald wie in Erschöpfung ersterbend, bald mit neuer Gewalt ansetzend, bald langgezogen und eintönig anhaltend. Es riß den Kossäthen aus dumpfem Halbschlummer zu neuem Grauen und Entsetzen auf, und wenn er atemlos mit starren Augen lauschte, hörte er in den Lauten verzweifelte Klagen und Anklagen. Er hörte den Hunger und die Furcht heulen, er hörte das Winseln der Erschöpfung. Es ward unerträglich.

Gegen Morgen erst verstummten die Töne ... ganz plötzlich. Und das Schweigen, das lautlose Schweigen, das entstand, war fast noch grauenvoller. War das der Tod? Lag das arme Tier mit zitternden Flanken und keuchendem Atem schon im Sterben? Schlief es?

Bleiern senkte sich der schwere Schlaf auch auf Nikolaus Prus. Aber die erste frühe Helle scheuchte ihn auf. Sein Gesicht war grau, sein Mund voll von pappig-fadem Geschmack, alle seine Glieder wie zerschlagen. Gierig trank er in großen Schlucken Wasser, wusch sich, zog sich an. Seine Kleider waren noch regenfeucht und schmutzig. Aber er behielt sie auf dem Leibe, obwohl er sich erinnerte, daß heut Sonntag war...

Seine Frau blickte ihn scheu von der Seite an. Sie redeten nichts. Sie schauten aneinander vorbei, als ob sie gleich Genossen einer schweren Schuld sich nicht ins Auge sehen konnten. Und wieder klangen aus der Tiefe die Heultöne, heiserer schon, angestrengter. Sie jagten den Mann auf. Er holte sich die schweren Stiefel ... die Stiefel, die sonst das Luderchen jeden Morgen herangeschleppt hatte, erst den rechten, dann den linken mit dem Riester ... und stürmte von neuem in die Felder.

Die Sonne stach schon etwas trotz der frühen Stunde. Millionen von lichtdurchschossenen Tropfen und Tröpfchen hingen an Halmen und Kelchen, Blüten und Blättern. Unter den Brombeersträuchern, die mit noch grünen Früchten den Weg säumten, huschten hurtige Eidechsen hervor und wärmten sich. Lerchen standen hoch. Flugfroh, fallend und wieder steigend, tanzten Schmetterlinge durch die Luft, und höher noch als die Lerchen und Schmetterlinge schwebten bald Kirchenglocken über dem Ernteland.

Aber Nikolaus Prus schritt stumpf, totmatt, zerschlagen durch den Feiertag. Er warf sich ins Gras: da blickten seine Augen geblendet in

die glanzdurchglühte Höhe. Und gegen die ungeheure Weite, gegen das allüberströmende Licht stellte sich eine drückende Enge, ein lastendes Dunkel, stellte sich — —

Nein, Nein! Mußt' er denn immer, immer auf denselben harten Stein beißen? Die Kirchenglocken riefen, sie riefen ohne Unterlaß. Wollten sie ihm Ziel und Erlösung künden? Mühsam klopfte er sich ab. Pah, was tats? Mochten es alle doch sehen, daß er in den alten Sachen zur Kirche kam. Wenn er nur Ruhe fand! Aber auch durch das silberne Läuten der Meßglocken schien ihm das Heulen des Hundes zu dringen, das nicht aufhörte.

Da ging er mit den andern in die Schänke, trank den mit weißem Pfeffer angesetzten Fusel und stierte stundenlang vor sich hin. Er war den Branntwein nicht gewöhnt. Taumelnd machte er sich auf den Rückweg, ward müde, legte sich mit schweren Gliedern am Waldesrand ins Gras und schlief ein. Als er erwachte, war es Abend. Sein Kopf schmerzte, der Mund war ihm wie ausgedörrt, seine Hände zitterten. Erst allmählich fand er sich zurecht. Und wie nun alles wieder auf ihn eindrang, stieg ein alle Schranken brechender, nicht Halt und Grenze kennender furchtbarer Haß in ihm auf gegen den unheimlichen Maurer, den Plawinski. Er schäumte vor Wut. Er packte den nächsten Baum an und versuchte ihn zu schütteln. Er zog das Messer und stieß es mit einer Gewalt in die Borke ... wieder und wieder, als wäre der Stamm nicht ein Stück Holz, sondern als wär' er jener Greis mit den rotumränderten Augen und den mahlenden Kiefern. Erschöpft hielt er endlich inne. Er trocknete sich den Schweiß ab und fühlte plötzlich ein wildes Hungergefühl. Wieviel Stunden war es her, daß er den letzten Bissen genossen? Und mit einem Male kam ihm der Gedanke: wie lange hat nun schon Luderchen nichts bekommen?

Er zählte an den Fingern. An dreißig Stunden fehlte nicht viel mehr. Und die Nacht fiel ihm ein: wie lang eine Stunde war. Es fiel ihm ein, wie Luderchen Mittag für Mittag Schön gemacht und um sein Fressen gebettelt hatte. Und in seinem Halse würgte es, ein schweres Schluchzen rang sich frei, er weinte. Wie ein ganz verlorner, halt- und hoffnungsloser Mensch weinte er. Über den Hund, über sich. Ein unsagbares Mitleid auch mit sich selber überfiel ihn. Er, der Strahlende, der Glückliche — war er denn überhaupt ein Mensch noch? War er, der hier mit schmerzendem Schädel saß, noch der Nikolaus Prus? War das nicht ein ganz anderer: ein armes, abgehetztes, unglückliches und verzweifeltes Geschöpf?

In der Tasche fühlte er die Mundharmonika. Sie steckte ja stets da drinnen. Er nahm sie heraus. Mechanisch begann er zu blasen. Aber mit einer Gebärde, als ekle es ihn, warf er die blanke weit ins Feld hinein, das sich vor dem Walde dehnte. Auch die Freundin versagte. Es gab keinen Trost für ihn.

Es ward später. Er blieb sitzen. Er hatte Furcht, eine erbärmliche, ihn schüttelnde Furcht, nach Hause zu gehen. Noch einmal den Hund zu hören, das ertrug er nicht. Aber als die Sterne kamen, mit goldnem Kleid und stillem Gange, ging er doch . . . ging, weil von neuem und noch stärker ein wütender Hunger ihn überfiel.

Die Frau mochte sich geängstigt haben. „Du kannst ruhig kommen“, sagte sie scheu und gegen ihre sonstige Art fast demütig. Sie wollte hinzufügen: „seit sechs Uhr ist er stille“, aber sie verschluckte es. Nikolaus Prus nickte nur. Der Hund war tot . . . eine tiefe Ruhe überkam ihn. Alles Unrecht fiel von ihm ab. Nur wie ein schwerer Schatten sank etwas auf ihn herab, und er dachte sich, daß nun alles ja ganz gut wäre, nur daß er niemals wieder so harmlos fröhlich werden könnte. Den Hunger hatte er auch verloren. Immerzu nur wollt' er trinken . . . trinken.

Früh, wie er es auch sonst gewöhnt war, ging er schlafen. Er konnt' jetzt an das Luderchen denken . . . es war aller Qual entrückt, lag in seinem Steinsarg, und über ihm würde sich das neue Haus der Prus wölben . . . ein Haus des Glückes! Es war schnell gegangen . . . Gott Lob und Dank! Von einem anderen Hunde hatte er einst gehört, daß er sich eine Woche lang gequält hätte. Doch den alten Maurer wollt' er nicht mehr haben . . . und wenn er selbst in die Stadt zum Meister gehen sollte.

Ans Fenster stieß eine Fledermaus. Da schlief er ein.

In diesen Nächten wurde es nie ganz dunkel. Der letzte Schimmer des alten Tages schien noch am westlichen Horizont zu zittern, wenn am östlichen schon die Vorboten neuen Glanzes erstanden.

In dieser Nacht setzte sich Nikolaus Prus in dem schweren Bauernbett plötzlich auf. Den Kopf vorgeschoben, die Augen starr gradeaus gerichtet, mit den Händen die Bettstatt umklammernd, saß er da.

Er hatte etwas gehört.

Die Nachtluft sang draußen. Er schüttelte den Kopf. 'S war nur geträumt!

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht.

Er hörte etwas . . . er — hörte etwas!

Eine fliegende Hitze ging durch seinen Körper. Der Schweiß trat aus den Poren. Immer weiter schob sich der Kopf vor.

Das war ... ein Winseln. Kein Heulen mehr, das andere hören sollten. Nur ein Winseln, aus Schmerz geboren ... leise...

Ein einziges Mal schrie Nikolaus Prus auf. Ein dumpfer, brüllender Schrei wars, daß die Pani Pellascha in die Höhe fuhr. Dann war er schon an der Thür ... wie er aus dem Bett kam ... und flog zum Neubau hinüber — ohne Schwanken und Zögern, ohne rechte Besinnung. Die Finger riß er sich blutig an den Steinen, ohne viel mehr herunterzukriegen, als Mörtelstückchen, aber immer von neuem setzte er an, wenn von drinnen ein lauteres Winseln, ein Heulen scholl ... Das Luderchen fühlte den Herrn, es nahm alle Kraft zusammen, es bellte, heulte, winselte ... es kratzte ... heilige Mutter Gottes, es kratzte jetzt.

Keuchend, glühend sprang Nikolaus Prus auf.

„Maria Josef, was tust du?“ heulte die Pani Pellascha. Er stieß sie bei Seite. Es holte das Beil. Er raffte zusammen, was er fand. Und dann, als gelte es das eigene Leben, hieb, stemmte, bohrte er wie ein Wahnsinniger, bis die Steine sich lockerten, bis der erste heraussprang, bis er in die Lücke greifen und den zweiten mit Riesenkräften packen und losbrechen konnte.

Er fühlte auf seiner Hand eine heiße Zunge. Er sah grünlich phosphoreszierend aus der Finsternis zwei Augen funkeln, er riß, brach, schlug, bis er den Hund packen konnte und herausziehen.

Er lachte und weinte. Wie ein Krampf war beides in ihm, sprengte die Brust, brach in Schmerzen aus ihm heraus. Fortwährend gingen starke, kurze Schläge durch seinen Körper. Die Tränen sprangen aus seinen Augen.

„Luderchen ... Luderchen!“

In beide Arme nahm er das zitternde Tier, dessen Nase glühte, dessen Zunge verdorrt aus dem Maule hing. Ohne sich anzuziehn, holte er ihm Wasser ... es trank gierig, ohne aufzuhören. Der Napf wurde leer ... er füllte ihn zum zweiten Male. Dann holte er herbei, was im Hause an Eßvorräten war. Doch Luderchen berührte nichts, drängte sich nur zitternd an ihn, leckte ihm die Hand und versuchte Schön zu machen.

Da trug er es in sein Bett, ans Fußende, und legte sich selber wieder hin.

Die Frau heulte. Er sprach nur noch: „Wenn ich morgen aufwach' und der Plawinski ist da, peitsch' ich ihn weg. Sag' ihm das. Mit dem Meister red' ich selber.“

Und dann schlief er ein, nachdem er sich durch ein loses Vorschieben des Fußes überzeugt hatte, daß das Luderchen bei ihm war. Wie ein sattes Kind schlief er.

* * *

Erntewetter! Hier und da begann ein Bauer schon zu schneiden. Der Ruch der Reife lag über allem Land. Bienen, die Honig trugen, erfüllten mit leisem Summen die Luft, aber über ihnen war noch ein feiner, dünner Chor, als stünden Millionen unsichtbarer kleinster Insekten in der Höhe.

Nikolaus Prus saß am Rain zwischen den Feldern. Und neben ihm lag das Luderchen. Eigentlich wollten sie bis zum Walde, aber der Hund, den der Schöpfer erst als Meerschwein angelegt hatte, war noch nicht ganz auf dem Posten. Man spürte es daran, wie er lief und atmete. Und so rasteten die beiden hier schon.

Sie hatten tief und lange geschlafen, gleichsam in einer ruhigen Gewißheit. Als Nikolaus Prus dann aufwachte, hatte seine Frau verschwollene Augen, aber der alte Maurer war fort ... es war still am Neubau. Und zu der einen Freude kam die zweite: das Luderchen fing wieder an zu fressen. Nicht viel ... nur erst ein kleines bißchen; noch überwog der unstillbare Durst.

Der Kossäte hatte die Arme lose um die hochgezogenen Kniee geschlungen. Er sah einer Ameise zu, die ein Körnchen davonschleppte. Er beobachtete einen Käfer, der auf dem Rücken lag und vergebliche Anstrengungen machte, wieder auf die Beine zu kommen. Ein schiefes Lächeln zog über das verwitterte Gesicht. Vorsichtig legte er den Käfer herum. Sei froh und lauf! dachte er.

Sei froh ... heut in der Nacht, bevor er mit dem Luderchen zu Füßen einschlief, war noch eine kurze, drückende Angst über ihn gekommen. Als hätt' er mit der Befreiung des Hundes dunkle Mächte, die doch gerade hatten versöhnt werden sollen, doppelt erzürnt. Aber während jetzt die Helle ihn umgab, klärte sich alles wie von selber. Er zweifelte auch jetzt nicht daran, daß eingemauertes Leben mehr Glück auf eine neue Wohnstätte herabzwinge.

Doch als die leise Angst vor der Zukunft aufkommen wollt', stutzte er plötzlich, ließ die Arme sinken, sah starr und ungläubig geradeaus und sprang mit einem Male empor. Er legte die Hände vor die Augen, um nicht geblendet zu werden, und blickte nach seiner Hütte. Rauch stieg empor daraus, vertraut und heimlich lag sie da. Und der Gedanke, der ihn gepackt hatte, der als Frage, wie vom Wind herangetragen, ihn bewegte, ließ ihn nicht los.

„Warum bau ich denn? Muß ich denn bauen?"

Antwort und Erlösung lag in der Frage schon eingeschlossen. Die Baracke war alt ... gut! Man fror im Winter darin ... gut! Dann ließ man sie flicken. Jung drin gewesen, alt drin geworden ... und glücklich gelebt.

Zum Dank dafür sollt' sie gestürzt und eingerissen werden? Und Nikolaus Prus fühlte, daß das unmöglich wäre, daß er an der Hütte hing als an seinem unveräußerlichen Erdenanteil und -recht, daß es zu spät für ihn war, sich in Neues und Fremdes einzuleben, daß er einst sterben wollte, wo er geboren war. Eine feste und klare Erkenntnis war das, und er wußte gleichzeitig, daß die Qual der letzten Nächte ihn noch enger an die alte Baracke gebunden hatte. Eigentlich sollt' der ganze Bau ja auch mehr für den Jungen sein, als für ihn. Aber wenn er's recht bedachte: heiratete der Witold mal die Schulzentochter, dann konnt' er sich mit dem goldnen Hafer, der in die Krippe rollte, selber ein Haus baun, wie's ihm paßte. Und geriet er an ein armes Mädel, dann tats die Hütte. Es war alles so licht ... so klar. Und war doch wochenlang so dunkel gewesen. An Stelle des geplanten Wohnhauses aber sollte der Stall erstehen. Er war nötiger.

Als ob ein Reifen von der Brust gesprungen wär', atmete Nikolaus Prus auf. So brauchte es kein Opfer, so war alles gut.

Alles? Er dacht' an den Aberglauben der Dörfler, an das Grauen, das ihn selber vor seinem allzugroßen Glück beschlichen.

Doch er fürchtete sich nicht mehr. Er empfand dumpf: daß er dafür schon mit den bitteren Qualen dieser Tage und Nächte gezahlt hatte, daß die Rechnung glatt war.

Einen Pfiff schickte er in die sonnige Luft. Es wollt' aber noch mehr aus ihm heraus. Und er griff in die Tasche, verzog die Stirn, faßte noch einmal hinein ... psia krew, die Freundin fehlte, die Mundharmonika. Die lag ja da draußen, irgendwo im Feld ...

„Wir holen sie, Luderchen ... wir finden sie schon, Luderchen," rief er und schritt wie ein Junger aus.

Er fand sie wirklich. Er rieb Sand und Staub ab, putzte sie wieder blank, strich mit der Hand liebkosend über sie hin.

Und dann spielte er. Spielte zwischen den reifen Feldern unter Sonnenflimmern und dem heißen Erntebrodem auf der besten Freundin, und siehe: etwas heiser noch und unsicher, aber in der alten gefühlvollen Weise begann das Luderchen mitzusingen.

Da drangen aus der Harmonika ein paar falsche Quietschlaute, die Melodie kam ins Schwanken, wie ein leises Lachen und Prusten klangs durch die bedenklich übereinander purzelnden, halb steckenbleibenden Töne:

Nikolaus Prus strahlte wieder. Nikolaus Prus war wieder ein glücklicher Mann.

Die preußische Politik von 1786 bis 1806.

Von

Reinhold Koser.

Friedrich der Große hat im Jahre 1782 seinem Nachfolger vorausgesagt, daß unter einem schlaffen Regiment es binnen dreißig Jahren um Preußen und das Haus Brandenburg geschehen sein werde. Die Prophezeiung ist, noch ehe die Frist abgelaufen war, in Erfüllung gegangen. Aber wenn der alte König den verhängnisvollen Stoß gegen seinen Staat von dem Habsburger befürchtete, der um ein volles Menschenalter, gerade dreißig Jahre jünger war als er, so hat Josef II. ihn nur um drei und ein halbes Jahr überleben sollen, und der Mann des Schicksals für Preußen ist zwanzig Jahre nach dem Tode des Eroberers von Schlesien nicht ein Nachkomme Maria Theresias geworden, sondern der Sohn der französischen Revolution, deren Nahen der preußische König nicht gewahrt hatte. Ein Beweis für die alte Wahrheit, an die wir jüngst aus berufenstem Munde erinnert wurden, „daß auch das größte Genie die Entwicklung der Dinge nicht vorher sieht, geschweige denn vorzeichnen kann."

Eben deshalb wäre es an sich verfehlt, den Nachfolgern Friedrichs einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie in den zwanzig Jahren, die zwischen des großen Königs Tode und dem Zusammenbruch des friderizianischen Staates liegen, angesichts einer neuen Entwicklung der Dinge sich ihre eigenen Wege gesucht haben. Gewiß wird jeder Staat dem Schatze seiner politischen Überlieferungen eine Summe von Grundsätzen und Erfahrungen, Lehren und Beispielen, Antrieben und Warnungen entnehmen können und wollen, und es ist bezeichnend, daß gerade unsere größten Staatsmänner, wie König Friedrich und Fürst Bismarck, die im höchsten Sinne Geschichte gemacht haben, die Geschichte auch studiert haben und in der Geschichte zu Hause waren. Aber notwendiger, als mit König Saul die abgeschiedenen Geister anzurufen und bei der Vorzeit sich Rat zu holen, ist es für den zum handeln berufenen Staatsmann die Zeichen der Zeit zu deuten, den Augenblick zu begreifen und zu ergreifen.

Digitized by Google

Nicht also darin hat man die Ursache für den traurigen Niedergang der preußischen Politik zwischen 1786 und 1806 zu suchen, daß sie von den Bahnen Friedrichs des Großen abgewichen ist, sondern nur darin, wie sie abwich.

I.

Die Klagen über Niedergang und Entartung sind sehr bald laut geworden. „Wie auffallend ist der Unterschied des unsicheren und kombinierten Ganges unserer Politik gegen das feste, bestimmte und nachdrückliche Benehmen, wodurch Preußen sich vordem bei allen Mächten in Ansehen und Achtung gesetzt hat", so urteilte der preußische Gesandte in Paris, Graf Goltz im Jahre 1791. Freunde und Feinde Preußens, Patrioten und Pamphletisten wetteiferten die Vergangenheit gegen die Gegenwart auszuspielen und den alten Fritz zu zitieren.

Auf das Beispiel Friedrichs des Großen hinzuweisen war im Widerstreit der politischen Tendenzen deren verschiedenen Trägern insofern bequem gemacht, als der Begründer der preußischen Großmachtstellung sein Allianzsystem mehr als einmal gewechselt hatte.

Friedrich hatte stets auf ein gutes Einvernehmen mit Rußland Wert gelegt und hatte lange Jahre hindurch, von 1764 bis 1780, das russische Bündnis seiner Politik zum Eckstein dienen lassen.

Wieder konnten die, welche die Anmaßlichkeit Rußlands lästig empfanden und den Ehrgeiz Rußlands als eine Gefahr betrachteten, daran erinnern, daß Friedrich, eben von diesen Erwägungen ausgehend, eine Besserung seiner Beziehungen zu Österreich zeitweise, in der Epoche von 1768 bis 1770, aufrichtig angestrebt hatte.

Unmittelbar in die Gegenwart hinein reichte die letzte große Aktion friderizianischer Politik nach der Lockerung der Beziehungen zu Rußland, Preußens Annäherung an die deutschen Reichsfürsten, die Gründung des Fürstenbundes. Alle, die am preußischen Hofe eine Verstärkung der Aufstellung Preußens in Deutschland wünschten, betrachteten sich also als die echtesten Erben, die treuesten Fortsetzer Friedrichs.

Noch aber war auch die Erinnerung an die Anfänge der vorigen Regierung nicht erloschen, an die Zeiten, da Friedrich im Bunde mit Frankreich die ersten großen militärischen und politischen Erfolge davongetragen hatte.

Und hatte er an der Seite der Franzosen Schlesien erobert, so hatte er an der Seite der Engländer im siebenjährigen Kriege Schlesien verteidigt. Auch nach dieser Richtung wies also eine Überlieferung.

Einer der Minister Friedrich Wilhelms II., Graf Haugwitz, bezeugt,[1]) daß er den König oft habe fragen hören: Wie würde sich notre grand homme — der große Friedrich — bei dieser Gelegenheit verhalten haben? Aber Haugwitz versichert zugleich, Friedrich Wilhelm sei bei aller Ehrerbietung für das Andenken seines Oheims überzeugt gewesen, daß die Grundsätze, die der Politik des großen Vorgängers als Basis gedient hätten, auf den veränderten Zustand von Europa nicht mehr anwendbar seien.

Über Friedrich den Großen hinaus strebte wie der neue König selber auch der Minister, aus dessen Händen er die politische Erbschaft des großen Vorgängers übernahm: Graf Hertzberg. Und zwar der Minister ungleich bewußter und entschiedener. Von seinem Gebieter und Lehrmeister stets in engen Grenzen und voller Abhängigkeit gehalten, hatte Hertzberg sich damals angewöhnt, den Gang der auswärtigen Politik, auf den er keinen bestimmenden Einfluß ausübte, mit dem Hochgefühl überlegener Einsicht zu kritisieren. Er wagte in Friedrichs letzten Regierungsjahren Urteile, wie sie demnächst über die Politik der Epigonen Friedrichs, die man des Abfalls von Friedrichs Überlieferungen zieh, nicht abschätziger gefällt worden sind: „Wir leben nur von einem Tag zum andern, ohne ein folgerichtiges System." . . . „So verlieren wir Schritt für Schritt den Ruf der Stärke und Festigkeit, den wir hatten und der die einzige Grundlage bildet für unsern Staat von mittlerem Range". Hertzberg getröstete sich der Aussicht auf die „große Revolution", wie er sich in vertrauten Briefen ausdrückte; er meinte den bevorstehenden Thronwechsel, von dem er entscheidenden Wandel, d. h. freie Bahn für seine eigenen politischen Gedanken erwartete.

Was Hertzberg vornehmlich an dem Zustand, in welchem Friedrich der Große den Staat hinterließ, auszusetzen hatte, war Preußens Isolierung im Kreise der Großmächte, der notgedrungene Verzicht auf eine europäische Allianz.

In der ganzen Zeit vom Ausgang des siebenjährigen Krieges bis zu dem des Krieges um die bayrische Erbfolge hatten sich in Europa zwei Bündnisse gegenüber gestanden: der den siebenjährigen Krieg überdauernde österreichisch-französische Bund von 1756 und der 1764 abgeschlossene, wiederholt erneuerte Bund zwischen Preußen und Rußland, das seinerseits freundliche Beziehungen zu dem alten und unversöhnten Gegner Frankreichs, zu England unterhielt.

---

[1]) In seinen durch Ranke (Sämtliche Werke 47, 271—318) teilweise mitgeteilten Memoiren. Ich beziehe mich in dem vorliegenden Versuche einer Gesamt-Charakteristik der preußischen Politik jener zwei Jahrzehnte lediglich auf bereits veröffentlichten Quellenstoff.

So bedeutete es eine schwere Erschütterung der europäischen Stellung Preußens, als 1781 nach dem Tode Maria Theresias die ihm bisher verbündete Macht sich eng an die ihm unentwegt feindliche anschloß, weil Katharina II. die bei König Friedrich nicht vorhandene Bereitwilligkeit zur Unterstützung ihrer auf die Zertrümmerung der Türkei gerichteten Pläne bei Josef II. vorfand. Die Teilhaber des Dreibundes von 1757 standen, da Österreich seine Allianz mit Frankreich aufrecht erhielt, wieder sämtlich auf der Preußen entgegengesetzten Seite.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, mit Frankreich oder mit England Fühlung zu gewinnen, hatte Friedrich ein notdürftiges Gegengewicht gegen das österreichische Allianzsystem durch seinen Bund mit einem Teil der deutschen Reichsfürsten geschaffen. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Krone Frankreich, obwohl mit dem Wiener Hofe verbündet, nach den alten Überlieferungen ihrer deutschen Politik an der Erhaltung der territorialen Selbständigkeit Bayerns auch ihrerseits interessiert war, deren Sicherung gegen österreichische Annexionspläne der nächste praktische Zweck des deutschen Fürstenbundes war. Um Frankreichs moralische Unterstützung dem Fürstenbunde für alle Fälle zu erhalten, hatte dessen Stifter nun auch, alles wohl erwogen, davon abgesehen, eine engerere Verbindung zwischen diesem Bunde und Frankreichs Widerpart England anzubahnen.

Gewiß war der Fürstenbund einer Fortbildung fähig und, wenn man will, bedürftig. Sie ließ sich nach zwei Seiten denken. In konservativer, defensiver Tendenz geschlossen, um die Reichsverfassung zu erhalten und Anschläge des Kaisers auf landesfürstliches Besitztum abzuwehren, hätte der Bund über dies enge politische Programm hinausgreifen und sich im reformatorischen Sinne weiter entwickeln können, um die Grundlage für ein neues, verjüngtes Reich abzugeben. Hoffnungen dieser Art hatten sich für einige der Teilnehmer, wie für den Herzog Karl August von Weimar, an die Gründung des Bundes geknüpft. Oder der Bund konnte expansiv hinausgreifen über seine enge geographische Sphäre, über die Grenzen des Deutschen Reichs, als Kristallisationspunkt für eine dem Dreibund der Kaiserhöfe und Frankreichs, hinter denen noch die bourbonischen und habsburgischen Fürsten Südeuropas standen, entgegenzustellende europäische Föderation. In dieser Richtung bewegten sich die Gedanken Hertzbergs: England, Holland, Dänemark, Schweden, endlich aber auch das mit Englands Hilfe von der Verbindung mit Österreich abzuziehende Rußland sollten mit Preußen und dem deutschen Fürstenbund zu einen „nordischen System" sich vereinigen.

Fast ein Jahr hindurch hat Friedrich Wilhelm II. die hochfliegenden Entwürfe seines Ministers kühl und zäh von sich gewiesen. Hertzberg wollte seine Föderativpolitik großen Stiles einleiten mit einer bewaffneten Einmischung in die Verfassungswirren der Vereinigten Niederlande, wozu die verletzenden Angriffe der von Frankreich begünstigten sogenannten Patriotenpartei gegen den Erbstatthalter und seine hohenzollerische Gemahlin, die Schwester des Königs von Preußen, den Anlaß bieten sollten; die Verbindung mit England erwartete Hertzberg bei dem gemeinsamen Gegensatz gegen Frankreich dann von selbst eintreten zu sehen. Aber Friedrich Wilhelm beharrte unerschütterlich bei dem Grundsatz, „daß das Wohlergehen seiner Schwester und ihrer Kinder ihn nicht bis zu dem Grade berühre, um deshalb das Wohlergehen des Staates auf das Spiel zu setzen".[2]) Nicht einmal ein Schritt offener Gewalt, die Verhaftung der Erbstatthalterin durch die Truppen der Provinz Holland entfernte ihn von diesem Standpunkt; erst als die Stände von Holland schnöde ihm Genugtuung verweigerten, trat ein preußisches Korps im September 1787 seinen militärischen Spaziergang nach Amsterdam an.

Nun geschah es, wie Hertzberg vorausberechnet hatte. Einmal mit den holländischen Händeln befaßt, ließ sich der König jetzt auch auf eine Verbindung mit England ein, die er bisher, um jenen Wirren gegenüber freie Hand zu behalten, abgelehnt hatte. So entstand durch gleichzeitige Verträge Preußens mit den beiden Seemächten, wie man die Niederlande und Großbritannien herkömmlich nannte, die Tripleallianz von 1788.

Dagegen sah sich Hertzberg in der Hoffnung, durch England die gestörte Verbindung mit dem Zarenreiche wiederherzustellen, ebenso getäuscht wie 1756 Friedrich der Große bei Abschluß seiner auf die Gewinnung Rußlands berechneten Westminsterkonvention. Vielmehr nahm die Spannung zwischen Preußen und Rußland eben jetzt noch zu, als die Kaiserhöfe der Hohen Pforte den Krieg erklärten. Friedrich Wilhelm befürchtete nicht ohne Grund, daß sie nach Überwältigung der Türken ihre Waffen gegen Preußen kehren würden. Mit dem Rückhalt seiner Tripleallianz und des Fürstenbundes, mit der Aussicht auf eine Verständigung mit Rußlands Nachbarn, den Polen, den Schweden, den Türken selber, erklärte sich Preußen für verpflichtet für die Erhaltung des Gleichgewichts im östlichen Europa einzustehen. Den Höhepunkt der feindseligen Gesinnung des Königs gegen die beiden in den Türkenkrieg eingetretenen Mächte bezeichnet wohl die Anknüpfung von Verbindungen mit der Revolutions-

[2]) Vgl. Bailleu, Graf Hertzberg, Histor. Zeitschrift 42, 452.

partei in des Kaisers Nebenreichen, in Belgien, Galizien und Ungarn. Als dagegen im Frühjahr 1790 das preußische Heer auf Kriegsfuß gesetzt und in Schlesien zusammengezogen wurde, gewahrten schärfer blickende Beobachter doch schon ein Nachlassen der kriegerischen Stimmung. Wohl blieb Friedrich Wilhelm bereit, äußersten Falles mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Aber im Laufe der zwischen den Hauptquartieren angeknüpften diplomatischen Verhandlungen zog er die Bedingungen, die den österreichischen Stolz am empfindlichsten verletzen mußten, wieder zurück: die anfangs aufgestellte Forderung, daß die durch die absolutistischen Tendenzen der Hofburg bedrohten Verfassungen der Niederlande und Ungarns unter preußische Bürgschaft gestellt werden sollten. Er begnügte sich, unter starker Betonung seiner Uneigennützigkeit und mit innerer Genugtuung über die Rolle des hochherzigen Friedenstifters, die einfache Herstellung des Besitzstandes, des „status quo stricte" zu fordern: die Herausgabe der den Türken mit den Waffen abgenommenen Gebiete.

Friedrich Wilhelm entfernte sich damit in unerwarteter, ja schroffer Wendung von der Linie, auf der sein Minister die preußische Politik weiter vorschieben wollte. Nicht als ob Hertzberg es auf den Krieg mit Österreich oder gar mit beiden östlichen Großmächten abgesehen hätte. Aber er vertrat die Meinung, daß man in der augenblicklichen Lage ohne Schwertstreich, nur durch die Kunst der Diplomatie einen erheblichen Landgewinn einheimsen könne und müsse. Hertzbergs großer Plan, schon 1787 entworfen und während der nächsten drei Jahre in immer neuen Denkschriften entwickelt, ging auf einen umfassenden allgemeinen Ländertausch hinaus. Da sollten die Türken Bessarabien, Oczakow und die Krim an Rußland, die Moldau und die Wallachei an Österreich abtreten, die Österreicher wiederum Galizien an Polen zurückerstatten und die Polen Danzig und Thorn samt den Palatinaten von Posen und Kalisch an Preußen überlassen. Ein Plan, von dem doch unter sämtlichen Beteiligten niemand etwas hören wollte, am wenigsten die Macht, der die Rolle des ausschließlichen Verlierers zugedacht war, die auf preußische Vermittlung hoffende und vertröstete Pforte. Ein Plan, der nur dazu diente, die preußische Politik nach allen Seiten hin in Verdacht und Verruf zu bringen, und der auch von Preußens britischen Verbündeten verworfen wurde. Ein Plan, an dem sein Urheber allmählich einen Abstrich nach dem andern vornehmen mußte, bis Hertzberg zuletzt seine Wünsche auf Thorn und Danzig beschränkte und auch in dieser Beschränkung sich also schließlich von seinem Gebieter verleugnet sah.

Es war immerhin ein Großes, daß Friedrich Wilhelm II., das Schwert in der Hand, in dem Reichenbacher Vertrag vom 27. Juli 1790 dem stolzen Gegner seines großen Vorgängers das Gesetz diktiert, den österreichischen Truppen auf dem Wege nach dem Balkan Halt geboten und dem bisherigen Bundesgenossen der Zarin zu dem Verzicht auf seine türkischen Eroberungen und zu der Zusage gezwungen hat, Rußland bei Fortsetzung des Türkenkrieges weder unmittelbar noch mittelbar zu unterstützen. Indes bleibt die historische Tatsache bestehen, daß der Reichenbacher Vertrag die erste Abwendung von der politischen Überlieferung bedeutet; daß Friedrich Wilhelm eine unvergleichliche Gelegenheit zur Abrechnung mit dem durch die preußischen Waffen bisher nie ganz niedergeworfenen Nebenbuhler ungenützt gelassen hat; daß er durch seine Mitwirkung bei der Wahl Leopold II. zum Kaiser auch auf die Fortsetzung der vor fünf Jahren inaugurierten deutschen Politik Preußens und vollends auf die Fortbildung der Fürstenbundspolitik im Sinne einer Reichsreform verzichtet hat. Die Meinungen sind in der Folge darüber auseinandergegangen, ob der Nachfolger Friedrichs zu Reichenbach die Bahnen seines Vorgängers aus „Unentschlossenheit“[3]) oder mit Vorbedacht verlassen hat oder gar gleichsam aus Versehen und Zufall, indem er im letzten Stadium der Verhandlung auf den Krieg hingearbeitet hätte[4]) und zu seiner eigenen Überraschung beim Frieden angekommen wäre, dem Hertzberg als Unterhändler (als ministre porte-voix, wie er sich resigniert nannte), ungelenk und mit dem König innerlich im Widerspruch, nicht auszuweichen verstanden hätte. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird man für die Beurteilung der Haltung des Königs in den letzten über Krieg und Frieden entscheidenden Tagen die Schroffheit in der Form neben der Nachgiebigkeit in der Sache, d. h. neben dem Verzicht auf jene für Österreich am meisten demütigenden Forderungen, weder als ein Wiederaufflammen der Kriegslust noch als Unentschlossenheit zu deuten, sondern einfach aus dem Bedürfnis nach schnellster Entscheidung zu erklären haben. Die Kosten des von Monat zu Monat sich hinziehenden Zustandes der Kriegsbereitschaft entleerten den Staatsschatz; da half nur ein kräftiges Ultimatum, eine ganz unmittelbare Drohung, die mit dem aufrichtigen Wunsche nach Erhaltung des Friedens unter diesen Umständen

---

[3]) Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte 1, 267 (4. Auflage).

[4]) Duncker, Friedrich Wilhelm II. und Hertzberg (Histor. Zeitschr. 37). Vgl. H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1, 182 ff. (4. Aufl.). Heigel, Deutsche Geschichte 1, 261 ff. Dagegen Krauel, Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms II. (1899) S. 58. P. Wittichen, Die polnische Politik Preußens 1788—1790 (1899) S. 64.

wohl vereinbar blieb. Nach der Versicherung des Grafen Haugwitz, den der König damals, um sein Verhältnis zu Österreich mit ihm zu erörtern, in das Silberberger Feldlager kommen ließ, wäre das Ziel der persönlichen Politik Friedrich Wilhelms bei der Reichenbacher Verhandlung nicht bloß ein Vergleich, sondern die Versöhnung gewesen.

Haugwitzens Angabe erhält eine Beglaubigung durch den Inhalt der Weisungen, mit denen der Marquis Lucchesini demnächst, am 18. September 1790, nach Wien gesandt wurde.[5]) Er sollte die wahre Gesinnung Leopold II. zu ergründen suchen und, wenn er ein williges Ohr fand, ein Bündnis in Anregung bringen. Also Friedrich Wilhelm II. war schon damals bereit, einen völligen Frontwechsel der preußischen Politik zu bewirken, wenn es sich ergab, daß Leopold dem System seines Bruders und seiner Mutter gegen Preußen, dem Mißtrauen und den schmerzlichen Erinnerungen entsagen wollte.

Zunächst aber mußte Friedrich Wilhelm sich überzeugen, daß er von dem ihm erstrebenswert scheinenden Ziele noch weit entfernt war. Österreich hatte unter preußischem Drucke seinem russischen Verbündeten die Kampfesgenossenschaft gegen die Muselmanen aufsagen müssen, aber sein Bund mit Rußland war doch keineswegs gesprengt. Der alte Fürst Kaunitz, der sich in das Reichenbacher Abkommen nur mit äußerstem Widerstreben gefunden hatte, erklärte zwei Monate nach Reichenbach dem preußischen Gesandten, man habe zwar die Zusage erteilt, Rußland im Kampfe mit der Pforte nicht mehr zu unterstützen, aber diese Zusage sei als erloschen zu betrachten, sobald Preußen an Rußland den Krieg erklären werde. Und gerade mit dieser Möglichkeit beschäftigte sich der König jetzt vornehmlich; denn er fuhr fort in seiner Rolle als Friedensstifter. Er gedachte, gestützt auf sein noch weiter auszubauendes „système fédératif“ zur Aufrechterhaltung der bestehenden Besitzverhältnisse auch Rußland unter das Joch des status quo stricte zu beugen, auch Rußland zum Verzicht auf die türkischen Eroberungen zu nötigen. Die Feldequipierung des Königs wurde nach Königsberg geschickt, ein Einfall nach Livland geplant, England versprach die Entsendung zweier Flotten in das Baltische und in das Schwarze Meer, die Türken sollten zur Offensive an der Donau, die Polen zur bewaffneten Erhebung veranlaßt werden.

Alle diese Entwürfe kreuzte der Abfall Englands.[6]) Der leitende Minister Georgs III., der jüngere William Pitt, sah sich in seiner

[5]) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 15, 258.
[6]) Salomon, W. Pitt der Jüngere (1906) 1, 516 ff.

orientalischen Politik noch nicht vom Parlament, wohl aber von der öffentlichen Meinung verleugnet; der Führer der Opposition, Charles Fox, erklärte im Unterhause, es sei völlig neu, Rußlands Größe als Gegenstand der Besorgnis für England genannt zu hören, und seine Worte fanden in der englischen Presse, in der russisches Geld sehr wirkungsvoll nachhalf, lebhaften Widerhall. Pitt wich zurück, um sich im Amte zu behaupten, und bereitete damit dem preußischen Verbündeten, der allein jetzt loszuschlagen nicht wagte, eine schwere diplomatische Niederlage. Katharina II. ließ die Büste von Fox in Zarskoje-Selo aufstellen, sie konnte den Türken den Frieden von Jassy diktieren, der den Dnjester zur Grenze zwischen den beiden Reichen machte. Das preußisch-englische Bündnis vom Frühjahr 1788, das System der Tripleallianz, hatte die Probe nicht bestanden, es hatte den Todesstoß erhalten, und Preußen stand im Mai 1791 völlig isoliert.

II.

Wie sich versteht, hat der Zerfall seines Bündnisses mit England den Wunsch Friedrich Wilhelms II. nach Aussöhnung und Anknüpfung mit Österreich noch verstärkt. Aber auch der Wiener Hof empfand das Bedürfnis, seine internationale Stellung zu festigen. Denn wie Preußen sein englisches Bündnis, so hatte die Hofburg in der Katastrophe des bourbonischen Königtums ihr französisches Bündnis verloren, ja sie mußte bereits auf einen feindlichen Zusammenstoß mit dem revolutionären Frankreich gefaßt sein. So fanden sich die beiden deutschen Mächte. Und aus der allgemeinen Umwälzung des europäischen Allianzsystems ergab sich für Preußen statt eines Krieges gegen Rußland, den man an der Seite Englands hatte führen wollen, der Krieg gegen Frankreich an der Seite Österreichs und unter Wiederannäherung an Rußland.

Als Friedrich Wilhelm II. im Februar 1791 seinen vertrauten Generaladjutanten Bischoffwerder das erste Mal nach Wien abordnete, galt die Sendung noch unmittelbar dem Abschluß eines Bündnisses gegen Rußland, um den russischen Einfluß aus Deutschland auszuschließen und Polen von dem russischen Druck zu befreien. Als Bischoffwerder im Mai sich zum zweiten Mal an den Hof Leopolds II. begab, sollte er zwar auf Beistand gegen Rußland nicht mehr drängen, aber doch die Zusage österreichischer Neutralität für den Fall eines preußisch-russischen Krieges fordern; über die französischen Angelegenheiten enthielt die Instruktion des Unterhändlers überhaupt nichts. Die Präliminarartikel dagegen, unter die Bischoffwerder zu Wien am 25. Juli 1791 seine

Unterschrift setzte, sahen einerseits die Einladung Rußlands zum Beitritt vor und andererseits eine diplomatische Einmischung in die französischen Wirren. „Zögernd, aber doch provozierend“ [7]) schritten Friedrich Wilhelm und Leopold mit den Pillnitzer Abreden vom September 1791 auf dem eingeschlagenen Wege weiter. Bis dann Preußen durch das Bündnis vom 7. Februar 1792 dem Wiener Hofe seine Hilfe für den Fall des vorauszusehenden Bruches mit Frankreich fest zusagte. Friedrich Wilhelm II. hatte vergeblich versucht, Österreich zum gemeinsamen Vorgehen gegen Rußland zu bestimmen; er hatte sich jetzt vielmehr von Österreich für die Beteiligung am Kampfe gegen Frankreich gewinnen lassen.

Seit mehr als drei Jahrzehnten hatte man in Preußen des Augenblicks geharrt, da das 1756 geschlossene Bündnis zwischen Österreich und Frankreich sich lösen würde. Wenn jetzt, als dieser Augenblick eingetreten war, die Lage nicht zur Erneuerung der alten preußisch-französischen Freundschaft der Zeiten von 1741 bis 1756 benutzt wurde, wenn vielmehr Preußen sich beeilte, jetzt den Platz an Österreichs Seite einzunehmen, den Frankreich soeben geräumt hatte, so lag darin allerdings noch mehr als in dem Reichenbacher Abkommen eine entschiedene Abwendung von den Überlieferungen Friedrichs des Großen. Daß ein preußisches Interesse den Eintritt in den Krieg gegen die Franzosen nicht erheische, das wurde nicht nur zugegeben, das wurde stark und offiziell betont. Was also sonst hatte den Nachfolger Friedrichs in diese neue Bahn gelenkt?

Die ersten Ansätze zu der Politik, die über Pillnitz und Valmy nach Basel geführt hat, lagen weiter zurück, als die Gegner und Tadler dieser Politik, die in der Umgebung des Königs frühzeitig ihre Stimme erhoben, angenommen haben. Das Bündnis zwischen den beiden deutschen Mächten, an das er im Herbst 1790, durch einen Emissär der französischen Emigranten angeregt, bei jener Sendung Lucchesinis nach Wien dachte, sollte seine Spitze gegen das revolutionäre Frankreich richten. Man werde, so schreibt er an Lucchesini, mit dem Vorwand, die dem Schwager und der Schwester Leopolds II. zugefügten Verunglimpfungen zu rächen, eine mehr als genügende Autorisation zum Vorgehen haben, die durch die Übergriffe der Revolution gegenüber den dem Elsaß benachbarten Reichsfürsten noch verstärkt werde.

Leopold II. hat damals, als Lucchesini in seiner Audienz auf das gemeinsame Interesse aller Fürsten an der Aufrechterhaltung von Autorität,

[7]) Ranke, Sämtl. Werke 48, 223.

Ordnung und Ruhe hinwies, kühl („sehr naiv“, wie Lucchesini meinte) erwidert, die Vorgänge in Frankreich seien eine starke Lehre für alle Souveräne, die künftig verpflichtet sein würden, großer Mäßigung gegen ihre Untertanen sich zu befleißigen. Den Gedanken an eine Einmischung wies er damals, im Oktober 1790, ganz von sich, nicht anders als sein toskanischer Vertrauter Manfredini, dem gegenüber Lucchesini sich deutlicher ausließ.

Ohne Frage ist für Friedrich Wilhelm II. die lebhafte Empfindung für den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Legitimität und Revolution, die ritterliche Teilnahme an dem Unglück der französischen Königsfamilie im ganzen Verlaufe seiner Aktion gegen Frankreich ein stark und immer stärker treibender Beweggrund gewesen. Aber nicht der einzige Beweggrund. Die Instruktion, die Lucchesini 1790 nach Wien mitnahm, zeigt, daß der König von der Gunst der Lage die Gelegenheit zu leichtem Landerwerb erwartete. Dem Krieg mit Österreich war er im letzten Augenblick ausgewichen; noch weniger hatte er es auf einen Krieg mit Rußland ankommen lassen. Den Krieg gegen das durch Parteiung zerrüttete Frankreich scheint er sich eine Wiederholung des spielenden Kampfes gegen Holland gedacht zu haben: 50000 Preußen, so nimmt er an, werden, nachdem sie sich der Festung Metz versichert haben, in das Herz von Frankreich vordringen. Und der Lohn der Sieger? Lucchesini ist im Oktober 1790 in Wien wohl nicht dazu gelangt, seinem Landsmann Manfredini, was in der Instruktion stand, im einzelnen vorzutragen. Aber die Meinung des Königs war, daß Österreich das französische Flandern nehmen, Preußen die Herzogtümer Jülich und Berg aus dem Besitz des Kurfürsten von Pfalz-Bayern erhalten sollte, der dafür mit einem Teil des Elsasses zu entschädigen sein würde. Falls der Wiener Hof mehr beanspruchen sollte, so dachte Friedrich Wilhelm damals sein Gewinnlos um das österreichische Schlesien zu vermehren.

Aus dem von vornherein erhobenen Anspruch auf territoriale Entschädigung für die Kriegskosten hat sich dann für den preußischen Staat bald eine neue Verwicklung ergeben. Zu dem Kriege am Rhein trat ein Krieg an der Weichsel.

Der im Herbst 1790 von Friedrich Wilhelm II. hingeworfene Plan zur Erwerbung von Jülich und Berg war aufgegeben worden, noch ehe das Bündnis vom 7. Februar 1792 zum Abschluß kam. Weil nirgends wo anders ein Gebiet sich entdecken ließ, dessen Gewinn für die Kosten des Krieges gegen Frankreich entschädigen mochte, verfiel man auf Polen.

Preußen hatte in dem Vertrag vom 29. März 1790 der Republik Polen ihren Besitzstand verbürgt zu einer Zeit, wo der Krieg gegen

Österreich und, Rußland vor der Tür zu stehen schien. Die Verbindung mit Polen bildete einen wesentlichen Bestandteil des preußisch-englischen „système fédératif“. Die Lösung dieser Verbindung war für Preußen die Konsequenz aus dem Zerfall der Allianz mit England. Von dem britischen Verbündeten gegen Rußland nicht unterstützt, ließ Friedrich Wilhelm II. die Polen fallen, wie er die Türken fallen lassen mußte. Nicht mehr in der Lage, um Polens willen gegen Rußland Krieg zu führen, nicht mehr in der Lage, eine neue russische Annexion in Polen zu hindern, entschloß er sich an der Annexion teilzunehmen — wie der preußische Minister Schulenburg es schon im August 1791 dem englischen Gesandten mit voller Offenheit erklärte: Preußen werde bei einer vorauszusehenden Verständigung wegen einer neuen polnischen Teilung genötigt sein, an einem Vorgehen, das es nicht verhindern könne, sich zu beteiligen. So weit war Friedrich Wilhelm II. von seinem Föderativsystem zur Erhaltung des internationalen Besitzstandes abgedrängt worden! Katharina II. fand also für ihre polnischen Pläne den Boden in Berlin vorbereitet, als sie im Februar 1792 die diplomatische Diskussion eröffnen ließ, und im Mai konnte dann Preußen an den österreichischen Bundesgenossen den Vorschlag richten, daß für die Kosten des französischen Krieges Preußen seine Entschädigung in Polen, Österreich am Rhein, im Elsaß, zu suchen haben werde.

Mit solchem Eifer hing der König jetzt dem polnischen Erwerb nach, daß er sich bei dieser Behandlung alsbald und nicht ohne Vorbedacht[8]) zu einem neuen Zugeständnis an Österreich, zu einer abermaligen Verleugnung friderizianischer Überlieferung verstand; als die Österreicher, statt die unsichere Anweisung auf Eroberung des Elsaß anzunehmen, ihre alte Lieblingsforderung aufstellten, den Eintausch von Bayern gegen Belgien, erneute Preußen den 1778 und 1785 so nachdrücklich eingelegten Widerspruch nicht. Erst als sie zu Bayern, weil die bayrischen Einkünfte den belgischen nicht gleichkämen, noch die eben an die Hauptlinie des Hauses Hohenzollern zurückgefallenen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zugelegt wissen wollten, gegen entsprechende Vergrößerung des preußischen Loses in Polen, erst da stießen sie auf lebhaften Widerspruch, und die neue Freundschaft erhielt den ersten harten Stoß. Schließlich hat Österreich, wollte man Preußen in der Allianz festhalten, wohl oder übel zu der preußischen Besitznahme von Großpolen — der neuen Provinz Südpreußen — nebst Danzig und Thorn seine Zustimmung geben

[8]) Denn schon bei der ersten Sendung von Bischoffwerder ist den Österreichern die Erwerbung bayrischer Gebiete bedingungsweise angeboten worden.

müssen, und zwar zu einer Zeit, wo nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges von 1792 die österreichischen Niederlande, das Objekt, das man gegen Bayern eintauschen wollte, militärisch in der Hand des Feindes waren.

Aber auch Preußen durfte den ihm zugestandenen Gewinn noch keineswegs als gesichert betrachten. Zwar die Besitzergreifung vollzog sich im Herbst 1793 nach einigen Weiterungen, die aus dem versteckten bösen Willen nicht bloß der Österreicher, sondern auch der bei der neuen Teilung Polens in reichem Maße bedachten Russen erwuchsen. Dann aber entbrannte der nationale Aufstand unter Führung von Kosciuszko und Madalinski. Schweren Herzens, aber nun mit dem Vorsatz, die Weichselgrenze seinem Staate zu gewinnen, entschloß sich Friedrich Wilhelm zu einem Heereszug gegen die polnischen Freiheitskämpfer. In hartnäckigem Kampfe unterwarfen sich die preußischen Waffen das Land bis zur Weichsel, sowie die Stadt Krakau, aber vor dem befestigten Warschau trat der König einen unrühmlichen Rückzug an wie zwei Jahre zuvor nach dem Tage von Valmy.

Die Kriegsführung mit zwei Fronten, mit schweren Mißerfolgen in der Offensive an der Weichsel und mit bescheidenen Teilerfolgen in der Defensive am Rhein, schuf für Preußen im Jahre 1794 eine überaus widerwärtige Lage. Bei der Erschöpfung des von Friedrich dem Großen gesammelten Staatsschatzes wäre die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich überhaupt nicht möglich gewesen ohne die Subsidienspende, zu der sich England bereit fand. Englische Subsidien hatte Friedrich II. seit dem dritten Feldzuge des siebenjährigen Krieges in ärgster finanzieller Bedrängnis doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, daß sein Bundesgenosse aus der Geldunterstützung keinen Anspruch auf Bevormundung der preußischen Kriegsführung, auf Einmischung in die Operationspläne ableiten dürfe. Herrischer traten die Engländer von 1794 auf. Sie verlangten das Erscheinen des preußischen Heeres auf dem von ihren Landungstruppen gewählten flandrischen Kriegsschauplatz, während die preußische Heeresleitung die Stellung am Mittelrhein festhalten zu müssen glaubte, um das deutsche Reich nicht einer französischen Invasion preiszugeben. Wenn darauf England den Subsidienvertrag kündigte, wenn ferner das Verhältnis zu dem andern Verbündeten, zu Österreich, sich von Jahr zu Jahr unfreundlicher, ja feindseliger gestaltet hatte, so darf es nicht überraschen, daß die sämtlichen Berater des preußischen Königs, die politischen und die militärischen, die offiziellen und die unoffiziellen, in dem Rufe nach Frieden mit Frankreich überein-

stimmten. Gleichwohl hat Friedrich Wilhelm II. diesem allgemeinen Verlangen Monate hindurch einen überaus zähen Widerstand entgegengesetzt.

Der Baseler Friede vom 5. April und der Petersburger Vertrag vom 24. Oktober 1795 beschlossen die dreijährige Periode der kriegerischen Wirren im Westen und Osten. Dort war Preußen über den Rhein zurückgeworfen, hier nicht auf der ganzen Linie bis zur Weichsel vorgedrungen. Zwar war die endgültige Entscheidung über das Schicksal seiner linksrheinischen Gebiete, des Oberquartiers von Geldern, der Grafschaft Mörs, des halben Herzogtums Kleve, dem künftigen allgemeinen Friedensschluß vorbehalten worden, aber inzwischen hielt die französische Republik diese Gebiete in fester Hand. Zwar erwarb Friedrich Wilhelm II. mit der Hauptstadt Warschau das polnische Land westlich des mittleren Niemen, des Narew und der Pilika, aber der obere Lauf der Weichsel, fast bis an die Tore von Warschau, wurde durch russische Entscheidung zu dem österreichischen Anteil geschlagen. Im Besitz der Woiwodschaften Krakau und Sendomir, die Preußen vergebens für sich in Anspruch genommen hatte, sowie Chelm und Lublin, drückte die österreichische Macht von Osten her schwer auf das nunmehr von drei Seiten umklammerte Schlesien.

Friedrich Wilhelm II. hat kurz vor seinem Tode die Beteiligung an dem Kriege gegen Frankreich im Gespräch mit Haugwitz unumwunden als einen politischen Fehler bezeichnet. Doch meinte er, daß er mit einem blauen Auge davongekommen sei. Die Gewinnbilanz seiner Regierung war, äußerlich betrachtet, immerhin nicht ungünstig, denn für noch nicht 50 Quadratmeilen, die man im Westen aufgegeben hatte, waren im Osten an 2000 gewonnen worden.

III.

Hatte sich unter Friedrich dem Großen ein wiederholter politischer Szenenwechsel fast auf ein halbes Jahrhundert verteilt, so schieben sich in dem Jahrzehnt seit 1786, wie unser gedrängter Überblick gezeigt hat, die Bilder in ungleich rascherer Ablösung gleichsam kaleidoskopisch durcheinander. Friedrich Wilhelm II. hat sich für die Politik des Fürstenbundes und für die Unantastbarkeit des Besitzstandes der Reichsfürsten mit stärkerer persönlicher Anteilnahme eingesetzt, als irgend ein Anderer in ganz Preußen, und hat dann den Fürstenbund fallen lassen und hat Bayern der österreichischen Vergrößerungspolitik überantworten wollen. Er hat die Anfänge der französischen Revolution mit Freuden begrüßt

und seinen Pariser Gesandten persönliche Fühlung mit ihr nehmen lassen, hat dann das revolutionäre Frankreich mit den Waffen bekämpft, hat Frieden und schließlich einen Vertrag mit ihm geschlossen. Er hat sein Heer kriegsbereit an der böhmischen Grenze aufmarschieren lassen und hat es zwei Jahre später an der Seite der Österreicher über die französische Grenze geführt. Er hat den Bund der beiden Kaiserhöfe gegen sich gerichtet gesehen und hat dann mit Österreichs Hilfe Rußland bekämpfen wollen, hat weiter bei der zweiten Teilung Polens im Einvernehmen mit Rußland den Österreichern seinen Willen aufgezwungen und hat bei der dritten Teilung von den wiederausgesöhnten Kaiserhöfen einen Machtspruch hinnehmen müssen. Er hat mit den Polen, ehe er im Verein mit Rußland und Österreich ihre politische Selbständigkeit vernichtete, ein Bündnis gegen diese beiden Mächte abgeschlossen.

Traf es nun zu, wenn der österreichische Staatsreferendar Spielmann, dem Friedrich Wilhelm zu Pillnitz im August 1791 eine einstündige Audienz gewährte, behaupten zu dürfen glaubte, daß der König bei handgreiflichem Mangel an Kenntnis der Geschäfte augenscheinlich stets von der Impulsion irgend eines Günstlings abhänge?

Friedrich Wilhelm II. übernahm die Regierung mit dem Entschluß, selber zu regieren, wie sein großer Vorgänger. Geradezu eifersüchtig auf seine Geltung als Selbstherrscher, mißtrauisch gegen alles, was auch nur den Schein eines Übergriffes in die Prärogative des Kabinetts oder gar einer Überrumpelung oder Überlistung hatte, richtete er dieses Mißtrauen nicht in letzter Linie gegen seine selbstgewählten offiziellen Berater, die Minister. Zuerst gegen Hertzberg. Der hatte gehofft, den älteren Kollegen Finckenstein, der ihn zu Friedrichs des Großen Lebzeiten völlig in den Schatten gestellt hatte, jetzt aus den Geschäften auszuschalten. Hatte ihn doch der neue Herrscher bei der Thronbesteigung um seinen Rat gefragt, wie man sich mit dem alten Finckenstein, ohne ihn zu kränken, werde abfinden können. Nun erlebte Hertzberg, daß dieser Kollege, dessen Übergewicht, so klagte er, vierundzwanzig Jahre auf ihm gelastet hatte, nach wie vor sich behauptete, mit dem Nimbus einer vierzigjährigen Amtsführung und gestützt auf den großen Finckensteinschen, Schulenburgischen, Vossischen Familienanhang, männlichen und weiblichen. Hertzberg erlebte, daß Finckenstein auch jetzt noch sich als Premierminister aufspielte und daß er, was das Empfindlichste war, mit seiner besonnenen und ruhigen Art bei dem Könige mehr erreichte als Hertzberg, der „Junker Plumb von Pommerland", wie eine geistreiche Frau ihn genannt hat, mit seinen eindringlichen und aufdringlichen, der Biegsamkeit baren Lebhaftigkeit

und Lehrhaftigkeit. Schon nach wenigen Wochen sprach man deshalb in Hertzbergs Kreisen von des Königs „starker zurückhaltender Simulation", von einem Charakter, der nicht ganz so offen sei „als ihn einige Leute und unter andern der Graf von Hertzberg selber in der ersten Begeisterung sich vorgestellt hätten".

Selbst in der Zeit, als nach diesen anfänglichen Enttäuschungen Hertzbergs Stern am hellsten strahlte, nach dem glänzenden Erfolge des holländischen Feldzugs, konnte es geschehen, daß der König bei dem Besuch in Loo am 13. Juni 1788 den Vertrag mit England abschloß, ohne dem Auswärtigen Amte eine Mitwirkung zu gönnen. Damals nahm er noch soviel Rücksicht auf Hertzbergs Empfindlichkeit, daß er seinen Generaladjutanten Bischoffwerder nach Berlin vorausschickte, um jenen zu beschwichtigen. Drei Jahre später sah sich Hertzberg in einer Weise erst zurückgedrängt und dann beiseite gestoßen, die weit entfernt war von der Schonung, mit welcher der König vordem den Grafen Finckenstein hatte von den Geschäften entwöhnen wollen. Finckenstein und Hertzberg, noch eben Antagonisten, wurden jetzt von des Königs Vertrauten als „die beiden alten schwachköpfigen Leute" gleichermaßen zum alten Eisen geworfen. Erst als schließlich auch Kaiser Leopold II. dem Wunsche Ausdruck gab, den unbequemen Grafen Hertzberg in seiner Wirksamkeit beschränkt zu sehen, und erst als der König anordnete, daß die wichtigsten diplomatischen Korrespondenzen im Interesse des Amtsgeheimnisses diesem Minister durch seine Kollegen vorenthalten werden sollten, hat Hertzberg am 4. Juli 1791 Veranlassung genommen, ein Entlassungsgesuch einzureichen.

Graf Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert und Philipp Karl von Alvensleben, beide an demselben Tage, am 1. Mai 1791, in das Kabinettsministerium berufen, um Hertzberg entbehrlich zu machen und zu ersetzen, beide erheblich jünger als Hertzberg und beide im gemeinsamen Gegensatz gegen diesen zunächst auf einander angewiesen, haben sich nach Hertzbergs völligem Rücktritt einander bald entfremdet, so daß ihr gegenseitiges Verhältnis sich in ähnlicher Weise feindselig zuspitzte wie vorher die Stellung Hertzbergs zu Finckenstein. Alvensleben,*) nur ein Jahr jünger als Friedrich Wilhelm II., ist dessen Spielgefährte

*) Die biographische Notiz über Alvensleben in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber 3, 279 (1819) ist durch archivalische Veröffentlichungen, zumal die von P. Bailleu (Preußen und Frankreich 1795—1807, Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven Bd. 8 und 29) überholt. Nach Gentz war die Ursache der geringen Bedeutung Alvenslebens „die allgemein, selbst unter den Freunden des Herrn v. A.

gewesen, wie ein Menschenalter früher Finckenstein an der Seite des Kronprinzen Friedrich aufgewachsen war; gleichwohl hat sich Alvensleben in der Gunst Friedrich Wilhelms bald durch Schulenburg überholt gesehen. Er hatte dafür die Genugtuung, daß das Glück seines Nebenbuhlers sich schon binnen kurzem wandte, während er selbst im Amte, aber allerdings nach wie vor ohne entscheidenden Einfluß blieb.

Wenn diese beiden Staatsmänner bei Übernahme der Geschäfte die Annäherung an Österreich bereits vorbereitet fanden, so stimmten sie darin doch zunächst überein, daß sie jede Überstürzung vermieden wissen wollten und zu der Aufrichtigkeit Leopolds II. und seiner Berater nur geringes Vertrauen hatten. Als Bischoffwerder die Präliminarkonvention mit dem kaiserlichen Hofe vorschneller abschloß, als es die ihm von ihnen erteilte Instruktion erlaubte, gaben die beiden neuen Minister in Gemeinschaft mit dem greisen Finckenstein eine Erklärung zu den Akten, mit der sie unter Verwahrung gegen das Vorgehen des Unterhändlers alle Verantwortlichkeit von sich ablehnten.

Dann aber ging Schulenburg seine eigenen Wege. Er hatte, wie Ranke sagt, „den jedem preußischen Staatsmanne natürlichen Ehrgeiz, als der vornehmste Depositär des königlichen Gedankens und Vertrauens betrachtet zu werden."[10]) Als er gewahrte, daß die Neigung des Königs zum Kampfe gegen Frankreich wuchs, sich festwurzelte, zum Entschluß reifte, war auch sein Entschluß gefaßt; indem er willig und frisch auf die kriegerische Stimmung einging, wurde er fast ausschließlich der Träger der weiteren Verhandlungen mit Österreich, das diplomatische Werkzeug der in den Koalitionskrieg hineinstürmenden Politik. Vergebens warnte Alvensleben immer von neuem, daß man keinen Mann ins Feld schicken solle, ehe Österreich alle Bedingungen und Forderungen Preußens vertragsmäßig anerkannt habe; der König wies solche Vorsicht und solches Mißtrauen als übertrieben und ungerechtfertigt ab. Der gegen Frankreich gerichteten Tendenz Schulenburgs entsprach es, daß er eifrig an der Aussöhnung mit Rußland arbeitete, gleichviel ob seine Gegner ihn einen

---

verbreitete Meinung von der Unfähigkeit dieses Ministers zu großen Geschäften" (Histor. Zeitschr. 89, 251). Vgl. auch ebenda 75, 254. Häusser 1, 321. Sybel 3, 278, 497. K. F. Wittichen, Preußen und die Revolutionen in Belgien und Lüttich (1905) 115. Nach einer mir vorliegenden handschriftlichen Notiz von G. W. v. Raumer hat A. „Mémoires à la Casanova hinterlassen, zu denen aber der Schlüssel fehlt".

[10]) Ranke S. W. 45, 116; vgl. ebend. 191, 243, 246, 277; 47, 278 ff. Häusser 1, 382. Sybel 1, 491. Krauel a. a. O. 94. Publikationen 8, 434, 480, 543, 544; 29, 206, 207, 310, 312. Martens, Recueil des traités conclus par la Russie 6, 147.

Russen schalten, und daß er laut die den Polen freundliche Politik der letzten Jahre mißbilligte, die mit Hertzbergs Namen verknüpft war. Als alleiniger Vertreter des Auswärtigen Amts folgte Schulenburg dem Könige in das Feldlager; er war es, der Friedrich Wilhelm für das unbesonnene, aus Emigrantenfeder stammende Droh-Manifest an die französische Nation gewann, unter das der Herzog von Braunschweig seinen Namen zu setzen die Schwäche hatte. Schulenburg war immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Invasion der deutschen Heere der royalistischen Partei in Frankreich neuen Halt verleihen werde. Als diese Annahme sich alsbald als trügerisch herausstellte, als man beim Betreten des französischen Bodens auf ungeahnte Schwierigkeiten stieß, war die Stellung des eben noch hochbegünstigten Ministers, noch vor Valmy, erschüttert. Und nun klagte er seinen in Berlin zurückgebliebenen Kollegen: „Es ist ein Unglück, daß man hartnäckig fortfährt, diejenigen nicht zu hören, die pflichtmäßig berufen sind, über die Staatsinteressen zu wachen.“ Der angegriffene Zustand seiner Gesundheit bot ihm im September 1792 eine Handhabe zu der Bitte, nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Der König aber schrieb jetzt an seinen Gesandten in Wien, den Grafen Haugwitz: „Sie haben das Eingetretene vorausgesehen, aber was Sie sich ebenso wenig wie ich gedacht haben, das ist, daß Graf Schulenburg, nachdem er sich in seiner Erwartung getäuscht gesehen hat, mich im Stiche läßt, inmitten der Verlegenheiten, in die mich seine Torheit (ineptie) und seine falschen Berechnungen hineingelegt haben.“ Er warf jetzt dem in Ungnade gefallenen Minister vor, daß er unter den Einfluß der Emigrantenpartei geraten sei — ganz wie Alvensleben über die geschäftige und erfolgreiche Zudringlichkeit der Emigranten zu klagen pflegte.

Schulenburgs formeller Rücktritt von den auswärtigen Angelegenheiten folgte dieser Katastrophe binnen Kurzem, wieder mit Gesundheitsrücksichten begründet; an der Leitung der Finanzverwaltung ist er bis 1807 ununterbrochen beteiligt geblieben, noch immer mit dem politischen Rufe eines Freundes von Österreich und Gegners von Frankreich, bis er nach dem Tilsiter Frieden durch den Übertritt in die Dienste des Königs von Westfalen seine Vergangenheit verleugnete.

An die bevorzugte Stelle im Rate des Königs, von der Graf Schulenburg hatte weichen müssen, trat nicht sein Gegner Alvensleben, sondern eben der Gesandte, dem gegenüber Friedrich Wilhelm II. sich über jenen so bitter beklagte. Auch Graf Haugwitz hatte in scharfem sachlichen und persönlichen Gegensatz zu Schulenburg gestanden; von

den jüngsten Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe war er deshalb ausgeschlossen worden. Er hatte vor dem Abenteuer des französischen Krieges dringend gewarnt, und die Ereignisse hatten ihm Recht gegeben. Eine stärkere Beglaubigung hätte der neue Minister des Auswärtigen bei seinem Amtsantritt nicht mitbringen können. Im Oktober 1792 traf er auf den Ruf des Königs im Hauptquartier zu Consenvoie ein. Haugwitz hat nachmals erzählt, wie Friedrich Wilhelm II. noch in seiner letzten Krankheit bei einem Rückblick auf seine Regierungszeit zu ihm gesagt habe: „Den Krieg gegen Frankreich hätte ich nie unternehmen sollen. Wären Sie nur damals bei mir gewesen!" Glücklicher als seine Vorgänger Hertzberg und Schulenburg, erfolgreicher auch als sein Kollege Alvensleben, erhielt sich Haugwitz das ihm geschenkte Vertrauen durch kluge Anpassung an die Eigenart des Königs. Um seine Meinung gefragt, pflegte Haugwitz seinen Rat so abzugeben, daß er auf einen Weg, einen Ausweg aus den augenblicklichen Verlegenheiten hinwies, bei dessen Betreten die Empfindungen des Königs nicht verletzt, sondern womöglich sympathisch angeregt wurden. Als im März 1794 der Wiener Hof eine Geldhilfe für die Fortsetzung des Krieges verweigerte, forderte der König sowohl von Haugwitz wie von Alvensleben ein Gutachten ein. Dieser, noch stärker als vor zwei Jahren gegen das Bündnis mit Österreich eingenommen, empfahl ohne weiteres Zurückziehung sämtlicher preußischer Truppen vom Kriegsschauplatz und baldigen Friedenschluß mit der französischen Republik. Jener trug wie immer den ihm bekannten Stimmungen Rechnung, er wußte sehr wohl, daß Friedrich Wilhelm sich gegen den Abfall von der Sache Europas sträubte und riet deshalb, den Krieg nunmehr im engen Anschluß an England und Holland fortzusetzen: damit hatte er es bei dem Gebieter getroffen.

Besonders bezeichnend aber ist ein Vorgang aus dem Herbst desselben Jahres. Die Denkschrift, mit der das Kabinettsministerium am 29. November 1794 bei dem König gegen die Verlängerung des Krieges in kräftigster Sprache ankämpfte, gipfelt, dem Vorschlage Alvenslebens entsprechend, in der Warnung, die Interessen Preußens nicht hinter die Rücksichten auf das Deutsche Reich zu stellen; denn selbst wenn die preußische Monarchie der Verteidigung des Reichs aufgeopfert werde, so werde das beabsichtigte Ziel dadurch doch nicht erreicht werden. Haugwitz setzte seine Unterschrift neben die seiner Kollegen Finckenstein und Alvensleben, er war sachlich mit ihnen durchaus einer Meinung, aber er wußte sehr wohl, daß der erneute Antrieb zur Fortsetzung des Kampfes von dem König persönlich ausging, und wußte, „daß das

engere Interesse Preußens allein den König noch nicht zum Einlenken in eine friedlichere Politik zu bestimmen vermochte."[11]) Um zum Ziele zu gelangen, schlug er deshalb in einem persönlichen Begleitschreiben zu der gemeinsamen Denkschrift der Minister eine Saite an, für die er einen Widerhall erhoffen durfte. Gerade die Rücksicht auf Deutschland erheische den Frieden, so beweist er dem Könige in überraschender Wendung und mit einer gewissen Sentimentalität, mit einem Appell an die „Stimme seines großen und gefühlvollen Herzens"; denn in persönlichem Vertrauen zu ihm hätten die deutschen Fürsten und Reichskreise Preußens Schutz und Vermittelung angerufen und wollten nicht länger in Ungewißheit bleiben. Haugwitzens Worte verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht: nun endlich entschloß sich der König zu förmlicher Friedensverhandlung.

Nicht einmal der Mann, der in der gesamten Umgebung mehr als irgend ein Andrer das Ohr des Königs besessen hat, nicht einmal der Generaladjutant Bischoffwerder nahm eine Ausnahmestellung in dem Sinne ein, daß sein Rat, wie Fernerstehende wohl meinten, alles gegolten hätte. Wohl war Friedrich Wilhelm in seiner mystischen Gesinnung geneigt, in diesem Manne den guten Genius zu sehen, den die Vorsehung an seine Seite gestellt habe, seit die unbekannten Oberen des Rosenkreuzerordens diesen Bruder Farfarus dem Bruder Ormesus, d. h. dem damaligen preußischen Thronfolger, als Berater empfohlen hatten. Aber selbst dieser Berater würde sich in der Gunst des Gebieters nicht behauptet haben, hätte er nicht, wie alle anderen, die etwas gelten wollten, sich anzupassen verstanden.

Es ist richtig, daß Bischoffwerder, „der Mann nach dem Herzen von Kaunitz"[12]), das Bündnis mit Österreich zu Wege gebracht, den König viel tiefer in die neue politische Verbindung hineingezogen hat, als es anfänglich Friedrich Wilhelms Absicht gewesen ist, und daß er, um die Gegner des französischen Krieges bei Hofe mattzusetzen, mit starkem Druck auf Gemüt und Gewissen, Glauben und Aberglauben des Königs eingewirkt hat. Aber man kann nicht sagen, daß Bischoffwerder etwa von vornherein auf die Aussöhnung und das Bündnis mit Österreich hingearbeitet hätte. Er hat allerdings schon 1787 gelegentlich eine Annäherung als wünschenswert bezeichnet, aber er hat in der Periode, die dem Vertrage von Reichen-

[11]) Bailleu, Friedrich Wilhelm II. und die Genesis des Friedens von Basel, Hist. Zeitschr. 75, 237 ff.

[12]) Es homo secundum cor meum hat Kaunitz zu Bischoffwerder nach dessen Bericht vom 24. Juli 1791 (Forschungen zur Deutschen Geschichte 5, 273) gesagt. Haugwitz (bei Ranke 47, 277) läßt Kaunitz dasselbe in Bezug auf Friedrich Wilhelm II. sagen.

bach vorausgeht, die antiösterreichische Politik seines Hofes getreulich mitgemacht; gerade er ist es gewesen, der zu einem der feindseligsten Anschläge gegen die Hofburg die Hand geliehen hat, denn durch ihn gelangte im November 1789 an den Herzog von Weimar Friedrich Wilhelms Aufforderung, sich den ungarischen Mißvergnügten als Kandidat für die Stefanskrone zur Verfügung zu stellen. Bischoffwerder hat binnen zwei Jahren in entgegengesetzter Tendenz mit Weimar und mit Wien verhandelt, wie es die jeweilige politische Lage zu erfordern schien und wie es der König wünschte. Er ging nach Wien, nicht durch seine politischen Antezedentien oder durch grundsätzliche Überzeugung zu seiner Mission berufen, sondern weil dieser aus kursächsischem Dienst in das preußische Heer übergetretene Offizier unberührt war von doktrinärer Voreingenommenheit, d. h. von dem überlieferten Vorurteil gegen den Wiener Hof, das die zünftigen Diplomaten aus der Schule Friedrichs des Großen zu dieser Verhandlung minder geeignet machte. Als in der Stimmung des Königs für Österreich, die Bischoffwerder zu erwärmen und zu erhöhen geholfen hatte, der Umschwung eintrat, nahm auch der Vertraute klug Anlaß, seine Stellung zu ändern; er hätte gegen den früher von ihm zurückgedrängten Haugwitz unter den veränderten Umständen um so weniger ankämpfen können, als er den König gerade jetzt auch einen persönlichen Anstoß zur Unzufriedenheit gegeben hatte; so schloß er seinen Frieden mit Haugwitz und gewann sich das Vertrauen seines Herren zurück. Den schweren Entschluß zum Frieden mit Frankreich hat Bischoffwerder herbeiführen helfen. In den beiden letzten Regierungsjahren scheint er hinter Haugwitz, der Minister hinter den Günstling, zurückzutreten.[13])

Setzen wir noch hinzu, daß auch die Frau, die der König bis zuletzt in den innersten Falten seines Herzens lesen ließ, daß auch die Gräfin Lichtenau trotz ihrer Rolle als Egeria oder als Beichtigerin nicht eigentlich einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der Politik ausgeübt, nicht die politische Rolle einer Marquise Pompadour gespielt hat.

Auf lange und sorgfältige Beobachtung gestützt, hat Haugwitz geurteilt: „König Friedrich Wilhelm sei gütig, aber reizbar und empfindlich,

[13]) Über Bischoffwerder vgl. Bailleu (Histor. Zeitschr. 75, 252, 263, 264; Goethe-Jahrbuch 20, 144 ff. Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven 8, 439, 530). Ranke 47, 279. Sybel 1, 273. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens 1, 66, 181. K. F. Wittichen a. a. O. 85. Gentz, Histor. Zeitschr. 89, 254. Daß die Rosenkreuzer nicht nach einem einheitlichen Plane handelten, ergibt die Tatsache, daß Wöllner, der übrigens in der auswärtigen Politik ohne Einfluß war, den französischen Krieg auf das Dringendste widerraten hat. Histor. Zeitschr. 62, 285.

lasse sich wohl das Eine und das Andere von Personen, die er leiden möge, aufdringen, aber wenn es öfter geschähe, schöpfe er Verdacht, man wolle ihn regieren, und höre nicht mehr darauf; nur durch Vertrauen, Vorsicht und Nachgiebigkeit sei mit ihm auszukommen". So hatte einst General von Möllendorff dem Grafen Hertzberg empfohlen, dem König „klug und ferme, aber nicht präzipitiert" seine Ratschläge vorzutragen. Daß Hertzberg sich das nicht gesagt sein ließ, hat seinen Sturz herbeigeführt: Haugwitz mit seiner geschmeidigeren Art hat sich dauernd behauptet.

Die kollegiale Verfassung des damaligen auswärtigen Amts bot dem Monarchen die Bequemlichkeit, daß er gleichzeitig und nebeneinander die Minister zur Auswahl hatte, wenn er für veränderten, vielleicht für entgegengesetzten Kurs eines anderen Steuermannes zu bedürfen glaubte. Ranke spricht von zwei Schulen preußischer Staatsmänner, die sich angesichts des Systemwechsels von 1791 gebildet hätten, die eine zu Österreich neigend, die andere sich ihm entgegensetzend.[14] Man wird sagen dürfen, daß schon der große Kurfürst bei den wiederholten politischen Frontveränderungen, zu denen er sich genötigt sah, immer zwei Fraktionen innerhalb seines Geheimen Rats an der Hand hatte: er zog die Waldeck, Meinders, Jena heran, wenn es mit Frankreich zu unterhandeln und zu paktieren galt, und ließ sie hinter den Schwerin, Fuchs, Schmettau zurücktreten oder ganz verschwinden, wenn er seine Politik auf den Kontakt mit dem Kaiserlichen Hofe einstellte. Auch unter Friedrich Wilhelm I. hatten sich Österreichs Freunde und Österreichs Gegner bei Hofe und im Ministerium gegenübergestanden. Friedrich II. hatte im Bereiche der auswärtigen Politik seinen Beratern für die Betätigung persönlicher Gegensätze keinen Spielraum gelassen. Jetzt also drängten solche Gegensätze sich wieder vor. Hertzberg war auf den Gegensatz gegen Österreich eingeschworen; auch Lucchesini, der sich gerühmt hat, daß er lange genug die Luft von Sanssouci geatmet habe, war in Wien friderizianischer Velleitäten verdächtig. Görtz, Hardenberg, Hohenlohe, Oberst vom Stein,

[14]) Ranke S. W. 45, 81. Für das damalige Österreich gilt das Entsprechende. Leopold II. sagte zu Bischoffwerder: „Auch ich habe in Wien meinen Hertzberg, auch in Berlin hat der König seinen Kaunitz" (Krauel a. a. O. S. 71). Kaunitz hat nach langem Widerstreben sich in den Abschluß des Bündnisses mit Preußen gefunden. Aber seine Tage waren gezählt wie die Hertzbergs; als der junge Franz II. Polen Preis gab, nahm Kaunitz dies zum Anlaß, aus seiner unhaltbar gewordenen Stellung zurückzutreten. Wiederum fiel sein Nachfolger Graf Philipp Cobenzl, wie gleichzeitig in Preußen Schulenburg, der Verstimmung über die Mißerfolge des neuen Kurses zum Opfer und machte nun einem entschiedenen Gegner Preußens Platz, dem Freiherrn von Thugut, wie Schulenburgs Nachfolger Haugwitz als Gegner Österreichs galt.

die aus dem Reiche in den preußischen Dienst eingetretenen Diplomaten und Offiziere, wurden von dem Altpreußen Alvensleben angeklagt, daß sie die preußischen Interessen den deutschen opfern wollten.[15]) Prinz Heinrich sah kein Heil außerhalb einer Verbindung mit Frankreich. An Schulenburg blieb von 1792 her der Ruf eines Gegners von Frankreich haften, an Haugwitz knüpfte sich der entgegengesetzte Ruf. Mit der gegenseitigen „Jalousie der Minister“[16]) rechneten die fremden Diplimaten und rechnete der König selber.

Jenes eilige Urteil des Österreichers Spielmann von 1791, daß der König von Preußen stets von der Impulsion irgend eines Günstlings abhänge, ist also die Tatsache entgegenzustellen, daß der Einfluß der Berater Friedrich Wilhelms II. stieg oder fiel, je nachdem sie sich mit den Gesichtspunkten des Königs begegneten oder nicht. „Du rätst mir, wie ich den eignen Weg mir schon erwählt“ läßt Shakespeare einen seiner Könige zum vertrauten Diener sagen; wohl dem Manne, der es bei Friedrich Wilhelm II. so traf: er hatte gewonnen Spiel.

Friedrich Wilhelm war so wenig leicht zu bestimmen oder umzustimmen, daß er vielmehr große Zähigkeit, ja Starrheit beweisen konnte und bewiesen hat, beharrlich ablehnend, was man gegen sein Gefühl ihm aufreden wollte, hartnäckig festhaltend, was er aus eigenem Triebe, mit starker Neigung ergriffen hatte. Bald indifferent und bald impulsiv, je nachdem er zu den an ihn herantretenden Dingen ein innerliches Verhälnis fand oder nicht. Im Impulse, unter dem er sich auf etwas eingelassen hatte, oft voll Ungeduld, ja voll Feuer, vorwärts drängend, ohne die Konsequenzen des ersten und zweiten Schrittes sich zu vergegenwärtigen, ohne über die weiteren Mittel und Wege zum Ziele, über die Bedingungen und Möglichkeiten der Durchführung reiflich nachzudenken. Deshalb in Gefahr, durch sein persönliches Eingreifen, durch übereilte Entscheidungen den Gang einer Verhandlung zu verwirren und zu hemmen; deshalb auch allerdings in Gefahr, nicht bloß von seinen eigenen Launen, Empfindungen und Empfindlichkeiten fortgerissen, sondern, trotz gegenteiligen Vorsatzes, doch unbewußt von Anderen abhängig zu werden, von denen, die sich angelegen sein ließen, ihn in seiner Meinung zu bestärken, seinen Wünschen die Gelegenheit zu bereiten, unausgesprochene Wünsche zu erraten, unabgeklärte Gedanken in eine willkommene Formel zu fassen. Gefahren, die um so stärker waren, als die regelmäßige tagtägliche Arbeit, die der Vorgänger

[15]) Forschungen zur Deutschen Gesch. 5, 279. Hist. Zeitschrift 75, 272.
[16]) Publikationen 8, 454.

wie auf alle Zweige des Staatsdienstes, so besonders auf die auswärtige Politik verwandt hatte, je länger, je mehr nachließ, aussetzte, als Last und Zwang empfunden wurde. Hatte man schon wenige Wochen nach dem Thronwechsel von 1786 beobachtet, daß der „Barometer des Arbeitstriebes" um ein Paar Grade von seiner ersten Höhe gefallen sei, so galt Friedrich Wilhelm am Ausgang seiner Regierung einfach als achtlos und träge, (inattentif, inappliqué), als ein Fürst, der die Geschäfte „verabscheue".[17])

In dem Mißverhältnis zwischen dem Anspruch des Königs, sein eigner Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu sein, und seinem Unvermögen, die Geschäfte stetig in ihrer Gesamtheit zu überblicken und die Zügel in fester Hand zu behalten, sind zeitweise Augenblicke der Auflösung eingetreten, wie einen solchen Alvensleben zu Beginn der Baseler Friedensunterhandlungen drastisch geschildert hat: der preußische Bevollmächtigte Goltz, meint er, werde eingeklemmt sein zwischen der Eifersucht des ihm beigeordneten Militärvertreters Meyerinck, den herrischen Ratschlägen des Oberbefehlshabers Möllendorff, den Intriguen eines zweiten Generals, Kalkreuths, den vorbereitenden Instruktionen des Prinzen Heinrich, den Immediatbefehlen des Königs, den Privatbriefen des Generaladjutanten Bischoffwerder, der vom König geduldeten Einmischung Hardenbergs und der offiziellen Weisungen des Ministeriums.

Zu dem russischen Gesandten Alopeus hat Bischoffwerder einmal gesagt: „Der König von Preußen wagt nicht auf die persönlichen Empfindungen Friedrich Wilhelms zu hören."[18]) Aber nur zu oft hat dieser Beteuerung der wirkliche Verlauf der Dinge leider nicht entsprochen, wenn Friedrich Wilhelm den König vergaß und sich menschlich gehen ließ, auch in der Politik, oder wenn er zwischen seinen Neigungen und den ihnen entgegenstehenden Forderungen der Staatsraison sich allzulange überhaupt nicht entschied.[19])

---

[17]) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 2, 276. Publikationen 8, 466.

[18]) Martens, Recueil des traités conclus par la Russie 6, 144.

[19]) Ranke S. W. 46, 181 sagt von Friedrich Wilhelm II: „Es sind immer zwei Impulse, die auf ihn wirken, der eine sein eigener Wunsch, den Ideen gemäß, die in ihm leben, der andere die Notwendigkeit, welche sein Staatswesen ihm auferlegte; der letztere gewann dann immer die Oberhand." Das Urteil ist wohl zu günstig; vorsichtiger die Formulierung S. W. 47, 13: „In seiner Politik war ein persönliches Moment, das von der Notwendigkeit des Staates nicht durchaus abhing." Vgl. auch S. W. 31/32, 437; 46, 156. Im Sommer 1794 erscheint der König „hilflos eingeengt zwischen seinen Neigungen, die ihn an der Seite der Verbündeten und im Kampfe mit Frankreich festhielten, und den Notwendigkeiten der äußeren Lage, welche

IV.

Ganz seiner persönlichen Politik und zum guten Teil seiner Gefühls-Politik, der Selbstgefälligkeit seines Edelmutes, einer romantisch-sentimentalen, ja mystischen Laune war jene Lieblingsunternehmung entsprungen, von der er sich mit wahrem Schmerz losgerissen hat und die er nach ihrem völligen Mißerfolg doch selber als Abirrung verurteilte: der Krieg gegen Frankreich. Leichter, leichtfertiger so wollte es fast scheinen, hatte Friedrich Wilhelm der andern Verbindlichkeit, bei der er gleichfalls mit dem Herzen gewesen war, entsagt: dem deutschen Fürstenbunde. Doch gewahrt man, daß die Ideen, in denen der Fürstenbund wurzelte, diesem preußischen Könige trotz allem nie fremd wurden. Er gab den Schutz seiner deutschen Mitfürsten gegen Österreich auf, als er sich mit Österreich gegen Frankreich verbündete, aber er übernahm eben in diesem Augenblick ihren Schutz gegen die Übergriffe der französischen Revolution. Und ebenso führt über den ihm als Reichsverrat ausgelegten Baseler Frieden hinweg eine Verbindungslinie zu der dritten und letzten Phase der deutschen Politik Friedrich Wilhelms. Wir hörten schon, daß er die Zustimmung zu dem Beginn der Friedensverhandlungen mit Frankreich erst erteilte, als Haugwitz ihm vorstellte, daß Preußens Friedensschluß den deutschen Fürsten Errettung und Schutz erwirken werde. Die Aussicht auf ein hochherziges Vermittlungs- und Friedensamt tat seinem Herzen wohl und wirkte anregend auf seinen erschlafften Mut, wenn er auch zunächst resigniert von „Luftschlössern" (châteaux en Espagne) sprach.

Und das Phantasiebild, das ihm vorgezaubert wurde, hat doch bis zu einem gewissen Grade Gestalt angenommen. Das Reich schloß von Reichs wegen seinen Frieden mit Frankreich nicht; aber allen den Reichsständen des nördlichen und mittleren Deutschlands, welche Preußens Vermittlung anriefen, sind die Wirkungen und Segnungen des Friedens zuteil geworden, da die französische Republick im Baseler Frieden jene Demarkationslinie zugestand, hinter der die Klienten Preußens einem Angriff entrückt sein sollten. Wenn nun zudem diese norddeutsche Neutralitätsgemeinschaft unter preußischer Ägide sich zwar nicht gegen, aber doch neben das offizielle Reich und dessen Oberhaupt stellte, so wird man, wieder mit Ranke, in der Tat von einer Rückkehr zu dem alten, von dem großen Friedrich eingeleiteten System sprechen dürfen. Hat Ranke doch

der Fortsetzung der bisherigen Politik den Weg versperrten" (Bailleu; Histor. Zeitschr. 75, 255). Vgl. auch die Charakteristik Friedrich Wilhelms durch Droysen (Abhandlungen zur neueren Gesch. S. 179, 180) und die dieser eng verwandte durch Sybel 1, 273 (vgl. 1, 467 und P. Wittichen a. a. O. S. 57 Anm.).

eben in diesem Zusammenhang die Stellung, die Friedrich Wilhelm II. zu Ausgang seiner Regierung einnahm, eine wenn nicht glänzende, so doch große genannt, „eine so umfassende Stellung, wie sie noch nie ein brandenburgischer Fürst innegehabt hatte".

Es ist anzuerkennen, daß diese Stellung Preußens an der Spitze des nördlichen Deutschlands um so umfassender war, als in Süddeutschland der allen Einwirkungen Österreichs gegenüber allezeit mit Entschiedenheit festgehaltene preußische Anspruch auf Ansbach und Bayreuth durch Friedrich Wilhelm II. jetzt glücklich verwirklicht worden war.

Immerhin werden diese Betrachtungen uns nicht über die Tatsache hinweghelfen, daß der Friede, der jene Stellung Preußens begründete, durch einen Akt der Schwäche erkauft worden ist. Denn Schwäche war es, die den preußischen Hof bestimmte, die Forderung der unbedingten Wiedereinräumung seiner linksrheinischen Besitzungen fallen zu lassen, eine Forderung, die mit Entschiedenheit festgehalten, von den Franzosen allem Anschein nach zugestanden worden wäre.[20]) Daß man auf preußischer Seite hoffte und mit einer gewissen Berechtigung damals hoffen durfte, die Franzosen beim allgemeinen Friedensschluß ohnehin auf die Rheingrenze verzichten zu sehen, hätte für den König und seine Berater ein Grund mehr sein müssen, in Bezug auf das preußische linksrheinische Gebiet jede Nachgiebigkeit abzuweisen. Wohl hatte auch Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Kunersdorf einen Augenblick daran gedacht, das Herzogtum Kleve abzutreten, aber er war nur gemeint gewesen, es gegen das seinem Stammland benachbarte Mecklenburg einzutauschen, nicht es an Frankreich zu überlassen, in dessen Händen es jetzt, zunächst zu faktischem Besitz, Friedrichs Nachfolger ließ, der Fürst, dem im Gegensatz zu der spezifisch-preußischen Richtung seines Vorgängers „deutsch patriotischer Enthusiasmus", ja „ghibellinische Gesinnung"[21]) sonst nicht fremd waren.

Mit dem Makel der Preisgabe des linken Rheinufers behaftet, ohnehin mehr Verpflichtungen auferlegend als Gewinn bringend, eine Verstärkung mehr des Einflusses als der Macht, würde das gegen den Westen übernommene norddeutsche Protektorat an sich den König und seine Staatsmänner wenig befriedigt haben, hätte nicht der Staat seinen eigentlichen Gewinn, Ersatz für Kriegsschaden in reichlichem Zuwachs an

[20]) Zu dieser von deutschen Forschern (Sybel 3, 369; Ranke 46, 308; Bailleu in den Publ. aus den Staatsarchiven 8, 11) vertretenen Auffassung ist auch Sorel in seinen Untersuchungen über den Frieden von Basel (Revue historique V—VII) gelangt.

[21]) Ranke 46, 154. Sybel 3, 366.

Land und Leuten, im Osten gesucht und gefunden. Das Urteil über den Erfolg der Politik Friedrich Wilhelms II. wird also in letzter Linie von dem Urteil über den Wert der preußischen Erwerbungen in Polen abhängen.

Und hier ist festzustellen, daß es in dem damaligen Preußen an einsichtigen Männern nicht gefehlt hat, welche die Überladung des Staates mit polnischem Besitze, vor allem aber die damit zusammenhängende völlige Auflösung des polnischen Reiches entschieden verurteilt haben.[22])

Die polnische Erwerbung von 1795 schloß für Preußen drei Nachteile ein: sie erhöhte die Zahl seiner polnischen Untertanen in einem Maße, daß eine innere Aneignung oder gar eine Germanisation der neuen Provinzen, wie sie Friedrich der Große für seine polnische Erwerbung ins Auge gefaßt hatte, nicht mehr möglich war. Sie verschlechterte die preußische Grenze gegen Österreich, indem sie den Grenzzug um mehr als das Doppelte verlängerte und im Halbkreis ausgreifen ließ. Sie brachte Preußen zum ersten mal und auf langer Strecke in unmittelbare grenznachbarliche Berührung mit Rußland.

Daß Polen als ein Zwischenreich seinen Nachbaren nötig sei, hat einer der Minister Friedrich Wilhelms II., Graf Schulenburg, noch 1792 als „Hauptgrundsatz" anerkannt, und man hatte in Berlin eine mündliche Überlieferung, die diesen Grundsatz auf Friedrich den Großen zurückführte. Am 9. Dezember 1796 berichtet der französische Gesandte Caillard an seine Regierung: „Es gibt in Berlin keinen vernünftigen Menschen, der nicht zugestände, daß die letzte Teilung Polens eine unheilvolle Operation gewesen ist, und man erinnert sich mit Bitterkeit der bekannten Maxime des großen Friedrich, daß die Existenz irgend eines Polens für Preußens Ruhe notwendig sei. Ich habe aus den Augen des ehrwürdigen Möllendorff Tränen quillen sehen, so oft er mit mir über diesen Gegenstand gesprochen hat. Herr Bischoffwerder, Herr Haugwitz und ich glaube der König selber gestehen ein, daß die Lage Preußens durch diese unglücklichen Erwerbungen sehr viel kritischer geworden ist. Prinz Heinrich, sein Bruder Prinz Ferdinand, alle jungen Prinzen verdammen offen diese Operation, und man kann sagen, daß die ganze Nation nur eine Meinung in dieser Beziehung hat."

Derselbe Diplomat meint in einem anderen Berichte, daß infolge der neuen Verhältnisse die Masse der preußischen Streitkräfte notwendigerweise nach Polen und Schlesien gravitiere, daß das preußische Warschau

---

[22]) Vgl. Publikationen 8, 201, 434, 448. Ranke 45, 274; 46, 282.

allein eine Besatzung von 12000 Mann beanspruche, daß Preußen, wenn es seine ungeheure Ostgrenze genügend decken wolle, keine Streitmacht übrig behalte, um gegen Frankreich einen Krieg zu führen, der nicht lächerlich wäre. Hören wir hierzu einen preußischen Staatsmann. Es ist der Minister Alvensleben, der in einer Denkschrift von 1798 das, was 1806 und 1807 in Preußisch-Polen geschehen ist, genau vorausgesagt hat: daß man ganz Südpreußen und Neuostpreußen im Aufstand sehen wird, sobald Preußen und Frankreich Krieg miteinander führen werden.

Indem die preußischen Minister dem Gesandten der französischen Republik einräumten, daß die letzte Teilung Polens eine sehr schlechte „Operation" gewesen sei, setzten sie zur Entschuldigung hinzu: wenn der König seine Beteiligung verweigert hätte, würden die beiden Kaiserhöfe alles genommen haben, und Preußen würde dann erst recht in unmittelbarer Grenzberührung mit ihnen gestanden haben. Man habe also nicht die Wahl gehabt. Genau in diesem Sinne hat sich der König selber unmittelbar nach der Teilung in einem Schreiben an den Freiherrn von Hardenberg geäußert.

Es ist unbestreitbar, daß die Beteiligung an der „Operation" 1795 für Preußen aus einer Zwangslage entsprungen ist, die ihrerseits aus dem entscheidenden, zu spät erkannten Fehler der preußischen Politik von 1792, aus der Beteiligung an dem Kriege gegen Frankreich hervorgegangen war. Das Urteil Bismarcks, daß die Ziele unserer Politik von 1786 bis 1806 ungeschickt gewählt oder betrieben worden seien,[23]) trifft schon auf das erste dieser beiden Jahrzehnte voll zu.

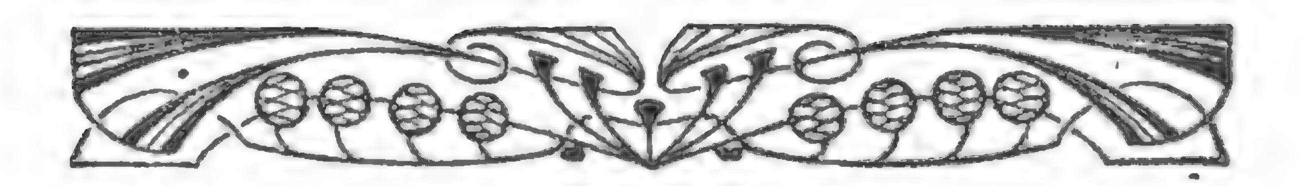
Einem Gewinnkonto an territorialem Besitz von zweifelhaftem Werte stand gegenüber ein unbestreitbarer Verlust an idealem Kredit. Im Berliner diplomatischen Korps trug man sich kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms II. mit einer Äußerung des Thronfolgers,[24]) der an ein summarisches Verdammungsurteil über die „Operationen, Anläufe und Absprünge" der preußischen Politik während der letzten zehn Jahre das Glaubensbekenntnis geknüpft haben sollte: „Nicht durch eitle Worte, durch hohle Beteuerungen, durch hundertmal verletzte Versprechungen bringt man sich bei der Welt wieder in Kredit; es gilt, Taten durch Taten wiedergutzumachen, und auf diese Art denke ich das Vertrauen zurückzugewinnen, das uns flieht."

(Schluß folgt.)

---

[23]) Gedanken und Erinnerungen 1, 270.

[24]) Publikationen 8, 536.



Richard Strauss.[1])

Von

R. M. Breithaupt.

> Die Erfindung der Melodie, die Aufdeckung aller tiefsten Geheimnisse des menschlichen Wollens und Empfindens in ihr, ist das Werk des Genius, dessen Wirken hier augenscheinlicher, als irgendwo, fern von aller Reflexion und bewußter Absichtlichkeit liegt und eine Inspiration heißen könnte. Der Begriff ist hier, wie überall in der Kunst, unfruchtbar.
>
> (A. Schopenhauer: „Das Objekt der Kunst").

Es ist nicht leicht, über ein lebendes Talent von der Bedeutung Richard Strauß' ein abschließendes Urteil zu fällen; denn er ist einer der Unsrigen, fesselt uns noch durch die zwingende Kraft seiner Persönlichkeit, wirkt noch bestimmend auf unser Empfinden ein. Vor allem aber, und das ist wichtig, er steht selber noch mitten in der Entwicklung, in der Vollkraft seines Schaffens, und wir wissen nicht, wohin er sich wendet, welche Früchte noch von seinem starken, alles überragenden und beschattenden Baume uns in den Schooß fallen werden. Ist somit ein endgültiges Urteil über das gesamte Kunstschaffen Richard Strauß' vor dem völligen Abschluß seiner Entwicklung kaum möglich, so läßt sich doch immerhin über das Vorhandene ein ehrlich Wörtlein sagen, wofern man keiner „Partei" oder „Richtung" angehört und in der fraglichen Sache sich nicht für befangen — weder im guten noch im schlechten Sinne — hält. Schließlich liegt ein großes Stück tatsächlich geleisteter Arbeit vor uns, auf die zurückblickend wir wohl imstande sind, ein getreues Spiegelbild seines Schaffens zu geben. Der „junge" sowie der „mittlere" Strauß unterliegen sowohl in technischer als in musikalischer oder ästhetischer Beziehung einem ziemlich festen und sicheren Maßstabe. Anders der „letzte" Strauß, den ich noch für ein Zeitproblem halte, für ein Rätsel, dessen richtige Lösung zu finden nicht nur uns, sondern wahrscheinlich auch ihm selber ein Ding der Unmöglichkeit ist. Da wir das Ende nicht sehen, so können wir nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen und uns nur in Vermutungen ergehen über das Woher und Wohin dieser zum Teil außerordentlichen Kunstfertigkeit. Der Standpunkt, den wir jedoch auch diesem letzten Phänomen gegenüber ohne Zagen und ohne Kleinlichkeit einnehmen können, ist gleichbedeutend mit dem allgemein menschlich-

[1]) Dieser Aufsatz ist bereits seit September in den Händen der Redaktion, konnte aber aus Raumrücksichten erst jetzt zum Abdruck kommen. Die Redaktion.

künstlerischen Standpunkt, den wir großen Schöpfungen gegenüber jederzeit beobachten dürfen. Wir treffen hier mit dem gebildeten Laien zusammen, dessen einziges Kriterium die unerforschlichen Gründe des „Gefallens“ oder „Mißfallens“ bilden. Und so wollen wir ehrlich dieser Kunst nähertreten und ein schlichtes Bekenntnis ablegen, das vielleicht im Kerne zutrifft, vielleicht aber auch als ein Irrtum sich herausstellt, jedenfalls als Äußerung einer reinmenschlichen Empfindung keinen Anspruch darauf macht, dereinst zur allgemeinen historischen Wahrheit zu werden. —

Der junge Strauß entwickelte sich verhältnismäßig regelmäßig. In der Periode von Werk 1—15 mußte er noch mit überlieferten Typen kämpfen. Diese Erstlinge zeigen ein eifriges Sich-mühen, aus den Kreisen Brahms' und Schumanns herauszukommen. Hierher gehören die „Fünf Klavierstücke“ Werk 3, die „Klaviersonate“ Werk 5 und die „Cellosonate“ Werk 6. Letztere mit einem Finale, in dem der auffallendste Zug seiner Wesenheit bereits keck hervorlugt. Seine Selbständigkeit und Freiheit im Satz gewann er wohl mit dem „Violinkonzert“ Werk 8 und der „Violinsonate“ Werk 18, die ein Prachtwerk absoluter Erfindung und wie aus einem Stück gegossen ist.

Die Liedproduktion war erst spärlich. Zunächst schuf er mehr Kammermusikwerke. Erst von Werk 10 an tropfen die Liedperlen, aber dann unaufhörlich, immer glänzender und reiner bis zu Werk 47/49.

Es folgte dann, zum Teil parallel gehend mit der Lyrik, die zweite Periode der Straußschen Welt, jene Periode, die nicht unbeeinflußt blieb von den großen Strömungen der realistisch-naturalistischen Epoche auf dem Gebiete der Plastik, der Malerei, der Poesie und des Dramas. Es war die Zeit der jungdeutschen Maler und Dichter, die sich von den Formeln akademischer Starrheit und Unwahrhaftigkeit losrangen zur Wahrheit und Freiheit, die das „plein air“ des französischen Impressionismus begeistert aufnahmen und die alte Mutter Natur wieder in ihre Rechte einsetzen wollten. Diese wilde, frohe, frische Kampfeszeit, die uns sicherlich viel Gutes, besonders in technischer Beziehung, gebracht hat, erweckte wohl auch in der Brust des jungen Strauß ein lautes Echo. Ich möchte fast sagen: seine Muse stellte sich ganz in den Dienst der damaligen Bewegung und trug das Ihrige dazu bei, die Dehmel, Bierbaum, Henckel, Mackay, Falke, Liliencron u. a. durch die kongeniale klangliche Verkörperung über alle Welt zu tragen, ja ihnen teilweise erst das eigentliche Relief zu geben und den notwendigen Resonanzboden zu verleihen. So ist er der musikalische Lyriker dieser ganzen jungdeutschen Kunstepoche, ihr Klangbildner und Vertoner geworden. Diese Lyrik ist nicht sein Lebenswerk, aber doch sein bestes Teil. Das Straußsche Lied hat sich allgemein durchgesetzt und genießt fast eine gewisse Volkstümlichkeit, soweit sich dies vom Kunstliede sagen und heute überhaupt schon beurteilen läßt. Jedenfalls muß es Vorzüge besitzen, deren Gründe wir aufzuspüren haben, um sie zu verstehen.

Es gibt vielerlei Arten und Formen des gemeinen Liedes, aber nur eine Möglichkeit, nur eine Lösung für jenes Etwas in ihm, das es zum vollendeten Kunstwerk oder zum Volksliede stempelt. Es ist die individuelle Lösung des Genies. Ich

kann bekanntlich zu einem Liede Musik „machen“ oder wie es heißt: einen Text „in Musik setzen“, schlecht und recht. Solch' Lied pflegt wenig zu bedeuten und hat meist kurze Beine. Es ist halt ein „Lied“, ein Strophenlied, nichts mehr und nichts weniger. Ich kann mir ferner einen Text nehmen und ihn musikalisch einrahmen, d. h. das Textliche herausheben und mit einer duftigen Guirlande umgeben. Die Musik verhält sich dabei zum Texte etwa wie eine schöne Zierleiste zum Bilde. Drittens: Die Musik wird zum gierigen Polypen, der den Text umklammert, aussaugt und völlig erstickt. Hier verschwindet das Textliche, das Musikalische allein lebt. Ja es tritt meistens jener Fall ein, daß die Kraft der Musik so stark, ihre Wirkung so mächtig ist, daß man nur sie noch kennt und der Text fast gänzlich in Vergessenheit gerät. Die Musik wird schließlich Dienerin der Poesie, ordnet sich bescheiden der Idee unter, steigt in die tiefsten Tiefen hinab, um die Perle zu heben oder (mit Goethe zu reden) auf „silberner Schale uns goldene Früchte zu reichen“. Hier ist die Musik nichts weiter als das Lyrische der Dichtung selbst, das Urmusikalische, das Tiefste, Heiligste, Wundersamste in Klängen übertragen und durch sie verkörpert. Es ist die Musik, die Verkörperung des feinen lyrischen Untertones, der da in zarten rhythmischen Wellen lebt und webt, — der Grundstimmung, deren Klingen und Singen nur Wenigen vernehmbar ist und deren Letztes und Höchstes wohl nur im tiefsten Schauungsvermögen als eine unbestimmte „Empfindung“, als ein „Gefühl“ oder „Ahnung“ dämmert und träumt. Diese Lyrik entspringt jener Sphäre des erkennenden Bewußtseins, deren „Überwiegen in einzelnen, abnorm begünstigten Individuen soweit gehen kann, daß in den Zeitpunkten der höchsten Steigerung, der sekundäre oder erkennende Teil des Bewußtseins sich vom wollenden ganz ablöst und für sich selbst in freie, d. h. vom Willen nicht angeregte, also ihm nicht mehr dienende Tätigkeit gerät, wodurch er rein objektiv und zum klaren Spiegel der Welt wird“. (A. Schopenhauer: „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein“). Die Kraft dieser reinen Erkenntnis, der objektiven Anschauung einer Dichtung und ihrer unmittelbaren musikalischen Verkörperung ist, um es gleich zu sagen, Strauß nicht gegeben. Als letzter hatte sie Hugo Wolf, damals als er Mörike schaute und seine Poesie in den reinen Spiegel der Musik tauchte. Wir wollen keine Parallele ziehen; denn alles Verstehen und Begreifen ist etwas Relatives, Menschliches. Die Schönheit, Größe oder Erhabenheit einer Kunst, ebenso wie ihre technische Feinheit oder Besonderheit, unterliegen in der Beurteilung dem Wechsel der Zeiten und dem Geschmacke, wobei freilich anzumerken ist, daß das Geniale von einzelnen Bevorzugten immer als solches empfunden und geschätzt worden ist. Überdies will und soll jede Kunst aus sich selbst verstanden sein. Wenn es auch für mich außer Zweifel steht, daß Strauß nicht ein einziges Lied aufzuweisen hat, welches z. B. der Innigkeit des Mörike-Cyklus oder dem tiefen Ernste der Michelangelo-Sonette von Wolf gleichzustellen wäre, so kommt dies bei der Würdigung Strauß' hier nicht in Betracht. Wir wollen uns nur auf seine Art beschränken und nichts unversucht lassen, ihr gerecht zu werden.

Das Straußsche Lied ist nicht tief, aber fein gearbeitet. Schon stofflich greift es nicht sonderlich hoch. Bevorzugt werden: die leichte, etwas süße erotische Lyrik der jungdeutschen Dichterlinge und das sogenannte „Stimmungslied" (z. B. „Traum durch die Dämmerung" Werk 29 Nr. 1, „Weißer Jasmin" Werk 31 Nr. 3, „Freundliche Vision" u. a.). Daneben hat er sich auch in schlichteren Weisen versucht, zumal in den Werken: „Letzte Blätter" von Gilm (Werk 10), „Lotosblätter" von Graf Schack (Werk 19), „Schlichte Weisen" von Dahn (Werk 21), aber gerade in ihnen bereits den Mangel an Erfindung und Einfalt offenbart. Es sind durchweg gute, tüchtige Lieder, teilweise von sattem Klang, aber nicht derart, daß man sie für besonders genial oder auch nur für hervorragend originell halten könnte. Es drängt sich bei ihnen unwillkürlich das Gefühl auf, daß ihrem Schöpfer das Schlichte nicht liegt, — aus Gründen, die wir später kennen lernen werden. Was von diesen Sachen wirkt, wirkt nicht durch den Stoff und die Erfindung, d. h. die Musik an sich, sondern durch die glänzende Faktur und die außerordentliche Kunstfertigkeit, mit der der Stimmungsuntergrund getroffen, bezw. der Höhepunkt eines Liedes herausgearbeitet ist. Ich erinnere z. B. an das Lied: „Meinem Kinde" und die reizvolle Feinkunst, mit der hier $\frac{12}{16}$ gegen $\frac{4}{8}$ gesetzt sind. Ich erinnere auch an das „Wiegenlied", das eine volkstümliche Bedeutung gewonnen hat, weil es eines der wenigen ist, das melodische Grazie zeigt. Zu diesen Stoffen treten noch die kraft-genialischen Ausbrüche Dehmels u. a., sowie die scherzhaften, witzigen und charakteristischen Vorwürfe. Hier ist er in seinem Element, da er in ihnen seine instrumentelle Meisterschaft und Kombinationsfähigkeit verwerten kann. Demgemäß ist das Werk 39 mit den Liedern: „Jung Hexenlied", „Der Arbeitsmann", „Befreit" neben den letzten Werken 48/49 für das Bedeutendste zu halten, das er in dieser Gattung geschaffen. Es sind das Kunstwerke, die von höchster Schärfe der Charakteristik, mit Witz und kühner Lebendigkeit hingeworfen sind. Wie merkwürdig und kompliziert seine Natur geartet ist, ergibt ein Vergleich mit den zwischenliegenden Werken 46/47. Es sind durchweg schwache Sachen, aber mitten zwischen denselben findet sich jene geniale Skizze: „Gestern war ich Atlas", bei der man schier verwundert ist über den großartigen Wurf, die Einheit und Geschlossenheit des Ganzen, und nicht recht weiß, wie sie in solche Umgebung gekommen. Schon hier kann man erkennen, wie er überall da, wo der Stoff seiner Natur entgegenkommt, d. h. wo seiner Fähigkeit zu entwickeln und zu charakterisieren freier Spielraum gegönnt ist, sichere und glückliche Typen zu schaffen weiß. Aus sich heraus die Stoffe umzuwerten, sie so zu individualisieren, daß sie ein völlig Neues bedeuten, welches sich auch losgelöst von der Dichtung betrachten ließe, also als musikalische Objektivation des dichterischen Motives zu gelten hätte, das ist ihm meiner ehrlichen Überzeugung und meinem innersten Kunstgefühle nach in der Lyrik bislang nicht gelungen. In einem Liede: „Freundliche Vision" Werk 48 Nr. 1 ist es ihm fast geglückt. Der zarte Duft, die feinen weichen Schleier, in die das Ganze ein-

gehüllt ist, der traumhafte Zustand, der durch den gleichbleibenden Rhythmus hervorgerufen wird, der außerordentliche Reichtum an modulatorischen Schönheiten lassen beinahe jenes „objektive" Gefühl entstehen, welches uns sagt, daß der dichterische Vorwurf wohl nicht anders hätte dargestellt werden können. Wenn ich auch hier auf das Wörtchen „beinahe" den Ton lege und nur bedingt zustimme, so geschieht es, weil ich die Empfindung höchsten technischen Raffinements nicht los werden kann. Vielleicht ist dies eine Täuschung. Sollte es nicht auch einmal möglich sein, daß die letzte Virtuosität zur Natur wird? Man möchte jedenfalls das Straußsche Lied als das charakteristische Lied oder geistreiche Lied bezeichnen im Gegensatz zum notwendigen Lied (Schubert, Schumann, Robert Franz, Peter Cornelius, Brahms und Hugo Wolf), wenn nicht alle derartige Vergleiche und Einteilungen hinken würden. Strauß' Stärke der Liedkonzeption liegt in der glänzenden Harmonik und dem außerordentlichen Reichtum der modulatorischen Mittel wie in der musikalischen Eleganz und Flüssigkeit der melodischen Linienführung. Man merkt immer den gebildeten Musiker, den eleganten Artisten von feinem Geschmack und interessanter Rhythmik. Richard Strauß wird nie gewöhnlich. Die Deklamation ist stets klar und scharf gefaßt. Sie weist nirgends grobe Sinnfehler oder textliche Mängel auf. Freilich kann man stufenmäßig eine Zunahme des instrumentellen Einflusses erkennen, der sich in unerhörten Schwierigkeiten gesangstechnischer Art äußert. Gar viele Lieder trifft der Vorwurf, daß sie die äußersten Grenzen des Stimmlich-Zulässigen überschreiten.

Zunächst sind einige unseres Dafürhaltens nach zu hoch geschrieben, was wohl seinen Grund in der Einseitigkeit und der Bevorzugung einer besonderen Stimme hat, für die sie meist gedacht und geschrieben sind. Ich meine den hohen und hellen Sopran seiner Frau. Zum anderen kann man auch der Phrasierung nicht ohne Bedenken zustimmen, insofern sie die Leistungsfähigkeit der menschlichen Stimme außerordentlich anspannt, und ihr z. B. im legato- und portato-Stil Dinge zumutet, die in der Instrumentalmusik für eine Violine oder Klarinette vielleicht ein Kinderspiel sein mögen, gesungen aber nur mit Anstrengung verbunden sind, ja schließlich selbst in bester Ausführung etwas Unvollkommenes bleiben. Diese Schwierigkeiten betreffen vor allem auch die Einsätze, deren Kühnheit selbst erfahrene Sänger und Sängerinnen in nicht geringe Beunruhigung versetzen können. Das Schwerste liegt wohl aber in dem Erfassen und Durcharbeiten der von der Begleitung absolut unabhängig fortschreitenden und souverän gestalteten Stimmführung selbst. Nicht nur, daß die Intervallagen oft schwer zu treffen sind, die Freiheit und Rücksichtslosigkeit der modulatorischen Wendungen, die gesteigerten Ansprüche bezüglich der Enharmonik und Chromatik verlangen von der Stimme eine gleich große Überlegenheit und Sicherheit, wie sie sich in der Konzeption des Ganzen und in der instrumentellen Ausarbeitung der Begleitung kundgibt. Diesen mehr vereinzelt auftretenden Schwächen spezieller Natur tritt aber gottlob bei seinen besten Liedern der große Vorzug allgemeiner Gesanglichkeit gegenüber, wenn man damit diejenigen Wirkungen bezeichnet, die

von der richtigen Anlage des Ganzen, der künstlerischen Berechnung und richtigen Verteilung von Licht und Schatten, der stimmlichen Expansionskraft und Dynamik ausgehen. Mit Ausnahme derjenigen, die zu hoch gesetzt und zu instrumentell behandelt sind, wirken sie, weil sie klug berechnet und klanglich fein abgewogen sind, d. h. weil der Komponist nirgends diejenigen Punkte übersieht, die der Stimme „liegen" und ihren jeweiligen vollen und satten „Lagen" entsprechen. So verdanken wir ihm Lieder, die in stimmlicher Beziehung den höchsten Glanz aufweisen und den üppigsten Schwall, den ein menschliches Organ nur je zu entwickeln vermag, ausstrahlen. — —

Strauß' Natur hat zwei Komponenten: einen lyrisch-leidenschaftlichen oder besser sinnlich-ekstatischen, und einen charakteristisch-witzigen. Während die erste Seite von Wagner-Liszt nicht unbeeinflußt geblieben, ist die letzte meines Erachtens die eigentliche Quelle der Straußischen Muse. Zu beiden Elementen gesellt sich dann eine feine Kunst der Stimmungsmalerei, also das Farblich-Charakteristische. Das witzige Scherzowesen guckt schon aus den frühesten Skizzen hervor, so z. B. aus den: „Fünf Klavierstücken" Werk 3 Nr. 2 und 4, dem Scherzo der H-moll Sonate Werk 5, dem sprühenden Finale der Cello-Sonate Werk 6 und dem rhythmisch interessanten Scherzo der F-moll Sinfonie Werk 12 u. a. m. Ebenfalls liegt das Malerisch-Poetische weit zurück; denn schon in Werk 9 (besonders: „An einsamer Quelle," „Heidebild") erklingts in idyllischen Tönen, um zu mächtigen, rauschenden Chören anzuschwellen in dem 16-stimmigen Chor mit großem Orchester: „Wanderers Sturmlied".

„Wen du nicht verlässest, Genius,
„Nicht der Regen, nicht der Sturm
„Haucht ihm Schauer übers Herz.
„Wen du nicht verlässest, Genius,
„Wird dem Regengewölk,
„Wird dem Schlossensturm
„Entgegen singen,
„Wie die Lerche,
„Du da droben." (Goethe.)

Das ist eine der prächtigsten Proben von Strauß' charakteristischem Talent. In diesem Werk steckt noch das „Mark der Erde", Charitinnen umschweben es, und über „Deukalion's Flutschlamm" hocherhoben wandelt auf „Feuerflügeln", „wie mit Blumenfüßen, Python tötend," des Jünglings Geist dahin. Man halte diesen kraftvollen Sproß z. B. gegen jenes Chorwerk, das ihm als „Meister" den Doktorhut einbrachte: „Taillefer", und man wird seine Frische und den spühenden Funken ebenso bewundern, wie man im letzteren das Nachlassen der allgemeinen Schwungkraft, das Erlöschen des geistigen Herdes bedauert.

Nennt man überhaupt den „jungen" Strauß, so denkt man an die beiden Werke, die ihn uns lieb und wert gemacht haben, und noch heute Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind: „Don Juan" und „Tod und Verklärung".

In beiden steckt die sieghafte epische Kraft Liszts und beide tragen jenes glänzende, schimmernde, ritterliche Gewand straußisch-lisztscher Orchestralität. Beide sind auch inhaltlich von objektivem Wert; denn es sind nicht nur „Phantasien“ schlechthin, musikalische Reflexionen über oder Illustrationen zu einer gegebenen Idee, sondern sie bannen auch den Widerstrebendsten durch den zwingenden Zauber, der im Erleben und Durchkosten wiederum eines Stück Lebens liegt, wie es das Auge eines jungen, echten Temperamentes gesehen. Das mutet noch an wie ein breit angelegtes grandioses Epos, wie ein wirklicher al fresco-Stil — das führt uns von Spannung zu Spannung, packt uns an mit gierigen Krallen und läßt uns nicht eher los, als bis alle Wonnen der Leidenschaft uns durchbebt, alle Schrecken des Todes uns durchzittert haben. Beide Schöpfungen tragen den Stempel vollendeter Einheit. Sie sind wie aus einem Guß und lenken weder durch liebenswürdige Einzelheiten oder Geistreichigkeiten, noch durch die blendende Pracht der orchestralen Farben vom spannenden Thema und dem tieferen Gedankenstrome ab.

Diesen wirklich großen Zug einer genialen epischen Diktion hat Strauß weder innerlich noch äußerlich je wieder erreicht, man mag dagegen sagen, was man will. Den „Zarathustra“ durchleuchten noch einige Flammenblitze, aber in der Einheit muß auch diese seine Krönung, sein Tiefstes und inhaltlich Reifstes, dem schimmernden Zwillingspaar von wirklich klassischer Faktur einer freien „Symphonischen Dichtung“ nachstehen.

Aus den witzig-charakteristischen Keimen und Trieben sollten noch andere Schößlinge emporsprießen. Der Straußische Ausdruck verlor an Breite und Größe, lapidarer Wucht und Tiefe, um an feinem Schliff, an ätzender Schärfe, an Witzigkeit und Spritzigkeit zu gewinnen. Dieser aufs Höchste gesteigerte Subjektivismus führte die musikalische Burleske, die groteske Bizarrie, und dann in konsequenter Weiterentwicklung die musikalische Persiflage und die musikalische Satire herbei, für die freilich Hector Berlioz den Boden gedüngt hat.

Für die erstere Art tritt neben der brillanten „Burleske“ für Klavier und Orchester Strauß' genialstes Werk der Charakterisierungskunst den Beweis an: „Till Eulenspiegels lustige Streiche“, nach alter Schelmenweise für großes Orchester gesetzt. Steckt im ersteren Werk schon ein kecker Schmiß, viel Witz und sprühende Laune, so erreicht mit dem „Till Eulenspiegel“, als dem Meisterstück eines orchestralen Scherzos in Rondoform, die instrumentelle Charakteristik ihren Höhepunkt. Wie dieser mittelalterliche Hanswurst und Narr seine Pritsche schwingt, und des „gesegneten“ Philistertums und seiner noch „gesegneteren“ Dummheit spottet, — wie die einzelnen Instrumente (besonders die Holzbläser) vor Lachen „bersten“, einherkollern und sich überkugeln, das ist ebenso kühn und keck erfunden wie genial skizziert und instrumentiert. Die niedersächsische Bauernschlauheit und -pfiffigkeit konnte nicht sicherer gefaßt werden. Gleich der Eingang:

gibt in blitzartiger Schärfe das Gegenständliche wieder. Ich möchte es (um mit Frenssen zu reden) das „hintersinnige“ Thema nennen. Eulenspiegel „pliert“. Hei „sinniert“, d. h. ist nachdenklich. Plötzlich gehts dem Schalk ein. Lustig blinken die Augen, und der lose Schelm

tritt uns spiegelblank wie jene köstliche Figur des mittelalterlichen Schwankes, fix und fertig entgegen, um gen Schöppenstädt zu wandern zu neuen Streichen, zu neuen Narretheien. Und dann die dickbäuchige Behäbigkeit des trägen Bürgertums, die gutmütige Schafigkeit der Tillschen Opfer, die Gemütlichkeit der umfriedeten Stadt, das ganze mittelalterliche Idyll: B-dur $\frac{2}{4}$ Takt, — konnte das klarer und einfacher gezeichnet werden? Wenn je Strauß eine glückliche Hand hatte, so wars hier; denn im „Till Eulenspiegel“ erhielt das Witzig-Burleske volkstümlichen Ausdruck und Kraft.

Die zweite Art belegen der: „Don Quixote“ und „Ein Heldenleben“, die Oper „Feuersnot“ und sein letztes symphonisches Werk, die „Symphonia domestica“. In den beiden ersteren Werken ist deutlich zu erkennen, wie die äußerlichen Formmittel, will sagen das Instrumentell-Charakteristische, die Oberhand über die Charakteristik des eigentlichen Ausdrucks gewinnen. In demselben Augenblick tritt auch das Melodische hinter den harmonischen Reizmitteln in den Hintergrund. Den „Don Quixote“ drückt überdies die eiserne Schraube eines genau spezifizierten Programmes. Es fehlt ihm das, was den „Till Eulenspiegel“ so blinkerblank und freundlich macht: der persönliche Zauber, die hinreißende Wirkung eines tieferen, überwältigenden Humors. So sehr man die Kunst der Verarbeitung eines so verzwickten Ritterthemas: $\frac{4}{4}$ Takt D-dur („ritterlich und galant“!) bewundern muß, das Ganze hat nicht die übermütige Laune und die gleiche Kraft der Ursprünglichkeit wie sein lustigeres Spiegelbild. Nirgends, außer dem „Heldenleben“, soll die Musik auch so sehr Mädchen für Alles sein, d. h. die kleinsten Begebenheiten, ich möchte fast sagen:

die Gesten und Bewegungen parodieren wie hier. „Don Quixote mit der Lektüre der Ritterromane beschäftigt, verliert seinen Verstand und beschließt als fahrender Ritter in die Welt zu ziehen: . . .“ „Austritt unterm Zeichen der schönen Dulcinea von Toboso . . .“ „Gespräche, Fragen, Forderungen und Sprichwörter Sanchos.“ „Beteuerungen, Beschwichtigungen und Verheißungen Don Quixote's.“ „Kampf mit den Büßern“, „Kampf gegen zwei Zauberer“, „Don Quixote, durch den Ritter vom blanken Mond besiegt“, „Don Quixote's Verstand wird wieder heller, klar und frei von den Schatten der Unvernunft . . .“ Das alles muß eine freie Phantasie lähmen, da sie, statt den Stoff kühn beim Schopfe zu fassen und — nach individueller Umwertung — in kurzen charakteristischen Zügen hinzustellen, ängstlich der festumrissenen Vorlage folgen muß, weil das Detail sie dazu zwingt. So genial auch die Idee war, und so sehr sich gerade Strauß zur Lösung der „Don Quixote“-Satire eignete (denn wer außer ihm herrschte wohl noch gleich souverän über das Orchester?), — der „Ton“ des Ganzen ist nicht getroffen und der Charakteristik fehlts an eigentlicher Komik, an Duft und echter Ritterluft. Wenn dennoch einzelne Episoden wie der „siegreiche Kampf gegen das Heer des großen Kaisers Alifanfaron“ (Variation II), besonders die „Begegnung mit Dulcinea“ (Variation VI), der „Ritt durch die Luft“ (Variation VII), und gegen Schluß das: „Don Quixote beschließt Schäfer zu werden“, sowie sein „Tod“ heraustreten, so beruht dies auf der unnachahmlichen Virtuosität in der Handhabung der Mittel. Die Schwierigkeit der musikalischen Umschweißung des Romantisch-Satirischen wird aber damit nicht behoben. Die Prosa der Romanvorlage guckt zu sehr hervor, d. h. es wird zu viel und zu chromatisch charakterisiert und zu wenig dargestellt, will sagen persönlich ausgedrückt. Statt wie im „Don Juan“ in einem Zuge ein orchestrales Kolossalgemälde zu entwerfen, oder etwa mit Shakespeareschem Humor das Besondere im Allgemeinen untergehen zu lassen, löst sich das Charakteristische im „Don Quixote“ in Einzelheiten auf, die an sich nicht groß und tief genug sind, um die Zersplitterung der epischen Kraft zu verdecken. Strauß hat hier wie später im „Heldenleben“ — ob bewußt oder unbewußt — eine Realistik des Ausdrucks erstrebt, die, so große Vorteile sie auch birgt, dennoch die Einbuße an spezifisch musikalischem Gehalt nicht aufzuwiegen vermag.

Schon die Besetzung des „Heldenleben“ geht ins Riesenhafte. Dabei ist es interessant, wie hier die Farben zergliedert und einzelne Instrumente wiederum spezialistisch behandelt werden. Unter der großen Flöte steht der Partiturvermerk: „sehr scharf und spitzig“, bei der Oboe I: „schnarrend“, der Oboe III wieder: „scharf und spitzig“; unter den Becken: „zischend“; über der Solo-Violine: „schnell und keifend“ u. a. m. Man sieht also, wie jeder Klangtyp in seinen mannigfachsten Schattierungen ausgenutzt wird. Diese Manetsche Gabe neuer Farbenbrechungen besitzt keiner so wie Richard Strauß. Auch im ganzen hat das „Heldenleben“ gegenüber dem „Don Quixote“ den Vorzug größerer Geschlossenheit. Es enthält als besonderes Zitat für die, durch Strauß geschaffene Er-

weiterung des Charakteristischen zur musikalischen Satire jene, in ihrer Bizarrie und Kakophonie ohne Zweifel geniale Persiflage, den: „Kampf des Helden gegen die Kritikaster“, d. h. gegen alle Kläffer und belfernden Boxer, mit denen sich jedes bedeutendere Talent sein Lebelang leider herumschlagen muß. Ein wilderes Chaos sich befehdender, heulender, gellender Instrumente, ein tollerer, wahnsinnigerer Höllenbreughel absichtlicher Scheußlichkeiten zwecks Illustrierung einer gleich scheußlichen Lebenserscheinung ist seit Berlioz' gräßlichem Chor der Hexen („Fausts Verdammnis“) nicht mit gleicher Virtuosität entworfen. Laune und Witz ließen Strauß auch Themen älterer Werke verwerten, ja wie zur Bekräftigung eines stolzen: „Das bin ich“ zusammenfassen und als ein einzig großes Zitat seines eigenen künstlerischen Schaffens verarbeiten. Aber der „Held“ ist ein bourgeoisierender Held, ein menschlich unvollkommener Charakter und kleiner Geist, der sich mit Mücken und Fliegen abplagt. Wie ein echter Heros aus Bronze und auf Granit ausschaut, das ist unseres Dafürhaltens bislang nur einem geglückt, nämlich Beethoven in der „Heroischen“. Dem Straußischen Helden fehlts an Würde, an Monumentalität des Ausdrucks. Und das kann auch die blendendste Einzel-Charakteristik nicht wett machen.

Auch in die „Feuersnot“ sind keck persiflierende Fäden verwoben. Es ist verständlich, daß dieses Sing- (besser Spott-) Gedicht Straußens Natur und Witz reizen konnte; denn es bot abermals und zwar an vielen Punkten Gelegenheit, die Narrenpeitsche zu schwingen, und der alten Schlaf- und Zipfelmützigkeit des deutschen Biedermeiertums eins auszuwischen. Die Überlegenheit des großen Talentes über seine guten und getreuen Nachbarn ist eine starke Macht. Warum sie nicht einmal voll durchkosten und ausnützen?! An der ganzen Arbeit interessiert uns hier des näheren nur die „Korbszene“, das feine Satyrspiel zwischen Diemut und Kunrad, sowie die klassisch-gallige Brandrede Kunrads gegen die Münchener Dickwänste und Gäuche, die steifwackeren Maulhelden, deren in Bierdunst schwimmender Horizont und gemächlich einhertrottender Stumpfsinn nicht ausreichen, mit dem Viererzug des Genies Schritt zu halten, — gegen die Pfäfflein und Weiber, und alle jene Pfahlbürger, denen nichts ekelhafter ist, als Störung der Behaglichkeit, ihres ewig dämmernden Zustandes. Ich muß gestehen, diese Wolzogensch-tendenziöse, sich bis zum jeu de mot verflachende Szene ist von Strauß nicht ungeschickt gelöst worden. Aber die große Äußerlichkeit des Stoffes, der direkte Hinweis auf Richard Wagners persönliches Schicksal („Nebelhornmotiv“, „Fliegender Holländer“, „Walhallmotiv“) zwang die charakterisierende Phantasie von vornherein dazu, statt in den Äther sich zu schwingen, ebenfalls auf der platten, nüchternen Landstraße einherzutrotten. Was Strauß hat möglich machen können, hat er getan. Aber die jammervolle Schlüsselkomödie ist selbst durch den ulkigen, wirklich „echt münchnerisch“ erfundenen „Bierwalzer“ nicht zu retten.

In logischer Folge gelangt Strauß in der „Symphonia domestica“ zur Realität des täglichen Lebens. Er will damit vielleicht musikalisch nur beweisen, was Gerhart Hauptmann poetisch und Max Liebermann schon malerisch

bewiesen haben. Das Werk ist in mehr als einer Beziehung des Höchsten interessant. Stellt es sich im ganzen bezüglich des Inhaltes als ein Irrtum dar darüber, was musikalisch möglich und darstellbar ist (für mich bedeutet die Zukunftsmusik der vier Stuhlbeine, d. h. des Gewöhnlich-Realen, keinen besonderen Menschheitszweck oder gar eine künstlerische Befreiung)[1], so ist es doch nach Seite der Mittel wie nach Seite der Arbeit eine außergewöhnliche und bedeutende Leistung. Ja die Symphonie wäre, losgelöst von der entbehrlichen programmatischen Erklärung, ein erfreulicher Fortschritt gewesen, wenn sie thematisch, d. h. in der absoluten Erfindung, ebenso originell wie in den Mitteln wäre. Aber hier haperts. Die Thematik hat zwar die Bizarrie des „Don Quixote“ und des „Heldenleben“ abgestreift und ist einfach, d. h. entwicklungsfähig, aber in der „gewollten“ Einfachheit nicht natürlich genug, und im Ausdruck nicht wirklich neu und profiliert genug, um rein musikalisch über die Zweckverfehlung der unkünstlerischen Absicht hinwegzutäuschen. Objektiv wäre auch gegen die Idee nichts einzuwenden, hätte Strauß nicht nur instrumentalen Witz, sondern — Humor. Trotzdem aber, trotz des Mangels auch an innerem Aufbau und einer adäquaten Form (ein Genre wurde versehentlich auf eine Riesenleinwand geworfen!), ist die Arbeit wertvoll. Nicht daß die absolute Herrschaft des reinen Instrumentalprinzips abgeschüttelt und man zu dem Standpunkt eines einfachen Musizierens, d. h. zur vokalen Natur der Musik, zurückgekehrt wäre; denn die 4-sätzige Gliederung des Ganzen bedeutet (trotz des Geschreies einiger straußischer Subjektivisten!) keineswegs Umkehr und Abkehr vom landläufigen Stil der „Symphonischen Dichtung“. Treiben auch nicht mehr die rein charakteristischen Elemente und motivischen Floskeln ihr unmusikalisches Spiel, so ist die logische Gliederung des klassischen Themas, der alte, 8-taktige Satz vielleicht nur deshalb gewählt, um ein Stück Leben gleichsam karrikiert wiederzugeben, z. B. die „deutsche Gemütlichkeit“ mittels „verstaubter“ (klassischer!) Formen zu verspotten. Im einzelnen enthält sowohl der erste Satz wie auch das Adagio (trotz des fatalen und unbeabsichtigten Mendelssohnzitates („Wiegenlied“, g-moll) gute und durchaus einwandsfreie Musik. Das Scherzo sinkt auf das Niveau äußerlicher instrumentell-charakteristischer Wirkungen herab. Das „Soll“-Moment tritt abermals scharf hervor und drängt die Ist-Musik in den Hintergrund. Die Coda ist schließlich zu lang und verrät deutlich Strauß' Schwäche für die große Dynamik der Kräfte, für ein organisches Gestalten. Eine Schließung etwa nach dem Höhepunkte, der das Thema des „Kindes“ in der wuchtigen Besetzung von 8 Hörnern und 4 Saxophonen bringt, wäre der Symphonie als Kunstwerk sicherlich zugute gekommen. Der langen Rede kurzer Sinn ist der: Auch dies Werk hätte ein großer Wurf werden können, wäre Strauß ein Genie und nicht unser größtes — Talent, will sagen,

[1] „Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“ (Goethe.)

hätte er nicht nur die Kleingabe instrumenteller Charakteristik, der Schilderung, sondern auch die große Kunst musikalisch-plastischer Darstellung und Gestaltung sowie jene feine Grazie großer Formgebung. So bleibts wiederum nur eine Goldgrube für den Fachmann und ein wirres Wunderwerk der Technik für den Laien. Rein klanglich ist es schlechterdings ein Meisterwerk. Das Orchester „schwappt" förmlich, mit solch einer Sattigkeit und Saftigkeit ist es behandelt. Eine ganze Welt neuer Klangreize steigt da auf, die von unerhörter und ungehörter Feinheit und Reife instrumentellen Denkens und Empfindens zeugt. Da sind Probleme gelöst, eine Kunst der Ausgleichung zwischen den einzelnen Klanggruppen erreicht, die geradezu unheimlich wirkt. Dabei ist das Kolorit oft von einer Zartheit und Delikatesse, daß selbst alte und gewiegte Instrumentalisten die Ohren spitzen, um sich über die lächerliche Einfachheit der Klangmittel baß zu verwundern. Leider erschöpft sich mit diesem Vorzug der Wert dieser vorletzten Frucht der Straußischen Muse. Ich behaupte mit anderen nach wie vor, daß der „Zarathustra" inhaltlich als der Höhepunkt seines Schaffens anzusehen ist; denn er überragt die realistische Periode Strauß' an individuellem Ausdruck und musikalischer Erfindung um ein Bedeutendes. Das war doch noch ein Griff in die Tiefe, und eine Kunst, in der sich Idee und Ausdruck noch deckten! Neben „Don Juan", „Tod und Verklärung", „Till Eulenspiegel" wird darum auch der „Zarathustra" als eine wirklich schöpferische Nachdichtung von Bestand bleiben, eben weil in ihm nicht nur das Charakteristische, sondern der spezifisch musikalische Gehalt, d. h. das melodische Vermögen, sowie der organische Aufbau des Ganzen entscheidend sind, und solchergestalt das Werk auch ohne die engen Beziehungen zu Nietzsches tiefsinniger Symbolik als zweck- und wertvoll erscheinen lassen. —

Wenn wir je klar sahen, so wars im Falle „Salome". Dies Werk hat auch die letzten Zweifel beseitigt; denn nirgends sind uns die glänzenden Vorzüge der Straußschen Technik und die Begrenzung der inneren Fähigkeiten so offenbar geworden wie hier. Es hat sich ein wilder Kampf der Meinungen erhoben, und selbst in Fachkreisen herrscht eine erbitterte Fehde für und wider die Echtheit des Werkes. Lassen wir das Streiten. Die Zeit wird besser richten als wir. Wenn nur die Empfindung echt, der Eindruck von der Musik ungetrübt und das Urteil wahrhaftig ist, dann soll man sich zufrieden geben. Der Rest ist Geschmacksache.

Die „Salome" ist sicherlich ein Gebilde von ungewöhnlicher Anlage und technischer Kraft, das man achten und bewundern muß. Es sind Töne gefunden, die noch nirgends gehört, — neue, grauenhafte Töne des Entsetzens, der Bestialität, der wildesten entmenschten Lüsternheit. Die Psychologie der musikalischen Ausdrucksskala ist erweitert und bereichert worden. Die „Salome" zeigt uns technisch neue Werte, neue Möglichkeiten. Die Musik sagt hier Dinge, deren Ausdruck ihr bislang versagt war und für die uns die Worte fehlen. Das ist gewißlich wahr. Aber ebenso wahr ist es für uns, daß dies Neue sich nur auf ein Äußeres bezieht, auf die Technik, auf die neuen

Kombinationen der Klänge und Töne, nicht auf den geistigen Gehalt, auf eine Bereicherung des Inneren. Es sind in der „Salome“ wie in der modernen Dichtung (man denke z. B. an die Sprache und „Worte“ in Dehmels „Zwei Menschen“) einige neue klangliche Begriffsbildungen geschaffen worden, einige Beiwörter mehr gesetzt worden und ein paar Partizipien zu Hauptwörtern aufgerückt. Es ist versucht und geglückt, für gewisse Situationen, gewisse Stimmungen den genauesten Ausdruck, das treffendste Beiwort zu finden. Aber der Geist fehlt, — die Persönlichkeit, die diese Einzelbegriffe und Wortwerte einer großen Idee unterordnet, mit ihnen arbeitet als mit dem Material, dem Mittel zu höheren künstlerischen Zwecken. Der hauptsächlichste Einwand gegen seine früheren Werke trifft auch hier zu. Strauß fehlt der Blick für das Organische im Kunstwerk. Seine Persönlichkeit hat nicht die Kraft, etwas aus einem einzigen Grunde heraus zu arbeiten. Er kann auch die Grundstimmung nicht festhalten. Gerade in dem, was dem Genie so eignet, in dem Erfassen des Allgemeinen, scheitert er. Strauß sieht nur das Besondere. Das macht die „Salome“ so unruhig, so überreizt. Strauß vergißt, daß im Drama erstens: weniger mehr bedeutet, — zweitens: das Drum und Dran noch keinen Gedanken ergibt, — Vielerlei also kein Ganzes ausmacht — und daß drittens: die größte Wirkung durch die einfachsten Mittel ausgelöst wird. Die „Salome“ ist wiederum Mosaikarbeit. Es ist die Wildesche Dichtung mit der Musik von Strauß. Keine Neuschöpfung, keine Umwertung. Sie ist durchinstrumentiert, aber nicht durchlebt und aus reiner Anschauung geboren. Es sind wieder Einzelheiten von großer Schönheit in der Partitur, aber ebenso viele Sinnfehler, unmotivierte Floskeln, Äußerlichkeiten und krasse Übertreibungen. Überzeugend allein ist der Anfang: die Exposition bis zum „Liebesthema“, denn hier herrscht noch die Einheit in Stimmung und Ausdruck, die Geschlossenheit in der Form und Auffassung, die im weiteren Verlauf völlig verloren geht. Letztere ist nur noch an einer Stelle wieder erreicht, nämlich im Quintett der „Juden“, das darum auch mit das beste, weil originellste Stück der ganzen Partitur ist. Als außerordentlich muß man auch die atemraubenden Triller in den Holzbläsern gegen Schluß vor dem Kuß bezeichnen. Das ist wirklich empfunden und von höchster dramatischer Spannung. Wie äußerlich wirkt dagegen das Flageolet-B der Kontrabässe nach oder richtiger während der Enthauptung! Ist es etwa künstlerisch, diese entsetzliche Scheußlichkeit instrumentell nachzuahmen und noch scheußlicher zu gestalten? Verrät es nicht einen völligen Mangel an dramatischem Instinkt, an Stelle der gähnenden Pause, des furchtbaren Nichts, einen quäkigen, Ekel erregenden Gurgellaut zu setzen, die Stimmung also einfach zu zerstören und unsere Phantasie jeglicher Illusion zu berauben?[2]) Ist es viel-

[2]) Ein Analogon bietet die Imitation der schreibenden Geisterhand durch die bekannte Solo-Violine in Händels Opern-Oratorium „Belsazar“. Aber hier handelt es sich gerade um einen „sichtbarlichen“ Vorgang. Die Geisterschrift „Mene-Tekel-Upharsin“ wird durch sie veranschaulicht. Wir begreifen den Zweck und entschuldigen das Mittel.

leicht vornehm und nicht vielmehr beleidigend, uns die brutalste Wirklichkeit vorzusetzen, wo sich unser Empfinden soeben der furchtbaren Wirkung des grausigsten Lustmordes willig hingegeben hat?? Muß man Strauß sagen, welche Mittel dramatisch und welche undramatisch und unkünstlerisch sind? Er sehe einmal bei Dante oder Shakespeare nach, ob sich in der Darstellung des Grauenhaften, des Rohen und Widerwärtigen derlei Absichtlichkeiten vorfinden. Hat Richard Wagner uns nicht gelehrt, wie's gemacht wird? Findet sich bei ihm solche Stilwidrigkeit? Ist die „Blutschande" der Wälsungensprossen realisiert oder idealisiert? Das Genie deutet an, das Talent muß dick unterstreichen, — das ist der Unterschied. Derlei „Schilderungen" finden sich fast auf jeder Seite. Das Deutliche ist recht verdeutlicht, aber das Unsagbare nicht gesagt. Da heißt es: (Jochanaan) „Eine Menge Menschen wird sich gegen sie (sc. Herodias) sammeln, und sie werden Steine nehmen und sie steinigen". Was geschieht? Das Orchester hält sich wacker: es nimmt Steine und steinigt sie. Ist vom Wind die Rede, so kann man ihn vernehmen, — ist das Grauen des schrecklichen Geschehnisses angedeutet, klingts scharf wie Messerschneiden aus grellen Trompeten. Welch' ein Aufgebot von Mitteln, wenn z. B. Herodes der „Kranz drückt" und er nach „Atem ringt"!

Das geht so fort bis zum Ende, bis zur ausdruckslosen Vertonung der Schlußphrase: „Man töte dieses Weib". Und dann die herbste Enttäuschung: Salomes „Tanz der sieben Schleier". Selbst Straußens Freunde können ihn von dem Vorwurfe geringer Erfindungsgabe nicht erretten. Aber so wie hier, wo die glänzendste Gelegenheit zur musikalischen Charakteristik, zur Darstellung einschmeichelndster Grazie und wildester Ekstase gegeben war, hat der Schöpfer des „Tanzliedes" im „Zarathustra" wohl kaum versagt. Man hat das Werk mit Richard Wagners „Tristan und Isolde" verglichen, ihm eine gleiche Bedeutung in musikalisch technischer Beziehung beigemessen. Welche Täuschung über das innerste Wesen eines Kunstwerkes! Dort ein organisches Ganze, das von der ersten bis zur letzten Note durchlebt, von höchster Liebeswonne und Todessehnsucht erfüllt ist, — eine Welt voll Schmerz und Menschenweh, jeder Ton geadelt durch die Lauterkeit und Reinheit der musikalischen Empfindung — ein unendliches Strömen und Fließen sehnend-süßer Klänge, — hier ein wirres Nacheinander und Durcheinander, eine ungestaltete Idee, ein Verzetteln und Vertun der Kräfte, ein buntes Mosaik hastig wechselnder Klanggebilde, eine jedes Aufnahmevermögen übersteigende Häufung überraschender Instrumentaleffekte und Sinnenreize, die plötzlich aufleuchten und erschrecken, um eben so plötzlich zu verpuffen und in die Nacht der Vergessenheit zu versinken, — alles im Augenblick für den Augenblick geschaffen, menschlich und endlich, wie alles, was nicht vom Geiste der Schöpfung getragen, ganz abgesehen von der großen Verschiedenheit der Stoffe und ihrer Inhalte. Ich behaupte im Gegenteil: Wäre Strauß ein musikalisches Genie, er hätte den Instinkt gehabt und diesen Stoff nicht gewählt; denn es besteht kein Zweifel, daß dieses Drama perversen Wahnsinns durch die Musik nicht gewinnen, sondern nur verlieren kann. Was ge-

sprochen im Hauch- oder Flüsterton schnell dahin fließt, wird [wie dies bei Strauß' Arbeit (vgl. Salomes Schlußgesang) der Fall] nur zu leicht ins ungeheure gedehnt und verschleppt. Die deutliche Wirkung des Sprechtones, des Wortausdruckes, die Prägnanz der Begriffe, die Bildkraft der Vergleiche werden durch die tonale Einkleidung nur abgeschwächt. Wir haben keine musikalische Verkörperung des „Hamlet", die dem Drama auch nur im mindesten gleichkäme, wir haben keine Oper „König Lear" und werden nie eine solche haben, die die dramatische Wirkung desselben je zu steigern vermöchte. Nirgends ist der Unterschied des Wort-Dramas und Musik-Dramas, die gegenseitige Begrenzung ihrer Ausdrucksfähigkeit klarer zutage getreten als bei der Vertonung der Wildeschen „Salome". Das Wort drückt klar und bestimmt eine Absicht und einen Tatwillen aus, der Ton geht auf das Innerste zurück, gibt das wieder, was hinter dem Willen liegt, also: die allgemeinen unbestimmten Gefühlswerte, die Ahnungen, Empfindungen oder Stimmungen vor dem Geschehen oder während der Tat, — nicht diese selbst. Wenn es aber möglich ist, eine „Salome" zu vertonen, muß es anders geschehen, sinnlicher, glutvoller geschehen. Strauß ist an der Hauptsache vorbeigegangen. Der Gegensatz zwischen der morgenländischen Sittenverderbnis, der sinkenden Antike und dem kommenden Messias, der neuen Sonne moralischer Reinheit und christlicher Askese ist nicht herausgearbeitet. Das große Gefühl der Erwartung wird nicht erweckt, der weltbewegende Hintergrund musikalisch nicht scharf abgehoben. Die kraftvolle Diktion des „Jochanaan" im Posaunenstil ist nicht dazu angetan. Die vielleicht versuchte Verschiebung des Schwerpunktes des Dramas nach Seite der letzteren Partie ist lediglich Absicht geblieben. Nur eine verwerfliche Sophistik vermag in dem Ganzen einen Sieg des moralischen Prinzipes oder eine Läuterung der Salome durch die Musik zu erblicken. Dies Weib ist scheußlich bis zur letzten Note. Und diese Scheußlichkeit war gewollt, weil das Sensationelle gewollt war. Sonst hätte diese Gestalt neu geschaffen und ihr edlere Regungen und menschlichere Züge untergelegt werden müssen. Überall ist nur eine (äußerliche) Seite der „Salome" betont: das Entsetzen, das Grauen, die rohe Wollust und Lüsternheit irre geleiteter Sinne und Triebe, die Brutalität entmenschter Tiere. Die gedämpften Töne fehlen. Die süße, einschmeichelnde Nacht, die sammetweiche Üppigkeit der Stimmung, die Schwüle der Luft, der betäubende Duft, die beängstigenden, niederdrückenden Vorstellungen und Ahnungen, die entsetzliche Spannung: „Schreckliches wird geschehen", — die trunkenen Visionen vom Wind, vom Mond und anderen Dingen, — davon schweigt die Musik. Und dann: Wo sind die Schönheiten der Wildeschen Worte und Bilder, wo ist die purpurne Sprache der Lotosblumen, wo die klingende Pracht der Granatapfelblüten, des Hyazintengesteins, der märchenhafte Glanz von Perlen und Topasen, — wo ein Bild wie: „Dein Mund ist wie ein Korallenzweig in der Dämmerung des Meeres"? Wo sind die „Sordinen"-Klänge des „Tristan", die bleichen Schatten des Todes, — das Anhalten und Maßhalten, das Sparen in Farbe und Ton, der Adel in Sprache und Gebärde?

Ich habe viel „Holz“ gehört und viel „Blech“. Die feineren Nerven haben nicht gezuckt und gebebt. Es war verkehrt, die Intensität der dramatischen Spannung durch Massenmittel und grelle Schlaglichter auslösen zu wollen, statt sie durch gepreßte Töne, durch die höchste, atembeklemmendste Konzentration des sinnlichen Klanges zu verstärken. Es ist eine grausame Musik der Grausamkeit, — kein Geist vom Geiste Oskar Wildes. Strauß hat den Fehler begangen, den schlechte Poeten machen, wenn sie die Dinge beim Namen nennen, statt uns eine reine Anschauung, eine unbestimmte Empfindung von den Gegenständen zu geben. Wie sagte doch der Alte von Weimar? „Da malen sie z. B. meinen „Fischer“ und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt sich das malen!“ Das ists. Das Gefühl war nötig, — das Gefühl trunkener Sinnlichkeit, eines bangen Stimmungsfatalismus, aus dem sich alles logisch entwickelte und das selbst das Gräßlichste als natürliche Folge erscheinen ließ, auf daß das Maß der Sünde voll ward, — weiter nichts. —

* * *

Die künstlerischen Schwächen Richard Strauß' sind menschliche Schwächen. Das Schicksal wollte ihm allzuwohl. Ich glaube, seinem Talent hat die Reibungsfläche gefehlt. Er ist zu früh emporgehoben und von der Gunst seiner äußeren Stellung getragen worden. Er hat die Hundepeitsche dieser Jammerwelt nicht geschmeckt: er hat die Not nicht gekannt, — die innere Lebensnot, — und das Leid nicht, — nicht die grausamen Kämpfe des Geistes und des Herzens, die Qualen der Verzweiflung, — es müßte sonst seine Kunst davon singen und sagen. Der Mensch in ihm ist nicht annähernd so groß als der Artist. Seine Kunst schöpft nicht aus den großen Nährquellen des Lebens. Es fehlen ihr die drei wichtigsten Beziehungen: die Beziehung zur Natur, die Beziehung zu den metaphysischen Dingen und die menschliche Beziehung zum Leben. (Die wirklichen Verhältnisse kommen für die letzten und höchsten Stufen der Kunst nicht in Betracht.) Strauß ist lediglich Musiker, Instrumentalist. Er besitzt keine Weltanschauung. Wenn er jedoch eine besitzt, so entbehrt sie der Größe, des beglückenden Zieles. Seine Kunst ist Kunstmusik, nicht menschheitbeglückender Zweck. Allerdings leidet er unter dem Fluch der Zeit: der Stoffnot, d. i. der Ärmlichkeit an großen Gedanken und erhabenen Empfindungen. Dennoch: diese Technik wäre größerer Zwecke wert. Richard Strauß ist das wirbelnde Leben, der Komponist des tollen, wahnwitzigen Menschheitstanzes, aber nicht die Gemessenheit und Feierlichkeit, nicht die Heiligkeit und Erhabenheit. Und das Alles, weil ihm die Liebe fehlt, die Verneinung und Resignation des Lebens.

Strauß' Geist verhält sich in allem eher spekulativ als intuitiv. Ich sagte schon: Zur reinen, objektiven Anschauung der Dinge hat sich nirgends seine Erkenntnis durchgerungen. „Alles Urdenken geschieht in Bildern. Aus Begriffen hingegen entspringen die Werke des bloßen Talents, die bloß vernünftigen Gedanken, die

Nachahmungen und überhaupt alles auf das gegenwärtige Bedürfnis und die Zeitgenossenschaft allein Berechnete." (Schopenhauer.) Man vermißt in seinem Schaffen die Unabsichtlichkeit. Schon in der Wahl seiner Stoffe tritt ein Sprunghaftes zutage. Es fehlt die innere geistige Beziehung, die organische Entwicklung und Durchbildung eines Stoffes. Sein Streben geht immer vom Umkreis aus, statt daß er die Idee aus dem innersten Kerne herausarbeitete und zum weiten, weltumspannenden Kreise erweiterte. Wir sehen nirgends eine „instinktartige Notwendigkeit", nirgends ein „Freiwerden des Intellekts", womit Schopenhauer das Regewerden des Genius, die Stunde der Weihe bezeichnet. Strauß ist ein Zeitkind, das den Bedürfnissen seiner Zeit entgegen kommt. Darum wählt sich sein Talent in Ermangelung inneren Erlebens und Schaffens gern solche Stoffe, die das augenblickliche Interesse unserer Zeit ausmachen.[3]) So war es mit: „Also sprach Zarathustra", von dem ein Witzbold einmal einem grimmigen Feinde aller Programmkünste gegenüber behauptete, daß Strauß das Werk überhaupt erst gelesen habe, nachdem er es komponiert. So war es auch mit der „Salome" und wird es mit der „Elektra" sein, die er unter der Feder haben soll. Eine innere Nötigung möchte ich auch bei der „Feuersnot", die eher wohl aus Laune und Zufall geschrieben ist, in Zweifel ziehen. Dagegen sehen wir ihn immer zu solchen Stoffen greifen, deren Charakteristik stark oder reizvoll genug ist, durch seine blendende Technik illustriert zu werden. Und hier folgt er einem inneren Drange. Daher wie gesagt auch die witzig-charakteristischen Stoffe: „Till Eulenspiegel", die „Burleske" für Klavier und großes Orchester, „Don Quixote", „Heldenleben", „Symphonia domestica" zu seinen ureigensten und persönlichsten Schöpfungen gehören. Würde Strauß sich unabhängiger von seiner Zeit machen können, sich innerlich festigen und diese seine persönliche Art, die sein Ureigenstes bildet, weiter verfolgen und sich auf sie allein beschränken, also alle seiner Natur **nicht entsprechenden** Zeitstoffe beiseite lassen, — ich sage, würde er in richtiger Erkenntnis über sich selbst den Fehler vermeiden, an unnütze und zwecklose Ideen seine Zeit und Kraft zu verschwenden, es würde mit ihm und mit uns besser bestellt sein. Er würde in logischer Entwicklung dann dahin kommen, wohin er gemäß seiner Anlage notwendigerweise gelangen müßte, nämlich zu Stoffen **des feinen, burlesken oder satirischen Tones**, zur Renaissance des musikalischen „**Lustspieles**", der geistreichen „**Komödie**" im Shakespearischen Sinne. Was z. B. Wolf-Ferrari mit unzulänglichen Kräften ver-

[3]) Das einzige Werk, das er **aus sich** herausgebracht hat, ist seine erste Oper: „**Guntram**", zu der er auch den Text selber verfertigt. Sie trägt den Stempel der „Sagen"-Opern der nach-wagnerischen Periode. Obwohl von großen poetischen und musikalischen Schönheiten (siehe den herrlichen Des-dur-Schluß!), versagte auch sie schon in **dramatischer** Beziehung, so daß er nie wieder einen eigenen Text entworfen hat. Schade! Er hätte vielleicht gerade auf **diesem** Wege, in der Entwicklung von „innen" nach „außen", zu **eigenen, persönlichen** Stoffen und damit zu sich **selber** kommen können. —

sucht, müßte einem Richard Strauß bei einiger Konzentration mit Leichtigkeit gelingen. Freilich gehörte auch dazu eine innere Sammlung der Kräfte, eine Abkehr von der Welt, die ihn aufreibt, und jenes Maß beschaulicher Ruhe und Muße, die zur Zeugung kräftiger und lebensfähiger Produkte nun einmal notwendig ist. Ohne den Aufenthalt auf dem „grünen Hügel“ kein „Tristan“, ohne „Triebschen“ keine Vollendung des „Ringes“. Strauß' erschöpfende Lebenstätigkeit und rastlose Arbeit machen eine große künstlerische Entwicklung unmöglich. Der kleine Vorteil der ständigen Fühlung mit einem Orchester wiegen die großen Nachteile seiner ganzen unfreien Berufstätigkeit nicht auf. Es wäre zu bedauern, wenn er sich selber noch länger Opfer zumutete, und seine Kunst und uns um manche schöne Frucht eines witzigen Geistes bringen würde. —

Wohin diese Musik führen soll und wo Strauß einst enden wird, wir wissen es nicht. Wir können es nur ahnen. Der seit Wagner unendlich erweiterte Begriff der „Tonalität“ (vgl. z. B. den Reichtum der C-dur-Tonalität im Vorspiel zu „Tristan und Isolde“) wird vielleicht alles in den Bereich seiner auflösenden Wirkung ziehen. Bei Strauß erscheinen alle geschlechtlichen Gegensätze der Tonarten immerhin noch ganz natürlich gemildert. Max Reger ist jedoch schon an der Arbeit, alle bestehenden harmonischen Fundamente aufzulösen und einen neuen Kosmos (im harmonischen Sinne) vorzubereiten. Vielleicht werden sich die Konturen der alten klassischen Formen noch mehr verwischen. Die Modellierung der Themen wird matter und matter werden, bis alles in einem unendlichen Schleier schwimmender, leuchtender Harmonien zerfließt. Die 8-taktige Periode wie der 16-taktige „Satz“ gelten den meisten schon nur noch als eine starre Formel. Wir lieben heute mehr das Aufgerissene, Flächige. Vielleicht wird das alte Thema zeitweilig einmal ganz aufhören und die Musik wirklich nur eine einzige „unendliche Melodie“ bezw. ein einziger Farbenfleck werden. Schimmernde Flächen, flackernde Lichter, bunte Reflexe und groteske Farbentänze werden die Zeiten beherrschen, bis da wieder kommt der Sieger, der große Zeichner und Bildner, der all der schwächlichen Verweichlichung ein Ende macht und dem Farblichen wieder feste Werte, sichere thematische Begriffe, kühne Einfälle und geniale Melodien gegenüber stellt. Die Musik ist heute Vielen ein rein instrumentelles Problem, und ihre Instrumentation lediglich eine Art physikalischer Experimentalkunst zur Entwicklung und Entdeckung neuer akustischer Phänomene. Es wird Jahre dauern, ehe wir uns durch das instrumentelle Prinzip hindurch gearbeitet und alte Schätze, z. B. Händels stolze vokale Kraft, zurückgewonnen haben. Schon Goethe beklagte sich einstmals Eckermann gegenüber: „Es ist wunderlich, wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Geist und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? Mir bleibt alles in den Ohren hängen.“

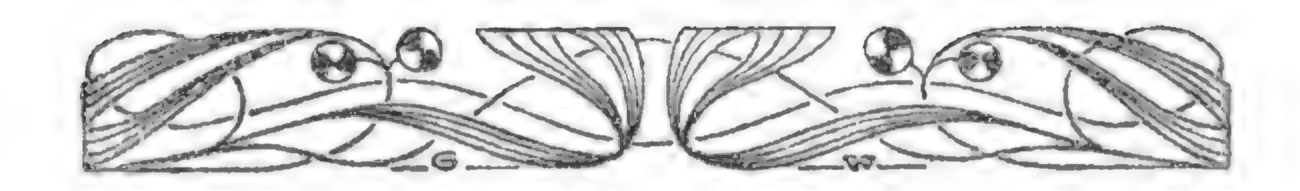
Auch uns bleibt alles nur „in den Ohren hängen“, was soviel heißen soll, daß es nicht tiefer geht und außerhalb unserer Phantasie im Bannkreise äußerer

Sinnesreize bleibt. Und doch folgte auf diese Zeit Goethes, in der der Ausspruch fiel, die große Blüteperiode der Romantik und das Drama Richard Wagners. Können wir da richten, wo wir der Gewißheit leben dürfen, daß dieser aufreibenden Nervenkunst dereinst wieder neue und schöne Idealgebilde folgen werden?

Es soll nicht geleugnet werden, daß wir den spezifisch eigenen Gaben Richard Strauß' vieles verdanken, was auch in Zukunft nachwirken wird. Man darf sogar ruhig behaupten: auch Strauß war notwendig. Nicht so notwendig etwa wie Hector Berlioz, der Vater der modernen Instrumentalität, aber gewiß ebenso notwendig wie unzählige Kunsterscheinungen, die man gemeinhin zu den „Übergängen" der allgemeinen großen Kunstentwicklung zu rechnen hat. Strauß hat das Farbenband außerordentlich verfeinert. Sein malerisches Gefühl ist unablässig dabei, die etwa noch bestehenden Unterschiede der einzelnen Instrumentalgruppen (Streicher, Holzbläser, Blech- und Schlaginstrumente) möglichst aufzuheben, die verschiedenen Klangtypen völlig miteinander zu verschmelzen. In der Kunst der feinsten instrumentellen Übergänge, in der Behandlung z. B. der Holzbläsergruppen und ihrer Mischungen, in der Schaffung jenes modernen, satten einheitlichen Orchesterklanges, der sich dem Ohr als Ausgleich aller widerstrebenden Klangphänomene darstellt, hat er in Wahrheit Vollendetes geschaffen. Ein Lied wie „Morgen" mit dem zaubrisch gesetzten Nonenakkord kann nur Strauß so instrumentieren. Das ist von einem Wohllaut, einer Tonigkeit, kurz einer harmonischen Farbengebung, wie sie vollkommener nicht zu denken ist. Dagegen sind alle seine Nachahmer und Anbeter die reinen Stümper, wie sich überhaupt die modernen Zünftler gegen diesen ihren Führer etwa ausnehmen wie biedere Tüncher und Anstreicher gegen einen echten Malerkünstler. Aber diese Instrumentalität ist Straußens Inhalt und Grenze. In ihr erschöpft sich die ganze Zeit. Ferner: man soll objektiv genug sein, das Gute und Positive rückhaltslos anzuerkennen: Richard Strauß hat das Charakteristische unbedingt bereichert und uns neue Seiten der schildernden oder darstellenden Musik aufgedeckt. Ob diese Kunst vom ästhetischen und kulturellen Standpunkt aus etwas wahrhaft Großes und Tiefes oder gar eine Erlösung der Menschheit bedeutet, darüber hat die Zukunft und die Geschichte allein zu entscheiden. Gewiß ist, daß eine Kunst nie groß hieß, deren bewunderswürdigster Teil ausschließlich ihre Technik war. Gewiß ist ferner, daß wo zu schnell und zu viel komponiert wird, zu wenig erlebt und durchlebt werden kann. Wir werden erst aufatmen und den Boden zu einer neuen Kunst gewinnen, wenn wir die Grenzen formaler, instrumenteller Charakteristik innezuhalten wissen, und wieder vokaler denken und empfinden lernen. Denn das innerste Wesen der Musik ist vokaler Natur und wird es ewig bleiben. — —

„Wo Lampen brennen, gibts Ölflecken, wo Kerzen brennen, gibts Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel."

(Goethe.)



Die gegenwärtige Verteilung der englischen Seestreitkräfte.

Von

Kapitänleutnant v. H.

Die durch Erlaß der englischen Admiralität vom 23. Oktober d. Js. bekannt gewordene Neuverteilung der britischen Seestreitkräfte, welche im Frühjahr 1907 in Kraft treten wird, stellt den Schlußstein einer Entwicklungsreihe dar, deren Anfänge bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen. Sie bildet gleichzeitig die Krönung eines Reorganisationswerkes, wie es großartiger und folgerichtiger nicht gedacht werden kann. Der gewaltige Bau der englischen Marine, aufgebaut auf einer Jahrhunderte alten Tradition, ist von Grund auf neu konstruiert worden, um den Anforderungen gewachsen zu sein, die eine neue Zeit mit neuen militärischen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen an sie stellen wird.

Das deutsche Volk hat erst vor wenigen Jahren begonnen, den Einfluß der Seemacht auf die Geschicke der Völker mit offnen Augen zu betrachten. So kann es auch heute nicht mehr vorübergehn an der Tatsache, daß Englands gesamte Seemacht konzentriert ist an den Pforten des deutschen Seehandels, daß Englands Panzerschiffe einen eisernen Gürtel ziehn um das nordwestliche Europa, nicht nur zum Schutz der eigenen heimischen Küsten und seines Handels, sondern weil Deutschlands Handels- und Kriegsflotte ein Faktor geworden ist, der nicht mehr wie vor 50 Jahren als eine „quantité négligeable“ betrachtet werden kann.

Uns klar zu werden über die Quellen, aus denen die heutige gewaltige Machtstellung der englischen Flotte entstanden ist, über die Richtungslinien, in denen sich ihre Organisation bewegt hat, sowie über den Einfluß, den sie auf uns auszuüben imstande ist, soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

„There is no better negotiator in the councils of Europe than a fleet of British battleships. If you are strong, you may be practically certain that you will obtain your rights.“

Dieser Ausspruch Nelsons ist heute noch, wie vor 100 Jahren das Leitmotiv für Englands Marinepolitik.

Noch lebt im englischen Volke die Erinnerung an Nelsons glorreiche Siege, und sein Erbe, das Gefühl für die Notwendigkeit einer starken

Flotte, hat sich dem Volksbewußtsein des meerbeherrschenden Inselreichs unauslöschlich eingegraben. Seit hunderten von Jahren hat kein feindlicher Fuß seine Gestade betreten, und während andere Völker sich gegenseitig in unaufhörlichen Kriegen zerfleischten, legte England unter dem Schutze seiner Flotte den Grund zu seinem heutigen weltumspannenden Kolonialbesitz, zu seiner heutigen Macht und seinem Reichtum. So ist es nicht zu verwundern, daß das englische Volk wohl fast in seiner Gesamtheit Anhänger der sogenannten „blue water school“ geworden ist, deren Grundgedanke ist: die englische Seemacht unter allen Umständen so stark zu erhalten, daß sie im Kriege imstande ist, die See zu beherrschen und nicht nur jeden feindlichen Angriff von den heimischen Küsten fern zu halten, sondern auch die britischen Grenzen bis an die feindlichen Küsten zu verlegen.

Die Ansicht, wie stark die englische Flotte im Vergleich mit den Seestreitkräften anderer Nationen sein müsse, hat im Laufe der Zeit entsprechend der Veränderung der Weltlage Wandlungen durchgemacht. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts diente als Maßstab für den Umfang der britischen Flotte bis in die neunziger Jahre hinein die Größe der französischen Marine. Die britische Admiralität hielt an dem Grundsatz fest, die Flotte müsse sich zur französischen mindestens verhalten wie 3:2. Dementsprechend bewegten sich die jährlichen Ausgaben für die Marine in gleichmäßigem Wachsen von 4,2 Millionen Lstr. im Jahre 1835 bis zu 11 Millionen Lstr. im Jahre 1885.

Die gewaltige Zunahme der weltwirtschaftlichen Interessen und die Notwendigkeit für jede Großmacht, Weltpolitik zu treiben, führte aber bald auch andere Rivalen Englands auf die See. Neben Frankreich waren als Seemächte vor allem Nordamerika, des weiteren Rußland und Italien, Deutschland und Japan aufgetreten. Aus diesen Jahren der überall auftretenden Konkurrenz, die eine Bedrohung für Englands Alleinherrschaft auf der See darstellte, datiert der Beginn der großartigen Agitation, die in England zu dem Grundsatze des „two power standard“ führte. Sie trieb das britische Marinebudget auf 18,5 Millionen Lstr. 1894/95, auf 27,7 Millionen Lstr. 1899/1900 und 42,8 Millionen Lstr. 1904/05. Der „naval defence act“ vom Jahre 1899 bildete den Beginn dieser rapide aufwärts steigenden Entwicklung und gleichzeitig die Grundlage, auf der sich die neue Organisation der britischen Seemacht aufgebaut hat.

Die Quellen von Englands Macht und Reichtum, seine insulare Lage, die ausgedehnten Küsten mit zahlreichen und guten Häfen, die riesige über den ganzen Erdball verteilte Handelsflotte, die reichen Kolonien in allen Erdteilen und die blühende Industrie bildeten ebenso viel ver-

wundbare Punkte für das mächtige Inselreich. Sie alle können nur von der See aus angegriffen, nur durch eine starke Flotte geschützt und verteidigt werden. Hieraus ergaben sich ohne weiteres die Aufgaben der englischen Flotte im Kriege, deren wichtigste ist: „die feindlichen Flottengeschwader und Schiffe in allen Gewässern mit überlegener Macht aufzusuchen und zu schlagen." Nach diesem Grundsatze ist England bestrebt, seine Seestreitkräfte unter Berücksichtigung der jeweiligen politischen Konstellation über den ganzen Erdball zu verteilen und das „two power system" auf jeder einzelnen Flottenstation des In- und Auslandes aufrecht zu erhalten. Bis zum Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses im Jahre 1902 war es wiederum Frankreich, welches ebenso wie seine Marine als Maßstab für den Ausbau der englischen Flotte diente, auch die Richtungslinien für die Verteilung der britischen Seestreitkräfte abgab. Für England bedeutete die Behauptung der Mittelmeerposition eine Lebensfrage, denn von ihr hing die Offenhaltung des Suezkanals und damit die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen Mutterland und dem wichtigsten Kolonialbesitz im fernen Osten ab. Die französische Flotte, konzentriert um Toulon und Bizerta, bedrohte im Verein mit der russischen Schwarzenmeerflotte diese wichtige Lebensader. Eine starke englische Mittelmeerflotte, gestützt auf Malta und Gibraltar, hatte dieser Koalition das Gleichgewicht zu halten. Die Bedeutung der heimischen Flotte mußte diesem wichtigsten Lebensinteresse gegenüber zurücktreten. Sie brauchte nur stark genug sein, um eine geplante französische Invasion unmöglich zu machen und die heimischen Küsten der Zufuhr offen zu halten. Diesen Grundgedanken entsprechend war die Verteilung und Organisation der schwimmenden Streitkräfte bei der Wende des neuen Jahrhunderts kurz folgende:

1. Die aktiven Geschwader:

Es waren dies das Mittelmeergeschwader, das Kanalgeschwader und 7 andere auf außereuropäischen Stationen befindliche Flottenverbände.

Das Mittelmeer- und Kanalgeschwader bestand aus den stärksten und modernsten Linienschiffen, von denen das erstere 12, das letztere 8 zählte. Zugeteilt waren diesen Geschwadern die schnellsten und besten Kreuzer. Die Stützpunkte für das Mittelmeergeschwader waren Malta und Gibraltar, für das Kanalgeschwader Portsmouth, Devonport und Chatham.

2. Das Reservegeschwader:

Dasselbe war in den heimatlichen Häfen mit reduzierter Besatzung ständig in Dienst. Es setzte sich aus einer Anzahl von Kreuzern und Linienschiffen zusammen, die zum Küsten- und zum Hafenwachdienst herangezogen wurden.

Im Verlauf des Transvaalkrieges traten an das britische Reich finanzielle Forderungen in ungeheurem Umfange heran. Angesichts der Ereignisse dieses Krieges schien es dem übrigen Europa einen Augenblick, als ob die gewaltigen Kosten des Feldzuges und der ungenügende Zustand der Landarmee die Blicke der englischen Nation vom Stande der Seerüstungen ablenken würde. Aber bald wurde erkannt, daß es nur mit Hilfe der Achtung gebietenden Kriegsflotte möglich war, die Armee tausende von Meilen von der heimischen Basis entfernt kämpfen zu lassen.

Dazu kam bald noch ein anderer Faktor, welcher die britische Regierung zu neuen großartigen Anstrengungen in ihrer Marinepolitik anspornte: das Anwachsen der russischen Seemacht in den ostasiatischen Gewässern. Angesichts der großen Anstrengungen, die Rußland im Bunde mit Frankreich machte, um seine maritime Position im fernen Osten zu verstärken, schien es für England unmöglich, dort seine Überlegenheit zur See aufrecht erhalten zu können, ohne eine erhebliche Schwächung seiner europäischen Position. Rußlands wachsende Machtstellung in Ostasien führte der britischen Regierung vor Augen, daß die Durchführung des „two power standard" in allen Weltteilen auf die Dauer unmöglich werden würde. Von Jahr zu Jahr ins Unabsehbare steigerten sich die Ausgaben für die Flotte. Nur das Verlassen der Politik der „splendid isolation", eine Rückkehr zur Bündnispolitik konnte Abhilfe schaffen. Das im Beginn des Jahres 1902 abgeschlossene Bündnis mit Japan war der erste Schritt, der diesen Verhältnissen Rechnung trug. Er stellte den Beginn einer neuen Ära der britischen Politik dar, die nicht nur im Vertrauen auf eigene Macht die englischen Interessen zu fördern suchte, sondern auch danach strebte, fremde Machtfaktoren zur Erhöhung des britischen Einflusses auszunutzen.

Neben diesen Ereignissen brachte das Jahr 1902 eine umfassende Agitation im englischen Volke zum Zwecke noch weiterer Steigerung der Flottenrüstungen. Mit unermüdlicher Tätigkeit suchte die „navy league" die deutsche Gefahr in grellen Farben zu schildern, dem Volke das Gespenst einer Hungersnot in einem Kriege mit einem seemächtigen Gegner vor Augen zu führen, und als einziges Hilfsmittel dagegen für weitere Verstärkung der Seerüstungen zu agitieren.

Wir wollen hier nicht auf den Ursprung und das Anwachsen der sich mehr und mehr in England breit machenden feindseligen Stimmung gegen Deutschland eingehen. Sicher ist, daß das Jahr 1902 den Beginn der Konzentration der englischen Flotten in den nördlichen Gewässern einleitete, ein Umstand, der besonders charakteristisch ist im Hinblick auf

das in jenem Jahre vom ersten Lord der Admiralität aufgestellte **Prinzip der Konzentration der Seestreitkräfte auf den strategisch wichtigsten Stationen.**

Durch Schaffung einer „home fleet“, eines aus bisherigen Reserveschiffen gebildeten aktiven Geschwaders, sowie durch Begründung einer Flottenstation in St. Margarets Hope im Firth of forth suchte die Admiralität ihre Stellung in der Heimat, vor allem in der Nordsee, zu kräftigen, eine Maßregel, auf welche wohl die gelegentlich des Venezuelakonfliktes sich ins Maßlose steigernden Hetzereien der englischen Presse gegen Deutschland nicht ohne Einfluß gewesen sind.

Wetterwolken standen am politischen Horizont des Jahres 1903. Die drohende Lage im fernen Osten, die besonders im Hinblick auf das mit Rußland verbündete Frankreich und das englisch-japanische Bündnis für beide Länder von schwerwiegendster Bedeutung werden konnte, trug dazu bei, die beiden alten Gegner England und Frankreich zusammen zu führen. Am 15. Oktober 1903 wurde das Einverständnis der beiden Mächte durch einen Schiedsvertrag besiegelt.

Unterdessen begann die englische Politik, gedeckt durch das Bündnis mit Japan, festen Fuß in Tibet zu fassen und gleichzeitig seine Einflußsphäre an den Gestaden des persischen Golfes zu erweitern, um damit dem von Norden her vordringenden Rußland einen Riegel vorzuschieben.

Wie wurde nun die englische Marinepolitik durch diese Ereignisse beeinflußt?

Der „two power standard“ bestand eigentlich nur noch dem Namen nach, denn in der Begründung des den Marineetat des Jahres 1902/03 um 50 Millionen Mark übersteigenden Etatvorschlages wurde vom Premierminister darauf hingewiesen, daß die englische Flotte nach einem verlustreichen Kriege gegen zwei große Seemächte auch noch imstande sein müsse, gegen eine dritte und wenn noch erforderlich gegen eine vierte Seemacht mit Erfolg zu operieren.

Wenn auch das Mittelmeer in jenem Jahre noch als Brennpunkt der englischen Seeinteressen angesehen werden muß, so beginnt doch schon mehr und mehr das gute Verhältnis zu Frankreich sowie die Bindung der russischen Flotte in Ostasien seinen Einfluß geltend zu machen. Eine Neudislokation der Seestreitkräfte wurde durchgeführt, in der eine weitere Verstärkung und Konzentration der Kräfte in den heimischen Gewässern zum Ausdruck kommt.

Der Heimatflotte sowie der Kanalflotte und dem Kreuzergeschwader fiel in dieser Neuverteilung der Schutz der heimischen Gewässer zu,

während dem Mittelmeergeschwader neben seinen lokalen Zwecken die Aufgabe wurde, in erster Linie da aufzutreten, wo es die strategische Lage erfordere. Ein süd- sowie ein nordatlantisches Geschwader hatte die von Norden und von Süden her gegen das Mittelmeer und den Kanal zusammenlaufenden Handelswege zu verteidigen, während das ostindische gemeinsam mit dem Kapgeschwader die Verbindungslinien nach dem fernen Osten sichern und die Fühlung mit den ostasiatischen und australischen Geschwadern herstellen sollte.

Eine beginnende Tendenz, das Mittelmeer zu gunsten der heimischen Schlachtflotten zu schwächen, ist hier schon unverkennbar. Ebenso bemerkt man die allmähliche Verschiebung der alten durch das Mittelmeer nach Ostasien führenden Operationslinie. Der Weg durch den Atlantik über die Kapkolonie nach Indien und Ostasien gewann mehr und mehr an Bedeutung.

So war Englands politisch-strategische Lage, als im Februar 1904 die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Japan eröffnet wurden.

Von wie eminenter Bedeutung auch der Verlauf und die Einzelheiten des russisch-japanischen Krieges für die Entwicklung der Seestaaten gewesen sein mögen, so kann es hier doch nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die Ereignisse dieses Kampfes einzugehen. Wir wollen hier nur die weltpolitischen Vorgänge während und nach diesem Kriege, sowie die Konsequenzen desselben berühren, soweit sie von Einfluß auf die englische Flottenpolitik gewesen sind, da die augenblickliche Verteilung der britischen Seemacht als deren Resultat angesehen werden muß.

Beim Abschluß des englisch-französischen Abkommens am 8. April 1904 befand sich die britische Regierung in der überaus günstigen Lage, durch die Beanspruchung der russischen Kräfte in Ostasien, in Mittel- und Vorderasien freie Hand zu haben zur Fortführung ihrer Politik. Gleichzeitig begannen die schnell fallenden Entscheidungen des ostasiatischen Krieges ihren direkten Einfluß auf den Gang der Weltpolitik geltend zu machen. Das Ringen der beiden Völker um ihre politische und wirtschaftliche Existenz an den Gestaden des Stillen Ozeans neigte sich von Anbeginn an zu Gunsten des jungen aufstrebenden Japan. Englands „soldat maritime“ im fernen Osten tat seine Schuldigkeit. Jede russische Niederlage auf der See, jedes vernichtete russische Schiff sicherte Japans Position und bedeutete eine Entlastung Englands.

Diese allmähliche Verschiebung des politischen und maritimen Gleichgewichts in den chinesischen Gewässern zu Gunsten Japans stellt sich als ein fortwährend wachsender Erfolg der englischen Politik dar,

auf welchen neben der „entente cordiale“ mit Frankreich der Entschluß der britischen Admiralität zu einer Neuverteilung der englischen Seestreitkräfte zurückzuführen ist. Hand in Hand mit diesem 1904 beginnenden friedensstrategischen Aufmarsch zum Zwecke der Kriegsstrategie ging eine innere Reorganisation der englischen Marine zur Hebung der Kriegsbereitschaft von Personal und Material.

Schon zwei Jahre vorher hatte eine völlige Umgestaltung der Einstellungs- und Ausbildungsbedingungen des Offizierkorps der englischen Marine eingesetzt. Aus dem nach den alten Grundsätzen vorwiegend seemännisch ausgebildeten Offizierkorps sollte ein den neuzeitlichen Bedingungen entsprechendes seemännisch-technisches geschaffen werden. Dieser in England viel angefeindeten Reorganisation, welche ein Loslösen von den alten Traditionen der britischen Flotte darstellt, folgte am 6. Dezember 1904 die Bekanntgabe einer vollständigen Umwälzung der Einteilung und Friedensdislokation der Seestreitkräfte. Eine Denkschrift des ersten Lords der Admiralität legt die Gründe, welche die Neuverteilung der britischen Flotten notwendig gemacht hatten, dar. Neben den Vorteilen, die England aus dem Verzicht Frankreichs auf weitere Rivalität im Mittelmeer gezogen hat, steht in diesem Blaubuch der Hinweis auf das bedrohliche Anwachsen der deutschen Flotte an erster Stelle.

Die Durchführung jenes noch heute bestehenden Aufmarsches der britischen Flotten zeigte, daß England nicht mehr das Mittelmeer, sondern die die englischen Küsten bespülenden Gewässer als Brennpunkt seiner Interessen ansah, eine Erkenntnis, welche nicht nur eine Verringerung der Streitkräfte im Mittelmeer, sondern auch eine Schwächung der überseeischen Stationen zu Gunsten der heimischen Streitmacht zeitigte.

Für die Dauer des Krieges blieben die ostasiatischen Streitkräfte noch ungeschwächt, jedoch wurde eine Zurückziehung der Linienschiffe aus Ostasien nach dem Friedensschlusse schon damals in Aussicht genommen.

Die folgende kurze Übersicht soll uns ein Bild geben über die Verteilung der englischen Streitkräfte, wie sie uns in der Denkschrift vom 6. Dezember 1904 vor Augen tritt. Der Vergleich mit der oben angedeuteten Dislokation vom Jahre 1903 zeigt den gewaltigen Schritt, den die britische Admiralität zur Befestigung ihrer kriegerischen Stellung in den heimischen Gewässern vollzogen hat.

Die englischen schwimmenden Streitkräfte gliedern sich seitdem in:

1. die aktive Flotte,
2. die Reserveflotte.

Die aktive Flotte setzt sich zusammen aus:

a) der Kanalflotte, bestehend aus 12 Linienschiffen und 2 Kreuzern mit dem Stützpunkt Portland,

b) der atlantischen Flotte, bestehend aus 8 Linienschiffen und 2 Kreuzern mit dem Stützpunkt Gibraltar,

c) der Mittelmeerflotte, bestehend aus 8 Linienschiffen mit dem Stützpunkt Malta.

Zu jeder dieser Flotten gehört je ein aus 6 erstklassigen Panzerkreuzern bestehendes Kreuzergeschwader. Ein weiteres Kreuzergeschwader mit den Basisstationen Devonport und Bermuda, welches sich aus 6 großen geschützten Kreuzern zusammensetzt, wurden dem Befehlshaber der nordatlantischen Station unterstellt.

Das frühere südatlantische Geschwader kam in Fortfall.

Zur Wahrung der überseeischen Interessen blieben bestehen:

a) das Geschwader von 5 Linienschiffen in Ostasien,

b) je ein Kreuzergeschwader in den australischen, ostasiatischen und ostindischen Gewässern,

c) ein Kreuzergeschwader in Kapstadt als Verbindungsgeschwader zwischen Atlantik und Ostasien. —

Die Reserveflotte besteht aus allen übrigen gefechtsmäßigen Schiffen, welche auf die drei Heimathäfen verteilt sind, und dauernd $^{2}/_{5}$ ihrer Kriegsbesatzung an Bord haben. 2 Linienschiffe und 2 Kreuzer der Reservedivisionen (emergency ships) sind in jedem Hafen für den Notfall fertig zu sofortiger Indienststellung. Volles aktives Personal für diese letzteren wird in den Kasernen bereit gehalten.

Durch rücksichtsloses Streichen veralteter Schiffe aus den Listen der Kriegsschiffe, worunter sich fast alle bis zum Ende der achtziger Jahre vom Stapel gelaufenen Fahrzeuge befanden, wurde angestrebt, die Gesamtleistungsfähigkeit des Schiffsmaterials zu heben, sowie durch Ersparen von Instandhaltungskosten eine Verringerung der Flottenausgaben zu erreichen. Der Etat 1904/05 zeigt tatsächlich gegen das Vorjahr eine Ersparnis von 71,4 Millionen Mark. —

Durch die Vernichtung der russischen Flotte am 27. Mai 1905 in der Schlacht von Tsushima war Rußlands Seemacht endgültig gebrochen. Japans Heere und Flotten hatten dem Lande der aufgehenden Sonne die Großmachtsstellung erkämpft. Japan war ein Faktor geworden, mit dem die Völker Europas zu rechnen hatten. Auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und politischen Lebens machte sich bald nach dem Friedensschluß die Vormachtstellung Japans im östlichen Asien geltend. Das

Selbstbewußtsein seiner Söhne schien ohne Grenzen. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war den Völkern der weißen Rasse genommen.

Gegenüber diesem Aufblühen japanischer Größe steht der Zusammenbruch der russischen Macht in Ostasien. Die gewaltigen finanziellen Opfer, die Rußland dem Kriege hatte bringen müssen, die Revolution im Innern, die seine ganze Kraft in Anspruch nahm, hatten die ostasiatischen Pläne der russischen Regierung in ihrem wesentlichsten Teile zunichte gemacht.

Aus dieser neuen Machtkonstellation in Ostasien zog England zuerst entscheidende Konsequenzen. Noch vor dem Frieden von Portsmouth am 2. August 1905 erneuerte es mit Japan seinen Allianzvertrag und sicherte sich dadurch gegen japanische Störungen in seiner Politik auf dem „Glacis von Indien". England hatte überall freie Hand. Seine weiteren Erfolge in Persien und Afghanistan führen uns dies klar vor Augen. Durch die glänzende, weitblickende Politik seiner Regierung, die stets und überall danach strebte, durch Bündnisse und Verträge Kräfte zu sparen, um sie an andrer, an der entscheidenden Stelle mit desto größerer Wucht wirken zu lassen, sehen wir heute England auf einer bis dahin nie erreichten Stufe seiner Macht und seines Ansehens unter den Völkern.

Diesen gewaltigen Erfolgen gab die britische Regierung kurz vor dem Kabinettswechsel zu Beginn des Jahres 1906 in einem „Statement of Admiralty Policy" öffentlich Ausdruck. Sie wies mit Recht auf die unter der Leitung des konservativen Kabinetts Balfour erreichten Fortschritte in der Leistungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft der Flotte hin, Erfolge, die in erster Linie dem weiten Blick und der Energie des ersten Seelords Admiral Sir John Fisher zu verdanken waren.

Doch damit nicht genug. Noch weitere Verstärkungen der britischen Seemacht in den heimischen Gewässern wurden durchgeführt, noch weitere umfassende Pläne zur Verstärkung seines strategischen Übergewichts entworfen.

Die Zurückziehung der 5 Linienschiffe aus Ostasien, sowie eine Vermehrung der Kanalflotte auf 17 Linienschiffe bildeten nur das Vorspiel für ein weiteres zielbewußtes Programm, welches am 23. Oktober 1906 bekannt gegeben wurde. Hiernach ist eine Verschiebung des Operationszentrums aus der Atlantik in den Kanal bezw. die Nordsee zum Frühjahr 1907 geplant. Die beabsichtigte Neudislokation war durch den begonnenen Ausbau der Häfen Rosyth, Dover und Berehaven zu Flottenstationen vorbereitet worden.

Die neuen umfassenden Pläne der britischen Admiralität stehen heute im Vordergrunde des Interesses. Parlament und Presse be-

schäftigen sich lebhaft mit der Frage, ob die geplante Änderung tatsächlich eine Erhöhung der Schlagfertigkeit bedeutet, oder eine auf das Sparsystem des liberalen Kabinetts zurückzuführende Schwächung. Ein außenstehender objektiver Beobachter kann über diese Frage keinen Augenblick im Zweifel sein. —

Die genaue Stärke und Zusammensetzung der einzelnen neu zu formulierenden Flottenverbände steht heute noch nicht fest. Die Gründung einer gefechtsstarken „home fleet", sowie der beschleunigte Ausbau von Rosyth zum Kriegshafen sind aber Tatsachen, und es liegt nahe, in diesen Maßregeln eine ausgesprochene Spitze gegen Deutschland zu erblicken.

Die nach dem Erlaß der Admiralität vom 23. Oktober neu zu formierende „home fleet" soll aus den in Reserve in Dienst befindlichen Schiffen zusammengestellt werden und unter das Kommando eines in Sheerneß an der Themsemündung stationierten Oberbefehlshabers treten. Durch Erhöhung der Besatzungsstämme, sowie durch häufige Übungsfahrten und Schießübungen soll die Schlagfertigkeit dieses Verbandes gewährleistet werden. Soweit sich nach den bisher nur spärlichen Nachrichten übersehen läßt, wird sich im übrigen die Kanalflotte aus den 14 modernsten Linienschiffen (King Edward- und Lord Nelson-Klasse), die atlantische Flotte aus 8 Schiffen der Duncan-, Majestic- und Swiftsure-Klasse zusammensetzen. Als Stützpunkt für erstere ist Portland, für letztere Berehaven in Irland vorgesehen. Die alten mächtigen Mittelmeerfesten Malta und Gibraltar werden nur noch einem auf 6 Schiffe der Formidable-Klasse zusammengeschrumpften Mittelmeergeschwader als Basis dienen.

Die Heimatflotte verteilt auf die Häfen Portsmouth, Devonport und Sheerneß (Chatham) wird, mit der Dreadnought als Flagschiff, auf eine Stärke von 15 Linienschiffen gebracht.

Jedes der oben erwähnten Kreuzergeschwader wird voraussichtlich aus 4 Panzerkreuzern bestehen, während der Rest der Panzerkreuzer, im ganzen 14, der Heimatflotte zugeteilt wird.

Wie stark die Besatzungsstämme für die Heimatflotte werden sollen, wie hoch damit die Kriegsbereitschaft dieses Verbandes sein wird, steht noch nicht fest und wird von der Zahl des verfügbar zu machenden Personals abhängen. Daß dieser Bereitschaftszustand ein äußerst vollkommener sein wird, haben die mobilmachungsmäßigen Indienststellungen der Reserveverbände gelegentlich der letzten großen Flottenmanöver bewiesen. Bei diesen traten wohl noch einzelne Schwierigkeiten, besonders

bei der Bereitstellung des Maschinenpersonals auf, sie haben aber jedenfalls gezeigt, daß die in Deutschland so oft vertretene Ansicht, die englische Flotte könne ihre Schiffe nicht genügend bemannen, absolut grundlos ist.

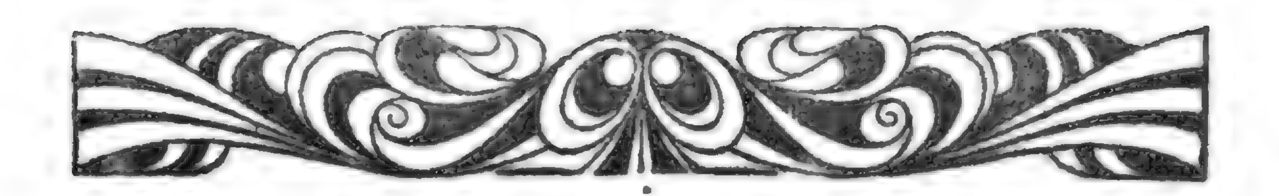
Wir haben im Lichte der allgemeinen Weltpolitik des britischen Reiches den Werdegang seiner Flottenrüstungen verfolgt. Wir haben gesehen, wie es England verstanden hat, den strategischen Grundsatz der Konzentration der Kraft an dem für die Entscheidung maßgebenden Punkte in folgerichtiger Weise durchzuführen.

Heute sind die britischen Flotten nicht mehr zerstreut über den ganzen Erdball. Der Augenblick ist verstrichen, an dem noch damit zu rechnen war, daß England seine Streitkräfte teilen müsse, um all seine vielseitigen Interessen in allen Weltteilen zu verteidigen. Japan wird sie im fernen Osten vertreten, Frankreich sie im Mittelmeer stützen, England selbst kann das Schwergewicht seiner Waffen da einsetzen, wo die Würfel fallen werden, die über das Schicksal seiner Welt-, seiner Seemacht entscheiden, in den heimischen Gewässern.

In wie gewaltiger Überlegenheit die britische Flagge die See beherrscht, die auch unsere Küsten bespült, lehrt ein Blick in die Listen der beiden Flotten. Bedeutet diese Übermacht eine Gefahr? Ist der Charakter des britischen Aufmarsches ein defensiver oder trägt er den Gedanken des Angriffs in sich? Das sind Fragen, die sich dem Leser dieser Zeilen unwillkürlich aufdrängen.

Um objektiv zu urteilen, müssen wir uns darüber klar werden, daß das britische Reich gewaltige Werte zu schützen hat, daß es berechtigt ist, die Kraft seiner Flotte seinen vielen vitalen Interessen entsprechend mächtig zu erhalten. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß England im Kampfe mit einer kontinentalen Großmacht mehr zu verlieren hat, als zu gewinnen, daß es seine Existenz in die Wagschale des Krieges legen muß, nur um Schaden zuzufügen, nicht um zu vernichten.

Nicht als Drohung, nicht als eine Gefahr für den Frieden wollen wir daher die überlegene Seegewalt des englischen Volkes betrachten. Sie mag uns nur eine Lehre sein zur Nacheiferung, und eine Warnung, wachsam zu sein und nicht nachzulassen im weiteren Ausbau unserer Flotte, damit sie mächtig genug werde zum Schutz unserer berechtigten Interessen, damit sie ein einflußreicher Faktor werde zur Erhaltung des Friedens, damit sie eine starke Waffe werde zum Schutz unseres Handels und zur Verteidigung der Küsten unseres Vaterlandes.



Ursprung, Idee und Entwicklung des pädagogischen Slöjd.

Von

Marg. N. Zepler.

(Nachdruck nur mit Genehmigung d. V.)

Absichtlich, und mit Bedacht, behalte ich die Bezeichnung „Slöjd“ bei, denn seine Verdeutschung mit „Handfertigkeit“, die man mit der Einführung des Slöjdsystems in Deutschland wählte, deckt sich mit dem Begriff Slöjd in nur oberflächlicher Weise; andererseits ist allerdings auch der in Deutschland übliche Betrieb des Handfertigkeitsunterrichtes im Verhältnis zu dem in Schweden, seinem Mutterlande, ein einseitiger, eng begrenzter, mehr Unterrichts- als Erziehungsmittel.

Slöjd (engl. Sloyd) ist die Bezeichnung für ein Handfertigkeitssystem, das auf rein erziehlichen Grundsätzen gegründet ist und dessen Ziele nur erziehliche sind. Slöjd umfaßt Arbeiten im tischlern, drechseln, buchbindern, schnitzen, sattlern, weben, spinnen, stricken, nähen, kochen, Metall-, Bürsten-, Stroharbeiten usw. Im engeren Sinne verstehen wir heute unter Slöjd als Erziehungsmittel hauptsächlich den sogenannten Holz-(Tischler-)Slöjd.

Althochdeutsch slah	schwedisch slög	geschickt (mit der Hand)
deutsch Schlag	Slöjd	Geschicklichkeit

Slöjdara — in Schweden: jemand mit Handgeschicklichkeit, ohne Handwerker zu sein.

Der Zweck des Slöjdunterrichts ist nicht der, einen Tischler, einen Buch- oder Bürstenbinder, eine Köchin oder Weberin heranzubilden, sondern die schlummernden, geistigen, moralischen und physischen Kräfte des Kindes zu wecken und zu fördern. Slöjd lenkt Sinn und Interesse auf praktische Arbeit, Slöjd regt zu Selbsttätigkeit, zu Genauigkeit, Beharrlichkeit und Fleiß an, stärkt die Aufmerksamkeit und das Konzentrationsvermögen.

Die gefertigten Gegenstände sind nützlich wie bei Handwerken, aber der Wert der Kinderarbeit liegt nicht im Gegenstand, sondern in der allseitigen Entwicklung des Kindes, das ihn gemacht hat. Allerdings darf man Slöjd nicht lehren, wie es mit anderen Fächern heutzutage geschieht. Jeder Drill, alles automatische und mechanische ist streng zu vermeiden; auch könnte jemand alle Slöjdmodelle gemacht, ohne das Slöjdsystem verstanden zu haben.

Slöjd bildet keinen Zweig irgend einer Fachbildung, keine Erziehung zu einem bestimmten Gewerbe oder Handwerk, sondern soll das Kind vor allem sehen lehren, Formensinn, Geschmack und allgemeine Geschicklichkeit (durch den

Gebrauch der Werkzeuge) fördern helfen, soll Lust und Liebe zur Arbeit überhaupt und Achtung vor ihr wecken und eine einheitliche Entwicklung der physischen Kräfte anstreben. Das Kind lernt selbst beobachten, denn der wahre Slöjdlehrer erklärt nichts und zeigt nichts, was das Kind durch den Gebrauch seiner eigenen Kräfte auffinden kann. Neben dem pädagogischen Takt ist dem Slöjdlehrer gründliche Kenntnis der Kinderseele und gute Erfahrung im Umgang und Unterricht von Kindern überhaupt nötig.

Mit diesen kurzen Zügen hoffe ich schon erwiesen zu haben, daß die Slöjdlehre durchaus nicht „nur für Knaben" geeignet ist, daß die Mädchen genau das gleiche Anrecht haben, gründlich damit bekannt gemacht zu werden, und wenn auch im späteren Leben die Arbeitsteilung sich stets nötig erweisen wird, so sollte die Handgeschicklichkeit nach jeder Richtung hin bei Kindern, Knaben wie Mädchen, gleicherweise zu entwickeln und zu fördern versucht werden.

Im normal veranlagten Kinde zartesten Alters schon äußert sich der Tätigkeitstrieb, der Drang nach sich regen und bewegen. Später, sobald sein kleiner Geist erwacht, wünscht es sich zu betätigen, selbst anzugreifen, selbst zu gestalten. Bedauerlicherweise wird dieser Drang oft unterdrückt, oft schläft er wieder ein, da ihm die Gelegenheit zu praktischer Betätigung fehlt oder verwehrt wird. In engem Zusammenhang hiermit steht der so gefürchtete, angefeindete „ungeheuerliche" Zerstörungstrieb. Dann kommen die Schuljahre und von jetzt an, so hört man allenthalben, ist jede Möglichkeit neben dem „Lernen" etwas anzugreifen, so gut wie ausgeschlossen. Jedes neue Lebensjahr stellt erhöhte geistige Anforderungen; für vermehrte geistige Arbeit, für die Ausbildung geistiger Begabung und Talentlosigkeiten wird immer wieder Zeit gefunden, für körperliche Ausbildung, für praktische Arbeit haben die Töchter und Söhne „keine Zeit".

Und verlangt denn nicht auch unsere Zeit mit ihren Riesenanforderungen praktischen Sinn, praktische Arbeit, tatkräftiges Ein- und Angreifen allerorten?

Vergegenwärtigen wir uns doch nur die ersten besten aus unserem nächsten Bekanntenkreise, Mann oder Frau, und wie sie sich theoretisch und praktisch zur Handgeschicklichkeit verhalten?

Daß diese so zurückgehen konnte, daß man sie gering und immer geringer bewertete, ist wohl hauptsächlich der Pose des Vornehm-Tuns, der Anbetung des Lernsystems des vergangenen Jahrhunderts zuzuschreiben, das Wissensmacht einzig pries, den alten Wahrspruch: „Handwerk hat einen goldenen Boden" aber zu schanden machten.

Wie es mit der Durchschnitts-„Gelehrsamkeit" bestellt ist und welche Früchte an dem Baum dieser Erkenntnis reiften, zeigt der ungeheure Jammer unseres Bildungsproletariats mit erschreckender Deutlichkeit, zeigen die trostlosen Überangebote von geistig geschulten Kräften, zeigt das häufige Verkommen derselben, zeigt die gesellschaftliche Achtung derer, die von ihrer „Hände Arbeit" leben (genau besehen ist diese Bezeichnung falsch, denn vollwertige Handarbeit kann auch des

Geistes nicht entbehren), zeigt nur zu häufig die Bewertung des Einzelnen nach seinem „akademischen Grad“.

Und schließlich trifft diesen Bildungsdünkel die Hauptschuld, daß den manuellen Fächern die intelligenten Kräfte entzogen wurden. Führte man ihnen in der Regel doch nur diejenigen zu, bei denen Nachhilfe und „Presse“ selbst versagten, oder die „zu nichts besserem“ zu gebrauchen waren.

Wie man aber nun endlich der alten Wahrheit wieder zu gedenken beginnt, daß über der geistigen Ausbildung die körperliche nicht zu vernachlässigen sei, so möge man der manuellen Erziehung unserer Kinder die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuwenden, ihnen vor allen daran den Wert der Handarbeit klar machen und ihnen die Liebe zu tüchtigem Können neu einzuprägen versuchen.

In unserem Herrscherhause hat sich nach alter Tradition die schöne Sitte erhalten, jeden männlichen Hohenzollernsproß ein Handwerk lernen zu lassen; die Tischlerei hatte Kaiser Wilhelm gewählt, Kaiser Friedrich sich des Buchbinderhandwerks angenommen, der jetzige Kaiser Wilhelm II. sich mit der Drechslerei eingehend befaßt (im Hohenzollernmuseum finden wir die Beweise), warum wollen ihre Landeskinder ihnen nicht nachtun und Hand und Auge an praktischer Arbeit schulen? Nicht notwendig nur um des Handwerks willen, aber um allgemeiner Geschicklichkeit und gerechter Beurteilung und Anerkennung tüchtiger Arbeit willen.

Nichts ist hierfür geeigneter als der Slöjd, dessen System einer handgeschickten praktischen Ausbildung wir den nordischen Ländern verdanken.

In Skandinavien, Dänemark und Finnland bildet diese Seite des staatlich eingeführten Unterrichts eine hervorragende Rolle. Ursprünglich zur Hebung der Heimkunst, später um die heranwachsende Generation praktisch geschickt zu machen, wurden schon Ende der sechziger Jahre des jüngsten Jahrhunderts in Schweden Slöjdschulen eingerichtet. Finnland war, angeregt durch den ausgezeichneten Pädagogen Uno Cygnaeus, darin bereits vorangegangen. Dieser läßt sich in seinem Volkserziehungssystem von den zwei Hauptgedanken leiten: „1. Die Volksschule ist das Fundament alles späteren Wissens. 2. Slöjd ist das Mittel zur formalen im Gegensatz zur materialen Bildung.“

Getreu seinem Grundsatz: Kopf, Herz und Hand müssen einheitlich entwickelt werden, war Uno Cygnaeus, der sich an den Ideen Pestalozzis und Fröbels begeistert und gebildet hatte, der erste, der das Slöjdsystem als vollberechtigtes Lehrfach der Volksschule anerkannt und eingeführt sah (seit 1866).

Norwegen hat durch Schulgesetz vom Jahre 1896 für die Volksschule und für die Mittelschule, die im Anschluß aneinander die „Einheitsschule“ bilden, die Handarbeit als obligatorisches Lehrfach eingeführt. Und wenn auch der Slöjdunterricht in den schwedischen Schulen nicht durchweg obligatorisch ist, so wird er in den meisten betrieben und vom Staat in weitgehendster Weise unterstützt; Kreisverwaltungen, Kommunen, Vereine leisten außerdem bedeutende Zuschüsse. Im Lehrplan der nordischen „Volkshochschulen“ spielt ebenfalls der Slöjd für Männer und Frauen eine nicht unwesentliche Rolle.

Von den europäischen Ländern, die sich die Erfahrungen und Erfolge Skandinaviens in bezug auf Handgeschicklichkeitsbildung zu nutze machten, muß Frankreich an erster Stelle genannt werden. Hier hat das Unterrichtsgesetz von 1882 den Slöjd als „Knabenhandarbeitsunterricht“ für sämtliche öffentlichen Volksschulen obligatorisch gemacht und zwar auf allen Unterrichtsstufen.[1]) „Handarbeit und der Gebrauch der Werkzeuge aus den hauptsächlichsten Handwerken“ werden ausdrücklich unter den „notwendigen Lehrfächern der Volksschule“ genannt.

Ein anschauliches Bild von dem Stand auch dieser Seite des französischen Unterrichts bot die Weltausstellung in Paris 1900, dem der verdienstvolle Leiter des deutschen Lehrerseminars für Knabenhandarbeit in Leipzig, Dr. A. Pabst, einen interessanten, ausführlichen und lehrreichen Bericht widmete. (Siehe „Blätter für Knabenhandarbeit“ Nr. 1, XV. Jahrgang.)

In Österreich hat der Knaben-Handarbeitsunterricht als solcher verhältnismäßig wenig Verbreitung gefunden; in Ungarn wird er mehr betrieben; in England nimmt er eine ganz hervorragende Stellung ein. Man unterscheidet dort zweierlei, den sogenannten Handfertigkeitsunterricht (Hand and Eye Training) und den eigentlichen Sloyd. Zahlreiche öffentliche Volksschulen haben ihn fest in ihren Lehrplan aufgenommen und in Privat- und Sonderschulen wird er gut gepflegt.

Rußland beschäftigt sich schon fast so lange als die skandinavischen Länder mit diesem Problem. Dadurch, daß es seine Slöjdarbeiten als erste 1876 nach Amerika zur Weltausstellung schickte, wurde dieses System dort bekannt und zum Ausgangspunkt für die wahrhaft großartige Entwicklung, die die Idee des Slöjd in den Vereinigten Staaten genommen hat. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Slöjd, der 1879 unter „Charter of Washington University“ zuerst eingeführt wurde, nicht als nebensächlich, sondern als ein wichtiger Teil des Allgemein-Unterrichts behandelt wird.

Je die besondere Handhabung ist in den einzelnen Schuldistrikten verschieden, den besonderen Erfordernissen angepaßt, je unter eigener schulbehördlicher Aufsicht und Leitung, so zwar, daß die eine von der anderen oft wesentlich verschieden ist. Vielfach haben auch Mädchen an diesem Unterricht [Manual Training) obligatorisch Anteil; Nähen, Kochen, Kleidermachen gehören dazu.

Sehen wir uns nun im Mutterlande der Slöjdbewegung ein wenig näher um.

Sie entsprang rein volkswirtschaftlichen Bestrebungen; man wünschte den nationalen Hausfleiß neu zu beleben, und erst nach und nach nahm sie ihren jetzigen erziehlichen Charakter an. Im Nordlande mit den langen dunklen Wintertagen auf den einsamen Gehöften wurde es der Landbevölkerung zu Schaden

[1]) Jules Ferry betonte in der Eröffnungsrede: „damit die Würde des Handwerks von der ganzen Gesellschaft anerkannt werde.“

und Nachteil, daß die alten Hausfleiß-Industrien in Vergessenheit gerieten; die Spinnstuben drohten auch hier auszusterben. Bis dahin unbekannte Fabrikgründungen, der Zug in die Stadt trieben viele vom heimatlichen Herde, der ehedem der Sammelpunkt von Mann, Frau und Kindern, Herrschaft und Gesinde, Knechten und Mägden, Alt und Jung gewesen. In zahllosen Legenden und Erzählungen, in mannigfachen bildlichen Darstellungen wurde uns dieser Mittelpunkt häuslichen Familienlebens und nationalen Gedeihens poetisch verklärt erhalten; aber in Wirklichkeit war er so gut wie verschwunden, ja drohte auszusterben.

Wohlwollende Menschenfreunde fanden sich zusammen und versuchten, dem Volke zurückzuerobern, was dieses unbedachterweise aufgegeben, in der irrigen Meinung, besseres dafür einzutauschen. Zum Glück waren diese Bemühungen von bestem Erfolge gekrönt. Nicht nur der Hausfleiß mit seiner Handgeschicklichkeit und neuen Verbesserungen nahm einen guten Aufschwung, sondern es entwickelte sich auch daraus das vorbildliche System der Slöjd-Schulen.

Eine der ersten und diejenige, die die größte Bedeutung erlangt hat, deren Ruhm sich über die ganze Welt verbreitete und damit Schüler der ganzen Welt nach wie vor herbeilockt, ist die in Nääs,[2]) wenige Meilen von Gothenburg an der Eisenbahnstation Floda. Hier gründete der Gutsbesitzer Abrahamson 1872 auf seinem Gute Nääs eine Slöjd-Arbeitsschule für Knaben, 1874 eine für Mädchen.

In schneller Folge entstanden überall im Lande weitere Slöjdschulen, und Otto Salomon, der seine akademischen Studien als Ingenieur absolviert hatte, daneben aber hervorragendes pädagogisches Talent besaß, ward nicht nur Direktor der Nääser Schulen, sondern sehr bald zum Inspektor der Schulen des ganzen Distrikts ernannt; die „Kinderschule" in Nääs mußte indessen bald einer „Lehrerausbildungsstätte" weichen, denn an Slöjdlehrern war fühlbarer Mangel.

Ursprünglich versuchte man begabte Handwerker dazu heranzubilden, die Erfahrung lehrte indessen, daß gute Slöjdlehrer sich nur aus guten Lehrerkreisen ergeben. In der Tat gehört ein ganz hervorragend pädagogisches Talent dazu, um in richtiger und nützlicher Weise Slöjd zu lehren; es bedarf nicht nur eines geschickten Lehrers, sondern eines solchen mit feinem pädagogischen Gefühl und feinstem pädagogischen Takt.

Seit 1882 werden auch Frauen zum Slöjd-Kursus in Nääs zugelassen. Neben der Lehr-Anstalt ist Nääs ein Versammlungsort von leitenden Pädagogen aller Grade und Nationen geworden.

Hier kommen erfahrene Männer und Frauen als Kameraden auf neutralem Boden zusammen, alle begeistert und erfüllt von dem Wunsche, der Jugend das Beste angedeihen zu lassen.

Otto Salomon, der wunderbar begabte Direktor und die Seele dieser Schöpfungen, ein Mensch und Menschenerzieher in des Wortes tiefster und um-

[2]) „Der Arbeiter-Freund" XVI. Jahrgang Seite 104 ff. brachte die ersten ausführlichen Berichte.

fassendster Bedeutung, hat die Grundsätze dieser seiner Erziehungsweise auch in verschiedenen Schriften niedergelegt, u. a. in „Sloyd as means of Education“, 1884, in „Teacher's handbook“, 1890, in „Die Theorie des pädagogischen Slöjd“, Berlin 1899. (Daneben natürlich in zahlreichen schwedischen Schriften.)

Die Methode des Slöjd ist: vom leichten zum schweren, vom einfachen zum zusammengesetzten, vom bekannten zum unbekannten überzugehen. In Nääs wird das als „leicht“ angesehen, was nach langjähriger Beobachtung die Kinder für leicht hielten. Das Ziel beim Slöjd ist, den Gegenstand zum eigenen Gebrauch oder zum Gebrauch im Hause tauglich zu machen. Slöjd schließt alle Übungen aus, von Anfang an muß alles, was aus den Kinderhänden hervorgeht, irgendwie zu gebrauchen sein. Das macht ihnen, trotzdem von Anfang an peinliche Sorgfalt und Akkuratesse gefordert wird, die Slöjdarbeit besonders lieb und wert.

All ihre Arbeiten müssen die Kinder allein ausführen können. Deshalb wird ein taktvoller Lehrer nichts von ihnen verlangen, das sie nicht ohne Hilfe, wenngleich nach seiner Angabe, machen können; deshalb wird er auch nie dem Kinde an dessen Gegenstand helfen, sondern alle nötigen Handgriffe und Belehrungen an einem zeigen, den er selbst herstellt. Daraus ergibt sich die notwendige Methode vom leichten zum schweren. Es ist erstaunlich, was Kinderhände, richtig geleitet, leisten können, wie erfinderisch, gewandt und geschickt sie in kurzer Zeit werden, vorausgesetzt, daß die betreffenden Eltern dem Slöjdlehrer resp. der Lehrerin volles Vertrauen schenken und freie Hand lassen. Die deutschen Eltern erfassen leider bisher nur selten die wichtige pädagogische Bedeutung des Slöjd. Einige lassen ihren Kindern zwar den Unterricht geben, damit sie „etwas geschickter werden“, verlangen aber gewöhnlich dann sehr bald schwierige Facharbeiten, da sie sonst „keine Resultate“ sehen. Slöjd aber verlangt als Erziehungsmittel in erster Linie die Entwicklung der Kräfte, nicht wie absoluter Unterricht eine Aneignung und Aufhäufung von Kenntnissen und Fertigkeiten.

Hier liegt der bemerkenswerte Gegensatz zu den „Hausfleißbestrebungen“; diese bilden zu ganz bestimmter, exakt begrenzter Fertigkeit für Erwerbszwecke aus, während der pädagogische Slöjd in methodischer Entwicklung allgemeine Geschicklichkeit, Anstelligkeit, praktischen, gesunden Verstand und ein geschultes Auge zu entwickeln anstrebt.

So wird Slöjd auch stets individuell gelehrt werden müssen und beim Klassenunterricht ist alles Schablonentum zu vermeiden. Kleine Familienzirkel sind am ersprießlichsten. Ein wichtiges Moment, daß sich kein Slöjdlehrer entgehen lassen darf, ist die harmonische Ausbildung beider Seiten des Körpers, so daß „rechte“ und „linke“ Glieder gleichmäßig arbeiten lernen. Die Arbeit muß Abwechslung auch in der Bewegung bringen und soll sich nicht nur auf gewisse Muskelgruppen beschränken.

„Holz-Slöjd“ hat sich erziehlich am besten bewährt und so wurden in Nääs alle anderen Arten zu gunsten dieser fallen gelassen. Die Konzentration der

Aufmerksamkeit auf diese eine gestattete derselben eine Entwicklung zu pädagogischen Zwecken, wie sie kaum anderswo erreicht worden ist.

Die oft gehörten Einwände, daß diese Werkstattarbeit den hygienischen Anforderungen unserer Zeit nicht entspräche, kann nur von denen erhoben werden, die nach oberflächlichen Erfahrungen urteilen. Wer in der Slöjdmethode richtig und gründlich erzogen ist, weiß, daß er für Ordnung und Sauberkeit der Werkstatt und ihren dazu gehörigen Utensilien ebenso zu sorgen hat, wie für frische Luftzufuhr, für gute Körperhaltung und Abwechslung in den einzelnen Handgriffen.

Bedauerlicherweise hat sich ein großer Teil unserer deutschen Lehrerwelt noch sehr ungenügend mit den segensreichen Ideen der Handausbildung bekannt gemacht, trotz ihres Umganges mit Comenius, Locke, Rousseau, Basedow, Pestalozzi, Fröbel u. a. m., denn wie hätte sie sonst auf dem „Kölner Lehrtag“ 1900 eine so entschieden abweisende Stellung hierzu einnehmen können, die die deutsche Bewegung, die ohnedies mühsam genug kämpft, in ihrem Fortschreiten arg zurückdämmte?

1881 hatte sich auch in Deutschland ein „Deutsches Zentralkomitee“, 1886 der „Deutsche Verein für Knabenhandarbeit“ gebildet, angeregt durch die Agitationsreisen des Rittmeisters a. D. von Clauson-Kaas aus Kopenhagen und mit bewährten, willensstarken Männern wie E. v. Schenckendorff, Dr. Götze, Dr. Pabst an der Spitze. In vielen Städten gründete es sogenannte Schülerwerkstätten, aber wenngleich einige Stadtverwaltungen größere oder kleinere Summen zur Erhaltung bewilligen, so ist Slöjd leider bisher an keiner Schule Deutschlands obligatorisch eingeführt.

Das „Lehrerseminar“, 1887 in Leipzig begründet, unter der hingebenden Leitung des Dr. Pabst, hält alljährlich mehrere Ausbildungskurse in den Ferien ab, die den Zweck haben, Lehrkräfte für den Knabenhandarbeits-Unterricht theoretisch und praktisch auszubilden, und deren Teilnehmerliste Deutsche und Ausländer, Männer, auch Frauen, hauptsächlich aus dem Lehrstande aufweist. Alle diesbezüglichen Druckschriften werden vom „Verein für Knabenhandarbeit“-Leipzig, bereitwillig versandt; wer sich in Kürze eines genaueren über den Slöjd unterrichten will, dem sei das kleine Büchlein „Ratgeber zur Einführung der erziehlichen Knabenhandarbeit“, ebendaselbst zu beziehen, warm empfohlen.

Slöjd ist für Lehrer wie Schüler eine Quelle reinen Arbeitsgenusses. Befähigte, geschickte Kinder sind ihm von vornherein zugetan, sogenannte Unbegabte, die bisweilen schließlich selbst glauben, was ihnen so oft vorgehalten wird, daß sie zu nichts tauglich sind, finden oft Selbstvertrauen und Selbstachtung wieder, wenn sie im Slöjd ihre Kräfte entdecken.

Für „Schwachbegabte“, ja selbst für „Schwachsinnige“ ist Slöjd, wie ich aus eigener, praktischer Tätigkeit bezeugen kann, ein hervorragendes Erziehungs- und Unterrichtsmittel.

Wer es irgendwie mit seiner Zeit in Einklang bringen kann, dem möchte ich raten, früher oder später an die Mutterquelle des Slöjd, nach Nääs, zu gehen und an diesem unerschöpflichen Jungborn neues Leben zu schöpfen. Er wird

unendlich gehoben und reich heimkehren, und wenn er selbst kaum einen Pfennig sein eigen nennt.

Im übrigen ist auch der materielle Aufenthalt in Nääs kein kostspieliger, die Ernährung ist einfach, natürlich und von tadelloser Beschaffenheit, die Wohnung für die „Schüler und Schülerinnen" freundlich und zweckmäßig, die Landschaft ungemein lieblich.

Dünkt der Holzslöjdkursus dem Einzelnen nicht so verlockend, um die Reise ins fremde Land zu wagen, oder hält er seine Körperkräfte dazu für nicht ausreichend, so bleiben noch weitere Kurse genug, um den Aufenthalt zu einem lohnenden zu gestalten.

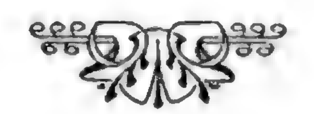
Fünf bis sechs Wochen ist die Durchschnittsdauer der einzelnen Lehrkurse. Die Teilhaberzahl hat, nachdem sie 1875 mit vier angefangen, 1876 neun, 1877 elf betrug, in den letzten Jahren fast die 300 erreicht.

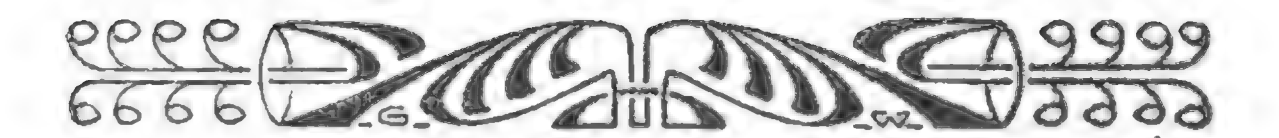
Daß Männer und Frauen an diesen Kursen teilnehmen, habe ich bereits oben erwähnt, ebenso daß die Nationalitäten fast sämtlicher Kulturländer vertreten sind. Viele kleiden sich in ihre heimatlichen Kostüme und so finden wir in der Slöjdschule in Nääs ein buntes, malerisches Bild.

Die theoretischen Unterrichtsstunden finden vielfach, wenn es das Wetter gestattet, in freier Luft statt; unter herrlichen alten Bäumen sammeln sich die Hörer um ihren verehrten Meister, den Direktor Otto Salomon. Neben den Holzslödkursen sind jetzt solche für schwedische Gymnastik, für Jugend- und Sportspiele (auch die alte Kunst der National-Tänze lebt hierbei wieder auf), für Gartenbau und die Elemente der Landwirtschaft, für Schulküche und Früchteeinkochen eingerichtet.

Unabhängig von den einzelnen Kursen, aber so eingegliedert, daß man das Mittun von jedem Teilnehmer erwartet, sind die gymnastischen Übungen, die den Unterricht zweimal täglich in weiser Anordnung und Fürsorge unterbrechen.

Selbstverständlich ist es, und der Direktor Otto Salomon betont es seinen Schülern unermüdlich wieder und wieder, daß, wenn man ihnen auch hier in Nääs die möglichst beste Anleitung und Lehre gibt, diese selbstverständlich im Heimatlande, den besonderen nationalen und lokalen Bedürfnissen entsprechend, umgeändert und den jeweiligen Verhältnissen angepaßt werden müssen, stets nach dem fundamentalen Grundsatz des pädagogischen Slöjdsystems: Arbeiten, um der Freude, um der allseitigen harmonischen Entwicklung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten willen, nicht zum Zweck pekuniären Vorteils.





Neues für die Jugend.

Von

Victor Blüthgen.

Sicherlich, es ist heute eine Freude, Neuigkeiten des Buchhandels für die Jugend durchzumustern. Nicht daß auf dem Grunde nicht noch allerlei Fragwürdiges sein Wesen triebe, was sich wohlweislich nicht vor die Augen der Kritik wagt — die Schaufenster der Buchhändlerläden und die Auslagen der Warenhäuser verraten genug davon. Ich fürchte, das Problem, mit billiger Produktion sowohl den buchhändlerischen Erwerbssinn wie den Geschmack des kleinen Publikums zu befriedigen, wird ewig ungelöst bleiben. Dafür bemüht sich das Beste, was geschaffen wird, um eine Geschmackshöhe, daß man hoffen darf, die Zeit, wo die große Kritik achtlos an der Jugendliteratur vorbeiging, sich weigerte, sie als Teil der Nationalliteratur zu behandeln, sie in die Rubrik Spielzeug verwies, ist endgültig vorüber. Nur muß noch vollends mit der unseligen Zwangsvorstellung der Hamburger, eine spezifische Jugendliteratur von künstlerischer Qualität sei undenkbar, aufgeräumt werden. Daß da noch Arbeit zu tun ist, bezeugt die Tatsache, daß Wolgasts von Torheiten und Widersprüchen wimmelndes Buch über „Das Elend der Jugendliteratur", dessen Verdienst mit dem Anschneiden der ganzen Frage längst abgeschlossen ist, unlängst zum dritten Male wieder aufgelegt ist, mit klüglichem Ignorieren aller dagegen gemachten Einwürfe.

Glücklicherweise bringen es die um das Wolgastische Programm gescharten Jugendschriften-Ausschüsse fertig, „spezifische" Jugendschriften trotz der grauen Theorie nicht nur zu empfehlen, sondern selbst herzustellen und herauszugeben, die ganz munter um den Wolgastischen Satz herumgehen, daß die Kinderlieder eines Robert Reinick, Rudolf Löwenstein, Hoffmann von Fallersleben, Lohmeyer, Julius Sturm, Trojan u. s. f. nur als Material, um lesen zu lernen und um Malern und Zeichnern die textlichen Unterlagen für Bilderbücher und Illustrationswerke zu bieten, berechtigt sind! So hat Jakob Löwenberg im Verein mit Gustav Falke — zweifellos in Fühlung mit dem Hamburger Ausschuß — eine nicht illustrierte, reichhaltige Anthologie aus der Kinderdichtung älterer und neuerer Zeit unter dem Titel „Steht auf, ihr lieben Kinderlein" herausgegeben (Verlag von Schaffstein u. Comp., Köln a. Rh.), in der kein Name von den so übel bewerteten fehlt. Sie ist für das jüngere Kindesalter gedacht, reicht indeß doch bis zum 12. Jahre hinauf. Die Ausstattung antikisierend, in Einband wie Papier und Typen befremdlich, doch mit feinem Stilgefühl und Geschmack hergestellt. Die Auswahl sieht von Autoren ab, die zur Schullektüre der höheren Altersstufen gehören, zeigt aber auch sonst Lücken, wie es scheint durch den per-

sönlichen kritischen oder Geschmacksstandpunkt, wie die Rücksicht auf den Raum bedingt. Immerhin ein wertvolles und — billiges Buch (1,50 Mk.), das vielfach Aufnahme in Schulen finden dürfte, aber auch ein gutes Hausbuch ist.

Weitere Anthologien von Kinderliedern sind Bunt-Bilderbücher für die Kleinen. Die reichhaltigste und bedeutsamste stammt aus dem Nisterschen Verlag in Nürnberg und ist von Martin Boelitz besorgt: Allen zur Freude, deutsche Kinderlieder seit Goethe, nach alphabetischer Reihenfolge der Autoren geordnet. Eine Art Literaturgeschichte des Kinderliedes der nachklassischen Zeit in Beispielen, die ziemlich vollständig ist und die frühere Sammlung „Schöne alte Kinderlieder“ von Boelitz ergänzen soll. Ich würde es für verdienstlich halten, wenn die zwischen beiden Sammlungen klaffende Lücke durch eine dritte Sammlung ergänzt würde, die freilich mehr epischen als lyrischen Charakter tragen würde. Ein gutes und instruktives Kinderbuch zugleich wäre auch auf diesem vernachlässigten Gebiet zu pflücken. Die Illustrationen der Boelitzschen Anthologie, schwarz und bunt, von dem trefflichen Jöhnssen, Carl Dotzler und Carl Schmidt herrührend, stehen sehr hoch. — Eine zweite Anthologie, gleichfalls dringend zu empfehlen, rührt direkt von dem Jugendschriftenausschuß des Leipziger Lehrervereins her: Kinderhumor für Auge und Ohr, Alfred Hahns Verlag in Leipzig. Ausgesucht drollige Reime für das Amüsierbedürfnis der Kleinen, vom Besten ausgewählt; die reiche Buntillustration von Gertrud und Walther Caspari, in ihrem bekannten Plakatstil, von glücklichster Einfachheit und treffsicherster Charakteristik, drastisch lebhaft in der Farbe und voll drolligsten Humors; für das kleine Volk so eindrucksvoll wie möglich.

Boelitz hat übrigens seinen schönen alten Kinderliedern einen erwünschten Nachtrag folgen lassen: 50 Melodien zu alten Kinderliedern (Nister, Nürnberg), ohne Begleitung. Musikalische Mütter, die mit ihren Kindern leben, sollten sich das Heftchen nicht entgehen lassen.

Der Nistersche Verlag kommt überhaupt diesmal überreich mit bunten Kinderbüchern. Außer Julius Widnmanns schon früher empfohlenem, ganz hervorragend gut modern illustriertem Märchenwerk: Die Erdmännlein, bietet er darin zwei Neuheiten: Im Sommergarten, Lieder und Märchen von Carl Ferdinands, mit Bildschmuck von Ernst Liebermann, und: Das Puppendorf, lustige Reime von Hans Hoffmann, mit vielen farbigen Bildern und Zeichnungen. Ferdinands, d. h. der Dalldorfer Arzt van Vleuten, ist einer unserer frischesten jüngeren Kinderdichter, ein bischen draufgängerisch originell — das hat Dehmel in Mode gebracht, dem die ältere Note von Liebenswürdigkeit ein Greuel ist — aber echt und amüsant. Das Puppendorf ist eine muntere Schnurre für die ganz Kleinen, bei der illustrativ das moderne künstlerische Holzspielzeug lebendig gemacht ist, um ein Puppenepos zu erleben, besser gesagt: ein Spielschachtelepos, das ergötzlich genug ist. Dann aber etwas Ernstes: Naturgeschichte des Tierreiches. Nach Theodor Wood für die heranwachsende Jugend dargestellt von Prof. Dr. W. Marshall. Mit 11 farbigen Tafeln und 358 Abbildungen im

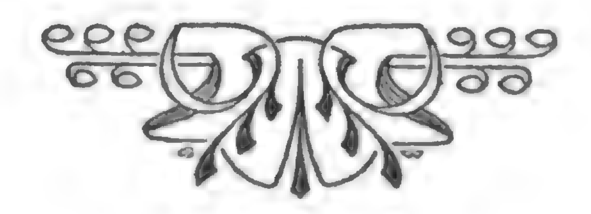
Text. Die Abbildungen sind ein bischen süßlich und nicht immer überzeugend ähnlich, genügen eben für den Zweck. Aber der Text ist sehr wertvoll durch seine einfache, doch fesselnde Sprache, die sich der Jugend persönlich nahe stellt, und durch das Geschick, mit dem er zwischen pedantischer Gründlichkeit und flüchtiger Oberflächlichkeit die gesunde Mitte findet. Eine Art kleiner Brehm.

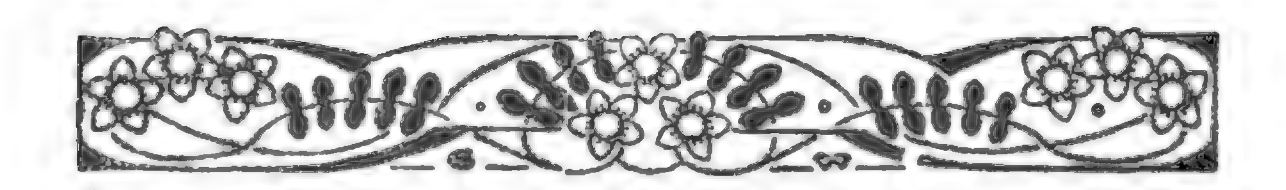
Im Anschluß daran sei Dr. Karl Kräpelins letzt erschienenes Buch: Naturstudien für die Sommerfrische (Leipzig-Berlin, B. G. Teubner) warm empfohlen, das sich die Aufgabe stellt, Kindern in der Sommerfrische die sie umgebende Natur verständlich zu machen und sie zur Beobachtung anzuregen. Der Wert der Erziehung der Jugend zur Beschäftigung mit der Natur kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die beigegebenen Schwindrazheimschen Illustrationen tragen freilich zur Klärung nicht eben bei.

Auf dem Gebiet der Prosadichtung für die Jugend liegt mir nur ein einziges Büchlein vor, freilich dafür ein ganz ungewöhnlich reizvolles: Unsre Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen von F. Gansberg und H. Eildermann. Mit Buchschmuck von Th. Herrmann. Herausgegeben vom Bremer Jugendschriftenausschuß (B. G. Teubners Verlag). Abgerundete Erlebnisse aus der Beobachtungswelt der Kleinen, mit den Augen der Kinder gesehen, mit Kinderverständnis erfaßt, erzählt, wie man erzählen muß, wenn man die kindliche Darstellung ins Literarische erheben will. Ein musterhaft echtes Kinderbuch. Die Bildchen niedlich drollige Streuskizzen. „Spezifische Jugendliteratur!“

Ein ganz hervorragend gutes Jugendbuch hat endlich die eine der jüngsten Konkurrenzen des Scherlschen Verlags gezeitigt: Die Woche für die deutsche Jugend. Leider ist davon nur eine Auflage vorgesehen, die so bemessen ist, daß man sich beeilen muß, wenn man in den Besitz eines Exemplars kommen will. Märchen, Dichtungen, Rätsel, Spiele, naturgeschichtliche Bilder — fast durchweg von unbekannten Verfassern eingeliefert und fast durchweg in ihrer Art auf der Höhe stehend; glänzender Illustrationsschmuck dazu. Otto Ernst hat eine hübsche Einleitung geschrieben. Das Aufstöbern gelegentlicher wertvoller Leistungen im großen Publikum, die andernfalls untergegangen sein würden, ist das Verdienst dieser Konkurrenzen. Am Ende sind die Volksliederschätze und Volksmärchenschätze auch zumeist nur Gelegenheitsleistungen Einzelner, die außerdem nichts oder nichts Sonderliches zu Tage gefördert haben. Daß diese Jugend-Woche nur eine beschränkte Verbreitung finden soll, ist ihr einziger Fehler.

Die übrigen genannten Bücher möge man auch nach Weihnachten im Auge behalten.





Zur Centennarfeier eines edlen Buches.

Von

Wilhelm Münch.

Immer wieder finden wir Anlaß, auf große Tage der Vergangenheit in bestimmt abgerundeter Frist zurückzublicken, mit Dank oder Stolz, Wehmut oder auch etwas Beschämung, je nachdem. Sind nicht wir Heutigen etwas den alten Leuten ähnlich, die sich so gern und so treu erinnern, während es mit großem Erleben und Tun für sie vorbei ist? Doch wer will die Frage beantworten, ob eine große Lebensgemeinschaft, eine Nation etwa oder Gruppe von Nationen, alt geworden ist oder noch viel von ihrem Leben vor sich hat!

Hundert Jahre sind mehr als ein ganz ausgelebtes Menschenleben. Aber der Mensch ist es überhaupt nicht, der das Altwerden am besten verträgt. Theophrast klagte die Natur an, daß sie manchen Tieren ein höheres Alter gönne als dem König der Schöpfung. Indes, wie viel tote Sachen überdauern die Jahrhunderte, in denen die Lebenden alle, die mit ihnen zu tun hatten, ins Grab sanken und vermoderten! Dann aber gibt es noch etwas zwischen den toten Sachen und den lebenden Wesen, die lebenden Sachen nämlich, z. B. Kunstwerke oder Bücher. Nicht gerade vielen auch von dieser letzteren Gattung werden hundert Jahre Lebensdauer beschieden, aber doch auch nicht ganz wenigen. In diesem Monat ist es hundert Jahre her, daß Jean Pauls Levana in die Welt ging. Das Buch hat seitdem nicht so fortgelebt wie es die schriftstellerischen Erzeugnisse allerersten Ranges tun — oder tun können, denn auch deren Lebenskraft läßt zu Zeiten nach (die sich ablösenden Geschlechter gleichen sich nicht genug, um ihre Herzen denselbigen Werten gleich voll zu öffnen): aber sie gewinnen ihre Kraft dann wieder, und man darf von einer ununterbrochenen Wirkung reden. Ganz so ist es eben bei Jean Pauls Levana wohl nicht. Als sie ans Licht trat, erweckte sie das hohe Wohlgefallen der besten Zeitgenossen, unter allen Edlen versagte kaum einer ihr sein Lob, und groß war der Kreis derer, die ihren Inhalt dankbar in sich aufnahmen. Aber es war zugleich die Periode der hellen Schriftstellerglorie ihres Autors überhaupt, und nach

einer Reihe von Jahrzehnten war diese Glorie sehr verblaßt. Für die gebildete Gesellschaft blieb ihr Träger fast nur ein Name, eine Erinnerung, eine seltsame Gestalt aus einer andern Welt, die jetzt mehr verstimmend wirkte als anziehend und mehr belächelt ward als befragt. Daß darum doch seine schriftstellerische Wirkung nicht für immer erschöpft sei, daß man auch für sie wieder ein Herz gewinne, dafür sprechen gewisse Anzeichen der jüngsten Zeit. Ich denke an den Ton, in dem das Buch von Ferdinand Josef Schneider über Jean Pauls Jugend gehalten ist, und an andere Stimmen jugendlicher Männer. Die Levana konnte das Los der Dichtungen ihres Autors nie ganz teilen, wie übrigens auch dessen kleinere humoristische Schöpfungen das nicht getan haben.

Unter denen wenigstens, denen die Erziehungswissenschaft etwas Ernstes und Großes war und die keine klangvolle Stimme ungehört lassen wollten, wenn sie über die unerschöpflichen Probleme dieses Gebietes sich vernehmen ließ, unter ihnen konnte Jean Pauls von Leben durchtränktes Buch über Erziehung nicht wirklich vergessen werden. Aber auch denen, die nicht durch ihr persönliches Studiengebiet zu ihr hingeführt werden, allen eigentlich, die sich um Kindheit und kindliche Entfaltung, um die Rechte des Kindes und die Pflichten ihrer Hüter und Leiter kümmern wollen, darf sie wahrlich neu empfohlen werden — zu einer Zeit, wo man nach wahrhaft wertvollen Erziehungsprinzipien von allen Seiten ruft und sucht und sich meist nur von jähen Anwandlungen, geradlinigen Theorien, impulsiven Protesten fortgerissen erweist.

Mit dem Namen Jean Paul war der Pfarrerssohn und arme Kandidat Friedrich Richter vor die deutsche Leserschaft in dem Augenblicke getreten, wo er eine Art von pädagogischem Roman, die „Unsichtbare Loge“, veröffentlichte, nachdem Früheres (die „Grönländischen Prozesse“, die „Auswahl aus des Teufels Papieren“) sehr geringen Erfolg gebracht hatte; und daß er in seinem Lande gern etwas Ähnliches würde wie Jean Jacques (d. h. Rousseau) für das seinige oder vielmehr für die weitere Kulturwelt, das wollte er mit jenem Namen andeuten. Sein pädagogischer Roman war schon von zu groteskem Inhalt, um irgend eine ernstliche Anerkennung zu finden; er schien Rousseaus kühne Voraussetzung übertrumpfen oder parodieren zu wollen. Denn nicht nur abseits vom Stadtleben und der gewöhnlichen Menschengesellschaft, wie der „Emil“, sondern unter der Erde für die gesamten ersten acht Jahre ließ dieser Autor seinen jungen Helden erziehen, damit er dann erst in das Erdenleben einträte und eine unbeschränkte Empfänglichkeit zugleich mit stiller Tiefe und Sammlung des Wesens mitbrächte. Das konnte

also noch weniger ernst gemeint sein als die geradlinige Erziehungskunst des unfehlbaren Rousseauschen Hofmeisters, der zugleich immer gewähren läßt und immer am unsichtbaren Leitseil hält. Aber schön ist es dabei, wie gerade an Stelle dieses übermenschlich konsequenten, verstandesmäßig alles berechnenden Erziehungsvirtuosen Rousseaus hier ein halb geheimnisvoller junger Erzieher von himmlisch reiner Seele, voll natürlicher Weisheit und edler Hingebung (darum auch als „der Genius" bezeichnet) tritt. Und so zeigt sich schon hier (wenn es sich erst zu zeigen brauchte), wie doch eine Welt zwischen der Geistesart Jean Pauls und derjenigen Rousseaus liegt. Das hinderte nicht, daß jener diesem Dank und Verehrung in fast unbegrenztem Maße entgegenbrachte. Er hatte sich eben, wie so mancher andere unter den besten Zeitgenossen, in seinem Herzen ein schöneres Bild von der Gestalt des berühmten Genfers gemacht, als die Wirklichkeit es bot. Er hatte bei seiner eigenen Wärme nur dessen stolze Glut empfunden und sah über die anderen Seiten seines Wesens hinweg. In manchen einzelnen Regeln möge Rousseau geirrt haben; gegenüber dem allgemeinen Geist seiner Erziehung kommt nur dankbares Vertrauen zum Ausdruck. Gleichwohl ist in dem Werk der pädagogischen und überhaupt der vollen persönlichen Reife Jean Pauls ein in vielem sehr abweichendes System demjenigen des „Emil" gegenüber erwachsen, von einem anderen Geiste erfüllt, von minderer verstandesmäßiger Konsequenz, sogar mit einem gewissen absichtlichen Durcheinander der Betrachtungen, Scherz und Spott und neckisches Spiel zwischen den tiefsten Ernst mischend, ein Buch von wunderbarem Reichtum, eine Fundgrube edler Gedanken, die sich nur nicht allzubequem einem oberflächlichen Leser darbieten, sondern in ernstlicher Konzentration des Geistes gesucht und gewonnen werden wollen.

Es war kein Zufall, daß Jean Paul Friedrich Richter sich zum zweiten Male und in unvergleichlich ernsterer Weise über Erziehung zu schreiben vorsetzte. In gewissem Sinne erzieherisch hatte er eigentlich immer seine Schriftstellerei gedacht und geübt. Als Satiriker, Verkehrtheit aufdeckend und verkehrte Schätzung korrigierend, als Romandichter, ideal angelegte Menschengestalten durch Irren und Wirren auf die Höhe ihres Geschickes geleitend, als Humorist, mit sich selber zugleich die Leser über die Enge des Menschenlebens und die Nöte des Menschentums erhebend, außerdem als ein im Innersten auf ethische Vervollkommnung gerichteter und dieses Streben immer irgendwie bekundender Mensch. Und wie er als Knabe seine Bildung eigentlich immer neben dem ihm zuteil werdenden Unterricht her gesucht und errungen hatte, so hatte er seine Selbsterziehung

weiter zu führen niemals aufgehört. Er hatte auch in seiner äußeren Armut manche Jahre hindurch eine bescheidene, aber keineswegs alltägliche Schulmeisterei selbst zu treiben gehabt und den ihm anvertrauten Zöglingen zugleich mit viel Liebe auch ungemeinen Eifer einzuflößen vermocht. Er hatte von je in unvergleichlicher Weise die Poesie der Kindheit empfunden und eine innige Liebe zu der Kinderwelt mehr und mehr gehegt und bekundet. Er war nun seit Jahren glücklicher Familienvater, hatte die Entwicklung seiner drei jungen Kinder von Anbeginn mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und mit größtem Ernste verzeichnet, hatte ihre Erziehung mit vollem Bewußtsein der Ziele und der Grundsätze und bereits mit schönem Erfolg begonnen. Er hatte die Höhe des Dichterruhms erstiegen und überstiegen, hatte sein Bestes auf diesem Gebiete mit Hesperus, Siebenkäs, Titan, den Flegeljahren geleistet und fühlte ein Bedürfnis, vom phantasierenden Gestalten auszuruhen, um sich ruhigem Durchdenken zu ergeben. War er doch immer etwas zwischen Denker und Dichter gewesen, so wie sich denn sein Denken oft allzusehr zwischen seinem Dichten hindurchrankte. So entstand die ganz originale und für jedes unbefangene Urteil verdienstvolle „Vorschule der Ästhetik“, und so trat nur etwa ein Jahr später die „Levana“ oder Erziehungslehre ans Licht.

Der Göttin Levana Hilfe riefen die römischen Frauen an, damit sie dem Vater des neugeborenen Kindes ins Herz gäbe, es aufhebend als das seinige anzuerkennen, also sich ihm als Vater verpflichtet zu fühlen. An die Herzen der Erzeuger möchte unser Dichter rühren, damit sie ihren Kindern alles das seien, was sie ihnen im höheren und höchsten Sinne schuldig sind. Und so wie schon dieses Bild es andeutet, ist auch weiterhin im Buche die dürre Sprache der strengen Theorie gemieden, immer wieder tritt allerlei besondere Einkleidung samt Scherz und Witz an die Stelle. Der das Buch in Wahrheit durchdringende höchste Ernst hindert nicht, daß der Verfasser zuweilen seiner Neigung eines gewissen neckischen Spiels mit seinen Lesern folgt, daß er z. B. Antritts- oder Abschiedsrede eines gescheiten armen Schullehrers berichtet, anstatt die Gedanken seinerseits unmittelbar darzubieten, die Beichte einer befreundeten Mutter verrät, um alle Verkehrtheiten gedankenloser Erzieherinnen ins Licht zu stellen, Briefe und Träume einflicht, um der theoretischen Darlegung des Ideals einer verantwortungsvollen Erziehung aus dem Wege zu gehen, und sich allerlei willkürliches Durcheinander der Kapitel gestattet, um den Leser zu überraschen und nicht zu langweilen. Dabei strömt sich dann seine reiche Kenntnis des Lebens aus, des inneren noch mehr als des äußeren, des kindlichen zumeist nächst dem weiblichen, und nur ein

geringer Bruchteil seiner Gedanken ist es, dem man die Anerkennung der Richtigkeit wird versagen müssen.

Daß auch unseres Verfassers Gesichtskreis nicht über alle Schranken hinausging und daß er gewissen Anschauungen und Maßstäben seiner Zeit nicht entwachsen ist, darf nicht wundernehmen. Am bestimmtesten wird man das vielleicht empfinden bei der Besprechung der Mädchenerziehung. Wie unvergleichlich fein auch das Verständnis der weiblichen Natur ist, das Jean Paul in seinen Schriften beweist, und wie viel Treffliches darüber auch gerade in der Levana gesagt ist, so hält er doch gewisse Züge für unveränderlich gegeben, die seitdem sich sehr gewandelt haben oder geschwunden sind. Er redet von den Frauen als einem „geborenen Stubengeschlecht“, und er bestimmt ihnen eine in unsern Augen sehr bescheidene geistige Ausbildung, in deren Plan z. B. „Kräuterlehre“ und „eine Art Fremdwörterkunde“ ihre Stelle haben, Geschichte „mit ganz wenig Namen und Zahlen“, Geographie wesentlich nur für Phantasie und Gefühl vertreten ist, keinerlei „Abhandlungen“ geschrieben werden sollen, dagegen viel Briefe und Tagebücher. Er setzt überhaupt ein unbedingtes Vorwalten — nicht etwa des Gefühls überhaupt, sondern der weichen Gefühle, der Milde, Liebe, Rührbarkeit, als gegeben voraus (Liebe heißt ihm der Brautschatz, mit dem die Natur das Weib ins Leben entsendete), während für uns heute sehr andersartige Züge jene Eigenart abgelöst oder doch in den Hintergrund gedrängt haben. Aber doch wünscht auch schon Jean Paul eine planvolle Gegenwirkung gegen das einseitige Gefühlsleben, Setzung bestimmter Ziele für den Willen, Erziehung zu zusammenhängender (auch wenn nicht geistig vornehmer) Tätigkeit, Förderung alles dessen, was als wirkliche Kraft im Weibe angelegt ist. Schon er bekämpft die üblichen weiblichen Handarbeiten, wie er übrigens (aus besonderem, ethischem Gesichtspunkt) die übliche Pensionserziehung bekämpft. Er entschuldigt oder vielmehr er rechtfertigt die vielgescholtene weibliche „Eitelkeit“, und er wünscht „lachende Heiterkeit“ durchaus dem Leben der Mädchen erhalten zu wissen. Beachtenswert ist es auch wohl jetzt noch, daß er es als eine wichtige Aufgabe betrachtet, den Mädchen von früh auf „Achtung gegen ihr eigenes Geschlecht“ einzuflößen.

So blickt er eben doch, in seiner Zeit stehend, über diese hinaus, sieht nicht bloß unvergängliche, natürliche Aufgaben, sondern schaut auch künftige Probleme voraus. Er steht auch selbständig genug inmitten all der besonderen Strömungen, die die Zeit beherrschten. In seinen Jünglingsjahren in den Bannkreis der „Aufklärung“ gelangt, hat er sich bald in

sich selbst zurückzuziehen gewußt, um auf eigenem Boden eigene Weltgedanken sprießen zu lassen; und auch an die pädagogische Schule der sog. Philanthropinisten, also Basedow und seine Geistesverwandten, welche mit der Aufklärung einen deutlichen Zusammenhang hat, zeigt er nur zeitweilig einen gewissen praktischen Anschluß, um in der Periode seiner Reife ihren Prinzipien mitunter sehr bestimmt entgegenzutreten. Daß jene Abhärtung des Leibes anstrebten, aber die rechte Abhärtung oder Stählung der Seele ganz versäumten, ist ein Vorwurf, den er ihnen mit großer Berechtigung macht. Ebenso läßt er sich auch von der gleichzeitig erstarkenden pädagogischen Richtung der Neuhumanisten nicht gewinnen, da er die Kluft zwischen ihrem schönen Ideal einer Erhöhung alles wertvoll Menschlichen durch die Versenkung in das klassische Altertum einerseits und dem unerfreulichen tatsächlichen Schulbetrieb der alten Sprachen andererseits hinlänglich kennen gelernt hatte. Und auch von denjenigen pädagogischen Autoritäten, die er selbst ausdrücklich mit Hochschätzung nennt, ist nichts irgend Wesentliches in sein eigenes Gedankengewebe übergegangen. Mit einer einzigen, großen Ausnahme, einem Vorbild, das um so voller für ihn ins Gewicht fällt und das schon oben besprochen worden ist: Rousseau. „Geflügelte Samenkörner“ nennt er dessen Anregungen, die also durch die Luft weit hinaus in die Länder getragen wurden, um dort „eingeackert zu werden“. Das schließt ja nicht aus, daß sie in anderem Boden eine andere Art von Blüten und Früchten hervortrieben. Als ein solcher anderer Boden konnte schon Deutschland überhaupt betrachtet werden; viel sicherer noch ein so origineller Geist, eine so besonders geartete Seele wie die Jean Pauls. Diesen in seinem Verhältnis zu Rousseau zeigen, heißt ihn deutlich ins Licht stellen.

Für Rousseau bietet die Kulturmenschheit ein Bild des Verderbens; die rechte Erziehung des jungen Geschlechts müßte sie zur Natur und Gesundheit zurückführen. Dazu hätte die Erziehung vor allem sich dem Gang der Natur in der Entwicklung des Kindes anzuschließen, und zu diesem Zwecke wiederum gilt es vor allem wirkliche Beobachtung der Kindesnatur, woran sich dann Anerkennung seiner Lebensrechte schließt, die bisher über der Betonung seiner Pflichten mißachtet worden sind. Auch muß die Erziehung sich als Aufgabe zunächst keine andere setzen, als das Leben des Zöglings als solches sich möglichst entwickeln zu helfen, wobei die rechte seelische Behandlung sich an die rechte körperliche anzuschließen hat. Alles Böse in der jugendlichen Natur wird erst durch falsche Erziehung und Behandlung hervorgerufen. Darum von Anfang an keine unnötige Einschnürung und auch weiterhin möglichst gar kein

Druck und Zwang, kein Befehlen und Gehorsamfordern, keine Versuchung zur Lüge, keine Hemmung der natürlichen Bewegungstriebe, keine Bekämpfung der „Wildheit“! Aber andererseits auch keine Verweichlichung, sondern Abhärtung, nicht bloß um der körperlichen Kräftigung, sondern auch um der seelischen Widerstandsfähigkeit willen! Ferner keinerlei Verfrühung, keine Maßnahmen zur Beschleunigung der geistigen Entwicklung, insbesondere kein auferlegtes, sondern nur freiwilliges Lernen! Dabei Lernen vor allem durch Erleben und Versuchen, und sehr wenig oder doch nur spät ein Lernen aus Büchern! Kein Lernen von Worten oder Zeichen statt von den Sachen selbst, Entwicklung geistiger Kräfte anstatt Übertragung von Stoff, Bildung des Urteils anstatt Übermittelung von Wissen! Verwendung der gesamten früheren Jugendperiode auf die Bildung eines handelnden und denkenden Wesens, und dann erst Versuch, aus ihm auch ein „fühlendes und liebendes“ zu machen, und zwar wesentlich durch eröffneten Einblick in die natürlichen Aufgaben der Menschengemeinschaft, durch Anregung sozialen Interesses, durch Kritik der tiefen Gebrechen der gewöhnlichen Menschheit! Einführung in die Religion oder die Religionen erst zum Beschluß, mit Anheimstellen eigener Wahl einer der Religionen! Endlich auch Überwindung der ungesunden Kluft zwischen theoretischer Bildung und praktischer Lebenstüchtigkeit: darum Erlernung eines Handwerks selbst für den Sprößling der oberen Gesellschaftsschicht! (Dies im wesentlichen das Programm für die Erziehung des Knaben und Jünglings, während die weibliche Bildung mehr nach den überlieferten Anschauungen sich weiter regeln darf, ein selbständiges Bildungsziel hier kaum aufgestellt wird, die Bestimmung des Weibes für den Mann vielmehr das allein Maßgebende bleibt.)

Was den hier in kurzer Zusammenfassung angedeuteten Forderungen Rousseaus an Übertreibungen, Unmöglichkeiten, auch Widersprüchen beigemischt ist, braucht uns nicht zu beschäftigen. Jenes Positive aber hat Jean Paul vor allem gesehen und empfunden. Wenn man alle erzieherische Tätigkeit als eine solche der Gegenwirkung, der Entwicklungshilfe, der Übertragung gliedern kann, und wenn Rousseau das herrschende Vorwiegen der Gegenwirkung und dessen Verkehrtheit aufgezeigt, die allzu frühe, äußerliche und vielfach wirkungslose Übertragung oder Lehre bekämpft, die schonende Hilfe der Selbstentwicklung durchaus in den Vordergrund gestellt hat, so folgt ihm Jean Paul grundsätzlich in allen diesen Beziehungen. Auch für ihn ist die Selbstentfaltung der Kinder die große Hauptnorm; auch für ihn gilt es, der Kindheit als solcher ihr Daseinsrecht und die Befriedigung ihrer berechtigten Bedürfnisse zu ge-

währen, ihr den heiteren Himmel nicht zu trüben; auch er beklagt und verurteilt die den Kindern zu aller Zeit ohne Notwendigkeit bereiteten Nöte. Auch er will, daß man nicht früh an die Tauglichmachung für die bestimmten Zwecke des bürgerlichen Lebens denke, sondern vor allem das Menschliche sich voll und unbefangen entwickeln lasse. Er ist wie Rousseau gegen alles entbehrliche Verbieten, Gebieten und Strafen, gegen jedes Sichgehenlassen der Erziehenden, jeden Mißbrauch ihrer Obergewalt, während ein klares und festes Wollen auf ihrer Seite den jungen Zögling wohltätige Notwendigkeit kennen lehren soll. Nicht weniger eindringlich als Rousseau fordert der deutsche Autor Abhärtung von früh auf, und wiederum nicht bloß um ihres physischen, sondern auch um des moralischen Wertes willen, ja er fordert besondere Übungen im Ertragen physischen Schmerzes und besondere (selbst künstliche) Gelegenheiten zur Entwicklung des Mutes. Er ist im Prinzip gegen die Kultur des Wortwissens, spottet über die „gelähmten Allwisser ohne Gegenwart des Geistes, die Erben aller fremden Ideen“, findet kein Nichtwissen, sondern nur Nichttun verderblich, wünscht vor allem den angeborenen Bildungstrieb anerkannt und gepflegt zu sehen, und läßt noch in vielem andern — wie auszuführen hier nicht möglich ist — die Anlehnung an Rousseau oder die Übereinstimmung mit ihm erkennen. Und während jener zum Ausgang seines Systems den Gedanken genommen hatte, daß alles gut sei, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgehe, und nur unter der Hand der Menschen entarte, nimmt Jean Paul das „gut“ für das Menschenkind noch in einem volleren Sinne als jener (der bei seinem tout est bien doch noch nicht an einen gewissermaßen himmlischen Zustand der Seele hatte denken können): für unsern deutschen Autor ist die Unschuld und Güte des Kindesalters Gegenstand einer gerührten Glaubensüberzeugung.

So ist denn, wie schon oben angedeutet, trotz aller jener Zustimmung der Geist Jean Pauls eben doch (ohne daß es ihm selbst recht bewußt zu sein brauchte) ein wesentlich anderer. Läge es vielleicht nahe, hier den Unterschied deutschen und französischen Fühlens gespiegelt zu sehen, so wäre das eben nur teilweise zutreffend: Jean Pauls Subjektivität dürfte man nicht so verallgemeinern und auch diejenige Rousseaus nicht. Vor allem stellt jener das Kind von Anbeginn an in den großen Zusammenhang des menschlichen Gemeinschaftslebens, erkennt die gewaltige Macht der immer neben dem Persönlichen und Planvollen hergehenden Einwirkung der umgebenden Verhältnisse, der Mitmenschheit im ganzen, des Geistes der Zeit voll an, legt größten Wert auf die Bande der Liebe, die das Kind „umgeben und umstricken“ sollen, will gerade für das ganze

erste Jahrzehnt die Grundlegung zu einer rechten Gefühlsbildung. Er würdigt natürlich auch das Zusammenleben und =spielen von Kindern mit Kindern, und nicht zum mindesten um seiner ethischen Wirkung willen: alles Dinge, von denen Rousseau nichts weiß oder doch von seinem Standpunkt aus nichts sagen kann — so wenig wie er Wunderbares in den Erzählungen für Kinder zulassen würde, was Jean Paul nach seiner ganzen Wesensart durchaus befürwortet. Und wenn für den ersteren die Anregung der natürlichen Kräfte oder der ihm zu gewährende Spielraum Hauptaufgabe ist, so fügt der letztere der (von ihm so genannten) Erregbarkeit als richtige Ergänzung hinzu, den „Kinderglauben" das angeborene Bedürfnis, sich auch innerlich an die nahen Erwachsenen anzuschmiegen und deren Bestes vertrauend „einzusaugen". Auch er weiß von dem Zerrbild zu reden, in welches das in dem Menschenkinde gegebene Ebenbild Gottes leicht verwandelt werde, aber von diesem gegebenen Ebenbilde spricht er doch ausdrücklich, und ebenso anderswo von dem „früh in der menschlichen Natur empfangenen und geborenen Gottmenschen", wobei er wesentlich an das Gewissen denkt. Wie sehr er auch mit Rousseau jedes willkürlich bequeme Gebieten und Verbieten verurteilt, so ist ihm doch Gebot, Verbot und Strafe nicht schlechthin entbehrlich; und wenn dem Knaben ein reichliches Sichtummeln und Austoben gegönnt sein soll, so wird doch auch zeitige Gewöhnung an andauerndes Sitzen (und Lernen) in das Programm aufgenommen.

Vor allem schwebt unserm deutschen Schriftsteller ein Bildungs=Ideal vor, das keineswegs bloß Wiederherstellung der Natur ist oder bloße Entfaltung des natürlich Gegebenen. Schon dieses Gegebene selbst ist für Jean Paul sehr ungleich, und die volle Würdigung des Individuellen ist ein weiterer Zug, dem bei Rousseau höchstens flüchtige Andeutungen entsprechen. So soll denn die Erziehung jedes Einzelnen zu demjenigen Ideal hinstreben, das in diesem Einzelnen verborgen angelegt ist, es soll jeder möglichst zu dem „idealen Preismenschen" werden, der er für seine Person werden kann, indem das „harmonische Maximum" seiner Anlagen zur Verwirklichung kommt. Und was diese Anlagen betrifft, so ist es ein großer Grundsatz Jean Pauls, daß nichts, was in dem Zögling die entgegengesetzte, von Natur schwach entwickelte Seite, der Gegenmuskel, wie er sich bildlich ausdrückt, gestärkt werden, damit eben doch Harmonie werde. So sollen denn auch dem Knaben, damit er sich innerlich emporrecke, große Ziele frühzeitig aufgestellt werden, ein langes zusammenhängendes Wollen von ihm verlangt oder in ihm angeregt, eine große Kraft heißen kann, durch die Erziehung geschwächt werden soll: nur soll Idee (die der Ehre etwa) lebendig eingepflanzt, Größen überhaupt vor Augen gestellt werden, die eine gesunde Spannkraft ausüben.

Zu allem, was als „sittliche Stärke“ zusammengefaßt werden kann, soll dann die Erziehung zu „sittlicher Schönheit“ kommen, wobei Reinheit und Liebe im Mittelgrund stehen; und daß alle diese höchsten Werte am allergewissesten durch Übertragung von Person zu Person gewonnen werden, ist für Jean Paul zweifellos, während bei Rousseau ja wesentlich nur Weltanschauung (und zwar eine ziemlich pessimistische) übertragen wird und das Persönliche in seiner Fülle zu keiner Würdigung kommt. Wenn der letztere als die maßgebende sittliche Norm aufstellte, daß man keinem andern wehe tun dürfe, so spricht Jean Paul, das ins Positive wendend und erhöhend, von der nötigen Heilighaltung alles Lebens, von dem Spüren des allwaltenden Gottes in allem Organischen, und ausdrücklich werden die Tiere, die Jean Paul der Kinderfreund und Menschenfreund so treulich mit liebte, in den Bereich gezogen, ein den Romanen im allgemeinen fernliegendes Empfinden. Von später Wahl und Annahme einer Religion kann bei ihm so wenig die Rede sein, daß die Keime religiösen Fühlens ausdrücklich zu dem Früheſten gehören sollen, was im Innern des Kindes — nicht etwa gepflanzt, sondern gepflegt wird. Und daß ein schöner Optimismus das Gemüt durchleuchte, daß eine hoffnungsvolle Stimmung dem Leben gegenüber genährt werde, daß man nicht etwa früh die Mittelmäßigkeit der Menschen zur Anschauung bringen soll, auch das liegt wieder ziemlich weit von Rousseau ab, der zwar hin und wieder seine eigene Verbitterung zum Schweigen bringt, aber im ganzen doch keine Atmosphäre der inneren Freudigkeit und der Herzlichkeit fühlen läßt. Wie Verstand und Gemüt stehen sich die beiden Individualitäten doch gegenüber, oder vielleicht wie Rationalismus und Romantik, aber keineswegs etwa wie Bestimmtheit und weiche Zerflossenheit. Eine kräftige Willenserziehung ist für Jean Paul durchaus das Wichtigste, und dazu weiß er in immer neuen, packenden Wendungen zu mahnen — wie denn er selbst, der anscheinend in weichem Fühlen Aufgehende, eine energische Willenserziehung bei sich durchaus nicht vermissen ließ.

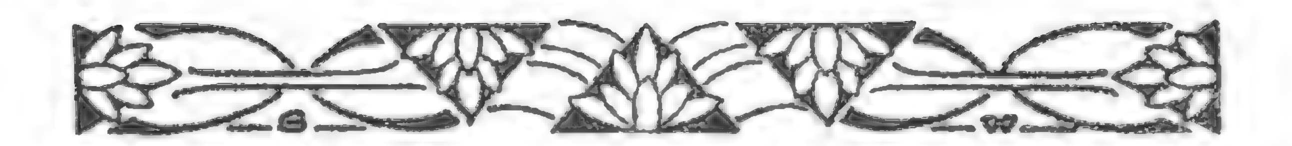
Durch diesen Zug schon wäre die Berührung von Jean Pauls Gedankenwelt mit dem gegeben, was uns heute beschäftigt. Aber weit entfernt, daß das der einzige Zug und daß das Zusammentreffen ein zufälliges wäre! Auch die große Forderung, vor allem die Entfaltung der persönlichen Kräfte zu fördern, oder die Individualität zu erkennen und zu würdigen (was nicht ausschließt, daß man sie auch zu korrigieren suche), und ferner das ganze, große, aus allem hervorleuchtende Wohlwollen und tiefe Interesse für die Jugend: in alledem erkennt man freundliche Wünsche und edle Strebungen der Gegenwart wieder. Doch

es ließe sich auch aus dem einzelnen vieles herausheben, was an unsere Desiderien oder an unsere Zustände erinnert, übrigens nicht zum wenigsten auch an die Gebrechen unserer Zeit. Die zugleich witzige und bittere Kritik der gewöhnlichen Familienerziehung wäre auch heute treffend (oder vernichtend). Die tiefen Nachteile des Großstadtlebens für die Herzensbildung werden mehr als einmal scharf und schlagend hervorgehoben. Auch die verstimmende Behandlung edler Lektüre durch schulmeisterndes Ungeschick ist schon für Jean Paul ein Gegenstand des Unmuts. Und was er über die üblichen leeren Aufsatzthemata und anderes Didaktische sagt, hätte ungefähr noch jetzt oder jetzt wieder Geltung. Eine besondere Forderung, nämlich neben oder gegenüber der Schulung des „Gedächtnisses" die der planvollen Pflege der „Erinnerung" (d. h. treues Reproduzieren von Erlebtem, Beobachtetem), scheint in unsern Tagen unter den psychologisch interessierten Pädagogen wieder aufzuleben.

Manches freilich, was damals eine Forderung war, ist inzwischen längst verwirklicht worden. Aber die Probleme der Erziehung sind unendlich, sie bleiben ewig oder gestalten sich immer wieder irgendwie aufs neue. Ein Buch wie die Levana durchzulesen wird denen, die den nötigen Ernst daran wenden, zu allen Zeiten wertvoll sein und genußreich. Ist doch das Ganze auch durchzogen von einer Fülle trefflich geprägter Sentenzen oder was ihnen nahe kommt. Tausend Sprachsätze bot einst der große Comenius in einem berühmten Buche der lernbegierigen jungen Mitwelt dar, um sich an ihnen in den Wortschatz der damals alles beherrschenden lateinischen Sprache hineinzuleben. „Tausend Gedanken des Collaborators" bot in der Zeit seines Ruhmes der Schriftsteller Berthold Auerbach der Öffentlichkeit, um ihr den überschießenden Reichtum seines Geistes fühlbar zu machen. Tausend Gedanken über Kindheit, Jugend und Erziehung aus Jean Pauls Levana herauszuheben, wäre leicht, und schön, sie als eine Schnur edler Perlen aufzureihen: nicht zur Befriedigung eines alltäglichen Bedürfnisses und nicht zum Erweis der Fruchtbarkeit des Autors, sondern damit sie sich in die Gemüter senkten und dort Wirkung täten. Hier ermöglicht der zugemessene Raum nichts derartiges.[1]) Auch ist es vielleicht doch schöner, ihnen selbst im Zusammenhang zu begegnen. Denn gelesen wird das Buch ja auch ferner werden. Es ist ein unsterbliches Buch, so viel einzelnes an ihm auch vergänglich sein mag.

---

[1]) Eine eindringendere Studie über die Levana vom Verfasser vorstehenden Aufsatzes wird im Laufe dieses Jahres im Verlag von Reuther und Reichard zu Berlin als Band einer größeren Sammlung erscheinen.



Das klassische Altertum innerhalb der modernen Kultur.

Von

Paul Cauer.

Unter Leitung von Professor Hinneberg in Berlin hat sich eine Schar von Gelehrten zusammengetan, um „für den weiteren Umkreis aller Gebildeten in allgemeinverständlicher Sprache eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur“ zu geben, indem sie „die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung zur Darstellung bringen.“ Das Ganze wird in vier große Gruppen gegliedert sein, von denen zwei, in 24 Abteilungen, die Geisteswissenschaften umfassen, während die dritte den Naturwissenschaften, die vierte den technischen Gebieten gewidmet sein soll. Zuerst erschienen ist der Band, der Literatur und Sprache der Griechen und Römer behandelt.[1] Die griechische Literatur ist von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff und, für die byzantinische Zeit, von Karl Krumbacher bearbeitet, die römische und später lateinische Literatur in ähnlicher Teilung von Friedrich Leo und Eduard Norden, die griechische Sprache von Jakob Wackernagel, die lateinische von Franz Skutsch.

Die meisten Mitarbeiter haben sich mit Erfolg bemüht, populär im guten Sinne zu schreiben, d. h. Dinge, die ihnen selber geläufig, den erwarteten Lesern aber vermutlich unbekannt sind, so zu erwähnen und mit einer solchen Wendung vorauszusetzen, daß auch, wer nichts davon weiß, doch eine Ahnung bekommt, mit deren Hilfe er das Gesagte verstehen und weiter dem Gedankengange folgen kann. Etwas anders hat sich Wilamowitz die Aufgabe gestellt: er schreibt für den Gelehrten, den Mitforschenden, und bleibt so dem eigentlichen Publikum allerdings unzugänglich, gewinnt dafür aber die Möglichkeit, in immer noch knappem Raume eine Fülle eigenster Beobachtungen und Gedanken mitzuteilen und zugleich, was das Wertvollste ist, die Stellen anzuzeigen, an denen inmitten all des Reichtums der Erkenntnis Dunkelheiten bleiben und damit Aufgaben für fortschreitende Untersuchung. Auch sonst gibt es zwischen den vier Beiträgen natürlich manche Unterschiede, nicht nur in Stil und Darstellungsweise, sondern auch in Auffassung und Urteil. Aber dergleichen wirkt mehr anregend als störend;

---

[1]) Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. VII, 464 S. Leipzig (B. G. Teubner) 1905. Geb. Mk. 12,00. — (Von diesem monumentalen Sammelwerke sind ferner schon erschienen: Die christliche Religion (bespr. im Dezemberheft) und I, 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart (wird demnächst besprochen). Die Red.)

für den zusammenfassenden Blick erscheint das Ganze doch eben als Ganzes, mit einem einheitlichen Eindruck von kraftvoller Schönheit.

Besonders gut ist der Zusammenschluß zwischen den beiden Teilen der griechischen Literaturgeschichte. Der erste ist bis auf Justinian geführt, der zweite beginnt mit Konstantin dem Großen: so sind ein paar Jahrhunderte doppelt behandelt. Aber gerade dadurch wird die Zusammengehörigkeit erst recht deutlich, die innere Einheit des gewaltigen Wachstums, in dem sich von den Zeiten Alexanders an das Griechische als Weltmacht entwickelt hat. Die Darstellung dieser Entwicklung, soweit sie noch im Altertum liegt, bildet den glänzendsten Teil von Wilamowitz' Arbeit, wohl auch den, auf den er selber das größte Gewicht gelegt hat. Der Abschnitt über Homer enttäuscht etwas; es ist, als habe der Verfasser das Beste, was er sagen konnte, zurückgehalten, anscheinend zu gunsten eines größeren Werkes über die Ilias, das er zu veröffentlichen gedenkt, auf das wir uns denn freuen wollen. Die Schilderung der eigentlichen Blütezeit griechischer Literatur ist auf keinen recht vollen und reinen Ton gestimmt; immer wieder klingt der Verdruß durch über die völlig verkehrte Art wie — nach Wilamowitz' Ansicht — diese Dinge in der Schule behandelt werden. Wo er freudig aus innerem Erleben schöpft, lauscht man gern seinen Worten; aber dann regt sich leise die Frage, z. B. bei dem über Sappho Gesagten, ob die Kraft der Phantasie hier nicht über die Grenze hinaus gesteigert sei, die das Nachempfinden von einem Hinzuempfinden scheidet. Alle solche Bedenken müssen verstummen gegenüber dem lebensvollen, durchweg aus greifbarem Stoff geschaffenen Bilde, zu dem der Verfasser seine Anschauung von der geistigen Kultur des hellenistischen und des römischen Zeitalters gestaltet hat. Er betont den „ökumenischen Charakter“ dieser Literatur, das Weltumfassende in den Aufgaben wie in den Mitarbeitern, schildert in knappen doch wirksamen Zügen den Reichtum an interessanten Menschen, die in ihren Werken sich persönlich geben, an mannigfaltigen und neuen Bildungen, innerhalb deren bei ihm die Forschung der Mathematiker und Astronomen so gut wie die Schriften des Neuen Testaments ihre eigene Würdigung finden. „Die Saat war aufgegangen, die Sophisten und Philosophen ausgestreut hatten“; und so weit über die Erde verstreut Hellenen wohnten, so weit reichte der Boden, der die neue Ernte trug.

Wilamowitz ist seit einigen Jahren mit der Forderung aufgetreten, daß die Werke der so erwachsenen, zugleich griechischen und internationalen Literatur einen Hauptplatz im Unterrichte unserer Jugend einnehmen sollten. Der Glaube, für den er gern alle die Griechisch Lernenden gewinnen möchte, ist der an die „welterziehende Macht des Hellenismus“; aus diesem Glauben heraus ist, was uns hier geboten wird, geschrieben. Aber er beherrscht den Verfasser nicht so, daß er etwa ungerecht würde und vergäße, wie jedes lebendige Wesen die Fehler seiner Tugenden hat; vielmehr hebt er gerade auch die Kehrseite der Erscheinungen deutlich hervor. Ja, es ist ihm hier ähnlich ergangen wie, bei einer rein wissenschaftlichen Frage, in seinem Buche über Aristoteles und Athen: indem er einen

ihm lieb gewordenen Satz zu beweisen suchte, mit weitem und zugleich tiefdringendem Blick nach den Gründen spürte, hat er auch die Gegengründe zu Tage gefördert, so daß schließlich, wer frisch an die Frage heranträte, meinen könnte, Wilamowitz habe eben die Ansicht bekämpft und zerstört, die er nun doch fortfährt zu bekennen. „Eine solche Zeit wird weder einen Pindar noch einen Aristophanes hervorbringen, weder einen Platon noch einen Isokrates, aber in Überzahl Menschen, die wert sind gekannt zu werden." So urteilt er von der hellenistischen Periode, gewiß richtig. Aber wenn das Altertum erziehend auf ein heute lebendes Geschlecht wirken soll, so muß es nicht bloß etwas Kennenswertes und Wissenswertes bieten — daran ist auch die moderne Welt überreich —, sondern ein Mächtiges, Ursprüngliches, dem die volle Kraft des Zeugens noch innewohnt. Gerade in der nationalen Beschränktheit der Literatur des fünften und noch des vierten Jahrhunderts liegt doch auch eine Stärke. Warum sollen wir die Früchte weitergeben, die, obschon aus griechischem Samen, doch unter fremdem Himmel und aus fremdem Erdreich gewachsen sind, wenn es uns frei steht, jenen Samen selbst in einen frisch empfänglichen Boden zu senken?

Es müßte denn sein, daß in einem bestimmten Fall auch das fremde Element, mit dem das Griechische die Verbindung eingegangen ist, bekannt genug wäre, um selbständig betrachtet und in seinem Verhalten beim Zusammentreffen beobachtet zu werden. Dann hätten wir geistige Übertragung in einem für uns ältesten und also auch wieder ursprünglichen Beispiel, an dem dieser Vorgang, unter dessen Herrschaft wir Spätgeborenen überall stehen, studiert und verstanden werden könnte. Eben damit ist wirklich die Aufgabe bezeichnet, die im Zusammenhang einer tief angelegten Erziehung das Lateinische heute zu erfüllen hat. Daß Tacitus und Sallust, Horaz und Vergil, selbst der vielgeschmähte Marcus Tullius, mit der Gedankenwelt in die sie versetzen, die wirksamsten Mittel bieten, um das jugendliche Denken aufzustacheln, den Blick für Welt und Menschenleben zu schärfen, das ist eine Erfahrung, die sich uns als Tatsache täglich bestätigt. Wie sie aber zu erklären, worin diese bildende Kraft begründet sei, ist eine Frage nicht geblieben, sondern geworden, in dem Maße schwerer zu beantworten, wie es seit einem Jahrhundert mehr und mehr gelang, über die Römer hinaus zu ihren Lehrmeistern, den Griechen selber, hindurchzudringen. Wenn wir im Unterrichte soviel als möglich Echtes, Selbstgewachsenes zu bieten suchen, was soll uns eine Literatur, in der die Nachahmung herrscht? Die Antwort wird lauten: diese Literatur gibt uns von nachahmender Kunst nicht nur ein frühestes, sondern ein in ihrer Art einziges Beispiel, weil hier die Lernenden eine geistige Kraft des innerlichen Aneignens und Neugestaltens mitbrachten, die anderwärts fehlte. Die Bildung der Römer war von Anfang an zweisprachig und hatte darin sogar vor der griechischen einen Vorzug. Ihre Dichter und Denker tragen ein doppeltes Gesicht. Horaz ist trotz des griechischen Gewandes original. Catull und Martial, Cicero und Livius, Plinius und Seneca, so viel sie von den Griechen empfangen haben, sind doch wirkliche Römer. Die ganze Literatur dieses Volkes entwickelt

sich in „steter Wellenbewegung von griechischer zu römischer Geistesarbeit“. Mit tastenden Versuchen wird begonnen, allmählich erstarkt im Nachbilden das eigene Können, bis zuletzt, in den Zeiten da das Christentum emporkommt, eine Gemeinsamkeit griechisch-römischen Kulturlebens erreicht ist, in der beide Glieder als gleichberechtigte zusammenstehen.

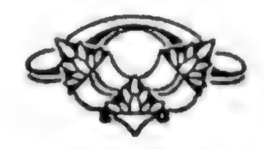
Gedanken wie die hier angedeuteten bilden das eigentliche Thema zu Leos Behandlung der römischen Literatur. Einen Gewinn, der sich daraus für deren pädagogische Wertung und Verwertung ergibt, dürfen wir um so sicherer in Rechnung stellen, als dem Verfasser selbst jede Absicht, solchem Nutzen zu dienen, fern gelegen hat. Mit rein theoretischer Freude schildert er das erfolgreiche Ringen des römischen Geistes nach Selbstdarstellung. In der einheitlichen und klaren Beleuchtung, in die er alles rückt, gewinnt manches einzelne erst die rechte Gestalt, überraschend oft auch für den, der die Dinge zu kennen meint. Vollends, wem sie durchaus neu und fremd sind, der muß staunen über die Menge der Beziehungen, in denen Gedanken, poetische Motive, Kunstformen des Altertums noch heute wirksam sind. Welchen Anteil an dieser Tatsache das Wiedererwachen der Altertumstudien im 15. und 16. Jahrhundert hat, wäre Gegenstand einer besonderen Untersuchung, für die in dieser modernen Enzyklopädie, wie der Herausgeber das Gesamtwerk nennt, kein Platz vorgesehen zu sein scheint — auffallend genug; denn in der Kultur der Gegenwart machen Strebungen und Schöpfungen, Ideale und Irrtümer des Humanismus ein wesentliches Element aus —. Doch bis an die Schwelle der Neuzeit ist die Entwicklung geführt in den Skizzen, die Krumbacher und Norden von der griechischen und der lateinischen Literatur des Mittelalters gegeben haben. Besonders die Schilderung der byzantinischen Zeit war eine lohnende Aufgabe; und sie ist mit Meisterschaft gelöst. Der Verfasser hat es vermocht, die verwirrende Menge der Einzelheiten zurückzudrängen und in großen Zügen ein lebendiges, erkennbares Bild zu zeichnen. Die oströmische Bildung ist eine Fortsetzung der hellenistischen, erwachsen aus einer Verschmelzung griechischen und römischen Geistes, zu denen als dritte grundlegende Macht das Christentum hinzutrat; außerdem aber und nicht erst zugleich mit der neuen Religion wirkte in Sitte, Kultus, Kunstübung vielfach orientalisches Wesen herein. So erwuchs ein großes neues Gebilde, das uns fremdartig berührt, dessen allmähliches Werden doch ein höchst anziehendes Schauspiel darbietet. Krumbacher begleitet es nur mit Andeutungen, deren Wirkung er durch vergleichenden Ausblick in bekanntere Gebiete unterstützt, wobei bald Übereinstimmung, bald Gegensatz den erklärenden Dienst leisten.

In beiden Hälften des Reiches hatte beim Ausgang des Altertums eine alte Literatursprache, im Osten die griechische, im Westen die lateinische, die unbestrittene Herrschaft. Daneben gab es hier wie dort eine volkstümliche Redeweise, durch die Eigenart der unterworfenen Völker mitbestimmt; und diese Sprache des Alltags nahm allmählich an Kraft und Selbstvertrauen zu. So sind aus dem Volkslatein gesonderte Nationalsprachen erwachsen, vor denen das schrift-

mäßige Latein, das in Kirche und Schule sich behauptete, zur toten Sprache herabsank; bei den Griechen trat die Volkssprache spät erst in einzelnen Zweigen der Poesie hervor, im ganzen und auf den meisten Literaturgebieten behielt die überlieferte Altsprache die Oberhand. Es ist ein wichtiger Unterschied, den etwa in diesen Worten der Bearbeiter der byzantinischen Literatur zusammenfaßt, ein leitender Gedanke für das Verständnis der Entwicklung, die jede der beiden Sprachen zuletzt genommen hat.

Der Aufsatz von Skutsch ist flott geschrieben und gibt in gut gewählten, sachgemäß erläuterten Beispielen eine Vorstellung von den Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache, nicht nur überhaupt, sondern zu verschiedenen Zeiten und auf einer Reihe von innerlich verbundenen Stufen des Wachstums. Das älteste Latein mit dem Lapidarstil seiner kurzen Sätze, in denen aller Mörtel von Konjunktionen und anderen Formwörtern fehlt, vergleicht der Verfasser nicht übel dem Gefüge eines kyklopischen Mauerwerkes. Daß daraus allmählich die mustergültige Sprache der Rechtswissenschaft werden konnte, war gewiß zum großen Teil eine Folge des griechischen Einflusses; aber etwas mehr, als hier angenommen wird, muß doch auch in der eigenen Anlage begründet gewesen sein. Um den Irrtum, daß die Römer von Natur vollkommen logisch gesprochen hätten, zu bannen, braucht man nicht gleich ins entgegengesetzte Extrem zu gehen; Skutsch selber rühmt ja gelegentlich an den klassischen Juristen den „knappen und scharfen, echt lateinischen Ausdruck". — Von jeder kleinen Schwäche ist Wackernagels Studie über das Griechische frei. Klar und verständlich bezeichnet er die Stellung der beiden Mundarten, die als Literatursprachen im größeren Maßstab hervorgetreten sind, Jonisch und Attisch, und wie aus der zweiten, nicht ohne Einfluß der anderen, die hellenistische Gemeinsprache geworden ist. In wenigen Sätzen gibt er die richtige Auffassung vom Wesen des homerischen Mischdialekts. Das war ja von dem Verfasser nicht anders zu erwarten; aber angesichts der Unklarheit, die auf diesem Gebiete sonst herrscht und neuerdings wieder durch namhafte Gelehrte vertreten wird, wirkt seine Darstellung besonders erfreulich. Auch von dem unteren Ende der Entwicklung, dem Fortleben des Griechischen in anderen Sprachen, vor allem in der wissenschaftlichen Terminologie, wird Treffendes und Beherzigendes gesagt. Und doch behält man bei dem allen zuletzt das Gefühl, als sei das eigentlich Große nicht recht zum Ausdruck gekommen, das, worin die erzieherische Mission des Griechischen für alle Zeiten beruht: daß wir vom Epos durch Herodot zu den Attikern das Werden eines Satzbaues mit erleben; daß wir Zeugen sind, wie feinere Beziehungen der Dinge zuerst dunkel empfunden werden, dann ans Licht drängen und endlich zu Begriffen sich abklären; daß die sinnliche Frische und Greifbarkeit des griechischen Denkens das Wesen übertragener Bedeutung überhaupt verständlich macht und vor allem die schlummernde Anschauungskraft unserer eigenen Sprache zu neuem Bewußtsein erweckt; daß für den, der sich gewöhnt Homer und Platon zu hören, Sprache wieder etwas Gesprochenes wird, ein Ganzes mit Ton und Geberde, ein Lebendiges, woran unser papiernes Zeitalter sich erquicken soll.

Doch wir wollen nicht mit einem Gedanken schließen, der wie Undank erscheinen könnte. „Die Entwicklung der Naturwissenschaften hat das Prinzip des Evolutionismus in den Vordergrund gestellt; die Antike ist uns jetzt doppelt teuer als die Wiege ausnahmslos aller der Ideen, von denen wir bis auf den heutigen Tag zehren“: so sagt Zielinski in seinem Buche „Die Antike und wir“ (1905), dessen Titelbild die Sonne darstellt, die durch Wolken hervorbricht. Der Gedanke könnte nicht leicht glücklicher durchgeführt werden, als in dem Werke geschehen ist, das uns hier beschäftigt hat, das zu lesen die gegebenen Andeutungen einladen wollen.



Die Dankbarkeit.

In Gärten einsam, unbetreten,
Die keines Menschen Macht erschließt,
In still gehegten Sonnenbeeten
Der Blumen Schönste keimt und sprießt.

Sie ist nicht auf dem Markt zu finden,
Auf keinem Anger man sie bricht
Und in den reichsten Kranzgewinden
Siehst du die Wunderblume nicht.

Und dennoch kannst du sie erschauen,
Dich weiden an der schlichten Pracht,
Willst du nur jenem Werke trauen,
Das die Natur dir vorgemacht.

Ein leidend Herz sollst du erfreuen,
Denn Liebe heißt der Blume Saat —
Und lasse nimmer dich gereuen
Den edlen Drang, die gute Tat.

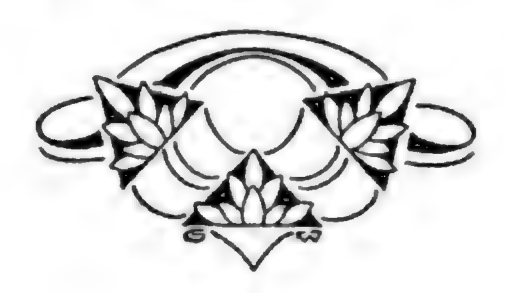
Gelassen geh dann deiner Wege,
Zum Gärtner bist du nicht bestellt,
Du streust die Saat nur ins Gehege,
Die Wurzeln schlägt, wenn's Gott gefällt.

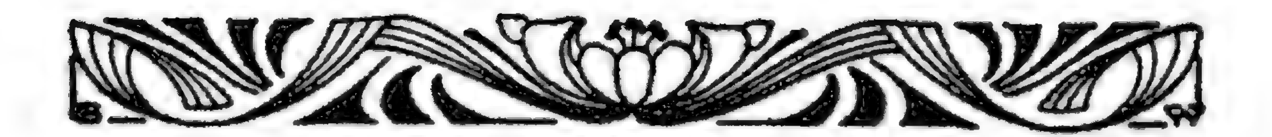
Denn ließ die Neugier dich nicht ruhen,
Trieb dich um Dank dein Eifer fort,
Daß du mit staubbedeckten Schuhen
Beschlichest den geweihten Ort.

Wie sollte da die Blume sprießen,
Der Stille nur und Tiefe frommt?
Der reinste Seelentau muß fließen,
Eh sie zur vollen Blüte kommt.

Beiseit magst du des Wunders warten,
Dein Glaube soll hinüber wehn —
Und so wird dir in Gottes Garten
Der Blumen Lieblichste erstehn.

Paul Ilg.





Kurd Laßwitz.

Von

Th. Achelis.

Neue Zeiten und neue Kulturepochen fordern ein neues Weltbild, und der fortschreitende Wandel ist die Kultur selbst. Aber für das Bedürfnis der nächsten Zukunft wird man, so scheint es, kaum eine günstigere Einheit für das Denken, Fühlen und Wollen des modernen Menschen finden, als sie aus dem Gedankengewebe Fechners in den Hauptzügen hervorleuchtet. Daß der Wunsch nach einer solchen Zusammenfassung des Geistes des 19. Jahrhunderts lebendig ist, dürfte kein Zweifel sein. Man strebt nach einer Auffassung des Weltgeschehens, welche das Gesetz der Kulturentwicklung von einer äußeren Autorität frei macht und die Bestimmung des Seienden in seiner eigenen Gesetzgebung sucht, nach einer Sicherung der Idee der Menschheit in der Autonomie ihres eigenen Wesens. Aber die extremen Versuche können nicht befriedigen. Der Materialismus zerlegt diese Autonomie in das mechanische Naturgesetz, demokratisiert die Individuen zu gleichartigen Maschinen, er vernichtet die Möglichkeit, ein persönliches Gefühlsverhältnis zum Weltganzen zu gewinnen und im Willen des eigenen Ich die Idee des lebendigen Universums mitzuschaffen; er endet mit der dumpfen Resignation, nur Mittel zu sein und nicht Zweck. Das ist der Verzicht auf den ethisch-religiösen Gedanken. Im Gegensatz dazu erhebt sich mehr wie je ein übermütiger Subjektivismus, der nur den aristokratischen Willen des Individuums anerkennt, das ihn für sich selbst durchzusetzen vermag, und das Gesetz in die persönliche Willkür und in die Macht des Einzelnen verlegt. Vernichtet der Materialismus die Person, so vernichtet der Subjektivismus das Gesetz. Nur dies eine liebe Ich ist ihm Selbstzweck, alle anderen aber bleiben Mittel, das ist die Aufhebung des ethisch-religiösen Gedankens. Den Extremen gegenüber gilt es, die Autonomie des Gesetzes in der Idee der Menschheit wiederzufinden, die Idee der Menschheit aber in der Persönlichkeit zu erfassen, d. h. in dem Selbstzweck, in welchem das unendliche Weltleben und sein allgemeines Gesetz gedacht, gefühlt, gewollt wird durch jedes Einzelwesen. Mit diesen Worten hat Laßwitz in seiner vortrefflichen Charakteristik Fechners, des letzten Metaphysikers, wie man ihn wohl genannt hat, die Zerfahrenheit unseres heutigen Weltbildes gezeichnet, das eben aus den verschiedensten Gründen keine einheitlichen Züge aufweist. Es ist nun ein sicheres Zeichen für die unveräußerliche Kraft der schon so oft tot gesagten Philosophie, daß gerade jetzt in diesem unentwirrbaren Chaos der widersprechenden Ansichten lauter denn je der Ruf nach einer einheitlichen, die Forderungen der Erkenntnis und des Gefühls in gleicher Weise

befriedigender Weltanschauung ertönt, wie sie eben nur die allgemeine Wissenschaft der Philosophie zu entwerfen vermag. Und nicht minder bezeichnend ist es, daß diese Wiedergeburt des philosophischen Bewußtseins ausgeht und ausgegangen ist von Männern, die ursprünglich im Lager der Naturwissenschaften standen. Es genügt auf Denker zu verweisen, wie Lotze, Fechner, Wundt. Ihnen reiht sich ebenbürtig Kurd Laßwitz an, dessen Domaine die Mathematik und Physik bildet.

Wir dürfen über die biographischen Einzelheiten wohl schnell hinwegeilen, da sie in der Tat für unsere Zwecke belanglos sind. Der am 20. April 1848 in Breslau geborene Forscher wirkt seit Ostern 1876 als Lehrer an dem Gymnasium in Gotha, wo er bald eine wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete. Dahin gehört eine preisgekrönte Schrift: Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit, später die zweibändige grundlegende Arbeit: Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis zu Newton, dann verschiedene philosophische Unternehmungen und Bearbeitungen (so z. B. einzelner naturwissenschaftlicher Schriften Kants im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften oder des Grundrisses der Geschichte der Philosophie von Überweg u. a.). Seine eigene Weltanschauung ist niedergelegt in dem lichtvollen, auch für Laien durchaus verständlichen Buche: Wirklichkeiten (2. Aufl. Leipzig 1903), auf das wir uns im folgenden hauptsächlich beziehen werden. Dazu kommt eine Reihe reizender, zum Teil von köstlichem Humor sprudelnder Märchen — wir erwähnen: Seifenblasen, Auf zwei Planeten, Nie und Immer, und zuletzt: Aspira, der Roman einer Wolke (1905).

Was will der Philosoph, womit beweist er seine wissenschaftliche Existenzberechtigung gegenüber den anderen Einzelforschungen? Das ist das uralte, aber immer wieder auftauchende Problem, dessen Bedeutung den denkenden, sinnenden Geist, wie schon Plato erklärte, mit ahnungsvollem Staunen erfüllt, während der naive Durchschnittsmensch achtlos daran vorübergeht. Für die gesonderte fachwissenschaftliche Untersuchung genügt die Behandlung bestimmter Fragen innerhalb des jeweiligen Gebietes selbst unter Voraussetzung gewisser Hypothesen, so z. B. der Materie, der Atome usw., die Philosophie ist nun gerade genötigt, als allgemeine Wissenschaft der Prinzipien diese betreffenden Grenzbegriffe auf ihre kritische Gültigkeit und Sicherheit hin zu prüfen. Das ist die Geburtsstunde der Philosophie in Indien und Griechenland gewesen, um an unser bekanntes Kulturbild anzuknüpfen, und so entsteht sie noch heutzutage in jedem denkenden Bewußtsein. Was sind die so einfach uns erscheinenden Dinge, was ist unser geheimnisvolles Ich, in dessen rätselhafte Tiefen sich so gern die Mystik verliert, inwiefern kommt unseren Begriffen eine für alle Menschen verbindliche Gültigkeit zu, usw.? Alle diese Probleme quälen den Denker, der sich um so mehr hüten muß, nicht den bloßen Wallungen des Gefühls nachzugeben, sondern den dunklen Pfad mit äußerster Behutsamkeit, gleichsam Schritt für Schritt, zu wandeln. Schon die gewöhnliche Meinung von der Realität der Außenwelt, von der Wirklichkeit, wie wir es meist nennen, ist nicht unbedenklich. Es gibt nicht fertige,

abgeschlossene Dinge (erklärt Laßwitz), von denen nun mehr oder weniger zutreffende Abbilder in den ebenso abgeschlossenen individuellen Geistern entstehen, sondern es gibt nur gesetzmäßig bedingte Systeme von Beziehungen, zu denen auch unsere Leiber gehören. Diese Systeme sind sowohl die Objekte als auch zugleich die Subjekte; objektiv Sein und subjektiv Vorgestelltwerden sind nicht zwei verschiedene Arten der Existenz, sondern nur verschiedene Arten von verbundenen Elementen. Objektiv ist dasjenige, was in allen Verbindungen als gleichartiger Inhalt wiederkehrt, subjektiv heißt dieser selbe Inhalt, wenn dazu noch jene Beziehungen treten, die durch die Verbindung mit den menschlichen Organismus entstehen. Da ich selbst ein solcher Organismus bin, so kann es für mich keine Verbindung geben, an der nicht mein Leib beteiligt wäre. Die Realität, als welche diese Verbindung gegeben ist, nennen wir Bewußtsein. Weil diese und die Existenz unseres Leibes unabtrennbar sind, bezeichnen wir uns als bewußte Wesen und sind geneigt, dies Bewußtsein als eine besondere Art der Existenz anzusehen, das in uns erst durch die Einwirkung von Dingen erzeugt werde, die wir im Gegensatz zu uns als eine andere Form des Seins betrachten (Wirklichkeiten S. 71). Diese beiden Gegensätze, die unsere ganze Weltanschauung beherrschen, sind somit nicht, wie der naive Realismus annimmt, von vornherein gegeben, sondern sie entstehen erst in dem Prozeß der Erkenntnis; nur tritt das für die Außenwelt bestimmende Moment hinzu, daß diese uns durch die gesetzmäßige Verknüpfung unserer Vorstellungen aufgezwungen wird. Lediglich diese sachliche Übereinstimmung bei allen normalen Individuen verbürgt die Selbständigkeit des Seienden, da ja sonst Phantasie und Wirklichkeit nicht von einander zu unterscheiden wären. Aber unter allen Umständen ist an dem Kardinalsatz festzuhalten, daß alle Realitität nur besteht durch unmittelbare Beziehung auf ein Bewußtsein. Wir können an dieser Stelle nicht wohl die genauere Begründung dieses unmittelbaren, alle Wissenschaft erst ermöglichenden Verhältnisses verfolgen; dagegen empfiehlt es sich, zur Veranschaulichung dieses Gegensatzes von Subjektiv und Objektiv auf die gerade in unseren Tagen wieder so vielfach angefochtene Sphäre der Religion zu verweisen.

Die eigentliche Quelle aller, besonders aus dem Lager der Naturwissenschaft erhobenen Angriffe ist die bedauerliche Unterschätzung des Gefühls, der unvertilgbaren Sehnsucht nach dem Unendlichen, Überirdischen, Ewigen. Dies bildet so sehr den Kernpunkt des Ganzen, daß Laßwitz geradezu erklärt: Religion ist das Gefühl des Vertrauens auf eine unendliche Macht, die meinen eigenen heiligsten Idealen entspricht (S. 235). Mit dieser Anerkennung eines allen Zweifeln gegenüber siegreichen und unerschütterlichen Gefühls soll selbstverständlich nicht der alte Spruch Tertullians verteidigt werden: Credo, quia absurdum, und ebenso wenig eine erfahrungsfeindliche und weltmüde Mystik, sondern nur der Blick auf die unumstößliche Tatsache gelenkt werden, daß es eben neben, resp. über der bekannten naturgesetzlichen Realität auch noch eine andere Welt gibt, die der Werte und Ideale, welche eben in der Religion zum Ausdruck gelangt. Hier

erhebe ich mich über die gewöhnliche Erfahrungswelt und deren eiserne Notwendigkeit, über den hemmenden, lähmenden Zwang der naturgesetzlichen Verknüpfung, der letzten Endes auch mein Ich unterliegt, zu einer freien Persönlichkeit, die ihren Grund und ihre Bestimmung über allen Raum und Zeit im Ewigen, im Absoluten sucht. Es findet somit keine Vernichtung oder eine Ablehnung und Leugnung der Natur und ihrer Wirkungen statt, sondern eine Erhöhung und Steigerung des Verhältnisses, eine harmonische Lösung der alten Widersprüche zwischen Notwendigkeit und Freiheit, wie das unser Gewährsmann folgendermaßen ausführt: Das Gefühl gibt uns die absolute Gewißheit, die weder bewiesen zu werden braucht, noch widerlegt werden kann. In Bezug auf dies Selbstgefühl erhalten nun sämtliche Erfahrungen einen Wert, und dadurch bekommen sie eine neue Form der Realität. Die Realität, welche die Dinge als Natur durch die Erkenntnis haben, wird davon nicht berührt, ihre gesetzliche Bedingtheit bleibt unangetastet. Aber daß überhaupt Erkenntnis und damit Natur ist, dieses Ganze der Erfahrung empfängt nun erst seine Realität durch die Gewißheit, daß es einen Wert für unsere Existenz hat. Dieser Wert, den der Inbegriff alles Daseins dadurch erhält, daß unser Gefühl diese unendliche Existenzfülle umfaßt und in ein Verhältnis zu unserem Ich setzt, ist der religiöse Wert. Er ist also nicht nur unabhängig von der Erkenntnis, sondern er sichert uns sogar erst ihre Realität, indem er die relative Bedingtheit der Naturobjekte untereinander zu absoluter Geltung erhebt durch den Glauben — eine Gewißheit des Gefühls, — daß die Natur als Ganzes kein Zufall ist. Realität bedeutet eine gesetzliche Beziehung auf die Einheit des Bewußtseins. Geschieht diese Beziehung durch das theoretische Denken, so haben wir Naturnotwendigkeit; geschieht sie durch den Willen, wie etwas sein soll, so haben wir Moral; geschieht sie durch die Phantasie als das Gefühl, wie es die Vorstellung der Übereinstimmung von Sein und Sollen erweckt, so haben wir Kunst: geschieht sie endlich durch das Gefühl dieser Übereinstimmung als einer Wirklichkeit, in der unser Ich lebt, so haben wir Religion (S. 256). Dasselbe gilt, was wir hier nicht weiter ausführen können, für unser sittliches Handeln; auch hier sind wir als vergängliche, endliche Individuen eingefügt in den großen Rahmen des naturgesetzlichen Geschehens, dem alles unterliegt. Anderseits erheben wir uns kraft der unveräußerlichen Selbstbestimmung zur sittlichen Persönlichkeit, die lediglich den Geboten des Sittengesetzes aus autonomem, freiem Willen folgt; wir begreifen uns als Wesen höherer Art, zeitlos, ewig, die den Schranken des Naturlaufes entronnen sind. Laßwitz hat das hübsch an dem Beispiel des Sokrates veranschaulicht: Er konnte sich entschuldigen, er konnte fliehen, aber er starb aus Pflicht gegen sich selbst. Wie ist das zu erklären, wenn dies „Selbst" sein individueller Geist wäre, dessen höchste Pflicht doch die Selbsterhaltung gewesen wäre? Der freiwillige Tod aus Pflicht ist nur daraus zu verstehen, daß sich die freie Persönlichkeit ihrer Bestimmung dem Sittengesetz nach erhält, sogar unter Aufgabe des individuellen Inhaltes, den wir als Leben kennen. Freilich,

auch der freiwillige Tod des Sokrates steht, theoretisch betrachtet, unter dem Naturgesetz; dann mußte den Umständen nach eben jene Vorstellungsgruppe überwiegen, derzufolge die Muskeln und Gelenke des Armes und der Hand den Becher ergriffen. Aber dies ändert nichts an der ethischen Beurteilung der Tat als einer freien durch die Persönlichkeit selbst (S. 170). Es bleibt bei dem stolzen Ausdruck Schillers in einem Brief an Körner: Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen als dies Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst. So gilt es überall, der Wissenschaft, der Erkenntnis freie Bahn zu schaffen, nicht in tatlose Mystik zu versinken oder engem Buchstabenglauben sich zu verkaufen, und auf der anderen Seite den ausschlaggebenden Wert der Ideale, der großen Kulturmächte der Religion und Ethik voll zu erfassen und damit eine immer vollständigere, fruchtbare Versöhnung zwischen Glauben und Wissen anzubahnen. Alle Extreme, Dogmatismus und Radikalismus, sind in gleicher Weise unfrei, daher auch nicht fähig, eine wirkliche Wiedergeburt des Geistes und der ganzen Persönlichkeit, deren wir alle bedürfen, hervorzurufen.

Aber wir würden diese Skizze, die so wie so nur die hervorragendsten Züge der Laßwitzschen Weltanschauung entwickeln könnte, allzu unfertig lassen, wollten wir nicht auch des feinsinnigen Märchenerzählers und liebenswürdigen Dichters gedenken. Einem Besucher erklärte er einmal: Eigentlich lese ich am liebsten zweierlei, Indianergeschichten und Goethe. Bei anderer Lektüre muß man sich zu sehr anstrengen. Indianergeschichten sind aber vollständig anspruchslos, und Goethe befriedigt alle Ansprüche; bei diesen guten Dingen braucht man sich nicht mit Kritik zu quälen, man kann sich bei dem, was über alle Kritik erhaben und unter aller Kritik naiv ist, gleichsam erholen. Laßwitz verfügt nun über einen feinen Humor, der ebenso wohl die tiefen Abgründe des menschlichen Seelenlebens zu beleuchten weiß, wie die Torheiten und Verstiegenheiten mancher Pedanten und Doktrinäre zu geißeln; dabei ist ihm eine sichere Linienführung eigen, eine klare, folgerichtige psychologische Charakteristik, eine Vertiefung des Seelenlebens, um die verborgenen Fäden und Beziehungen aufzudecken, die zwischen uns und der anscheinend toten Materie, dem großen Reiche der Natur, bestehen, — mit einem Worte die ganze uralte Wunderkraft des Märchens ersteht wieder vor unseren Augen, ohne daß wir, wie bei den meisten Romantikern, durch Theaterspuk und wilde Phantastik behelligt würden. Wie ansprechend werden z. B. die „Seifenblasen“ in einem Prolog eingeführt:

Wenn Frauen jedes Vorwort überschlagen
Und Männer alles, was an Verse streift,
So darf man, hoff' ich, von dem unsern sagen,
Daß es zum höchsten Ziel der Kunst gereift.
Denn rein als Selbstzweck wird es vorgetragen,
Weil jeder gleich zu Text und Prosa greift;
Der Autor liest es ganz allein von allen —
So wird es sicher „allgemein“ gefallen.

Doch ein Programm, auch wenn es niemand hört,
Soll im Prolog ästhetisch uns verpflichten.
Das schickt sich so! Und wer nicht willig schwört
Zu unsrer Fahne — nun, der mag verzichten.
Er gilt uns selbstverständlich als betört,
Begreift uns nicht und braucht uns nicht zu richten, —
Vorausgesetzt, daß er zu tadeln fand,
Denn loben darf auch, wer uns nicht verstand.

Und zum Schluß heißt es:

Im Spiele darf das Wunder sich begeben,
Denn nur die Wirklichkeit ist rauh und scharf.
So spielen wir! Und was im ernsten Leben
Mit Recht der kritische Verstand verwarf,
Die freie Laune wagt's emporzuheben,
Weil sie der eigenen Taten spotten darf.
Ein Kind der Stunde, lächelnd aufgestiegen,
Läßt sie die Seifenbälle sorglos fliegen.

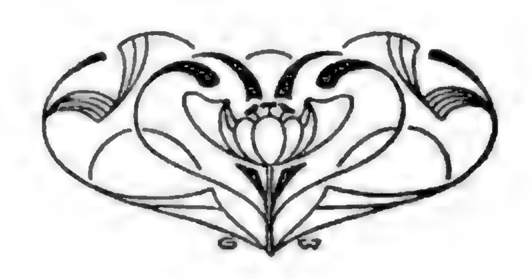
Nur um eine Probe des überquellenden launigen Witzes zu geben, möchten wir eine Szene aus der sogenannten „Fernschule" der Zukunft, wo die Zöglinge natürlich der Einfachheit halber zu Hause bleiben, reproduzieren. Es heißt da u. a. so: Natürlich hat die Schulhygiene nicht geringe Fortschritte gemacht. Die Überbürdungsfrage ist erledigt. Die Sessel, auf denen die Schüler ruhen, sind in sinnvollster Weise mit selbsttätigen Meßapparaten versehen, die das Körpergewicht, den Pulsschlag, Druck und Menge der Ausatmung, den Verbrauch von Gehirnenergie anzeigen. Sobald die Gehirnenergie in dem statthaften Maße aufgezehrt ist, läßt der Psychograph die dadurch eingetretene Ermüdung erkennen, die Verbindung zwischen Schüler und Lehrer wird automatisch unterbrochen und der betreffende Schüler damit vom weiteren Unterricht dispensiert. Sobald ein Drittel der Klasse auf diese Weise abgeschnappt ist, wird die Stunde geschlossen. Oder zur Veranschaulichung der ganzen Sachlage: Nachdem durch die direkte Verwendung der Sonnenstrahlen zur Arbeitskraft die Techniker der herrschende Stand geworden waren und die Arbeitsmittel der Menschheit in ihrer Hand vereinigt hatten, gründeten sie einen Staat auf Aktien, indem sie alles in Südamerika zwischen den Wendekreisen verfügbare Land ankauften. Da sie ihre Macht direkt von der Sonne ableiteten, benannten sie diesen Staat den Sonnenstaat. Über die hohen Gebirge, wie über die Baumwipfel und Steppen der weiten Ebenen zogen sie ihre Strahlungssammler usw. Die wichtigsten Staaten Amerikas sind das Kaiserreich Kalifornien, das Königreich Newyork, die Anarchistenrepublik Kuba, der Kirchenstaat Mexiko und das südamerikanische Sonnenreich. Und dann wieder werden ernste Töne angeschlagen, die zu Herzen dringen, ehrfurchtgebietend, so daß selbst im Wunderland des Märchens die ewigen Ideale des Guten, Wahren und Schönen zur Geltung gelangen. In einer tiefsinnigen Legende wird der anscheinend unversöhnliche Gegensatz zwischen

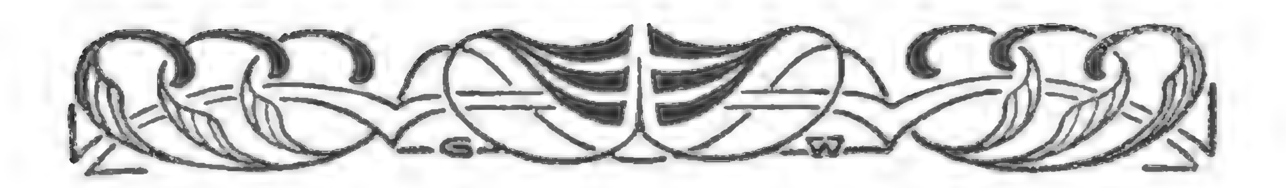
dem Reiche der Natur und der Idee, woran schon so manches Menschenherz verblutet ist, so erklärt; Wer aus dem Reiche der Natur kommt in das der Idee, der lernt die Freiheit kennen, der fordert für sich, was er nicht hat. Da strebt er nach dem Unerreichbaren; da sieht er, daß er notwendig bedingt ist, seine Freiheit däucht ihm ein Schein, und seine Macht sinkt zusammen im Leide der Sehnsucht. Wer aber aus dem Reiche der Idee in das der Natur tritt, dem scheint es, daß er seiner Freiheit beraubt werde. Denn will er die Macht erreichen über das, was geschieht, so muß er sich dem Gesetze der Notwendigkeit unterwerfen. Sich selbst muß er ansehen als bedingt durch das, was war und vorausbestimmt für alles, was sein wird. Und der Stolz der Freiheit sinkt ihm zusammen im Leide der Sehnsucht. Darum hütet euch, die Brücke zu betreten. Die Brücke aber heißt: Erkenntnis. Wer nur lebt in der Reiche einem, der weiß nichts vom Geheimnis der Welt; er lebt nur unter einem Gesetz, und so weiß er nichts davon, daß es zwei Seiten hat, die Notwendigkeit und die Freiheit. Er kennt das Leben nur in einem Gefühl ohne Grund, ohne Widerstand. Wer aber die Brücke der Erkenntnis betrat, dem hallt das Wort entgegen, das am Anfang war, dem wird die Seele erschüttert vom Zweifel und der Sehnsucht in der Wonne des Stolzes und der Macht. Das ist das erhabene Leid des Schöpfers um sein Werk (Aspira). Das ist das tief ernste Lebensproblem für jeden Menschen, für den wissenschaftlichen Forscher aber noch schwieriger, weil eben für ihn sich die Rätsel häufen, an denen der Durchschnittsmensch achtlos vorüber geht. Vor allem handelt es sich aber um die sittliche Forderung, zwischen der mechanischen Notwendigkeit des Naturlaufes, dem wir alle körperlich in unserer individuellen Beschränkung untertan sind, und der Freiheit des Ideals in der autonomen, d. h. der gesetzlichen, der Weltordnung entsprechenden Selbstbestimmung eine immer vollere Harmonie herzustellen, wie sie Schiller verkündet, wenn er sagt:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Es nutzt nichts, diesen Kampf zu verschieben, etwa durch einen unehrlichen Frieden, indem man bald sich den unausweichlichen Forderungen wissenschaftlicher Erkenntnis überläßt, bald wieder Gefühlsaufwallungen folgt und allen gesetzmäßigen Verlauf des Geschehens durch die Wunder der Mystik zu durchkreuzen sucht. Max Müller hat einmal die anscheinend widerspruchsvolle, in der Tat aber völlig zutreffende Behauptung aufgestellt: Nichts ist so natürlich als das Übernatürliche. Es gilt, alle die vorgeblichen Wunder, vor denen frühere Generationen die Knie beugten, zu erklären, in ihrer notwendigen Entstehung psychologisch zu erfassen; dann erst gelangen wir zu dem wahren Wunder, zu unserem Selbst, zum Bewußtsein, dieser ersten Voraussetzung der Welt und aller Wirklichkeit. Auf der einen Seite müssen wir die Schranken wegräumen, mit denen engherzige Dogmatik den freien Geistesflug gehemmt und geknechtet hat, auf der anderen den verhängnisvollen Irrtum beseitigen, als ob die naturgesetzliche Wirklichkeit den ganzen Weltinhalt ausmache. Wem das nicht gelingt, für den kann es

kein Reich der Zwecke und Werte geben, für den verblassen die Ideale des sittlich Guten und des ewig Schönen zu phantastischen Schemen, denen eben keine Realität zukommt. Gerade hier, an diesem bedeutsamen Wendepunkt, offenbart sich die schöpferische Kraft der Philosophie; denn ihre Aufgabe ist nicht mit einer, auch noch so scharfsinnigen Erkenntnislehre erschöpft, sondern sie muß eine völlige Wiedergeburt des ganzen Menschen anbahnen. Erst allmählich gelangen wir wieder zu dieser höheren und einheitlicheren Auffassung von ihrer Bedeutung, wie sie vor allem glänzend bei den antiken Denkern und auch bei den großen deutschen Systematikern im 18. Jahrhundert sich entfaltet hatte. Fichtes großes Wort: Was für eine Philosophie man wählt, das hängt davon ab, was man für ein Mensch ist, muß sich wieder bei uns bewähren. Soll die Philosophie abermals die Königin der Wissenschaften werden, nachdem sie so lange nur geduldet war, so muß ihr auch eine herrschende Stellung im praktischen Sinne zufallen. Die Versöhnung der dräuenden Widersprüche führt vom theoretischen Felde zu einer erprobten Lebensweisheit und Lebenskunst, so daß wir uns eben in dem endlich errungenen Besitz der inneren Einheit, nach der wir moderne Menschen uns ganz besonders sehnen, glücklich fühlen. Und nicht nur bereichern wir den Gehalt unseres individuellen Lebens dadurch unermeßlich mit unvergänglichen Gütern, sondern nicht minder den der Mitwelt. Der Wert und Bestand der Kultur, gerade jetzt umbrandet von den stürmischen Wogen des Radikalismus, wird erst dauernd vor allen Angriffen eines nicht selten frivolen Zweifels geschützt, wenn wir die unverbrüchliche Einheit unserer persönlichen geistigen Arbeit mit dem Charakter und Wesen der ganzen Sprache erfassen und in uns aufnehmen, von der wir letzten Endes nur einen kleinen Ausschnitt darstellen. Deshalb sind solche Denker, die wie Laßwitz, Paulsen, Eucken, Wundt u. a. ihren Blick stets von den hinfälligen und vergänglichen Einzelheiten auf das Typische und Ewige in der Erscheinungen Flucht richten, die wahren Lichtbringer und Pfadfinder für ihr Zeitalter. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir auch für diese Geisteshelden das Wort Schillers in Anspruch nehmen: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. Dezember 1906.

Die letzte Betrachtung des scheidenden Jahres soll einem Blick auf das politische Bild der Welt gehören. Wir beginnen mit Europa, das heute ja noch die führende Stellung, wenn auch nicht ohne einer starken Rivalität zu begegnen, zu behaupten vermag. Es behauptet sie dank der Energie seiner Rassen, trotz der lähmenden politischen Gegensätze, die es trennen. Ein einheitlich verbündetes Europa würde einen geistigen und physischen Machtfaktor darstellen, dem gegenüber sofort jede Rivalität verstummen müßte, auch dann, wenn jenes Europa seine kriegerischen Machtmittel um ⅔ herabsetzen wollte. Aber, so erwünscht in jeder Hinsicht eine derartige Kombination zur europäischen Eintracht wäre, so überaus unwahrscheinlich ist es auch, daß sie in absehbaren Perioden historisch-politischer Entwicklung zur Tatsache werden sollte. Eben weil jene europäischen Rassen sich so selbständig und kraftvoll entwickelt haben, ist ein Nebeneinander in Frieden das nächst zu erstrebende Ziel, vom Miteinander in europäischem Gesamtbewußtsein sind wir noch unendlich weit entfernt. Weit eher könnte man sich einen Zusammenschluß der Asiaten zu einer Einheit vorstellen, aber auch da doch nur unter dem Zwang einer schweren gebietenden Hand. In Europa hat sich nicht einmal die Hoffnung verwirklichen lassen, daß die nächst verwandten Rassen durch das Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit sich an einander schlossen. Germanische, lateinische, romanische Rassen haben sich innerhalb der einzelnen Gruppen bereits viel zu stark differenziert, und vielfach tritt uns die Erscheinung entgegen, daß gerade die nächstverwandten sich zumeist abstoßen. Wir brauchen das nicht im einzelnen darzulegen, die ganze Geschichte Europas wiederholt in stets neuen Variationen diese Erfahrung.

An dem politischen Bilde Europas hat sich im Laufe des letzten Jahres wenig geändert. Die Trennung des schwedisch-norwegischen Bruderstaates gibt uns das einzige Beispiel einer geographisch-politischen Wandlung der Staatenkarte. König Haakon hat, als er die Ziffer VII seinem Namen hinzufügte, ein halbes Jahrtausend in die Vergangenheit zurückgreifen müssen, um den Zusammenhang mit seinem letzten Vorgänger herzustellen. Aber wir glauben, daß dieser neue Germanenstaat einer lebenskräftigen Zukunft entgegengeht; beschränkt auf seine Berge — denn mit dem Prinzip der Neutralität, das er auf sich zu nehmen entschlossen ist, verzichtet er auf die Form des politischen Lebens, die sich mit nationalem Ehrgeiz verbindet —, wird er den heroischen Kämpfen der Zukunft

fernbleiben und seine Kraft auf die Lösung friedlicher Probleme richten müssen. Und dazu scheinen Anlagen und Willensrichtung ihn zu drängen. Die Gefahr für ihn liegt in der Folgerichtigkeit demokratischer Doktrinen, die nur zu leicht dahin führen können, den Staatsgedanken überhaupt aufzulösen. Wir wollen hoffen, daß die Nation, ihrer Selbständigkeit froh, jene äußersten Konsequenzen nicht ziehen wird. Aber selbst dann würde das übrige Europa von diesen Dingen nur wenig berührt werden. Norwegen kehrt sein Gesicht der See zu und seine Söhne streben in die Ferne. Man muß sie aufsuchen, um sie kennen zu lernen. Als politischer Faktor spielen sie nur indirekt mit.

Nicht ausgeschieden, aber zeitweilig zurückgetreten ist Rußland, und das macht sich um so mehr fühlbar, als das Gewicht der stark überschätzten russischen Macht sich in allen europäischen Angelegenheiten mitunter sehr drückend fühlbar machte. Die Gleichgewichtsverhältnisse sind durchaus andere geworden. Deutschland, das zwischen Rußland und Frankreich durch die Allianz beider Mächte gedrückt wurde, hat heute den Rücken frei, Österreich ist in seiner Orientpolitik nicht mehr in dem Maße wie früher an gebotene Wege gebunden, und Frankreich, das nächst England am frühsten von allen Mächten mit der bevorstehenden Wandlung rechnete, hat sich die im Osten wegfallende Stütze im Westen, an dem ähnlich rechnenden England, gesucht. Allerdings nicht ohne beträchtliche historische Opfer, wie sie durch den formellen Verzicht auf Egypten am deutlichsten zutage getreten sind. Das Äquivalent, das ihm in Marokko geboten wurde, hat sich nach den Ergebnissen der Konferenz von Algeciras als nicht annehmbar erwiesen, und könnte leicht zu einer recht unbequemen Bürde werden. Zum Glück ist alle Aussicht vorhanden, daß die zeitweilig sehr ernst aussehenden marokkanischen Verwickelungen sich in dem friedlichen und kulturfreundlichen Sinn lösen, den die Vereinbarungen von Algeciras sich zum Ziel setzten. Als Gegengewicht gegen die englisch-französischen Vereinbarungen hat sich der Dreibund behauptet, wenn wir auch nicht verkennen, daß der italienische Dritte durch die tatsächlich vorhandene Stütze, die er zugleich bei seinem französischen Nachbarn findet, wenn auch nicht vertragsmäßig, so doch de facto, heute eine etwas andere Stellung im Bunde einnimmt als vorher. Es liegt in der Natur der Dinge, daß wenn Italien sich nach der französischen Seite hin absolut sicher fühlt, sein militärischer Schwerpunkt mehr nach Osten, d. h. zur Westküste der Balkanhalbinsel verlegt wird. Albanien als Ziel einer italienischen Zukunftspolitik scheint der Traum ehrgeiziger Politiker an dem Tiber zu sein, und das wäre nicht unbedenklich, wenn wir nicht wüßten, daß das offizielle Italien sich der Gefahren einer solchen Politik wohl bewußt ist und keinerlei Neigung hat, sich ihnen auszusetzen. Auch stehen alle diese Balkanprobleme in unlösbarem inneren Zusammenhang. Es ist nicht möglich, eines von ihnen abzulösen oder gleichsam zu isolieren. Die auch im Laufe des letzten Jahres an der makedonischen Reformfrage gemachten Erfahrungen bestätigen diesen Satz aufs neue. Die, wie es heißt, von England und Frankreich verfolgte Herstellung eines autonomen Makedonien unter einem christlichen Generalgouverneur würde sofort die albanische, montenegrinische, griechische, kroatische,

serbische und bulgarische Frage — und an all diesen Namen hängen wirkliche politische Probleme —, wir möchten sagen, zur Explosion bringen. Auch Italien und Österreich könnten in solchem Fall nicht untätig beiseite stehen, vor allem aber die Türkei, deren Machtmittel doch außerordentlich unterschätzt werden, wäre genötigt, einzugreifen. Es ist sehr begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen von anderer Seite darauf hingearbeitet wird, die makedonische Reformaktion in vernünftigen Grenzen zu halten und Projekte abzuwehren, die unter humaner Fahne doch nur zersetzend und auflösend wirken könnten.

Von den großen Mächten bedürfen England und Rußland einer näheren Betrachtung. Die russische Krisis hat im Laufe des Jahres die erstaunlichsten Wandlungen gezeigt. Im Dezember 1905 war es der Regierung nach ungeheuren Anstrengungen gelungen, einen großen Aufstand in Moskau niederzuschlagen. Sie hatte dann, getreu dem in der Verfassung vom 30. Oktober niedergelegten Versprechen, die Wahlen für eine nationale Vertretung ausgeschrieben, die in Duma und erweitertem Reichsrat, als gesetzgebenden Faktoren, neben und mit der Krone fungieren sollte. Diese Duma wurde am 10. Mai 1906 eröffnet und ist am 22. Juli, nachdem sie über zwei Monate in öden und herausfordernden Verhandlungen vergeudet hatte, nach einem direkt revolutionären Beschluß aufgelöst worden. Ein Teil ihrer Mitglieder hat danach von Wiborg aus einen Aufruf an das Volk gerichtet, der zur Verweigerung der Wehrpflicht und der Staatsabgaben aufforderte, so daß die Regierung in der Notwehr sich gezwungen sah, zu Ausnahmemaßregeln und strenger Repression zu greifen. Es ist nun das Verhängnis Rußlands gewesen, daß an der Gewalt der Widerstand sich zunächst steigerte und verbitterte. Die Radikalen wurden durch die Radikalsten überholt, die unversöhnliche Gruppe der Sozialrevolutionäre und Anarchisten terrorisierte das Land, und der Gewalt von oben her begegnete der organisierte Mord der anonymen Leiter dieser Parteien. Ganze Provinzen, vor allem Polen, das Balticum und der Kaukasus waren zeitweilig in ihren Händen, und nur langsam, unter Strömen von Blut und mit allen Mitteln der Gewalt gelang es der Regierung, ihre Autorität tatsächlich wiederherzustellen. Gefallen waren darüber die Ministerien Witte und Goremykin, die sich der Aufgabe nicht gewachsen zeigten; in diesem Chaos die staatserhaltenden Kräfte zusammenzufassen, vermochte erst Stolypin, der heute noch am Staatsruder steht. Ihm gebührt das Verdienst, trotz allem am Programm vom 30. Oktober festgehalten zu haben. Aber nachdem er für den März 1907 den Zusammentritt einer zweiten Duma angekündigt und die Wahlagitation bereis begonnen hat, zeigt sich, daß neben den noch immer in der Überzahl vorhandenen revolutionären Elementen aller politischen Schattierungen und aller nationalen Färbungen sich Elemente zu regen beginnen, die der äußersten monarchischen Rechten angehören und eine Rückkehr zum status quo ante, d. h. zu den absolutistischen Ordnungen erstreben, die vor Verleihung der Verfassung zu Recht bestanden. Das ist aber ohne eine neue Revolution und ohne Beseitigung des Ministeriums Stolypin nicht möglich. Verwirklichen diese „echt russischen Leute“ ihre Ideale auch nur vorübergehend,

so kann an eine Beruhigung des fiebrisch erregten und zugleich erschöpften Landes nicht gedacht werden. Der Weg zur Rettung aus den Wirren des Augenblickes und zu einer sittlichen und politischen Erneuerung Rußlands ist nur auf der Bahn zu finden, die Stolypin gewiesen hat. Er hat sich das ungeheuere Verdienst erworben, sowohl die Frage der Gewissensfreiheit gesetzlich geregelt, wie durch Aufhebung der kommunistischen Organisation der Bauerlandgemeinden die Voraussetzungen geschaffen zu haben, die zu einem wirklichen Fortschritt führen können. Sollten die Gerüchte sich bestätigen, die seinen bevorstehenden Sturz ankündigen, so ist das Schlimmste zu erwarten. So ziemlich zum Stehen gebracht ist die zu Anfang überaus anspruchsvoll auftretende polnische national-autonomistische, in ihren Ausläufern separatistische Bewegung. Wir sagen zum Stehen gebracht, denn zu beseitigen sind diese Bestrebungen überhaupt nicht. Die Polen harren ihrer Gelegenheit, und wenn sie heute einen Rückzug angetreten haben, kann es ebensogut die Vorbereitung zum Anlauf sein, dem der Sprung folgen soll, wie der Ausdruck einer Einsicht, die erkannt hat, daß zurzeit die Chancen nicht mehr so günstig sind wie bei Beginn der Revolution. Eine andere Eigentümlichkeit der russischen Revolution war, daß die radikalsten Gruppen der Intelligenz sowohl wie der sozialistisch erregten Masse, ihre Führer unter den russischen Juden fanden. Man ist soweit gegangen, die russische Revolution kurzerhand eine jüdische zu nennen. Damit ist entschieden zu viel gesagt; wohl aber haben die russischen Juden es verstanden, die Schlagworte zu geben und die Organisationen zu schaffen, welche der Bewegung ihren zähen Charakter gaben. Es sind, wie heute feststeht, fast ausschließlich ganz junge Leute, denen der Fanatismus ihrer Überzeugung Bildung und Lebensstellung ersetzte. Die Macht, die sie ausübten, hat zu nicht geringem Teil darauf beruht, daß sie anonym blieben. Vor einer großen Öffentlichkeit hätten sie niemals eine Rolle spielen können. Ein weiteres charakteristisches Merkmal der russischen Revolution war die Rolle, welche das weibliche Element in ihr gespielt hat und zwar so gut wie ausschließlich in den Kreisen der Terroristen. Ein ungeheurer Prozentsatz anarchistischer Morde ist von jungen Mädchen verübt worden, nicht nur von Jüdinnen, obgleich auch hier dies Element besonders stark vertreten war, sondern von Töchtern gesellschaftlich hochgestellter Eltern russischer Nationalität und griechisch-russischer Konfession. Der Psychologe dieser russischen Revolution wird dereinst dieser Tatsache seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Das traurige Fazit dieses Rückblicks auf die russischen Ereignisse des Jahres 1906 ist demnach, daß wir noch keineswegs am Ende der Revolution stehen, sondern eine Reihe weiterer Erschütterungen zu erwarten haben.

In England hat das Jahr 1906 uns das neue liberale Kabinett an der Arbeit gezeigt. Es ist im wesentlichen mit den Problemen seiner inneren Politik beschäftigt gewesen, auf die wir hier nicht weiter eingehen können; die aber zwei schwer lösbare Fragen in den Vordergrund gedrängt haben: den alten Streit zwischen Oberhaus und Unterhaus, und die alte Forderung der Iren nach eigenem Regiment, das heißt nach einer Stellung, wie sie die großen föderierten

Kolonien, Canada und Australien, einnehmen. Denn das ist der eigentliche Inhalt des irischen Schlagwortes „home rule“. Neu hinzugekommen ist der immer stärker werdende Einfluß einer sozialistischen Arbeiterpartei, die in der Person Keir Hardie's einen entschlossenen und rücksichtslosen Führer gefunden hat. Von den heute in der Opposition stehenden Unionisten hat das liberale Kabinett das Programm einer durch feste Verträge und verbindliche „Verständigungen“ gebundenen auswärtigen Politik übernehmen müssen. Der liberale Staatssekretär des foreign office, Sir Edward Grey, geht im wesentlichen dieselben Wege, die Lord Lansdowne gegangen ist, und wie unter diesem, macht sich auch jetzt der ungewöhnliche starke Einfluß geltend, den die Persönlichkeit König Eduard VII. ausübt. Es ist vielleicht übertrieben, wenn behauptet wird, daß er der eigentliche Leiter der gesamten auswärtigen Politik Englands sei, aber höchst bedeutsam ist sein persönliches Eingreifen ohne allen Zweifel. Es macht auf den deutschen Beobachter unter diesen Umständen einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn diejenigen, die bei uns über ein persönliches Regiment so laut klagen, gleichzeitig auf die englischen Verhältnisse als mustergültig hinweisen. Ein persönlicheres Regiment hat es seit den Tagen der Stuart in England nicht gegeben. Bei alledem hat das liberale Kabinett doch in einigen wesentlichen Punkten sich von der Politik der Unionisten freigemacht. In Südafrika ist den Buren gegenüber eine versöhnliche Haltung eingeschlagen worden, die, den Bedürfnissen des Landes Rechnung tragend, in die Verleihung selbständiger und verantwortlicher Regierungen ausmündete und eine Föderation der südafrikanischen Kolonien zum Ziel nimmt. Andererseits werden die auf Anbahnung eines guten Verhältnisses zu Deutschland gerichteten Bestrebungen vom Kabinett gefördert, so daß sich hoffen läßt, daß die törichten Rivalitäten, welche die letzten Jahre hindurch die Beziehungen von Nation zu Nation verbittert haben, endlich einmal ein Ende finden werden. Was diese Entwicklung stört, ist die Tatsache, daß die Presse zum großen Teil noch in den Händen der Organisationen ist, die bewußt darauf ausgingen, Deutschland und Großbritannien zu einem Konflikt zu drängen. Aber es läßt sich hoffen, daß auch hier allmählich eine Wandlung eintreten wird.

Wenden wir nun den Blick auf Afrika, so werden wir mit Notwendigkeit zu Frankreich zurückgeführt. Die marokkanische Frage hat neben den kirchlichen Kämpfen das ganze Jahr 1906 beherrscht und alles weist darauf hin, daß dies noch auf lange der Fall sein wird. Zum Glück sind, wie wir sahen, dem Problem die gefährlichen internationalen Spitzen durch die Vereinbarungen von Algeciras abgebrochen. Was bleibt, ist der unberechenbare Faktor des islamischen Fanatismus, der sich im Laufe des Jahres an vielen Orten fühlbar gemacht hat, im südlichen Oran und im Oasengebiet von Tafilet, im Hinterlande von Tripolis, in Egypten und endlich in Marokko selbst. Zu welchen Ergebnissen die Entsendung spanischer und französischer Kriegsschiffe nach Tanger führen wird, läßt sich noch nicht vorhersehen. Man darf das Beste hoffen, aber man muß auch auf eine Wendung zum Schlimmeren gefaßt sein. An die Reorganisation der marokkanischen Polizei hat noch nicht geschritten werden können, sie wird, wenn die gegenwärtige Krisis

glücklich vorüberzieht, das nächste Ziel sein müssen. Daß an eine Wiederaufnahme der Delcasséschen Politik von seiten Frankreichs nicht gedacht wird, dafür haben Herr Clemenceau und Herr Pichon, der neue französische Minister des Auswärtigen, die bündigsten und befriedigendsten Erklärungen abgegeben. Unsere Stellung in der Frage aber hat Fürst Bülow in seiner letzten großen Rede so allseitig ausgeführt, daß wir nicht weiter darauf zurückzukommen für nötig halten. Sein Schluß ging auf ein friedlicheres Europa und das bedeutet in seinen Konsequenzen auch ein friedlicheres Afrika.

Uns hat Afrika eine Zeit starker Kämpfe gebracht, die im Osten zu glücklichem Abschluß gediehen, im Südwesten aber noch fortdauern. Die in allen national denkenden Kreisen immer lebhafter empfundene Notwendigkeit, die Organisation unserer Kolonialverwaltung zu stärken und zu verjüngen, führt zum Antrag der Regierung, ein Staatssekretariat für die Kolonien zu begründen. Der Reichstag lehnte den Antrag ab, und der Rücktritt des Kolonialdirektors Prinzen Hohenlohe war die Folge. Nun stand derselbe Antrag vor der Entscheidung des Reichstags und der neue stellvertretende Kolonialdirektor Dernburg hatte in seiner kurzen parlamentarischen Tätigkeit, durch mutiges und einsichtiges Anfassen der ihm vorliegenden Probleme sich schnell ein Ansehen errungen, wie es unseres Wissens kein Kolonialdirektor vor ihm eingenommen hat. Aber auch er hatte unter der Feindseligkeit, mit der das Zentrum und unsere Sozialdemokraten der kolonialen Arbeit entgegen wirken, zu leiden gehabt. Die Budgetkommission setzte die zur völligen Unterdrückung des Aufstandes in Südwest unerläßliche Truppenzahl, so weit herab, daß wenn dieser Beschluß vom Reichstage nicht abgewiesen und die Notlage der Regierung nicht angenommen wurde, wir unsere Position in Südwestafrika einfach quittieren konnten. Auch war die Zuversicht allgemein, daß die Nation in der Summe ihrer Vertreter sich den Pflichten der Selbsterhaltung und der Ehre, die an sie herantraten, nicht versagen werde. Nun aber geschah schließlich doch das unglaubliche. Das durch seine Führer Roeren und Erzberger arg kompromittierte Zentrum nahm seine Rache, indem es sich den Sozialdemokraten und Polen verbündete und die Regierungsvorlage, für die der Reichskanzler, der stellvertretende Kolonialdirektor und die Redner aller anderen Parteien mit Ernst und Entschiedenheit eintraten, wirklich zu Fall brachte.

Fürst Bülow gab ihnen die einzige mögliche Antwort, indem er im Namen des Kaisers den Reichstag für aufgelöst erklärte. Am 25. Januar werden die Neuwahlen erfolgen und wir hoffen fest, daß damit nicht nur die deutsche Kolonialpolitik wieder auf sichere Grundlage gestellt, sondern auch der Reichstag von dem drückenden antinationalen Einfluß des Zentrums dauernd befreit werden wird.

Weitere Wandlungen haben sich auf afrikanischem Boden nicht vollzogen. England hat einen kleinen Vorteil für Egypten bei der Grenzregulierung Tabah—Akaba zu erringen verstanden. Es hat vorläufig seine Hand vom Somalilande zurückgezogen, in Abessinien in Gemeinschaft mit Frankreich und Italien wirtschaftliche Verträge geschlossen, wie auch wir ein Jahr früher sie erlangt haben. Aber es will uns scheinen, als ob sich auf diesem Boden Schwierigkeiten und

Rivalitäten anbahnen. Es hängt im Orient mehr noch als in Gebieten mit abendländischen Regierungsformen, von den Augen der regierenden Herren ab. Ist Kaiser Menilek auch erst 62 Jahre alt, so waren doch beunruhigende Gerüchte über seinen Gesundheitsstand in Umlauf, und sein Ausscheiden könnte leicht zu bedenklichen Verwicklungen führen.

Viel größer sind die Wandlungen, die sich auf asiatischem Boden vollzogen haben. Der russisch-japanische Krieg hat dort die Gleichgewichtsverhältnisse in weit höherem Grade verschoben als in Europa. Der eigentliche Sieger Japan hat — so wenig ihn der Frieden von Portsmouth befriedigt — bei weitem den größten Vorteil davon getragen. Sein territorialer Gewinn: Korea, Liaotung, Süd-Sachalin, erschöpft diese Vorteile keineswegs. Sie beruhen vornehmlich auf der Vorstellung aller Asiaten, daß sie in Japan einen Vorkämpfer für ihre Selbständigkeit den weißen Völkern gegenüber gefunden haben. Das macht sich mehr oder minder überall geltend. Am stärksten war die Rückwirkung auf China, das nun den Entschluß gefunden hat, nach japanischen Methoden sich die formelle und technische Kultur Europas zu eigen zu machen, ohne damit seine historische Kultur aufzugeben. Neuorganisation der chinesischen Wehrkraft, der Verwaltung und des Examenwesens, Ausbildung der Industrie und Ausbau des Eisenbahnnetzes durch einheimische Kräfte, Lösung der Abhängigkeit von den fremden Kapitalmächten, das sind im wesentlichen die nächsten Ziele, die China verfolgt. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß es entschlossen ist, sich auf eigene Füße zu stellen.

Ähnliche Wünsche haben begonnen, unter den Hindus des Gangesgebietes laut zu werden und es sind daran sehr weitgehende Folgerungen geknüpft worden. Aber man unterschätzt die ungeheure Stärke, die sich England auf diesem Boden durch seine militärische Organisation und durch seine kluge Verwaltungspolitik erworben hat. Zudem gibt es kein einheitliches indisches Volk, weder national noch religiös, und der gesamte indische Islam, zu dem die kräftigsten Stämme sich bekennen, steht loyal zur englischen Regierung. Auch hat England durch die neue Stellung, die es in Tibet errungen hat, in noch höherem Grade als bisher den Charakter einer asiatischen Großmacht angenommen. Trotz alledem läßt sich nicht bestreiten, daß die japanischen Siege dem englischen Ansehen in Asien nicht Vorteil gebracht haben. Es ist im Stillen Ozean eine Großmacht zur See herangewachsen, die alle Energie daran setzt, zu wachsen und der, eben weil sie mit England verbündet ist, in diesem Bestreben keine Hindernisse in den Weg gelegt werden können. Vielmehr fördern englische Kapitalien den weiteren Ausbau der japanischen Kriegsmarine. Da nun Japan zugleich die größte Landmacht Asiens darstellt, seit die russischen Heere in der Mandschurei zusammenbrachen, ist es begreiflich, daß die leicht erregte Phantasie der Orientalen ihre Zukunftsbilder mit japanischen Farben malt. Auch ist das um so natürlicher, als die japanischen Schulen und Universitäten das Ziel der wißbegierigen Chinesen und Indier geworden sind, die nun mit eigenen Augen sehen, wie Japan nach den ungeheuren Anstrengungen des letzten Krieges nicht ermattet die Hände sinken läßt, sondern nur um so eifriger für eine Zukunft arbeitet, deren Ziele niemand mit Sicherheit erkennen kann.

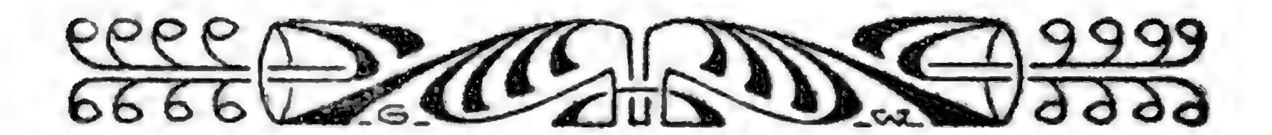
Beunruhigt ist durch die japanischen Erfolge ohne Zweifel die Förderation der australischen Staaten. Man sucht mit allen Mitteln diese Fremden vom australischen Boden fern zu halten und hat in Neu-Seeland seiner Abneigung gegen sie einen geradezu beleidigenden Ausdruck gegeben, was für das englische Mutterland keine geringe Verlegenheit bedeutete.

Andererseits haben die japanischen Siege den Engländern ebenso sichtbaren Vorteil in ihre Beziehungen zu Persien und Afghanistan, also zu den Gebieten gebracht, die man in Kalkutta die Glacis von Indien genannt hat. So weit reicht die Hand Japans nicht, und die Minderung der Macht Rußlands bedeutet auf diesem Boden ein Aufsteigen des englischen Einflusses, das liegt in der Natur der Dinge und wird, wie es scheint, durch russisch-englische Verträge noch ausdrücklich anerkannt werden.

So bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu werfen. Ihre Politik ist in weit höherem Grade, als die Regel zu sein pflegt, durch die Persönlichkeit des Präsidenten bestimmt worden. Seine Richtung aber war während all der Jahre seiner Präsidentschaft und so auch im Laufe des Jahres 1906 vornehmlich eine amerikanische. An den Verwickelungen der allgemeinen Politik hat Amerika nur so weit teilgenommen, als absolut geboten war, dagegen seine vorherrschende Stellung in Nord- und Mittelamerika erweitert und gekräftigt, in Südamerika durch eifrige Propagierung des panamerikanischen Gedankens festeren Boden und größeren politischen wie handelspolitischen Einfluß zu gewinnen gesucht. Mit großem Eifer ist die Beschleunigung der Arbeiten am Panamakanal betrieben worden, in San Domingo und in Kuba der amerikanische Einfluß zum dominierenden erhoben und eine Revolution niedergeschlagen worden; in der Union selbst wurde mit aller Vorsicht, aber mit großer Konsequenz der Kampf gegen die Mißbräuche des Großkapitals weitergeführt. Der Präsident hat mit den Schwierigkeiten zu rechnen gehabt, die ihm eine hartnäckige Opposition im Senat entgegensetzte, er ist ihrer im wesentlichen Herr geworden, und ebenso ist es ihm gelungen, bei den Staatswahlen, welche der künftigen Präsidentenwahl präjudizieren, seiner Partei, der republikanischen, den Sieg zu sichern. Namentlich heftig war der Kampf um die Besetzung des Gouverneurpostens im Staate Neu-York, da der demokratische Bewerber Mr. Hearst mit den Mitteln eines riesigen Vermögens und einer meisterhaft organisierten rücksichtslosen Reklame, in die Schranken trat. Der republikanische Kandidat dankt seinen Sieg vornehmlich dem persönlichen Eintreten des Präsidenten in die Arena, wie denn Präsident Roosevelt sich niemals gescheut hat, seine Person mit einzusetzen, wo es galt, die von ihm vertretenen Gedanken durchzufechten. Er wird bei der nächsten Präsidentschaftswahl nicht kandidieren, aber die Republikaner bleiben am Ruder, und damit auch die Richtung der Rooseveltschen Politik. Sie hat in den auswärtigen Fragen einen Charakter getragen, der die guten Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland wesentlich gehoben hat. Das freundschaftliche Verhältnis, das eine gewisse Verwandtschaft der geistigen Anlagen zwischen ihm und unserem Kaiser begründet, und die ideale Richtung beider, wie ihre Fähig-

keit dem Fortschritt auf allen Gebieten zu folgen, hat diese Beziehungen noch vertieft und erweitert. Die Folge war, daß zu keiner Zeit das Hinüber und Herüber zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gleich lebendig war wie in unseren Tagen. Wir dürfen die besten Resultate davon erwarten. Ganz unerwartet hat nun der Schluß des Jahres einen Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Japan gebracht. Die Antipathie der Amerikaner gegen die „Farbigen" hat in Kalifornien durch eine starke japanische Einwanderung, deren wirtschaftliche Konkurrenz stark empfunden wird, sich so gesteigert, daß es in San Franzisko zu unliebsamen Konflikten gekommen ist. Man will japanische Kinder nicht in die Schulen aufnehmen, weil man weißen Kindern nicht die gelbe Nachbarschaft zumuten könne. Natürlich fühlten sich die Japaner dadurch beleidigt, und ihr Appell an den Präsidenten unter Berufung auf einen Vertrag, der ihnen bürgerliche Gleichberechtigung sichert, fand denn auch volle Beachtung. Er versuchte zunächst durch Absendung eines Kommissars die Sache gütlich beizulegen und als dies nicht glückte, entschied er sich dafür von Washington aus in einem den Japanern günstigen Sinn einzugreifen. Er konnte sich dabei darauf berufen, daß das Vertragsrecht für alle Staaten der Union verpflichtend sei, und durch Staatenrecht nicht aufgehoben werden konnte. Die Japaner erklärten sich befriedigt, sobald die Absicht des Präsidenten ihnen bekannt wurde. Aber eine Entscheidung hat noch nicht erfolgen können, da Kalifornien keine Neigung zeigt, zurückzuweichen und alle pazifischen Staaten der Union die gleiche Haltung einnahmen. So liegen die Dinge im Augenblick und es läßt sich nicht verkennen, daß sie sowohl für das innere Leben der Union, wie für seine Beziehungen zu Japan von außerordentlicher Bedeutung sind. Die Lage kompliziert sich durch die Besorgnis, die eine starke japanische Einwanderung in Havai und in den Philippinen erregt. Wir meinen jedoch, daß all der Lärm sich legen wird. Einmal ist England in hohem Grade daran interessiert, daß ein Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten vermieden werde, dann aber ist Japan noch in Ostasien vollauf beschäftigt, endlich die ganze Frage nicht darauf angelegt, durch Gewalt entschieden zu werden. Gesellschaftliche Gleichberechtigung erwirbt sich nur durch persönliche Schätzung, die als Frucht des Zusammenlebens allmählich erworben wird. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Übergangen ist in dieser Übersicht das Balkanproblem, so weit es türkisch ist. Es hängt an den Augen des Sultans und der Lauf des Jahres brachte mehrfach die Nachricht, daß der Sultan schwer krank sei. Jetzt gilt er für wiederhergestellt, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er von der gewaltigen Macht, die ihm seine Stellung als Haupt des Islam in die Hände gelegt hat, einen aggressiven Gebrauch macht. Die Defensive konnte zur Aggression werden und darin liegt eine Gefahr für die Zukunft.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. Dezember 1906.

Reichstagsauflösung! Das war in diesem Falle nicht eine Auflösung, nein! eine Erlösung aus einem nachgerade unerträglich gewordenen Zustande! Der Enthüllungsfeldzug des Abg. Erzberger gegen die Kolonialverwaltung ließ erwarten, daß die erste Behandlung einer kolonialpolitischen Frage im Reichstage nach der Wiederaufnahme seiner Beratungen sofort das Signal geben würde, um die Geister aufeinanderplatzen zu lassen. Daß es aber zu einem solchen Gewitter kommen würde, wie es um die letzte Monatswende im Reichstag losbrach, und daß es diese Folgen nach sich ziehen würde, das war auch für politische Wetterpropheten eine Überraschung.

In der politischen Atmosphäre lag es längst wie eine elektrische Spannung. Die Ansammlung von nervöser Zerfahrenheit an allen Enden erschwerte ein ruhiges politisches Urteil wie nie zuvor. Wo gab es eine Stelle in dieser unruhig glitzernden Fläche, die die öffentliche Meinung darstellt, wo man den Ausgangspunkt einer ruhigen, starken Strahlung hätte erkennen können? Leute, die es gut meinen mit dem deutschen Volk, wehklagten über die Wette mit den Todfeinden der bürgerlichen Gesellschaft über persönliches Regiment und schrien gleichzeitig nach einer starken Regierung. Gewiß an und für sich kein Widerspruch! Wir hatten unter Wilhelm I. eine starke Regierung und dabei doch nicht das, was man heutzutage als persönliches Regiment zu bezeichnen liebt, was aber in Wirklichkeit nur eine Umschreibung für eine vollständig in Rahmen der Verfassung liegende Betätigung der persönlichen Eigenart des Monarchen ist, soweit sie hier und da dem nationalen Geschmack nicht zusagt. Wer eine solche Betätigung unberechtigt findet, wer also die natürliche Folgerung des monarchischen Prinzips, daß die Persönlichkeit des Herrschers ein für allemal ein gegebener Faktor ist, nicht anzuerkennen vermag, der hätte doch eigentlich nur einen Grund mehr, die Regierung, die nach unserer Verfassung ihre Gewalt vom Monarchen, nicht vom Volke hat, überall da zu stützen, wo sie auch nur einen Ansatz zu einem festen, stetigen Willen und einem klaren Programm zeigte.

Man kann nun freilich nicht direkt sagen, daß die konservativen und gemäßigt liberalen Gruppen des Reichstags diese Unterstützung in ihrer offiziellen Politik — d. h. soweit es sich um Reden und Abstimmen handelte — versäumt hätten, aber sie sind insofern Mitschuldige an der törichten, ziellosen politischen Verstimmung, daß sie es an der rechten und unvermeidlichen Aufklärung und Führung ihrer Wähler fehlen ließen und viel zu viel von ihren

persönlichen Stimmungen, ihrem fraktionspolitischen Kleinkram und — leider nicht zuletzt — von dem unerträglichen parlamentarischen Foyerklatsch in die Presse und in das Land hinaus dringen ließen. Dieses aus den Kreisen des Hofes, der Berliner Gesellschaft, der Großindustrie und Großfinanz zusammengetragene Getratsch hat natürlich immer bestanden, wie es weiter bestehen wird. Es war aber zu Zeiten weniger gefährlich. Heute hat es durch parlamentarische Gewohnheiten eine gewisse politische Weihe erhalten und wirkte geradezu zersetzend.

Von welchen Parlamentariern sind denn am eifrigsten die beständigen Gerüchte von der Erschütterung der Stellung des Reichskanzlers in die Welt hinausgetragen worden? Von welchen ist am häufigsten — oft unter Berufung auf greifbare Unwahrheiten und unter Nichtachtung urkundlicher Gegenbeweise — behauptet worden, daß der Kaiser beständig wichtige Entscheidungen ohne Anhörung des Reichskanzlers treffe? Wer ist am meisten darauf bedacht gewesen, diplomatische Erfolge der deutschen Politik, nötigenfalls mit Unterschiebung von Voraussetzungen, die nie in Wahrheit bestanden haben, und von Zielen, die die Regierung nie als die ihrigen anerkannt hatte — siehe Marokkofrage! —, so lange hin und her zu schieben und zurecht zu kneten, bis sie der öffentlichen Meinung als Mißerfolge erschienen? Wer betrieb am lebhaftesten diese Praxis, die z. B. ein Franzose oder Engländer nie begreift, und die uns immer wieder dem Mißtrauen und der Mißachtung des Auslandes aussetzt?

Die Antwort auf alle diese Fragen ist übereinstimmend die: es waren gewöhnlich Bestrebungen aus dem Schoß der Parteien, die offiziell darauf angewiesen waren, die Regierung zu unterstützen. Und wo sie nicht die allein Schuldigen waren, da waren sie die Mitschuldigen. Wenn aber wirklich Beschwerden und Besorgnisse die Volksseele bedrückten, wenn sich wirklich von innen heraus und von unten her gefährlicher Zündstoff sammelte, wenn es wirklich einmal galt ein offenes Wort zu sprechen, um die Lage zu klären und die Regierung vor einem falschen Schein zu schützen, dann schwiegen die großen Volksvertreter in sieben Sprachen, halfen beschönigen und vertuschen und schoben der grundsätzlichen, unfruchtbaren Opposition die Rolle des Wahrheitskämpfers zu.

Das sind alles Zeichen einer Zerfahrenheit und Unfähigkeit, die leider als die Grundlage unserer bisherigen parlamentarischen Zustände festgestellt werden muß, so peinlich und widerwärtig diese Aufgabe auch sein mag. Wie sollte nun mit einem solchen Parlament regiert werden? Unmöglich konnte das mit einem Programm geschehen. Die Regierung konnte nur bestimmte Einzelziele stecken, praktische Aufgaben der Gesetzgebung, die gelöst werden mußten. Das gab natürlich ein böses Höhnen über das „Fortwursteln", den „Zickzackkurs". Aber die unabänderlichen Verhältnisse legten der Regierung diese Taktik als eine Notwendigkeit auf. Zoll- und Finanzfragen, ungeklärte wirtschaftliche Probleme konnten nicht in das Volk als Wahlparolen geworfen werden. Sie zwangen zu einer unpopulären Politik und waren doch unumgänglich. Sie halfen neben andern Zeitströmungen die Sozialdemokratie zu ihrer Höhe emportragen und

nötigten damit zugleich die Regierung, wenn sie nicht mit ihren praktischen Aufgaben scheitern wollte, das Zentrum als die stärkste Partei im Reichstage zu ihrer Unterstützung heranzuziehen. So war es schon unter dem vorletzten Reichstage (1898—1903), obwohl der alte Fürst Hohenlohe noch durch seine politische Vergangenheit unabhängiger erscheinen konnte. Als Graf Bülow das Reichskanzleramt übernahm, sah er klar, auf welchem Wege allein ein gewisses Fundament praktischer Erfolge in der inneren Politik für ihn zu holen sei; entschlossen nahm er das Odium einer zentrumsfreundlichen Politik, die im Grunde eine Politik vorsichtigen Lavierens innerhalb der gegebenen parlamentarischen Lage war, auf sich.

Das Zentrum befand sich freilich gut dabei. Es geberdete sich oppositionell, um doch im entscheidenden Augenblick den Willen der Regierung zu tun. Am schärfsten trat dies bei den Flottenvorlagen hervor, besonders 1900, den einzigen großen Vorlagen, die Gelegenheit geboten hätten, im Fall ihrer Ablehnung an das deutsche Volk zu appellieren. Daher verfuhr das Zentrum in diesem Falle sehr vorsichtig. In allen anderen Fällen aber übte es die Praxis des „Kuhhandels“, wie Eugen Richter seiner Zeit die „do-ut-des-Politik“ Windthorsts treffend bezeichnet hatte. Die Partei mußte immer einen Preis für ihre Nachgiebigkeit zu stellen, erschien dadurch nach außen schlechthin als ausschlaggebende Partei und gewann eine tatsächliche Macht, die wohl alle nationalen Politiker mit ernsten Bedenken erfüllte. Aber wie diese Macht brechen, so lange das deutsche Volk selbst in den Wahlen nicht anders entschied?

Die praktische Frage war die, ob es dem Fürsten Bülow gelingen würde, sich dieser Lage, die sich immer mehr zu einer Knechtschaft der Regierung gestaltete, zu entziehen und den nationalen Parteien wieder neues Vertrauen einzuflößen, trotz des hohen Grades von Rat-, Mut- und Entschlußlosigkeit, den die Verhältnisse bereits geschaffen hatten und der an politische Zerrüttung grenzte.

Fürst Bülow hat mit großer Kühnheit und Zuversicht den entscheidenden Schlag geführt. Mitten in der Verwirrung des Kampfes ist es ja natürlich unmöglich zu sagen, ob es sich nur um ein schnelles Erfassen der Gelegenheit handelt oder ob er diese Gelegenheit hat kommen sehen. Er selbst wird sich darüber nicht aussprechen, und nur die Zukunft kann vielleicht Aufschluß geben. Ausgeschlossen ist die Möglichkeit einer gewissen staatsmännischen Berechnung nicht. Fürst Bülow sah sich an der Grenze der bisher geübten Methoden angekommen; er erkannte aber wahrscheinlich auch mit dem Blick des erfahrenen Diplomaten und erprobten Menschenkenners, daß das Zentrum auf die Bahn geraten war, die nach einem ehern waltenden innern Gesetz jede Maßlosigkeit ihrer Vergeltung entgegenführt. Die alten Hellenen wußten es in ihren Tragödien zu schildern, wie die „hybris“, die durch den Rausch der Macht und des Erfolges erzeugte Nichtachtung sittlicher Schranken, den Menschen der Ate, der Göttin der Verblendung und Betörung, entgegenführt und ihn reif macht für das geheimnisvolle Walten der Nemesis. Vor aller Augen lag die Hybris des Zen-

trums; der eingeweihte Staatsmann, in dessen Hand die Fäden zusammenliefen, mochte wohl das Nahen der Ate erkennen.

Der Enthüllungsfeldzug gegen die Kolonialverwaltung sollte dem Zentrum die Gelegenheit geben, die Regierung durch das Joch gehen zu lassen. Von dem neuen Kolonialdirektor erwartete man nicht die politische Gewandtheit, die dazu gehörte, diesen Feldzugsplan zum Scheitern zu bringen. Gegen ihn hegte das Zentrum übrigens auch kein Übelwollen; im Gegenteil — dem neuen Mann konnte man wohlwollend die Hand bieten, nachdem man durch die ihn ja persönlich nicht treffenden Angriffe auf das frühere System die Regierung gehörig gedemütigt und in den Staub gezwungen hatte. Die Rollen waren sorgfältig verteilt: Dr. Schädler, der bayerische Zentrumsführer, sollte die grundsätzliche Stellung des Zentrums zur Kolonialpolitik klar legen; das gab Gelegenheit zu einigen scharfen Hieben gegen das System, aber doch immer mit dem versöhnenden Ausklang: grundsätzliche Gegner der Kolonien sind wir Zentrumsleute nicht! Dann sollte Herr Erzberger die erste Steigerung bringen; mit der großen Aktentasche in der Hand sollte er der Verwaltung ihren Herrn und Meister zeigen, aber doch mit einer gewissen Schonung, die, wie gesagt, dem neuen Mann die verzeihende Gnade der mächtigen Partei in Aussicht stellte, außerdem für Herrn Erzberger den großen Vorteil hatte, daß er die gewaltigen Ankündigungen, mit denen er monatelang in Volksversammlungen und Preßorganen geprunkt hatte, nicht wahr zu machen brauchte. Er ersparte sich eine Blamage und erschien noch obendrein in bengalischer Beleuchtung als verzeihender Engel, der sich zum Sünder herabbeugt. Aber es blieb doch noch immer die Gefahr, daß der neue Kolonialdirektor übermütig würde, wenn es ihm gar zu leicht gemacht wurde. Darum sollte zum Schluß noch ein dritter mit „Material“ aufwarten, einer Musterkarte von Grausamkeiten und sittlichen Verfehlungen, deren sich Beamte in den Kolonien schuldig gemacht haben sollten. Ihre Aufzählung sollte die Kolonialverwaltung in den Zustand völliger Zerknirschung versetzen. Den Triumph des Zentrums sollte es krönen, daß dieser Schlag nicht von dem vielangefochtenen und gelegentlich von der Partei schon abgeschüttelten Herrn Erzberger, sondern von dem Abgeordneten Roeren, dem Parteispezialisten für Tugend und Sitte, geführt werden sollte. Das bedeutete „das dreimal glühende Licht, die stärkste von den Künsten“ des Zentrums.

Die regierende Partei hatte also alles aufs beste vorbereitet. Die Regierung mußte sogleich nach dem Zusammentritt des Reichstages einen neuen Nachtragsetat für Deutsch-Südwestafrika vorlegen; die Generaldebatte über diese Nachtragsforderungen zum Etat der Schutzgebiete gab also den gewünschten Anlaß zur Erörterung der Kolonialpolitik. Am 28. November war der Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt, und als Anlagen waren der Vorlage zwei von Herrn Dernburg ausgearbeitete Denkschriften beigegeben worden, die einen Überblick über die wirtschaftliche Lage und die Aussichten unserer Schutzgebiete geben sollten. Der starke Widerspruch, der sich auch von regierungsfreundlicher Seite gegen die

Denkschriften erhob und zum Teil eine persönliche Spitze gegen Herrn Dernburg enthielt, schien dem Ansturm gegen die Kolonialverwaltung gute Aussichten zu versprechen. Aber der 28. November gab der Lage sofort ein anderes Gesicht.

Hätten die Abgeordneten der Lage vorurteilsfreier gegenübergestanden, so hätten sie schon aus der Rede, mit der Fürst Bülow den neuen Kolonialdirektor dem Reichstage vorstellte und die Debatte eröffnete, manches heraushören können. In dem freien Bekenntnis, daß die Kolonialverwaltung der Sanierung bedürfte, daß aber jetzt der ernste Wille und die Kraft vorhanden sei, reinen Tisch zu machen und auf gesunder Grundlage weiter zu arbeiten, lag ein nachdrücklicher Ernst und eine Warnung, die nur die sich sicher fühlende Parteiverblendung überhören konnte. Dann überraschte die Frische und Sicherheit, mit der der Kolonialdirektor seine Stellung festlegte. Nur wenige kleine Unbeholfenheiten zeigten dem scharfen Beobachter, daß Herr Dernburg sich in einer ihm neuen Lage befand. Sonst kein Zweifeln und Schwanken in dem, was er als geschehen ankündigte und was er wollte, keine Verlegenheit, keine Furcht vor den Folgen und der Verantwortung, ganz und gar die freie Unbefangenheit des guten Willens und des guten Gewissens, die den geraden Rücken nicht einmal von einem leisen Ehrfurchtsschauer vor den furchtbaren Mächten des Reichtags überrieseln läßt, geschweige, daß sie ihn beugt. Auch der Inhalt seiner Rede überraschte den Reichstag. Seine Denkschriften, über die seine Gegner so gereizt hergefallen waren, erklärte er mit einer Harmlosigkeit, die einem geschulten Rechnungsbeamten das Haar emporsträuben mußte, als eine vom kaufmännischen Standpunkt gemachte Feststellung, mit der er prinzipiell zeigen wollte, wie die Sache angefaßt werden mußte. Ob ein paar Zahlen darin richtig oder falsch sind, was tut's? Darüber läßt sich reden! Er wollte nur zeigen, daß man eine „Inventur" haben müsse, ehe man ein Programm mache, daß man nach Etats und gelegentlichen Schätzungen die Leistungsfähigkeit der Kolonien nicht beurteilen könne. Ehe noch ein Abgeordneter die Möglichkeit gehabt hatte, programmgemäß sein Mißfallen über die berüchtigten Monopolverträge zu äußern, überraschte Herr Dernburg das Haus mit der Mitteilung, daß diese Verträge zum Teil bereits gelöst wären, zum Teil ihrer Lösung entgegengingen. Für alle Unordnungen wurde bereitwilligst Untersuchung zugesagt; nichts sollte bemäntelt und vertuscht werden.

So war allen Angriffen schon die Spitze abgebrochen, sodaß die Herren Schädler und Erzberger nur mit Vorsicht ihrem Programm getreu bleiben konnten, viel versöhnlicher als geplant sprechen mußten, und die Angreifer der anderen Parteien, die Sozialdemokraten Ledebour und Bebel, sowie der Freisinnige Ablaß, auf ernsthafte Leute keinen Eindruck mehr machen konnten. Aber der Gegenstand der Beratung hielt die Geister gepackt, vier Tage schon hatte sich die Beratung hingezogen, und am fünften hielt es Herr Roeren an der Zeit, nun sein schweres Geschütz aufzufahren. Er hatte sich durch die Anzeichen der Stunde nicht warnen lassen; er glaubte, weil Herr Dernburg allein am Bundesratstische stand, mit dem Neuling leicht fertig zu werden, das Zentrum im vollen Glanze seiner

Zensorenwürde leuchten lassen zu können und keine bedenklichen Folgen seines Vorgehens befürchten zu müssen. Er ahnte nicht, daß Herr Dernburg seine Instruktionen vom Reichskanzler erhalten hatte, die neue Basis der Kolonialpolitik durch keine Übergriffe und Eingriffe irgendwelcher Parteien wieder in Frage stellen zu lassen, und daß er der Mann dazu war, diese Instruktionen kaltblütig, rücksichtslos und doch geschickt durchzuführen. Auf dem Platze, wo bis dahin die Verkörperung geheimrätlicher Vorsicht und scheuer Rücksichtnahme zu finden gewesen war, stand jetzt eine Persönlichkeit, die — wie das Urteil auch sonst ausfallen mochte — jedenfalls ein Mann war.

Herr Roeren rannte also in sein Schicksal hinein. Er hielt seine Rede, und nun riß der Kolonialdirektor rücksichtslos das Mäntelchen von den Schultern des großen Sittenrichters. Man erfuhr, daß Herr Roeren, der außerhalb des Parlaments ein hohes Richteramt bekleidet, nicht nur unglaubwürdiges Material zur Anklage gegen unbescholtene Beamte verwendet und somit seine Immunität leichtfertig gemißbraucht hatte, sondern daß er auch in ein völlig zu Recht eingeleitetes Disziplinarverfahren gegen einen pflichtvergessenen Beamten ungesetzliche Eingriffe versucht und die Macht seiner Partei zu einem widerrechtlichen Druck auf die Regierung benutzt hatte. Und als dieser Mann nun als ertappter Sünder vor dem Reichstag stand, da verlor er, der an hoher Stelle selbst ein Hüter von Gesetz und Recht sein soll, die Selbstbeherrschung, schleuderte Beleidigungen gegen den Mann, der doch nur pflichtgemäß das getan hatte, was das Zentrum stets der Regierung vor dem Lande angedroht hatte, nämlich die Wahrheit zu enthüllen. Aber Herr Dernburg blieb wieder der Stärkere. Seine Antwort wirkte wie ein Keulenschlag. Die „Eiterbeule" war aufgestochen worden. Vor dem ganzen Volke lagen jetzt die üblen Machenschaften, mit denen das Zentrum der Regierung seinen Willen aufzuzwingen versucht hatte, offen da. Ein ungeheurer Beifallsturm, wie ihn das jetzige Reichstagshaus noch nicht gesehen hat und an dem sich sogar die Tribünen beteiligten, durchbrauste den Saal.

Schon damals sprach man in den Wandelgängen von Auflösung des Reichstags. Es wäre verfrüht gewesen. So segensreich die Klärung zwischen dem Zentrum, das von Herrn Roeren eilig abrückte und ihn preisgab, und der Kolonialverwaltung wirken mußte, der Gewinn konnte doch nur auf diese Frage beschränkt bleiben. Es hätte leicht den Anschein gewonnen, als ob sich die Regierung dem strenger prüfenden Einblick in die Schäden der Kolonialverwaltung entziehen wollte. Vor allem mußten doch die so notwendigen Forderungen für Südwestafrika unter Dach gebracht werden, und man durfte von dem Zentrum nicht erwarten, daß es, nur um eine übereilte Rache an Dernburg zu vollziehen, den Schein auf sich nehmen werde, als versage es bei der notwendigen positiven Mitarbeit an der Kolonialpolitik. War doch Fürst Bülow am Tage nach dem großen Duell Dernburg-Roeren noch einmal sehr ernst und entschieden für den Kolonialdirektor eingetreten, allerdings nicht in der brüsken Kampfform, die auch wohl nicht am Platze gewesen wäre, wohl aber mit dem sehr nachdrücklichen

und deutlichen Hinweis, daß der Kolonialdirektor nach seinen Instruktionen gehandelt habe.

Aber die hochmögenden Herren des Reichstags konnten und wollten nicht verstehen. Wie hypnotisiert hingen sie an der Vorstellung von dem ewig diplomatisierenden, dem Zentrum gegenüber stets schwachen Reichskanzler. Das Zentrum ging den Weg der Fehler weiter. Nun erst recht sollte es durchgebogen werden. In der Kommission wurde der Nachtragsetat abgelehnt. Eine Forderung wurde abgelehnt, die so dringend war, daß ihre Nichtbewilligung die Fortführung der Operationen in Südwestafrika unmöglich machte, die Kolonie neuen Aufständen aussetzte, den Verlust der Kolonie herbeiführen konnte, alle Opfer der deutschen Nation an Blut und Geld vergeblich sein ließ und der deutschen Machtstellung vor aller Welt die fürchterlichste Demütigung in Aussicht stellte, die nur zu denken war. Diese Ablehnung war nicht mehr ein Akt der Kolonialpolitik, sie berührte den Punkt, wo die politische Ehre des deutschen Reichs in Frage kam. Diesen Punkt wollte eine vom Machttaumel verblendete Partei benutzen, um ihren elenden Kitzel zu befriedigen und der Regierung den Fuß auf den Nacken zu setzen: die Grenze war erreicht: Bis hierher und nicht weiter!

Noch mußte im Plenum die Probe gemacht werden. Und so kam der entscheidende 13. Dezember. Die warnenden Worte des Fürsten Bülow wurden überhört. Die Schlußwendung: „Sollte ich mich täuschen, so würde ich als verantwortlicher Leiter der Reichsgeschäfte vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte nicht in der Lage sein, eine solche Kapitulation zu unterschreiben", diese Worte wurden — man sollte es nicht für möglich halten — sogar von den nationalen Parteien als Ankündigung eines etwaigen Rücktritts des Reichskanzlers angesehen. Erst im letzten Augenblick begriff man den Ernst der Stunde. Die Forderung der Regierung wurde abgelehnt, und nun verkündete der Reichskanzler, der diesmal vorher die vom Zentrum erhofften Verhandlungen abgelehnt hatte, die kaiserliche Auflösungsordre.

Was nun? Diese Frage ist auf aller Lippen. Ich habe mich bemüht, in dieser zusammenfassenden Betrachtung nicht nur den verblendeten Übermut des Zentrums, sondern auch die politische Trägheit, Verdrossenheit und Desorganisation der nationalen Parteien hervortreten zu lassen, wozu noch bemerkt sein mag, daß im Zentrum bei der entscheidenden Abstimmung alles, was dasein konnte, auch wirklich da war, während auf der Rechten etwa 15 Abgeordnete, die sehr wohl hätten anwesend sein können, fehlten. Fünf Stimmen aber hätten schon zur Annahme genügt! Als Entschuldigung der nationalen Pflichtvergessenheit und Mutlosigkeit tönt immer die Klage wider die tatenscheue, nachgiebige, zentrumsfreundliche Regierung. Gut! Nun hat die Regierung eine Tat getan, sie hat nicht nachgegeben, sie hat mit dem Zentrum gebrochen. Sie tritt jetzt an das Volk heran und verlangt, daß es nun tut, was sein alleiniges Recht und seine Pflicht ist.

Zeigt sich nun wirklich, daß es nur an der Regierung gelegen hat, wenn unsre nationalen Parteien soviel Ursache zu Pessimismus und verdrossener Klage zu haben glaubten, dann bedarf es weiter keiner Rechtfertigung, daß der Entschluß zur Auflösung des Reichstags gut und nützlich war.

Aber es kann freilich auch anders kommen, und wir wollen gleich ehrlich bekennen, daß die Aussichten auf eine *wesentliche* Änderung der Parteiverhältnisse gering sind. Aber die Lage wird doch eine andere, und das möge man sich recht klar machen. *Jene Entschuldigung der nationalen Parteien gibt es nun nicht mehr.* Entweder sie müssen sich jetzt aufraffen, sich organisieren, sich vertragen lernen, Opfer bringen, mit dem Volk und für das Volk arbeiten, das feige Gewinsel über die schlechten Zeiten und die Fehler der Regierenden, sowie den elenden Klatsch und Stank aus den Vorzimmern regierender und einflußreicher Herren hinter sich lassen und endlich wieder politisch denken und urteilen, — oder sie verdienen es und müssen es sich gefallen lassen, daß die schwarze und rote Sippschaft sie gemeinschaftlich zusammenregieren, daß in der Welt kein Hund mehr ein Stück Brot von einem Deutschen nimmt. Oder aber das deutsche Volk ist reif für ein *wirkliches* persönliches Regiment, bei dem den Jammerseelen die Augen übergehen werden.

Für das deutsche Volk ist jetzt der Augenblick zur Tat da. Kann es nicht mit einem Schlage den vollen Sieg über die Mächte, die es bedrückt haben, erringen, so kann es doch das Fenster aufstoßen, um die faule Stickluft, die jetzt über dem ganzen politischen Leben lag, herauszulassen. Aus neuem Vertrauen und neuer Arbeit wird mit der Zeit auch neues Leben erblühen.

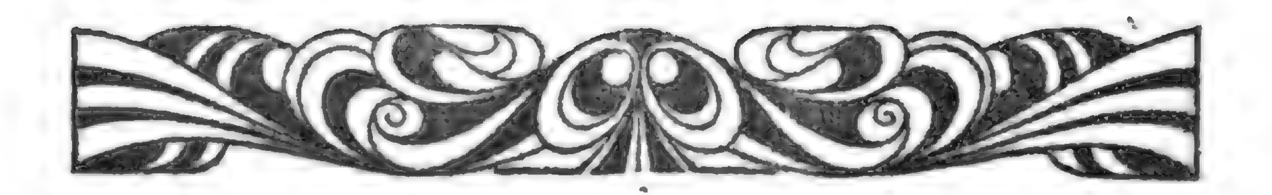
Don Quixote.

Für Recht und Tugend stets umgürtet,
Der Frauenehr' mein Arm geweiht
Und für die Unschuld erzgebürdet,
Zieh ich zu Felde allezeit.
Im Kampf, Gelage und Turnei
Sagt Dulcinea,
Daß ich ihr tapfrer Ritter sei!

Auf Feindesnacken in den Bügel,
So sitz' ich rasselnd auf zu Pferd —
Und fällt der Tod mir in die Zügel,
Nicht bebt in meiner Hand das Schwert!
Mein Ruf rollt übers Schlachtfeld hin:
„Für Dulcinea!“
Weil ich ihr tapfrer Ritter bin!

Verrat nur kann mein Schwert besiegen
Und *Spott* zerfetzen mein Panier! —
Dann werd' auf meinem Schild ich liegen
Und sterben, ruhmbedeckt vor *ihr*. —
Und feuchten Blicks an meiner Bahr',
Sagt Dulcinea,
Daß ich ihr tapfrer Ritter *war*!

H. F. Ledeganck.



Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

In den letzten Berichten, die an dieser Stelle veröffentlicht wurden, habe ich mich bemüht, die Aufmerksamkeit der Leser auf die überaus günstige Lage hinzulenken, in der sich alle für den Weltverkehr in Betracht kommenden Volkswirtschaften befinden. Diese günstige wirtschaftliche Konjunktur hat während der hinter uns liegenden drei Monate angehalten, aber sie ist vielleicht stärker als bisher diskutiert worden, weil bei Beginn der Berichtsperiode mancherlei Umstände eintraten, von denen man eine ungünstige Einwirkung auf den Gang der Weltwirtschaft erwarten mußte. Ich habe mit dieser Bemerkung vornehmlich den hohen Geldpreis im Auge, der sich aus Ursachen, die im einzelnen weiter unten zu berühren sein werden, an allen für die Weltwirtschaft in Betracht kommenden Märkten, besonders aber in New-York, London und Berlin herausbildete, und zeitweise mit einer Schärfe auftrat, daß die Besorgnis, das teure Geld werde den Anstoß zu einer wirtschaftlichen Krisis geben, nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden konnte. Ich habe wohl schon früher auf diese sich anbahnende Entwicklung des Geldmarktes aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß von hier aus Gefahren drohen, die nicht unterschätzt werden dürfen, aber auch keineswegs unbedingt die Ursache eines wirtschaftlichen Umschwungs zu werden brauchen. Die auf diese Weise entstandene Situation besteht heute noch in unveränderter Weise; der Geldmarkt und seine Entwicklung läßt im Augenblick keine rechte Freude an der sonst herrschenden wirtschaftlichen Prosperität aufkommen, aber die hohen Zinsraten sind doch bisher leidlich gut ertragen worden und haben einen tiefer gehenden Einfluß auf die weitere wirtschaftliche Entwicklung nicht ausgeübt. Selbstverständlich muß man dabei vom Börsengeschäft absehen; hier hat naturgemäß der hohe Geldstand seine Einwirkung geltend gemacht, aber eigentlich auch nur in bezug auf die Höhe der Umsätze, die naturgemäß an den großen Weltbörsen in New-York, London und Berlin stark zusammengeschrumpft sind. Aber andererseits hat der Umstand, daß das Kursniveau sich, als Ganzes genommen, kaum nennenswert ermäßigte, den besten Beweis dafür erbracht, daß auch die internationale Spekulation noch an eine wenigstens vorläufig unveränderte Dauer der weltwirtschaftlichen Prosperität glaubt.

Und allerdings sind alle die Symptome, aus denen man gemeinhin auf eine wirtschaftliche Blüte zu schließen pflegt, noch unverändert sichtbar. Überall zeigt sich Mangel an Arbeitskräften, überall, besonders aber wieder in Deutsch-

land, England und in den Vereinigten Staaten tritt die Nachfrage nach den Rohmaterialien aller industriellen Tätigkeit, nach Kohle und Eisen, so stürmisch auf, daß die stark gewachsene und bis zur äußersten Grenze angespannte Produktion ihr nicht zu folgen vermag. Der deutsche Stahlwerksverband nimmt für das erste Vierteljahr 1907 keine Bestellungen auf Halbzeug mehr entgegen, und das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat muß, um dem Bedarf zu genügen, seine Zuflucht zur Einfuhr von englischer Kohle nehmen. Die Ziffern des Außenhandels in allen am Welthandel beteiligten Staaten sind in ununterbrochener Steigerung, jede erneute Betrachtung drängt die Überzeugung auf, wie eng bereits die Verflechtung der am Welthandel beteiligten Nationen untereinander geworden ist. Die „Voss. Ztg." hat sich vor kurzem der Mühe unterzogen, die Zahlen des Außenhandels der großen für den Welthandel in Betracht kommenden Volkswirtschaften zusammenzustellen und die Werte gleichmäßig auf Lstr. umzurechnen. Diese Zusammenstellung ergab, daß die Wareneinfuhr Englands in den ersten neun Monaten 1906 380 107 000 Lstr. betragen hat gegen 352 633 000 Lstr. in der gleichen Zeit 1905 und 345 858 000 Lstr. gleichzeitig 1904. In der gleichen Zeit stieg die Wareneinfuhr Deutschlands von 230 590 000 Lstr. in 1904 auf 243 579 000 Lstr. in 1905 und 288 999 000 Lstr. in 1906. Und weiter stellte sich die Wareneinfuhr der Vereinigten Staaten in den ersten drei Quartalen 1904 auf 156 540 000 Lstr. gegen 181 724 000 Lstr. 1905 und 197 486 000 Lstr. in 1906. Daneben stieg — immer für die Zeit vom Januar bis Oktober — die Warenausfuhr Englands von 221 189 000 Lstr. im Jahre 1904 auf 242 396 000 Lstr. im Jahre 1905 und 278 054 000 Lstr. im Jahre 1906, die Warenausfuhr Deutschlands von 189 161 000 Lstr. auf 201 297 000 Lstr. bezw. 221 309 000 Lstr. und die Warenausfuhr der nordamerikanischen Union von 201 128 000 Lstr. auf 225 332 000 Lstr. bezw. 253 954 000 Lstr. Diese Ziffern bedürfen kaum noch eines Kommentars, sie sprechen für sich selbst. Sie legen ein vollwichtiges Zeugnis dafür ab, wie stark der Aufschwung des Güterverkehrs gerade unter denjenigen Nationen gewesen ist, die für die Weltwirtschaft im Vordergrunde stehen, und deren Außenhandel deshalb den gegenwärtigen Stand der Weltkonjunktur am besten wiederspiegelt. Aber diese Zeichen sind schließlich nicht die einzigen. Schon vorstehend ist die ungeheure Nachfrage nach Kohle und Eisen erwähnt worden, die weit über die doch auch sehr bemerkenswert gewachsene Produktion hinausgeht. In dieser Richtung sei beispielsweise erwähnt, daß die deutsche Roheisenproduktion im Oktober sich auf 1 073 874 Tonnen stellte, eine Ziffer, die noch niemals innerhalb eines Monats in Deutschland erreicht wurde, und die den Schluß zuläßt, daß die Roheisenproduktion Deutschlands 1906 12¼ Millionen Tonnen betragen, d. h. daß sie rund 1½ Millionen Tonnen höher sein wird als im Jahre 1905, das wiederum eine sehr bedeutende Steigerung gegen die Vorjahre aufwies. Trotz dieser starken Erhöhung aber muß Deutschland, um seinen Bedarf zu decken, noch fortgesetzt Eisen einführen, und das starke Anziehen der Eisenpreise in England ist im wesentlichen auf die starke

Nachfrage nach Roheisen zurückzuführen, die von deutscher Seite ausgeht. So ist, um auch hier wenigstens durch eine Zahl die vorstehenden Auslassungen zu belegen, die Roheiseneinfuhr nach Deutschland im November auf 447594 Doppelzentner angewachsen, d. h. sie ist um 293947 Doppelzentner größer als im November 1905. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß der diesjährige deutsche Eisenkonsum, der bisher im Jahre 1900 mit 131,1 kg auf den Kopf der Bevölkerung seine höchste Höhe erklommen hatte, dieses Quantum erreichen, aller Voraussicht nach sogar übertreffen wird.

Noch bedeutender ist naturgemäß das Wachstum der Roheisenproduktion in den Vereinigten Staaten, die sich während der ersten drei Quartale des laufenden Jahres auf 20386047 Tonnen stellte gegen 18532783 Tonnen gleichzeitig im Vorjahre, aber trotzdem der Nachfrage nicht gerecht werden kann. Auch hier muß deshalb eine umfangreiche Einfuhr aus England die vorhandenen Lücken ausfüllen, bis die Amerikaner in der Lage sind, ihre im Bau begriffenen Neuanlagen an der Produktion teilnehmen zu lassen. Man versichert, daß in der Union die Roheisenproduktion um jährlich 7000000 Tonnen steigen würde, wenn erst die neuen Hochöfen fertig gestellt sein würden.

Für den internationalen Kohlenhandel und die Kohlenproduktion in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten ergeben sich ähnliche Ziffern, die ich indessen im einzelnen unerwähnt lassen möchte, um den Leser nicht mit allzuvielen Zahlen zu ermüden. Nur ein Punkt sei zum Beweise der großen herrschenden Prosperität noch hervorgehoben; das sind die glänzenden Erträgnisse, welche die großen Unternehmungen auf dem Gebiete des Bergbaues, der Eisenindustrie, des Elektrizitätswesens u. a. im abgelaufenen Geschäftsjahr erzielt haben. Und die Situation, mit der sie in das neue Geschäftsjahr eingetreten sind, gibt eine gewisse Gewähr dafür, daß sie auch im laufenden Jahre einen ähnlich zufriedenstellenden Gewinn erzielen werden. So hat, um auch dies anzuführen, die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, die neben der alten Firma Siemens & Halske die Führung auf dem Gebiete der Elektrizität hat, in ihr Geschäftsjahr, das am 1. Juli begonnen hat, einen Auftragbestand von 188 Millionen Mark übernommen gegen 120 Millionen Mark am 1. Juli 1905, und einzelne deutsche Maschinenfabriken hatten an dem gleichen Termin eine derartige Menge von Aufträgen zu Buch, daß damit ihre Leistungsfähigkeit für das ganze Jahr in Anspruch genommen ist. Für die Situation in Amerika charakteristisch ist der Bericht des großen Stahltrusts über das dritte Vierteljahr 1906, das einen Reingewinn von 38,11 Millionen Dollar ergeben hat gegen 31,24 Millionen Dollar im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Der Reingewinn der verflossenen drei Quartale ist um 30 Millionen Dollar höher als der gleichzeitige Gewinn 1905, er ist mit 114,87 Millionen Dollar nur um 5 Millionen Dollar kleiner als der ganze vorjährige Jahresgewinn. Dazu kommt noch, daß Anfang Oktober unerledigte Aufträge in Höhe von 7,5 Millionen Tonnen ausgewiesen wurden, d. h. der vorliegende Auftragsbestand war der höchste, der seit

Bestehen des Stahltrusts am Ende eines Quartals vorhanden war. Nimmt man hinzu, daß die diesjährige amerikanische Ernte sowohl für Baumwolle wie für Weizen ebenfalls Rekordziffern brachte, daß die Beförderung dieser Erntemengen wieder den großen Eisenbahnunternehmungen, die sich bekanntlich in der Union durchweg in privaten Händen befinden, enorme Gewinne zuführen muß, so leuchtet ein, daß noch immer, trotz der unbefriedigenden Lage des Geldmarktes in den Vereinigten Staaten, ein starker Optimismus in der Beurteilung der industriellen, der wirtschaftlichen Konjunktur überhaupt, vorherrschend bleibt.

Für die Weltkonjunktur kommen auch heute vornehmlich Deutschland und die Vereinigten Staaten in Betracht. England ist wesentlich später als die beiden vorgenannten Nationen in die Hausseperiode eingetreten, da die wirtschaftlichen Folgen des Burenkrieges ihm noch lange zu schaffen machten. Heute indessen dürften diese Folgen so gut wie vollständig überwunden sein, aber zu einem guten Teil beruht doch die scharfe Preissteigerung, die englisches Eisen und englische Kohle erfahren haben, auf der vorstehend bereits erwähnten deutschen und amerikanischen Nachfrage. Und zweifellos ist, daß die Prosperität eines Gliedes der Weltwirtschaft das Gedeihen der anderen wesentlich beeinflußt. Dies gilt im Augenblick von England, das seine Erholung von den Folgen des Krieges zu einem guten Teil der wirtschaftlichen Blüte von Deutschland und Nordamerika verdankt, das galt bei Beginn des Jahrhunderts in Bezug auf Deutschland und die Vereinigten Staaten, die, wie ich mehrmals an dieser Stelle ausgeführt habe, zu einer wirtschaftlichen Blüte gelangten, als in Deutschland die Depression nach dem Aufschwung der Jahre 1895—1900 einsetzte, so daß die deutsche Industrie die Möglichkeit hatte, ihre überflüssigen Vorräte nach Amerika abzuschieben, wodurch die Bahn für einen neuen Aufschwung frei wurde. Meine häufig vertretene Meinung von den Vorteilen eines Austausches zwischen zwei großen Wirtschaftsgebieten, wie sie die Vereinigten Staaten und Deutschland darstellen, hat vor kurzem kein geringerer als der Präsident Roosevelt bestätigt, der bei einem Bankett der New-Yorker Handelskammer ausführte, daß dank dem Umstande, daß die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern täglich zunehmen, Amerikas Wohlergehen auch Deutschlands Wohlergehen bedeute. Eine innigere Verflechtung der einzelnen Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft wird deshalb aller Voraussicht nach eher die Gelegenheit bieten, bei eintretenden wirtschaftlichen Krisen diese abzumildern als zu verschärfen; versagt der innere Markt aus irgendwelchen Gründen, so wird der Produktionsüberschuß auf leistungsfähigen ausländischen Plätzen Unterkunft finden. Deshalb wird man jeder weiteren Ausdehnung der Weltwirtschaft nicht mit Zagen, sondern mit Freuden gegenüberstehen; je mehr primitive Völker ihre bisherige Bedürfnislosigkeit ablegen, je reicher und verwöhnter sie werden, desto mehr wachsen ihre kulturellen Bedürfnisse, die wieder auf dem Wege des Welthandels befriedigt werden müssen. Deshalb ist jeder Schritt zu begrüßen, den deutsche Banken und deutsche Unternehmungen tun, um die Basis unserer Welthandelsstellung zu verbreitern. Ich habe genau vor einem Jahr an dieser Stelle an der

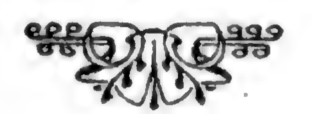
Hand der Denkschrift des Reichsmarineamts auf die Bedeutung unserer überseeischen Banken und auf unsere Rückständigkeit in Bezug auf diesen Punkt im Vergleich mit England und Frankreich hingewiesen. Deshalb berührt es immer besonders angenehm, wenn man von weiteren Fortschritten auf diesem Gebiet berichten darf. Im letzten, hinter uns liegenden Vierteljahr ist nun ein neues derartiges Unternehmen ins Leben gerufen, die Amerika-Bank, die ihrer Gründung der Darmstädter Bank in Verbindung mit hamburger und belgischen Freunden verdankt, und in deren Aufsichtsrat der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds eingetreten ist. Sie hat ihre Tätigkeit bereits begonnen und soll die Bande, die uns mit den Vereinigten Staaten verbinden, noch enger knüpfen. Daneben darf hervorgehoben werden, daß die vor etwa Jahresfrist gegründete neue südamerikanische Bank sich gut entwickelt, und daß auch die älteren Unternehmungen auf diesem Gebiet nicht hinter ihrer jungen Konkurrenz zurückbleiben. So ist die Deutsch-Überseeische Bank mit Gründung neuer Niederlassungen in Montevideo, sowie an verschiedenen Plätzen in Peru und Argentinien vorgegangen. Ein neues eigenartiges Unternehmen auf diesem Gebiet ist die Mittelmeer-Bergwerks-Studiengesellschaft, die systematisch auf die Erschließung der Länder des Mittelmeers, auf ihre Durchforschung nach Erzen und Mineralien ausgeht, eine Aufgabe, die bisher vollständig vernachlässigt wurde, und die namentlich in Klein-Asien sehr lohnend sein, und deren Durchführung ein erneutes Anwachsen deutscher Interessen in diesen alten Kulturländern bedeuten dürfte. Die Gründung dieses Unternehmens hat ein größeres Konsortium betrieben, dem neben der bekannten Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz die deutsche Levantelinie, die Metallfirma Beer, Sondheimer u. Co. in Frankfurt a. M. und die Nationalbank für Deutschland angehören. Das bedeutendste und größte überseeische Unternehmen, an dem letzthin deutsches Kapital beteiligt wurde, bildet indessen die große Elektrizitätsgesellschaft, deren Aufgabe es sein wird, das ganze Gebiet am Witwatersrand, die Hauptstätte der südafrikanischen Goldindustrie, mit elektrischer Kraft zu versorgen. Es handelt sich hier um technische Probleme schwierigster Art, was u. a. schon daraus hervorgehen dürfte, daß die Transmissionsdistanz 960 km betragen wird, während die größte, bisher ausprobierte Distanz sich auf 560 km stellt. Es darf die gesamte deutsche Industrie mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß die British South Africa Company, von der das Unternehmen ausgeht, sich zur Ausführung ihres Planes an die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft wenden mußte, ein neuer Beweis für die führende Rolle, die noch immer den deutschen Elektrizitäts-Gesellschaften überall in der Welt zufällt. So werden jetzt englisches und deutsches Kapital gemeinsam an dieser neuen großen Kulturaufgabe arbeiten, die beiden Nationen große materielle Vorteile zuführen, aber sicherlich auch zu ihrem Teil zur Verständigung zwischen den beiden Völkern beitragen wird.

Allen diesen verheißungsvollen Plänen und allen den Aussichten auf eine weitere Fortdauer der weltwirtschaftlichen Konjunktur steht nun aber ein Moment

entgegen, das direkt droht, sich zu einer Gefahr für die ganze gegenwärtige Prosperität auszuwachsen. Das ist die starke Verteuerung des Geldes, die von Amerika ihren Ausgang nahm und jetzt alle großen Zentren des Geldverkehrs gleichmäßig beherrscht. Die Ursache dieser Geldteuerung ist einmal dieselbe, die in jedem Herbst zu einem Anziehen der Geldsätze führt, nämlich die zahlreichen Verpflichtungen, die im Herbst und um die Jahreswende ihre Befriedigung suchen. Sie tritt naturgemäß stärker zu Tage in einer Zeit beispielloser industrieller Konjunktur, wie wir sie zurzeit erleben, sie hat sich in diesem Jahr weiter verschärft durch die vorzügliche amerikanische Ernte, zu deren Realisierung ganz besonders große Mengen an Geld und geldwerten Zeichen gebraucht werden. Sie mußte natürlich besonders scharf in die Erscheinung treten in einem Jahre, das bereits von seinem Beginn an unter dem Zeichen teuren Geldes stand, sie hat aber ihren akuten Charakter angenommen durch die mangelhafte Organisation des Geldwesens in den Vereinigten Staaten. Ich habe auch diesen Gegenstand bereits wiederholt an dieser Stelle behandelt, und kann mich deshalb kurz fassen, es ist aber notwendig, immer wieder auf diese Seite der Angelegenheit hinzuweisen, weil sonst die Entwicklung der Zinssätze in Zeiten wie den gegenwärtigen unverständlich bleibt. In Amerika fehlt es bekanntlich an einer Stelle, die wie die großen europäischen Notenbanken die Aufgabe hat, den Geldumlauf zu regeln, d. h. für die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Geldumlauf und Geldbedarf zu sorgen. Infolgedessen tritt alljährlich im Herbst in den Vereinigten Staaten eine Periode sehr teuren Geldes ein, wobei die Sätze weit über das in Europa übliche Maß hinausgetrieben werden. Dieser Zustand macht sich diesmal mit besonderem Nachdruck geltend, schon weil die zahllosen Emissionen und sonstigen Transaktionen der New-Yorker Börse ungeheure Summen festgelegt haben. Mit Beginn des Herbstes begannen deshalb die Versuche Amerikas, Gold aus Europa an sich zu ziehen, die sich naturgemäß zuerst gegen die Bank von England richteten, die wieder ihrerseits nicht gewillt war, für Amerika Gold herzugeben, da in England selbst der Herbstbedarf in der Regel recht bedeutend ist, und die Bank zugleich im Herbst die legitimen Ansprüche des englischen Handels für den Verkehr mit Südamerika und Egypten zu befriedigen hat. Nachdem die Bank in England anfangs versucht hatte, die ihr zur Diskontierung eingereichten amerikanischen Wechsel differentiell zu behandeln, d. h. für sie einen höheren Satz als den amtlich festgesetzten zu berechnen, sah sie sich genötigt, in rascher Folge mit ihren Zinsfuß von 3 Proz. auf 6 Proz. zu gehen. Nunmehr begann eine Ära allgemeiner Diskonterhöhungen in Europa, die deutsche Reichsbank im besonderen traf energische Maßregeln zur Verteidigung ihrer Goldbestände, was um so notwendiger war, als die deutsche Zentralnotenbank in das letzte Quartal 1906 mit einem sehr geschwächten Status eingetreten war. So beträgt denn auch zur Zeit bei der deutschen Reichsbank der offizielle Zinsfuß 7 Proz. Bekanntlich hat ein 7 proz. offizieller Zinsfuß bisher seit Bestehen der Reichsbank nur einmal be-

standen, nämlich im Herbst 1899, als die damalige industrielle Konjunktur alle verfügbare Mitteln in ungewöhnlich starker Weise in Anspruch nahm. Er war damals ein Vorläufer der Krisis, die im Jahre 1900 ausbrach, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch diesmal die Schwarzseher die zur Zeit in Geltung befindlichen hohen Geldsätze als die Vorläufer eines wirtschaftlichen Umschwungs, als den Beginn eines Depressionsperiode ansehen. Indessen wird man sagen dürfen, daß bisher die von der Geldteuerung betroffenen großen Volkswirtschaften die schwere Last der hohen Geldsätze relativ gut getragen haben, ein Zeichen, daß die gegenwärtigen Zustände wesentlich gesunder sind als vor sieben Jahren, wo allerdings neben den wirtschaftlichen Ansprüchen auch ein blutiger und teurer Krieg die verfügbaren Mitteln in Anspruch nahm. Namentlich ist die europäische Börsenspekulation wesentlich vorsichtiger vorgegangen, sie hat die Lehren der letzten Krisis nicht vergessen, sie ist vorsichtiger in Emissionen und Gründungen gewesen, so daß Engagements mit geborgtem Gelde kaum oder nur in sehr geringem Umfang existieren dürften. Fraglich ist allerdings, ob die Zustände an der New Yorker Börse ebenso gesund sind, wie die Verhältnisse in Berlin, Paris und London.

In Amerika lassen sich anscheinend die großen Finanz- und Trustmagnaten in der Verfolgung ihrer großen Pläne, in ihren Kämpfen um den Besitz der großen Verkehrsmittel des Landes durch das teure Geld nicht stören, sie suchen mit allen Mitteln das Publikum zum Börsenspiel zu animieren, ohne daß allerdings der Erfolg bisher bedeutend gewesen sein soll. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Verhältnisse nach Überwindung des Jahresendes gestalten werden, mit welcher Schnelligkeit eine Erleichterung des Geldmarktes in den ersten Wochen und Monaten des neuen Jahres eintreten wird. Ein dauernd teurer Geldstand muß naturgemäß die weitere Entwicklung hemmen und wird schließlich zu zu einem Stillstand und daran anschließend zu einer rückgängigen Entwicklung führen müssen. Schon jetzt wird geklagt, wie sehr das Baugewerbe durch das teure Geld beeinflußt wird, wie in diesem wichtigen Zweig der industriellen Betätigung die Arbeit stockt, was seine Rückwirkung auf den Arbeitsmarkt, auf eine Reihe anderer Gewerbe, auch auf die Eisenindustrie infolge der immer steigenden Verwendung von Eisen zu Bauzwecken ausüben muß. Aber wie bei Besprechung der deutschen und amerikanischen Verhältnisse erwähnt wurde; noch ist von diesen Einwirkungen so gut wie nichts zu spüren, noch scheinen die Grundlagen der Produktion gesund zu sein, zu einem guten Teil infolge der vernünftigen Preispolitik der großen Kartelle, die Ausschreitungen nach Möglichkeit zu verhüten gesucht haben. So darf man sich wohl noch der Hoffnung hingeben, daß auch die mißliche Lage des Geldmarktes überwunden wird, ohne tiefergehende Störungen hervorzurufen, und daß auch 1907 ein Jahr der wirtschaftlichen Blüte für die Weltwirtschaft sein werde.



Das Preußische Offizierkorps von 1806 und die Untersuchung der Kriegsereignisse.[1])

Von

Miles.

In ihrem Oktoberheft brachte die „Deutsche Monatsschrift“ aus der Feder des Majors Balck einen Aufsatz über die Ursachen des Zusammenbruches von 1806, in dem diese an der Hand des bekannten Goltzschen Werkes „Von Roßbach nach Jena und Auerstedt“ erörtert wurden. Dabei wurde auch der unmittelbar nach dem Zusammenbruch gegen das preußische Offizierkorps gerichteten Angriffe, daß dies in erster Linie oder gar allein daran die Schuld trüge, gedacht, und Major Balck wies nach, wie die Regierung und das gesamte Volk in viel höherem Maße an den furchtbaren Folgen der Niederlage von Jena und Auerstedt die Schuld trugen als die Armee oder gar das Offizierkorps. Er konnte hierbei den Grad und den Umfang der Schuld, den etwa das Offizierkorps traf, nur allgemein andeuten; da aber auch in unseren Tagen jener alte Vorwurf immer noch wieder, insbesondere von bestimmten politischen Parteien erhoben wird, so war es eine Forderung der historischen Gerechtigkeit gegen unser Offizierkorps, diese Frage ein für allemal so klar zu stellen, daß kein Zweifel mehr bleiben kann, und es ist ein besonderes Verdienst der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II unseres großen Generalstabes, dies auf Grund unanfechtbaren Aktenmaterials jetzt getan zu haben. Das Werk ist soeben schon in zweiter Auflage erschienen. Da, wie sich schon hieraus ergibt, auch die weitesten Kreise unseres Volkes hieran hohes Interesse haben, so sei es in folgendem gestattet, einiges hierüber zu sagen.

Als Frankreich 1870 seine Armee, die es bis dahin für die erste der Welt gehalten hatte, von den deutschen Heeren Niederlage auf Niederlage erleiden sah, da suchte es nach einzelnen Sündenböcken dafür, Bourbaki und andere Führer mußten für die Sünden aller büßen, und ähnlich ist fast immer nach unglücklichen Kriegen auch von andern Völkern verfahren worden. Ganz anders aber verfuhr der Kriegsherr des preußischen Heeres von 1806. Nicht nur einzelne höhere Führer wurden zur Verantwortung gezogen, sondern das gesamte preußische Offizierkorps, Mann für Mann, mußte sich vor eigens dazu eingesetzten Gerichtshöfen rechtfertigen, und kein Offizier, der nicht makellos aus diesen Untersuchungen hervorging, durfte je darauf rechnen, wieder Verwendung zu finden. Dieser großartige Reinigungsprozeß des gesamten preußischen Offizierkorps ist bisher nur wenig bekannt gewesen, obwohl er einzig in der Geschichte dasteht und als ein Ruhmesblatt unseres Offizierkorps gelten darf, denn es erwies sich, daß in der Tat nur sehr wenige Offiziere pflichtvergessen gehandelt hatten.

---

[1]) 1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Zweite unveränderte Auflage. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Und noch etwas anderes verdanken wir jenem Untersuchungsverfahren, was auch wenig bekannt ist, das ist die Entstehung der Ehrengerichte, die seitdem eines der wirksamsten Mittel geworden sind, den blanken Ehrenschild unseres Offizierkorps von jedem Flecken rein zu erhalten. In über 600 Aktenbänden, deren einzelne bis zu 700 Seiten umfassen, liegen heute noch jene Untersuchungen im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes aufbewahrt, aus denen uns nun die Kriegsgeschichtliche Abteilung II die wertvollsten Mitteilungen gibt.

Es ist bezeichnend für den strengen Sinn Friedrich Wilhelms III., daß er, noch mitten in den Kriegsereignissen und noch ehe sich über den Ausgang des so verhängnisvoll begonnenen Krieges etwas bestimmtes sagen ließ, den Gedanken an eine strenge Untersuchung hatte. Aus dem fernsten Nordosten unseres Vaterlandes, aus Ortelsburg, erließ er schon am 1. Dezember 1806 ein sogenanntes „Publikandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche in der Armee". Dieses sogenannte „Ortelsburger Publikandum" von des Königs eigener Hand niedergeschrieben ruht heute noch im Staatsarchiv und wurde der Ausgangspunkt der Untersuchungen. Es heißt unter anderem darin:

„Seine Majestät sind weit entfernt, Ihrer braven Armee alle Drangsalen und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche sowohl ihr selbst als dem Lande begegnet sind, vielmehr gereicht es Ihnen zur größten Beruhigung, daß sich viele Teile derselben vom Ersten bis zum Geringsten durch ausdauernden Mut, Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben.

Ebenso haben sich aber leider auch Tatsachen ergeben, die für sich selbst sprechen und keiner nähern Aufklärung weiter bedürfen, und die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen, vielmehr zum warnenden Beispiel für die Zukunft, auf das Allerstrengste und öffentlich geahndet werden müssen."

Diesen letzten Worten entsprechend, verhängte der König die strengsten Strafen über die Kommandanten von Erfurt, Stettin, Küstrin, Spandau und Magdeburg, die jene Festungen zum Teil ohne jeden ernsten Versuch einer Verteidigung dem Feinde übergeben hatten. Den strengen Strafen gegenüber wurden aber auch Belohnungen in Aussicht gestellt, und zum ersten Male wird hier schon eine Versorgung der Witwen der vor dem Feinde Gebliebenen versprochen.

Unmittelbar nach Beendigung des Krieges folgte ein weiterer Schritt, indem der König am 27. Juli 1807 eine „Militär-Reorganisationskommission" berief, und zwar unter dem Vorsitz des Generals Scharnhorst. Dieser stellte sofort die ersten Grundsätze über das einzuschlagende Untersuchungsverfahren fest. Da aber dieser Kommission ja auch vor allem die gewaltige Arbeit der Neuschöpfung des preußischen Heeres zufiel, so überwies der König die weiteren Untersuchungen am 27. November desselben Jahres einer andern zweiten „Untersuchungskommission", die unter dem Vorsitz der Brüder des Königs, der Prinzen Heinrich und Wilhelm, zusammentrat, und unter deren Mitgliedern wir auch Gneisenau, Bülow und Grolmann finden.

Diese Kommission hatte alle Kapitulationen von Festungen oder im freien Felde, aber auch alle Schlachten und sonstigen Ereignisse des Krieges in bezug auf das Verhalten der dafür verantwortlichen Offiziere zu untersuchen und dann darüber an den König zu berichten. Es leuchtet ohne weiteres ein, welch ungeheure Arbeit dieser Kommission zufallen mußte. Viele der Führer waren tot oder schwer oder

auch gar nicht aufzufinden, denn die französischen Behörden im Lande machten die größten Schwierigkeiten dabei. Dazu brachte die Presse eine wahre Flut von Anschuldigungen, Schmähungen, Verdächtigungen, die obwohl vielfach absichtlich oder unabsichtlich unwahr, doch alle eingehend geprüft werden mußten.

Aber nicht nur das Verhalten der Führer, sondern auch dasjenige der sämtlichen Frontoffiziere sollte geprüft werden, und hierfür genehmigte der König die vom General v. Grawert vorgeschlagene Errichtung sogenannter „Regimentstribunale", die bei jedem Truppenteil gebildet werden sollten und schon zu Anfang des Jahres 1808 an dem ehemaligen Standort der Regimenter zusammentraten. Dieser Gedanke führte weiter noch in demselben Jahre zur Schaffung der Ehrengerichte, die somit den Ereignissen von 1806 ihren Ursprung verdanken.

Auch die Untersuchungen der Regimentstribunale hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, da ein Teil der Offiziere schon aus dem Dienste geschieden war, andere, durch den Hunger getrieben, auch wohl in fremde Kriegsdienste getreten waren; endlich irrte sogar ein großer Teil brotlos im Lande umher. Ist es doch vorgekommen, wie die Gräfin Voß in ihren Erinnerungen erzählt, daß sich in dem strengen Winter von 1807 zu 1808 ehemalige Offiziere durch Holzhauen bei Bauern ihr Brot verdienten. Auch die französischen Behörden bereiteten vielfach große Schwierigkeiten. In Berlin untersagte der französische Kommandant dergleichen réunions contre bienséance et même criminelles. Andererseits konnte sich merkwürdigerweise mitten in Feindesland, in Nancy, in der Gefangenschaft das Tribunal eines Regiments ohne Störung bilden.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten haben sich von den rund 6500 an den Kriegsereignissen beteiligten Offizieren nur etwa 400 nicht ausgewiesen. Die Berichte aller andern, die somit nach tausenden zählen, gewähren einen tiefen Blick in die Tragik der Begebenheiten auf dem Rückzuge des Heeres nach den verlorenen Schlachten. Trotz der erwähnten Schwierigkeiten war es den Tribunalen gelungen, im Jahre 1809 im wesentlichen ihre Untersuchungen zu beenden und das Ergebnis läßt erkennen, daß der Kern des preußischen Offizierkorps 1806 durchaus gut war und nicht dem Bilde entsprach, das die erregte öffentliche Meinung nach der Katastrophe davon entworfen hatte. Bei 6 Regimentern und 2 Füsilierbataillonen konnte gegen keinen ihrer Offiziere eine belastende Äußerung zu Tage gefördert werden. Für ihr tüchtiges Verhalten legen ja allein schon die Verlustziffern hinreichend Zeugnis ab. Nicht weniger als 190 Offiziere waren gefallen, und allein bei Jena und Auerstedt wurden 14 Generale und 397 andere Offiziere verwundet. Nur 27 Offiziere wurden wirklich wegen ihres Verhaltens bei Jena und Auerstedt dem Könige als strafbar hingestellt, und auch von diesen wurden nur 9 mit Entlastung ohne Abschied und Aussicht auf Versorgung bestraft, 6 weitere erhielten kein Zeugnis ihres Wohlverhaltens, weitere 3 wurden mit schlichtem Abschied entlassen, 2 wegen leichter Vergehen verabschiedet ohne Anspruch auf Gnadenwohltaten, und 7 erhielten endlich ein Zeugnis der bedingten Vorwurfsfreiheit.

Auch in einem glücklichen Kriege kommen ähnliche Pflichtverletzungen vor, nur decken hier die großen Erfolge einen Schleier darüber. Anders 1806, hier wurde jedes auch das kleinste Vergehen aufs genaueste untersucht, während die Beispiele höchster Tapferkeit andererseits fast stets vergessen wurden, und doch haben gerade die Berichte der Offiziere über ihre Kameraden uns so viele Taten höchsten

Heldenmutes überliefert. Da sprang der junge Fähnrich v. Eberhardt, als sein Bataillon zu wanken begann, mit der Fahne vor die Front und brachte es mit den Worten: „Auf mich müßt Ihr sehen, hier ist Eure Fahne!“ zum Halten. Ähnliche Taten werden von jungen Fähnrichen und Offizieren in großer Zahl berichtet. Das Regiment v. Grawert hatte bei dem Kampfe um Vierzehnheiligen allein 5 Offiziere tot und 20 verwundet verloren. Es wird bei der Untersuchung von ihm gesagt, „daß auch nicht auf einem einzigen Offizier der Verdacht der Pflichtvergessenheit lastet, vielmehr, daß sie ihre Pflichten im ausgedehntesten Sinne erfüllt haben.“

Alle Offiziere, die als vorwurfsfrei erkannt waren, erhielten vom Könige ein „Zeugnis des Wohlverhaltens“. Ohne dies hatte keiner Aussicht, jemals wieder im Heere oder in der Verwaltung angestellt zu werden, denn bei der geringen Stärke des Heeres, das Preußen nach dem Tilsiter Frieden nur halten durfte, war es nur möglich, einen kleinen Teil zunächst wieder zu verwenden. An den Befreiungskriegen aber haben von den bei ihrem Beginn noch vorhandenen rund 5800 Offizieren 3900 teilgenommen, die noch verbleibenden waren meist zu alt oder durch ihre Wunden geschwächt.

Mit der großen Neuordnung des Heeres begannen dann auch die meist unbegründeten Angriffe der Presse sich zu legen, man wurde der Selbsterniedrigung müde und wendete sich wieder großen Zielen zu. In einer damals vielgesungenen Parodie auf das Schillersche Reiterlied kam dies mit den Worten zum Ausdruck:

„Frisch auf Kameraden, die Feinde verehrt,
Los gegen die Unsern gezogen,
Der Deutsche Sinn ist fürwahr nichts mehr wert,
Der macht uns den Feind nicht gewogen,
Wir setzen gern Ehre und Achtung ein,
Wenn uns die Verleger nur Tausende weihn.“

Länger noch als die Arbeiten der Regimentstribunale zogen sich zum Teil die Untersuchungen über die **Schlachten und Gefechte**, die **Festungskapitulationen** und die **Kapitulationen im freien Felde** hin. Von allen diesen hatten ja die Kapitulationen der Festungen die öffentliche Meinung am meisten erregt und scheinen ja auch heute noch Vielen unbegreiflich. Wie war es möglich, das alte Offiziere aus der Schule Friedrichs des Großen, mit ruhmvoller Vergangenheit, die ihnen anvertrauten Festungen zum Teil ohne Schwertstreich einem oft ganz schwachen Angreifer überlieferten? Im ganzen kapitulierten 15 größere und kleinere Festungen, nur 3, Silberberg, Kolberg und Graudenz, hielten sich bis zum Waffenstillstand, 2, Kosel und Glatz, schlossen nach rühmlicher Verteidigung Übereinkünfte, wonach dort in fünf, hier in vier Wochen die Übergabe stattfinden sollte, wenn bis dahin kein Entsatz erfolgt sei.

Eine der Ursachen dieser meist traurigen Kapitulationen dürfen wir in der **unzeitigen Sparsamkeit** des Staates suchen, der ja, da er die für eine Heeresreform erforderlichen Mittel nicht glaubte aufwenden zu können, die die Franzosen später dann hundertfach herauspreßten, für die Festungen gar nichts tat. Der Posten des Kommandanten wurde meist alten, gebrechlichen Generalen, oft ausdrücklich als „Ruheposten“ angewiesen. So schwankt das Alter dieser Kommandanten zwischen 71 und 79 Jahren. Die zweite ebenso wichtige Ursache dürfen wir in der **Humanitätsduselei und Gefühlsschwärmerei** suchen, die in Deutschland die

gebildeten Kreise vor 1806 in überreichem Maße ergriffen hatte, und die sich auch in den Erklärungen widerspiegelt, womit einzelne Kommandanten ihr Verfahren zu entschuldigen glaubten. So sagt der Gouveneur von Magdeburg: „Ohne Endzweck Menschen aufzuopfern und eine Strecke so schönes und bemitteltes Land verwüsten zu lassen, kann niemals einem General für Klugheit angerechnet werden, wenn eine dure necessité in kurzem eine Kapitulation nach sich zieht. Ich gestehe aufrichtig, daß die gesunde Vernunft mir diese letzte Maßregel zu nehmen nicht erlaubte, indem einer Kapitulation nicht auszuweichen war, und, daß je später selbige geschah, mit desto mehr Unglück für den Staat verknüpft war". Welch eine ungeheure Verwirrung aller militärischen Begriffe spricht sich in diesen Worten aus!

Nur die Verteidigung von Neiße und Danzig wird unter den übergebenen Festungen von der Kommission als ruhmreich geführt anerkannt. Strenge Strafen wurden über die Kommandanten der anderen Festungen verhängt, gegen einen, den Kommandanten von Küstrin, den Obersten von Ingersleben, die Todesstrafe; sie wurde aber nicht vollstreckt, da dieser sich aus der französischen Gefangenschaft später ins Ausland begeben hatte, wo er 1817 starb.

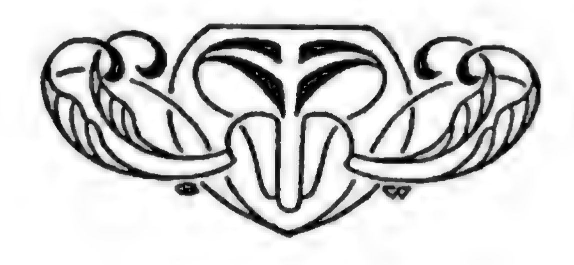
Noch schwieriger als die Untersuchungen über Festungskapitulationen sollten sich diejenigen über die Kapitulationen im freien Felde gestalten. Im ganzen waren deren nicht weniger als 12 abgeschlossen worden, davon zwei größere, Hohenlohe mit 12000 Mann bei Prenzlau am 28. Oktober, und Blücher mit 7500 Streitbaren bei Lübeck-Ratekau am 7. November. Von allen diesen wurden 5 als „durch die Umstände gerechtfertigt" anerkannt, darunter die Kapitulation von Lübeck-Ratekau. Sie war trotz ihres Ausganges ein heller Lichtblick in jener trüben Zeit. Nicht weniger als 55000 Franzosen hatte der tapfere Blücher mit seiner geringen Schar hinter sich hergezogen und ergab sich erst, als die letzte Patrone verschossen war, und er die Nachricht erhalten hatte, das Travemünde, wo er sich auf englische Schiffe zu retten hoffte, in seinem Rücken besetzt sei. „Ich kapituliere, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe. Blücher", so durfte er selbst unter die Kapitulation schreiben. Scharnhorst und Yorck, die sich später ebenfalls um die Befreiung Preußens so hohe Verdienste erwerben sollten, waren seine treuen Gehilfen gewesen, die er der Gnade des Königs empfehlen durfte, und es war kein Zufall, daß der Besiegte von Lübeck und Ratekau der siegreiche Führer der Befreiungskriege geworden ist.

Die Untersuchung über die Kapitulation von Prenzlau wurde überhaupt nicht zu Ende geführt, da die vielen Widersprüche in den Berichten endlose Aufklärungen immer aufs neue erforderten, so daß die Befreiungskriege darüber herankamen, die dann den Untersuchungen ein Ende bereiteten.

Noch weniger führten die Untersuchungen über die Schlachten und Gefechte zum Abschluß, da hierüber ebenfalls eine ungeheure Menge von Berichten eingefordert werden mußten, die uns nun zwar eine wertvolle Geschichtsquelle geworden sind, aber zu einem abschließenden Urteil über die Führer doch damals noch nicht ausreichten. Auerstedt wurde überhaupt nicht begutachtet, da der Führer Herzog Karl von Braunschweig, seine Fehler mit seinem Heldentode gesühnt hatte. Das gleiche war für Saalfeld der Fall, wenn man hier überhaupt von Fehlern des Prinzen Louis Ferdinand sprechen konnte. Jena konnte erst spruchreif werden, wenn über Prenzlau endgültig entschieden war, wozu es wie gesagt nicht kam.

So hatten nur die Untersuchungen der Regimentstribunale und der Festungskapitulationen zu einem vollen Abschluß geführt. Als aber am 30. März 1814 die feindliche Hauptstadt zu Füßen des Siegers lag, da hatte das wiederverjüngte Heer die Tage von 1806 wett gemacht, und der Königliche Kriegsherr erließ am 30. Mai 1814 aus Paris eine Kabinettsorder, in der alle noch in Arrest wegen ihrer damaligen Vergehen befindlichen Offiziere begnadigt wurden, 1815 wurden auch alle noch nicht beendeten Untersuchungen über Kapitulationen im freien Felde, über Schlachten und Gefechte niedergeschlagen.

Mit unerbittlicher Strenge hat das preußische Offizierkorps nach den Niederlagen von 1806 über sich Gericht gehalten, wie es nie vor ihm und nach ihm ein Offizierkorps je getan. Unnachsichtlich wurde alles, was krank war, ausgestoßen, und damit erwarb es sich wieder ein volles Anrecht auf seine künftigen Siege. Wir aber dürfen heute gerechter darüber urteilen, als es Zeiten vor uns getan haben, wir brauchen auch von den damals vorgekommenen Fehlern nichts zu verbergen oder zu beschönigen, das hat uns diese hochbedeutende aktenmäßige Veröffentlichung der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes gezeigt. Die Offiziere von 1806 aber waren die am schwersten betroffenen Opfer einer Katastrophe gewesen, an deren Hereinbrechen das gesamte Volk die Schuld trug.



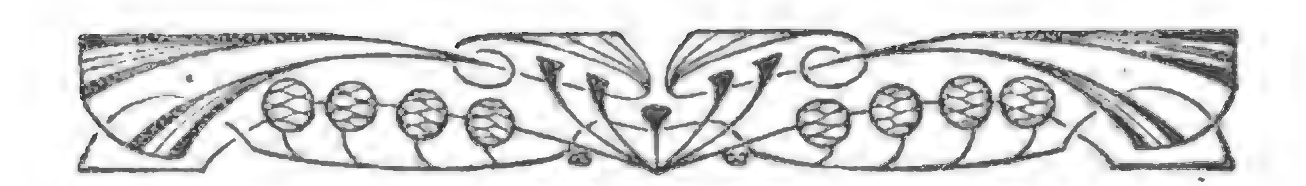
Der „**Literarische Monatsbericht**" fällt in diesem Hefte aus Platzmangel aus, zumal auch der Vorrat an dafür in Frage kommenden wertvollen Veröffentlichungen sehr gering ist.

Die Red.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6**, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Eine deutsche Kolonialpolitik ist nur möglich, wenn sie von der Mehrheit des nationalen Wollens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird."

Bismarck.

Unter fremdem Willen.

Baltische Novelle aus der Revolutionszeit.

Von

Frances Külpe.

Über dem kleinen kurländischen Flecken hingen schwere Gewitterwolken. Der schlecht gepflasterte Marktplatz war heute schneller geräumt worden wie sonst. Heftige Windstöße wirbelten den Staub in mächtigen Massen aufwärts und trugen ihn nach allen Richtungen auseinander. Die Läden der kleinen jüdischen Handlungen wurden vorsorglich geschlossen und manch ängstliches Hebräergesicht schaute besorgt auf den düsteren schwarzgrauen Himmel.

Im Zickzackfluge zuckte ein greller Blitz und erleuchtete die lutherische Kirche. Ein jäher Windstoß zauste die Bäume, die sie umstanden, und bog sie hin und her, als wären die alten Linden Rutenbündel. Und nun ertönte das erste schwere Donnergrollen.

Eilig schritten zwei Gestalten über die Brücke, die aus dem Flecken hinausführte. Das Flüßchen, das sich um den Ort im Halbkreise herumwindet, strömte schwarz und düster dahin und auf seiner Oberfläche kräuselten sich kleine unruhige Schaumkämme.

„Stepan Nikolaitsch, ich fürcht' mich —" sagte eine ängstliche Kinderstimme. Der elfjährige Knabe drängte sich dicht an seinen Begleiter, als wolle er bei ihm Schutz suchen vor dem drohenden Unwetter.

Der Volksschullehrer legte seine Hand beschwichtigend auf die Schulter des Knaben. In diesem Augenblick flammte der Himmel grell auf, als sei er mit einem gelbleuchtenden Tuche bedeckt und ein Donnerschlag, so jäh, so gewaltig und vernichtend brüllte durch die Luft, daß die Erde erzitterte und das All wie verschlungen war vor der grandiosen Majestät der Naturgewalt.

Schreckensbleich waren die Beiden stehen geblieben und starrten einander hilflos an, der kleine, blasse, hagere Mann mit den unruhigen und unausgearbeiteten weichen Zügen, und der Knabe mit dem eckigen frühreifen Gesicht. Stepan Nikolaitschs knochige bleiche Rechte machte hastig ein Zeichen des Kreuzes und seine Lippen murmelten: „Behüte uns, Jesus Christus und heilige Mutter Gottes". — — Der Knabe wiederholte mechanisch dieselbe Geberde, aber seine Lippen blieben stumm.

Wortlos gingen sie wieder nebeneinander her. Da hob der Knabe den Arm und deutete auf die Anhöhe. „Vater Nikiphor!" sagte er schüchtern.

Jenseits des Flusses auf dem Kamm eines ziemlich schroff aufsteigenden Hügels schritt eine gewaltige schwarze Gestalt in wehenden Priestergewändern daher. Den Hut trug Vater Nikiphor in der Hand, das markige, massive Antlitz mit dem lang herabwallenden dunklen Priesterhaar, die breite kraftvolle Stirn durstig aufwärts gerichtet, als sehne sie sich nach einem kühlenden Tropfen von oben.

Stepan Nikolaitsch war zusammengezuckt, eine seltsame Unruhe kroch prickelnd durch seine Glieder.

„Er kommt wohl zu deiner Mutter, Krisch" — murmelte er leise — „da ... da bin ich ja eigentlich überflüssig."

Der Knabe mochte die Unschlüssigkeit in der Haltung des Volksschullehrers herausgefühlt haben. Mit neugierigem Blinzeln blickte er Stepan Nikolaitsch ins Gesicht und fragte unvermittelt: „Fürchten Sie sich vor Vater Nikiphor?"

Der kleine Mann zuckte unwirsch die Achseln. „Fürchten! Weshalb sollt ich mich denn fürchten? Frag nicht so dumm, Krisch."

Aber mit dem Instinkt des Kindes hatte Krisch das Richtige getroffen. Stepan Nikolaitsch fürchtete sich in der Tat vor dem gewaltsamen Manne. Seine sensitive Natur empfand jedesmal einen Choc, wenn er ihm gegenübertrat. Er hatte es bisher nur nicht eingestanden.

Nachdenklich hefteten sich seine Augen auf den Boden. Er hatte in seinen Büchern, die er aus seiner Heimatstadt Brjansk mitgebracht hatte, etwas über Medien, persönlichen Magnetismus und suggestive Gewalt gelesen — daran mußte er jetzt denken, und es fiel ihm ein, daß er in der Gesellschaft gewisser Menschen sich leichter und freier und klüger fühlte, — anderen gegenüber empfand er einen gewissen Druck, der sein ganzes Selbst lähmte und gleichsam mit Klammern umfing. Noch nie aber hatte er vor irgend Jemandem eine solche matte Willenlosigkeit empfunden, noch nie war sein Selbst zu einem so farblosen Ding zu-

sammengeschrumpft, wie vor den mächtigen strahlenden dunklen Augen des Vater Nikiphor.

Eine kleine Hütte stand vor den beiden Wanderern. Es war eine Schmiede. Darin lag die schwerkranke Mutter des Knaben und wartete auf den Tod. Vater Nikiphor richtete seine Schritte dahin und abermals blieb Stepan Nikolaitsch stehen.

„Lassen wir Vater Nikiphor zuerst hineingehen," sagte er dumpf, „geh, begrüß ihn, ich komme dann später."

Krisch lief eilig voraus und traf mit dem Popen vor der Tür zusammen. Mit einer raschen Handbewegung bedeutete Vater Nikiphor dem Schullehrer, daß er ihn gesehen habe und ihn sprechen wolle. Unschlüssig blieb Stepan Nikolaitsch vor dem Häuschen stehen und trat hastig von einem Fuß auf den andern. Ihm war die Begegnung fatal und doch wußte er nicht, wie er sich ihr entziehen sollte. Nach der Art schwacher Naturen spürte er plötzlich das Bedürfnis, etwas Eigenmächtiges, ganz Willensstarkes zu tun, hineinzugehen und zu Vater Nikiphor zu sagen: Hören Sie, ich hab keine Zeit auf Sie zu warten, wenn Sie mich sprechen wollen, Sie wissen ja, wo Sie mich zu finden haben. Aber als er sich die zwingenden Augen und das behagliche spöttische Lächeln des Priesters vergegenwärtigte, warf er den Gedanken weit fort und murmelte halblaut vor sich hin: „Stepan Nikolaitsch, du bist ein Hase — was ist dabei zu machen?"

Was wollte nur der Pope von ihm? Hatte er, der kleine Schullehrer, dem Vater Nikiphor nicht gesagt, daß er seine religiösen Anschauungen nicht teile, daß er an nichts, durchaus an gar nichts glaube, als an die Atome? Ja, das hatte er ihm klar und deutlich gesagt — er erinnerte sich noch heute daran mit einem gewissen Stolze; dann aber hatte Vater Nikiphor mit einem breiten jovisartigen Lächeln und einer gleichsam wegwischenden Handbewegung gesagt: „So! Also Sie glauben noch an die Atome! Ausgezeichnet, immer besser an die Atome zu glauben, als an das leere Nichts. Jedenfalls glauben Sie dann aber auch, daß man am Montag nicht auf Reisen gehen und am Freitag nichts Neues unternehmen solle". Und da das auf ein Haar stimmte, hatte Stepan Nikolaitsch verlegen geschwiegen. Seitdem war es ihm in Vater Nikiphors Gegenwart nicht recht geheuer. Und dennoch — waren sie Beide mit dem Küster und seiner dicken Frau Matriona Fadejewna und ein paar Postbeamten nicht die einzigen Russen in dem kurländischen Flecken, der von Deutschen, Juden und Letten wimmelte? Sie hatten doch allen Grund, schon als Landsleute zusammenzuhalten. Von Vater

Nikiphors verstorbener schwindsüchtiger Frau erzählte man sich, daß sie grausam von ihm mißhandelt worden sei, und somit war das Sprichwort: „Sie hat es so gut wie eine Popenfrau" — diesmal zu schanden geworden.

Aufgeregt ging Stepan Nikolaitsch vor dem Häuschen auf und nieder. Immer dräuender und dunkler umzog sich der Himmel und jetzt fielen einzelne schwere Tropfen auf die Landstraße und malten kreisrunde dunkle Flecken in den grauen Staub. Aus der Hütte hörte der Volksschullehrer die sonore Stimme des Popen Gebete murmeln und wie fasziniert von dem Klange, blieb er jedesmal einige Sekunden vor der geschlossenen Fensterlade stehen. Die fallenden Tropfen wurden heftiger und dichter und endlich strömte und goß es in zornigen Fäden prasselnd von der dunklen Himmelsdecke nieder.

Der Volksschullehrer drückte die Tür auf und trat tastend in den dunklen Flur. Seine Kleider waren naß und er strich sich die Tropfen aus dem Gesicht. Aus der halboffenen Tür des Nebenraumes leuchtete ein roter Lichtschein. Vor dem Krankenlager standen mit offenem Munde der lettische Schmied Kruhming und Krisch, sein Sohn, und folgten gespannt den Bewegungen Vater Nikiphors.

Der Pope sprach die Sterbegebete, bückte sich dreimal tiefer und machte das Zeichen des Kreuzes. Dann trat er von dem Bette zurück. Seine mächtige Gestalt schien den ganzen Raum auszufüllen. In ihre Kissen versunken mit wächsernen spitzen Gesichtszügen lag die Kranke regungslos wie ein totes Etwas und nur ihre sterbenden Hände auf der Bettdecke zuckten leise und krampfhaft als wollten sie sagen: Noch sind wir.

In demütiger Haltung trat der Schmied auf den Priester zu und küßte ihm die Hand. Krisch Kruhming war erst seit zwei Jahren griechisch-orthodoxer Konfession und hatte seinem Pastor durch seinen Übertritt zur griechischen Kirche einen Streich spielen wollen, denn die geistliche Vermahnung wegen seiner Trunksucht war ein wenig derb ausgefallen. Überhaupt war das Verhältnis zwischen Letten und Deutschen schon seit Jahren ein mißliebiges, und Vater Nikiphor hatte redlich das Seine getan, um die Kluft zu vergrößern. Es war sein Ehrgeiz, Pastor Brenner, „diesem feinen Herrensöhnchen", wie er sich spottend ausdrückte, möglichst viele Schäfchen abspenstig zu machen. Bei Krisch Kruhming, dem Schmied, war das Spiel leicht gewesen; der willenlose Trunkenbold war nicht der Mann, sich dem zwingenden Einfluß Vater Nikiphors zu entziehen, und so war es denn auch selbstverständlich, daß der kleine Krisch aus der lettischen Volksschule in die russische Kirchenschule trat.

Der schwerfällige Bube mit dem altklugen Gesicht wurde der Liebling des jungen Volksschullehrers. Sein weiches schüchternes Gemüt zog ihn zu dem Kinde des Trinkers, hatte er doch auch als Knabe unter ähnlichen Verhältnissen gelitten. Mit nachsichtiger Geduld nahm er sich des neuen lettischen Schülers an.

Stepan Nikolaitschs Blicke gingen ruhelos zwischen der sterbenden Frau und der wuchtigen Gestalt des Popen hin und her — da trat Vater Nikiphor in den Rahmen der Tür zwischen ihn und das Licht und sprach zum Schmiede: „Gebt uns ein paar Pferdedecken mit — für Stepan Nikolaitsch Goruschkin und mich, sonst bringen wir bei dem Regen keinen trockenen Faden heim“.

„Jawohl, jawohl Vater Nikiphor“, stotterte der Schmied und sprang eilig davon. Der kleine Krisch drängte sich inzwischen leise an den Volksschullehrer, faßte seine Hand und flüsterte heiser: „Mutter wird sterben“.

In einer zärtlichen Regung faßte Stepan Nikolaitsch den Kopf des Kindes, seufzte und preßte ihn an seine Brust. Ein tröstendes Wort fand er nicht.

Der Schmied kam mit den Decken. Die beiden Männer hüllten sich hinein, der Pope machte eine Geberde des Segnens und Beide schritten ins Freie.

Das Gewitter hatte seinen Zorn ausgetobt. Nur in der Ferne grollte noch ein wuchtiges Donnern und eintönig prasselte der Regen nieder. Glänzend und frisch stand das Grün des Bergrückens gegen das schwere Grauviolett der Wolken, blank und gewaschen leuchteten die Dächer des Fleckens, das Flüßchen strömte mit leisem Gurgeln vorüber und links am Ende des Ortes hob sich in großen Linien das freiherrliche Schloß.

Wuchtig schritt Vater Nikiphor dahin, an seiner Seite in nervöser Gangart hastete Stepan Nikolaitsch. Sie sprachen kein Wort.

Vor der Brücke blieb Vater Nikiphor stehen und erhob seinen Arm. Er deutete auf das Schloß. „Da hausen unsere Wiedersacher“ — sprach er mit grollendem Ton, „diese sogenannten deutschen Kulturträger mit ihrem Lutheranerglauben.

Warme Nesterchen haben sie sich hier zu bauen verstanden, das muß man sagen, und auf uns Russen, denen das weite große Zarenreich gehört, sehen sie mit demselben Hochmut herab, wie auf die Letten und Juden. Ich sage dir, Brüderchen, Slaventum und Germanentum — das sind zweierlei Pferde, — die ziehen nicht am selben Gespann“.

„Schon wahr“, murmelte der Volksschullehrer, und um etwas zu sagen fügte er hinzu: „Das Zarenreich ist doch aber weit genug für alle“.

Zornig lachte Vater Nikiphor auf. „Weit genug — — meinst Du? Vielerlei Völker hausen im Reich des weißen Zaren, Tataren und Mongolen, Tschuktschen und Tungusen — gut; gastfreundlich und geduldig ist unser Volk, — es wehrt ihnen weder Wohnung noch Weide, und sie beugen sich unserem Väterchen — gesegnet sei der Zar Nikolai Alexandrowisch, — aber hier, mit diesen deutschen Baronen und Literaten, ist 's eine andere Sache. Hochmütig sind sie, alles besser wissen wollen sie, in den Staatsdienst drängen sie sich und Orden und Ämter bekommen sie, und unser Russe steht sehnsüchtig daneben. Drängen etwa die Tataren und Mongolen, die Tschuktschen und Tungusen unseren Bruder von seinem ihm zukommenden Platz des erstgeborenen Sohnes fort — he? Antworte mir, Brüderchen, Stepan Nikolaitsch Goruschkin, Wohlgeboren, antworten Sie mir doch!"

Verwirrt blickte der kleine Mann auf. Ein seltsamer Trotz stieg in ihm empor. „Peter der Große, der große Zar, hat die Ausländer nun aber doch selbst in unser Reich geführt," sagte er.

„Schön. Und wir, die neue Zeit, das zwanzigste Jahrhundert werfen sie wieder hinaus! Brauchen wir etwa Ausländer, um zu leben und zu herrschen, wie? Kann sein, daß wir sie einstmals brauchten. Aber jetzt? Lächerlich! Bauen wir nicht selber Fabriken? Spinnen und weben wir nicht? Einen Wodka, wie wir ihn brauen, den kann man in ganz Germanien suchen!"

„Der Wodka, der unser Volk zu Tode peitscht — —" murmelte der Volksschullehrer bitter, — „besser, er wäre nie erfunden worden."

Vater Nikiphor überhörte den Einwurf. „Die Deutschen mit ihrer ganzen Kultur" — fuhr er grimmig fort, „die haben ihre Rolle ausgespielt, sag' ich Ihnen, Stepan Nikolaitsch — ausgespielt! Wir können ohne sie fertig werden. Und weißt du, Brüderchen, wer uns helfen wird unser russisches Zarenland reinfegen? Diese Letten und Litauer und Esten mit ihren harten Schädeln . . . ja und auch die Juden. Lange genug haben sie das Joch der Barone getragen. Nun mögen sie sehen, wie sie mit einander fertig werden! Wir schauen zu und waschen unsere Hände in Unschuld — — mögen sie sich gegenseitig aufreiben! Die Parole geben wir aus und lachen uns ins Fäustchen . . . . ja — das nennt man Politik!"

Er lachte aus vollem Halse.

Nachdenklich hatte der Volksschullehrer den Kopf gesenkt. „Ich meine, der Wohlstand der hiesigen Bauern ist ein größerer, als bei uns im Orelschen. Hier hört man von keiner Hungersnot und bei uns —

ach du lieber Gott — in jedem Jahre hungert unser Bauer in einem anderen Gouvernement."

Wieder überhörte der Pope diesen Einwurf. „Ich hatte gestern einen sonderbaren Traum," fuhr er fort. „Unsere heilige Kirche stand vor dem Himmelstor und ihre Kuppeln strahlten von Silber und Gold, — — rings um sie her standen diese lutheranischen und polnischen Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel, und alle die anderen beugten sich nieder vor unserer rechtgläubigen Kathedrale, und ihre Kuppeln mit ihren lutheranischen Hähnen und mohammedanischen Halbmonden berührten den Staub. Und eine große Stimme sprach: Nur durch die rechtgläubige goldene Kuppelkirche führt der Weg zu mir."

Vater Nikiphor hatte sich hoch aufgerichtet. Seine Augen glühten fanatisch, die Pferdedecke war von seiner Schulter geglitten. Beschwörend hob er den Arm.

Ein eisiger Schauer kroch über den Rücken des kleinen Schullehrers. Fasziniert hing sein Blick an dem Priester. „Ich glaube ja an nichts," wiederholte er sich im Innern, „an nichts außer den Atomen." Aber während seine Lippen diese Worte flüsternd formten, fühlte er, daß er sie nur mechanisch vor sich hinplapperte — ich glaube . . . ich glaube an die Kraft dieses starken und doch beschränkten Mannes — fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

„Kommen Sie, Vater Nikiphor," sagte er endlich mit stockender Stimme — „Sie werden ganz naß."

Der Priester rührte sich nicht. „Wissen Sie, Stepan Nikolaitsch, wer es ist, der unsere rechtgläubige Kirche hemmt und hindert? Die Letten und Litauer und Esten, die beginnen sich unserem heiligen Glauben zuzuwenden, — wer uns aber in unserer Bekehrungsarbeit aufhält — das sind diese deutschen Barone und deutschen Pastoren, und darum müssen sie uns die Bahn freigeben: wir oder sie! . . . Wir oder sie!" wiederholte Vater Nikiphor mit gerunzelten Brauen und schritt mit gewaltigen Tritten ins Städtchen hinein. „Wir oder sie!"

Und wieder formten sich diese kurz hervorgestoßenen drei Worte in der Seele des Volksschullehrers zu einer neuen Bedeutung um. Ich oder du — klang es mit schreckhafter Deutlichkeit in ihm wieder . . . ich oder du . . . und eine angstvolle Gewißheit legte sich ihm lähmend auf die Seele: Du — — du! Wie könnte es anders sein? Er seufzte tief und wehrlos fragte er: „Was ist dabei zu machen?"

Sie waren über den verödeten Marktplatz getreten. Die Fensterläden der hebräischen Handlungen hatten sich wieder geöffnet, hier und

da hastete unter mächtigem Regenschirm ein eiliger Fleckenbewohner vorüber, wie ein triefender wandelnder Pilz. In der langen Straße wurden hastig in einem niedrigen gelbgestrichenen Hause die Fensterläden aufgestoßen. Zwei Mädchenköpfe, ein blonder und ein brauner, beugten sich heraus.

„Da geht die russische Geistlichkeit — in einer Pferdedecke, nein, wie komisch!“ kicherte eine Stimme, „du, Wally, der Pope ist übrigens ein schöner Mann!“

„Der Schullehrer gefällt mir viel besser, er hat ein sanftes gutes Gesicht, vor dem Popen würd' ich mich fürchten,“ war die rasche Antwort — „es wär' eigentlich ein christliches Werk, wenn wir den beiden Russen unsere Regenschirme anböten.“

„Nun, so tun wir's doch!“

„Ach nein, lassen wir's, Wally, das sähe aufdringlich aus!“

„Aber nun erst recht — kommst du mit, Mietze, — sonst geh ich allein!“

Die Braune stand ein paar Sekunden später auf der Straße, zwei Schirme in den Händen. Sie war ein schönes Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar und kecken feurigen Augen. Schüchtern war ihr die blonde Mietze gefolgt.

„Erlauben Sie, daß wir Ihnen unsere Schirme anbieten!“ sagte Wally in fließendem Russisch.

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ sprach Vater Nikiphor, „und ich weiß diese Liebenswürdigkeit um so mehr zu schätzen, da sie uns von deutschen Damen geboten wird.“ Seine machtvollen Augen überflogen die kraftvolle Gestalt der Brünetten und bohrten sich in das zarte Gesicht der blonden Mietze.

Stepan Nikolaitsch sagte nichts, er riskierte eine ungeschickte Verbeugung und sah erstaunt zu der Brünetten hinüber, deren Antlitz sich mit warmem Rot übergossen hatte. Dann gingen die Männer weiter.

„Die Blonde ist die Schwägerin des Veterinärarztes Schulz,“ flüsterte er aufgeregt, — „ein hübsches Mädchen, die andere ist ihre Nichte oder Kusine aus Libau, zum Besuch hier.“

„So so . . . Sie scheinen ja außerordentlich gut Bescheid zu wissen!“ sagte Vater Nikiphor lachend. „Nun, so will ich Ihnen denn auch großmütig überlassen die Schirme wieder abzuliefern.“

Vor der Apotheke stand der Wagen des deutschen Pastors Brenner. „Da sitzt Hochwohlehrwürden, das Herrensöhnchen“ — murmelte der

Priester höhnisch — „wart, Brüderchen, wir haben noch eine lange Rechnung miteinander auszugleichen.“

Der Pastor, ein kräftiger Mann mit einem ruhigen, diskreten Gesicht grüßte gemessen, während Vater Nikiphor den Hut schwungvoll zog und seinen deutschen Kollegen mit herausfordernder Miene anstarrte.

„Ich oder Du!“ sagte Vater Nikiphor mit harter höhnischer Stimme. Dann lachte er ein breites zorniges Lachen. „So ists — — Ich oder Du!“

Und in dem Klang seiner Stimme stand das Ich so mächtig, breit und protzend da, daß der Volksschullehrer aus einer Art von betrachtungsvoller Betäubung erwachte und es ihm schien, als trete das „Du“ von vornherein wie ein wesenloser Schatten in den Hintergrund.

„Natürlich!“ murmelte er in seiner Versunkenheit und mühte sich durch den zerschlissenen Regenschirm ein Streifchen des grauen weinenden Himmels zu erspähen. „Natürlich.“

Sie schritten am Friedhof vorüber. Durch das tropfende Grün der Birken und Syringenbüsche leuchtete hier und da ein blasses Marmorkreuz unter den dunklen triefenden Holzkreuzen freundlich hervor. Bald standen die Landsleute vor der neuerbauten russischen Kirche mit ihren grünen Kuppeln.

„Auf Wiedersehen, Stepan Nikolaitsch“ — sagte der Priester kurz und schritt dröhnend in den Hausflur der Kirchenschule hinein. Die Popenwohnung lag zu ebener Erde wie die Schule, während der Volksschullehrer seine zwei Stübchen eine Treppe hoch hatte, gegenüber den Zimmern des Küsters und Psalmensängers Terenti Kusmitsch Skworzoff.

Erschöpft trat der kleine Mann in seine Wohnung und setzte sich nachdenklich an seinen Tisch. Er stützte den Kopf in die Hand und seufzte schwermütig. Draußen der graue bewölkte Regenhimmel über dem Gewirr von roten feuchtglänzenden Dächern, von denen die Tropfen langsam herabrieselten — nein er wußte — er war ein Fremdling hier und würde sich nie heimisch fühlen unter der kurländischen Bevölkerung. Hier drinnen die leere, unwohnliche Stube, der Boden mit angerauchten Zigarettenenden bestreut, auf Kommode und Stühlen einige halbaufgeschnittene russische Zeitschriften mit schlechten Illustrationen. In der Ecke das eiserne Bettgestell mit der roten verblaßten Flanelldecke, an der Wand die farbigen billigen Abdrucke des szeptertragenden Zaren und der Zarin. Über ein vergessenes Stückchen Zucker auf dem Tisch hatte sich ein Schwarm gieriger Fliegen hergemacht, und klebte in lüsterner Versunkenheit daran. Verstohlen hob Stepan Nikolaitsch die Hand, um sie mit einem Schlage zu zerschmettern. Dann überkam ihn ein grenzenloses Gefühl des Ekels

und mutlos ließ er die Hand wieder sinken. Was nutzte die Gewalt? Waren diese Fliegen vernichtet, so sammelten sich wieder neue, so lange der Sommer währte, oder ein Gegenstand vorhanden war, der ihr Interesse erweckte. War es nicht so mit allen Dingen? Er öffnete das Fenster, ergriff das Stückchen Zucker — summend stoben die Fliegen auseinander — und schleuderte es weit hinab auf die Gasse. Leise und zierlich kam eine gelbe Katze geschlichen, hob die weißen Pfötchen wie ein Dämchen über die nassen unregelmäßigen Pflastersteine, und beroch das Zuckerstück. Mit den grünlichen funkelnden Augen blickte sie um sich, schielte zu dem einsamen Manne am Fenster empor und stieß ein klägliches Miau aus. Dann sprang sie auf einen Prellstein, setzte sich graziös zurecht und begann ihre Pfötchen zu belecken. Schwerfällig, mit breit ausladendem Schritt kam ein lettischer Bauer gegangen, einen gestrickten Shawl um den Hals, die Mütze tief über das struppige Haar gezogen; er trieb mit einer Peitsche ein Schwein vor sich her. Widerwillig grunzend lief das Tier mit kleinen eiligen Schritten, bewegte das geringelte Schwänzchen und schob den schnüffelnden Rüssel am Boden entlang. Jetzt hatte es das Zuckerstück erwischt und verspeiste es mit schmatzendem Behagen. „Nu, nu — vorwärts!“ bellte der Bauer und ein Peitschenhieb fiel auf den feisten Rücken des Tieres nieder. Erschreckt sprang das Kätzchen vom Prellstein, tschirp, tschirp machten die Spatzen auf den Dächern und mit melancholischem Lächeln trat Stepan Nikolaitsch vom Fenster zurück.

Er warf sich auf das Bett und starrte zur Decke empor. War das ein Leben, das er hier führte? Vor seiner Seele lag das heimatliche Städtchen Brjansk und die Erinnerung überzog es mit leuchtenden sonnigen Farben. Der polternde, stets betrunkene Vater, die schüchterne verängstete Mutter, die ihren mageren Rücken in gleicher Weise vor den Heiligenbildern und über ihr Nähzeug krümmte, die kleine flachshaarige Schwester Katiuscha, deren Zöpfchen am Sonntag naß und frisch geflochten, steif und artig von dem dünnen Hälschen abstand, die raufenden Gassenjungen mit ihrem Geschrei und ihrem Knöchelspiel — in der Erinnerung war ihm Alles lieb und heimatlich.

Dann die mühseligen Schuljahre, das staunende Entzücken, als er zum erstenmal mit etlichen Kameraden auf der Eisenbahn ins freie Land hinausgefahren war, aus der Enge rauchender Fabrikschlöte hinaus in grüne Wälder, auflachende Wiesen, unter armselige gutmütige Bauern, die ihr Leben dahinfristeten in schwerer Feldarbeit bei ungenügendem Einkommen und es nicht besser kannten. Da war der Entschluß in ihm entstanden, Volksschullehrer zu werden und die aufklärende Sonne der

Bildung hineinzutragen in die kümmerlichen Hütten der Landbewohner. Und was war daraus geworden? Jahrelang hatte er in seiner passiven stillen Weise gegen die dumpfe mißtrauische Unwissenheit in seinem Volke angekämpft, angekämpft gegen Trägheit, Aberglaube und Gleichgültigkeit . . . und was hatte er geerntet? Spott und Feindseligkeit von den Bauern, die den Städter in ihm mißachteten, Mißtrauen und Verständnislosigkeit von den Seinen. Die kleine Schwester war groß und hübsch geworden und man hatte sie gegen seinen Willen mit einem ärmlichen kranken Gemüsekrämer verkuppelt. Seinen einzigen Freund, einen jungen Schreiber aus Brjansk, einen Hitzkopf voll sozialistischer Ideen, hatte die Polizei aufgestöbert und auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt — da war eine große Hoffnungslosigkeit über Stepan Nikolaitsch gekommen und er hatte sich nach den baltischen Provinzen versetzen lassen.

Müde und teilnahmlos hatte er sein hiesiges Amt angetreten, müde und teilnahmlos war er seither geblieben. Nur ein zehrendes Heimweh nagte an seiner Seele und wuchs von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Dazu gesellte sich ein bitterer Vorwurf: warum war er nicht daheim geblieben? Da hätte er doch wenigstens Jemanden gefunden, dem er in seiner eigenen Sprache sein Leid hätte klagen können und der ihn verstanden hätte. Er hatte die traurige Wahrheit noch nicht erkannt, daß er zu jenen Einsamen gehörte, die überall und unter allen Umständen Einsame bleiben, weil sie es nicht vermögen, aus sich herauszutreten, weil es ihnen an der zuversichtlichen Kraft und dem Selbstbewußtsein gebricht, die allein dem Schicksal gewachsen sind.

Stepan Nikolaitsch strich sich über die Stirn und stöhnte. Ein qualvolles Bedürfnis zu reden, von den Seinigen daheim, von seinem Freunde dem verschickten Kameraden, ein Bedürfnis zu renommieren, sich groß zu tun in seiner Kleinheit, sein heimwehkrankes Selbst zu übertäuben, wurde in ihm wach und trieb ihn von seinem Lager empor. Er öffnete die Tür und spähte die Treppe hinab. Nur den Vater Nikiphor nicht sehen, nur dem gewaltigen Manne nicht begegnen, neben dem er sich vorkam wie eine zappelnde wehrlose Fliege im Netz, gegenüber der siegessicheren Spinne! Mit zögernden kleinen Schritten ging er über den Flur und klopfte an die Tür seines Nachbars, des Küsters Skworzoff.

„Herein!“ rief eine fette Stimme.

Unwillkürlich nahm Stepan Nikolaitsch eine selbstgefällige nachlässige Haltung an und drückte die Tür auf.

An einem großen ungestrichenen Tisch saß eine dicke Frau in mittleren Jahren, vor sich eine Schüssel mit Erbsen. Emsig war sie dabei, sie aus

den Schoten zu streifen; die hellgrünen saftigen Dinger sprangen klirrend in eine Tonschüssel.

„Guten Tag, Stepan Nikolaitsch, nur immer herein!“ sagte die Frau gutmütig. „Es ist recht, daß Sie kommen, da können Sie mir gleich ein wenig behilflich sein. Nehmen Sie nur Platz, Väterchen und erzählen Sie mir etwas. Gott, — ist das ein böses Wetter heute!“

„Ganz abscheulich, Matriona Fadejewna,“ sagte Stepan Nikolaitsch mit einem Seufzer und setzte sich. „Also erzählen soll ich Ihnen? Ja, was soll ich Ihnen denn nur erzählen?“

„Wo waren Sie denn heute? Sie sollen ja zwei hübschen jungen Damen begegnet sein, die Sie mit Regenschirmen versehen haben.“

Stepan Nikolaitsch wurde ein wenig rot. „Also das wissen Sie auch schon — was bleibt mir da zu erzählen übrig? Warten Sie,“ sagte er, als wolle er sich besinnen, und zog die Erbsenschüssel näher zu sich heran. Umständlich öffnete er eine Schote um die andere. „In der Heimat, im Seminar hatte ich einen Freund, — ein prachtvoller Mensch, nur ein wenig rot, wie das schon so geht. Ich liebte ihn sehr, und auch er bevorzugte mich vor allen Kameraden. „Laßt mir den Stiopka in Ruhe!“ sagte er —, „In dem steckt was — stille Wasser sind tief.“ — Ja . . . ja . . . Sein Kopf sank ihm tief auf die Brust, während er sprach, und er seufzte schwer. „Hm!“ räusperte er sich, um seiner Stimme mehr Festigkeit zu geben — „Wladimir Gruschewsky war ein hübscher Bursch — — er konnte sich überall sehen lassen, und die Mädchen waren auf ihn rein wie versessen, — meine Schwester Katiuscha natürlich mit, und Augen machte sie ihm — so große! Sein Vater war Kaufmann, hatte Geld, hielt es aber ungemein zusammen wie so ein Knicker, — nu und Wolodjka wurde ziemlich kurz gehalten. Eines Tages — es war vor Schulanfang in unserem letzten Seminarjahr, kommt Wolodjka zu mir — bleich, mit zerzaustem Haar und glühenden Augen. „Stepan“, sagt er und packt mich bei den Schultern — „bist Du mein Freund oder bist Du's nicht?“ — „Wozu die Worte?“ sag ich —, „Du weißt es!“ — — Da setzt er sich auf die Ofenbank, streckt die Beine lang von sich, streckt die Hände in die Rocktaschen und kehrt sie um. „Ich hab mein Schulgeld verspielt“, sagt er einfach, — „Alles bis auf die letzte Kopeke. Morgen werd ich aus dem Seminar gejagt, und dann schieß ich mir eine Kugel vor den Kopf!“ — Ich sehe ihn an, er mich, und ich fühle, daß er die Wahrheit spricht. Kalt kriecht es mir über den Rücken. Ohne ein Wort zu sagen, kehre ich mich zur Wand, und beginne einen losen Ziegelstein herauszuheben, — dahinter pflegte

ich mein Geld vor meinem Vater zu verstecken. Ich gab damals ein paar kleinen Gymnasiasten Nachhilfestunden, und sparte zu einem neuen Anzug und zu einem neuen Osterkleide für Katiuscha. Ich nehme also das Geld heraus, füge den Ziegelstein ordentlich zurück und drücke es ihm in die Hand. Er springt auf, umarmt mich und sagt: „Stiopka, das vergeß ich Dir nie! —"

Aufmerksam hatte die dicke Frau zugehört. Ihr breites gutmütiges Gesicht mit dem glatt anliegenden Scheitel und den kleinen zusammengekniffenen Äuglein drückte eine Welt von Wohlwollen und Bewunderung aus.

„Nu, das war aber schön!" lobte sie. „Hat er es Ihnen wiedergegeben?"

Stepan Nikolaitsch zögerte einen Moment. „Nach einem Jahr — ja," sagte er. „Er wurde Sekretär bei einem Advokaten, war ein gescheiter Kopf — und findig. Reden konnte er halten, besser wie der Advokat selber, und in die Katiuscha verliebte er sich sterblich. Ich war damals auf dem Lande in meiner Schule, — da hörte ich, daß er nach Sibirien verschickt worden sei. Solch ein Mensch nach Sibirien verschickt — stellen Sie sich vor! Man hatte verbotene Schriften bei ihm gefunden, und eins, zwei, drei packt man ihn auf und zieht ihm die gelben Stiefeln an!"

Schmerzlich starrte der junge Mann vor sich nieder.

„Ja, ja," sagte Matriona Fadejewna bedeutsam „ins kalte Land, dahin kommt unsereins schnell genug. Gott bewahre uns!" Sie schlug ein Kreuz und fragte nach einer Pause: „Und haben Sie seitdem von ihm gehört?"

„Kein Sterbenswörtchen. Und darum sehen Sie, liegt es mir wie ein Stein auf dem Herzen! Ich kann mir's nicht von der Seele reden, was mich drückt. Sind wir denn nicht auch wie in der Verbannung hier unter diesen fremden Völkern?"

„Ja, ja," . . . nickte Matriona Fadejewna trübselig — „ja, . . . ja, ja. Der Vater Nikiphor, sehen Sie, der ist aus anderem Holze geschnitzt. Der lebt durch den Haß. Wie ein Feuer brennt der Haß in ihm fort und erhält ihn bei Kraft und Gesundheit, aber Traurigkeit frißt Einem an der Seele wie ein Wurm und macht schwach und hinfällig. Stepan Nikolaitsch —" sie beugte sich über den Tisch zu ihm vor und flüsterte: „Nehmen Sie sich vor Vater Nikiphor in Acht — er ist kein guter Mensch. Er trägt böse Gedanken mit sich umher."

„Böse Gedanken . . . wie so denn?" fragte Stepan Nikolaitsch.

„Nu, ich will nichts gesagt haben, aber ich weiß, was ich weiß!“ sagte die dicke Frau geheimnisvoll. „Seine arme Frau . . . hab ich auch noch gekannt. Gott, war das ein Kreuz!“

In diesem Augenblick ertönte ein wuchtiger Schritt auf dem Flur, die Tür wurde aufgerissen und in seiner ganzen Größe stand die breite Gestalt des Popen vor den Beiden.

„Eh, Matriona Fadejewna, meine Gute, können Sie mir nicht sagen, wo Ihr Mann steckt?“ fragte der Geistliche laut, „So so, Erbsen bolstern wir? Eine nützliche und angenehme Beschäftigung!“

Ungeniert fuhr er mit der breiten Faust in die Schüssel und nahm sich eine Hand voll heraus.

Eilig war die Küstersfrau aufgesprungen und strich ihre Schürze zurecht. „Kusmitsch wird in die Kirche gegangen sein, um Alles zum morgenden Festtag vorzubereiten,“ sagte sie. „Befehlen Sie etwas, Vater Nikiphor?“

„Er soll nachher zu mir herunterkommen, ich muß ihn notwendig sprechen. Nun und Sie, Stepan Nikolaitsch, — waren Sie noch nicht mit den Regenschirmen bei den beiden Schönheiten — wie? Nein bewahre — das Männchen macht sich's bequem und schält Erbsen wie ein artiges Muttersöhnchen, — ist auch die rechte Beschäftigung für Sie!“

Spottend strich er dem Volksschullehrer über die Haare.

Im Innersten gestachelt, saß Stepan Nikolaitsch da und öffnete den Mund zu einer heftigen Antwort. Aber die lähmende Gegenwart des gewaltsamen Mannes begann wieder ihre geheimnisvolle Wirkung zu üben und er schwieg.

Am anderen Morgen war klares lichtes Sonntagswetter. In seinem neuen Anzuge, frisch gebürstet und rasiert begab sich Stepan Nikolaitsch sofort nach dem russischen Gottesdienst mit den beiden Regenschirmen zu den jungen hilfsbereiten Damen.

Er schellte an der Tür des Veterinärarztes. Sein Herz klopfte in starken unruhigen Schlägen. Er hatte sich eine wohlklingende Phrase zurechtgelegt.

Fräulein Wally Grundmann öffnete ihm selbst. Vor ihrer dunklen, ein wenig herausgeputzten Schönheit blieb ihm das Wort im Halse stecken. Er machte eine ungeschickte Verbeugung.

„Ich dachte schon, daß Sie kommen würden“, sagte das junge Mädchen fröhlich, — „deshalb bin ich nicht mit meiner Cousine und den anderen Verwandten zur Kirche gegangen.“

Sie lachte, wie über einen recht gelungenen Streich und ihre weißen Zähne blitzten. „Bitte, treten Sie nur näher.“

Sie führte ihn in einen kleinen spießbürgerlich eingerichteten Salon. Auf den verschlissenen roten Möbeln waren gehäkelte Schutzdeckchen sorgfältig angesteckt.

„Es war außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, uns die Schirme... wie darf ich Sie anreden, Fräulein?" stotterte Stepan Nikolaitsch und nahm verlegen Platz.

„Ich heiße Wally Oswaldowna, — da das aber für russische Zungen sehr unbequem ist, lasse ich mich von meinen russischen Bekannten in Libau Wally Iwanowna nennen. Und wie ist Ihr Name?"

„Ganz leicht und bequem auch für deutsche Zungen", lächelte der Volksschullehrer — „Stepan Nikolaitsch. Sie haben viele russische Bekannte, Wally Iwanowna?"

„Eine Menge. Hier freilich, in diesem trübseligen Nest fehlt es uns ganz an Bekanntschaften. Das find ich höchst langweilig!"

„Sie sprechen ein erstaunlich gutes Russisch für eine Deutsche!"

Sie lachte vergnügt. „O das ist kein Wunder, — ich habe ja das russische Mädchengymnasium in Libau absolviert, außerdem war meine Großmutter väterlicherseits Russin. Da sie zu Zeiten Kaisers Alexander des Zweiten ohne Reversal heiratete, konnten ihre Nachkommen lutherisch sein. Wir sind alle Protestanten."

„Auf die Konfession kommt es ja nicht an", sprach Stepan Nikolaitsch in der Absicht etwas Bedeutendes zu sagen.

Die dunklen Augen der jungen Dame funkelten. „So? Sind sie wirklich so freisinnig? Das setzt mich in Erstaunen. Ich hielt Sie für einen ausgesprochenen Orthodoxen. Sind Sie nicht mit dem russischen Geistlichen befreundet?"

„Ich war niemals mit Vater Nikiphor befreundet", sagte Stepan Nikolaitsch mit Nachdruck.

„Man sieht Sie aber doch häufig zusammen gehen."

Er zuckte die Achseln. „Ja was wollen Sie, Wally Iwanowna — wenn man unter lauter Fremden sozusagen aufeinander angewiesen ist und unter einem Dache lebt ... außer einigen Postbeamten und dem Küster Skworzoff gibt es ja keine Russen mehr."

Sie sah ihn mitleidig an. „Da müssen Sie sich aber entsetzlich vereinsamt fühlen!"

„Entsetzlich!" wiederholte er dumpf.

„Ja, warum verkehren Sie denn nicht in den deutschen besseren Häusern?"

„Will man uns denn empfangen?" fragte er bitter zurück. „Wir Russen werden ja seit der Russifizierung von der einheimischen Bevölkerung gehaßt!"

„Das ist ein Vorurteil!“ sagte sie leicht hin. — „Ich zum Beispiel, ich hasse Niemanden.“

Bewundernd blickte er ihr in das schöne, ein wenig kokette Gesicht. „Sie sind eben eine Ausnahme — Sie passen ja auch nicht in die hiesigen Kreise hinein!“

„Finden Sie?“ Sie lachte geschmeichelt. „Ja, Sie haben Recht, — in Libau ist man vorurteilsloser. Aber da Sie nun einmal hier leben, sollten Sie sich mit der deutschen Sprache befreunden. Verstehen Sie kein Deutsch?“

„Gut Morgen, gut Abend, wie habben Sie geschljafen?“ sagte er auf deutsch — „das ist Alles!“

„Da haben Sie aber einen schlechten Lehrmeister gehabt. Es heißt nicht „gut“ Morgen, sondern guten Morgen und guten Abend, nicht „habben“, sondern haben Sie geschlafen, nicht schljafen.“

„Himmlische Gerechtigkeit! Ist das aber schwer!“ seufzte er in komischer Verzweiflung.

Sie lachte lustig und hell. „Es ist gar nicht schwer“, tröstete sie, — „wissen Sie, ich hab einen guten Einfall: ich will Ihnen deutsche Konversationsstunden geben, — und Sie, nun Sie erteilen mir dagegen einen Kursus, nun sagen wir in slavonischer Sprache.“

Des kleinen Mannes blasses Gesicht leuchtete auf. „Wäre das denn möglich?“ fragte er zweifelnd.

„I — warum denn nicht? Über die Vorurteile eines so lumpigen Fleckens setze ich mich natürlich hinweg.“ Sie warf den hübschen Kopf zurück. „Übrigens um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich langweile mich hier zum Sterben bei meinen Verwandten, und leider soll ich noch ein rundes halbes Jahr hierbleiben. Mein Vater, — er ist Provisor in Libau — gedenkt sich nämlich wieder zu verheiraten, und da soll ich dem jungen Familienglück aus dem Wege.“ Ein kleines bitteres Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

Er hatte nur die erste Hälfte ihrer Rede beachtet. „Nur noch ein halbes Jahr!“ sprach er bedauernd. „Und Sie wollten, wollten mir einsamen Menschen deutschen Unterricht geben, — — mir Ihre Zeit und Ihre Gegenwart schenken? Das ist ein zu großes Glück für mich! Was kann ich Ihnen denn dagegen bieten?“

„Ach, seien Sie doch nicht sentimental! Muß denn durchaus Alles gegeneinander abgewogen und genau bezahlt werden?“ sagte Fräulein Wally großartig. „Wir sind doch keine Krämerseelen, Stepan Nikolaitsch.“

In stummem Entzücken blickte der Volksschullehrer in das blühende junge Gesicht. Noch nie glaubte er etwas so schönes, so gütiges gesehen zu haben.

„Sie sind so schön, so gut, so außerordentlich . . . ich finde keine Worte“ . . . murmelte er verwirrt.

Wieder lachte sie ihr helles klingendes Lachen. „Ich will Ihnen etwas sagen, Stepan Nikolaitsch, — ich bin gar nicht gut, ich bin bloß frei — freier als die Anderen.“

Sie wurde ernst und ein kindlicher sehnsüchtiger Ausdruck flog über ihre Züge. „Ich möchte gern gut sein, so im großen, verstehen Sie, — aufopfern möcht' ich mich, eine große gute Tat tun, für etwas Großes leiden, ja sterben, — aber mich nicht täglich mit all dem kleinlichen Kram herumplagen! Das macht so müde, so ungeduldig, und ich bin eine große Egoistin und hasse das Langweilige.“

Versunken lauschte Stepan Nikolaitsch ihren Worten. Es schien ihm, als spräche seine eigene frühe Jugend zu ihm, als höre er seinen verschickten Freund Wladimir reden. Hatte er nicht selbst ähnliche Anwandlungen gehabt? Sterben für eine große Idee — ja, das ließ sich hören! Aber nach Sibirien verschickt zu werden ohne weiteres Beweismaterial als ein paar verbotene Schriften, — aber ein kleinliches, gleichsam abgestricktes Leben führen ohne großen Inhalt, wo sich Tag an Tag wie Masche an Masche reihte — das tötete langsam und machte stumpf und feige. Das Bewußtsein seines ganzen Jammers kam heiß über ihn. Starr blickte er zu Boden und sein blasses gequältes Gesicht sah anziehend und interessant aus.

So dachte wenigstens Fräulein Wally. Sie hielt ihm die Hand hin. „Wir wollen gute Freunde werden!“ sprach sie herzlich. „Wann beginnen wir unsere Stunden? Ist Ihnen Mittwoch und Sonnabend von 4 bis 5 nachmittags recht?“

„Hier?“ fragte er noch immer zweifelnd.

„Gewiß hier. Um meine Verwandten sorgen Sie sich nicht. Die tun alles, was ich will. Ich verstehe es, mich verwöhnen zu lassen!“ fügte sie mit koketter Schelmerei hinzu.

Sie waren aufgestanden. Das Glücksgefühl machte ihm schwindlig. Ungeschickt stolperte er über die Treppe und fand sich in einem verträumten seligen Zustande auf dem Heimwege.

Im Flur wartete sein Lieblingsschüler Krisch auf ihn. Der Knabe hing den Kopf und sah scheu mit geröteten Augen drein.

„Mutter ist tot,“ sagte er mit stumpfem Ausdruck.

„Wann ist sie gestorben?“

„Heute morgen um 3 Uhr. Übermorgen soll sie beerdigt werden.“

Der Volksschullehrer faßte den Knaben bei der Hand und ging mit ihm die Treppe empor. Er fühlte sich heute so reich beschenkt, so beglückt, daß die ungeschickte Sprödigkeit seiner Natur sich langsam abzulösen begann, wie eine zu eng gewordene Hülse.

„Du hast wohl die ganze Nacht nicht geschlafen, Krisch?" fragte er weich.

„Bis sieben Uhr nich," knurrte Krisch. „Ich graul mich so."

„Armer Kerl!" sprach Stepan Nikolaitsch mitleidig, „wart, ich will dir eine warme Tasse Tee kochen, und nachher streckst du dich auf mein Bett aus und schläfst."

Der Junge zögerte. „Ich muß noch zum Vater Nikiphor — anmelden. Vater hat mich geschickt."

„Das werd ich schon ausrichten. Bleib nur ruhig bei mir!"

Geschäftig ging Stepan Nikolaitsch in die Nebenkammer, die ihm als Küche diente, machte Feuer an und kam bald mit einer dampfenden Teemaschine wieder. Dann goß er den Tee auf, stellte Butter, Brot und Zucker nebst zwei Tassen auf den Tisch, hieß den Knaben Platz nehmen und schenkte ein.

„So, nun greif zu und trink, Junge!" sagte er.

Mechanisch schlürfte Krisch seinen Tee und sah den Lehrer mit runden verwunderten Augen an. Wenn er das seinen Kameraden erzählte — die würden neidisch sein! dachte er. Und selbst hat er für mich den Tee gekocht — — ob sie das glauben werden?

Im Gefühl seiner Wichtigkeit trank er noch eine zweite Tasse.

Stepan Nikolaitsch suchte nach dem rechten Wort. Und ungesucht stellte es sich ein, weil er selbst durchwärmt worden war.

„So, das ist recht," sagte er, — „jetzt legst du dich hin. Ich bleib bei dir, bis du einschläfst."

Er glättete ihm die Kissen und zwang den Knaben auf sein Bett. Dann setzte er sich zu ihm und streichelte ihn sanft.

Die runden Bubenaugen waren starr auf Stepan Nikolaitsch gerichtet. Plötzlich barg Krisch den Kopf in die Kissen und brach in ein jämmerliches Schluchzen aus.

„Krisch, mein guter Krisch," murmelte der junge Mann, „ja sieh, sein Mütterchen zu verlieren ist eine bittere Sache. Jeden trifft's einmal, früher oder später, — da gibts nur eins: ein guter ordentlicher Mensch werden, damit dein Mütterchen droben im Himmel eine Freude an dir hat."

Verschämt wandte Krisch das Gesicht ab, aber seine Tränen flossen noch lange. Still saß Stepan Nikolaitsch bei dem Knaben, streichelte ihn und sah mit seltsam glänzenden Augen durchs Fenster hinaus ins

Weite, in eine lichtere glücklichere Zukunft. Jetzt rührte sich das Kind nicht mehr und leise zog er die Hand zurück und stand auf — da fühlte er sich von zwei mageren Armen umfaßt und Krisch preßte ihm einen tränennassen Kuß auf die Hand.

„Sie sind gut, ich hab Sie lieb, Stepan Nikolaitsch."

Als hätten die Beiden, der Volksschullehrer und sein Schüler, einen Orden bekommen, so trugen sie seither die Köpfe. Etwas war in ihnen beiden frei geworden, eine neue Entwicklungsphase hatte für beide begonnen — und somit trug jeder seinen Orden.

Fräulein Wally hatte Recht gehabt: sie verstand es mit ihren Verwandten umzugehen und setzte alles durch, was sie wollte. Jetzt wollte sie, daß man im Hause des Veterinärarztes dem Volksschullehrer liebenswürdig begegnete, und sie erreichte es. Die biederen Fleckenbewohner waren viel zu tief von Fräulein Wallys großstädtischer Welt- und Lebenskenntnis durchdrungen, als daß sie sich ihrem Willen widersetzt hätten. Dazu war der kleine bescheidene Mann ihnen persönlich sympathisch und selbst die blonde zurückhaltende Mietze faßte ein freundschaftliches Zutrauen zu dem Russen.

In der eingeschüchterten vereinsamten Seele Stepan Nikolaitschs sprang eine Fessel um die andere. Mit den Fortschritten in der deutschen Sprache, die er emsig betrieb, machte sich auch eine gewisse muntere geistige Regsamkeit geltend. Er konnte unterhaltend, scherzhaft und liebenswürdig sein, und jemehr er Fräulein Wallys fröhlichem Einfluß unterlag, desto mehr entzog er sich halb unbewußt dem dämonischen Zwange, den Vater Nikiphor auf ihn auszuüben gewohnt war.

Alle herrschsüchtigen Menschen suchen sich denjenigen zu nähern, die sich ihnen zu entziehen drohen. Ihre Eitelkeit klammert sich zäh und beharrlich an ihre Opfer, die die Macht ihrer Herrschsucht an sich erprobten oder stillschweigend anerkannten. Auch Vater Nikiphor in seiner rauhen lärmenden Art begann sich auffallend um Stepan Nikolaitsch zu kümmern. Man sah ihn jetzt öfters wegen einer geringfügigen Ursache die Stiege zum Lehrer emporstampfen. Manchmal suchte er ohne eigentlichen Grund Matriona Fadejewna auf und saß schwatzend ein Viertelstündchen bei ihr. War sie beim Erbsen- und Bohnenreinmachen, so empfand sie seine Besuche ganz besonders unangenehm, denn vor ihren Augen verzehrte Vater Nikiphor in seiner Unverfrorenheit mächtige Portionen des rohen Gemüses und keine Stunde war sie vor seinem Eindringen sicher.

„Ach du grundbarmherzige Güte!" klagte sie dann wohl ihrem Manne. „Ich muß ja alles im Hause vor dem Hamster, Vater Nikiphor,

verbergen und verstecken. Einen Magen hat er wie ein Pferd und gerade das Beste weiß er immer für sich zu ergattern! Gott, ist das ein Kreuz!"

Kusmitsch, der Psalmensänger, ein kleines vertrocknetes Männchen mit einem Fuchsgesicht und einer rosenroten Schnapsnase, zwinkerte dazu listig mit den trüben Äuglein und sagte: „Ja, ja, er ist ein gefährlicher Mensch, — darum muß man sich gut mit ihm stehen, Matrioscha."

Nach besten Kräften versuchte die brave Frau sich gut mit dem Popen zu stehen, aber es wurde ihr sauer und kam nicht von Herzen.

„Unser Stepan Nikolaitsch läuft jetzt all Augenblick zu den Deutschen!" wetterte Vater Nikiphor verdrossen, als er ihn wieder einmal vergeblich gesucht hatte. „Deutsch lernen — das ist jetzt seine Passion. Ich aber sage Ihnen, Matriona Fadejewna — das sind alles Dummheiten. Verliebt ist er, wie so ein junger Täuberich — in die schöne Wally. Daraus aber wird nichts!"

Er griff in den Korb mit unreifen Stachelbeeren, die Matriona Fadejewna zum Einmachen reinigte, und biß knackend eine Beere um die andere auf.

Vorsichtigerweise ging die Frau auf das Thema nicht ein.

„Er ist jetzt viel heiterer und umgänglicher," sagte sie — „ist doch auch ein junges Blut und hat viel Schweres erlebt."

„Schweres erlebt!" höhnte Vater Nikiphor. — „Wer von uns hat nicht schon Schweres erlebt? War das etwa leicht für mich, meine Frau begraben zu müssen — und als Pope ein einsames Witwerleben weiter zu führen?"

Die Frau schwieg und seufzte. Ihre Teilnahme galt der unglücklichen Verstorbenen, aber das brauchte Vater Nikiphor nicht zu wissen.

„Und so ein grasgrüner Bursch mit seinem Herzchen voll Liebe!" fuhr der Pope fort. „Kennt er das Leben — wie? Wir stehen jetzt in schweren Zeiten — da braucht man tatkräftige Männer, keine verliebten Schwärmer."

Matriona Fadejewna wagte einen Widerspruch: „Stepan Nikolaitsch tut aber doch redlich seine Pflicht. In der Schule lieben ihn die Kinder sehr."

„Ist das möglich?" spottete der Pope. „Ja, weil er eine geradezu stumpfsinnige Geduld mit ihnen hat und ihnen lieber drei Mal eine Sache erklärt, als daß er einen von den Rangen abstraft. Ist überhaupt eine charakterlose Persönlichkeit — — wie so eine Wasserpfütze, die alles wiederspiegelt. Ist der Himmel blau, dann glänzt auch die Pfütze in blauer Farbe, — ist er trübe und bewölkt, so treiben auch Wolken über die Wasserpfütze. Niemals wird aus so einem Menschen ein kräftiger

Baum mit einem eigenen Willen: dahin und dorthin breite ich meine Äste aus."

„Es muß eben verschiedene Menschen geben," sagte Matriona Fadejewna philosophisch.

„Und dann ist er ein Freigeist!" eiferte grimmig Vater Nikiphor. — „Glaubt an die Atome — ha ha! Unsere orthodoxe Kirche ist wohl nicht gut genug für diesen tiefen Denker. Jawohl. Wird sich noch nächstens von seiner deutschen Liebsten den Lutheranerglauben beibringen lassen. Fängt schon an, das Germanentum zu verteidigen und wagt gar eine eigene Meinung zu haben. Wie ich gestern über diese verfluchten deutschen Barone und deutschen Pastoren rede, sagt er ganz unverfroren: ‚Sie übertreiben, Vater Nikiphor. Auch unter den Deutschen gibt es vortreffliche Menschen, ich lerne sie jetzt besser kennen!' Jawohl — er wird sie kennen lernen!"

Jetzt riß der gutmütigen Matriona Fadejewna doch die Geduld. Resolut schob sie ihren Korb mit Stachelbeeren von sich, sah den Geistlichen groß an und sagte. „Mit Verlaub, Vater Nikiphor, ich bin eine einfache, ungeschulte Frau, aber Stepan Nikolaitsch kann ich ganz gut verstehen. Er ist ein ängstlicher Mensch und nimmt alles schwer. Darum ist er ja auch aus seiner Heimat fortgezogen. Aber er ist ein guter stiller Mensch und tut Niemandem Unrecht. Und wenn die Deutschen ihm gut gefallen, so lassen Sie ihn doch. Es hat jeder seine Art — Sie wollen, daß er mit Ihren Augen sieht, — das kann er nicht, und darum ist er kein Mensch ohne Charakter, — er hat nur einen anderen Charakter als Sie."

So! Jetzt hatte sie's ihm gründlich gegeben! Nachträglich erschrak sie vor ihrer eigenen Kühnheit, ließ den Kopf sinken und wurde blaurot.

Vater Nikiphor verstummte. In ihrer Einfalt hatte Matriona Fadejewna den Nagel auf den Kopf getroffen. Der kleine Lehrer schlüpfte ihm wie ein Aal unter den Fingern durch, langsam und sicher entglitt er ihm und auf einmal wurde er für Vater Nikiphor eine beachtenswerte Persönlichkeit. Er beschloß, ihn sich zurück zu erobern und seinen Zwecken dienstbar zu machen. In finsterem Brüten saß er schweigend.

Stepan Nikolaitsch war verliebt — das stand bei ihm fest. Daß es aber eine tiefe und reine und todesstarke Liebe war, die dem Lehrer Licht und Sonne und neues Leben gab, das vermochte der Geistliche in seinem brutalen Egoismus nicht einmal zu fassen.

Stepan Nikolaitsch liebte, wie unverdorbene, einmal gebrochene Menschen lieben. Er liebte über sich selbst hinaus, liebte sich zur Frei-

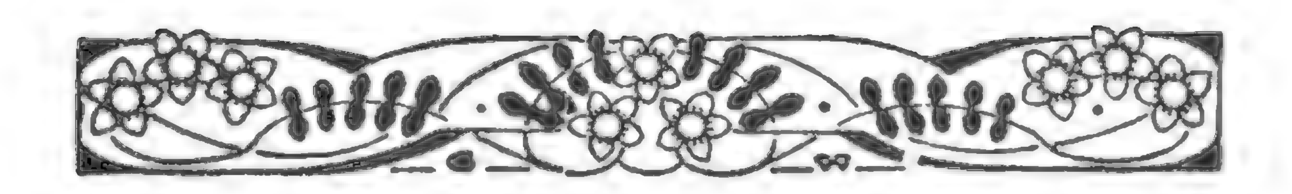
heit durch und wuchs an seiner Liebe empor. Die Liebe hatte ihn, nicht er sie gepackt.

Auch Fräulein Wally war ihm in der Seele gut. Zu jung, zu beweglich, zu egoistisch um die Tragweite seiner Liebe zu fassen, war sie doch ehrlich genug, sie zu fühlen und sich mit der freudigen Eitelkeit eines schönen Mädchens darin zu sonnen. Ein bindendes Wort hatte Stepan Nikolaitsch noch nicht zu sprechen gewagt.

So war der Herbst ins Land gezogen. Schwere bräuende Wolken lagerten über den baltischen Provinzen. Wie ein unter dem Boden fortglimmendes Feuer flackerten sorgsam geschürter Deutschenhaß und gewaltsam aufgepeitschte Unzufriedenheit in der bäuerlichen Bevölkerung fort. Dazu gesellte sich eine offenkundige Auflehnung gegen alle bestehende Ordnung. Regierungsfeindliche Proklamationen gingen insgeheim von Hand zu Hand, Hetzreden wurden gehalten, sozialdemokratische Versammlungen mit anarchistischer Färbung fanden in der unteren Volksschicht bereitwillige Aufnahme. Unter dem Deckmantel einer agrarpolitischen Bewegung, die sich gegen die deutschen Besitzer richtete, erhob an allen Enden das furchtbare Schreckgespenst einer drohenden anarchistischen Revolution sein lauerndes Haupt. Wilde verdüsterte Mienen, drohende Geberden, schamlose Worte regten sich der loyalen deutschen Bevölkerung gegenüber. Überall im Lande brütete eine gespannte Schwüle wie vor dem Losbruch eines entsetzlichen Sturmes.

Vater Nikiphors Haltung hatte sich verändert. Immer offener, rücksichtsloser und brutaler trat er mit seinem Deutschenhaß hervor. Unter den Letten war er eine beliebte Persönlichkeit, da er ihrem nationalen Bewußtsein schmeichelte und alle Mißgriffe der Regierung, ja selbst die bekannte Bestechlichkeit der russischen Beamtenschaft den Deutschen zur Last legte. Das Unlogische dieser unsinnigen Beschuldigungen konnte oder wollte Niemand einsehen. Er begann nun öffentlich die Regierungsmaßnahmen zu kritisieren, sich ablehnend dazu zu äußern, die bestehenden schweren Zustände einzelnen Personen aufzubürden, die er mit Namen nannte. In Wahrheit war Vater Nikiphor ein Umstürzler gefährlichster Art und schon längst mit einer anarchistischen Bande heimlich im Bunde. Seine brutale Natur verlangte nach Umsturz, — Umsturz des Bestehenden um jeden Preis. Er geriet in einen Rausch, ja einen Taumel wilden Entzückens, wenn er sich vorstellte, daß seine Herrschsucht auf irgend eine Weise zu wirklicher Macht gelangen könnte. Macht — Macht — das war es, wonach seine Seele lechzte!

(Schluß folgt.)



Der Schulstreik in Posen — eine polnisch-nationale und -politische Bewegung.

Rede auf dem deutschen Tage zu Posen am 7. Januar gehalten

von

Otto Hötzsch.

„Meine hochverehrten Herren! Wozu Sie heute aus allen Teilen unserer Provinz zusammengekommen sind, und was wir hier und heute wollen, das haben Ihnen die einleitenden Worte unseres verehrten Führers, des Herrn v. Tiedemann, gesagt und das werden die folgenden Herren Redner Ihnen im einzelnen begründen. Aber Sie sind ja auch alle schon mit dem deutlichen Bewußtsein davon hergekommen, daß wir heute wieder aus der feierlichen Stille der weihnachtlichen Tage heraus treten in den Kampf und Lärm einer Gegenwart, die doppelt ernst mit dem neuen Jahre an uns herantritt. Hatten wir zuerst nur vor, mit dem heutigen deutschen Tage Antwort, und zwar deutsche Antwort zu geben der allpolnischen Versammlung, die am 17. Dezember v. J. im Saale des Apollotheaters abgehalten wurde, so wird heute, nach dem Entschluß der Reichsregierung vom 13. Dezember und nach der Auflösung des deutschen Reichstags, unsere Zusammenkunft ganz von selbst zum Auftakt, zur Einleitung der deutschen Wahlbewegung in unserer Provinz. Unser Ostmarkenverein ist keine politische Gesellschaft und er steht als solcher dem politischen, will sagen dem parteipolitischen Kampfe durchaus fern, aber ebenso bin ich Ihrer aller Zustimmung sicher, wenn ich sage: in der Provinz Posen gibts diesen parteipolitischen Kampf der Wahlen nicht und kann es ihn nicht geben, denn es ist ein nationaler Kampf, der alle Träger des deutschen Namens auf die Schanzen ruft, und der von Ihnen allen ohne Ausnahme, das Werben und Arbeiten und Eintreten für den, einen, deutschen Kandidaten fordert, als eine unbedingt zu erfüllende, als eine selbstverständliche nationale Pflicht!

Meine Herren, die Provinz Posen bot mir und meinen Kollegen, die wir erst mit dem Beginn dieses Wintersemesters neu an die Akademie und damit in die Provinz berufen waren, ein eigenartiges Bild: Kinder, kleine Schulkinder in offener, von den Erwachsenen systematisch organisierter

und bewußt gesörderter Auflehnung gegen ihre Lehrer, und das nicht nur in einem Einzelfalle, wie es vor Jahren einmal in Wreschen erlebt wurde, nein, wie eine Welle sahen wir die Bewegung über die ganze Provinz und über ihre Grenzen hinaus gehen, mögen doch an ein halbes hunderttausend Kinder an diesem Schulstreik schließlich teilgenommen haben. Schulstreik?! — wir haben den Streik als Mittel des gewerkschaftlichen Kampfes oft erlebt, in Österreich hat man gelegentlich einen Streik der Studenten gesehen, in Rußland Streiks der Gymnasiasten, auch der Schülerinnen höherer Mädchenschulen gehabt. Aber den Streik der Kinder in der Elementar-, in der Volksschule in die Geschichte einzuführen — das ist den Polen vorbehalten geblieben. Ich nannte diese Schulstreikbewegung eine Welle, die über die ganze Provinz gegangen sei, und da hat vielleicht mancher der Herren an ein Wort gedacht, das Fürst Bismarck gern brauchte, ein altes lateinisches Sprichwort: „Unda fert, nec regitur" — die Welle eilt dahin und trägt es dahin, und man kann ihr nicht vorschreiben, wie sie laufen soll. Nun, diese Schulstreikwelle ist regiert und gelenkt worden, und wir sind imstande, zu verfolgen, wie ihr die Schleusen geöffnet und die Gräben gezogen worden sind von Menschenhand, von Menschen, die das Gewand des polnischen Geistlichen tragen, und die in den Redaktionsstuben polnischer Zeitungen sitzen. Es ist nicht wahr, meine Herren, daß dieser Schulstreik eine elementare, religiöse Bewegung eines Volkes sei, dem eine brutale Regierung und Verwaltung sein Heiligstes, seine Religion und ihre Ausübung antasten wolle! Man lese die Kundgebungen der Regierung dazu, man spreche mit den Beamten der Verwaltung, man überzeuge sich, wie sorgsam und gewissenhaft die Frage entschieden wird, ob die Schulkinder einer Schule reif sind für den Religionsunterricht in der deutschen Sprache: wenn anders man ehrlich sein will, kann man nicht sagen, daß dieses Vorgehen der Verwaltung ein Kampf gegen Religion und Kirche sei, daß, wie es in der Entschließung jener polnischen Versammlung hieß, ein unerhörtes Unrecht den polnisch-katholischen Vätern zugefügt werde. Es ist nicht wahr, daß diese Bewegung eine religiöse ist, wenigstens nicht bei denen, die sie hervorgerufen und geschürt haben: sie ist im wesentlichen eine politische Bewegung, mit bestimmtem politischen Zweck, die mit großem Geschick auf das religiöse Gebiet herübergespielt worden ist, weil die Führer wohl sahen, wie sie damit bei Männern und noch mehr bei den Frauen die Erregung aufwühlen und nutzbar machen könnten für das Ziel, das ihnen vorschwebt. Ich bin Ihnen dafür den Beweis mit wenigen Worten zu liefern schuldig.

Wollen Sie einen Augenblick auf das russische Polen, das Zartum Polen, wie man es noch heute im russischen Staatsrecht nennt, Ihr Auge richten. Seit sich dort mit den Aufständen von 1830 und 1863 die Polen das Recht auf Freiheit und eigene Ordnung ihrer Angelegenheiten verscherzt haben, lag der harte, eiserne Druck des russischen Absolutismus auf ihnen, war fast der Gebrauch schon eines polnischen Wortes im Gespräch, auf der Straße verboten und wurde bestraft. In den russischen Blättern war es nur dann erlaubt, von Polen zu sprechen, wenn die preußische Regierung im Landtag oder in der Presse wegen ihrer Polenpolitik angegriffen wurde, dann durften die russischen Zeitungen daran beweisen, wieviel besser es doch den Polen in Rußland gehe. Was es an polnisch-demokratischen Blättern gab, mußte, weil sie allzudeutlich mit der bekannten Nationalliga zusammengingen, eingehen oder nach Galizien auswandern. Man hat damals, es war in der Zeit des Reichskanzlers Grafen Caprivi und seiner Polenpolitik unseligen Andenkens, in polnischen Kreisen wohl auf Deutschland geblickt mit der unbestimmten Hoffnung, von ihm, mit seiner Hilfe ein freies und selbständiges Polen erhalten zu können! Aber die Rückkehr zu der alten, notwendigen, preußischen Polenpolitik seit dem September 1894 und die Tätigkeit des neuen Warschauer Generalgouverneurs, des Grafen Schuwalow, haben diese für Deutschland wie Rußland gleich gefährlichen Bestrebungen zerdrückt und abgelenkt. Und es beginnt seitdem auf der einen Seite das Hervortreten der „Ugodowce"-Partei, des Bürgertums, das im eigenen wirtschaftlichen Interesse lediglich ein erträgliches Verhältnis mit der russischen Regierung erstrebte und sich in seinen nationalen Wünschen nur darauf beschränkte, die Kinder zu guten polnischen Patrioten zu erziehen, und auf der anderen Seite das der Sozialrevolutionäre, deren erfolgreiche Wühlarbeit und Betätigung wir in den letzten beiden Jahren und bis heute zur Genüge verfolgen konnten.

Die Dinge sind anders geworden seit dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges und der russischen Revolution. Was brachte sie den Polen und was bedeutete sie für sie? Ganz knapp stelle ich die beiden Reihen der wichtigen Ereignisse nebeneinander: 1. die Vorbereitung der großen strategischen Schwenkung, die heute das russische Polentum macht, um seine Kraft auf andere Punkte zu konzentrieren. Mit anderen Worten: bisher betrachteten die Polen die Gebiete von Kijew, von Wolhynien und Podolien, die von den Kleinrussen bewohnt sind, als mitgehörig zu dem großen „historischen" Polen von Meer zu Meer. Sie sehen jetzt, daß sie diese von einem anderen slavischen Stamm, der sie bis auf das Blut

haßt, bewohnten Landschaften bei einem demokratischen Wahlrecht, das Rußland seit dem 17. Oktober 1905 hat, nicht mehr halten können. Deshalb aber will das Polentum sich nun um so heftiger auf das alte polnische Stammland werfen, und das ist: Westgalizien und Posen. So bemerken wir seitdem eine Verstärkung der Angriffe auf diese beiden Positionen. Es sind z. B. in letzter Zeit schon mehrfach galizische Petroleumfelder in den Besitz solcher Gutsbesitzer polnischer Nationalität, die bisher in Podolien saßen, übergegangen, und es sind — was uns hier wichtiger ist — schon Fälle bekannt, wo große Erbschaften aus jenen westrussischen Gebieten in Posen Anlage gefunden haben, wo alte polnische Geschlechter Podoliens ihre Güter dort, soweit möglich, beliehen haben, um hier mit dem Erlös einen neuen Sitz sich zu schaffen. Das ist das eine, durch das in noch anderm Sinne als bisher die preußischen Teile des polnischen Volks für dessen Zukunftshoffnungen an Bedeutung gewinnen. Und das andere, noch wichtigere war: Luft, Freiheit, gegründete Hoffnung auf Autonomie und Selbständigkeit. Der April 1905 brachte Freiheit der römisch-katholischen Kirche, im Mai zog eine Polenpartei in die Duma ein, als Kolo Polskie organisiert, wie der Polenklub im österreichischen Reichsrat und die Polenfraktion im deutschen Reichstag. Vor allem wurde erreicht: doppelsprachiger Dienstbetrieb in den mittleren, polnischer in den unteren Verwaltungsstellen, Erlaubnis zur Errichtung polnischer Volks- und höherer Schulen, Freigabe des polnischen Privatunterrichts und Religionsunterricht in der Muttersprache.

Und hier münden nun diese Betrachtungen in unsere Frage ein. Das Zugeständnis, das ich an letzter Stelle nannte, den Religionsunterricht in der polnischen Sprache, hatte man erzwungen durch einen Streik, der 18 Monate unter den Gymnasiasten währte und mit dem Nachgeben der russischen Regierung endete. Und bereits im Mai 1905 ist in der polnischen Presse Rußlands im Anschluß daran die Frage erörtert worden, ob man das Mittel des Streiks in den Schulen nicht auch auf preußischem Boden versuchen solle!! Im Jahre 1906 hat man es dann ernsthaft versucht. Die ungeheure Bedeutung gerade dieser Versuche liegt hüben wie drüben auf der Hand: man rechnet, daß die Gewährung des Religionsunterrichts in der Muttersprache am ehesten erreicht würde, weil da die Frage am leichtesten zu verschleiern und zu verschieben ist, besonders für die Kreise, die den Dingen ferner stehen und sie nicht kennen: der Westen Deutschlands und überhaupt die öffentliche Meinung im westlichen Europa. Hatte man aber das Polnische als Sprache des Religionsunterrichts, dann war eine tiefe und erweiterungs-

fähige Bresche geschlagen in die einheitliche Unterrichtssprache des Staates überhaupt, und im Hintergrunde taucht dann die Forderung auf, die in Russisch-Polen heute so gut wie verwirklicht ist: im polnischen Land die polnische Schule! Und wer die Jugend hat, heißt das alte und richtige Wort, der hat die Zukunft! Zog aber das Mittel des Streiks in Preußen nicht, wie in Rußland, nun, dann hatte man die kleinen Kinder zu Märtyrern gemacht, in die Kindesseelen bereits den Haß und die Renitenz gegen die Staatsgewalt gesät, der sie von Gottes und Rechts wegen als Erwachsene untertan sein sollen. Und wie Erinnerungen der Kinderzeit haften im menschlichen Herzen, weiß ein Jeder. In diesen Zusammenhang der russischen Entwicklung, haben wir unsere Schulstreikfrage zu rücken, und betrachtet man sie so, so weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über das Geschick, mit dem die in der „Liga Narodowa", der Nationalliga, und in ihrem Führer, dem alten Obersten Milkowski in Zürich konzentrierte Führung der Polen diese Aktion im Anschluß an die polnischen Erfolge zur Freiheit in Rußland und zu ihrer Weiterführung in Preußen einleitete, oder über die Frivolität, mit der mit dieser politischen Bewegung der Name Gottes und der christlichen Religion aus agitatorischen Rücksichten verknüpft wurde. Diese Zusammenhänge sind in weiteren Kreisen freilich längst nicht bekannt genug. Denn die Polen verstehen es gar wohl, die einflußreiche Presse Europas zu bedienen, und die Michelei der Deutschen kommt ihnen dabei noch entgegen. Manche deutsche Zeitungen wollen auch die Wahrheit gar nicht sehen, sondern holen sich — ich brauche Beispiele kaum zu nennen — ihre Informationen von den Polen!

Sollte aber die Aktion, angeblich zur Verteidigung des Katholizismus, tatsächlich für das Polentum, wirklich einen größeren Maßstab annehmen, so mußte sie statt der Gymnasien die Volksschulen ergreifen. Denn vom Gymnasium jagt man den Jungen weg, der gegen die Schuldisziplin handelt, wenn er die deutsche Antwort verweigert. Da ihm aber dann der Zutritt zur höheren Bildung verschlossen worden wäre, so haben Sie, m. H., von einem Schulstreik in den höheren Schulen Posens nichts gemerkt und gehört; zudem war die Einführung des deutschen Religionsunterrichts in den höheren Schulen mit ausdrücklicher Genehmigung des Erzbischofs erfolgt! Für die Volksschulen dagegen gilt der gesetzliche Schulzwang, für den Staat wie für den einzelnen, aus ihnen kann man den renitenten Schüler nicht einfach wegweisen. Darum mußte man hier einsetzen, wo die Schulverwaltung nicht so scharfe Waffen hatte. So begann denn im Juli 1906 die Agitation gegen die

bestehenden Bestimmungen über die Sprache im Religionsunterricht, die wie bisher ruhig weiter durchgeführt wurden. Man organisierte den Widerstand durch die bekannten Formulare, die die Eltern nur auszufüllen hatten, auf denen sie erklärten, ihren Kindern die Antwort in dem deutsch erteilten Religionsunterrichte zu verbieten. Man regte überall Beschwerden an, Beschwerden, die vielfach wörtlich übereinstimmten, die manchmal von Gemeinden ausgingen, in denen seit 10 und mehr Jahren der Religionsunterricht deutsch erteilt wurde! Ja, es sind auch Beschwerden aus Gemeinden über deutschen Religionsunterricht eingegangen, in denen dieser noch heute in der polnischen Sprache erteilt wird — von dem Mißbrauch, der mit Unterschriften unter diese Petitionen getrieben worden ist, noch ganz zu schweigen! Ich führe das alles an, denn es dient uns alles zum Beweise, daß diese Bewegung nicht von innen herauskam, von der Sorge um Religion und Glauben getragen, sondern von außen herein getragen worden ist in die Gemeinden und die Familien. Am 17. Oktober sollte dann der allgemeine Streik beginnen; das ist durch ein Flugblatt verraten worden, das durch die Umsicht unseres Polizeipräsidenten vorher beschlagnahmt wurde: bei dem Fabrikbesitzer Herrn Wresinski wurde eine Masse solcher schon zur Versendung fertiger Aufrufe gefunden. Darin hieß es:

„Rette, wer an Gott glaubt! Eltern! Erwachet! Weckt mit aller Gewalt auch eure Nachbarn! Seht ihr nicht das über euren Häuptern flammende Feuer? Seht ihr nicht, was euren Kindern droht? Wenn ihr ihnen gestattet, weiterhin die Religion in deutscher Sprache zu lernen, so seid ihr Abtrünnige von eurem Glauben. Der allmächtige Gott, dieser liebende Vater, aber auch gerechte Richter, wird euch Eltern grausam bestrafen für das Abtrünnigwerden von ihm. Denn seht ihr Blinden nicht, daß der lutherische Preuße dem katholisch-polnischen Kinde nicht nur die Sprache, sondern auch die Religion entreißen will? Leute! Überlegt! Bedenkt, was durch eure Gleichgültigkeit mit den Kindern geschehen wird! Öffnet ihr ihnen doch selbst die Pforten der Hölle angelweit und stoßt ihr sie doch in das Verderben! O, wie schmerzlich werden doch ihre armen Seelen sich beklagen über die eigenen Eltern, die Gott selbst zu lieben und zu ehren befohlen hat. Diese Eltern wird er am Tage des Gerichts von sich stoßen und mit furchtbarer Stimme rufen: Ich kenne euch nicht, ich kenne euch nicht, ihr seid meine Kinder nicht! Geehrte Eltern! Untersagt alle wie ein Mann am 17. Oktober 1906 euren Kindern streng, im Religionsunterricht deutsch zu antworten!"

Niemals aber hätte die Bewegung eine solche Ausdehnung erlangen können, wenn es nicht gelungen wäre, die Geistlichkeit dafür zu gewinnen und dann den Erzbischof von Stablewski. Ob sich die Geistlichkeit der Bewegung anschließen werde, darüber ist anscheinend auf einer Versammlung im Anfang Oktober 1906 bei einem hervorragenden

Geistlichen hier in Posen die Entscheidung gefallen.[1]) Aber noch hätte das nicht alles bedeutet, wenn nicht kurz vor Wiederbeginn der Schule nach den Ferien Herr von Stablewski einen Hirtenbrief (in polnischer Sprache!) erlassen hätte, der über den unzureichenden Religionsunterricht in der Volksschule klagte und die Diözesanen zur Ergänzung dieses Unterrichts durch einen solchen in Haus und Kirche aufforderte. Herr von Stablewski hatte damit die Erwartungen gerechtfertigt, die die Nationalliga auf ihrer Zusammenkunft in Rapperswyl Anfang August 1906 auf ihn gesetzt hatte! Nun nahm der polnische Klerus die Streikbewegung überall in die Hand; vor allem hat das seine in Verhetzung und Schürung der „Przewodnik Katolicki" geleistet, der „Katholische Wegweiser", den der päpstliche Kammerherr, Pfarrer Klos in einer Auflage von wohl 70000 Exemplaren herausgibt. Wenn aus dem Winde dieser Bewegung wirklich Sturm werden sollte, dann hat ihn die polnische Geistlichkeit gesät; und wer das noch nicht wußte aus hunderterlei Einzelheiten, der konnte sich davon überzeugen in der allpolnischen Versammlung des 17. Dezember. Die Versammlung — ich habe ihr beigewohnt und bin ihren Reden gefolgt — war unter dem Deckmantel einer polnisch-nationalen Trauerfeier für Herrn v. Stablewski eine Demonstration gegen den Staat in Sachen des Religionsunterrichts und war eine Heerschau des Polentums in Preußen. Deutlich spürte man überall das Tasten: wie weit man wohl gehen könne in der Opposition und Agitation gegen die Autorität des preußischen Staates. Und wer da den Prälaten Stychel und den Pfarrer Laubitz aus Hohensalza hörte, der wußte, wo die treibenden Kräfte in dieser Bewegung sind. Immer und immer wieder predigte Herr Laubitz seinen Zuhörern vor die alte Unwahrheit: germanisacya jest protestantisacya, und erklärte, daß die Priester mit dem polnischen Volke Leid und Freude teilen würde, daß sie weder Orden noch Ehren und Würden herunterziehen würden in die Schar der Mietlinge! Und unter dem Jubel der Versammlung bekräftigte Graf Mielzynski diesen Bund der Geistlichkeit mit dem Volke.

So liegen heute die einzelnen Fäden dieser Schulstreikbewegung klar vor uns. Und mit vollstem Nachdruck weise ich nochmals auf ihren

[1]) Wie Se. Exzellenz Herr Gesandter z. D. Raschdau in seiner der meinen folgenden Rede mitteilte, war Herr v. Stablewski ursprünglich ein Gegner des Schulstreiks und hat in der entscheidenden Versammlung der Geistlichen, die unter seinem Vorsitz stattfand, weinend dem Druck der Mehrheit seiner Pröpste nachgegeben! — Der „Dziennik Poznanski" brachte übrigens zu meinen Ausführungen nur die verlegene Bemerkung, sie seien ein Zeichen, wie schlecht die Deutschen unterrichtet seien.

politischen Untergrund und ihr politisches Ziel hin. Wer nicht die polnischen Blätter durchsieht, macht sich keine Vorstellung davon, wie gehetzt wird und die polnische Jugend planmäßig vergiftet wird, wie offen von den Hoffnungen auf die Zukunft geredet wird, und wie man in den anderen polnischen Landesteilen auf dies Ringen mit der preußischen Staatsgewalt blickt. Aus Galizien hat man pekuniäre Hilfe herangeholt, in Galizien löst eine Sympathiekundgebung für die Streikenden im „Großherzogtum" Posen die andere ab, jetzt will man sogar ein besonderes, deutsch und französisch geschriebenes Blatt gründen, das in ganz Europa moralische Unterstützung für den Schulstreik werben soll. Neulich wurde mir eine französische Zeitung gezeigt, in der ein junger Pole abgebildet war, auf dessen entblößtem Oberkörper die Spuren schwerer körperlicher Züchtigung für Verweigerung deutscher Antwort zu sehen waren, und wir können überzeugt sein, daß dieses Klischee auch schon seinen Weg nach Nordamerika und sonstwohin gefunden hat, und dort ebenfalls die Welt gegen die deutschen Barbaren aufregt. Dabei ist die Anwendung körperlicher Strafen in diesen Differenzen, wie bekannt, ausdrücklich verboten und ausgeschlossen!

Hört man nun als guter Deutscher diesen ganzen Lärm und seinen Wiederhall in deutschen Zeitungen, dann fragt man sich unwillkürlich: ist denn da von der Regierung ein ganz besonderer Schlag geführt worden in diesem Jahr? Denn sonst wäre eine solche Bewegung doch nicht denkbar. Was ist denn aber besonderes geschehen in diesem Jahre? Die Antwort lautet und ist ein weiterer neuer Beleg für die Art dieser Bewegung, wie ich sie schildere: Nichts neues, sondern nur das, was schon seit einer Reihe von Jahren regelmäßig geschah. Immer wieder muß hervorgehoben werden, weil immer wieder das Gegenteil behauptet wird: es war keine neue Maßregel, die seit dem 1. April v. J. mit der Einführung des deutschen Religionsunterrichts in manchen Schulen durchgeführt werden sollte. Seit 1873 ist in unserer Provinz die deutsche Unterrichtssprache eingeführt worden in den Volksschulen; nur Religionsunterricht sollte den polnischen Kindern solange in der Muttersprache erteilt werden, bis die Kinder auch für dieses Fach die ausreichende Kenntnis in der deutschen Sprache erworben hätten. War dies erreicht, dann sollte mit Genehmigung der Regierung auch im Religionsunterricht, dem der Mittel- und Oberstufe, Deutsch die Sprache des Unterrichts werden. Ob die Kinder aber den dafür notwendigen Grad der Kenntnis des Deutschen erreicht haben — das wird ganz sorgsam geprüft: erst Bericht des Kreisschulinspektors, darauf mehrmaliger Besuch des Schulrats aus der Regierung, dann noch eine persönliche Hauptrevision durch

diesen, den Oberregierungsrat, den Kreisschulinspektor und den Lehrer zusammen, dann Bericht an den Oberpräsidenten und Entscheidung durch diesen, ob die Schule nunmehr nur Deutsch als Unterrichtssprache in allen Fächern haben dürfe. Kann eine Behörde, kann der Staat wohl sorgfältiger vorgehen, kann hier wirklich von gewalttätiger Unterdrückung der Muttersprache gesprochen werden? Auf diesem Wege ist in diesem Jahre wie in den Jahren vorher die Umwandlung der Schulen in solche mit rein deutscher Unterrichtssprache vor sich gegangen: noch jetzt mag es etwa 1200 Schulen mit polnischem Religionsunterricht bei uns geben, im Regierungsbezirk Posen ist von rund 1100 Schulen, die von katholischen Kindern polnischer Zunge besucht werden, der Religionsunterricht in deutscher Sprache erst in wenig mehr als einem Viertel dieser 1100 Schulen eingeführt. Es ist also eine bewußte Unwahrheit der Agitation, zu behaupten, mit dem 1. April v. Js. sei der polnische Religionsunterricht in allen Schulen der Provinz oder von allen Stufen verbannt worden.

Aber der Haken liegt auch ganz wo anders; der liegt bei dem polnischen Schreib- und Leseunterricht. Ein solcher konnte ja erteilt werden, fakultativ, da wo die Kinder den Religionsunterricht in polnischer Sprache erhielten, zur Förderung eben dieses Unterrichts, der ja an das sprachliche Verständnis der Kinder besonders hohe Anforderungen stellt. Nun kommt nach der eingehenden Prüfung, die ich schilderte, die Behörde zu der Ansicht: die Kinder können so gut deutsch, daß sie auch dem deutschen Religionsunterrichte mit Verständnis folgen können. Dann fällt natürlich jener polnische Schreib- und Leseunterricht, der ja nur zur Unterstützung des polnischen Religionsunterrichts da war, weg; und das war es, was die Agitatoren im priesterlichen und bürgerlichen Gewande so sehr erregte. Denn nun leistete die deutsche Schule ihnen keine Helferdienste mehr durch diesen Schreib- und Leseunterricht, das Kind wuchs ohne jeden Zwang, ganz von selbst in die deutsche Sprache, die deutsche Kultur, den deutschen Staat völlig herein und wurde somit der polnischen Agitation entzogen. Das, gerade das aber will die großpolnische Agitation verhindern, denn der polnische Nachwuchs muß doch, wenn er für sie brauchbar werden soll, im polnischen Lesen und Schreiben geübt sein — was bisher die deutschen Staatsschulen eben mit besorgt hatten. Meine Herren, hier liegt eine der Wurzeln der ganzen Streikbewegung, die im Lärm des Tages immer viel zu sehr übersehen worden ist; die polnische Agitation hat diesen Zusammenhang natürlich auch absichtlich verdunkelt, denn ihren Zwecken diente es besser, Religion und Kirche hereinzuziehen und das ganze als einen Kampf gegen diese darzustellen.

Nein, meine Herren, es ist kein Kampf um Religion und Glauben, es ist der Kampf um die Schule, der sich hier vor uns abspielt, um die Schule als eines der wichtigsten und wertvollsten Werkzeuge im Kampfe der Nationen miteinander. Und darum kann die Schule in einem deutschen Nationalstaate nur einen deutschen Charakter tragen und möglichst in allen ihren Stufen und Fächern. Das Deutsche Reich ist nicht ein Staat, der mehrere Nationalitäten nebeneinander zu umfassen hat, wie Österreich-Ungarn. Sondern es ist nach seiner Entstehung und Zusammensetzung ein einheitlicher deutscher Nationalstaat, und was die Geschichte in ihn eingefügt hat an Splittern anderer Volkstümer, das hat sich den Ansprüchen des übergeordneten Ganzen eben zu fügen. Und dieses Ganze kann, weil es die Macht hat, diese seine Ansprüche mit Ruhe und Milde durchsetzen, und hat dies stets getan, solange es den guten Willen des andern sah.

In einem Bescheid, den König Friedrich Wilhelm IV. am 6. August 1841 auf eine Petition des 5. Posenschen Landtags erteilte, heißt es:

„Das Großherzogtum ist eine Provinz Unseres Reiches in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft, wie alle übrigen Provinzen, welche Unserm Scepter unterworfen sind. Mit dieser Stellung des Großherzogtums Posen ist die Stellung der verschiedenen Nationalitäten, die es in sich schließt, ist der Gang ihrer ferneren Entwicklung unverrückbar vorgezeichnet. Der polnischen Nationalität ist durch die Wiener Traktate und durch den Zuruf vom 15. Mai 1815 Berücksichtigung und Schutz verheißen. Die rühmliche Liebe jedes edlen Volkes zu seiner Sprache, seiner Sitte, seinen geschichtlichen Erinnerungen auch in den Polen zu achten und zu schätzen, war der Vorsatz der Vollzieher des Wiener Traktats, auch unter unserer Regierung soll ihr Würdigung und Schutz zuteil werden. Unsere ausdrücklichen Verheißungen wie die Anordnungen, welche ihnen gefolgt sind, haben dafür Zeugnis gegeben. Aber wie jede Gabe an die Bedingung geknüpft ist, daß sie nicht mißbraucht werde, so können auch wir Unsere Verheißungen aus Unsern Absichten von dieser Bedingung nicht lösen. In der untrennbaren Verbindung mit Unserer Monarchie hat das Nationalgefühl der polnischen Untertanen Unserer Provinz Posen die Richtung seiner ferneren Entwicklung, die feste Schranke seiner Manifestation zu erblicken. Die Verschiedenheit der Abstammung, der Gegensatz der Namen Polen und Deutsche findet seinen Vereinigungspunkt in dem Namen der einen Monarchie, des Staates, dem sie gemeinsam und für immer angehören, in dem Namen Preußen. Nicht ohne Verschuldung darf diese Tatsache verkannt und der Unterschied der Nationalität als Grundlage eines politischen Gegensatzes wieder hervorgerufen werden. Jeder Versuch, in unklarem Streben eine politische Absonderung des polnischen Teiles festzuhalten, hemmt Uns in dem Gang, den wir in landesväterlicher Fürsorge für das Wohl unserer polnischen Untertanen begonnen haben. Die Schuld solcher Hemmung aber werden von ihren Landsleuten diejenigen zu verantworten haben, welche in leidenschaftlicher Verblendung die Stellung des Großherzogtums als

Provinz unserer Monarchie, seine vollständige innerlichste Vereinigung mit derselben verkennen."

In diesen Königsworten, die vor einem halben Jahrhundert erklangen, haben wir auch heute noch die Richtschnur zu finden für das Urteil auch über diese besondere Frage des Schulstreiks, die man von allen Seiten zu verwirren sich bemüht. Wir bringen dem Nationalgefühl des Polentums und seiner Liebe zur Muttersprache alle Achtung entgegen, aber wir können sie nicht höher stellen als die Ansprüche, die das Wesen unseres nationalen Staates und die Rücksicht auf seine innere Festigkeit vor allem in den heutigen ernsten Weltläuften gebieterisch an uns stellen. Ein Ausgleich muß gefunden werden, und nur ein solcher, der diese Forderungen sicher stellt.

Die Geschichte hat gesprochen und die in sich zersetzte und verwahrloste sarmatische Republik den drei Mächten zugewiesen, die an sie grenzten. Und was hat der Staat der Hohenzollern und sein Beamtentum aus dem Teile gemacht, der ihm zufiel, von dem Westpreußen, das zweifellos altes deutsches Land war, und von dem in Posen unter der polnischen Herrschaft das beste kultureller Arbeit, ja was überhaupt an solcher getan wurde, vom deutschen Bauern und Bürgersmann geleistet worden ist. Niemals in seiner ganzen Geschichte hatte das Polentum nur entfernt diesen Grad von Wohlstand und Kultur, den es unter der preußischen Herrschaft erreicht hat. 543 Schulen gab es — um nur im Rahmen unserer Frage zu bleiben — nach der Besitzergreifung von 1815 in Posen, die von ganzen 17% der schulpflichtigen Kindern besucht wurden, 1841 gab es bei den Rekrutenprüfungen noch 41% ohne jede deutsche Schulbildung, 1871: 15½, 1891: 2,37%, 1903: 0,03% Analphabeten. Trockene Zahlen, die aber von unendlich viel treuer Arbeit und Pflichterfüllung deutscher Lehrer sprechen, und die auf diesem Sondergebiete das Recht des preußischen Staates festlegen auf diese Landesteile, nicht mehr nur das äußere politische, das uns der Wiener Kongreß zuwies, sondern auch das innere, das geschichtliche, das sittliche Recht auf sie. Schon Kronprinz Friedrich, der nachmalige große König, hatte das Weichselgebiet als unentbehrliche Brücke zwischen dem Oder- und Pregelland erkannt, und als ihm auf der Marienburg die westpreußischen Stände huldigten, da schwuren sie ihm Treue als „der wiederhergestellten Herrschaft", wie es auf der Denkmünze dafür heißt. Und als das Polenreich zusammenbrach, fand der greise König in dem Posen-Gnesener Lande, mit seinem starken Bruchteil deutscher Bewohner, die natürliche Verbindung zwischen

dem Erbe seiner Väter, dem alten Brandenburg-Preußen, und dem Preise seiner glänzendsten Taten, Schlesien. So rundete sich damit die Schaffung der Hohenzollern erst völlig zum Großstaate ab, und seitdem haben diese Lande die preußischen und deutschen Gebiete geteilt.

Darum ist auch nur eine Diskussion über die großpolnischen Hoffnungen und Träume uns nicht denkbar, denn auch für die Provinz Posen haben unsere Ahnen geblutet in den Freiheitskriegen und auch um sie hat der Kampf unserer Heldenzeit den eisernen Reifen geschmiedet, der um unsere Provinz nur zerspringen könnte mit dem deutschen Reiche selber. Wir achten der Polen Sprache und vor allem sei uns ferne, an seinen Glauben zu tasten, der das Bekenntnis von Millionen treuer deutscher Söhne ist. Aber der preußische Staat kann um seiner selbst nicht dulden, daß unter dem Mantel von Religion und Kirche eine politische Bewegung schon in die Kinder getragen wird, die sich letzten Endes gegen seine Autorität und seinen Bestand richtet.

Im „Kuryer Poznanski" hat gestanden (der Artikel trug die Überschrift: An der Schwelle der Wiedergeburt!):

„Das bezeichnendste Material des Schulstreiks ist das starke Gefühl des bürgerlichen Selbstbewußtseins, entschiedener Wille, Energie und Hartnäckigkeit. Die gleichen Eigenschaften unseres Volkes werden morgen zum Kampfe um das Polentum als solches eintreten ohne Nebenrücksichten. Schon heute können wir sagen, daß aus der Seele des polnischen Volkes ein Strom der nationalen Wiedergeburt hervorgesprudelt ist."

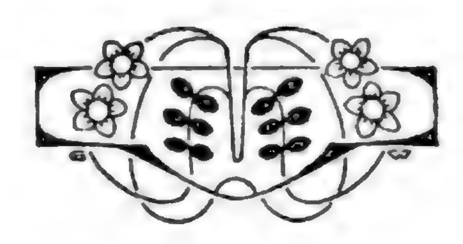
Und der „Dziennik Kujawski" sekundierte noch deutlicher:

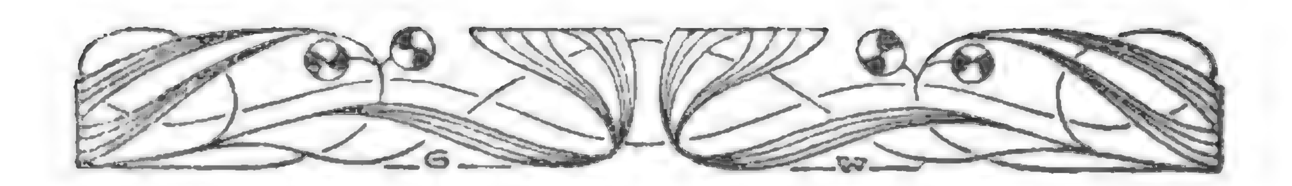
„Wenn es seine Bedrücker haßt, wird unser Volk für die nationale Agitation um so zugänglicher sein, es wird umsomehr polnische Zeitungen lesen, sich mehr für die nationale Sache interessieren, die ihm bis jetzt gleichgültig war. Die Sache mit den von der preußischen Schule verfolgten polnischen Kindern ist ein vorzügliches Agitationsmittel und zugleich ein Kampfmittel gegen das preußische System. Hinter den polnischen Kindern steht die zwanzig Millionen zählende polnische Nation, das ganze Slaventum und die zivilisierte Welt. Die ausländischen Zeitungen, die den Deutschen nicht gewogen sind, besprechen unsere Schulfrage des langen und breiten, schaffen unseren Bedrückern überall Feinde, und ziehen dadurch den Isolierungsring, der das Land der Hakatisten ringsherum umstellt, immer enger."

Brauchen wir noch mehr Beweise über die wahre Natur dieser Streikbewegung, die Ihnen darzulegen hier meine Aufgabe war. Brauchen wir noch mehr Gründe, die Regierung aufzufordern, daß sie fest bleibt in der Bewahrung der staatlichen Autorität? Ich lenke zum Eingang meine Worte zurück: Wir stehen im Zeichen der Reichstagswahlen, zum erstenmale seit dem Bestehen des Reiches ist um einer eigentlich weltpolitischen Frage willen die Vertretung des Volkes aufgelöst und von ihr

an die Wähler selbst appelliert worden. Und in den Abstimmungen um diese Frage haben die Vertreter der polnischen Untertanen des Reiches geschlossen gegen das gestimmt, was die deutsche Ehre und die Notwendigkeit gebot. So verschlingen sich die allgemeindeutschen und unsere besonderen ostmärkischen Gegensätze. Und während wir hoffen, daß unsere Volksgenossen katholischen Glaubens auch in ihrer politischen Vertretung doch noch neben die Verfechter der nationalen Ehre, der ganzen deutschen Zukunft, sich stellen werden, so können wir das sicher nicht hoffen von den Abgeordneten, die das Polentum Posens und Westpreußens in den deutschen Reichstag schickt. Darum legt sich uns allen jetzt doppelt die Pflicht auf die Schultern, den Kampf durchzuhalten, die wir alle hier in Stadt und Land dazu berufen sind an unserem Teile, diese Lande deutsch zu halten, diese weiten Ebenen, um die der Kampf nun schon seit 1000 Jahren hin und her wogt.

Grenzerdienst lag auf den Bewohnern der Ostgrenze Deutschlands von Anbeginn an. Wohl hatten auch die, die friedlich im Innern Deutschlands ihre Scholle bestellten, die alte Pflicht des Deutschen zum Waffendienst, wenn die Gefahr an Hof und Herd rückte. Aber die an der Ostgrenze saßen, überall da, wo die Welt der Slawen, der Polen vor allem begann, mußten Tag und Nacht bereit sein, zur Wehr zu greifen, wenn der Ruf: „Wâfen! Zu den Waffen!“ laut wurde. Wâfen! — erklingt es jetzt in dem Deutschtum des Ostens überall, seit die wahre Bedeutung dieses Kampfes um die deutsche Schule, den das Polentum uns aufgedrängt hat, erkannt ist. Wâfen — rufen wir der Staatsregierung zu — zur Behauptung der Autorität in diesem Kampfe, und „Wâfen!“ — erklang es vom deutschen Kaiserthrone, als um der deutschen Ehre und Zukunft willen der deutsche Reichstag auseinanderzugehen gezwungen wurde. Damit hat sofort für uns im deutschen Osten der Grenzerdienst wieder begonnen auf der ganzen Linie. Nehmen wir alle diesen Ruf auf und treten wir alle ein mit aller unserer Kraft, geschlossen und einig, in diese Kämpfe um Schule und Land im deutschen Osten und um die Sicherung der deutschen Neulande über See — dann muß sich der Sieg wiederum wie vordem heften an die Fahne des Deutschtums auf Scholle und Welle!





Die preuszische Politik von 1786 bis 1806.

Von

Reinhold Koser.

(Schluß.)

V.

So wechselvoll, unruhig und springend der Gang der preußischen Politik unter Friedrich Wilhelm II. gewesen war, so glatt und gradlinig war ihre Bahn in den ersten Regierungsjahren des Nachfolgers.

Wenn Gradheit und Offenheit und der gute Wille, Frieden zu halten und einem einmal ergriffenen Plane treu zu bleiben der politischen Weisheit höchster Schluß wäre, so wäre der junge Friedrich Wilhelm III. der echteste Staatsmann gewesen — er, dessen schlichtem Wesen alles Gewundene und Verwickelte, alles in seinen Folgen nicht Absehbare verdächtig und zuwider war. Als den „einfachen" König hat ihn Ranke [1]) mit einem einzigen Eigenschaftsworte charakterisiert.

„Der gerade Weg ist der beste", so schreibt der Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinen kurz vor dem Regierungsantritt aufgezeichneten „Gedanken über die Regierungskunst".[2]) Sicher werde man auf diesem Wege weiter kommen, als wenn man alle Augenblicke wortbrüchig werde und das System ändere. Vorangestellt aber ist in diesem Regierungsprogramm der Satz: „Das größte Glück eines Landes besteht zuverlässig in einem fortdauernden Frieden; die beste Politik ist also diejenige, welche stets diesen Grundsatz insofern vor Augen hat, als unsere Nachbaren uns in Ruhe lassen wollen. Man mische sich nie in fremde Händel, die einen nichts angehen, und unterscheide sehr wohl das wahre vom falschen Interesse, und lasse sich nicht durch einen vermeinten zu erlangenden Ruhm verblenden ... Um aber nicht wider seinen Willen in fremde Händel gemischt zu werden, so hüte man sich vor Allianzen, die uns früh oder spät in solche verwickeln könnten."

So war das politische System vorgezeichnet, das König Friedrich Wilhelm später einmal bezeichnenderweise „mein passives System" genannt hat.[3])

---

[1]) Sämmtliche Werke 48, 268.

[2]) Histor. Zeitschrift 61, 442 ff.

[3]) 20. Oktober 1804. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven 29, 304. P. Bailleus für die Geschichte der Beziehungen Preußens zu Frankreich von

Wie seine Vorgänger hielt Friedrich Wilhelm III. den Anspruch auf Selbstregierung und insonderheit auf selbständige Leitung der auswärtigen Politik seinen Ministern gegenüber fest. Er wies ihr bestimmt die Richtlinie und überließ dem Ministerium nur Anwendung und Ausführung der aufgestellten Grundsätze. Auf die kollegiale Verfassung des Auswärtigen Amts legte er keinen entscheidenden Wert. Als Finckenstein und Alvensleben bald nacheinander in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, beide bis zuletzt im aktiven Staatsdienst, gestorben waren, war Haugwitz eine Zeitlang der einzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Und wenn dann 1803 Hardenberg an seine Seite trat, so gestaltete sich das Verhältnis in der Weise, daß beide nicht sowohl nebeneinander, als abwechselnd die Geschäfte führten, d. h. der König hielt sich an denjenigen von beiden, mit dem er sich am meisten in innerer Übereinstimmung befand. So durfte sich im Frühjahr 1804 Haugwitz und wiederum nach einem Jahr Hardenberg zeitweise zurückziehen.

Es war das persönliche Regiment Friedrichs des Großen ohne eine starke Persönlichkeit.

Die Zeitgenossen haben viel von einem bestimmenden Einflusse des Kabinettsrats Lombard gesprochen. Sie haben Lombard als den Urheber folgenschwerer Entschließungen Friedrich Wilhelms III. auf das heftigste angegriffen. Auch Haugwitz teilte bis zu gewissem Grade diese Auffassung. Er ist zu Zeiten nicht ohne Eifersucht auf Lombard gewesen. Es war ein schreiendes Mißverhältnis, wenn der König mündlich oft sich nur mit dem aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangenen, bei dem Thronwechsel von 1797 erst dreißig Jahre zählenden Kabinettsrat besprach und den Minister dann mit diesem konferieren ließ. Und es blieb ein in der Geschichte der preußischen Diplomatie einzig dastehender Vorgang, daß der Kabinettsrat mit seiner Sendung in das Hauptquartier Napoleons 1803 der Träger des wichtigsten diplomatischen Auftrages wurde, den der König einem seiner Diener anvertrauen konnte, als es galt, ein sicheres Urteil über die dem Minister bereits verdächtigen Gesinnungen des französischen Machthabers zu gewinnen.

Anders als die Günstlinge Friedrich Wilhelms II. hat der vertraute Kabinettsrat des dritten Friedrich Wilhelm politische Tendenzen und

---

1795 bis 1807 grundlegende Publikation wird nach der russischen Seite ergänzt durch den von demselben Herausgeber gesammelten Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. (Publikationen Bd 75) und durch Ulmann, Russisch-Preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806 (1899).

persönliche Aspirationen kaum gehabt; das Geheimnis seiner Vertrauensstellung lag darin, daß er ganz in dem aufging, was er als den innersten Wunsch seines Gebieters erkannte und was in geordnete Gedankengänge und in ein System zu bringen er tagtäglich mit Wort und Feder half. Wenn diesem als Urheber verderblicher Einwirkungen beleumundeten Manne ein Vorwurf gemacht werden soll, so würde es vielmehr der sein, daß Lombard zu wenig auf den König eingewirkt hat; daß, wenn andere Friedrich Wilhelms Stimmungen, Neigungen, Vorurteile und vor allem seine Passivität bekämpften, Lombard mit seiner gewandten Dialektik ihm Widerstand leisten half. Lombard bestärkte das, was der Franzose Duroc Friedrich Wilhelms „penchant à l'immobilité“ [4]) genannt hat. Schon lange bevor der Freiherr vom Stein seinen wuchtigen Angriff gegen die Kabinettsregierung eröffnete, schon im Jahre 1800 wurde den Kabinettsräten und Adjutanten, den Lombard und Beyme, Köckeritz und Zastrow nachgesagt, daß sie aus kleinlicher Klugheit nichts täten, nichts sagten, was ihnen die Gunst des Monarchen auch nur einen Augenblick zweifelhaft machen könnte: „Durch niedrige Nachgiebigkeit und stillschweigende und laute Schmeichelei bestärkt das Kabinett den Monarchen unaufhörlich in der unglücklichen Tendenz, die sein Geist und sein Charakter genommen hat. Man sagt ihm täglich vor, der Weg, den er wandle, sei der wahre Weg zur Ruhe und zur Sicherheit. Man entfernt alles, was ihn auch nur vorübergehend in seinem glücklichen Traum stören könnte: dies würde den König beunruhigen, man muß dem Könige keinen Verdruß machen, man muß seine Gesundheit schonen — sind die eingeführten Redensarten, deren sich besonders der Herr von Köckeritz (dem das Departement, die Ruhe Seiner Majestät zu bewahren, vorzugsweise anvertraut zu sein scheint), jedesmal, wenn eine wichtige Sache zur Sprache kommen soll, bedient.“ [5]) Der Fürst, der nachmals das Wort „Meine Zeit in Unruhe“ zu seiner Devise gewählt hat, sah in seinen Anfängen nach dem Urteil seiner Umgebung sein schönstes Glück in der Entfernung aller Unruhe. [6])

Durchaus der Sinnesart und der Überzeugungen des neuen Herrschers entsprach die politische Erbschaft, die er übernahm, jenes von seinem Vater 1795 ergriffene Neutralitätssystem.

---

[4]) Publikationen 29, 377.

[5]) Aus der von P. Wittichen veröffentlichten Denkschrift von Fr. Gentz über das preußische Kabinett; Histor. Zeitschrift 89, 239 ff. Vgl. Publikationen 29, S. XXXIX und im allgemeinen H. Hüffer. Die Kabinettsregierung in Preußen und Lombard (1890).

[6]) „Absence of all trouble“, nach dem bei Ulmann 15 zitierten Zeugnis des englischen Gesandten Jackson, der sich auf genau unterrichtete Gewährsmänner beruft.

In den Tagen des Basler Friedensschlusses war die Stimmung am preußischen Hofe ohne Frage den Russen und den Österreichern feindseliger gewesen als den Franzosen, da Frankreich den preußischen Staatsmännern damals als kriegsmüde, erschöpft, ungefährlich galt.

Sehr bald waren in der französischen Republik nach zeitweiliger Erschlaffung die kriegerischen Tendenzen wieder in die Höhe gekommen. Die beiden ersten Feldzüge Bonapartes gaben den französischen Waffen das entscheidende Übergewicht in dem seit 1792 mit wechselndem Glück geführten Kampfe gegen Österreich.

Österreichs Versuch, durch einen neuen Krieg im Bunde mit Rußland und in Wiederanschluß an England die Ergebnisse des Friedens von Campo-Formio rückgängig zu machen, scheiterte an der Zwietracht im eignen Lager und an der Zähigkeit und Entschlossenheit des französischen Widerstandes. Die Vorgänge am Schluß dieses zweiten Koalitionskriegs zeigten, daß Frankreich nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auch mit den Waffen der Diplomatie Siege davonzutragen verstand; die Koalition zu Gunsten Englands wurde zu Beginn des Jahres 1801 durch eine gegen England gerichtete Koalition abgelöst. Frankreich war wieder bündnisfähig geworden.

Denn so stark der Gegensatz zwischen dem revolutionären Frankreich und dem alten Europa war, ein solidarisches Zusammenhalten der alten Mächte gegen die neue verhinderten doch die in ihrer Art ebenso starken Gegensätze innerhalb der monarchischen Staatenwelt: zwischen Rußland und Österreich, zwischen Preußen und Österreich, zwischen Rußland und England, zeitweise auch zwischen Rußland und Preußen. Und das revolutionäre Frankreich wußte sich anzupassen. Ohne Bedenken ließ man 1801 die Sache Polens fallen, um das Bündnis mit Rußland zu gewinnen.[7]) Zum Entgelt gab der Zar in diesem Bündnis die Sache der französischen Emigranten, den Grundsatz der Legitimität preis, auch er war bereit, sich anzupassen. Auch Österreich paßte sich, wenigstens auf italienischem Boden, „ohne alle Rücksicht auf Legitimität oder Revolution"[8]) im Streben nach der Vorherrschaft dem von Frankreich gegebenen Beispiel

---

[7]) „Die antirussische Tendenz zu Gunsten Polens, die seit 1793 grundsätzlich festgehalten war, wurde von dem ersten Konsul aufgegeben. Eine prinzipielle Opposition zwischen Rußland und Frankreich existierte hierauf nicht mehr." Ranke 47, 65. S. 93: „So weit war es nun gekommen, daß der revolutionäre Staat von Frankreich als ein gleichberechtigter angesehen wurde, man stand mit ihm in lebendigem diplomatischen Verkehr." Vgl. auch 48, 285.

[8]) Ranke 47, 33.

an, obgleich man auf deutschem Boden den revolutionären Gedanken der Säkularisation des geistlichen Fürstentums noch bekämpfte, den Preußen sich schon zu eigen gemacht hatte. Und hatten nicht alle drei, Rußland, Österreich und Preußen mit der Teilung Polens der Eroberungspolitik des revolutionären Frankreich bereits vorgegriffen? Genug, es gab zwischen Frankreich und den alten Monarchien keine unüberbrückbare Kluft, keine unvermeidlichen Anlässe zu ewigem Krieg.

Die Gegensätze glichen sich noch mehr aus, als der Bändiger und Erbe der Revolution die monarchische Ordnung in Frankreich wiederherstellte. Schon der Staatsstreich vom 18. Brumaire war dem Ersten Konsul im alten Europa als Verdienst angerechnet worden, vor allem von dem eifrigsten Vertreter legitimistischer Grundsätze, dem Kaiser Paul. Wohl warnte nach der Aufrichtung des französischen Kaisertums der Doktrinär der Gegenrevolution, Friedrich Gentz, den Wiener Hof: Dieses Kaisertum anerkennen, heiße die Revolution, ohne die es nie entstanden sein würde, anerkennen. Doch in Wien war man sofort zur Anerkennung bereit, als man dafür die französische Anerkennung des österreichischen Erbkaisertums zugesagt erhielt.

Aber Napoleon besaß nicht die Kunst, deren erfolgreiche Ausübung zu unsern Tagen unser großer deutscher Staatsmann als eines seiner vornehmsten Verdienste für sich in Anspruch nehmen durfte: die Kunst, die Bildung einer feindlichen Koalition zu verhindern.

Nicht im Namen des legitimen Rechts und der konservativen Interessen, sondern zur Hemmung der französischen Übermacht und zu ihrer eignen Sicherheit, also in den Anschauungen der alten Gleichgewichtspolitik, haben sich die kontinentalen Staaten nach den großen Friedensschlüssen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts wieder und wieder zum Kampfe gegen Napoleon erhoben. Es ist bezeichnend, einerseits daß Pitt dem Kaiser von Rußland die Rolle eines neuen Wilhelms von Oranien zuwies, und andererseits, daß Alexander I. sich im Vergleich mit Napoleon als den echteren Träger der liberalen Ideen von 1789 zu betrachten geneigt war.

Kaum daß der Friedensvertrag von Luneville unterzeichnet war, hatte Napoleon durch die Herstellung der engsten Verbindung zwischen der französischen und der italienischen Republik, durch Vergewaltigung des Königs von Sardinien, durch Bedrohung der Selbständigkeit von Neapel den Beweis von der Unhaltbarkeit*) des durch den Frieden ge-

*) Nach dem Ausdruck von Ranke 47, 67; vgl. 119.

schaffenen Zustandes geliefert. Ebenso folgte dem Friedensschluß mit England unmittelbar die Begründung der französischen Schutzherrschaft über die Schweiz, gleichsam die politische Nutzanwendung aus den strategischen Lehren des schweizerischen Feldzuges von 1799.

Napoleon hat im Juli 1803 dem preußischen Kabinettsrat Lombard, den er von seiner Friedensliebe überzeugen wollte, erklärt,[10]) er sei bereit Holland, die Schweiz, das Königreich Neapel und das Gebiet des Deutschen Reichs zu räumen, wofern nur England die Insel Malta, sei es dem Malteser-Orden, sei es dem Kaiser von Rußland als dem erwählten Ordensmeister übergeben wolle. Es steht dahin, ob er sich hätte beim Worte nehmen lassen. Aber seine Äußerung ist kennzeichnend für die Politik, die er nach der kurzen, durch den Vertrag von Amiens herbeigeführten Friedenspause mit grandioser Folgerichtigkeit England gegenüber einhielt: jeglichen Übergriff auf dem Kontinent rechtfertigte er mit der Notwendigkeit, England mit allen Mitteln zu bekämpfen und für den Kampf gegen England die eigne Macht zu stärken.[11]) Bei Wiederbeginn des Krieges mit England hatte Talleyrand in einer diplomatischen Depesche, wohl ein Wort seines Herrn und Meisters aufnehmend, die Drohung ausgesprochen, Frankreich werde, durch England gezwungen, den Kontinent erobern. Zu Talleyrands Bedauern und Entsetzen hat Napoleon an das Ungeheure sich wirklich gewagt. Die furchtbare Waffe, die er führte und die doch nicht über das Wasser trug, sein unwiderstehliches Schwert kehrte er gegen alle die, welche im Kampfe gegen England nicht für ihn waren. Alle seine Eroberungen und Annexionen seit 1806 galten in erster Linie der Durchführung jener Kontinentalsperre, durch die der englische Handel erstickt werden sollte. So hat er in ungleich großartigerem Entwurf, mit ungleich stärkerer Macht und noch stärkerer Willenskraft doch nur die Politik Ludwigs XV. aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges wieder aufgenommen, der Titan die Politik des Schwächlings, die Bekämpfung Englands auf dem Kontinent, um nicht nur wie Ludwig XV. mit dieser Politik zu scheitern, um an ihr zu Grunde zu gehen.

Am spätesten hat unter den alten Mächten Preußen sich der Erkenntnis erschlossen, daß der Machtrieb und Ausdehnungsdrang des napoleo-

---

[10]) Publikationen 29, 191.

[11]) Ranke 47, 76 (vgl. auch 48, 178, 207, 218, 219) spricht von dem „für den Krieg mit England entworfenen System, bei welchem sich Bonaparte über alle Verträge und Konvenienzen hinwegsetzte". Und in Bezug auf den Ursprung des Krieges von 1805 (47, 84): „Man darf wohl dabei nicht voraussetzen, daß die Haltung, welche Bonaparte annahm, dem Sinn der französischen Nation entsprochen hätte."

nischen Frankreichs eine allgemeine europäische Gefahr in sich barg. So verkannte man auch völlig den Gegensatz, in welchem das eigene politische System zu den leitenden Gesichtspunkten der französischen Politik stand. Auf preußischer Seite betrachtete man seit 1795 Norddeutschland als die politische und militärische Interessensphäre Preußens; auf französischer Seite hat zwar ein Staatsmann wie Caillard, der Vertreter der Republik am Berliner Hofe, diesen Ansprüchen bei seiner Regierung aufrichtig das Wort geredet, aber sein Nachfolger in Berlin, der Abbé Sieyès, hat schon neun Jahre vor dem Frieden von Tilsit in einem seiner Berichte die Losung ausgegeben, daß Preußen hinter die Elbe zurückgeschoben werden müsse, um Raum für einen von Preußen unabhängigen westdeutschen Mittelstaat zu gewinnen.[12]) Talleyrand hieß als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Gedanken willkommen und entwarf das Programm: eine intermediäre Macht im Herzen von Deutschland, ein Fürstenbund derjenigen Staaten, die hinreichend robust sind, um als natürliche Alliierte Frankreichs auch leistungsfähige Alliierte zu sein: „Österreich zurückdrängen (reculer), weil es unser Feind ist und auf lange bleiben muß; Preußen zurückdrängen, weil es unser Freund ist und noch mehr unser Freund sein wird, wenn seine Macht die Modifikationen, die auf sie anwendbar sind, erhält".

VI.

Während der ersten großen europäischen Krisis, zu der er Stellung zu nehmen hatte, hielt der neue König von Preußen das von seinem Vater 1795 ergriffene System der Neutralität von Norddeutschland fest. Die von neuem gegen Frankreich koalierten Mächte haben 1798 und 1799 unermüdlich um die Bundesgenossenschaft Preußens geworben. Graf Haugwitz, dessen Vertrauen in die Aufrichtigkeit der französischen Freundschaftsbeteuerungen bereits stark erschüttert war, ließ nicht ab, sich im Rate des Königs für die Beteiligung am Kriege auszusprechen. Eines Tages (es war am 2. Juni 1799 zu Petershagen, während eines Besuchs der Westfälischen Provinzen) hatte er seinem Herrn schon die Zustimmung zum Marsch preußischer Truppen nach Holland, um die Franzosen dort zu vertreiben, abgerungen, tags darauf verweigerte ihm Friedrich Wilhelm die Unterschrift zu der entscheidenden Verfügung. Er blieb bei dem Vorsatze, seine Waffen nur bei einer Verletzung der norddeutschen Neutralität zu erheben.

[12]) Publikationen 29, 482, 485; vgl. S. XLII.

Dieser Vorgang von 1799 ist in den Kreisen der Eingeweihten oft erörtert und scharf kritisiert worden. Friedrich Gentz, der im Vertrauen des Ministers Schulenburg stand, spricht im folgenden Jahre von der „grausamen Niederlage" des Grafen Haugwitz; er wollte wissen, daß den König eine Besprechung mit dem Generaladjutanten v. Köckeritz und den Kabinettsräten Lombard und Beyme umgestimmt und daß Beyme damals an seine Frau geschrieben habe: „Wir haben gesiegt." Auch Hardenberg war der Meinung, daß Haugwitz diese Niederlage nicht hätte hinnehmen dürfen, daß er zurücktreten mußte. Mit dieser Nutzanwendung hat Hardenberg später dem bayerischen Gesandten Bray eine Darstellung jenes Zwischenfalles gegeben; auch in ihr erscheint Lombard als derjenige, der dem Minister das Gegenspiel gehalten und dem König gesagt haben soll, wenn die Entscheidung für den Krieg tatsächlich seiner Einsicht und seinem Gewissen widerstrebe, so dürfe er ihr nicht Folge leisten.[13])

Friedrich Wilhelm III. blieb also an dem Koalitionskrieg unbeteiligt. Das Zerwürfnis zwischen Österreichern und Russen beim Ausgang des gemeinschaftlich geführten Krieges hat dann für Preußen, wie bisher regelmäßig jede zwischen die beiden Kaiserhöfe getretene Spannung, eine vorteilhafte Wendung herbeigeführt. Man gewann das Bündnis Rußlands.

Unter der vorangegangenen Regierung hatte das Verhältnis zwischen Preußen und Rußland, trotz der Wiederannäherung von kurzer Dauer nach dem Türkenkriege, sich schon wegen der ausgesprochenen und unüberwindlichen persönlichen Abneigung der großen Zarin Katharina gegen den von ihr mit allerhand Spottnamen bedachten Friedrich Wilhelm II. sich nie ganz ausgleichen können. Der Thronwechsel in Rußland, dem der in Preußen binnen Jahresfrist folgte, schuf vorerst noch keinen Wandel, da Kaiser Paul die preußische Neutralitätspolitik auf das schärfste verurteilte. Jetzt also bot er Herstellung des alten, seit 1792 nicht erneuten Verteidigungsbündnisses von 1764, und Preußen benutzte dann die mit Rußland neu angeknüpfte Verbindung und seine seit 1795 nie unterbrochenen Beziehungen zu Frankreich, um seinen östlichen und seinen westlichen Nachbar einander zu nähern.

Im Einvernehmen mit ihnen beiden durfte Preußen hoffen, beim allgemeinen Friedensschluß seine Wünsche für die ihm im Basler Frieden in Aussicht gestellte territoriale Entschädigung in voll befriedigender Weise berücksichtigt zu sehen. Auch erzielte die preußische Politik zunächst den

[13]) Brays Denkschrift „Sur la retraite du comte de Haugwitz", d. d. Berlin 17. Oktober 1804; Publikationen 29, 621 ff. Vgl. ebend. 29, 615 (Lombard über Petershagen); 8, S. LI. Historische Zeitschrift 89, 264.

großen Erfolg, daß der Wiener Hof im Frieden von Luneville seinen Widerspruch gegen die Säkularisation der geistlichen Territorien fallen lassen mußte, aus denen die andern Großmächte die große Liquidationsmasse zusammenschlagen wollten zur Entschädigung der weltlichen Reichsstände für ihre Verluste auf dem an Frankreich abgetretenen linken Ufer des Rheins. Das weitere Ergebnis aber bedeutete für Preußen doch nur einen Teilerfolg, wenigstens an dem gemessen, was angestrebt worden war. Denn nur zu bald war Preußen zwischen Frankreich und Rußland, um deren Versöhnung es sich erfolgreich bemüht hatte, aus der Rolle des Vermittlers in die des Klienten hinabgesunken. Die preußische Politik blieb von nun an abhängig, wie treffend gesagt worden ist,[14]) „von dem jeweiligen Stande der französisch-russischen Beziehungen".

Preußen erstrebte bei diesem Anlaß mehr als nur den territorialen Ausgleich für die Abtretung eines wenig ausgedehnten Gebiets am linken Rheinufer. Daß die Entschädigung reicher auszumessen sei, als der Meilenzeiger angab, stand von vornherein fest. Aber weitere Wünsche der preußischen Politik erstreckten sich auf vereinfachte Grenzenziehung, auf Abrundung und überhaupt auf eine Auffüllung und Kräftigung seines staatlichen Organismus, die dem Staat die Leistung der ihm als einer europäischen Großmacht gestellten Aufgaben erleichtern würde. Wieder also ging man von den überlieferten Anschauungen des europäischen Gleichgewichts, der internationalen Konvenienz aus. In den Verhandlungen mit Rußland wurde geltend gemacht, daß Preußen nur dann seinen Verbündeten nützlich sein könne, wenn es dem österreichischen Nachbar das Gleichgewicht halten könne. Die Notwendigkeit, die linke Flanke, wie man sagte, zu verstärken, wurde mit dem Hinweis auf künftige Irrungen mit Frankreich begründet.

Preußens Forderung richtete sich zuerst auf das Bistum Hildesheim als das unentbehrliche Bindestück zwischen den im Westfälischen Frieden gewonnenen niedersächsischen und westfälischen Besitzungen, sowie auf Abrundung in Süddeutschland, auf die Erwerbung der drei fränkischen Bistümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt und der benachbarten Reichsstädte Nürnberg, Weißenburg, Windsheim, Rotenburg, Schwäbisch-Hall und Schweinfurt. Hardenberg, der eifrigste Fürsprecher dieser Kombination, hatte schon 1796 auf ihre großen politischen Vorzüge hingewiesen: Preußen werde im Besitz dieser süddeutschen Stellung nicht bloß Sachsen, Hessen, Braunschweig, sondern auch Bayern dauernd an

[14]) Von Bailleu, Publikationen 29 S. XII.

sein Bündnis fesseln, und die beiden Lande Ansbach und Bayreuth würden das natürliche Band und der Mittelpunkt einer von der Ost- und Nordsee bis zu den tirolischen Bergen sich erstreckenden, durch gemeinsame Interessen verbundenen Staatenmasse werden. Haugwitz schloß sich jetzt diesen Gesichtspunkten an: es gelte das bisherige deutsche System Preußens, die Führung des deutschen Nordens, auf den Süden auszudehnen; so gebiete es die intermediäre Lage Preußens in Europa.

Wie es sich versteht, arbeitete nicht nur Bayern, zumal da man in München selber die beiden Bistümer am Main begehrte, sondern auch Österreich dem preußischen Plane entgegen. Sowohl Rußland wie Frankreich boten nunmehr dem Berliner Hofe die Erwerbung von Hannover an. Die politischen Vorteile dieser Erwerbung, bei der unmittelbaren Berührung des Landes mit den Grenzen der Altmark, der Priegnitz, der Fürstentümer Halberstadt und Minden, waren unleugbar. Aber die Rücksicht auf den angestammten Besitzer des Landes, den König von England, überwog.

Man entschied sich endlich für eine Auskunft, an die man gleich anfangs neben dem fränkischen Plane in zweiter Linie gedacht hatte: man stellte in den politischen Ansatz statt Franken jetzt Westfalen ein. Nicht einmal mit der bescheideneren Forderung drang man ganz durch. Man erhielt nicht das Bistum Osnabrück zur Verbindung der alten Besitzungen Minden und Tecklenburg-Lingen, aber doch das Bistum Paderborn, ein Drittel von Münster und die Abteien Essen, Elten und Werden, dazu außerhalb Westfalens das Bistum Hildesheim, das kurmainzische Eichsfeld mit Erfurt und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. Man gewann 230 Geviertmeilen für die im Baseler Frieden aufgegebenen 48. Und so hat Friedrich Wilhelm III. den Abschluß des Vertrages wegen dieser „Indemnitätslande" als ein Ergebnis begrüßt, zu dem Preußen sich nicht genug beglückwünschen könne.

Aber dem Gewinn an territorialem Besitz stand für den Staat unzweifelhaft ein Verlust an politischer Geltung gegenüber. Ganz davon abgesehen, daß die erstrebte Verstärkung der politischen Aufstellung nicht erreicht, daß die preußische Vorherrschaft in Süddeutschland nicht aufgerichtet war, daß nach Hardenbergs Meinung der isolierte Besitz der beiden fränkischen Markgrafenschaften jetzt, da Bayern mit Würzburg und Bamberg den Main und den Mainhandel beherrschte, für Preußen mehr eine Last und eine Gefahr als ein Vorteil war — ganz abgesehen von dieser Zurückdrängung Preußens noch nicht aus, aber doch in Süddeutschland, war auch seine norddeutsche Hegemonie, trotz der Verstärkung

seines norddeutschen Charakters, dem Staate Friedrich Wilhelms III. aus den Händen geglitten. Bei den Friedensverhandlungen und mehr noch in dem wirren Ränkespiel, das dem Reichsdeputationshauptschluß voranging, hatte es sich offenbart, daß die deutschen Mittel- und Kleinstaaten den Blick nicht mehr nach Berlin richteten, wie zu Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. Zeiten, sondern nach Paris. Das System der norddeutschen Neutralität mit der die Reichsstände schützenden Demarkationslinie war mit dem Abschluß des allgemeinen Friedens gegenstandslos geworden. Preußen verlor Grundlage und Beglaubigung seiner bisherigen Stellung an der Spitze von Norddeutschland.

Die entscheidende Frage war, ob Preußen beim Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England nach der kurzen, durch den Frieden von Amiens eröffneten Ruhepause sein altes norddeutsches System wieder aufnehmen und behaupten werde.

Vertragsmäßig war Frankreich, seitdem es mit dem Deutschen Reiche zu Luneville 1801 Frieden geschlossen hatte, zur Anerkennung dieses preußischen Systems nicht mehr verpflichtet; denn die Festsetzung einer Demarkationslinie und die ergänzenden Bestimmungen der Verträge von 1795 und 1796 bezogen sich nur auf die Dauer des Reichskrieges. Aber Preußens politischer Anspruch und Preußens politisches Bedürfnis waren trotz der veränderten völkerrechtlichen Lage noch dieselben wie 1795. Nichts hätte näher gelegen, als das Kurfürstentum Hannover, das kontinentale Nebenreich des Königs von England, beim erneuten Ausbruch des englisch-französischen Krieges wieder mit preußischen Truppen zu besetzen, wie es 1801 geschehen war; damals auf Wunsch von russischer, unter Zustimmung von französischer und ohne ernstlichen Einspruch von englischer Seite.[15]) Die norddeutsche Neutralität war allezeit das Steckenpferd des Grafen Haugwitz gewesen, die Errungenschaft, in die er seinen Stolz setzte.[16]) Er war der festen Meinung, daß Bonaparte ohne Verständigung mit Preußen nichts gegen Hannover unternehmen werde. Nun mußte man erleben, daß, der preußischen Einwendungen ungeachtet, ein französisches Heer Hannover besetzte. 30000 Franzosen standen mitten zwischen den angrenzenden preußischen Provinzen.

Gegen die dringende Warnung von Haugwitz, der die Mobilmachung des preußischen Heeres beantragte, hatte der König auf den Rat seiner

---

[15]) Die Phasen dieser hannoverschen Frage behandelt auf breiter archivalischer Grundlage: Ford, Hannover and Prussia 1795—1803 (New York 1903).

[16]) Vgl. sein Exposé bei Ranke 47, 297. Publikationen 8, 539. Ford 141.

militärischen Vertrauten[17]) sich in dem Kronrat vom 28. Mai 1803 dahin entschieden, dem Einmarsch der Franzosen weder ernsten Widerspruch noch gar Widerstand entgegenzusetzen; er bezeichnete dem Minister als sein politisches System „eine absolute Neutralität in allem, was nicht Preußen selber ist oder was nicht unmittelbaren Bezug auf seine Sicherheit hat".[18]) Das heißt, der König machte jetzt einen Unterschied zwischen Preußen selber und dem, was man bisher als die preußische Interessensphäre betrachtet hatte; Frankreichs bewaffneter Einbruch in diese Interessensphäre wurde ruhig hingenommen. Preußens Beruf zum Schutze von Norddeutschland, vordem so stolz ergriffen und glücklich festgehalten, dann vernachlässigt und damit bereits verwirkt, wurde jetzt geradezu verleugnet.

In Süddeutschland mit großen Entwürfen nicht durchgedrungen, in Norddeutschland aus einer beherrschenden Stellung herausgedrängt, zuerst politisch und nun auch militärisch, mußte Preußen sich bereits darauf gefaßt machen, Friedrichs des Großen Deutschen Fürstenbund, an dessen Überlieferungen die preußische Politik seit 1795 wieder angeknüpft hatte, durch einen neuen Rheinbund nach dem Vorbilde aus den ersten Zeiten Ludwigs XIV. ersetzt zu sehen.

Friedrich Wilhelm III. hat im Juli 1803, nach dem Einmarsch der Franzosen in Hannover, als Haugwitz nochmals die Mobilmachung beantragte, Lombard in das französische Hauptquartier nach Brüssel geschickt; dort sollte, wie schon erwähnt, der vertraute Berater sich ein Urteil darüber bilden, ob die Politik des ersten Konsuls eine Gefahr für Preußen in sich schließe. Bonaparte hat es an Freundschaftsbeteuerungen, die den König fürs erste beruhigten, in Brüssel nicht fehlen lassen. Aber er hat eben hier in Brüssel dem preußischen Kabinettsrat bereits die Andeutung gemacht, daß Preußen, wenn es auf die Dauer verschmähe, Frankreichs Verbündeter zu werden, seine „Konsideration" im Deutschen Reiche einbüßen werde. Im folgenden Jahre empfahl er dem König seine Allianz immer dringender und forderte eine bestimmte Entscheidung. Er hatte soeben die Kaiserwürde angenommen und bot, um Friedrich Wilhelm III. zu locken, die Erhebung auch Preußens zum Kaisertum an. Bei Hofe und im preußischen Heere fand der Gedanke viele Fürsprecher,[19]) auch den Minister Hardenberg zählten die Franzosen dazu. Der König in

---

[17]) Insonderheit des Herzogs von Braunschweig und des Generaladjutanten Köckeritz. Nach dem Zeugnis des englischen Gesandten Jackson bei Ford 301 hatten Möllendorff, Rüchel und Hohenlohe auf der Seite von Haugwitz gestanden.

[18]) Publikationen 29, 161.

[19]) Publikationen 29, 297, 298. Ford 161, 174, 175.

seinem bescheidenen Sinne widerstand der Versuchung um so leichter, als sie ja ihn von seinem Neutralitätssystem abzuziehen bezweckte. Einige Wochen später, im November 1804, glaubte Marchese Lucchesini, jetzt preußischer Gesandter in Paris, aus mehr als einem Anzeichen sicher schließen zu dürfen, „daß das Kabinett von St. Cloud sich mit der Verwirklichung des mir mehr als einmal, wie auch in Brüssel dem Geheimrat Lombard angekündigten Projekts beschäftigt, Preußen den Einfluß zu entreißen, den es heute durch seine Weisheit, seine Lage und seine Stärke auf die mächtigsten Reichsstände ausübt. Nach dem vergeblichen Versuche, Eurer Majestät die Garantie und eine größere Ausdehnung dieses Einflusses als Lockspeise und als Belohnung für den Eintritt in gefährliche Verpflichtungen anzubieten, beschloß das Haupt der französischen Regierung, das selber zu ergreifen, was Eure Majestät unter den daran geknüpften Verpflichtungen verschmäht haben."

Bis Lucchesinis Voraussagung sich erfüllte, hat die preußische Politik von dem schmalen Boden, auf den sie sich in dem verhängnisvollen Sommer von 1803 zurückdrängen ließ, ein Stück nach dem andern aufgeben müssen. Zunächst folgte dem Eingriffe in die preußische Interessensphäre die Verletzung der preußischen Landesgrenze.

VII.

Friedrich Wilhelm III. hat im Frühjahr 1804, weitergehende Anträge sowohl Frankreichs wie Rußlands ablehnend, seiner politischen Mittelstellung zwischen beiden Staaten durch zwei sich entsprechende Deklarationen authentischen Ausdruck gegeben. Gegen Rußland (24. Mai 1804) mit der Verpflichtung zu gemeinsamer Abwehr jedes französischen Angriffs auf einen an dem Streit zwischen Frankreich und England unbeteiligten norddeutschen Staat; gegen Frankreich (3. April 1804) mit der Zusage, keinem ihm feindlichen Plane Gehör leihen zu wollen, wofern Frankreich seine Truppen in Hannover nicht vermehren und die an dem Streit zwischen Frankreich und England unbeteiligten norddeutschen Staaten nicht verunglimpfen werde.

Man ermißt leicht, daß damit dem russischen Hofe im Augenblicke, wo man dort den Bruch mit Frankreich bereits als unvermeidlich betrachtete, nicht viel gedient war. Um so weniger, als die an Frankreich abgegebene Erklärung am Tage der Unterzeichnung des für Rußland ausgestellten Aktenstückes dahin ergänzt wurde,[20]) daß der König, die

[20]) Publikationen 29, 266, 269, 283.

beiden bezeichneten Fälle ausgenommen, den Durchmarsch eines gegen Frankreich bestimmten Heeres durch preußisches Gebiet nicht dulden werde. Der russische Gesandte in Berlin, der aufrichtig auf die Erhaltung des Einvernehmens mit Preußen bedachte Finnländer Alopeus, sah sich veranlaßt, in seinen Berichten immer von neuem den Berliner Hof gegen den Verdacht des geheimen Einverständnisses mit Frankreich in Schutz zu nehmen: „Wenn der König unentschlossen, unbeweglich, ohne Energie, selbst schwach ist, so ist er doch nicht illoyal. Es gibt keine Rücksicht auf der Welt, die ihn bestimmen könnte, die Waffen zu ergreifen, um feindselig gegen Rußland zu handeln."

Kaiser Alexander wußte sich seit der Begegnung zu Memel vom Juni 1802 dem preußischen Königspaare in herzlicher Freundschaft verbunden; er gab oft seiner Überzeugung Ausdruck, daß er sich bei jeder entscheidenden Gelegenheit im Einvernehmen mit dem König von Preußen finden würde. Alexander hatte bisher nicht alles getan, was dem preußischen Nachbarn den Mut gegen Frankreich hätte stärken können. Er hatte 1803 aus nicht völlig durchsichtigen Gründen[21]) in Berlin geradezu davor warnen lassen, den Franzosen in Hannover zuvorzukommen; er hatte noch im März 1804 einen Brief Friedrich Wilhelms mit der Anfrage, welche Hilfe er von Rußland im Falle eines Krieges mit Frankreich erwarten dürfe, kühl und ausweichend beantwortet; allerdings hatte die Anfrage nichts enthalten, wodurch Preußen in irgend einer Weise gebunden gewesen wäre. Indem nunmehr Rußland sich mit Österreich und bald auch mit England gegen Napoleon verbündete, fanden in der Umgebung des Zaren je länger je mehr die Männer Gehör, die der preußischen Politik Doppelzüngigkeit vorwarfen,[22]) die von einem Briefe Friedrich Wilhelms an Napoleon verächtlich sagten, daß er auf den Knien geschrieben sei, und die der Meinung waren, „daß man das feige Preußen durch gewaltsame Maßregeln zum Entschluß bringen müsse."

Friedrich Wilhelm setzte im Herbst 1805 der dringenden, drohenden Aufforderung Rußlands zum Anschluß an die Koalition die nachdrückliche Erklärung entgegen, daß er jede Verletzung seiner Neutralität als Kriegsfall betrachten werde. Er hatte zur Sicherung seiner Ostgrenze sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt, aber er hatte zugleich einen neuen Bündnisantrag Napoleons entschieden abgelehnt. Da fiel der Schlag, von dem er sich im Osten bedroht glaubte, ganz jäh von der andern Seite. Ein französisches Truppenkorps erzwang im September 1805 auf dem Zuge

[21]) Vgl. Ford 298ff., 312.

[22]) Ulmann 123, 135.

von der Leine zur Donau den Durchmarsch durch das preußische Gebiet von Ansbach.[23])

Der König hatte unter dem ersten Eindruck dieser Gewalttat die französischen Gesandten Laforest und Duroc aus Berlin ausweisen wollen. Davon hat Hardenberg seinen Herrn zurückgebracht. Preußen beschränkte sich darauf, in dem Potsdamer Antrag vom 3. November 1805 der Koalition bedingungsweise beizutreten, indem es die bewaffnete Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten übernahm. Statt dem Kampfe auszuweichen, bis die Wirkungen der diplomatischen Aktion Preußens sich geltend machten und das preußische Heer zum Losschlagen fertig war, suchten die Russen und Österreicher die Entscheidungsschlacht und verloren sie.

Vier Tage nach der Niederlage von Austerlitz teilte der Zar dem König von Preußen in einem eigenhändigen Briefe (6. Dezember) mit, daß Österreich Friedensverhandlungen eingeleitet habe und daß er hoffe, der König werde durch die Weisheit seiner Entschließungen zu einem Arrangement mit Frankreich gelangen. Haugwitz, als Träger der bewaffneten Vermittlung Preußens, hatte am Vorabend der Schlacht, bei seinem ersten Empfang durch Napoleon, nicht gewagt, den Inhalt seiner Botschaft vorzutragen; vierzehn Tage nach der Schlacht, vor die Wahl zwischen Krieg und Frieden gestellt, noch nicht mit neuen Verhaltungsmaßregeln aus Berlin ausgestattet, aber Stimmung und Auffassung des Königs mit einiger Sicherheit berechnend, unterzeichnete er den Unterwerfungsvertrag von Schönbrunn. Der Vertrag nötigte dem König von Preußen die bisher immer zurückgewiesene französische Allianz auf und verpflichtete ihn, eben jenes durch den Neutralitätsbruch verletzte Gebiet, das Fürstentum Ansbach, abzutreten, dazu den noch preußischen Teil von Kleve und das schweizerische Neuenburg. Abzutreten gegen einen ganz unsicheren Ersatz, gegen die Überweisung des nur im faktischen, nicht im völkerrechtlichen Besitz Frankreichs befindlichen Kurfürstentums Hannover, auf die Gefahr eines Krieges mit England.

Als Haugwitz in Schönbrunn mit dem Sieger von Austerlitz unterhandelte, befand sich das preußische Heer noch auf dem Kriegsfuße; man

[23]) Kurz vor dem Durchmarsch sagt Hardenberg in einer Denkschrift vom 10 September 1805: „Das System Sr. Königl. Majestät ist: Die Neutralität Ihrer Monarchie und der angrenzenden Staaten des Nördlichen Deutschlands. Es läßt sich weder mit der Ehre noch mit der Würde Sr. Majestät, noch mit der Sicherheit Preußens vereinigen, die Neutralität bloß innerhalb der eigenen Grenzen oder nur in einem Teile der Königl. Lande, z. B. nur bis an die Elbe, schützen zu wollen.“ Publikationen 29, 380.

war gedeckt und fertig, obgleich man sich ohne die schon außer Kampf gesetzten Bundesgenossen hätte schlagen müssen. Während Haugwitz in Paris sich um Milderung der Schönbrunner Bedingungen bemühte, wurde das preußische Heer auf den Friedensfuß zurückgeführt: kein Wunder, daß die Bedingungen der Unterwerfung nun nicht gemildert, sondern verschärft wurden. Mit der Verpflichtung, die Mündungen der Elbe und Weser dem englischen Handel zu verschließen, ließ sich Preußen noch weiter in der ihm aufgenötigten feindseligen Richtung gegen England fortdrängen. Die Kriegserklärung Englands konnte jetzt, zum schwersten Schaden des blühenden preußischen Seehandels, nicht ausbleiben.[24])

Und auch gegen Rußland war Preußen durch diese Unterwerfung unter Napoleons Willen in Gegensatz gebracht worden, durch die Verpflichtung, mit Frankreich für die Integrität des Gebiets der Pforte einzutreten.

König Friedrich Wilhelm hatte bisher den französischen Übergriffen und Beweisen der Nichtachtung gegenüber sein Gewissen immer damit salviert, daß sie, an sich empfindlich und verletzend, doch nicht von solcher Erheblichkeit seien, um einen unbedingten Grund zum Kriege zu bieten.[25]) Ein völlig anderes Bild im Sommer 1806. Eine neue unbillige Zumutung, eine Verunglimpfung, eine herausfordernde Bedrohung lag im Augenblicke nicht vor. Die Bildung des französischen Rheinbundes verstimmte oder beunruhigte den preußischen Hof zunächst nicht. Um so weniger, als Napoleon bei diesem Anlaß in Berlin zur Errichtung eines norddeutschen Bundes mit preußischer Spitze einladen ließ; sogar von einer Kaiserkrone für Preußen ist jetzt noch einmal die Rede gewesen.[26]) Napoleon beabsichtigte einen Angriff gegen Preußen in diesem Zeitpunkte nicht. Er hatte den preußischen Staat durch die Anhäufung französischer Truppen in Süddeutschland und am Rhein bis nach Westfalen hinein so umstellt, militärisch so umklammert, daß er jederzeit diesen schwächeren Nachbarn schnell überfallen und erdrücken konnte, sobald der Bruch erforderlich oder wünschenswert erscheinen mochte; noch aber war dies nicht der Fall.

---

[24]) Dieser Konflikt ist jetzt nach den Akten behandelt durch Krauel, Preußen und England vor hundert Jahren (Deutsche Revue, Nov. u. Dez. 1906).

[25]) Vgl. Ranke 47, 103, 145.

[26]) Laforest berichtete am 3. August 1806, daß Haugwitz vertraulich geäußert habe: „La modestie naturelle de Sa Majesté fait qu'il n'est pas encore bien certain s'il profitera de l'occasion de faire entrer la dignité impériale dans la maison de Brandebourg."

Es versteht sich, daß das Gefährliche, Unwürdige, Unerträgliche dieses Zustandes der Umschnürung sich für Preußen je länger je mehr fühlbar machen mußte, daß sich aus diesen erdrückenden französischen Truppenanhäufungen an den preußischen Grenzen sehr wohl ein casus belli herleiten ließ. Aber dieser Zustand ergab sich doch nur folgerichtig aus den durch Preußens bisherige Politik geschaffenen Verhältnissen. Eine Veränderung noch zum Schlimmeren in diesen Verhältnissen eintreten zu lassen, etwa Preußen zu strafen für die Mobilmachung von 1805 und ihm dann die Elbe als Grenze zu setzen, das beabsichtigte Napoleon jetzt also noch nicht.

Genug aber, daß man in Berlin tatsächlich glaubte, von einem unmittelbaren Angriff bedroht zu sein. Man hatte Anhaltspunkte für den Verdacht, von dem neuen Verbündeten um Hannover betrogen zu werden, wenn Frankreich gegen Wiedereinräumung Hannovers mit England Frieden schließen würde; man deutete die Bewegungen der französischen Truppen als Vorbereitungen zu Zwangsmaßregeln, für den Fall, daß Preußen sich weigern würde, für Hannover nach dem Belieben Napoleons irgendwo eine Entschädigung anzunehmen. Die Lage war für Preußen nicht günstiger, als sie im Februar bei Abschluß des Pariser Vertrages gewesen war. Aber wenn man damals noch gehofft hatte, durch die Unterwerfung Sicherheit erkaufen zu können, so wagte man jetzt nicht einmal diese demütige Hoffnung noch festzuhalten. Die Furcht überwog alle anderen Rücksichten, die unbegründete Furcht vor einem unmittelbar bestehenden Überfall. Man zog das Heer von neuem zusammen, um nicht ohne Widerstand über den Haufen gerannt zu werden. Ohne diese Befürchtung hätte die Klugheit vielmehr geboten, jetzt Verstellung zu üben, bis die Diplomatie dem auf die Dauer unvermeidlichen Verteidigungskampf eine breitere Grundlage geschafft hatte, bis die russische Hilfe, auf die man jetzt wieder rechnen durfte, zur Stelle war, bis vielleicht auch Österreich zur Teilnahme am Kriege sich gewinnen ließ. Noch ehe ein Bundesgenosse ihm den Arm leihen konnte, forderte Friedrich Wilhelm in einem so entschiedenen Tone, wie er ihn noch nie angeschlagen hatte, von Napoleon Erklärungen, Friedensbürgschaften, sofortige Zusagen für sofortige Zurückziehung der französischen Truppen aus Deutschland.

Daß solche Forderung Gehör finden, daß sie eine andere Wirkung als den Krieg haben würde, hat im preußischen Heerlager bald niemand mehr angenommen; der König in seiner aufrichtigen Friedensliebe mag der letzte gewesen sein, der die Hoffnung auf Verständigung aufgab. So

sehr man den Krieg loszulassen sich gescheut hatte, jetzt, da die Schwerter aus der Scheide gefahren waren, vertraute man dem alten Waffenglück. Wenn die Preußen sieben Jahre der Koalition der drei kontinentalen Großmächte widerstanden hatten, sollten sie da sich der einen von ihnen nicht wenigstens ein paar Wochen erwehren können, bis von auswärts Verstärkung kam? So mischte sich bei dem übereilten Entschluß zum Eintritt in den ungleichen Einzelkampf verhängnisvoll mit einer nicht voll gerechtfertigten Sorge ein noch minder gerechtfertigter Optimismus.

VIII.

Von diesem Optimismus hatte das Unheil seinen Ursprung genommen.

Man unterschätzte den Gegner, seine Begehrlichkeit und Herrschsucht, seine Rücksichtslosigkeit und Schonungslosigkeit, seine Stärke. Man überschätzte Wert und Wirksamkeit des politischen Systems, das man ergriffen hatte und mit dem man sich behaupten zu können glaubte. Man überschätzte die Macht eines guten Willens, der die Friedensbürgschaft in sich zu tragen und die böse Welt durch sein Beispiel bessern und überwinden zu können meint. „Die Ruhe im Norden zu erhalten," schreibt Friedrich Wilhelm am 20. Oktober 1804, „ist der Hauptzweck meiner Politik; meine unruhigen Nachbaren bewachen, ihren Übereilungen zuvorkommen, ist jetzt mein tägliches Werk." Man überschätzte die Beweiskraft rhetorischer Argumente, die Überzeugungskraft der langen und wohltönenden diplomatischen Denkschriften, mit denen man von der hohen Warte der preislichen Neutralität auf die hadernden Parteien einzuwirken versuchte. Man überschätzte das absolute Gewicht der eigenen Macht, indem man einer festen Allianz entraten zu können meinte. Man überschätzte somit vor allem die militärische Leistungsfähigkeit des preußischen Staates; man sprach mit Wohlgefallen von dem „seltenen und vielleicht sehr mißverstandenen Phänomen unserer superben, inmitten so vieler Stürme ruhigen und sich nicht bemerkbar machenden Armee".[27]) Man träumte Anfang September 1806 von einer Kriegführung, der es gelingen sollte, durch gleichzeitigen Einsatz des preußischen und des russischen Heeres den Kampfplatz an die Maas und an die Sambre zu verlegen, nachdem Preußen, Sachsen und Hessen die Franzosen vom Main zum Rhein zurückgetrieben haben würden.[28]) Und ein preußischer General verkündete

[27]) So Lombard in seinem Schreiben vom 24. Mai 1804. Publikationen 29, 269.

[28]) Graf Stackelberg, der russische Gesandte in Berlin, dem Haugwitz diesen Kriegsplan entwickelte, bemerkt dazu (Bericht vom 22. August/3. September 1806, bei Dörries, Friedrich v. Gentz, Greifswalder Diss. 1906 S. 70—72): Le plan du comte de Haugwitz me paraissant presque trop beau pour y prendre confiance etc.

vierzehn Tage vor dem jähen Zusammenbruch des friderizianischen Heeres in dem Tagesbefehl vom 1. Oktober, daß die Kriegsheere, gegen die Napoleon glücklich gewesen sei, mit einer preußischen Armee nicht in Vergleichung zu ziehen seien.

Stimmen, die sich in anderm Sinne vernehmen ließen, wurden überhört. Nicht ein General, sondern ein Staatsmann, der Minister Alvensleben, hat im Jahre 1798 vorhergesagt, daß es eine Illusion sein würde, anders mit den Franzosen vorteilhaft Krieg führen zu wollen, als unter Aneignung ihrer Grundsätze: „Keine Magazine, kein Troß, man lebt von Requisitionen, man verschafft sich das Nötige und sogar das Überflüssige überall wo man ankommt . . . Um Geldmittel zu schaffen, müßte man wie in Frankreich, bevor Frankreich alle Lande ausplünderte, auf alle Barvorräte Hand legen; um Rekruten zu schaffen, alle nicht kantonpflichtige Leute heranziehen, so daß alle bisher exempten Städte, wie Berlin, verpflichtet seien würden, Rekruten zu liefern; um die Armee so beweglich zu machen, wie die französische, wo kein Offizier außer dem General und dem Adjutanten Pferde hat, müßte man unsern ganzen Stab, unsere Kapitäne und unsere Oberleutnants verabschieden; denn außer einem Teil der Leutnants und den Fähnrichen würden unsere Offiziere mit dem besten Willen der Welt nicht imstande sein zu Fuß zu marschieren und zugleich ihr Gepäck zu tragen". Auch Haugwitz mahnte gelegentlich, daß man das Beispiel, welches die Nachbaren seit einer Reihe von Jahren gäben, beachten müsse, daß die französischen und die österreichischen Offiziere gelernt hätten, ihren Fahnen zu Fuß zu folgen an der Seite der Infanteristen.[29])

An dem Andenken des Grafen Haugwitz ist das Odium der ganzen traurigen Politik der schwachen und widerspruchsvollen Maßregeln haften geblieben, die den Staat in die Katastrophe von 1806 hineingeführt hat. Haugwitz hat von den Anfängen seiner ministeriellen Laufbahn, also vom Herbst 1792, an das Vorurteil gegen sich gehabt, für Frankreich gestimmt zu sein. In Wien, wo er beim Ausbruch des Krieges von 1792 als Gesandter stand, vergab man ihm seine Opposition gegen die Beteiligung Preußens an diesem Kriege nicht, und erst recht nicht in der Folge den Frieden von Basel. Nicht anders die Stimmung der Russen gegen Haugwitz und seine „politique astucieuse". Selbst im Frühjahr 1798, als der Minister, wie wir hörten, bei dem König dem Kriege gegen Frankreich das Wort redete, kam der russische Gesandte Panin von seinem Mißtrauen

[29]) Publikationen 8, 200; 29, 248.

nicht zurück: er erkannte Haugwitz als promoteur des mesures énergiques an, aber sein Glaube blieb gering: „Haugwitz hat die Angewohnheit der kleinen Finessen, und man kann nicht auf ihn rechnen wegen seiner Charakterschwäche.“[30]) Seine beiden Missionen in das Lager und an den Hof Napoleons im Winter von 1805 auf 1806 haben dann den politischen und historischen Ruf dieses Ministers entschieden, und vollends seitdem der Kaiser der Franzosen vor aller Welt dem Grafen Haugwitz sein Vertrauen und dem Baron Hardenberg sein Mißtrauen ausgesprochen hatte, war jener als der Apostel Napoleons in der öffentlichen Meinung gerichtet, und Hardenberg durfte sich weit über sein Verdienst[31]) in ihrer Gunst sonnen.

Gleichwohl gebührt dem Grafen Haugwitz die Anerkennung, daß er, der als le ministre des ajournements Verrufene[32]), schon seit 1798, zumal aber seit 1803, immer wieder vor den Nachteilen einer zuwartenden und ausweichenden Politik vor den Gefahren der politischen Isolierung des Staates gewarnt hat. Aber als Haugwitz in dem folgenschweren Kronrat vom 28. Mai 1803 für die Mobilmachung sprach, entgegnete ihm der König: er sähe zu schwarz.[33]) Indem Haugwitz das Jahr darauf, entmutigt durch den vollen Mißerfolg der seit 1795 von ihm vertretenen Politik des preußischen Protektorats über Norddeutschland, von den Geschäften einstweilen zurücktrat, hat er noch einmal seine Zweifel an der Durchführbarkeit des von dem Könige trotz allem noch immer festgehaltenen Neutralitätssystems in eindringlichen Antithesen schriftlich vorgetragen: „Eure Majestät will, wenn ich mich nicht täusche, weder gegen Frankreich Krieg führen, noch dulden, daß seine Usurpationen sich weiter ausdehnen, noch, um sich dagegen zu sichern, zu Waffenvorkehrungen schreiten, noch Rußland die Lust zu Hilfeleistungen benehmen, die man von dort in der Stunde der Gefahr erwarten möchte, noch jedoch sich für die Anwendung des Prinzips durch ein zu bestimmtes Einvernehmen mit dem Zaren die Hände binden. Es ist nicht mehr an der Zeit, zu prüfen, ob so viel delikate Bedingungen sich auf einmal erfüllen lassen;

[30]) Martens a. a. O. 6, 261, 266.

[31]) Daß Hardenberg die Vertrauensseligkeit der preußischen Politik Frankreich gegenüber durchaus geteilt hat, war das einstimmige Ergebnis der an seinen apologetischen Memoiren bei deren Erscheinen (1877) geübten Kritik.

[32]) Publikationen 8, 483.

[33]) Haugwitz an den König, Berlin 4. Juni 1804: „Votre Majesté m'a accusé de voir trop noir, Elle a opposé aux vives représentations que mon zèle me portait à soumettre à son profond jugement, l'opinion de ses autres serviteurs dont les conseils portaient sur une entière passibilité.“ Publikationen 29, 153.

die Pflicht Ihrer Diener ist es, nichts unversucht zu lassen, um sie soweit zu erfüllen, als ihre Gegensätzlichkeit (opposition) es erlauben wird.

Minder bedenklich als der einstweilen zurücktretende Minister zeigte sich damals sein Nachfolger Hardenberg. Er bekannte sich rückhaltslos zu der Neutralitätspolitik; er erklärt (14. Juli 1804) das politische System des Königs „aus Pflicht und Neigung“ unverrückt vor Augen haben zu wollen; er wiederholt am 15. September als seine innige Überzeugung, daß das System der Neutralität, mit Energie befolgt, die besten und sichersten Aussichten biete.

Und nun komplizierte sich die Lage Preußens, deren „delikate Bedingungen“ in ihrer Gegensätzlichkeit Haugwitz so besorgt gemacht hatten, noch durch einen neuen Einschlag in das gekünstelte Gewebe. Was mehr als alles andere die preußische Friedens- und Neutralitätspolitik mit innerem Widerspruch erfüllt hat, war der verhängnisvolle Gedanke, in den man sich seit dem Herbst 1804 hineinlebte, mitten im Frieden unbeschadet des Neutralitätssystems einen großen territorialen Gewinn einheimsen zu wollen und zu können. Die Vorteile der Erwerbung des überall an preußisches Gebiet angrenzenden Kurfürstentums Hannover lagen auf der Hand. Ein unternehmender und entschlossener Realpolitiker, ein Vertreter der nackten Staatsräson, möchte die Frage, ob dieser Gewinn einen Krieg verlohne, wohl bejaht haben. Friedrich Wilhelm III. hat sich diese Frage nicht gestellt; der Gesichtspunkt, der ihn spät, zu spät auf den Gedanken dieser Erwerbung geführt hat, war vielmehr der, daß er in dem Übergang von Hannover unter preußische Herrschaft das einzig sichere Mittel für die dauernde Erhaltung des Friedens von Norddeutschland erkannte. Am 2. Oktober 1804 schreibt Lombard an den Freiherrn von Hardenberg: „Ermüdet von den ewigen Besorgnissen, welche die geographische Lage seiner Staaten für die Erhaltung des Friedens entstehen läßt, kommt der König bei Ideen an, die ihm seit sieben Jahren widerstrebt haben. Jede Idee eines Provinzen-Austausches war diesem ausgezeichneten Fürsten in souveräner Weise widerwärtig, ihm, der den Königen Pflichten auferlegt glaubt und sich kaum das Recht zu einer solchen Politik zuschrieb. Er fühlt heute, daß zuweilen das Opfer eines Teiles der Pflicht nötig ist, um den andern Teil desto besser erfüllen zu können, und er hat mir gesagt, daß das, was er wesentlich wünschen würde, um den Norden Europas nicht mehr den Folgen eines ihm fremden Streites ausgesetzt zu sehen, wäre dies: beim Frieden das Kurfürstentum Hannover zu erhalten gegen das Opfer seiner westfälischen Provinzen. Mit diesem Eingeständnis ist ein großer Schritt geschehen. Diese Idee,

von der man heute noch nicht Gebrauch zu machen hat, kann in dem Kopfe Eurer Excellenz keimen und eines Tages reich an Ergebnissen werden."

In Hardenbergs Kopfe hat also die Idee Keime getrieben und Gestalt angenommen. Den preußischen Staatsmännern fiel es nicht schwer, einen Gedanken wieder aufzunehmen, dessen Ausführung schon früher einmal angestrebt worden war. „Werfen wir die Augen auf die Karte", schreibt Hardenberg am Weihnachtstage 1804 an den Gesandten in Paris: „Preußen kann da, wo es sich befindet, nicht einhalten, ohne seine Existenz zu gefährden. Mehr Konzentration, eine andere Grenze, die jede Kollision mit Frankreich, das wir uns zum Freunde machen wollen, ausschließt, die unsere Bande fester schürzt und unsere Interessen vereinigt, Vergrößerungen, die denen unserer Nachbarn proportioniert sind — das ist das Ziel, dem wir zustreben müssen, wenn wir nicht jäh zurückfallen wollen."

Sehr bald kam dann, am Vorabend des Koalitionskrieges von 1805, der Augenblick, in welchem Preußen, von beiden Seiten umworben, daran denken durfte, Hannover nicht im Tauschwege, sondern als reinen Gewinn zu erwerben. Aber nicht unter der Voraussetzung, von welcher der König vor einem Jahr ausgegangen war, nicht auf dem Boden seines Neutralitätssystems. In einen Offensivkrieg gegen Rußland und Österreich sich durch das Angebot von Hannover hineinziehen zu lassen, wie Napoleon es im Sommer 1805 versucht hat, verschmähte Friedrich Wilhelm. Aber für den Fall der Notwendigkeit eines Verteidigungskampfes gegen Napoleon glaubte er von den beiden Ostmächten beanspruchen zu dürfen, daß sie als Kampfpreis ihm Hannover in Aussicht stellten. Der traurige Effekt ist also endlich gewesen, daß man Hannover nolens volens aus der Hand Napoleons nahm, nicht nach freier Entschließung, sondern unter der Geißel; nicht als vorteilhaften Interessenausgleich beim Abschluß eines freiwilligen Bündnisses, sondern in einem Unterwerfungsvertrag als Entschädigung für die aufgezwungene Abtretung preußischer Provinzen; nicht als Schlußstein und Sicherung für den Bau des norddeutschen Friedenssystems, sondern als ein Danaergeschenk, aus dem mit Notwendigkeit der Krieg entsprang.

Die vernichtende Kritik der persönlichen Politik Friedrich Wilhelms III. lieferten jene traurigen Ereignisse des Herbstes von 1805. Nach der französischen Besetzung von Hannover im Jahre 1803 war durch Aufstellung des Unterschiedes zwischen den norddeutschen und den rein preußischen Interessen wenigstens der äußere Schein der Fortdauer des

Neutralitätssystems notdürftig gerettet worden. Aber die schwächliche Nachgiebigkeit von 1803 mußte die Nachbarn dazu einladen, bei der ersten besten Gelegenheit abermals dreist zuzufassen. Bei Beginn des neuen Koalitionskrieges war man in beiden Lagern entschlossen, es auf die Verletzung der preußischen Neutralität ankommen zu lassen. Napoleon kam mit seinem Durchmarsch durch Ansbach nur dem um etwas zuvor, was Alexander für einen Durchmarsch durch Schlesien im Schilde trug. Hätten die Russen ihre Bewegungen der preußischen Grenze zu etwas mehr beeilt, so würde sich Preußen auf die französische Seite gestellt haben. So ist die Stellungnahme Friedrich Wilhelms im Herbst 1805 durch einen Zufall bestimmt worden, nicht durch sachliche Erwägungen über das Staatsinteresse. Das mit so viel schönen Reden gepriesene preußische Neutralitätsprinzip war damit als eine mechanische, tote Formel gekennzeichnet.

Weiter aber zeigte sich alsbald, daß die feierliche und oft wiederholte Ankündigung eines Vorsatzes keine Bürgschaft der Ausführung in sich getragen hatte. Der Kabinettsrat Lombard hatte richtig gesehen, wenn er früher einmal gesagt hatte, daß bei dem Könige „zwanzigmal angestellte und zwanzigmal bekämpfte Erwägungen immer von neuem aufträten, sobald ein neues Ereignis die Möglichkeit ergäbe für die Anwendung der großen Grundsätze, die er zu einer Zeit verkündet habe, wo er vielleicht an diese Möglichkeit nicht geglaubt". „Niemand ist fruchtbarer an Argumenten," hat Lombard ein andermal (12. September 1805) vertraulich an Haugwitz geschrieben, „als unser erlauchter Herr, wenn es sich darum handelt, sich über eine Sache hinwegzusetzen, die ihm mißfällt." Was dem Könige mißfiel, was er verabscheute, war am meisten der Krieg und war überhaupt schon jeder große verantwortungsvolle Entschluß.

Den Entschluß über Krieg und Frieden möglichst lange hinauszuschieben, hatte Friedrich Wilhelm eine bequeme Handhabe gehabt an seinem Prinzip, daß nur eine unmittelbare Verletzung der Neutralität Preußens ihn zum Kriege treiben solle. Der Vertrag von Schönbrunn und Paris, d. h. das Bündnis mit dem Neutralitätsbrecher, war das Dementi dieses Prinzips, war weit mehr als die Erfüllung dessen, was der russische Gesandte Alopeus 1804 vorausgesagt hatte: trotz aller Übergriffe und ungerechten Zueignungen Napoleons werde der König von Preußen immer ruhiger Zuschauer bleiben. „Mein Bündnis mit Preußen beruht auf der Furcht," so höhnte jetzt Napoleon[34]) und nannte die

[34]) „Note sur la situation actuelle de mes affaires pour M. de Talleyrand," 12. September 1806, bei E. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts 2, 138.

Furcht den Motor, der das Berliner Kabinett seit zwölf Jahren bestimmt habe.

Und schon am 7. Juni 1803, nach der Preisgabe der Neutralität von Hannover, hatte der französische Gesandte Laforest in einem Bericht an Napoleon über Friedrich Wilhelm III. das Verdikt gefällt: „Seine Majestät ist furchtsam und von furchtsamen Leuten umgeben."

Hätte der König 1803 folgerichtig und unbeugsam für seine Neutralität, ohne die künstliche Unterscheidung zwischen norddeutschem und spezifisch preußischem Interesse, Achtung gefordert, so würde es Napoleon in der damaligen Weltlage, unter den Anzeichen eines neuen Krieges mit Rußland und Österreich, auf einen Bruch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht haben ankommen lassen. Unter allen Umständen aber konnte Preußen zu jedem früheren Zeitpunkt in minder ungünstiger politischer und militärischer Lage sich schlagen als im Herbst 1806. Und wenn trotzdem Preußen auch bei früherem Losschlagen unterlegen wäre, so wären doch der militärischen Niederlage nicht eine Reihe politischer und moralischer Schlappen vorausgegangen — alle diese Niederlagen vor der Niederlage, von denen gilt, was Marwitz von den militärischen Kapitulationen von 1806 gesagt hat: „So wie eine große mannhafte Tat fortwährend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schwächlichen Tat deren Folgen nicht abgeschlossen; sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen."

* * *

Im Eingang dieser Säkularerinnerung wurde der Berufungen auf das Beispiel Friedrichs des Großen gedacht, mit denen man seit 1786 an der Politik der Nachfolger Kritik übte. Keine dieser Kritiken ist schneidender als die, der wir in dem vertraulichen Briefe eines der Staatsmänner Napoleons begegnen. Graf Hauterive schreibt an Talleyrand am 16. November 1805:[35]) „Die Nachfolger Friedrichs haben Geist und Grundsätze seiner Regierung nicht ergriffen. Dieser Fürst wußte sehr wohl, daß er mit seinem Heere und mit seinem Schatze immer in der Lage sein würde, die Macht, die er geschaffen, und den Rang, den er sich in Europa angeeignet, zu behaupten. Aber er wußte auch, daß nichts auf dem Kontinent sich ereignen konnte, das ihn nicht angegangen wäre, und daß kein politischer Vorgang von einer gewissen Bedeutung ohne seine Beteiligung statthaben durfte; daß das bestehende Gleichgewicht zu

[35]) Publikationen 29, 605.

seinem Schaden gestört werden würde, wenn er nicht bei Begründung eines neuen Gleichgewichts in tatkräftiger Weise dazwischen träte. Er wußte, daß, wenn andere Staaten sich vergrößerten, ohne daß der seine einen entsprechenden Zuwachs erhielte, dieser sein Staat durch solche Veränderung in das Hintertreffen (dans une position rétrograde) kommen mußte. Er wußte, daß, wenn alle europäischen Heere sich aufrafften, kämpften, in Sieg und Niederlage sich immer kriegstüchtiger machten, sein eigenes Heer nicht in träger Ruhe erschlaffen durfte, sollte anders seine militärische Stärke durch diesen Ausfall an Erfahrung, Mut und Zuversicht nicht herunterkommen. Ohne Zweifel verkannte der große Friedrich keine einzige Voraussetzung, und ich denke, daß er gelächelt hätte, wenn einer seiner Minister ihn durch deren Darlegung hätte belehren wollen."

Man wird dem grausamen, aber nur allzu treffenden Urteil hinzufügen dürfen, daß die preußische Politik vor hundert Jahren sich über Wesen und Bedingungen diplomatischer Aktion in Täuschung befand. Die nächstliegende Aufgabe aller Diplomatie vernachlässigend, hatte sie ein chimärisches Ziel ins Auge gefaßt: ohne sich ein Bündnis gesichert zu haben, glaubte sie auf dem Boden der Neutralität, ohne Einsatz von Wehr und Waffen, nur durch diplomatische Verhandlungen eine Erwerbung an Land und Leuten machen zu können.

Friedrich der Große hatte gesagt: „Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eignen Truppen." Aber er hat stets auf die Stärke der föderativen Stellung Preußens den größten Wert gelegt, in der Isolierung eine unmittelbare Gefahr für seinen Staat gesehen.

Friedrich hatte gesagt: „Unterhandlungen ohne Waffen, sind wie Noten ohne Instrumente." Die Unterhandlung wegen der ersten Teilung Polens, die mitten im Frieden zur Erwerbung einer großen Provinz geführt hat, bildet eine Ausnahme von der Regel nicht. Es war das Grundirrtum der Epigonen, der eigentlich verhängnisvolle Fehler ihrer Politik, von Hertzberg mit seinem großen polnischen Tauschplan bis auf Hardenberg mit seinem von Friedrich Wilhelm III. gutgeheißenen hannoverschen Plan, daß sie den Vorgang von 1772, die Erwerbung einer großen Provinz im Frieden, einfach kopieren zu können glaubten: „große Positionen, wie diese, werden nur durch große Anstrengungen und Kriegserfolge errungen". [36]) So war auch Friedrich II. während der Unter-

[36]) Ranke 47, 15, in Bezug auf den hannoverschen Plan. Vgl. Bailleu, Histor. Zeitschrift 93, 296 und Publikationen 29, X.

handlungen wegen Polens sich dessen voll bewußt gewesen, daß er als Verbündeter Rußlands jeden Augenblick zum Losschlagen gegen Österreich genötigt sein konnte und also den Gewinn in heißem Kampfe zu erringen haben würde. Und vor allem: Friedrich würde auch von seinem russischen Verbündeten den Anspruch auf Westpreußen 1771 nie zugestanden erhalten haben, hätte nicht Preußen in dem kurz vorangegangenen großen Kriege die stärkste militärische Kraftprobe abgelegt und den Beweis für seine europäische Machtbedeutung geführt; die Erwerbung von Westpreußen war mittelbar sein Gewinn aus dem siebenjährigen Kriege. Der alte König hatte Recht mit seinem stolzen Wort: „La réputation est une chose sans prix et qui vaut mieux que la puissance“.

Die alte preußische Reputation war schon im Frieden verloren gegangen, mit dem Tage von Jena schien es unwiderruflich um sie geschehen. Die Feinde und Neider frohlockten, daß diesem Staat nur durch das Genie eines einzelnen Mannes ein künstliches Leben geliehen und daß in Wahrheit Preußen bereits mit dem großen Friedrich zu Grabe getragen worden sei. Aber weder am 17. August 1786 noch am 14. Oktober 1806 war Preußen gestorben. Es besaß innere Lebenskraft genug, um sich vom Boden zu erheben und zu verjüngen, um seine Stellung im Kreise der großen Mächte wiederzugewinnen und jenes unvergleichliche Gut, das mehr gilt als selbst die Macht, seine alte „Reputation“ herzustellen und zu mehren.

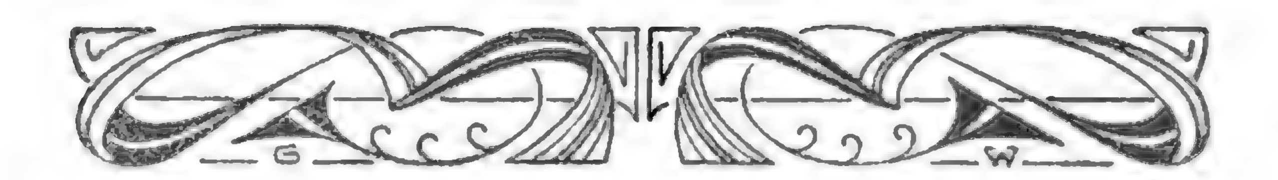
Am Grabe des Vaters.

Dich grüßt das Leben! — Hörst du mich?
Dein Sohn — an deines Grabes Fuße —
Das Leben selber sendet mich
Zu dir mit seinem wärmsten Gruße.

Ich komm' aus Licht und Morgenrot,
Weil mir der Herr ein Kind gegeben,
Und senk' in deinen tiefen Tod
Dir einen Strahl — dich grüßt das Leben!

Ich beuge mich zum Efeuschmuck,
Die welken Blätter lesend, nieder —
Ich spür's wie leisen Händedruck
Und Raunen: Grüß das Leben wieder!

Aus: Dann und wann. Gedichte von Bruno Baumgarten. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1907.)



Die Reform des Mädchenschulwesens.

Von

Jakob Wychgram.

Unsere Leser wissen aus den Zeitungen, daß seit einigen Jahren alles darauf hindrängt, auch das höhere Unterrichtwesen für das weibliche Geschlecht einer gründlichen Umgestaltung zu unterziehen. In den einzelnen Staaten des Reiches sind eine Reihe von Maßnahmen teils geplant, teils schon vollzogen, durch welche es ermöglicht werden soll, daß auch den jungen Mädchen der Zutritt zur Universität unter den gleichen Voraussetzungen wie bei den jungen Leuten gewährt werde. Die Gründe, die zu diesen zwar allmählich, aber immerhin doch während des verhältnismäßig kleinen Zeitraums 1896—1906 hervortretenden Maßnahmen geführt haben, wollen wir hier nicht eingehend erörtern. Jedermann kennt sie. Es ist zunächst die unter der Veränderung der allgemeinen sozialen Zustände besonders stark veränderte Stellung der unverheirateten Frau, die mit zwingender Notwendigkeit zur Erschließung neuer Lebens- und Betätigungsmöglichkeiten drängt. Dazu kommt das nicht allein aus sozialen Umgestaltungen entspringende weitere Motiv, daß auch die Frauen in breiterer Menge an den großen Werten teil haben wollen, die Bildung und Wissen, ganz abgesehen von allen wirtschaftlichen Zwecken, für die Ausgestaltung der Persönlichkeit haben. Hier nun setzt eine mit der Richtung auf die Gymnasialstudien gleichlaufende, aber nicht inhaltlich gleiche Tendenz ein. Sie richtet sich auf eine Ausbildung der jungen Mädchen nicht sowohl zu einem der Berufe, zu dem das Abiturientenexamen oder auch das Lehrerinnenexamen die Pforten öffnet, sondern in den Wissens- und Fertigkeitsgebieten, in denen die Frau nach jahrhundertelanger Gewohnheit und auch wohl nach den ursprünglichen Impulsen ihrer Natur ihre nächste und natürlichste Aufgabe findet: dem der Hausfrau und Mutter. Man nennt die Schule, auf die diese Bestrebungen hinauslaufen, mit einem kurzen von dem verstorbenen geistvollen Dezernenten für das Mädchenschulwesen im preußischen Kultusministeriums Stephan Wätzoldt geprägten Worte „Frauenschule".

Für den Laien mag es auf den ersten Blick scheinen, als ob die Reform oder vielmehr die Neuschaffung der Mädchenschule, die jenen zugleich praktischen und idealen Bedürfnissen entspräche, eine einfache Sache sei. Denn man ist leicht geneigt, die Lösung, soweit die Gymnasialfrage in Betracht kommt, in einer glatten Nachahmung der Gymnasialanstalten für Knaben zu suchen, und soweit es jene Frauenschule betrifft, glaubt man mit einem starken Vorwiegen theoretischer und praktischer Haushaltungslehre das Richtige treffen zu können. In Wirklichkeit

sind aber auf diesem Gebiete Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft. In letzter Linie führen sich diese Schwierigkeiten auf folgende Umstände zurück. 1. In dem gegenwärtigen Augenblicke sind weite Kreise der Gebildeten davon überzeugt, daß die Entwicklung der höheren Knabenschulen sich nicht auf dem richtigen Wege befinde; von vielen Seiten wird über ihren Betrieb und ihre Organisation bittere Klage erhoben, und selbst wenn man den Umstand in Abzug bringt, daß in unserer kritischen Zeit kaum irgend eine Institution überall gelobt wird, so bleibt doch gerade hinsichtlich des höheren Schulwesens noch ein recht erheblicher Überschuß an Klagen bestehen, und die Regierungen selbst wie die beruflichen Fachkreise sind beständig damit beschäftigt, besonders für die oberen Stufen unserer höheren Schulen neue und bessere Formen zu finden; es sei nur an die Bestrebungen von Adolf Matthias und Friedrich Paulsen erinnert. Bei solchen Zuständen würde die unterschiedslose Einführung der Knabenschulformen für die Mädchen doch nur etwas ganz Provisorisches sein, und man würde die neue Mädchenanstalt von vornherein den Schwankungen aussetzen, die mit jenem Suchen neuer Wege verbunden sind und die der alte Bau unserer Knabenschulen viel eher und leichter erträgt, als eine neue erst in sich selber zu konsolidierende Mädchenschule dies tun könnte. Es wird dabei für die Mädchen nach einer Form der Unterrichtsanstalt gesucht, die in sich eine gewisse Gewähr bietet, daß sie schon die mutmaßlichen Ergebnisse jener Knabenschulreform vorweg nimmt und dadurch über die diesen nicht ersparten Schwankungen hinweghilft. Aber abgesehen hiervon wird es billig sein, 2. für das weibliche Geschlecht auch darum neue und andere Formen zu finden, weil die geistige Struktur der Frau in manchen Dingen von der des Mannes verschieden ist. Es würde zweifellos von größter Bedeutung sein, in der Wahl und Abwägung der Unterrichtsstoffe gegeneinander und in der Form ihrer unterrichtlichen Übermittlung diesen besonderen Strukturverhältnissen der weiblichen Intelligenz entgegenzukommen, etwa so wie z. B. das französische, englische und deutsche Unterrichtswesen in vielen Beziehungen ihre der nationalen Denk- und Auffassungsweise angepaßten Verschiedenheiten haben. Die Lösung dieser Aufgabe ist aber so ungemein schwierig, daß wir nicht glauben können, sie werde in absehbarer Zeit erfolgen. Es fehlen noch allenthalben die reichlichen und beweiskräftigen Erfahrungen über Inhalt und Richtung jener besonderen weiblichen Anlagen gegenüber dem wissenschaftlichen Unterrichte, und ehe man sich in dieser Beziehung durch die landläufigen, aber völlig falschen Vorstellungen von einer minderen geistigen Fassungskraft der Mädchen leiten ließe, eher sollte man es einstweilen lieber mit den männlichen Methoden und männlicher Stoffwahl versuchen. 3. Eine weitere Schwierigkeit organisatorischer Art erwächst aus dem Vorhandensein der sogenannten höheren Mädchenschulen. Diese Anstalten, die in allen Staaten des Deutschen Reiches ungefähr dieselben Formen aufweisen (zehn Unterrichtsjahre, zwei fremde Sprachen starkes Vorwiegen des sprachlich-historisch-literarischen Elementes gegenüber dem naturwissenschaftlich-mathematischen), werden zurzeit recht verschieden eingeschätzt. Während ein Teil

der Frauenbewegung von ihnen nichts Rechtes wissen will und die Leistungen grau in grau malt, legen die Lehrer, die an ihnen wirken und die aus ständiger Beobachtung wissen, daß unter den höheren Mädchenschulen manche sind, denen die Frauenwelt eine erhebliche Steigerung ihres allgemeinen Bildungsniveaus verdankt, das größte Gewicht darauf, daß diese Anstalten erhalten bleiben und organisch mit den neuen auf Universitätsvorbildung gerichteten verbunden werden. An diesem Punkte setzt der heftige Kampf ein, der zwischen zahlreichen Gruppen der Frauenbewegung einerseits und Direktoren und Lehrern der höheren Mädchenschulen andererseits seit einigen Jahren geführt wird und der bisher ein wesentliches Hindernis für die Fassung entscheidender Entschlüsse durch die Behörden gewesen ist. Praktisch gefaßt sind die Ziele der beiden sich gegenüberstehenden Parteien die, daß die einen ein von der höheren Mädchenschule möglichst losgelöstes und bereits in relativ frühem Lebensalter der Mädchen einsetzendes Reform(real)gymnasium wollen, die andern es für richtig halten, die Gymnasialstudien erst dann einsetzen zu lassen, wenn die höhere Mädchenschule beendet ist. Wir müssen bei diesem Punkte einen Augenblick verweilen; er ist der eigentlich springende in diesem Teile der ganzen Reformbewegung.

Es ist gar kein Zweifel, daß, wenn man die Mädchen mit vollendetem 12. Jahre bereits aus dem Lehrgange der höheren Mädchenschule wegnimmt und sie einem gymnasialen Kursus übergibt, die Ziele dieses letzteren bequem erreicht werden können; die Mädchen haben genau dieselbe Zeit zur Verfügung, wie die Schüler des Reformrealgymnasiums, und da sie zweifellos im allgemeinen ebenso begabt sind wie die Knaben, aber durchweg ein größeres Maß von Fleiß und Interesse aufweisen als diese, so ist die Ableistung des Abiturientenexamens gewährleistet. Aber wenn man von dieser bloß didaktischen Rücksicht absieht, so erheben sich mancherlei Bedenken. Unser Knabenschulwesen zeigt als einen der größten Übelstände, daß ihm auf den unteren Stufen eine Menge von Elementen zugeführt werden, deren Kraft und Begabung den Anforderungen nicht gewachsen sind und die darum vor dem vollendeten Kursus (meist aus Untersekunda) die Anstalt verlassen und so mit einer Bildung ins Leben treten, die in jeder Beziehung mehr den Charakter eines Bruchstückes und der Unabgeschlossenheit trägt, als sie eine Bildung tragen würde, die von vornherein nach ihrer ganzen schulmäßigen Struktur nur auf den Komplex von Jahren eingerichtet war, den die Schüler wirklich durchgemacht haben. Es ist nicht zu bezweifeln und die Erfahrung an manchen Orten beweist es schon jetzt, daß auch von den Mädchen in so jugendlichem Alter viele in gymnasiale Schulen bezw. Abteilungen eintreten, die hinterdrein nicht imstande sind, den Kursus wirklich zu Ende zu führen und dann mit einer viel weniger zusammenhängenden und abgeschlossenen Bildung abgehen, als die ist, die ihnen die höhere Mädchenschule selbst übermittelt haben würde. Es liegt auf der Hand, daß es nicht in dem Interesse der weiblichen Jugend und auch nicht in dem der Gesellschaft liegen kann, einen Übelstand, über den bei unserer männlichen Jugend allgemein geklagt wird, auch auf jene zu übertragen. Nun hat man an

unseren höheren Knabenschulen seit langen Jahren die Tendenz, einen möglichst lange währenden Unterbau für alle Anstalten zu schaffen und das Divergieren der Bildungsgänge so lange als möglich hinauszuschieben; will man dieses Prinzip auf die Mädchenschulfrage anwenden, so kommt man unzweifelhaft zu dem Ergebnis, daß, da hier eine historisch gewordene einheitliche Schule schon lange besteht, man versuchen sollte, diese selbst als Unterbau zu benutzen. Es spricht noch manches andere für ein Hinausschieben der gymnasialen Veranstaltung bis gegen oder gar an das Ende der höheren Mädchenschule. Welche Eltern werden bereits bei einem zwölfjährigen Mädchen mit einiger Sicherheit ermitteln können, wohin seine wirklichen Neigungen gehen, und wer wird sagen können, ob diese Neigungen, wenn sie wirklich vorhanden sind, dauern und darum die Grundlage für einen so wichtigen Entschluß, wie die Einschulung in ein Gymnasium für ein Mädchen es doch immer ist, abgeben können. Ganz anders steht es mit fünfzehn- bis sechzehnjährigen Mädchen; sie sind in der allgemeinen „Altersreife" den gleichalterigen Knaben bekanntlich reichlich voraus, und sie sind imstande, sich über ihre Neigungen und deren Kraft selbst Rechenschaft zu geben. Wenn sich also ein junges Mädchen in diesem Alter zum Gymnasialstudium entschließt, so liegt in dem Entschluß selbst eine bedeutend stärkere Gewähr für seine Durchführung; auch sind in diesem Alter schon gefestigte Neigungen eine weitere Gewähr für ernstes Wollen und für die Auslösung der großen persönlich beglückenden Werte, die eine mit völlig klarem Bewußtsein ergriffene und begriffene Beschäftigung enthält.

Nur erhebt sich hier eine besonders große und schwer zu beseitigende Schwierigkeit. Wenn die Gymnasialstudien, also insbesondere Lateinisch und Griechisch oder, beim Realgymnasium, Lateinisch und (auf Mathematik begründete) Naturwissenschaften, erst einsetzen nach beendeter höherer Mädchenschule, so wird es nicht möglich sein, sie in drei Jahren, also in einem insgesamt 13 Jahre umfassenden Kursus, zu Ende zu führen; ja es ist in diesem Falle sogar zweifelhaft, ob ein vierjähriger Kursus dazu genügen würde. (Die dem Verfasser dieser Zeilen unterstehenden Berliner Gymnasialkurse haben für das humanistische Abiturientenexamen 4½ Jahre gebraucht, für das realgymnasiale Abiturientenexamen 4 Jahre sehr konzentrierter Arbeit.) Während also bei der oben bezeichneten Gabelung die didaktische Seite völlig einwandsfrei war, ist diese selbe Seite bei dem Aufbau doch erheblichen Einwänden ausgesetzt.

Wie sich einst Welfen und Ghibellinen gegenüberstanden, so stehen sich jetzt die Vertreter der „Gabelung" und die des „Aufbaus" gegenüber. Bei dieser Situation der Dinge wird man verstehen, daß die preußische Regierung in der Fachkonferenz, die im Januar 1906 abgehalten worden ist, einen Vermittlungsversuch machte, indem sie den Augenblick der Entschließung zu Gymnasialstudien wesentlich später ansetzte, als das in dem eigentlichen Gabelungssystem (wie wir es z. B. in Karlsruhe finden) üblich ist; sie erhielt dadurch die zehnklassige höhere Mädchenschule einigermaßen intakt, worauf deren Kreise so großes Gewicht legen,

und kam auch der Frauenbewegung entgegen, indem sie immer wieder die völlige didaktische Gleichwertigkeit ihres Aufbaues mit dem Knabengymnasium betonte und überzeugend nachwies. Nur war sie dadurch in die Notwendigkeit versetzt, einen vierjährigen Aufbau auf die zehnklassige höhere Mädchenschule aufzusetzen und außerdem noch mit Lateinisch und Griechisch und Mathematik in die Oberklassen der höheren Mädchenschule selbst einzugreifen. Das letztere würde ja keine ernstlichen Schwierigkeiten bereitet haben; dagegen erhob sich gegen einen Gesamtkursus von vierzehn Jahren erheblicher Widerspruch. Man war in allen Fachkreisen, sowohl in denen der Gabelung als in denen des Aufbaues überzeugt, daß es gut sei, den Mädchen zu ihrer gymnasialen Ausbildung ein Jahr länger Zeit zu lassen als den Knaben, also ihnen im ganzen 13 statt 12 Jahre zu gewähren; die Gründe hierfür sind plausibel: in den Jahren der Entwicklung mag man billigerweise an die Mädchen etwas geringere Anforderungen stellen; ferner gehört doch das Mädchen in höherem und feinerem Sinne als der Knabe auch dem Hause an, und es mag ihm billigerweise ein gewisser Spielraum gelassen werden für die Betätigung im Hause selbst und für eine bescheidene Teilnahme an dessen Geselligkeit. Aber insgesamt 14 Jahre das Mädchen auf der Schulbank zu halten, erschien als eine zu starke Zumutung, und wenn die Mehrheit der Konferenz gleichwohl für diese Organisation stimmte, so geschah das, weil man sich sagte, daß der von Geheimrat Reinhardt entworfene und vertretene Regierungsplan so viel Gutes und Vortreffliches enthielt, daß man schon diesen Übelstand mit in den Kauf nehmen müsse, oder aber auch vielleicht, weil man sich sagte, daß sich noch ein Mittel finden werde, durch das man den Gesamtkursus doch noch auf 13 Jahre hinunterbringen könnte. Jedenfalls bezeichnet jene Januarkonferenz, die unter den Auspizien der Kaiserin selbst, unter dem Vorsitz des Kultusministers und seiner Ministerialdirektoren und unter der Teilnahme sowohl der Vertreter vom Fach als allgemein interessierter Laienkreise erfolgte, eine Epoche in der Geschichte des höheren Mädchenschulwesens. Die Lehrpläne, die von den im Anschluß an jene Konferenz ernannten Kommissionen ausgearbeitet worden sind, stellen eine bedeutende, von hohen Gesichtspunkten ausgehende Arbeit dar, und es ist anzunehmen, daß endlich auch einmal das preußische höhere Mädchenschulwesen in den Besitz einer Unterrichtsorganisation kommt, die auf würdiger Höhe neben der der Knabenschulen steht.

* * *

Dies ist nur eine ganz flüchtige Skizze dessen, was augenblicklich an Reformgedanken in bezug auf die Vorbereitung der Mädchen zur Universität in Deutschland umläuft, eine große Menge von anderen Fragen erhebt sich daneben. Es ist zweifellos, daß schon die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen sich diese Unterrichtsreformen beherrschen lassen müssen, vielfach von denen für das Knabenschulwesen verschieden sein müssen. Man achte nur auf das eine: wir Männer werden alle zum Eintritt in Berufsstudien vorbereitet und die verschwindend geringen Ausnahmen, die von denen gebildet werden, die zwar durch

die höheren Schulen laufen, aber sich doch nicht einem Berufsstudium zuwenden wollen, haben auf die Unterrichtsgestaltung keinen Einfluß. Bei der Mädchenschulorganisation liegt die Sache völlig anders. Die große Mehrzahl der Mädchen wird vermutlich nach wie vor sich dem Hause (das Wort in vielfältigem Sinne gefaßt) widmen. Während also beim Knabenschulwesen die Zuführung zum Berufsstudium allem die Signatur aufdrückt, wird sie beim Mädchenschulwesen eine zwar sehr wichtige, aber doch, quantitativ gemessen, geringere Rolle spielen. Nun wird es nicht schwer sein, eine allgemein bildende Schule, die etwa bis zum 16. Jahre läuft, auch für Mädchen zu konstruieren; denn das, was wir eine allgemeine höhere Bildung nennen, ist ja in allen Fällen die Grundlage für die Stellung der Frau in der Familie und der Gesellschaft, und es ist aus naheliegenden Gründen wünschenswert, daß hinsichtlich der Elemente dieser Bildung Mann und Frau sich begegnen, daß sie auf gemeinsamem Boden stehen. So war es der leichteste Teil der Reform, eine sogenannte höhere Mädchenschule, die bis zum 16. Jahre reicht, aufzubauen, und das, was die Konferenz vom Januar 1906 gebracht hat, ist denn auch fast identisch mit dem, was die höhere Mädchenschule durch eigenen Antrieb im Laufe der letzten Jahrzehnte übereinstimmend in allen Einzelstaaten geworden ist.

Die Fortsetzung der höheren Mädchenschule nach der Richtung des Abiturientenexamens wird im grunde keine großen Schwierigkeiten machen können; nach der Lage unserer Gesetzgebung wird die Immatrikulation immer dieses Examen in einer der drei Gestalten zur Voraussetzung haben, und so wird es ganz selbstverständlich sein, daß die Lehrpläne dann allen Anforderungen entsprechen, wenn sie die Erreichung dieses Zieles gewährleisten.

Schwieriger wird aber jene organische Fortsetzung der höheren Mädchenschule zu konstruieren sein, die wir oben „Frauenschule" nannten. Man würde dieses Wort und diese Einrichtung durchaus falsch verstehen, wenn man damit eine Veranstaltung meinte, die die künftige Mutter in stand setzen soll, die Erziehung ihrer Kinder in den ersten Lebensjahren, etwa bis zum Beginn des schulpflichtigen Alters, in sachgemäßer Weise zu beeinflussen. So notwendig und würdig eine solche Aufgabe ist, so kann sie doch nicht als die hauptsächliche der Frauenschule gelten; auch entzieht sie sich durch ihre Eigenart in nicht geringem Maße einer schulmäßigen und wissenschaftlichen Behandlung. Was eine solche Frauenschule leisten müßte, wäre, allgemein gefaßt: zu bewirken, daß die Frau in umfassenderem und höherem Maße, als das bisher geschehen ist, eine verständnisvolle Begleiterin und Mitarbeiterin des Mannes in Haus und Leben sei und besonders, daß sie ihren Kindern nicht bloß in den ersten Jahren, wo der weibliche Instinkt das Beste tun muß, sondern auch später geistig eine Autorität und eine Führerin bleibe. Zu beiden Aufgaben aber gibt es zunächst keinen anderen Weg, als daß die geistigen Kräfte der Frau, besonders ihre Urteilsfähigkeit, auch in den empfänglichen Jahren von 16–19 eine einheitliche Weiterbildung und Stärkung erfahren, wie sie dem jungen

Manne aus dem Unterrichte der oberen Klassen seiner Schule erwachsen. Diese Stärkung der Urteilskraft darf sich nur vollziehen an Stoffen, die eine innere Beziehung zu den Gebieten aufweisen, mit denen sich das Leben der Frau in der Familie und in der Gesellschaft beständig berührt. Es wird darum notwendig sein, nicht nur die in der Schule bis zu einem gewissen Grade geführten wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntnisse in der Frauenschule fortzusetzen, um den Schülerinnen zugleich das beglückende Gefühl einer nach Umfang und Sicherheit vorgeschrittenen Beherrschung der Stoffe zu geben, sondern auch zu diesen Stoffen andere zu fügen, die inhaltlich zu den künftigen Aufgaben der Frau lebendige Beziehungen erhalten. Der einstigen Mutter wird in erster Linie die Lehre von der Erziehung dienen, wobei wir natürlich nicht zunächst an die sogenannte „Pädagogik“ denken, wie sie auf unseren Seminarien, hübsch ins System gefaßt, oft gar zu theoretisch und weltfremd gelehrt wird, sondern an eine Fruchtbarmachung alles dessen, was die letzten 20—30 Jahre an wirksamen Anregungen in psychologischer Hinsicht gegeben haben: Psychologie des Kindes einschließlich der krankhaften Veränderungen, die sich in gewissen Epochen des Kindeslebens so leicht einstellen, Vertiefung in individuelle Eigenart und Verschiedenheit der Kinder, dann aber auch Einsichtnahme in die Ziele der Erziehung und Klarheit über den inneren Zusammenhang der geistigen, körperlichen und moralischen Wirkungen von Welt und Menschen auf die heranwachsende Jugend. Ein wundervolles Mittel zur Einführung in das Studium der Kindesindividualität ist der Kindergarten. Obgleich deutschen Ursprungs, ist diese Einrichtung für solche Zwecke doch bei uns noch lange nicht in dem Maße ausgenutzt, wie z. B. in den Vereinigten Staaten; ja selbst Frankreich ist uns in der Ausnutzung der sogenannten classes enfantines für die Ausbildung der weiblichen Jugend voraus. Es müßte mit jeder Frauenschule ein solcher Kindergarten verbunden sein, und wenn alle jungen Mädchen unserer gebildeten Gesellschaftsklassen, soweit sie sich nicht einem der akademischen Berufsstudien zuwenden, gezwungen würden, ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr nach allen Seiten das Kindergartenwesen zu erlernen, so würde daraus für das deutsche Haus ein unendlicher Segen entstehen.

Eine weitere Aufgabe der Frauenschule würde sein, die Frau auch in den allgemeinen Fragen unserer Zeit, die jetzt leider von der großen Menge der Frauen oberflächlich und uneinsichtig beurteilt werden, einigermaßen heimisch zu machen; dazu würde ein besonders konstruierter geschichtlicher Unterricht in erster Linie zu dienen haben. Freilich müßte man bei dem Entwurfe eines Lehrplanes gänzlich absehen von dem, was man landläufig bisher in den Schulen als Geschichtsunterricht bezeichnet hat. Der allgemeine Umriß politischer Entwicklung, wenigstens der europäischen Kulturvölker, ist aus der höheren Mädchenschule bekannt; es käme nun darauf an, in der Frauenschule die Probleme unserer Zeit historisch auseinanderzusetzen und ohne bestimmte Parteirücksichten die Möglichkeiten ihrer Weiterbildung oder gar Lösung zu zeigen. Dieses historische Verfahren müßte auf Probleme aller Art angewendet werden;

den vielleicht geringsten Raum dürften dabei die eigentlichen historisch-politischen Probleme einnehmen, einen viel größeren Raum vielmehr die volkswirtschaftlichen, nationalen und ganz besonders auch religiöse. Diese genetische Darlegung, bei welcher auch an die eigene Tätigkeit der Schülerinnen in starkem Maße appelliert werden könnte (vergleichende Lektüre von Dokumenten der betreffenden Entwicklung) ist allein im stande, den modernen Menschen vor den üblen Suggestionen zu schützen, die Schlagwörter und Gefühlsmeinungen leider in so starkem Maße ausüben.

Nun entsteht aber neben vielen anderen bei der Erörterung dieser Reformpläne eine weitere Hauptfrage. In viel höherem Grade, als man im großen Publikum und auch in den Fachkreisen annimmt, ist eine Lebensbedingung der neuen Anstalten die Wahl der Lehrkräfte. In der Erörterung dieser Dinge sowohl in der Fachpresse als in den Versammlungen und Konferenzen ist bisher fast immer nur die Rede gewesen von neuen Lehrplänen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß solche Lehrpläne notwendig sind, wenn Reformen ins Werk gesetzt werden; aber sie sind doch nur zeitlich gefaßt eine erste Notwendigkeit, etwa in dem Sinne, wie bei der Errichtung eines Gebäudes ein allgemeiner Grundriß zunächst vorhanden sein muß; wie indessen bei der feineren Ausführung dieses Grundrisses und gar bei der Errichtung des Gebäudes selbst alles auf den Baumeister ankommt, auf die lebendigen Menschen, so ist es auch hier. Es kann nach dem besten der Pläne sehr schlechter Unterricht erteilt werden, wie, so paradox es klingen mag, nach den schlechtesten Lehrplänen guter Unterricht. Es erhebt sich also, ich möchte fast sagen drohend, im Hintergrunde die Frage nach der Beschaffung und Ausbildung der Lehrkräfte. Wenn bisher über die Leistungen der höheren Mädchenschulen vielfach abfällige Urteile gefällt worden sind (wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß dabei viel böser Wille, Unkenntnis und Ungerechtigkeit untergelaufen ist), so dürfte das, was an diesen Urteilen an Wahrem enthalten ist, darauf zurückzuführen sein, daß diese Anstalten zumal in kleinen Städten und unter privater Leitung nicht über Lehrer und Lehrerinnen von den erforderlichen didaktischen und pädagogischen Eigenschaften verfügen; wenn es auch schon seit einem Menschenalter nicht mehr zutrifft, was man früher den Mädchenschulen vorwarf, daß an ihnen vorzugsweise Lehrer wirkten, die anderswo nicht recht vorwärts kämen, so ist es doch wahr, daß im allgemeinen (von Ausnahmen in großen Städten sehen wir ab) die Lehrerkollegien an den Mädchenschulen nicht denen an den Knabenschulen gleichwertig sind. Das liegt an mancherlei Umständen: vor allen Dingen daran, daß (abgesehen von einzelnen Staaten wie z. B. Baden) nirgends für die Mädchenschulen einheitliche Besoldungsgrundsätze vorhanden sind. Es ist darum ganz erklärlich, daß die guten Lehrkräfte im allgemeinen sich lieber den Gymnasien und Realschulen als den Mädchenschulen zuwenden; hier würde zunächst der Staat eingreifen müssen, wenn es sich um eine wirkliche Besserung der Verhältnisse handeln soll. Das preußische Abgeordnetenhaus hat auf grund von Petitionen, die an

dasselbe gelangten, mehreremale diese Überzeugung ausgesprochen und der Regierung in der parlamentarisch üblichen dringenderen Form mitgeteilt, und das preußische Kultusministerium ist auch geneigt, helfend beizuspringen. Nur ist die Materie selbst verwaltungsrechtlich ungemein schwierig, ganz abgesehen davon, daß der Staat große Mittel zur Verfügung stellen muß, um die nicht leistungsfähigen Kommunen hinreichend zu unterstützen. Aber selbst mit reichlichen Mitteln ist die Sache nicht so einfach zu machen, wie wenn es sich z. B. um die Gymnasien für Knaben handelt; denn hier ist ein einheitliches Kollegium vorhanden, dessen Mitglieder alle eine gleichwertige, wenn auch inhaltlich verschiedene Vorbildung genossen haben und darum alle den Anspruch auf gleiche Gehaltsregelung erheben können. An den höheren Mädchenschulen dagegen findet sich stets eine bunte Musterkarte von ganz verschieden vorgebildeten Lehrkräften; da sind akademisch gebildete und seminarisch gebildete Oberlehrer, seminarisch gebildete ordentliche Lehrer, voll akademisch gebildete Lehrerinnen und halb akademisch gebildete Lehrerinnen (sogenannte Oberlehrerinnen), bloß seminarisch gebildete und endlich solche Lehrerinnen, die nur ein Fachexamen gemacht haben. Es ist in der Tat schwierig, alle diese Kategorien gleichmäßig und gerecht gegeneinander abzuwägen. Das einfachste wäre jedenfalls, auch bei den höheren Mädchenschulen auf eine einheitliche Gestaltung der Kollegien hinzuarbeiten. In welcher Weise diese Einheitlichkeit zu erzielen wäre, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden angesichts der allgemein zugegebenen Notwendigkeit, die Mädchenschulen den Knabenschulen gleichwertig zu machen.

Einen besonders schwierigen Punkt stellt die Vorbildung der Lehrerinnen dar; wir sehen hier ab von denen, die das Abiturienexamen machen und dann ihr akademisches Studium mit dem Examen pro facultate docendi erledigen; wir sehen auch ab von denen, die nur das sogenannte Oberlehrerinnenexamen machen und die auf lange hinaus den wesentlichsten Anteil an dem Unterricht in den oberen Klassen der Mädchenschulen haben werden. Einer gründlichen Umgestaltung dagegen bedürfte die Ausbildung derjenigen Damen, die man kurzhin als wissenschaftliche Lehrerinnen zu bezeichnen pflegt und die ihre Ausbildung auf dem Lehrerinnenseminar erhalten. Diese Lehrerinnenseminarien sind historisch als Fortbildungskurse an den höheren Mädchenschulen erwachsen und sind nach Organisation und Leistungen innerhalb der preußischen Monarchie so buntscheckig, daß man von einem einheitlichen Typus zurzeit noch gar nicht sprechen kann. Sie stellen die einzige Schulgattung in Preußen dar, die nicht nach einem allgemeinen amtlichen Lehrplan arbeitet. Nun sind die meisten dieser Anstalten bis vor wenigen Jahren fast ganz nur wissenschaftlicher Fortbildung gewidmet gewesen; erst durch die Initiative des schon genannten Geheimen Rats Wätzoldt ist an ihnen auch eine pädagogische Ausbildung eingeführt worden und zwar dadurch, daß sie gehalten wurden, für einen einigermaßen reichlichen Übungsunterricht der Seminaristinnen Sorge zu tragen. Indem nun die bisherige wissenschaftliche Ausbildung die Arbeitskraft der Semi-

naristinnen schon reichlich in Anspruch nahm, ist durch die Hinzufügung didaktischer Übungen an diesen Anstalten eine große und dem gesamten Betriebe schädliche Zersplitterung der Kräfte und Überbürdung der Seminaristinnen eingetreten. Während nämlich der akademisch gebildete Lehrer seine pädagogische Ausbildung nach vollendetem wissenschaftlichem Studium erhält und während die Lehrerseminare nach den neuen 1901 erschienenen Lehrplänen während der Zeit, in denen die Seminaristen ihren praktischen Übungen obliegen, eine bedeutende Reduktion des wissenschaftlichen Unterrichts resp. der Zahl der wissenschaftlichen Fächer vollziehen, ist das bei den Lehrerinnenseminarien bisher nicht oder nur in ganz unzureichendem Maße der Fall. Es ist daher der übereinstimmende, oft ausgesprochene Wunsch aller Fachkreise, soweit städtische Lehrerinnenseminare in Betracht kommen (bei den wenigen Internaten liegt die Sache anders), die praktischen Übungen vom wissenschaftlichen Unterrichte zu trennen, und es ist sehr zu wünschen, daß die neue Organisation diesem Wunsche durchaus Rechnung trägt. Wir können uns hier in einer allgemein orientierenden Zeitschrift nicht auf Einzelheiten zur Begründung einlassen, möchten aber hervorheben, daß diese Maßregel der springende Punkt in der Reform des Lehrerinnenseminarwesens ist, und sind überzeugt, daß die vielleicht zahlreichen Väter und Mütter unter unseren Lesern, die selbst Töchter durch ein Seminar haben gehen lassen, ohne weiteres damit übereinstimmen werden. Niemand kann zweien Herren dienen, und die Leistungsfähigkeit unserer Töchter, die ganz gewiß recht erheblich ist, findet ihre Grenze an der Gleichzeitigkeit von praktischen Übungen und wissenschaftlichem Unterricht. Die vielen gesundheitlichen Schädigungen, die auch nach dem Urteil der Ärzte unsere jungen Mädchen gerade auf dem Seminar erleiden, sind in der Hauptsache auf dieses Zuviel zurückzuführen, das, wie wir oben zeigten, zwar historisch geworden ist, aber ohne Kosten und ohne Schwierigkeit und bei gutem Willen auf ein gesundes Maß zurückgeführt werden könnte.

Eine andere zu bedenklichen Folgen führende Tatsache ist ferner die, daß eine sehr große Zahl von Lehrerinnen nicht an öffentlichen (staatlichen oder städtischen) Seminaren vorgebildet werden. Natürlich kann allen diesen Anstalten, deren Inhaber oft mit großen Opfern an Geld und Kraft arbeiten, nicht der geringste Vorwurf gemacht werden, aber da solchen Privatseminaren niemals das Recht zugesprochen wird, die Abschlußprüfung von den eigenen Lehrern halten zu lassen, so müssen sie ihre Zöglinge für eine besonders ernannte fremde Prüfungskommission vorbereiten, und dadurch entsteht ganz naturgemäß leicht ein bloßes Hinarbeiten auf das Examen und sogar oft eine gewiß aus Mißverständnis entspringende aber darum nicht minder vorhandene Rücksicht auf gewisse Liebhabereien der fremden Examinatoren und der betreffenden Regierungskommissare. Während die männlichen Lehrer durchweg auf öffentlichen Seminaren vorbereitet werden und die großen Vorteile, die daraus entspringen, voll genießen, ist vielleicht mehr als die Hälfte unserer jungen Mädchen, die das Lehrerinnenexamen ableisten wollen, auf private Vorbereitung angewiesen. Hier wird für

den Staat noch viel zu tun sein, ehe Zustände geschaffen werden, wie sie z. B. in Frankreich schon seit mehr als einem Jahrzehnt bestehen. Es gibt dort 84 staatliche Lehrerinnenseminare.

In diesen Zusammenhang fällt auch die in den letzten Jahren viel erörterte Frage, ob an den Mädchenschulen besser der Mann oder die Frau unterrichte, oder in welchem Verhältnis die Zahl der beiden Geschlechter zu einander stehen müsse. Die Frauenbewegung ist im allgemeinen geneigt, der Frau den Hauptanteil am Unterricht in der höheren Mädchenschule zuzusprechen, obgleich gerade die sachverständigen Kreise in ihr, wie z. B. Helene Lange und Gertrud Bäumer, durchaus nicht den Mann von der Mädchenschule beseitigt haben möchten. Dem Verfasser dieser Zeilen scheint der Wunsch, den Frauen einen Hauptanteil an den Lehrämtern der Mädchenschulen zuzusprechen, durchaus gerechtfertigt; denn in demselben Maße wie der Mann dem heranwachsenden Knaben und Jüngling im allgemeinen Verständnis näher steht als die Frau, so steht die Frau dem jungen Mädchen näher. Ich bin nun zwar der Meinung, daß es auch für unsere Knabenschulen gut wäre, wenn an ihnen auch die wissenschaftlich gebildeten Lehrerinnen einen gewissen Anteil hätten und wenn die Schule, die heutzutage gar zu sehr ihrer natürlichen Aufgabe entfremdet ist, Gehilfin und in gewissem Sinne vergrößertes Abbild der Familie zu sein, durch die Zweigeschlechtigkeit des Lehrkollegiums sich dieser ursprünglichen Aufgabe in etwas näherte. Aus demselben Grunde (und auch noch aus anderen) würde es nicht gut sein, wie die radikale Frauenbewegung es möchte, den Mann aus der Mädchenschule zu verdrängen. Dabei aber wird festzuhalten sein, daß die Frau von Natur den Mädchen näher steht und ihnen nicht nur ein größeres Maß, sondern auch eine feinere Art des Verständnisses entgegenbringt. Man erwäge nur die Tatsache, daß die Frau durch alle die körperlichen, geistigen und Gemütszustände selbst hindurchgegangen ist, die ihre Schülerinnen durchleben. Allerdings wird von der andern Seite darauf hingewiesen, daß der Vater, der selbst heranwachsende und herangewachsene Töchter hat, dadurch in manchen Beziehungen wieder etwas vor der unverheirateten Lehrerin voraus habe.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle; das Höchste und Letzte bleibt auch hier wie in allen menschlichen Verhältnissen die Frage nach der Persönlichkeit, und man sollte willig, worauf es ja für unsere Schulen in so eminentem Maße ankommt, trachten, bedeutende Persönlichkeiten in den Dienst der Jugend zu ziehen, einerlei ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind.

Aus der Fülle der Fragen, die sich für den Sachkundigen in dieser Angelegenheit von allen Seiten erheben und über die wir hier auch nicht einen annähernd vollständigen Überblick geben können, seien nur noch einige herausgehoben. In einigen Ländern Europas und der neuen Welt hat man die Frage des Mädchenschulwesens auf eine äußerst einfache Weise gelöst: man gestattet den Mädchen den Zutritt zu den Knabenschulen oder, anders gesagt, man errichtet

gemeinsame Schulen für beide Geschlechter; dieses System nennt man in den Ländern englischer Zunge Koedukation. Wir finden es besonders in den skandinavischen Ländern und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; aber auch in Deutschland hat es bereits vielfach Wurzeln geschlagen, so z. B. in Baden, Württemberg und jetzt in Elsaß-Lothringen. Die Beurteilung dieses Systems in Norddeutschland leidet an einem Grundfehler, sie geht von rein theoretischen Erwägungen aus, und diese theoretischen Erwägungen gründen sich auf etwas ganz Arbiträres: subjektive Vermutungen über die Gefahren und Schädigungen, die der gemeinsame Unterricht für beide Geschlechter, insbesondere für das weibliche, haben könnte. Es bedarf keines Beweises, daß man damit eine solche Frage nicht löst, sondern daß der einzige Ausgangspunkt auch hier, wie in allen Dingen, nur die Erfahrung sein darf. Die Erfahrung aber, die man mit der Koedukation, da wo sie schon längere Zeit besteht, gemacht hat, ist im allgemeinen günstig. Aus den skandinavischen Ländern sind zu wiederholten Malen recht befriedigende Berichte gekommen. Der Verfasser dieser Zeilen hat Gelegenheit gehabt, in den Jahren, da er die Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen herausgab, zahlreiche Berichte darüber von erfahrenen und zuverlässigen Männern und Frauen zu erhalten, und soweit die skandinavischen Länder in Betracht kamen, sind sowohl nach der pädagogischen wie nach der didaktischen Seite nur durchaus gute Erfahrungen gemacht worden. Auch im Großherzogtum Baden hat die Teilnahme von Mädchen am Unterrrichte der Knaben in den Gymnasien und Realschulen niemals zu Bedenken Anlaß gegeben. Anders steht es aber in Nordamerika; wer die amerikanischen Zeitschriften und besonders auch die Tageszeitungen auf diese Frage hin mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird bemerken, daß eine starke Strömung gegen die Koedukation besteht und daß hervorragende amerikanische Pädagogen sie durchaus nicht für ein Schulideal, sondern nur für einen Notbehelf halten. Die großen und berühmten Musteranstalten des Landes sind mit wenigen Ausnahmen eingeschlechtig. Zu berücksichtigen ist, um auch hier der historischen Betrachtung wenigstens andeutungsweise Raum zu geben, daß die Koedukation nicht aus theoretischen Erwägungen, nicht aus der Vermutung ihrer Überlegenheit entstanden ist, sondern daß dabei in den älteren Zeiten der Union finanzielle Rücksichten obgewaltet haben: man brauchte eben in den damals kleineren Gemeinwesen statt zweier Schulen nur eine zu bauen, und wir finden ganz dieser historischen Erscheinung gemäß, daß die Koedukation zunimmt, je weiter wir uns von den älteren Staaten des Ostens nach Westen hin bewegen. So sind auch im Großherzogtum Baden derartige finanzielle Rücksichten die eigentliche Entstehungsursache dieses Systems. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß, wo an der Spitze der Schule umsichtige und vorsichtige Persönlichkeiten stehen und wo eine allgemeine gute Bildung der Sitten herrscht, wie das in Skandinavien der Fall ist, die Koedukation ganz besonders für die Knaben eine vorteilhafte Einrichtung ist. Sie wird von allen Seiten als ein Mittel ersten Ranges gepriesen, Ton, Benehmen und Gesittung der männlichen Jugend auf eine höhere Stufe

zu heben als da, wo sie ganz unter sich ist. Wie denn überhaupt die skandinavischen Berichte die Koedukation mehr im Interesse der Knaben als in dem der Mädchen verlangen.

Ein sachlicher Grund, der immerhin gegen die Koedukation als Normalsystem spricht, ist der, daß die beiden Geschlechter in den Entwicklungsjahren wesentliche Unterschiede aufweisen; indem die Pubertätsentwicklung beim Mädchen früher eintritt als beim Knaben, hat auch die geistige Entwicklung etwa vom 12. bis zum 16. Lebensjahre bei jenem ein rascheres Tempo; die Mädchen sind in diesen Jahren, mag auch die körperliche Leistungsfähigkeit eine (übrigens meistens stark überschätzte) Minderung erfahren, doch geistig den gleichaltrigen Knaben voraus. Sie fassen schneller und behalten besser, umspannen auch im allgemeinen einen ausgedehnteren Interessenkreis, und diesen Vorsprung bewahren die Mädchen bis etwa zum 19. Lebensjahre. Es würde also der Ton des Unterrichtes in diesen Jahren (wie auch sowohl von Skandinavien als von Amerika aus zugegeben wird) für Mädchen ein etwas höherer sein können, als für die Knaben; hierin sehen die Skandinavier einen Vorteil der Koedukation für letztere. Aber mehr als diese vielleicht auch nicht bei allen Individuen zutreffende Divergenz der intellektuellen Entwicklung auf bestimmter Stufe spricht gegen die Koedukation der andere Grund, daß die Mädchen überhaupt in ihrer geistigen Struktur und besonders auch in ihrem Empfindungsleben anders geartet sind als die Knaben und darum auch einer anderen Behandlung sowohl in erzieherischer als in unterrichtlicher Hinsicht bedürfen. Wenn nun auch von den Freunden der Koedukation darauf hingewiesen wird, daß sich in Lehrton und Lehrverfahren in den zweigeschlechtigen Schulen von selbst eine mittlere Linie findet, bei der Knaben und Mädchen gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen, so darf man doch wohl als das Bessere und Wünschenswertere annehmen, daß die natürlichen Richtungen der geistigen und seelischen Geschlechtsanlagen ihrem Wesen gemäß ausgestaltet werden; daß dies nur die eingeschlechtige Schule tun kann, liegt auf der Hand. Für den, der lange in der Praxis steht, ergeben sich aus dieser Eigenart der Mädchen eine ganze Reihe von Forderungen für den Betrieb der Schule, die auch bei einer Neuorganisation in Deutschland berücksichtigt werden sollten, wenn man wirklich das schaffen will, was man beabsichtigt: eine dem Wesen des andern Geschlechts gemäße Lehranstalt. Statt aller anderen, deren Erwähnung uns zu sehr in das fachmäßig Pädagogische führen würde, hebe ich nur die eine Eigentümlichkeit hervor: während im allgemeinen an den Knabenschulen der Betrieb gar nicht verzichten kann auf allerlei Anstachelungsmittel, ist dies bei den Mädchen viel weniger erforderlich. Die richtigen Lehrpersönlichkeiten vorausgesetzt, sind die Mädchen eher geneigt zu viel als zu wenig zu arbeiten, und einer Reizung des Ehrgeizes bedarf es in Mädchenschulen darum, dafern die richtigen Lehrer und Lehrerinnen vorhanden sind, nicht; ferner empfinden die Mädchen eine in das zarte Gebiet ihrer Individualität eingreifende Strafe viel mehr als die Knaben. Daher ist es z. B. eine durchaus verfehlte Maßregel, die sogenannte Rangordnung

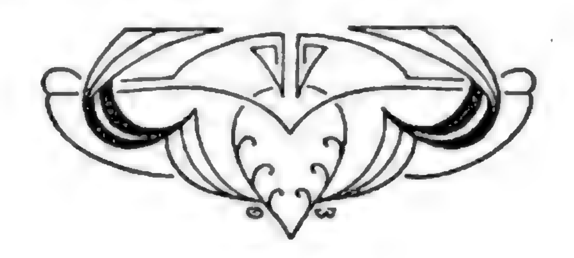
der Knabenschulen auch in den Mädchenschulen nachzubilden, wie das leider meistens noch geschieht; es liegt in der schematischen scheinbaren Gerechtigkeit dieser Rangordnungen viel ethische Ungerechtigkeit, über die sich der handfeste Sinn des Knaben leichter hinwegsetzt, die aber die Mädchen ganz unnötigerweise verletzt.

Dies ist nur eine einzige von den vielen Rücksichten besonderer Art, die eine mit feinerem Sinne und mit Berücksichtigung der Eigenart des Materials eingerichtete Mädchenschule erheischt; wir könnten deren eine recht große Zahl anführen. Aus dieser Notwendigkeit, die Mädchenschulen ihrer wirklichen Eigenart gemäß zu konstruieren, erwächst die sehr wichtige und leider noch gar nicht genug hervorgetretene Forderung, daß diese Anstalten von Persönlichkeiten geleitet werden, die nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung solcher Eigenart gerecht zu werden verstehen und daß insbesondere auch in den Behörden, die ja in Deutschland auch in die internen Angelegenheiten der Anstalten oft eingreifen, Männer sitzen, die aus eigener langer Lebenserfahrung heraus diese Dinge zu beurteilen vermögen. Denn nur durch Erfahrung und nicht durch aprioristisch gewonnene Meinungen kann man auf diesem Gebiete wirklich fördernde Wirkungen ausüben.

Von großer Wichtigkeit, aber auffallender Weise in der Fachpresse und auch in der amtlichen Konferenz noch gar nicht erörtert ist die Frage, welche Mittel zu ergreifen sind, um gesundheitlichen Schädigungen, die zweifellos aus der verlängerten Studienzeit und der vermehrten Arbeit erwachsen können, vorzubeugen. Es liegt auf der Hand, daß alle die Segnungen, die aus den notwendigen Reformen erwachsen werden, zu teuer erkauft sein würden mit einem erheblichen Rückgange körperlicher Kraft und Gesundheit unserer jungen Mädchen. Es handelt sich hier um eine fundamentale Angelegenheit der Volkswohlfahrt. Schon bis jetzt ist für die Mädchen in dieser Hinsicht viel weniger geschehen, als für die Knaben. Das Mädchenturnen ist nicht nur quantitativ geringer vertreten, sondern steht auch qualitativ nicht auf der Höhe des deutschen Knabenschulturnens. Auch hier hat der obengenannte Wätzoldt in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit mit fruchtbaren Anregungen eingegriffen; auf ihn ist ein zweieinhalbjähriger Versuch zurückzuführen, der an einer staatlichen Berliner Schule mit dem schwedischen Mädchenturnen gemacht worden ist. Der Verfasser dieser Zeilen hat diesen Versuch während seiner ganzen Dauer beobachten können und ist überrascht gewesen über die vortrefflichen gesundheitlichen und erziehlichen Wirkungen dieses Systems. Aber freilich — Turnen allein tuts nicht. So wie man jetzt durch dankenswerte Anregungen der Behörden Schülerrudern, Schülerwanderungen u. dgl. veranstaltet, so müßten für entsprechende Körperbewegung auch den Mädchenschulen Anregungen gegeben werden. Hier kommt es im wesentlichen darauf an, daß mit unweigerlicher Energie mindestens zwei Nachmittage in der Woche frei von Schularbeiten gehalten werden (die Einrichtung des freien Donnerstag wie sie z. B. in Frankreich besteht, wäre durchaus nachahmenswert). An jenen Nach-

mittagen müßten Übungen veranstaltet werden, die den jungen Mädchen nützlich sind und ihnen gefallen. Nach mannigfachen Erfahrungen würden sich längere Fußwanderungen für Mädchen besonders empfehlen.

Die Zahl der Fragen, die sich an diese Reform knüpfen, ist viel größer als es die hier gestreiften vermuten lassen. Auf kaum einem anderen Gebiete ist so viel Neues zu schaffen wie hier; auf kaum einem anderen aber bedarf es auch in solchem Maße der Vorsicht und der gewissenhaften Berücksichtigung der Erfahrung derer, die lange im Unterrichte der Mädchen selbst tätig und selbst beobachtend gestanden haben.

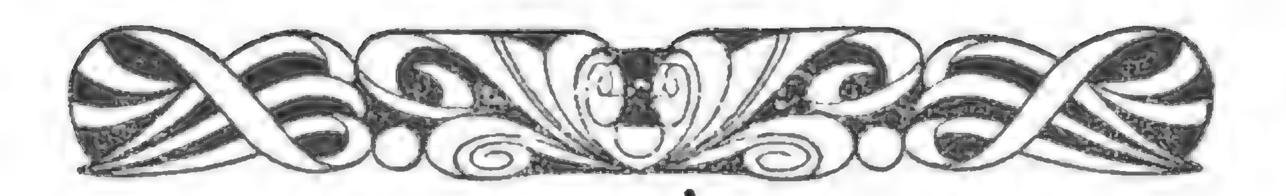


Torre del Grecco.

Ich liebe diese dunkelen Gärten,
Wo die verlassenen Villen trauern
Mit den zerbröckelnden Marmormauern,
Hinter der Wand von schwarzen Cypressen.
In den Wegen huschend Lazerten —
Auf den Marmorstufen der Treppen
Ein geheimes Schleifen und Schleppen
Von starrer Seide, zermürbt und vergessen
So lange schon — —
Sonst nirgend ein Ton.
Im tiefen Dunkel der Myrthenhecken
Lauert das Schweigen — — die Häupter recken
Alte Geheimnisse drohend hervor.
Ein Erinnern an Küsse, an Liebesgirren,
Gebrochene Schwüre — ein Schwerterklirren,
Ein Blutstrom, der sich im Sande verlor. — —

Und im Schatten der alten Vergangenheit
Geh ich, ein seliges Kind der Zeit,
Vom heiligen Lichte des Heute umsponnen,
Ein jedes Atmen ein Quell von Wonnen.
Stolz im Nacken das Haupt, eine Königin!
Auf Vergangnem mein Fuß! Ich lebe, ich bin!

C. Eysell-Kilburger (Clara Blüthgen).



Die Werbetrommel.

Von

H. F. Ledeganck.

Gassen ein, Gassen aus — die Fahne voran;
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann!

Von der Arbeit blickt der Meister auf;
Längst lief sein Lehrling schon zum Hauf.

Ernst schaut die Meisterin den Gesell,
Der rennt ohne Gruß nach dem Markte schnell.

„Ihn lockt die Trommel," so weint ihr Kind;
„O Mutter, ihm nach! Geschwind! geschwind!

„O Mutter, weh! daß ich lieb ihn gewann!" —
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann! — —

Auf dem Markt ein Tisch; dran sitzt der Skribent.
Der Obrist entfaltet das Pergament. —

„O Mutter, horch! zum Vogt spricht er dort:
„„Feldhauptmann, laßt hören des Kaisers Wort!"" —

„Laßt hören! laßt hören!" ruft's ringsum wirr;
Laut liest der Obrist bei Waffengeklirr:

„„Hie namens des Kaisers, der Reichsstädte Bund,
Viel Fähnlein zu bilden, sei zu wissen Euch kund: —""

„O Mutter, was schweigt nicht der garstige Mann!" —
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann!

„„. . . Vollsold dem Spieß und dem Feuerrohr . . .!""
„O Mutter, schau! Wie drängt er sich vor!" —

„„. . . Viel' Beute im Welschland! Gut' Leben im Bann! . . .""
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann!

„„. . . Ein lustiges Leben im Lager und Feld!
Viel Beute, viel Ruhm und ein Dirnlein im Zelt! . . .““

„O Mutter, wie er da noch lachen kann!“ —
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann! —

„„Ihr gartenden Buben, zum Kalbsfell schwört!
Zwölf Güldling als Handgeld!““ — Das Volk: Hört! hört!“

„Der Güldlinge zwölfe — Gevatter, Ihr wißt's,
So zahlt nur Einer! — und Frundsberg ist's!“ —

„„Ja, Frundsberg, er führt die Fähnlein an!““ —
Die Werbetrommel: Ranplann! ranplann! —

— „Ist's er; dann bin ich der Eure fürwahr! —
„O Mutter, nun nimmt er Handgeld gar:

„Nun reichen sie ihm noch Schwert und Spieß!“ —
„Kind, Kind, wenn er Dich so verließ,

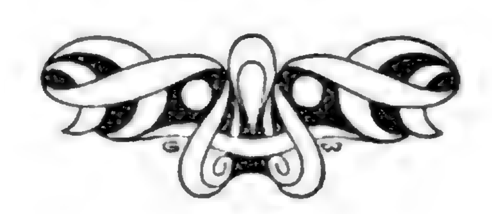
„So liebte er sich mehr, als Dich und Dein Glück.—
Komm', kehren wir wieder nach Hause zurück!

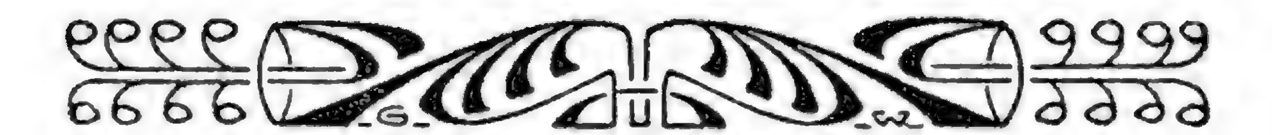
„Vor Jahren — so tat's auch mein erster Schatz;
Ein Andrer fand dafür seinen Platz.

„Nun weine Dich aus und — laß ziehen, was zieht!“ —
Aus der nächsten Schenk' höhnt des Landsknechts Lied:

„Ein lustiges Leben im Lager und Feld!
Fahr' hin! — hab' ein schmuckes Dirnlein im Zelt!“ . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gassen ein, Gassen aus — die Fahne voran,
Fern rasselt die Trommel: Ranplann! ranplann . . .!





Aus dem Zarenreiche.

Persönliche Erinnerungen und Studien eines deutschen Offiziers.

Von

C. v. Zepelin.

Im Kaukasus.

Es liegt ein eigentümlicher Reiz in diesem Namen, der erinnert an die großartige und noch nicht zum Touristensteige gewordene Gebirgswelt des alten Kontinents, an die Geschichte von Kämpfen kriegerischer Bergstämme, wie sie Europa nicht mehr kennt, Kämpfe, die gewiß die Poesie verklärt, die aber immerhin bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein durch ihren Ernst auch das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, Kämpfe, die in der Zeit des deutschen militärischen Stillebens so manchen strebsamen Offizier hinauszogen aus dem Vaterlande, um vor dem Feinde selbst sich zu erproben.

Aber hiermit ist noch lange nicht die Reihe der Eigenartigkeiten des so interessanten Gebietes erschöpft, das eine Oberfläche einnimmt, die drei Fünfteilen des Deutschen Reiches gleichkommt. Es sei nur erinnert an das Völkergemisch, das im Laufe der Jahrtausende sich auf dieser Brücke zwischen Asien und Europa abgelagert hat.

Alles dies erklärt es wohl, wenn es mich, der ich Rußland in seinen verschiedenen Teilen mehrfach durchstreifte, hinzog, das sagenumwobene Land kennen zu lernen, mit dem ich mich schon seit langer Zeit mit Vorliebe beschäftigte.

Und ich gestehe, es hat mich nicht gereut, und ich würde gerne noch einmal längere Zeit in ihm verweilen.

Nur wenige flüchtige Skizzen, deren einziger Wert vielleicht in dem persönlichen Erlebten bestehen dürfte, gestattet mir der eng bemessene Raum dieser Zeitschrift. Freilich dürfte mancher Leser enttäuscht sein, wenn ich versichere, daß ich in den Brennpunkten der Mord- und Raubtaten, von denen schon während meiner Anwesenheit so oft, heute aber gleichsam in stehender Rubrik, aus dem Kaukasus berichtet wurde: Wladikawkas und Kutais, Batum und Tiflis geweilt und nur selten Zeuge von blutigen Gewalttaten gewesen, niemals aber zum Objekt solcher geworden bin. Und dennoch gärte es schon damals — Frühjahr 1903 — gewaltig in dem Gebiete. In Tiflis hatte der Generalgouverneur, Fürst Golitzyn, sogar das öffentliche Waffentragen verboten, eine Maßregel, die die eingeborene Bevölkerung außerordentlich erregte, so eigen dies dem Westeuropäer scheinen mag. Denn man darf nicht vergessen, daß im Gürtel des Kaukasiers stets ein nach dem Stande verschiedenes Arsenal von „kalten“ und Feuerwaffen prangt, das, wenn es auch einen „üblichen Teil des Anzuges“ bildet, doch auch gelegentliche Verwendung zu seinen ursprünglichen Zwecken findet.

In Wladikawkas war es schon zu jener Zeit so unruhig, daß, als ich eines Abends in dem am wildrauschenden Terek malerisch liegenden Stadtgarten mit dem daran stoßenden „Trek Velozipodistow“ dem Tanze der Kinder — denn es waren tatsächlich solche, die man hier unter der Leitung eines Tanzmeisters tanzen ließ, — zuschaute, mir ein russischer Kapitän im Tanzsaale seinen unter dem Rocke hängenden Revolver zeigte, da er die Vorstadt, in der seine Kaserne lag, im Dunkeln nicht ohne Feuerwaffe durchqueren könnte. Ich konnte seinen guten Rat, es ebenso zu machen, schon aus dem Grunde nicht befolgen, weil ich keinen Revolver ins heilige Rußland mitgenommen, ebenso wenig als einen photographischen Apparat, der in unserm Vaterlande nächstens ebenso zur Toilette des Reisenden gehören wird wie im Kaukasus der Kinschal, jene unbehagliche Waffe.

Wladikawkas ist eine in hohem Grade eigenartige Stadt. Ihr Namen „Beherrsche den Kaukasus“ deutet darauf hin, daß sie militärischen Zwecken ihre Gründung verdankt. Man gründete sie vor mehr als hundert Jahren als kleine Festung an dem hier reißenden Terek am Eingang in die grusinische Heerstraße, jene großartig schöne Gebirgsstraße auf Tiflis und inmitten einer hier angesiedelten Ossetinischen Bevölkerung. Nach sehr wechselnden Schicksalen in den Kämpfen mit den Bergvölkern erhielt es erst 1860 Stadtrechte und wurde dann Sitz der Verwaltung des Terek-Gebietes.

Aus der reinen Soldaten-Kolonie entwickelte sich allmählich eine Stadt, die 1859 etwa 2500, 1900 etwa 44000 Bewohner zählte.

Zeigt die Hauptstraße, die den stolzen Namen „Alexandrowskij Prospekt“ führt, eine größere Anzahl stattlicher amtlicher Gebäude, so dehnen sich am Terek hingegen weite, aus meist elenden Holzhäusern bestehende und von eingeborener Bevölkerung bewohnte Vorstädte aus. Und während im Stadtgarten bei den lustigen Klängen einer Militärkapelle russische Damen in eleganten Sommertoiletten und der russische Offizier und Beamte lustwandeln, sind die meist breiten und ungepflasterten Straßen auch belebt von den Tscherkeßkas der Bergbewohner und den malerischen Trachten der kaukasischen Frauen.

Der Eindruck des gesamten Straßenlebens war für mich mehr oder weniger der einer inmitten einer gewaltsam unterworfenen, der europäischen Kultur noch fremden Bergbevölkerung ein Sonderleben führenden Militärkolonie.

Zwar senden die Edelleute der Bergstämme, denen die russische Regierung zum Teil den hochklingenden Titel „Knjäs“ (Fürst) verliehen, ihre Söhne hierher in die höheren Schulen der Russen, aber in Sitte und Gewohnheit bleiben diese dem Vaterhause dort oben in den Bergen treu.

Ein typisches Beispiel hierfür war mir ein junger Ossete, der schlank und hochgewachsen, Kinschal und Pistole im Gürtel, auf dem Alexandrowskij Prospekt promenierte. Ich hielt ihn anfänglich für einen Fähnrich der in Wladikawkas garnisonierenden Ossetiner-Reiter-Division (Halbregiment) und redete ihn darauf an. Wie erstaunt war ich, als er mir erwiderte, er wäre ein Schüler der obersten Klasse des Gymnasiums. Da bekanntlich alle Schüler in Rußland uniformiert

sind, so sprach ich ihm meine Verwunderung aus über sein martialisches Kostüm. Lachend erwiderte mir der ossetische Häuptlings-Sprosse, daran kehre er sich nicht, wenn seine Lehrer ihm begegneten und es wagen würden, ihn zu bestrafen, wüßten sie, daß sie einmal bei einem Spaziergange mit einem Dolchmesser Bekanntschaft machen könnten. Aus ein paar Tagen Karzer mache er sich aber nichts. Es sei dahingestellt, wie weit der jugendliche Gorze renommierte. Wer aber die Vorgänge in den russischen Lehranstalten während der Revolution verfolgt hat, in denen abwechselnd die Lehrer und die Schüler streikten und in denen es vorkam, daß sogar die Schülerinnen eines Mädchengymnasiums über mißliebige Professoren zu Gericht saßen, diese auch vor diesem weiblichen Forum erschienen und Besserung gelobten, der kann auch die Erklärung des hoffnungsvollen Sohnes der Berge für wahr annehmen.

Das Leben des Menschen gilt in jenen Bergen und bei ihren Bewohnern eben nicht allzuviel. Man ist leicht bei der Hand, zur Mordwaffe oder zum rächenden Stahl zu greifen. Was ein Kenner der Gebirgsbewohner des türkischen Teiles der Balkanhalbinsel von diesen sagt: „On tue là-bas les hommes comme des poules!", trifft auch auf die Verhältnisse des Kaukasus zu.

Aus diesem Grunde ist auch die Passivität des europäischen oder jüdisch-armenischen Teiles der besitzenden Klassen bei den Raubanfällen bewaffneter Eingeborener erklärlich.

Als ich 1903 in Batum war, erzählte man mir auf dem am Hafen liegenden Kontor des deutschen Vizekonsuls, daß am hellen lichten Tage in einem diesem benachbarten Handels- oder Bankgeschäft einige natürlich in landesüblicher Weise bewaffnete Eingeborene eingetreten seien, die Prikaschtschiki des Geschäfts mit dem Befehl „Pod Stolom" und „Ruki protsch" gezwungen hätten, ihre Plätze zu verlassen und sich unter — den Tisch zu verkriechen, wo sie, die Gewehre mehrerer Räuber auf sich gerichtet, so lange verweilen mußten, bis die „Revision der Kassen" beendet war und die Räuber unter der Deckung dieser „Nachspitze" das Lokal verlassen hatten, um unbehelligt ihrer Wege zu gehen.

Ich führe diese Beispiele, deren Zahl ich aus meiner Erinnerung noch um viele vermehren könnte, nur an, um zu zeigen, wie unsicher die Verhältnisse im Kaukasus schon lange vor Ausbruch der Revolution und wie gering die Energie und die Autorität der Regierungsbehörden waren.

Daß die revolutionäre Sozialdemokratie, wesentlich unterstützt vom Auslande, und nicht zuletzt von den deutschen „Genossen", fleißig einen für ihre Ziele so günstigen Boden für ihre Ernte vorbereitete, habe ich aus eigener Anschauung erfahren.

Als ich in Batum eines Tages mit dem belgischen Konsul am Meeresstrande in der damals mit subtropischen Gewächsen, namentlich Palmen, eingerahmter Promenade des Treck (Boulevard) promenierte, traf ich auf einen Kiosk, in dem ein Verkäufer saß, der mir auf meine russische Anrede deutsch antwortete und sich sogleich als Sozialdemokrat zu erkennen gab. Mir ist noch sehr genau die Äußerung im Gedächtnis: „Erst werden wir den Deutschen an

den Kragen gehen — es war im Jahre der Reichstagswahlen — und dann werden wir hier aufräumen!" Ich war überrascht über diese unvorsichtige Frechheit der Rede dieses Schlingels im Zarenreiche, gab ihm zunächst eine ihn etwas überraschende Antwort und fragte meinen Begleiter, wie es möglich sei, daß unter dem Ausnahmezustande, der infolge der wiederholten Unruhen über Batum verhängt war, so etwas möglich sei.

Heute, wo die namenlose Schlaffheit der verantwortlichen Männer die Revolution erstarken ließ, wo Erfahrungen, wie die Vorgänge in den Ostseeprovinzen, in Lodz, in Odessa, ehe Baron Kaulbars dort das Heft in die Hand nahm, in Baku und vielen andern Städten vorliegen, wird mir der Grund für die ausweichende Antwort, die ich auf meine Frage erhielt, klar.

Nur deutscher Parteiverranntheit und weltfremder Schwärmerei war es möglich, dieser Revolution Beifall zu klatschen, deren Organe meist Bestien in Menschengestalt und deren parlamentarische Tätigkeit den Stempel völliger Unfruchtbarkeit und der Anarchie an sich trug, die auch die Deutschen, wo sie nur im Zarenreiche als Träger der Kultur in friedlicher Arbeit sich niedergelassen, nicht mit Raub und Mord verschonte.

Jener deutsche „Genosse" auf dem Boulevard im fernen Batum konnte freilich damals nicht ahnen, was die Jahre 1904 und 1905 dem Zarenreiche bringen würden. Seine Genossen in den Grenzen des Deutschen Reiches haben seiner Prophezeiung bekanntlich die andere Gestalt gegeben: erst Sieger in Rußland, dann Sieger in Deutschland. —

Einem blutigen Ereignis wohnte ich, wenn auch nicht unmittelbar, in Tiflis bei, das mir bewies, wie schon damals die russischen Offiziere auf persönliche Angriffe gefaßt und dementsprechend bewaffnet waren.

Am Tage der Krönung fand, wie gewöhnlich, in der Kathedrale ein Militärgottesdienst mit der ihr folgenden üblichen Kirchenparade statt, zu dem man mich in liebenswürdiger Weise eingeladen hatte. Exzellenz Potto, der Geschichtsschreiber der „Unterwerfung des Kaukasus durch die Russen", machte mich hierbei mit der russischen Generalität bekannt, die dort fast vollzählig versammelt war. Während der Gottesdienst mit dem ganzen Pomp der griechisch-orthodoxen Kirche vor sich ging, wurde dem Stellvertreter des Oberkommandierenden des Militärbezirks von einem plötzlich in das Gotteshaus eintretenden Polizeioffizier eine Meldung gemacht, worauf er schleunig dasselbe verließ.

Nach Beendigung des Gottesdienstes sah ich, wie der Leichnam eines Kaukasiers unter Begleitung einer großen Volksmenge fortgeschafft wurde.

Dieser, der nach Aussage von seinen Landsleuten irrsinnig gewesen sein soll, hatte einen Offizier des Kaukasischen Sappeurbataillons, der mit mehreren Kameraden vor dem Offizierkasino in der Golowinskaja stand, tätlich angegriffen und zur Erde gestoßen. Dieser hatte ihn mit vier Revolverschüssen niedergestreckt.

Dies unglückliche Ereignis hatte die Bevölkerung in große Aufregung versetzt, die natürlich von der revolutionären Partei für ihre Zwecke ausgenutzt

wurde. Das Militärbezirksgericht in Tiflis verurteilte den Offizier übrigens im November zu drei Jahren Gefängnis, empfahl ihn aber gleichzeitig in Betracht der Umstände der Gnade des Kaisers.

Unter der eingeborenen Bevölkerung gärte es in jenen Tagen sehr bedenklich. Die Armenier, obwohl in der tatarischen Bevölkerung, aber auch bei anderen Volksstämmen als die Juden des Orients wenig beliebt, andererseits aber infolge ihres reichen Kaufmannsstandes nicht ohne Einfluß, waren durch eine im Juni 1903 veröffentlichte, aber schon früher bekannte Verfügung der Regierung, durch welche das sehr bedeutende Besitztum der armenischen Geistlichkeit den weltlichen Regierungsbehörden unterstellt wurde, um zu verhindern, daß es zur Unterstützung politischer Umtriebe verwertet würde, auf das Tiefste empört.

Bei der Aufnahme der Vermögensbestände und bei der Übernahme des Besitzes durch die Behörden kam es zu bewaffneten Zusammenstößen, und vorzugsweise dem Takte und der besonnenen Klugheit des mit der Leitung dieser ebenso schwierigen wie für die beteiligten Beamten gefährlichen Aufgabe betrauten Geheimrates Weidenbaum, eines Mannes, der zu den größten Kennern des Kaukasus gehört und auch literarisch nach dieser Richtung hin hervorgetreten ist, verdankte es die Regierung, daß es in Tiflis nicht zu noch ernsteren Ausschreitungen kam. Hatte doch sogar der armenische Katholikos sich verpflichtet gefühlt, durch einen besonderen Erlaß an die Synode zu Etschmiadsin, bekanntlich dem uralten kirchlichen Zentralsitz der armenischen Kirche, die Auslieferung des Kirchenvermögens zu verbieten.

Aber auch unter der grusinischen Bevölkerung machte sich eine große Unruhe bemerkbar. Die im Beginn des Juni in Kutais zusammengetretene Adelsversammlung dieses Gouvernements brachte bittere Beschwerden vor gegen die Vernachlässigung der grusinischen Sprache in der Schule. Dem zum Teil in Vermögensverfall befindlichen Adel traten in der bäuerlichen Bevölkerung Gegner gegenüber, deren Vorgehen zuweilen wie das dem Unwetter der Revolution vorangehende Wetterleuchten erschien.

Im Jahre 1902 feierte man bekanntlich die Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem Grusien mit Rußland vereinigt wurde. Bei dieser Gelegenheit nahm der frühere Statthalter des Kaukasus, der bei der Bevölkerung sehr beliebte Großfürst Michael Nikolajewitsch die Huldigung des grusinischen Adels der Gouvernements Tiflis und Kutais entgegen, denen er zugleich das Kaiserliche Reskript kund gab, in dem der Zar dem Adel eine Reihe von Gnadenbeweisen verlieh.

So wurde ein kaukasisches Kadettenkorps in Wladikawkas mit einer großen Zahl von Freistellen für die Söhne dieses Adels gegründet, diesem ferner ein jährlicher Beitrag von 40000 Rubel zur Erziehung seiner Kinder bewilligt und die Ländereien derjenigen erblichen Edelleute, welche schon durch Erlaß des Kaisers an den „Dirigierenden Senat“ vom Jahre 1900 für das Jahr 1901 infolge der

Bedürftigkeit ihrer Besitzer für die drei Jahre 1901 bis 1903 von den Staatssteuern befreit waren, auch für das Triennium 1904 bis 1906 hiervon entbunden.

In Tiflis fanden große Festlichkeiten statt, wobei unter anderen der grusinische Adel die Truppen bewirtete, die Stadt illuminiert wurde und Galavorstellungen im Theater stattfanden.

Freilich fehlte es auch in den damaligen Versicherungen gegenseitiger Treue nicht an Stimmen des Mißklanges.

Wir entsinnen uns in jenen Tagen in den „Petersburgskija Wedomosti" einen Artikel des Fürsten Giwi Mikeladse gelesen zu haben, in dem es hieß: „Es schiene doch, daß die Grusier es nicht mehr brauchten, am hundertjährigen Jubiläum jemanden von ihrer Treue zu überzeugen.

Tatsächlich ist dem aber nicht so . . . Es finden sich Leute, die um ihres persönlichen Vorteils willen Leidenschaften entfachen, Leute, die das klar ausgesprochene Vertrauen der höchsten Regierung zu den Grusiern für nichts achten, und mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln bemüht sind, die Grusier in den Augen der Regierung zu diskreditieren und in den Grusiern Unzufriedenheit mit der Regierung zu erregen. Da sich die Grusier nicht schuldig fühlen, haben sie diese „Politikaster" (Politikastrü) stets als Feinde der Regierung betrachtet, welche bestrebt sind, zwischen verwandten, demselben Glaubensbekenntnis angehörenden Völkern Zwietracht und Verwirrung zu stiften . . ."

Das war im Jahre 1902. Schon im folgenden Jahre war man sich klar, daß ganz andere Elemente in Grusien tätig waren, die nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen die besitzenden Klassen, in erster Linie gegen den Adel, hetzten und schließlich die blutige soziale Revolution predigten.

Der grusinische Adel trägt zum großen Teile den Charakter des kleinen „Häuptlingstums" an sich. Böse Zungen behaupten, Rußland hätte, um sich ihn zum willigen Bundesgenossen in den Kämpfen mit den Bergvölkern zu machen, etwas reichlich den Fürstentitel — den Knjäs — ausgeteilt, so daß es heute schon ein sehr bedenkliches „Knjäsen-Proletariat" gäbe.

Die Regierung hatte, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß man nicht nur mit der Verleihung des Fürstentitels sehr weit gegangen war, sondern daß auch häufig kaukasische Knjäse und Edelleute auftauchten, deren Berechtigung zur Führung dieser Adelstitel sehr zweifelhaft war, im Jahre 1866 in Kutais eine Kommission zur Prüfung der Standesrechte der Bewohner Mingreliens niedergesetzt. Im Juli 1875 erfolgte eine Verfügung des Statthalters des Kaukasus, nach welcher der Fürsten- und Adelstitel nur solchen Personen zuerkannt werden sollte, deren Adelsrechte durch einstimmigen Beschluß dieser Kommission festgestellt wären. Im Jahre 1890 wurden die Obliegenheiten dieser Kommission der Adelsversammlung des Gouvernements Kutais übertragen, wobei an alle, die ein Anrecht auf Adelstitel zu haben vermeinten, die Aufforderung erging, ihre Ansprüche im Laufe der nächsten zehn Jahre nachzuweisen. Als die beweiskräftigsten Dokumente galten Adelsbriefe eines der früheren Herrscher von Mingrelien.

Nachdem eine große Anzahl solcher Dokumente der zuständigen Behörde zur Prüfung eingereicht waren, begannen Gerüchte zu kursieren, daß viele derselben gefälscht seien. Bald kam man einer ganzen Bande solcher Fälscher auf die Spur, die zum Teil sehr hochklingende Namen trugen. Grade als ich in Kutais, der alten Hauptstadt Mingreliens, weilte, die in herrlicher Lage am Rion liegt, der hier den Charakter des wilden Gebirgsflusses trägt, machte der Monstreprozeß Aufsehen, in den zunächst 22 Fälscher mit zum Teil hochklingenden fürstlichen Namen verwickelt waren, während eine große Zahl — man sprach von sechshundert — anderer Personen, die durch diese „Patentfabrik" ihr Adelsdiplom bezogen hatten, wegen unrechtmäßiger Führung des Adels zur Verantwortung gezogen wurden.

Ich hatte Gelegenheit, während meines Aufenthalts in Kutais Zeuge einer Versammlung des Adels dieses Gouvernements zu sein. Als ich in dem den stolzen Namen „Hôtel de France" („Gostiniza Franzija") tragenden Gasthaus abgestiegen war, traf ich auf so viele bewaffnete Kaukasier, daß ich mich kaum mit meinem Iswoschtschik, der mir meinen kleinen Reisekoffer trug, durch den Torweg drängen konnte, um mir mühsam ein Unterkommen zu verschaffen.

Die Wirtin, eine französisch sprechende Schweizerin, löste mir bald das Rätsel für diese „bewaffnete Table d'hôte". Es war der Adel des Gouvernements zu seiner Versammlung vereinigt.

Am Abend begab ich mich in den „Gorodskij Ssad", den Stadtgarten, in dem eine Militärkapelle konzertierte und ich bei einem Glase Kachetiner Muße hatte, die promenierende Menge zu mustern.

Es war ein wirklich malerisches Bild, diese vielen herrlich gewachsenen Kaukasier, meist mit Taillen, die man für geschnürt halten konnte, in ihrer markiert stolzen Haltung, teilweise an der Seite von eleganten europäisch gekleideten Damen oder im Gespräch mit russischen Offizieren und Beamten, lustwandeln zu sehen. Einige trugen auf den Schultern ihrer Tscherkeßkas die Pogonü (Achselstücke) russischer Offiziere. Man sagte mir, daß sie für solche Auszeichnung recht empfänglich wären. Auch Orden und Medaillen schmückten manche schon mit den Patronenhülsen gezierte Brust des kaukasischen Gewandes. Für mich war dieses unvermittelte Nebeneinander des Orients und des Russentumes in der durch die herrliche Gebirgswelt und die üppige subtropische Vegetation der alten mingrelischen Hauptstadt so anziehenden Umgebung so interessant, daß ich lebhaft bedauerte, durch meine Müdigkeit erinnert zu werden, daß es Zeit wäre, durch die dunklen Straßen hindurch meine Gostiniza aufzusuchen.

Freilich wurde ich in der Gaststube, in der die Tscherkeßka auch den unschönen Reiseanzug des prosaischen Europäers ganz in den Hintergrund drängte, etwas aus meinem poetischen Entzücken über das eben genossene Schauspiel gerissen, als mir ein deutschsprechender Herr, der sich mir als Vertreter einer industriellen Anlage in dem im Gebirge liegenden Tkvibuli vorstellte, Herr Walter J. aus Riga zuflüsterte: „Diese Knäsen habe ich leider gründlich

kennen gelernt bei meinen Landkäufen dort oben. Stolz sind sie, aber mancher hat außer seinen Waffen kaum etwas. Die Madame hier hat manchen Rubel von ihnen zu fordern!“

In Batum hatte ich Gelegenheit, mit einem anderen Teile der kaukasischen Bevölkerung zusammenzutreffen, den Türken, die zwar vereinzelt in allen Hafenplätzen des Schwarzen Meeres zu finden sind, aber in größerer Zahl wesentlich erst seit der Vereinigung Lasistans mit Rußland nach dem letzten russisch-türkischen Kriege in den Grenzen des Kaukasus vertreten sind. So machten sie in Batum 11 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Übrigens soll ein nicht unbedeutender Bruchteil der Türken nicht reiner Abstammung sein, sondern Gurier, die in der Zeit der türkischen Herrschaft über Lasistan Mohamedaner wurden und sich wohl auch mit Nationaltürken vermischten.

Sei dem aber auch, wie ihm wolle, die Türken zeichnen sich in mehrfacher Beziehung vor den andern in Batum vertretenen Nationen aus. Der größere Teil der besitzenderen Klassen der türkischen Bevölkerung Batums soll allerdings seinen Grundbesitz verkauft und das russische Gebiet verlassen haben. Das türkische Viertel der nach ihrer Vereinigung mit Rußland schnell aufgeblühten Stadt hat auch durch wiederholte Feuerbrünste sehr gelitten.

Das Verschwinden dieser sehr leicht gebauten Häuser soll zur Verschönerung der Stadt beigetragen haben. Der Volkswitz sagte, die Russen hätten daher auch mit Petroleum gelöscht.

Wie der National-Türke sich auf der Balkanhalbinsel unter den slavischen Stämmen durch seine guten Eigenschaften auszeichnet, so auch in dem Gebiet von Batum. Ernst, gewissenhaft, ehrlich, dabei energisch, werden die Türken als Diener, Hauswärter usw. z. B. von den Kaufleuten besonders geschätzt.

Der belgische Konsul hatte einen Türken auf seiner Datsche, der ein kleines Besitztum in den Bergen hatte, in der warmen Jahreszeit aber die in dem Gartenhause wohnende Familie des Konsuls bewachte. Er schlief auf der Schwelle der Tür, und der Konsul versicherte mir, er vertraue ihm ohne Bedenken seine Frau und Kinder an, da er wisse, daß, so lange der brave Mensch am Leben sei, niemand den Seinen ein Haar krümmen werde. Die ruhige Würde dieses einfachen Mannes hätte ihm überall Achtung verschafft. Es war mir besonders interessant zu sehen, daß er in seinem Häuschen auch ein Bild des alten Heldenkaisers und mehrerer seiner Paladine bewahrte — und ehrte. Wie diese in die fernen Berge Lasistans gekommen, erfuhr ich nicht.

Daß auch der Deutsche in dem Völkergemisch des Kaukasus vertreten ist, und zwar in verhältnismäßig starkem Prozentsatz, ist bekannt.

Die deutschen „Kolonien“ bestehen zum Teil aus Schwaben, die von den dem Württemberger Herrscherhause verwandten russischen Herrschern nach Rußland gezogen waren und die mit eigenen Schulen und Geistlichen sich ihre Nationalität erhielten. Im Jahre 1818 erreichten die ersten dieser Kolonisten Transkaukasien. Wer eine Karte dieses Gebietes überblickt, findet die Namen

Helenendorf, Annenfeld, Marienfeld, Freudenthal, Katharinenfeld, Alexanderhilf und andere. Selbst an den Toren von Tiflis gründete man eine solche Kolonie, wesentlich aus Handwerkern bestehend, welche die Verwaltung Grusiens 1818 ins Land zog. Bei dem Anwachsen von Tiflis verschmolz sie allmählich mit der Stadt, in die sie 1862 einverleibt wurde. Die Straße „Michailowskaja" und die „Peski" bilden heute noch den Sitz der Nachkommen dieser Kolonisten.

Neben diesen geschlossenen Gemeinden finden sich zahlreiche Deutschrussen, die als Offiziere, Handwerker, Beamte usw. in den Kaukasus kamen. Ihr Band bildet wesentlich die evangelische Kirche, und endlich Reichsdeutsche, die als Kaufleute, Industrielle, Männer der Wissenschaft oder Handwerker nach dem Kaukasus kamen.

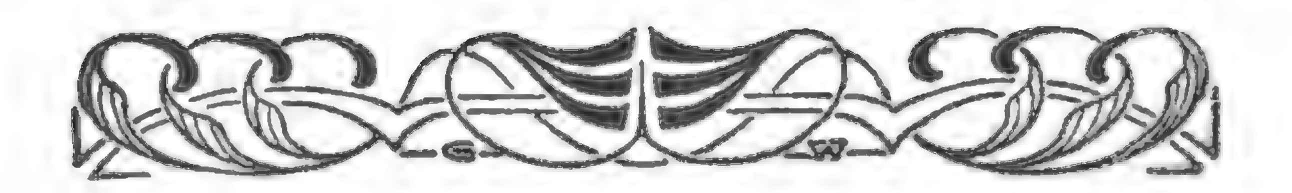
Von ihnen allen habe ich Vertreter kennen und schätzen gelernt, die zum Teil in schwerem Kampfe um das Dasein rangen, namentlich seitdem die persönliche Sicherheit gefährdet war. Es würde hier zu weit führen, auch nur annähernd ein Bild dieser Verhältnisse zu geben oder die Namen aller der Deutschen zu nennen, die sich bemühten, mir Liebenswürdigkeiten zu erweisen. Von unserm Konsul in Tiflis, Herrn Frommann, an bis zu der Familie Deibel und ihrem alten schlesischen Hausfreund in Batum, der bald von Mörderhand in seiner eigenen Fabrik sterben sollte, ist es eine stattliche Reihe treuer Landsleute mit mehr Nationalgefühl in jenen fernen Landen, wie wir es, Gott sei es geklagt, bei vielen Deutschen in Berlin antreffen.

Doch ich breche hier in meinen Erinnerungen ab.

Nur eines Deutschen, eines Landsmannes aus dem alten Danzig, an dessen Grabe ich in Tiflis stand und dessen Werk, das Kaukasische Museum, ich mit besonderem Interesse kennen lernte, sei noch zum Schlusse gedacht: Gustav Raddes.

Als Sohn eines armen Schulmeisters in der westpreußischen Seestadt geboren, ohne akademische Bildung, aber durch eisernen Fleiß und innige Liebe zur Naturwissenschaft und der Geographie einer ihrer bedeutensten Vertreter in Rußland geworden, hat Radde in diesem Lande den deutschen Namen zu hoher Ehre gebracht.

Geheimrat und Exzellenz, Freund verschiedener fürstlicher Personen, die seinen Wert schätzen gelernt hatten, Mitglied der Petersburger Akademie und im Besitze der ehrenden Auszeichnungen fast aller geographischen Gesellschaften der Welt, hatte Radde sich eine tiefe Bescheidenheit und einen herzenswarmen Humor bewahrt. Vor allem war er ein Kenner des Kaukasus, den er nach allen Richtungen hin durchforscht und über den er so wertvolle Studien hinterlassen, deren abschließendes Werk das bisher in vier Bänden erschienene „Museum Caucasicum" ist. Seine wissenschaftlichen Werke gehören der Welt der Geographen an. Sie und das seinen Namen im Kaukasus verewigende Museum am Golowinskij Prospekt in Tiflis erinnern für alle Zeiten daran, was deutscher Fleiß im Zarenreiche leistete, was das russische Volk den namentlich von seinen jüdischen Revolutionären so angefeindeten Deutschen schuldet.



Zur künstlerischen Kultur.

Einiges über Bilder und Bücher.

Von

Carl Busse.

Da haben vor kurzem zwei deutsche Dichter von ihrem Leben, insbesondere von ihrer Kindheit erzählt: die alte, kluge, gütige Marie von Ebner-Eschenbach und der von Wilbrandt entdeckte Brooklyner Arbeiter Hugo Bertsch. Größere Gegensätze als zwischen dem Komtessendasein der einen und der langjährigen Stromer-Existenz des andern lassen sich wirklich kaum vorstellen, aber in einem sind das Kind des Reichtums und das der bittersten Armut sich einig: in dem Preise der ewig beweglichen Tochter Jovis, der Phantasie. Eine Kinderstube, durch die nicht mit geheimnisvollen Schwingen Märchen rauschen, ist ihnen ein leeres, kahles, jammervolles Ding. Das sollten sich alle jene Fanatiker der Nüchternheit und bloßen Zweckmäßigkeit merken, die schon im Kindergarten alle Wunderblumen mit Stumpf und Stiel ausrotten und dafür ein Kartoffelfeld anlegen wollen. Kartoffeln stecken muß man noch immer früh genug, und Karl May hat mit der blühenden Phantasie seiner Reisebeschreibungen und Abenteuer schwerlich so viel Unheil angerichtet, wie die verkappten Rationalisten mit ihrer angesäuerten Vernunftmoral, die nicht nur den lieben Gott, sondern überhaupt alles aus dem Kinderparadiese verbannt wissen wollen, was der armselige Geselle Verstand nicht ableiten, begründen und schematisieren kann. Gewiß kommt es vor, daß ein krankhaft angelegtes Kind in Phantasiestrudel gezogen wird und darin zu Grunde geht — Friedrich Huch erzählt in seinem Roman „Mao" solchen Fall —, aber es gibt überhaupt kein Glück, das nicht unter bestimmten und ungewöhnlichen Voraussetzungen einmal Unglück werden könnte. Also: wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der wird alles tun, um seinen Kindern die Flügel nicht auszurupfen, sondern zu stärken, die ihnen die Fahrten in holdere Reiche ermöglichen. Gerade wir, die wir der Meinung sind, daß das Deutschtum in der Zukunft schwere und gewaltige Aufgaben zu lösen haben wird, können darin gar nicht genug tun. Denn nur wer ein echtes und ganzes Kind war, wird ein ganzer Mann, und der wachsende Mensch muß viele Feiertage haben, in denen er Kraft aufspeichern kann, um später nicht der Diener, sondern der Herr der Alltage zu werden.

In solchem Sinne nenne ich es direkt eine patriotische Aufgabe, die Phantasiekraft unserer Kinder anzuregen und zu kräftigen; in solchem Sinne freuen mich alle Bestrebungen, die dem Kinde „Kunst" vermitteln wollen, so kuriose Dinge

dabei auch manchmal zu Tage treten; und in solchem Sinne habe ich es mit herzlicher Freude begrüßt, als ich hörte, daß sich z. B. die Künstlersteinzeichnungen, wie sie der Teubnersche und Voigtländersche Verlag in Leipzig herausgeben, Eingang in die Schulstuben verschafft haben. Ich halte das nicht für etwas Unwesentliches, sondern ich sehe darin ein Zeichen von symptomatischer Bedeutung. Aus unserer gesamten jungen Dichtung, in der sich doch die Erfahrungen einer ganzen Generation spiegeln und aus der künftige Historiker die Farben zur Darstellung der Zeit nehmen werden, tönt eine bittere Anklage gegen die Schule, sprechen Haß und Erbitterung gegen den Lehrbetrieb. Unsere größten Dichter sind uns da — ich kann kein anderes Wort wählen — systematisch verekelt worden, unsere schönsten Schwungfedern wurden uns ausgerupft oder gebrochen, und noch heut überschattet es mich finster, wenn ich daran denke, was der Knabe einst durch die Schule gelitten hat. Die kahlen, leeren Wände spiegelten gleichsam die Trockenheit und Dürre des herrschenden Geistes wider, und wenn jetzt an diese Wände ein freundlicher Farbenfleck, ein festliches Bild kommt, so möchte die Hoffnung gern darin ein kleines Symbol dafür sehen, daß ein neuer und freundlicherer Geist in die einstigen Zwingburgen Einzug hält. —

Ich meine überhaupt, daß gerade das Bild noch immer viel zu wenig den Zwecken einer kulturellen Hebung des Volkes nutzbar gemacht wird. Standen dem früher technische und pekuniäre Schwierigkeiten entgegen, so können diese Schwierigkeiten heut als behoben gelten. Und ich möchte hier einen Wunsch nicht unterdrücken, den ich seit Jahren hege. Es wurden ja schon die Orginal-Lithographien des Teubnerschen und Voigtländerschen Verlages genannt, die allen bekannt sind und keiner Empfehlung mehr bedürfen, wohl aber noch einer größeren Verbreitung nach unten hin. Die prächtigen und billigen Blätter schmücken heut das Bürgerhaus. Aber sie sollen und müssen noch weiter in die Tiefe, sie sollen und müssen in die Kleinleutewohnung und die Werkstatt. Man sollte sie so verbreiten, wie man heut Bücher verbreitet. Ein Bild hat ja vor dem Buche manches voraus. Der fleißige Handwerker, der Arbeiter — sie haben zum Lesen nicht viel Zeit; wenn sie sich müde gequält haben, wollen sie hinterher keine geistige Anstrengung, die das Lesen für viele bedeutet. Aber hängt dem Schuster und Schneider, dem kleinen Unterbeamten und dem Arbeiter ein helles, fröhliches, farbenfreudiges Bild in die Werkstatt und die Stube! Eins, das einem unwillkürlich guten Mut gibt, das in seinem Stoff auf das volle Verständnis der Tiefen rechnen kann, eins, das sich leicht einprägt und zu dem von der Arbeit fort der Blick ab und zu hinüberfliegt! Wenn man jedes Viertel- oder Halbjahr dieses Bild noch gegen ein anderes auswechselte, was durch die praktischen Wechselrahmen und die Billigkeit der Künstlersteinzeichnungen sehr erleichtert wird, so sät man guten Samen, regt immer von neuem an, erzieht langsam das Auge und kann auch durch den Stoff, der hier niemals Nebensache sein darf, in lebendigster Weise wirken. Bilder sind stumme Prediger, die uns treulich helfen.

Ich denke hierbei besonders an meine Heimat, die deutsche Ostmark, in der wir nicht genug Zeugnisse deutscher Kultur versammeln können. Ich denke an die kleinen Landstädtchen von 1000—6000 Einwohnern, in die wohl deutsche Bücher dringen und deutsche Musik, die aber vom Kunstleben der Gegenwart völlig abgeschnitten sind. Welch ein still wirkender Segen könnte daraus entstehen, wenn etwa die Volksbildungsvereine gemeinschaftlich mit anderen nationalen Organisationen für ein paar hundert Mark die schönsten dieser Künstlersteinzeichnungen anschaffen und sie in die deutsche Werkstatt hängen würden! Nur hinhängen unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes, die Bilder in bestimmten Zeiträumen wechseln und den armen Leuten die Möglichkeit geben, etwas, was ihnen besonders gefällt und was ihnen teuer ward, in groschenweisen Raten als dauernden Besitz zu erwerben! Das kostet blutwenig und wäre eine nationale Propaganda, deren tiefere Wirkungen unschätzbar sind. Denn in vielen dieser Künstlersteinzeichnungen lebt ein inniger deutscher Sinn, lebt eine Hingabe an die Heimat und eine Freude an Welt und Natur, die sich auch trüben Augen als dunkles Empfinden mitteilen. Und die meisten kommen auch stofflich den Wünschen und Anschauungen des werktätigen Volkes so entgegen, daß sie nicht etwas Fremdes in der Handwerker- und Arbeiterstube wären, sondern etwas, das sich einfügt. Ganz unabsehbar wäre jedoch der Einfluß auf die Kinder. Denke ich selbst an mein Vaterhaus zurück, so komme ich fast zu keiner festen Anschauung mehr; alles Um und Drum hat schon der große Nebel bedeckt, der sich erst im Greisenalter wieder lichten soll. Aber deutlich seh ich noch ein paar Bilder, die an den Wänden hingen, vor mir. Und ich habe mir in gelegentlichen Debatten mit Freunden bestätigen lassen, daß andere die gleiche Erfahrung machten. Spricht das nicht eine deutliche Sprache?

Es erübrigt sich ja, auf diesen mehrfach genannten künstlerischen Wandschmuck, der in gleicher Weise Liebe zur Kunst und Liebe zum Volk verrät, näher einzugehen: den Lesern der „Deutschen Monatsschrift“ ist er längst bekannt. Nur was die letzten Wochen und Monate uns brachten, möchte ich nennen, und zwar immer im Hinblick auf das Ziel, es für die Tiefen fruchtbar zu machen. Da bringt der Teubnersche Verlag fünf Steinzeichnungen von Arthur Bendrat. „Aus dem deutschen Osten“, unter denen besonders die Danziger Marienkirche mit der Jopengasse viele erfreuen wird. Wie der mächtige Backsteinbau in seinem warmen Rot mit den beiden weißen Schneehauben gegen den blauen Winterhimmel steht und herabschaut auf die gegiebelte Gasse, das hat seine gute und festliche Art. Die Ordensburg in Marienwerder, das Hochmeisterschloß in Marienburg, die Ruine Rheden, die alte Jakobkirche in Thorn schließen sich an, unter verschiedenen Stimmungen, aber treu und charakteristisch erfaßt und ein Geschenk an den unverwöhnten Osten, dessen er sich freuen kann. Von Einzelblättern nenne ich Strich-Chapells stimmungsvolle „Mondnacht“ mit dem stillen Wägelchen vor der lauschigen Herberge, durch deren Fenster das Licht traulich in die durchdämmerte Sommernacht fällt; nenn' ich Munscheids

„Winternacht im Gebirge" mit den blauen Schneeweiten und den näherkommenden Schlitten, deren Laternen einen fahlen Schein über den Weg werfen.

Oder wie prächtig eignet sich gerade für die Zwecke, denen ich hier das Wort rede, W. Schachts liebenswürdiges Wanderbild, mit dem der Voigtländersche Verlag in Leipzig die Reihe seiner künstlerischen Publikationen fortsetzt! Die beiden treuen Gesellen aus der Eichendorff-Zeit, die mit Ziegenhainer und Ränzel da ihres Weges ziehn, denen der Baum seine Blüten zu Füßen weht, während Wandervögel feldüber fliegen und die Ferne blauer Berge sehnlich lockt, — diese treuen Gesellen werden einst tüchtige Meister im Städtchen werden und können manchen wackeren Handwerker zu lächelndem Gedenken an die Zeit anregen, da er selber auf Wanderschuhen durch Deutschland zog. In andere Stimmungen locken andere Künstler: großzügig träumt mit Schäfer und Schafen Wilhelm Süs in Mondnacht und heilige Stille; der reingestimmte Landschaftspoet Hans von Volkmann, der von seinem Vater (Richard Leander) das Talent zum Märchenerzählen geerbt hat, führt uns vor „Katzenmaries Häuschen", und ein anderer Karlsruher, der zarte Lyriker Karl Biese, der sonst vor allem den Blütenschnee des Frühlings und den Flockenschnee des Winters so liebt, läßt das Castello Dell' Ovo aus den Fluten tauchen.

Einige der schönsten und bekanntesten Stücke des „künstlerischen Wandschmuckes" finden auch in einem „Hausbuch deutscher Kunst" ihre Wiedergabe das der feinfühlige Eduard Engels in München zusammengestellt und herausgegeben hat (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1907). Der Gedanke, hier nach Art unserer Anthologien ein deutsches Familien-Bilderbuch zu schaffen, ist vortrefflich, und was Engels von seiner Entstehung erzählt, nimmt von vornherein für das Werk ein. So hat auch Storm einst aus deutscher Lyrik ein Hausbuch zusammengetragen, indem er durch Jahrzehnte hindurch, ohne irgendwie an eine Veröffentlichung zu denken, heimliche Schätze für sich und seine Nächsten sammelte. Es ist selbverständlich, daß niemand vollständig durch solch eine „Anthologie" befriedigt werden kann; jeder wird etwas anderes für überflüssig halten, etwas anderes vermissen. Darauf kommt es auch gar nicht an, sondern auf den Geist, der das ganze Buch trägt und der das Einheitliche in der Vielheit sein muß. Und der Standpunkt des Herausgebers wird von vornherein auf das Schönste klargestellt durch die innigen goldenen Worte Ludwig Richters, die im Vorwort zitiert sind, wird klargestellt durch den flüchtigsten Blick in das Inhaltsverzeichnis, in dem Dürer, Schwind, Richter, Thoma, also grade die treuen kerndeutschen Meister, die stärksten Bataillone kommandieren. Da die Reproduktionen vortrefflich sind und da vor allem die große Mannigfaltigkeit des Gebotenen der naiven Schaulust des Volkes entgegenkommt, so wird das aus „deutscher Heimseligkeit" erwachsene Buch wohl auch den Weg ins deutsche Heim finden. Die „lieben Kleinen", erzählt Engels, hätten sich bei der Beratung, ob ein Bild in die Familienmappe aufgenommen werden sollte oder nicht, oft ereifert: da mögen denn auch die Kinder anderer Leute (und nicht nur die Großen) vor

dem Werke sitzen — um so sicherer wird es auch sein bescheidenes Teilchen zur ästhetischen Erziehung unseres Volkes beitragen.

Wenn ich für einen Augenblick aus dem gewählten Rahmen herausspringen darf, möcht' ich stillere Freunde der Kunst — also nicht diejenigen, die erzogen werden sollen, sondern die schon ganz oder etwas erzogen sind — auf ein neues Werk von Paul Bürck aufmerksam machen, auf 50 Blatt Federzeichnungen, die der G. Grote'sche Verlag in Berlin unter dem Titel „Reise nach Rom“ soeben publiziert. Wieder einmal haben hier junge Künstleraugen die ewige Stadt angeschaut und sagen nun aus, was sie gesehen und erlebt haben. Und was Paul Bürck immerhin mit Meistern, die ich vorher nannte, verbindet, das ist sein deutsches Herz. Er nahm es mit über die Berge, und deshalb konnt' er sich hingeben, ohne sich zu verlieren, und das tausendmal Geschaute steht neu, weil von der Sehnsucht eines neuen Menschen umkleidet, vor uns. Ich habe viele der kleinen Blättchen sehr lieb gewonnen.

Aber nach diesem Seitensprunge zurück zu unserem Thema. Was Teubner und Voigtländer durch ihren künstlerischen Wandschmuck fürs Haus erstreben, das erstreben Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln durch ihre Veröffentlichungen für die Kinderstube. Sie streiten und siegen unter dem Schlagwort: „Neudeutsche Kinderkunst“, und neben mancher extremen Entgleisung, die zuerst unvermeidlich ist und sich von selber korrigiert, haben sie für unsere Kleinen Bilderbücher herausgebracht, die ganz entzückend schön sind. Wieder nenn' ich in erster Linie Hans von Volkmann. Was er für seine eigenen Kinder gezeichnet, soll nun auch anderen Kindern zu Gute kommen, und ich habe selten etwas so Reizendes gesehen, wie sein „Strabantzerchen“. Wie das Kerlchen mit dem roten Kittel in der Allee steht, wie da der Storch vom roten Giebeldach abfliegt oder die Hummel über den gelben Blüten summt, wie der gelbe Postwagen die Landstraße lang fährt, die kleinen Ziegen in Bocksprüngen aufeinander losgehen, die beiden Kinder unterm roten Regenschirm nach Hause wandern, das sind prächtige, in Farben jubelnde kleine Gemälde eines naturseligen Kinderfreundes. Und da auch hier nicht der Gedanke an eine Veröffentlichung maßgebend war, sondern der Vater eben zur Freude der eigenen Kinder schuf, so ist hier nichts Gleichgültiges entstanden, sondern etwas, woran das Kind gleichsam selber mitgearbeitet hat. Die gutgemeinten Reime genügen um so eher, als sie der Künstler selber verfaßt hat und so eine natürliche innere Einheit zwischen Bild und Wort hergestellt ist. Spätere Zeiten werden uns um diese Bücher beneiden.

Neben Volkmann ist vor allem Ernst Kreidolf hervorragend schöpferisch in solcher „neudeutschen Kinderkunst“. Zwar: seine weitbekannten „Blumenmärchen“ finde ich etwas outriert und auf die Dauer so wenig kurzweilig wie die poetischen Blumen-Allegorien. Aber um so köstlicher sind seine „Wiesenzwerge“. Hat Volkmann in seinem Wesen mehr norddeutsche Bodenständigkeit, eine Freude an dem was ist, so hat Kreidolf mehr süddeutsche Phantasiekraft. Volkmann wandert, Kreidolf schwebt. Da fahren die Wiesenzwerge mit den grünen

Heupferdchen vor dem Wagen spazieren, die jungen tanzen, die alten sitzen im Waldhäuschen, essen jedes eine Preißelbeere und haben eine große Kirsche auf dem Tisch stehen, dann gibt es Zweikampf und Versöhnung, und im Mondschein reiten die Kämpen durch hohe Graswälder nach Hause. Auch in den farbigen Bildern zu den „alten Kinderreimen“ ist Kreidolf meist sehr glücklich. Viel weniger Geschmack kann ich den bekannten Dehmel'schen Kinderbüchern abgewinnen. Da ist doch viel gewollt Kindliches und eben deshalb Unkindliches.

Der gleiche Verlag hat übrigens auch den alten und erprobten Begleitern vieler Generationen von Kindern neue und geschmackvolle Gewänder angezogen (1001 Nacht, Gulliver, Don Quixote, Münchhausen, Andersen, Cooper &c.) und hat dabei vernünftigerweise den Grundsatz befolgt, daß Bilderbücher und Jugendschriften nicht teuer sein dürfen. So möcht' ich mit bestem Gewissen seine guten Bestrebungen zur Förderung empfehlen. Was man an seinen Kindern tut, tut man an seinem Volke.

Ähnliche Ziele verfolgt auch der Verlag von Jos. Scholz in Mainz, der gleichfalls gute deutsche Künstler geworben hat, um seine Folge deutscher Bilder- und Malbücher in der Kinderstube heimisch zu machen. Gewiß kommt es dabei vor, daß vortreffliche Namen, denen man sonst mit ungetrübter Freude begegnet, in der Bewältigung dieser speziellen Aufgabe hinter geringeren, aber geeigneteren Talenten zurückstehen. Ich finde z. B., daß mein engerer Landsmann Franz Jüttner neben köstliche Zwerge ein sehr wenig glückliches Schneewittchen gestellt hat, und der Humor von Julius Diez zu eigenwillig, zu ironisch-überlegen ist, um dem naiven Märchenzauber Dornröschens ganz gerecht zu werden. Wunderschön hat aber gerade Diez das Schloß auf der Felsenhöhe und später die riesige Dornhecke gegeben. Rotkäppchen (Arpad Schmidhammer), Frau Holle (Fritz Kunz), Aschenputtel (Adolf Münzer), Hänsel und Gretel (Richard Scholz) usw. ziehen in den einzelnen Heften an uns vorüber. Ganz besonders empfohlen mögen daneben die beiden Bändchen Kinderlieder „Kindersang — Heimatklang“ sein mit dem prächtigen Bildschmuck des treuen, gemütsreinen Ernst Liebermann, und das ABC-Bilderbuch von Hans Thoma.

Der große Karlsruher Meister hat auch eine Reihe von Malbüchern für Kinder in dem genannten Verlage veröffentlicht, aber da er speziell Landschaften gibt, so zweifle ich, ob die Kleinen dem alten Kinderfreund hier allzu bereitwillig folgen werden. Nach meinen Erfahrungen weiß das übliche Kind gerade mit Landschaften am wenigsten anzufangen, und es mag leicht geschehen, daß es lieber zu den Ausmalbüchern von Richard Scholz, Irene Braun und Arpad Schmidhammer greift, die ihm stofflich mehr entgegenkommen. Am zweckmäßigsten scheinen mir die von Irene Braun zu sein; künstlerisch wirken die Schildbürger und der Münchhausen von Schmidhammer am besten.

Jedenfalls sieht man Eins: auch auf diesem Gebiete, das ich für außerordentlich wichtig halte und das noch vor wenigen Jahren völlig brach lag, herrscht heute ein reiches Schaffen, so daß Eltern, denen es nicht gleichgültig ist,

was in Bild und Wort zu ihren Lieblingen spricht, nicht mehr in Verlegenheit zu kommen brauchen. Ebenso wie der Illustration ist neuerdings auch dem Wandbild für die Kinderstube erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die von Schaffstein u. Co. angekündigten Wandbilder von dem fast zu stark stilisierenden K. F. von Freyhold sind bisher noch nicht erschienen, aber unter den schon oben genannten Steinkunstblättern des Voigtländerschen Verlages in Leipzig befinden sich die famosen und farbenleuchtenden Märchenbilder Walter Casparis, von denen besonders der „Rattenfänger", „Rumpelstilzchen" und der „Weihnachtsmann" in jedem Kinderzimmer Jubel erregen werden. Gut dazu stimmen auch die als Wandfriese gedachten Kunstblätter von Gertrud Caspari, die einfach nebeneinander geheftet den ganzen Raum festlich machen. Da hütet die Entenliese ihre lustige Schar; da gehen die Kinder ernsthaft im Hochzeitszug; da folgen Zwei- und Vierbeiner dem Geburtstagskuchen; da tanzen die Elfen auf der Waldwiese und werden von einem knallroten Zwerg Nase gestellt. Das ist alles so hübsch und hell und lustig, daß auch die Großen dabei schmunzeln, und daß man immer von neuem froh empfindet, mit welcher Liebe sich heute unsere Kunst auch um die Kleinen bemüht.

Solch ein herzliches Mühen ist ja noch nie vergebens gewesen. Von Jahr zu Jahr wächst in Deutschland die Freude an Bild und Buch auf eine früher selbst von den kühnsten Träumern nicht gehoffte Weise. Das hängt natürlich zu einem Teile mit dem industriellen Aufschwung unseres Vaterlandes zusammen, durch den erst Mittel für alles, was das Leben festlich machen kann, frei wurden. Eine ärmere Zeit mußte sich eben mit Surrogaten begnügen. Aber wir wollen fröhlich sein, daß wir uns aus dieser Barbarei allmählich losschälten. Daß wir nicht mehr John Bull bemühen müssen, um ein schönes Buch zu erhalten. Und wenn einst die Geschichte dieses kulturellen Aufschwunges geschrieben wird, so wird man nicht an den Verdiensten vorübergehen dürfen, die sich der Insel-Verlag in Leipzig um die Kultur des Buches erworben hat. Die Männer, die ihn gegründet haben, sind fraglos opferwillig gewesen. Sie haben vielen die Augen geöffnet. Und wenn der erhoffte Erfolg vielleicht noch nicht ganz eingetreten ist, wenn viele in einem leisen Mißbehagen sich zurückhielten, so lag das zum guten Teil daran, daß bei der Auswahl der Bücher nicht immer eine glückliche Hand waltete. Moderne Artisten wurden zu sehr bevorzugt, und in kostbarer Ausstattung erschien seelenloses Wortgeklingel. So klaffte oft ein schwer empfundener Widerspruch zwischen der Form des Buches und dem Inhalt. Dieser Widerspruch fiel im Augenblick fort, als sich der Insel-Verlag entschloß, kostbare alte Schätze in die kostbaren neuen Gefäße zu schließen. Und ich bin der festen Meinung, daß ihn speziell auf diesem Wege die Teilnahme aller Bücherfreunde begleiten wird. Wer alljährlich einen Segen von vielen hundert Bänden über sich ergehen lassen muß, wird leicht gegen alles, was Buch heißt, abgestumpft. Aber wer seine Freude am Buch wieder beleben will, der braucht nur zu der „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker" zu

greifen, die im Auftrag von Alfred Walter Heymel vom Inselverlag herausgegeben wird. Der ganze „Schiller" ist bereits erschienen; von Goethe sind vorläufig zwei Bände da. Und diese Bände in dem schmiegsamen roten Leder in der Hand zu fühlen, ist schon eine Wohltat. Daß Graf Keßler den Druck leitete und die besten Sachverständigen über den Text wachten, beweist daneben zur Genüge, mit welcher Liebe und Mühe hier gearbeitet ward. Man hat dann auch eine rechte und zärtliche Besitzerfreude an den Bänden. Prächtig ist auch eine Neu-Ausgabe der „Jobsiade", die sich in altertümlichem Gewande präsentiert und zu der Bierbaum eine stilgerecht gereimte Vorrede geschrieben hat. Soll ich noch die dreibändige Ausgabe des Boccaccio'schen Dekamerons nennen? Die von Murgers Bohême (mit prachtvollen Zeichnungen von Franz von Bayros)? Es mag für diesmal genug sein, und es ist so viel, daß uns noch beim Scheiden die frohe Gewißheit begleitet, daß wir in einer Zeit leben, deren Dokumente zur künstlerischen Kultur vielleicht erst die Enkel ganz zu würdigen wissen werden. In dieser Beziehung bekenne ich mich zu einem unverwüstlichen Optimismus.

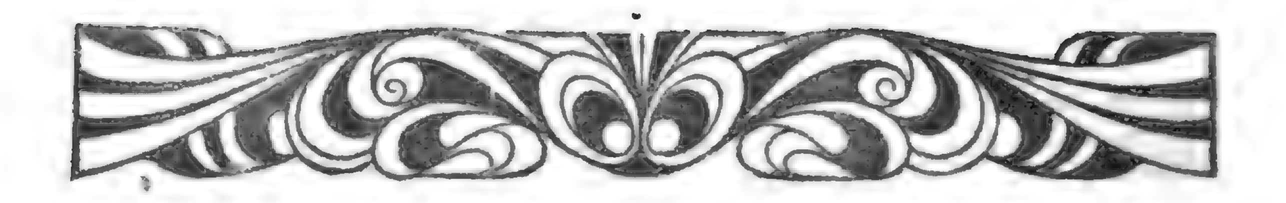
Bücherschau.

Nitback-Stahn, Der Mittler. J. Frickes Verlag (J. Nithack-Stahn), Halle a. S. 4,50 M.

So darf sich nun endlich der moderne Theologe einer fesselnden Darstellung seines innersten Strebens freuen. Denn nichts Geringeres hat der Verfasser gewollt, als in der Form des Romans das eigenartige Suchen zu schildern, mit dem der moderne Theologe neuen und tiefen Gehalt seiner Arbeit zu geben sich müht. Arndt, der Pfarrerssohn, erlebt, was wir alle erlebt haben: die Lebensanschauungen der Orthodoxie sind zu eng und zu arm für seinen weiten und reichen Geist. So streift er unter leidvollen innern Kämpfen das Alte ab. Als ein Lebenshungriger stürmt er hinaus, jeder Stunde Schönheit auszukosten, in den bunten Wechsel menschlichen Seins selig zu sein. Eine Zeitlang ist seine Seele trunken von dem Evangelium der Lebensfreude, die alles billigt und in geistreichem Spiel des Witzes über alles und alle erhaben ist, aber dann packt ihn das Gefühl tiefer Armut: Leben kann doch nicht heißen: im feinsten Egoismus der Geistigkeit aufgehen, Leben muß unter die Menschen führen, um in Lachen und Weinen, in Wirrnis und Freude mit ihnen zu sein, still und treu ihnen zu dienen in der Liebe. Hat er zuerst sein Amt verlassen, weil es seinem Geiste Schranken setzte, so nimmt ers nun in armseliger, einsamer Landgemeinde wieder auf, um seiner Seele reine Güte den Menschen zu schenken, kein Verwalter unergründlicher Geheimnisse, sondern nur ein schlichter Freund, der alles Menschliche versteht, der demütig mitsuchen will nach Licht und Klarheit fürs dunkle Erdenleben. Diese suchende Liebe hat ihm die Freiheit gegenüber dem Alten gegeben, ist's ihm doch nun auch eine der Formen nur, in der die Menschenseele zum Licht sich emporringt.

Dieser Entwicklungsgang des modernen Theologen ist mit all der Sachkenntnis, aber auch mit all der Glut und der Innerlichkeit eigensten Erlebens geschildert. So ist's kein trocken Buch geworden, das etwa nur die Fachleute interessiert, sondern die Geschichte einer Menschenseele, die wir mit tiefster Anteilnahme verfolgen. Viel Fragen und Sinnen wird sich freilich an das Buch knüpfen, aber dafür werden dem Dichter alle die dankbar sein, denen ein starkes und reines Buch wie eine Morgenlandschaft ist, die zu ruhigem Wandern in Freude und Sehnsucht lockt.

Paul Luther.



Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff.

Von

Herman v. Petersdorff.

Im Königreich Preußen gibt es elf Ortschaften, in denen der Name Brenckenhoff steckt. Zum Teil sind es Vorwerke, zum Teil stattliche Dörfer, die heute zusammen etwa 2000 Seelen zählen und sich auf die drei Provinzen Pommern, Mark Brandenburg und Westpreußen, zumeist aber auf Pommern verteilen. Auch einige Kanäle oder Abzugsgräben führen wohl noch den Namen Brenckenhoffskanal, so ein Kanal im Warthebruch. In Pommern und der Neumark ist es im Volksmunde überhaupt gang und gäbe, alle in der friderizianischen Zeit entstandenen Abzugsgräben Brenckenhoffskanal zu nennen. In diesen rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Namen lebt die Erinnerung an einen der größten Wohltäter Altpreußens fort, die Erinnerung an den namhaftesten inneren Kolonisator, den Preußen bisher gehabt hat, an Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff.

Er stammte wie ein anderer bedeutender Volkswirt und auch Kolonisator, dem die preußische Monarchie und insbesondere König Friedrich Wilhelm I. viel verdankt, nämlich kein geringerer als der alte Dessauer, aus dem Anhaltischen. Sein Geburtsort ist Reideburg bei Halle, das jetzt zu den Gütern des Franckeschen Waisenhauses gehört. Dort erblickte er am 15. April 1723 das Licht der Welt Seine Familie war schon längere Zeit im Besitz des Gutes. Doch ist ihre Herkunft dunkel. Es heißt, daß sie infolge der pfälzischen Religionswirren aus der Pfalz ausgewandert und ins Anhaltische gekommen sei. Auffällig erscheint es, daß das Wappen der Familie mit dem der Paderbornischen Familie v. Brencken übereinstimmt. Die Mutter Franz Balthasars gehörte einer altmärkischen Adelsfamilie v. Barsewisch an. Sein Vater büßte sein Vermögen ein, verkaufte infolgedessen sein Gut, ging in den Türkenkrieg und verscholl dort. Die Mutter war schon vorher gestorben. Durch diese unglücklichen Familienverhältnisse sah sich Leopold von Dessau bewogen, den fünfzehnjährigen Franz Balthasar im Jahre 1738 als Pagen in seine Dienste zu nehmen. Diese Stelle versah der junge Brenckenhoff bis zu seinem 22. Jahre, also unverhältnismäßig lange. Fürst Leopold fand großen Gefallen an dem anstelligen jungen Menschen und sorgte in seiner Weise für dessen Ausbildung, d. h. Brenckenhoff erhielt nur eine sehr mangelhafte Schulbildung, besuchte nur kurze Zeit die Schule in Halle und lernte kaum Schreiben; desto mehr wurde er von seinem fürstlichen Gönner in praktischen

Dingen ausgebildet, jenen wirtschaftlichen Fertigkeiten, durch die Fürst Leopold, wie man aus den jüngst von Otto Krauske veröffentlichten Briefen König Friedrich Wilhelms I. an den Dessauer ersehen kann, sich selbst so sehr nützlich für König Friedrich Wilhelm I. erwies. Brenckenhoff erhielt die genaueste Einsicht in die Kämmereisachen, und trotz seiner geringen Stellung lastete auf ihm eine große Verantwortung. Er begleitete den Fürsten auch ins Feld. Sehr bedeutsam wurde es für ihn, daß Leopold schon ganz früh in ihm Spekulationsgeist zu wecken wußte. Schon als Knabe fing Brenckenhoff an, mit seltenen Tauben zu handeln. Später versprach ihm der große Wildschweinjäger Leopold für jedes zahme, einem Wildschwein ähnelnde Schwein, das er liefern würde, ein Pferd. Brenckenhoff entwickelte hierbei sehr bald eine große Betriebsamkeit und wurde ein ganz ausgezeichneter Pferdekenner. So war es begreiflich, daß der alte Fürst ihn im Jahre 1745 zu seinem Oberstallmeister ernannte. Auch die Nachfolger des Kesselsdorfer Helden schätzten die Dienste Brenckenhoffs. Fürst Maximilian ernannte ihn 1751 zum Kammerdirektor, und als solcher entfaltete Brenckenhoff alsbald eine außerordentliche Tätigkeit. Er traf große Bodenverbesserungen, machte unter Beihilfe eines Sachverständigen, des Ingenieurs Materne, der der Gehilfe des bekannten Festungsbaumeisters Wallrabe gewesen war, den Elbbruch urbar, unternahm umfangreiche Wasserbauten und legte große Gestüte an. Wie sehr er den Boden zu verbessern wußte, lehrt die eine Tatsache, daß er selbst aus freien Stücken die Pachtung des Amtes Wörlitz, die er mit 4000 Reichstaler übernommen hatte, in wenigen Jahren bis auf 12000 Reichstaler steigerte. Auch gelang es ihm wieder Grundbesitz für sich zu erwerben.

Mittlerweile brach der Siebenjährige Krieg aus. Die gewaltige Persönlichkeit Friedrichs des Großen zog Brenckenhoff in hohem Maße an. Ganz abgesehen von der Genialität dieses Herrschers war dies schon darum sehr natürlich, weil Brenckenhoff sich dem Könige wesensverwandt fühlte in der Unermüdlichkeit und Rastlosigkeit und auch in der Gabe, überall Hilfsmittel zu erfinden. So war er einmal daran, auf eigene Hand ein Husarenkorps für Friedrich zu errichten. Doch an der Ausführung dieses Vorhabens verhinderte ihn seine Frau. Sein erfinderischer Geist wußte dafür die Konjunkturen des Krieges für sich auszunutzen, indem er durch Getreide- und Pferdelieferung — namentlich für Preußen im Jahre 1757 nach der Schlacht bei Prag — riesigen Gewinn einstrich. Sein Konkurrent war dabei der bekannte später in den Grafenstand erhobene, aus Demmin gebürtige Seidenhändler Schimmelmann, der nachmals durch Porzellanfabrikation in Hamburg große Reichtümer gewann. Brenckenhoff wußte sich mit Schimmelmann zu verständigen. Die erste Lieferung im Jahre 1757 brachte ihm 200000 Taler ein, ein für die damalige Zeit ganz außergewöhnliches Vermögen. Es ist fraglich, ob er schon in dieser Zeit mit Friedrich dem Großen zusammen getroffen ist. Wohl aber geschah dies in der Zeit vor der Schlacht bei Torgau im Herbst 1760, in der Brenckenhoff bei der Verpflegung der heranrückenden preußischen Truppen ein auffälliges Organisationstalent, große Tatkraft und ein

listenreiches Gemüt entfaltete. Friedrich wird seine helle Freude an ihm gehabt haben. Er verlor ihn seitdem nicht mehr aus dem Auge. Brenckenhoff erbot sich bald danach anscheinend selbst, in preußische Dienste zu treten. Der König schrieb dem die Sache vermittelnden Major von Anhalt, einem natürlichen Sohne des alten Dessauers, umgehend am 7. April 1762 aus Breslau, er nehme Brenckenhoff „mit vielem Vergnügen" in seine Dienste. „Welches Ihr ihm von Meinetwegen sofort bekannt machen und denselben hernach sofort hierher schicken sollet." Brenckenhoff sollte Vorschläge machen, wie „Land und Leute wieder auf die Beine zu bringen seien", so lauteten die Worte des jetzt mit dem Friedensschluß rechnenden Königs. Nicht vierzehn Tage später, am 20. April, wenn nicht schon vorher, also für die damaligen Verhältnisse mit einer auffälligen Schnelligkeit, fand sich Brenckenhoff aus dem Dessauischen in Breslau ein. Am selben Tage noch dankte der König dem Fürsten von Anhalt-Dessau für die Überlassung seines Kammerdirektors in preußische Dienste, und ebenfalls noch an diesem Tage empfing Brenckenhoff mündlich seine Bestallung als Geheimer Finanzrat mit Sitz und Stimme im Generaldirektorium, d. h. der Zentralverwaltungsbehörde des damaligen Preußens, und auch bereits eine offenbar auf Grund von Brenckenhoffs Vorschlägen zwischen ihm und dem Könige vereinbarte, berühmt gewordene Instruktion zwecks Bekämpfung des Notstands in dem durch den Krieg, insbesondere durch die russischen Verwüstungen, neben der Neumark am meisten von allen Provinzen heimgesuchten Hinterpommern. Zugleich erhielt er den Befehl, sich eilends dorthin zu begeben, das Land zu bereisen und dabei auch die damals noch zur Neumark gehörigen Kreise Schivelbein und Dramburg zu besuchen.

Damit erhielt Brenckenhoffs Leben die entscheidende Wendung. Es eröffnete sich für ihn eine achtzehnjährige Tätigkeit umfassendster Natur, durch die sein Name für immer berühmt werden sollte. Er hatte damals gerade sein 39. Lebensjahr vollendet und stand auf der Höhe seiner Schaffenskraft.

Es handelte sich um einen von König Friedrich längst gehegten und erwogenen Plan. Noch war der große Krieg im Gange. Aber mit Rußland begann sich jetzt das Blatt zu wenden, indem Peter III. mit Preußen Frieden zu schließen gedachte. Mit seinem genialen Blicke hatte Friedrich in Brenckenhoff das Werkzeug erkannt, das ihm wie kein anderes bei seinem Vorhaben, den so schwer geschädigten Provinzen Pommern und Neumark zu helfen, behilflich sein konnte. Großzügig, wie nur irgend es sein konnte, wurde das Vorhaben eingeleitet. Der König und sein Diener handelten beide mit einer Schnelligkeit, mit der kaum heute im Zeitalter des Telegraphen und der Eisenbahnen gehandelt wird.

Friedrich hatte damals bereits eine Epoche kolonisatorischer Kulturtätigkeit in Pommern und überhaupt in seinen Landen hinter sich. Die elf Friedensjahre zwischen den beiden ersten schlesischen Kriegen und dem großen preußischen Daseinskampfe waren eine Zeit rastloser Tätigkeit für die größere Urbarmachung Pommerns und der Besiedelung dieser menschenarmen Provinz gewesen. Aber das Werk, das in der zweiten Hälfte der Regierung des großen Königs, in den

dreiundzwanzig Jahren nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, geleistet wurde in wirtschaftlicher Hebung des Landes, in Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen, in Verbesserung des Bodens und in Neubesiedelung, stellt sich in seiner Gesamtheit bedeutend größer dar, als die Wirksamkeit vor dem Kriege, und was in diesen Gegenden, in Pommern und einigen angrenzenden neumärkischen Gebieten 1762—1780 wirklich getan wurde, konzentriert sich fast ausschließlich auf den Namen Brenckenhoff.

Der König verfolgte bei diesem Unternehmen verschiedene Zwecke. Erstens betrachtete er es als seine heilige Fürstenpflicht, den Schaden, den der Krieg angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Zweitens war ihm die Regierungsweisheit seines Vaters: „Menschen halte vor den größten Reichtum" nur zu wohl in Fleisch und Blut übergegangen, sodaß er unablässig auf Mittel sann, die vom Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. eingeleitete Einwanderungspolitik zu steigern. Drittens aber war es ein Hauptziel seiner landesväterlichen Tätigkeit, den Unternehmungsgeist seiner Untertanen zu beleben. Er kannte seine Bauern, insbesondere die Pommern. Lebhaft klagte er über ihre althergebrachte Faulheit und ihre nachlässige Wirtschaft. „Es muß die faule und schläfrige Haushaltung des Landmanns durch neues Blut korrigiert werden", erklärte er. Die ganze künstliche Schöpfung der Seidenindustrie in der preußischen Monarchie geschah, wie Otto Hintze dargelegt hat, zum großen Teil auch gerade, um diesen mangelnden Unternehmungsgeist in der Bevölkerung zu wecken und ihr anzuerziehen. Um nun den Unternehmungsgeist der Pommern und Neumärker zu beleben, schien dem Könige gerade Brenckenhoff die rechte Persönlichkeit. Hatte Friedrich jemand gefunden, der ihm seines Vertrauens würdig schien, so stattete er ihn auch gern mit umfassenden Vollmachten aus. So geschah es in Ostpreußen mit dem Oberpräsidenten Domhardt, so schaltete Cocceji anfangs bei der Justizreform mit umfassenden Vollmachten, so durfte der Reichstagsgesandte Plotho sehr selbständig handeln, so leitete Hoym in Schlesien die Verwaltung mit größter Unabhängigkeit, so erhielt einst der Diktator Wedell eine ungewöhnliche Stellung, so wurde auch hier Brenckenhoff eine so einflußreiche Stellung eingeräumt, daß er den bestehenden Verwaltungsbehörden höchst unbequem werden und sich zweifellos viel Feinde unter ihnen schaffen mußte. Die Stellung hatte also auch ihre Bedenken. Hinter Brenckenhoff stand aber dafür die ganze Wucht der Persönlichkeit Friedrichs.

Die Brenckenhoff zufallende Tätigkeit gliederte sich, wie angedeutet, in drei Teile: Erstens Heilung der Schäden, die durch den Krieg entstanden — das sogenannte Retablissement —, zweitens die Hebung und Erweiterung der Bodenwirtschaft, zum Teil auch des Handels und des Gewerbefleißes, und drittens die Neubesiedelung.

Auf Brenckenhoffs Bericht bestimmte der König für Pommern 1363000 Taler zur Beseitigung der Kriegsschäden. Außerdem wurden große Geldbeträge zum Wiederaufbau der zerstörten Häuser in Gestalt von Bauprämien gewährt;

12327 Militärpferde, die für den Krieg nicht mehr gebraucht wurden, ließ der König sofort durch Brenckenhoff unentgeltlich unter der Bevölkerung als Ackerpferde verteilen, ebenso hatte dieser sogleich die Verteilung von 13578 Wispel Mehl und Getreide unter den Bedürftigen der Provinz zu bewerkstelligen. Es waren die ersten Schritte, um der Bevölkerung wieder Mut zu machen, an die Arbeit zu gehen, wie Friedrich sagte. Das bare Geld floß reichlicher, nachdem im Februar 1763 der Friede zu Hubertusburg abgeschlossen war. Von den bis zum Juni 1763 für die pommersche Retablissementskasse flüssig gemachten 1202920 Talern wurden 109135 Reichstaler wieder für Pferde, 311650 Reichstaler für Ochsen, 230367 Reichstaler für Schafe, 220150 Reichstaler für Kühe bewilligt. Später wurden nochmals größere Beträge für Pferde und Ochsen ausgeworfen. Die Kuh berechnete man mit 25 Reichstaler. Andere Hunderttausende wurden zu erneuten Getreidelieferungen verwendet, Zehntausende für Saatgelder ausgegeben. Die pommerschen Städte erhielten 200000 Taler, die bedürftigsten Bauern 48065 Taler, 50 Taler für jeden abgebrannten Hof, ausschließlich Bauholz. Zum Gebäudeaufbau in den Ämtern wurden 134000 Reichstaler verausgabt. Was diese großartigen Hilfeleistungen, die zum Teil aus dem großen Dispositionsfonds des Königs, teils aus den Einkünften Pommerns bestritten wurden, doppelt wirksam machte, war die große Schnelligkeit, mit der Brenckenhoff sie verwirklichte. Bis dat, qui cito dat, das galt hier in ganz besonderem Maße.

Eine ähnliche heilende Tätigkeit entfaltete Brenckenhoff im Namen des Königs in der Neumark. Dort wurde in drei Jahren das von den Russen zur Hälfte zerstörte Küstrin wieder aufgebaut. Dafür verwandte der König allein 683000 Reichstaler. Ebenso erstand die Zantocher Vorstadt von Landsberg neu, in Soldin das Rathaus. Für das platte Land der Neumark wurden 768149 Reichstaler angewiesen.

Die Tätigkeit Brenckenhoffs zur Abstellung von Notständen fand in der Folge noch mehrmals Fortsetzung, insbesondere bei großen Feuersbrünsten und Mißernten. So wurde das im Jahre 1771 abgebrannte Callies für 80000 Reichstaler wieder aufgebaut. Bei der Teuerung in den Jahren 1771 und 1772 war Brenckenhoff vermöge seines Blickes für die Konjunkturen, die er schon im siebenjährigen Kriege gezeigt hatte, in der Lage, rechtzeitig 72000 in Polen gekaufte Scheffel Getreide unentgeltlich unter der pommerschen Bevölkerung zu verteilen. Es fehlen noch nähere Untersuchungen über diese Getreidepolitik Friedrichs und Brenckenhoffs. Der verdiente Erforscher der Getreidepolitik der preußischen Könige, Wilhelm Naudé, ist über dieser Arbeit gestorben.

Die umfassendste Tätigkeit entfaltete Brenckenhoff sodann in der Hebung der Bodenkultur. So machte er im Warthebruch nicht weniger als 122622 Morgen, d. h. mehr wie fünf Quadratmeilen urbar. Er erwirkte dafür beim Könige die beträchtliche Summe von 486900 Reichstalern. Seine geringe technische Bildung verursachte es, daß die Anlagen hier vielfach mangelhaft waren. Aber hätte er die

Sache nicht begonnen, so wäre sie voraussichtlich überhaupt unterblieben. Seiner Tatkraft gelang in kurzer Zeit Außerordentliches. Er ging mit großer Selbständigkeit vor und ließ nicht einmal den Bruder des Königs, den Herrenmeister des Johanniterordens Prinz Ferdinand, in seine Arbeiten hineinreden, obwohl das Gebiet des Johanniterordens bei Sonnenburg von der Urbarmachung stark mitbetroffen wurde.

Besser gelang das große Kulturwerk, das Brenckenhoff durch Ablassung eines großen Stückes des Maduesees im Pyritzer Kreise schuf. In seinem Feuereifer wollte er an dies schon vor dem siebenjährigen Kriege geplante Werk bereits im Jahre 1764 gehen. Mit richtigem Blick wies ihn Friedrich damals ab: „Maßen wir anjeẞt andere Etablissements genug und insonderheit die bei Driesen und Landsberg vorhaben, mit welcher wir auf drei Jahre zu tun haben werden, ehe wir damit völlig zustande sind, mithin wo wollen alle dazu erforderlichen Leute dazu hergenommen werden, wenn wir alles zugleich auf einmal anfangen wollen." Nach einigen Jahren kam Brenckenhoff jedoch wieder auf die Idee zurück. Darauf wurden denn im Jahre 1770 nach dem aus dem Jahre 1752 stammenden Plane des verdienstvollen Wasserbaumeisters Kriegsrat von Haerlem 14356 Morgen unter Oberleitung des Baudirektors Dornstein und unter persönlicher Leitung des Kondukteurs Geibler dem „Pommerschen Meer" durch Tieferlegung und Verbreiterung der verschiedenen Abflußgräben abgenommen. Der junge Schütz, später pommerscher Kammerpräsident und Brenckenhoffs Nachfolger in den Meliorationsarbeiten, erwarb sich dabei die Sporen in seiner Verwaltungslaufbahn. Das neugewonnene fruchtbare Land wurde zum Teil den Bauern der Amtsdörfer, zu einem andern Teil den Rittergütern, beiden unentgeltlich, zugeteilt. Ein Teil wurde zu Neugründungen verwandt. Vielleicht war diese Erweiterung des „pommerschen Gosen", wie dieser Pyritzer Weizacker von einem älteren landwirtschaftlichen Schriftsteller genannt worden ist, wenn auch nicht die ausgedehnteste, so doch verhältnismäßig die segensreichste Bodenkultur, die Brenckenhoff verwirklichte.

Noch während an der Madue gearbeitet wurde (1771), ging Brenckenhoff auch an die Trockenlegung des großen Thurbruches auf der Insel Usedom zwischen Zirchow und Reẞow. Es wurden dort durch Ablassung von Seen 6134 Morgen gewonnen. Einige Jahre später (1774) nahm der unermüdliche Mann die wüsten Brüche der oberen Plöne in Angriff. Ähnliche Arbeiten übernahm er zur Urbarmachung der Schmolsiner Brüche im Jahre 1777 und solcher bei Kammin 1777/1778. Hier merkte der König, daß sein allzu stürmisch arbeitender Diener nicht durchaus solide Anlagen schuf. Er bezeichnete sie am 25. November 1777 „als obenhin und halb gemacht" und wies den Finanzrat in seiner nicht mißverständlichen Sprache scharf zurecht: „Dies ist aber nichts, sondern diese Sachen müssen alle ordentlich, tüchtig und dauerhaft gemacht werden, damit sie Bestand haben und den davon versprochenen Nutzen wirklich bringen; sonsten ist das Geld nur weggeworfen." Im nächsten Jahre (1779)

ging Brenckenhoff an eine umfassende Regulierung der Ihna, die durch vielfache Überflutungen das Land geschädigt hatte. Im Jahre 1777 begann er ferner aus dem Lebasee einen neuen Kanal in die Ostsee zu graben, durch den das acht Meilen lange Lebamoor zwischen Lauenburg und Leba trocken gelegt werden sollte. Dies Werk mißlang ihm jedoch vollständig. Schon einige Jahre nach dem Tode seines Erbauers, 1783, mußte dieser Kanal wieder zugeschüttet werden. Neuerdings ist dies Kulturwerk Brenckenhoffs wieder in Benutzung genommen worden. Die urbarmachende Tätigkeit Brenckenhoffs erstreckte sich auch auf die Kurmark, indem er dort in den Jahren 1773—1776 Brüche am Rhyn und an der Dosse entwässerte.

Neben diesen Urbarmachungen, die Unternehmungen für sich waren, erhielt Brenckenhoff die namhaftesten Summen zur Hebung der Gutswirtschaft des pommerschen und neumärkischen Adels, der durch den Krieg so außerordentlich gelitten hatte. So wurden dem pommerschen Adel im Jahre 1770 381 000 Reichstaler zinsfrei gewährt, dem neumärkischen schon vorher 254 000 Reichstaler. 1772 erhielt der pommersche Adel 200 000 Reichstaler, die nur mit 2 v. H. zu verzinsen waren und 1773 der neumärkische 100 000 Reichstaler zu demselben Zinsfuße. Die Zinsen wurden zum Besten von Witwen und Waisen verwandt. Alljährlich flossen so dem Adel dieser Gebiete eine Zeitlang größere Kapitalien zu, die zu Meliorationen des Bodens verwandt wurden. Außer den zinsfrei gewährten Beträgen empfing die pommersche Ritterschaft während der Brenckenhoffschen Verwaltung nach und nach anderthalb Millionen, die neumärkische 600 000 Taler. Brenckenhoff stellte regelmäßig die Meliorationspläne auf, in denen alles auf Heller und Pfennig berechnet wurde. Die mäßigen Zinsen wurden zur Aufbesserung der Schulen und Schullehrer, zur Einrichtung des Stolper Kadettenhauses und wieder für Witwen und Waisen verwandt. Besonders in den heutigen Kreisen Kolberg, Köslin, Bublitz, Schlawe und Stolp wurden Meliorationen angelegt, Heiden urbar gemacht, Seen und Brüche entwässert, Vorwerke angelegt usw. Neben den adligen Gütern wurde dabei die andere Klasse von Dörfern, die es damals noch gab — reine Bauerngüter fehlten ja noch —, die Amtsdörfer, nicht vernachlässigt. Aber auch den Städten ließ Brenckenhoff, auch nachdem die ihnen durch den Krieg geschlagenen Wunden so gut wie geheilt gelten konnten, noch seine Fürsorge zu teil werden, wenn ja auch sein Hauptaugenmerk, seiner Veranlagung nach, auf die Hebung des platten Landes gerichtet war. So ließ er sich die Pflege der Wollindustrie angelegen sein. Ein besonderer Wohltäter wurde er für das neumärkische Städtchen Driesen, dessen Bevölkerungszahl und Handel sich während seiner Wirksamkeit außerordentlich hob. Unter anderem legte Brenckenhoff daselbst den neuen Markt an. Hier hat ihm die dankbare Stadt später ein Denkmal errichtet.

Kaum minder interessant wie die Tätigkeit zur Belebung der Bodenwirtschaft war die Organisierung der Einwanderung, wie sie durch Brenckenhoff betrieben wurde. Um Kolonisten zu gewinnen, wurde damals eine ähnliche Tätigkeit entwickelt, wie bei dem Werben der Rekruten. Die Ansiedler wurden durch

allerhand Vergünstigungen angelockt, so durch Militärfreiheit für sie und ihre Kinder, durch Gewährung von Freijahren und freiem Bauholz, durch gewisse Zollfreiheiten, Einquartierungsfreiheit und sonstige Annehmlichkeiten. Im Laufe der Zeit hatte sich herausgestellt, daß manche unsolide Elemente auf diese Weise ins Land gekommen waren. Man begann daher insbesondere darauf zu sehen, mehr bemittelte Leute zu gewinnen. Brenckenhoff bewies auch hierin eine glückliche Hand. Waren in der ersten Ansiedelungsperiode Friedrichs, in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege, in Pommern größtenteils Pfälzer angesetzt worden, so siedelte Brenckenhoff besonders Mecklenburger, schwedische Pommern und Mennoniten, auch Dessauer an, mit denen er meist gute Erfahrungen machte. Er hat in Pommern in den Jahren 1763—1779 nach zuverlässigen Berechnungen 11 285 Kolonisten angesiedelt, mehr als in der Periode vor dem siebenjährigen Kriege angesiedelt wurden. Im Netze- und Warthebruch legte Brenckenhoff allein gegen hundert Kolonien an, wozu von den 122 622 neugewonnenen Morgen 68 740 vergeben wurden. Insgesamt wurden dort 11 429 Seelen angesetzt.

Die Ansetzung solch einer Kolonistenfamilie verursachte in der Regel 600 bis 1000 Reichstaler Kosten. Im Warthebruch rief Brenckenhoff eine größere Anzahl industrieller Unternehmungen ins Leben. Im allgemeinen aber gründete er Bauernkolonien. Ja es wurden manche Vorwerke wieder abgebaut und unter solche bäuerlichen Kolonisten verteilt. Diese Ansiedelung hatte zur Folge, daß sie in späterer Zeit die Bildung einer viel größeren Zahl bäuerlicher Besitzungen ermöglichte. Ohne diese friderizianische Kolonisation wäre, wie Schmoller dargelegt hat, heutzutage eine ungleich größere Menge von Tagelöhnern vorhanden und der mittlere Besitz viel schwächer. Einzelne Verhältnisse waren in diesen Kolonistendörfern von Anfang an besser als in den alten bäuerlichen Wirtschaften. Sehr viel wirkte der persönliche Einfluß Brenckenhoffs, um die Dinge in den neuen Gründungen ordnungsgemäß zu gestalten. Er wußte durch sein Ansehen Unruhen zu beschwichtigen, vermochte sich unter Hunderten Gehör zu verschaffen. Manchesmal mögen auch Streitigkeiten zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den Neuankömmlingen zu schlichten gewesen sein. Das ist die andere Schwierigkeit, die jede Kolonisation mit sich bringt. Neben dem hartnäckigen Kampf mit den widerspenstigen Naturkräften, den Brenckenhoff zu unternehmen hatte, mußte er auch die Hindernisse, die sich der Gewöhnung des neuen Menschenmaterials in die neue Lebensweise entgegenstellten, zu beseitigen verstehen.

Ein ganz besonderes Gebiet der Tätigkeit erhielt Brenckenhoff durch die Teilung Polens. Ihm wurde zunächst die Verwaltung des Netzedistrikts anvertraut, ehe dort irgendwelche Behördenorganisation geschaffen war. Friedrich erkannte, daß der erfindungsreiche Finanzrat gerade in einer Zeit des Überganges die geeignetste Kraft dafür war, die Dinge in Gang zu bringen. Schon einige Jahre vor der Teilung wußte Brenckenhoff die bedrängte Lage, in die die nichtkatholischen Bewohner Polens durch die Unduldsamkeit der polnischen Katholiken gekommen waren, für Preußen nutzbar zu machen. Er verständigte sich mit den

Militärbehörden dahin, daß sie ihm zeitweilig Truppenkommandos zur Verfügung stellten unter dem Vorwande, sie sollten auf Raubgesindel fahnden oder im Anzug befindliche Remonten decken. In Wahrheit ermöglichte er unter diesem Schutz nur den Abzug der polnischen Religionsflüchtigen auf preußisches Gebiet. König Friedrich genehmigte solche Maßnahmen des listenreichen Mannes ohne weiteres mit vergnügtem Schmunzeln. „Ist ganz recht," pflegte er auf die darüber eingehenden Berichte zu setzen. Das nächste Mal gab er auch wohl selbst dem Finanzrat eine Anweisung, in diesem Sinne vorzugehen. Namentlich kam es ihm darauf an, Fabrikanten herüberzuziehen.

Das Hauptkulturwerk, das Brenckenkoff in Westpreußen bezw. im Posenschen vollführte, war die Anlage des Bromberger Kanals, durch den die Brahe mit der Netze, d. h. die Oder mit der Weichsel verbunden wurde. Es war dies das größte Unternehmen, das er überhaupt durchführte. Auch dieses wies später allerdings vielfache Mängel auf, vor allem wohl, weil Brenckenhoff wieder einmal allzu schnell vorgegangen war. Er beklagte es selbst später, daß man sich nicht Zeit gelassen hatte, das Bruchland bei Nakel vorher auszutrocknen. Immerhin war der Kanalbau eine ganz außerordentliche Leistung. Nachdem Brenckenhoff den König für das Unternehmen gewonnen hatte, ging er sofort, in den Jahren 1773/74, mit ungeheurem Eifer an die Durchführung. Er verschrieb Arbeiter aus Sachsen, Anhalt, Böhmen, Thüringen usw., ja auch aus der Moldau. Insgesamt wurden daran gegen 6000 beschäftigt. In sechzehn Monaten hatte man das Werk fertig. In Würdigung der verdienstvollen Tätigkeit Brenckenhoffs ist auch in Bromberg ein allerdings nur sehr kleines Denkmal desselben entstanden. Bereits im Jahre 1775 passierten den Kanal 222 Schiffe und 1151 Flöße. Namentlich belebte sich der pommersche Holzhandel durch die neue Wasserstraße. Auch wurden durch die Anlage viele Ländereien urbar gemacht. Man hat die gesamten Kosten auf 740 000 Reichstaler berechnet. Schlimm war der Ausbruch von Krankheiten unter den Arbeitern infolge der großen Anstrengungen, denen sie unterworfen waren. Vor allem hauste die Ruhr. Mit gewohnter Umsicht traf Brenckenhoff Vorkehrungen dagegen, richtete Lazarette ein, in denen vierhundert Menschen Platz hatten usw. Immerhin starben an 1500 Menschen, ein Viertel der ganzen Arbeiterzahl. Viele der hinterbliebenen Waisen nahm Brenckenhoff auf seine Güter in der Neumark. Brenckenhoff selbst zog sich beim Kanalbau dauernden Schaden für seine Gesundheit zu.

Brenckenhoff war es auch, der mit Hilfe der für den großen König begeisterten polnischen Gräfin Skorzewska durch einen kühnen Handstreich das Gebiet, in dem die Güter der Gräfin lagen, im Umfange von einigen Quadratmeilen dem Anteile, der Preußen durch die Teilung zugefallen war, hinzufügte. Er kümmerte sich ferner um die gewerbliche Hebung des Netzedistrikts. So legte er in Bromberg eine Lohgerberei an. In derselben Stadt gründete auf seine Veranlassung der Berliner Kaufmann Friesner ein Warenlager. Am 22. Mai 1775 empfing Brenckenhoff als Vertreter des Königs in dem heutigen

Hohensalza die Huldigung des Netzedistrikts. Zwar hatten die Polen diesen Akt zu verhindern gesucht, aber Brenckenhoffs Umsicht, Tatkraft und Schnelligkeit setzte ihn doch ins Werk.

Durch die mannigfache Tätigkeit Brenckenhoffs zur Belebung der wirtschaftlichen Kräfte der ihm zugewiesenen Gebiete hoben sich diese denn auch in der Tat zusehends. Die Bevölkerung Pommerns wurde zu Anfang des siebenjährigen Krieges auf 369 634 Menschen berechnet, gegen Ende des Krieges betrug sie nur noch 297 418 Seelen; sie hatte also um nicht weniger als 72 216 Seelen, d. h. etwa um ein Fünftel abgenommen. Ein Jahr nach dem Beginn der Brenckenhoffschen Tätigkeit konnte bereits wieder ein Zugang von 15 000 Seelen verzeichnet werden, und seitdem ging es alljährlich immer rascher aufwärts. Im Jahre 1776, also nach 14 Jahren, zählte man bereits wieder 384 000 Einwohner, sodaß der durch den Krieg entstandene Ausfall wieder ausgeglichen und sogar merklich überschritten war. Diese Wahrnehmung bereitete dem Könige die größte Freude. Er kargte nicht mit seinem Lobe gegen Brenckenhoff, daß diese Sache so gut vonstatten ginge. Die vielen und großen Schöpfungen seines treuen Dieners betrachtete er mit großer Befriedigung. Er schickte die Beamten aus allen Provinzen hierher, namentlich in die urbar gemachten Bezirke des Warthegebietes, damit sie sich daran ein Muster nähmen. Dem schlesischen Provinzialminister schrieb er nach einem Besuche der von Brenckenhoff kultivierten Gegenden: „Ihr werdet daselbst sehr viele gute und nützliche Sachen gesehen haben.“ Am Weihnachtstage des Jahres 1776 zeichnete er seinen Geheimen Finanzrat in ungewöhnlichem Maße dadurch aus, daß er ihm zwei Kolonien, Brenckenhoffstal und das jetzt eingegangene Papsteinstal bei Lauenburg zum Geschenke machte. Ein ausgezeichnet unterrichteter Gewährsmann jener Tage, der Professor Bernouilli, hat ein Wort Friedrichs über Brenckenhoff überliefert: er rechne es zu den vorzüglichsten Glücksfällen seiner Regierung, daß Brenckenhoff unter ihr geboren sei. Das Wort, das vor dem Jahre 1778 gefallen sein muß, erscheint durchaus glaubhaft.

Brenckenhoffs Ruhm verbreitete sich denn auch bald weithin. Es ist schon eine bemerkenswerte Tatsache, daß unmittelbar nach seinem Tode zwei auf trefflichem Material beruhende Bücher erschienen, die ihm gewidmet waren, die Biographie Brenckenhoffs aus der Feder des Prager Professors Meisner und die Schilderung der Brenckenhoffschen Tätigkeit im zweiten Bande der „Zuverlässigen Nachrichten“ des früheren Breslauer Oberamtspräsidenten Beneckendorf auf Blumfelde in der Neumark. Beneckendorf, einer der angesehensten landwirtschaftlichen Schriftsteller damaliger Zeit, sagte noch zu Brenckenhoffs Lebzeiten, dieser sei als der erste Meister der Landwirtschaft berühmt, und nach dessen Tode rühmt er, daß Brenckenhoff die Landwirtschaft aus tiefem Schlafe aufzurütteln verstanden und die Aufmerksamkeit der ganzen wirtschaftlichen Welt sowohl innerhalb als außerhalb des Landes auf sich gezogen habe. Voll Begeisterung kündete ein Graf von Podewils, wohl der auf Wusterwitz im Kreise Schlawe, in sentimentalen Versen das Lob der Brenckenhoffschen Landwirtschaft.

Der schon genannte Berliner Professor der Mathematik Johann Bernouilli nahm, als er im Jahre 1778 beim Grafen Podewils in Wusterwitz zu Besuch weilte, sofort die Gelegenheit wahr, Brenckenhoff kennen zu lernen und reiste deswegen von Wusterwitz nach Schlawe, wo sich Brenckenhoff gerade in Geschäften aufhielt. „Es war mir ganz ausnehmend angenehm, diesen berühmten Financier persönlich kennen zu lernen“, schreibt er. Er schildert Brenckenhoff als freimütig und mit der Gabe ausgestattet „sich ungemein leicht und überführend auszudrücken“. Über Brenckenhoffs Äußeres sagt er, er sei „überaus fett von Leibe“ und bemerkt dazu: „Man hat ein in Kupfer gestochenes Porträt von ihm, das aber nicht gleicht; er hat z. B. nicht wie auf diesem Kupfer ein längliches, sondern ein viereckiges Gesicht; er ist sehr rot und seine Züge, ohne sonderlich edel und erhaben zu sein, sind einnehmend, vornehmlich die Augen sind feurig und zeugen von Geist und Kühnheit.“ Wir wissen nicht, welches Bild Bernouilli gesehen hat. Das Bildnis, das der Meisnerschen Biographie Brenckenhoffs beigegeben ist, entspricht jedenfalls ungefähr der Schilderung Bernouillis. Es zeigt die rundlichen einnehmenden Züge, die große Körperfülle, die feurigen Augen, aus denen Geist und Kühnheit leuchtet.

Nicht zum mindesten erregte das Privatleben des ungewöhnlichen Mannes die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen. Von dem großen Vermögen, das er aus Dessau in diese Gegenden mitbrachte, hatte er sich ansehnliche Güter erworben, so besonders in der Neumark im Kreise Friedeberg die Güter Breitenwerder und Lichtenow und ein Freischulzengut in Karnein. Das dabei liegende Hohen-Carzig nahm er in Pacht. Dort schlug er auch seinen gewöhnlichen Wohnsitz auf. In Pommern erwarb er im Kreise Stolp die Cosemühler Güter, ferner im Greifenberger Kreise im Jahre 1777 das Gut Schwenz, im Schlawer Kreise Groß-Wunneschin und Teile von Klein-Wunneschin. Dazu kamen die ihm vom Könige geschenkten Kolonien Brenckenhoffstal und Papsteinstal im Lauenburgischen. Diese ausgedehnten Besitzungen wurden landwirtschaftliche Musteranstalten. Wie er einst den Wert seiner Dessauischen Güter zu steigern wußte, so steigerte Brenckenhoff auch den Wert einzelner dieser Liegenschaften durch seine unermüdliche Tätigkeit in ganz außergewöhnlichem Maße. So vor allem den Ertrag von Schwenz. Aber die Steigerung des Ertrages war gar nicht einmal sein Hauptziel. Vielmehr war im Sinne des Königs sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, neue praktische Ideen zu verwirklichen und die Unternehmungslust zu steigern. So führte er mit Glück den Rapsbau ein. So veranlaßte er ein tieferes Pflügen als es bisher der Fall war. So verwendete er reichlicher die Walze. So verbesserte er die Methode des Eggens. So düngte er ungleich kräftiger. Er baute Hopfen, Waid, Färberröte, pflanzte reichlich Obstalleen, nahm sich besonders des Anbaues von Archangelschem Roggen an. Vortreffliche Leistungen erzielte er beim Rübenbau. Auch Baumschulen gründete Brenckenhoff. Besonders aber warf er sich auf die Vieh- und Pferdezucht, und zwar auf seinen neumärkischen Besitzungen. Dort bei Breitenwerder legte er das Gestüt Roßwiese an. Er hatte

beständig 300 Fohlen auf der Weide. Die Neumark sowie Pommern hatten dank seiner Fürsorge viel Vorteil von dem Gestüt. Einzelne schöne Pferde waren weit und breit bekannt, so der Isabellenhengst und der schwarze Spanier. Das Gestüt war Brenckenhoffs besondere Liebhaberei. Zu seinen größten Freuden gehörte es, wenn ihm ein schönes Pferd vorgeführt wurde. Auch die Kuh-, Schweine-, Schaf-, ebenso die Fischzucht suchte er zu veredeln und zu fördern. Manche Ideen, die er ausführte, trugen Zinsen, viele schlugen aber auch völlig fehl. So erwies sich die Einführung von Büffeln, noch mehr aber die von Kameelen als ein Mißgriff. Ebenso mußte die Anlage von Weinbergen auf Sandhügeln zwischen Küstrin und Bromberg mißlingen. Auch einen Tuchhandel, den der überall Verbindungen anknüpfende Mann in der Moldau angefangen hatte, wo er auch ein Besitztum pachtete, mußte er aufgeben. Beträchtlich zugesetzt hat er namentlich bei dem Gestüt. Zwar erzielte er hin und wieder gute Einnahmen, so bei Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges (1778). Sie standen aber in keinem Verhältnis zu den Kosten, die er von der Stüterei hatte. So hat er sich schließlich mit dem Gedanken getragen, dieser Liebhaberei zu entsagen und das Gestüt aufzugeben.

Stets übte er eine großartige Gastlichkeit. Zwar machte man damals weniger Ansprüche als heutzutage. Bei Brenckenhoff diente der Schafstall abwechselnd zum Schauspielhause und Speisesaale, die übrigen Ställe als Tanzböden. Fürsten und Minister, Männlein und Weiblein kampierten bei ihm in demselben Raum auf Streu. Immerhin verschlang die Bewirtung der großen Massen von Gästen, die er bei sich beherbergte, zusammen mit dem großen Personal, das er hielt, außerordentlich viel Geld. Dazu kam, daß er ein äußerst liebenswürdiger Kreditgeber war. So bezeugte der Rittmeister v. Luck von den Zietenhusaren: „Der wohlselig Verstorbene hatte an Dienstfertigkeit gegen seine Freunde wenig seines Gleichen.“ Die Folge war, daß Brenckenhoff manchem Kredit gewährte, der nachher nicht seinen Verpflichtungen nachkam und Brenckenhoff dadurch in Verlegenheit brachte. Viel Geld verschlangen auch seine vielen Fahrten durch das Land und seine häufige lange Abwesenheit von seinem Wohnsitz, ebenso der große Geschäftsverkehr. Man darf es ihm glauben, wenn er angibt, daß er monatlich mindestens hundert Taler für Porti ausgegeben habe. Und wenn auch einige Übertreibung in seinem Worte liegt, seine 2000 Taler Gehalt reichten kaum aus zum Unterhalt seines Wagens und für die Trinkgelder, die er den Vorspännern zu geben habe, so steckt hierin doch viel Wahrheit. Zu all diesen Übelständen und den vielen fehlgeschlagenen kostspieligen Unternehmungen kam nun noch eine ungeregelte Kassenführung. Die verschiedenen Posten wurden vielfach durcheinander geworfen, sodaß die klare Übersicht verloren ging. So geschah das Tragische, daß das Dasein dieses unternehmenden, aufopfernden und praktischen Geistes schließlich mit einem schrillen Mißklang ausging, indem er wirtschaftlich zusammenbrach. Brenckenhoff fühlte selbst, daß er sich nicht mehr halten konnte. Zur selben Zeit merkte er auch, daß seine physischen Kräfte ihn verließen. Im

Anfang des Jahres 1780 verspürte er heftige Brustbeklemmungen. Am 24. April machte er sein Testament. Dann diktierte er am 21. Mai in Carzig, seinem Hauptwohnsitz, jenes erschütternde Schreiben an seinen König und Herrn, in dem er diesem eingestand, daß seine Kassen nicht stimmten.

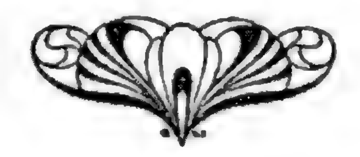
Noch am Abend desselben Tages verschied er, sicherlich einer der tätigsten Menschen seiner Zeit, erst 57 Jahre alt, an Herzverfettung. Es war die Wahrheit, wenn er angab, bei seinen Unternehmungen zum Besten des Staates viel zugesetzt zu haben und zwar wird er, wie auch Wilhelm Naudé urteilt, mehr Geld zugesetzt haben als sich bei seinem Tode als fehlend herausstellte. Jedenfalls überstieg der Wert seiner Besitzungen und sonstigen Habe, wie aktenmäßig feststeht, reichlich den Fehlbetrag, der nach seinem Tode ermittelt wurde.

König Friedrichs Zorn war schrecklich. Er entlud sich jetzt über die Hinterbliebenen des treuen Dieners, dessen ruheloser Tatendrang dem König Friedrich Wilhelms I. vergleichbar ist. Das scharfe Auge des großen Königs hatte schon längst gemerkt, daß es nicht zum Besten mit der Ordnung der Finanzen durch Brenckenhoff stand. Vor allen Dingen war ihm die Verbindung geschäftlicher und amtlicher Tätigkeit, die Brenckenhoff in der Tat zum Verhängnis geworden ist, insbesondere, weil der Geheimrat allzu eigenmächtig war, sehr bald verdächtig vorgekommen. Auch sonst war dann und wann sein Mißtrauen geweckt worden. So kam es ihm einmal so vor, als ob Brenckenhoff reichen Adligen Wohltaten zuwandte, und unmutig erklärte er ihm da, er wolle nur verarmten Adligen aufhelfen. Im März 1780 aber kam er der Unordnung beim Bromberger Kanalbau auf die Spur. Schon damals entlud sich ein Donnerwetter über Brenckenhoff. Der König fuhr ihn an: „Ich kann Euch nicht verhalten, daß bei aller Eurer Wirtschaft eine verteufelte Konfusion ist. Ihr werfet alles so durcheinander, daß man garnicht klug daraus werden kann. Was habt Ihr nötig gehabt, das Geld, was ich zum Kanalbau angewiesen, zu fremden Dingen, die garnicht dahin gehören, zu verwenden? Das ist eben das Konfuse bei Eurer Wirtschaft, daß Ihr immer eines in das andere schmeißet und keine Sache reine macht und ordentlich abschließt, deswegen traue ich Euch auch nicht."

Als nun das Bekenntnis Brenckenhoffs auf dem Totenbette offenbarte, daß das Unheil noch größer war als Friedrich geahnt hatte, da erlitt das Vertrauen des großen Monarchen in die Menschen einen der schwersten Stöße. Wenn der alternde Friedrich uns von einem fast krankhaften Argwohn gegen alle Menschen erfüllt erscheint, so trägt das Erlebnis mit Brenckenhoff, auf den er einst so große Stücke gehalten hatte, ein gut Teil Schuld daran. Mit fieberhafter Eile drängte der König zum Verkauf der Brenckenhoffschen Hinterlassenschaften, um den Fehlbetrag zu decken. So kam es, daß Brenckenhoffs Güter und seine sonstigen Besitzungen weit unter ihrem Werte versteigert oder sonst losgeschlagen wurden und die Familie, Brenckenhoffs zweite Frau Caroline, geborene v. Papstein — von der ersten, Luise, geborene v. Bergen, war er im Jahre 1776 geschieden worden — seine Töchter und ein Sohn aus erster Ehe, schwer geschädigt wurden. Erst durch

das Eingreifen Friedrich Wilhelms II. und seines Vertrauten Bischoffwerder, der mit dem Sohne Brenckenhoffs befreundet war, wurden erträgliche Zustände für die Hinterbliebenen geschaffen. Das Hauptgut Brenckenhoffs, Lichtenow im Kreise Friedeberg, kam dabei in den Besitz der Geliebten des Königs, der Frau Rietz, die nach dem Gute den Namen Gräfin Lichtenau erhielt.

Für die Forschung ist noch heute mancherlei zu tun übrig, um Brenckenhoffs geniale kolonisatorische Tätigkeit ganz zu würdigen. Liegen doch in der gedruckten Literatur nicht einmal genügende Angaben über die von ihm gegründeten Ortschaften vor. Noch viel weniger ist die Art der Besiedelung hinreichend ergründet, ebensowenig seine meliorisierende Wirksamkeit. Über all dieses würde das reiche Material, das großenteils im Staatsarchiv zu Stettin über Brenckenhoffs Tätigkeit aufbewahrt liegt, voraussichtlich viel Aufschlüsse geben. Neuerdings hat sich die vor längeren Jahren von Gustav Schmoller ausgesprochene Hoffnung erfüllt, daß man bei der inneren Kolonisation nicht bei Posen und Westpreußen stehen bleiben, sondern dieses Werk auch in andern Gebieten fortsetzen würde, wo es die Naturverhältnisse gestatten. Ein Beweis dafür ist die vor einigen Jahren gegründete pommersche Ansiedlungsgesellschaft. Vielleicht bringt dieses gesteigerte Interesse an der inneren Kolonisation auch eine eingehendere Erforschung der Brenckenhoffschen Wirksamkeit zu wege, aus der man für die Gegenwart praktischen Nutzen schöpfen kann.



Beethoven.

Den Abend aber denk ich mir
So tief und wundervoll wie nie:
Du sitzt am offenen Klavier
Und träumst: Die neunte Symphonie.

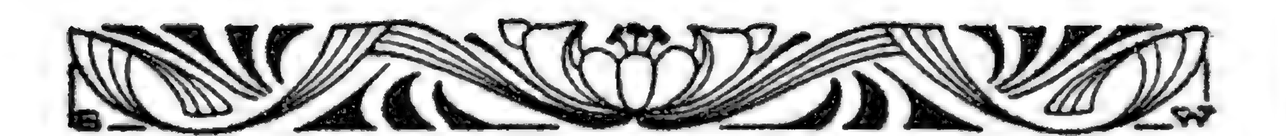
Aus Dir spricht, was der Meister sprach.
Du träumst und spinnst an einem Band;
Das flattert heimlich durch's Gemach
Und legt sich mir um Herz und Hand.

Wie hat mich dieses Spiel beglückt!
Durch seiner Seele Seligkeit
Ward alles Fremde überbrückt
Und meines Glaubens Dürftigkeit.

O du, wir wollen beten gehn!
Die Sichel rauscht im Erntefeld;
Was stirbt, muß wieder auferstehn;
Kein schwarzer Friedhof ist die Welt.

Da blickst Du sinnend zu mir her
Und läßt die weißen Tasten los,
Und Deine Hände werden schwer
Und sinken sachte in den Schoß . . .

Oskar Wiener.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

21. Januar 1907.

Diese Zeilen werden in den heißen Tagen des Wahlkampfes geschrieben; dem Leser kommen sie vor Augen, wenn die Schlacht geschlagen und der Sieg — wie wir mit aller Bestimmtheit annehmen — errungen ist. Sollte aber diese Hoffnung täuschen, so muß ein neuer Kampf folgen, und an dessen Ausgang würde dann die Entscheidung der Frage hängen, ob wir unsere Stellung in der Welt in Ehren behaupten können, solange der vergiftenden und national entnervenden Tätigkeit des Zentrums und der Sozialdemokratie, die ja als Bundesgenossen — wenn auch aus zwei verschiedenen Lagern — arbeiten, das Feld für ihre gewissenlose Agitation offen gelassen wird. In dem Wahlkampf, den wir auszufechten haben, geben demnach die Aufrufe zur Behauptung und Verteidigung unserer Kolonien nur ein Symptom der gefahrdrohenden Bestrebungen an, die sich darauf richten, der Reichsregierung und dem deutschen Volke in den Arm zu fallen, wenn sie sich anschicken, die Ehre Deutschlands nach außen hin zu verteidigen. Darum handelt es sich, und deshalb ist auch an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß unser Bestreben dahin gehen muß, die große Zahl der national gesinnten deutsch-katholischen Mitbürger von der tyrannischen Führung des Zentrums zu lösen und andrerseits den deutschen Arbeitern, die systematisch von ihren sozialdemokratischen Führern in eine antinationale Politik hinein getäuscht werden, den Anstoß zu geben, sich unabhängig von dieser Führerschaft, unter Wahrung des Pflichtbewußtseins dem Reichsganzen gegenüber, auf dem Boden ihrer Interessen neu zu organisieren. Wir sind nicht optimistisch genug anzunehmen, daß sich dieses Ziel im ersten Anlauf erreichen lassen wird. Vielmehr wissen wir, daß auch die nächste Reichstagswahl uns Zentrum und Sozialdemokratie, wenn auch hoffentlich nicht wenig geschwächt, zurückführen wird. Aber sie werden das Bewußtsein mitbringen, daß sie nicht mehr die Fühlung mit ihren Wählern in gleichem Maße wie vorher haben, und daß, wenn sie sich nicht selbst zu einer Wendung bequemen, ihre bisherigen Parteigänger sich von ihnen abzuwenden drohen.

Die gute Zuversicht aber bleibt uns unter allen Umständen, daß die großen Ehreninteressen des Reiches aufrecht bleiben, ungeschwächt trotz allen Widerspruchs der Roeren, Erzberger, Bebel und Singer.

Unser künftiger Staatssekretär für die Kolonien hat den glücklichen Entschluß gefaßt, persönlich in den Wahlkampf einzugreifen und der Erfolg seiner ersten Reden hat nicht nur dahin geführt, daß ihm (immer abgesehen von Sozialdemokratie, Zentrum und deren ad hoc Gefolgschaft von Polen und Welfen) allseitiges

Vertrauen geantwortet hat, sondern daß bereits der Entschluß, mit größeren Mitteln an den Ausbau der Kolonien heranzutreten, in unseren Kapitalistenkreisen zum Durchbruch gekommen ist. Es ist freilich die höchste Zeit; denn wenn wir auch erst seit 20 Jahren eine Kolonialmacht geworden sind, so ist doch das Tempo der kolonialen Arbeit aller Weltmächte so überaus schnell geworden, daß heute buchstäblich jeder Stillstand einen Rückschritt bedeutet. Es ist wohl nicht notwendig, das näher zu begründen; ein Vergleich mit der ungeheueren Entwicklung und Ausdehnung, welche England und Frankreich in dem gleichen Zeitraum gewonnen haben, macht jede weitere Argumentation überflüssig.

Alles erwogen treten wir in das Jahr 1907 mit der Hoffnung ein, daß von diesem Jahre eine neue Aera unserer Kolonialpolitik datieren wird, eine Aera des Aufschwungs, frischen Wagemuts und frohen Gedeihens. Quod felix faustum fortunatumque sit.

Mit großer Genugtuung haben wir die vom Kriegsminister Haldane nunmehr durchgeführte Reorganisation der englischen Armee begrüßt. Wir erwarten, daß jetzt das Phantom von der angeblich drohenden Invasion Deutschlands auf britischem Boden in das Schattenreich versinken wird, in das es gehört. Denn darüber kann ja kein Zweifel bestehen, daß England das Entstehen der großen Kontinentalarmeen mit Unbehagen ansah, und daß aus diesem Unbehagen das Invasionsphantom geboren ist. Mit dem Gefühl der Sicherheit muß es wieder schwinden, und damit hoffentlich auch die journalistische Hetzarbeit, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Verhältnisse von Volk zu Volk und von Regierung zu Regierung so zu verbittern, daß ein Konflikt sich daraus, gleichsam als etwas selbstverständliches, ergeben mußte. Nicht nur wir, sondern alle Welt hat dadurch zu leiden gehabt. Die Panik, welche das Jahr 1905 in Frankreich hervorrief und die nicht vergessen wird, weil sie so ehrlich empfunden war, ging auf die Konsequenzen des Bündnisses zurück, das jenes Phantom mit Frankreich schloß, und ebenso andere politische Irrungen, auf die wir nicht eingehen wollen. Jetzt läßt sich auf eine allmähliche Rückkehr zu gesunderen politischen Regungen hoffen; wenn auch vorläufig noch auf den alten Instrumenten weitergespielt wird, man wird sie schließlich weglegen. Ganz besonders glücklich ist der Verlauf, den die spanisch-französische Flottendemonstration vor Tanger genommen hat. Sie hat den Sultan veranlaßt, zu tun, was schon längst hätte geschehen müssen, dem herausfordernden Treiben von Raisuli ein Ziel zu setzen. Die von dem Kriegsminister Guebbas geführte Mahalla, d. h. die Armee des Sultans, hat fast ohne jedes Opfer an Menschen die Machtstellung Raisulis gebrochen. Sobald klar wurde, daß es dem Sultan mit der Beseitigung des Mannes ernst war, verließen ihn Mut und Genossen. Jetzt ist die amtliche Stellung, die er sich ertrotzt hatte, bereits an einen anderen vergeben, er selbst ein verfehmter Flüchtling, auf dessen schließliche Auslieferung sich wohl rechnen läßt. Die französischen und spanischen Kriegsschiffe aber haben Ordre erhalten, heimzukehren und eine Ausschiffung ihrer Mannschaften ist überhaupt nicht notwendig gewesen. Wenn Sultan Mulai Abd el Aziz aus diesen Tatsachen den rechten Schluß zieht, wird

er sich sagen, daß es in seiner Hand liegt, sich ein friedliches Regiment zu sichern, wenn er die Machtmittel, über die er gebietet, nur gebraucht. Jetzt bietet sich auch endlich die Möglichkeit, an jene Reorganisation der marokkanischen Polizeitruppen zu schreiten, die von der Konferenz von Algeciras beschlossen wurde. Tun die spanischen und französischen Instruktoren ihre Pflicht in dem Geist, in welchem ihre Tätigkeit gedacht war, so kann für Marokko von diesen Tagen der Beginn einer neuen besseren Zeit datiert werden.

Die Ausführung des Combesschen Separationsgesetzes durch das Ministerium Clemenceau hat in Frankreich im Laufe des letzten Monats zwar zu manchen bitteren Protesten und zu harten Worten geführt, die von beiden Seiten, der kirchlichen, wie der staatlichen, gefallen sind, aber nicht zu erheblichen inneren Unruhen. Hier und da ist ein Versuch gemacht worden, der Ausführung des Gesetzes Widerstand entgegenzusetzen, aber er konnte überall ohne Blutvergießen gebrochen werden. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung die Trennung von Kirche und Staat und die Entrechtung der Geistlichkeit ziemlich gleichgiltig hinnimmt. Die große Wandlung, die sich seit Ende der siebziger Jahre in der Denkweise des französischen Volkes vollzogen hat, ist gerade an dieser Krisis im kirchlichen Leben besonders drastisch zu Tage getreten. Das letzte sensationelle Ereignis war die Ausweisung des päpstlichen Nuntius Monsignore Montagnini und die Beschlagnahme seiner Papiere.

Der Protest Papst Pio X. dagegen ist so gut wie wirkungslos verhallt. Es sind jetzt bald zwei Jahre, seit seine erste Absage an die französische Regierung erfolgte, und seither hat er konsequent an seinem prinzipiell ablehnenden Standpunkt festgehalten und jedes Kompromiß, das eine Schwächung dieses prinzipiellen Standpunktes bedeutet hätte, zurückgewiesen. Dennoch hat es keinen „Kulturkampf“ gegeben, obgleich die Gegensätze weit schroffer sind als in den siebziger Jahren bei uns. In Frankreich ist es, sobald man den Gang dieser Entwicklung genauer verfolgt, nicht zu verkennen, daß wir hier vor einem Sieg der französischen Freimaurer über Rom stehen. Gabriel Hanotaux, im 3. Bande seiner Histoire de la France contemporaine, hat uns erzählt, in welcher Weise die Freimaurerei unter der dritten Republik den Kampf aufnahm. Erst seit den Wahlen von 1876 beginnt sie, die Herrschaft an sich zu reißen. Damals zählte sie etwa 50000 Mitglieder, aber, sagt Hanotaux, „ihr Einfluß war verhältnismäßig weit größer. Die Stetigkeit in Verfolgung der Ziele, das Ungestüme des Angriffs und die Pflicht zu schweigen, spornten einen überaus wirksamen Eifer an.“ Als am 9. Mai 1877 Gambetta das Schlagwort ausgab, „le Cléricalisme c'est l'ennemi“, da standen bereits die Freimaurer in geordneten Schlachtreihen zu ihm. Seither sind sie tatsächlich die Herren von Frankreich geworden.

Die Richtung gegen den Klerikalismus ist heute übrigens auch in Spanien und Italien einer der wirksamsten Faktoren des innerpolitischen Lebens und selbst in England lassen in der Schulvorlage des Ministeriums Campbell-Bannerman, die am 19. Dezember am Widerspruch des Oberhauses zusammenbrach, die vorsichtigen Anfänge einer analogen Bewegung sich erkennen. Nun ist diese

sog. education bill vom Ministerium zwar bis auf weiteres zurückgestellt worden, aber doch nur, um den Kampf unter günstigeren Voraussetzungen aufzunehmen, sobald sich eine Aussicht auf Erfolg bietet. Die Absicht des liberalen Kabinetts geht dahin, dem Oberhause seine jetzige Machtstellung zu nehmen, nicht um es ganz zu beseitigen, sondern um es zu einer beratenden Körperschaft herabzudrücken, so daß die tatsächliche Entscheidung unter allen Umständen schließlich dem Unterhause gehören soll. Gewiß wird sich das nicht ohne sehr heftigen Kampf erreichen lassen; aber es kann wohl für sicher gelten, daß der endliche Sieg dem Unterhause gehören wird. Es wird damit ein weiterer Schritt zur Demokratisierung der englischen Verfassung gemacht sein. Die Jahre 1867 und 1885 sind die beiden ersten Etappen auf dieser Bahn, aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Jahr 1907 die dritte bezeichnen. Da nun Campbell-Bannerman entschlossen zu sein scheint, gleichzeitig eine irische Bill einzubringen und durchzusetzen, die mit alleiniger Ausnahme des selbständigen irischen Parlaments alle politischen Wünsche der Iren erfüllen würde, kann man die Frage wohl aufwerfen, ob das gleichzeitige Anfassen zweier Probleme von so ungeheurer Tragweite für das Kabinett nicht gefährlich werden könnte. Die Frage der Homerule ist bisher für die Liberalen immer eine verhängnisvolle gewesen; sobald sie es damit versuchten, brach ihre Macht zusammen. Für die Torys aber bedeutet die Verteidigung der irischen Position unendlich viel. Sie gibt ihnen das wirksamste Agitationsmittel gegen die Liberalen. Als der Burenkrieg seinem Ende entgegenging, scheint Lord Salisbury die Absicht gehabt zu haben, die irische Frage zu benutzen, um seiner Partei die weitere Herrschaft zu sichern. In einer seiner letzten Reden, am 5. Februar 1902, machte er darüber nicht mißzuverstehende Andeutungen. Die gegenwärtige Krisis (der Krieg in Südafrika) sagte er, sei zwar beängstigend, schrecklich, erschöpfend, aber sie werde nicht ewig dauern. Er zweifle nicht an einem günstigen Ausgang. Sei es aber einmal so weit, so werde die nächste Aufgabe sein, Irland zu retten. Dieser Gedanke habe die Partei der Unionisten zusammengeführt. Die Aufrechterhaltung der englischen Machtstellung in Irland aber sei die wichtigste Lebensaufgabe, die England jetzt ins Auge zu fassen habe, und lasse es nach in Wachsamkeit, so stelle man England vor die größte Gefahr, der es je ins Auge geblickt habe.

Es ist nicht recht klar, was eigentlich Salisbury mit Irland vorzunehmen dachte. Jedenfalls handelte es sich ihm darum, die Verwaltung der Insel in noch höherem Grade als bisher in englische Hände zu spielen, wahrscheinlich auch um Maßregeln gegen die katholische Kirche Irlands. Dazu aber ist es nicht gekommen. Vor der neuen imperialistischen Agitation Chamberlains trat seit dem Mai 1903 das irische Problem vollständig in den Hintergrund. Man ließ es ruhen, und erst Campbell-Bannerman hat es wieder in die Tagespolitik hineingezogen. Gewiß wird man ihm mit den Schlagworten Salisburys entgegentreten, und leider ist zu fürchten, daß dann die Schlagworte von der Gefahr, die England von außen her bedrohe, wieder lebendig werden.

Eine sehr lebhafte nationale Agitation hat sich in letzter Zeit in Indien und in Egypten geregt. Hier wie dort wird eine Regierung des Landes durch die Einheimischen verlangt, so wie die großen englischen Kolonien sich selbst regieren. Aber es ist wohl nicht daran zu denken, daß die von dem Nationalkongreß der Hindus, der Ende vorigen Jahres in Calkutta tagte, oder die neuerdings wieder von Mustapha Kamel Pascha formulierten Wünsche der Egypter von England je freiwillig erfüllt werden. Die großen Kolonien mit eigener verantwortlicher Regierung sind fast ausschließlich in Händen einer Bevölkerung angelsächsischen Geblüts und englischer Sprache. Was ihnen gewährt wurde, und was den Iren trotz ihrer Annahme der englischen Sprache versagt bleibt, wird einer feindselig gesinnten Bevölkerung von anderer Rasse, anderer Kultur und anderer Religion gewiß nicht gegeben werden. Es scheint nun, daß in betreff Indiens die Absicht dahin geht, die Hindus mit Hilfe der muselmannischen Bevölkerung niederzuhalten, die für durchaus zuverlässig gilt, wenngleich neuerdings auch von ihr Ansprüche auf eine größere Freiheit der Bewegung erhoben worden sind. Aber man glaubt nicht, sich deshalb beunruhigen zu müssen, und knüpft große Erwartungen an die überaus herzlichen Beziehungen, die nach dem Niedergang der russischen Machtstellung in Asien mit Habib-Ullah-Khan von Afghanistan angeknüpft worden sind. Es ist ohne Beispiel, daß ein mächtiger und unabhängiger Herrscher Asiens so lange Gast des Vizekönigs von Indien gewesen ist. Die englischen Blätter wissen viel von der engen Freundschaft zu erzählen, die zwischen dem Emir und den Lords Minto und Kitchener geschlossen worden ist, und es scheint allerdings festzustehen, daß Habib-Ullah sowohl von diesen beiden vornehmsten Vertretern Englands auf indischem Boden, wie von der Macht, die vor ihm entfaltet wurde, einen sehr tiefen Eindruck mitnehmen wird. Es ist nicht unmöglich, daß die Nachbarschaft dieses kriegerischen und mächtigen Freundes der Engländer auch auf das benachbarte Persien seine Rückwirkung ausüben wird. Am 8. Januar 1907 ist in Teheran der König der Könige Muzaffer ed Din gestorben, nachdem er noch kurz vorher dem persischen Volke eine Verfassung verliehen hatte. Sein Sohn und Nachfolger, Muhammed Ali Mirza, heute ein Mann von 34 Jahren, hatte ebenfalls am 30. Dezember vorigen Jahres die Verfassung unterzeichnet und am 3. Januar hat das persische Parlament seine erste ordentliche Sitzung abgehalten. Damit tritt zum japanischen Parlamentarismus ein zweiter asiatischer Verfassungsstaat, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß China als dritter folgen wird. Daß wir damit vor einer politischen Wendung der asiatischen Nationen stehen, die bisher nur die eine absolutistische Regierungsform kannten, liegt auf der Hand. Die Folgen sind aber um so schwerer zu beurteilen, als es einen islamischen Verfassungsstaat noch nicht gegeben hat, wenn wir von der türkischen Verfassung von 1877 absehen, die ja nur ein für Europa aufgerichtetes Trugbild darstellte und nie fungiert hat. Die Völker des Islam aber können nicht, wie die Japaner es getan haben und die Chinesen es vielleicht tun werden, eine europäische Verfassung einfach kopieren. Sie bleiben unter

allen Umständen an die Vorschriften des Koran gebunden, die in vielen Fällen schwer mit jenen europäischen Formen zu vereinigen sein dürften.

Aber das eine ist wohl sicher, daß alle diese Dinge in Zusammenhang mit dem ungeheuren Prestige stehen, das Japan durch seine Erfolge in den Augen aller asiatischen Völkerschaften gewonnen hat. Kein Wunder, daß was in Japan geschieht, heute in besonderem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es sind nun neuerdings sehr alarmierende Gerüchte über die Rüstungen Japans nach Amerika gedrungen. Sowohl die New-Yorker Staatszeitung wie die Sun (vom 31. Dezember) bringen sehr eingehende Berichte, die kaum einen Zweifel darüber lassen, daß die japanische Regierung allerdings dahin arbeitet, eine Aufrüstung von höchster Wirksamkeit vorzubereiten. In Amerika fürchtet man für Hawai und für die Philippinen, in denen schon jetzt ein wachsender Strom japanischer Einwanderer Fuß faßt. Es ist ein unheimlicher Gedanke, daß die Gäste von heute die Herren von morgen werden könnten. Nun stehen freilich diesen Befürchtungen die bündigsten Versicherungen Japans gegenüber, daß es keinen anderen Gedanken habe, als Frieden zu halten und den Gewinn des letzten Krieges in fruchtbringender Weise auszubauen. In der kalifornischen Schulfrage hat Japan sich damit zufrieden gegeben, daß Präsident Roosevelt was an ihm lag getan hat, um die im Westen der Union gegen die Japaner bestehende Abneigung zu überwinden. Daß das Verhältnis nicht das erwünschte war, ändert daran nichts, und wir halten es für ganz ausgeschlossen, daß diese Frage zu kriegerischen Verwickelungen führen könnte. Aber es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß hier der erste Fall vorliegt, daß Amerika sich einer fremden Macht gegenüber verwundbar fühlt. Die Überlegenheit der japanischen Marine ist zurzeit unbestreitbar, und wenn auch mit Vollendung des Panama-Kanals das Verhältnis sich bei der bewunderungswürdigen Energie der Amerikaner und bei ihrer schöpferischen Erfindungskraft ändern kann, so wird bis dahin noch geraume Zeit hingehen. Die Befürchtung ist zudem, daß Japan sein bis zum August 1915 laufendes englisches Bündnis ausnutzen könnte. Auf alle diese Kombinationen und Befürchtungen näher einzugehen, liegt uns fern. Es genügt vielleicht, darauf hinzuweisen, daß zum Kriege vor allen Dingen Geld gehört, und daß zweitens das englische Interesse immer deutlicher dahin weist, den japanischen Verbündeten nicht allzu mächtig werden zu lassen. Man neigt daher zur Annahme, daß England im eigenen Interesse alles tun wird, um so viel an ihm liegt, einen japanisch-amerikanischen Krieg zu verhindern. Aber gewiß ist die Form der Monroe-Doktrin, die einst Kapitän Mahan anticipando formulierte, daß nämlich der große Ozean bestimmt sei, eine amerikanische See zu werden, nicht mehr aufrecht zu erhalten. Dazu haben die Weltverhältnisse sich seither allzu stark verändert.

In Rußland hat der letzte Monat ganz unter dem Zeichen der Vorbereitungen für die neue Duma gestanden. Die Regierung arbeitet die Vorlagen weiter aus, die diesem zweiten russischen Reichstage Gelegenheit geben sollen zu beweisen, daß er im Gegensatz zu seinem Vorgänger auch zu arbeiten versteht.

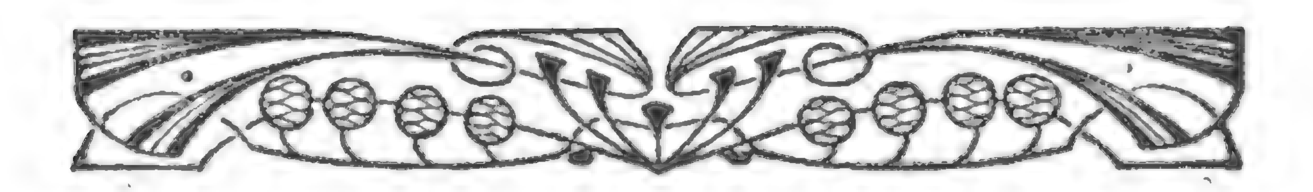
Daneben geht eine sehr energische Aktion, um die fortdauernde revolutionäre Bewegung teils niederzuhalten, teils niederzuschlagen. Auch eine starke Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung findet recht offenkundig statt. Man mag das prinzipiell verdammen, in Wirklichkeit ist es dem Treiben der Revolutionäre gegenüber, die mit allen Mitteln des Trugs und des Terrors vorgehen, unerläßlich. Man kann nicht erwarten, daß die Regierung sich die Schlinge um den Hals legen läßt, mit der sie erwürgt werden soll. Im Dezember hat in Luzern ein Terroristenkongreß stattgefunden, auf dem beschlossen worden ist, 27 hohe Beamte zu ermorden. Die Petersburger Polizei erfuhr davon, aber sie wußte nicht, welches die zum Opfer erlesenen Männer waren, und so hat die Mordorgie dann ihren Anfang genommen. Am 23. Dezember wurde der Graf Alexander Ignatiew, Mitglied des Reichstags und entschiedener Monarchist, ermordet, am 28. folgte die Ermordung des Gouverneurs von Akmolinsk, G. Maj. Litwinow, am 3. Januar der Stadthauptmann von Petersburg von der Launitz, am 9. der oberste Militärjustizbeamte Pawlow.

Zum Glück ist an Launitz' Stelle in dem General Dratschewski eine ungemein energische Persönlichkeit getreten, und es scheint, daß sein Eingreifen die Tätigkeit der Terroristen zunächst gelähmt hat. Aber einen wirksamen und dauernden Schutz gegen diese ruchlosen Fanatiker gibt es überhaupt nicht, und die Gefahr, ermordet zu werden, droht heute jedem, der in hervorragender Stellung für Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung arbeitet.

Nebenher geht das „Expropriieren" und Erschießen kleinerer Leute durch das ganze weite Reich. Man achtet kaum noch darauf. Auch die Unredlichkeit der Beamten ist dieselbe geblieben wie vor der Revolution. Prozesse und schmähliche Enthüllungen solcher Mißbräuche gehen alle Tage durch die Zeitungen. Man muß das betonen, um die Selbstgerechtigkeit zu verstehen, mit der die Führer der revolutionären und halbrevolutionären Parteien und ihre Gesinnungsgenossen der Regierung gegenüberstehen. Sie ihrerseits sind unbefleckte Idealisten und sie glauben ein Recht zu haben, die anderen zu verachten. Und eben deshalb entschuldigen sie auch jede Tat, die zum Sturz des geltenden Regimes führen kann. Daß man dabei zu jesuitischen Prinzipien kommt, stört sie nicht weiter.

Es läßt sich jetzt noch nicht vorhersehen, welches Bild die neue Duma zeigen wird. Auf beiden Seiten fürchtet und hofft man. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Extremen von rechts und links einander gegenüberstehen werden. Das soll auch das Ziel der Terroristen sein, die als Folge einer reaktionären Strömung einen Bürgerkrieg erwarten, der, wenn es nach ihnen geht, in die russische Republik ausmünden soll.

Aus dem Notstand im östlichen und in einem Teil des südlichen und nördlichen Rußland ist eine wirkliche Hungersnot geworden. Die Regierung sucht zu helfen so viel sie kann. Aber auch hier verderben Unredlichkeit, Nachlässigkeit und gewissenlose Spekulation ihre besten Absichten. Der sich jetzt abspielende Unterschleifprozeß Gurko-Lidval ist ein typisches Beispiel dafür.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. Januar 1907.

Der Zeitabschnitt, über den hier zu berichten ist, wird durch den der Reichstagsauflösung folgenden Wahlkampf bezeichnet. In dem Augenblick, wo diese Betrachtung niedergeschrieben wird, liegt der Ausgang der Wahlen noch als ein dunkles Zukunftsrätsel vor den Augen der Beurteiler, aber die Leser, die diese Zeilen in die Hand bekommen, werden sich schon der gefallenen Entscheidung gegenübersehen. Für die Betrachtung der Möglichkeiten der neuen Reichstagswahlen ist es also heute zu spät, für ein abgeschlossenes Bild dieses Wahlkampfes zu früh. Ich werde mich daher darauf beschränken müssen, einige Momente aus der Wahlbewegung hervorzuheben, denen man wohl eine dauernde Bedeutung beilegen darf.

Da steht in erster Reihe der Silvesterbrief des Reichskanzlers. In diesem an den General v. Liebert als Vorsitzenden des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie gerichteten Schreiben suchte der Reichskanzler die Mißverständnisse zu beseitigen, die in der ersten Zeit nach der Auflösung des Reichstags durch unrichtige Kommentare in der Presse, sowie durch ungeschickte oder böswillige Agitation entstanden waren. Obenan unter diesen Mißverständnissen stand die Meinung, die Auflösung des Reichstags sei eine ganz unüberlegte, von der Verlegenheit des Augenblicks eingegebene Maßregel. Der Pessimismus, den heute viele zur Schau tragen, weil es Mode ist und weil der Pessimist ohne geistige Unkosten leicht und einfach den Klügern spielen kann, war nachgerade zu solcher Herrschaft gelangt, daß er nach der ersten Freude über die Auflösung des Reichstags um so stärker sein Recht forderte und die allgemeine Stimmung wieder verdarb. Dem „himmelhoch Jauchzen“ folgte das „zum Tode Betrübtsein“. Der deutsche Pessimismus gleicht etwas dem Verhalten einer eitlen Dame, die trotz blühender Gesundheit sich durch künstliche Mittel ein kränkliches Aussehen gibt, weil sie das „interessant“ findet, bis sie eines schönen Tages wirklich darüber krank wird. Es zeigte sich, daß alles, was die nationalen Parteien aus sich selbst heraus längst hätten tun können und sollen, nicht geschehen war. Zentrum und Sozialdemokratie standen für den Wahlkampf ziemlich gerüstet da, die andern Parteien ließen hier weniger, dort mehr zu wünschen übrig. Es fehlte eine durchdachte und sorgfältige Organisation zur Sammlung von Geld-

mitteln, es fehlte die enge Fühlung zwischen Abgeordneten und Wählerschaft. In den ernsten politischen Gedankenaustausch mischte sich die verhängnisvolle Gewohnheit, zuviel auf Hintertreppengeschichten, anekdotisches Material zur Zeitgeschichte zu achten, namentlich unverbürgte Worte des Kaisers, hingeworfene Äußerungen zu verbreiten, die aus dem Zusammenhang und Sinn, in dem sie ihr temperamentvoller Urheber vielleicht gebrauchte, gar nicht gelöst werden können. Man gewöhnte sich dadurch an eine falsche Einschätzung der Persönlichkeit sowohl des Kaisers als seines Kanzlers. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen; Tatsache ist, daß den politischen Kreisen zum Teil die richtige Schätzung der Lage verloren ging, weil sie aus persönlichen Motiven und Neigungen des Monarchen und des leitenden Staatsmanns zu erklären versuchten, was in Wahrheit meist eine Folge der gegebenen Zeitverhältnisse war. Es ist an dieser Stelle immer darauf hingewiesen worden, welche schwierige Erbschaft Fürst Bülow von seinen beiden Vorgängern übernommen hatte, wie er eine Reihe von wirtschaftlichen und finanzpolitischen Aufgaben vorfand, mit denen eine volkstümliche Politik nach großen Prinzipien nicht zu machen war, wie er an eine staatsmännische Initiative erst denken konnte, wenn er bestimmte Aufgaben praktisch gelöst und dadurch die in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts stark aufgerührten Gegensätze wirtschaftlicher und sozialpolitischer Natur wenigstens in den staatsfreundlichen Schichten so weit als möglich beruhigt hatte. Die Leser der ersten Jahrgänge der Monatsschrift werden sich vielleicht erinnern, daß dies der Gesichtspunkt war, von dem aus die Kämpfe um den Zolltarif, die Kanalfrage und ähnliches hier betrachtet worden sind. Die Politik der ersten Jahre der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow war zu einem großen Teil eine Politik des „Einrenkens", die natürlich mit andern Mitteln geführt werden mußte, als etwa eine Politik, die sich einem großen, einheitlichen Ziel gegenübersieht. Sie mußte sich um die Hindernisse herumzudrücken suchen, mit den Parteien diplomatisieren, die sie für den nächsten Zweck notwendig brauchte.

Das Merkwürdige war, daß der eigentliche Grund dieser Politik gerade von den führenden Politikern der Parteien so wenig begriffen wurde, daß sie darüber die Schätzung verloren, wo ihre Grenze lag. So sehr hatte sich das Bild des Reichskanzlers als eines glatten, vor Krisen wie vor Taten gleichmäßig zurückscheuenden Diplomaten, der sich den wechselnden Stimmungen eines unruhigen persönlichen Regiments lächelnd anzupassen und zu fügen weiß, in den Gemütern festgesetzt. Die Erfahrung vom 13. Dezember riß diese Kreise aus einer Vorstellung ihrer Phantasie in eine neue Wirklichkeit hinein. Zuerst war das natürlich eine freudige Überraschung, aber der Mensch läßt sich aus einer lange gehegten Täuschung nicht gern allzu plötzlich wecken, er möchte gern so lange wie möglich Recht behalten. So kam man zuerst auf den Gedanken, die Auflösung gehe wohl vom Kaiser aus; es sei eine jener Plötzlichkeiten, denen sich Fürst Bülow habe fügen müssen. Das erwies sich aber, wie Eingeweihte sogleich feststellen konnten, als gänzlich falsch. Der Reichskanzler hatte selbst diese Politik

vorgeschlagen und durch einmütige Zustimmung von Kaiser und Bundesrat dazu die Vollmacht erhalten. Nun hieß es, der Reichskanzler habe doch mit diesem Entschluß eine Unüberlegtheit begangen. Der Silvesterbrief hat diesen Punkt klargestellt. Fürst Bülow hat die Art, wie das Zentrum seine Stellung als ausschlaggebende Partei ausnutzte, schon seit längerer Zeit als unleidlich empfunden, aber wann es möglich sein würde, das Zentrumsjoch abzuschütteln, mußte besondern Umständen vorbehalten bleiben. In den letzten Kommissionssitzungen vor dem 13. Dezember spitzte sich die Lage zu, und nun konnte der Reichskanzler seine Vorbereitungen treffen, um den Schlag zu führen. Und er tat gut daran, es überraschend zu tun, sonst hätte ihm der Skeptizismus und die Indolenz der Parteien, auf die er sich stützen mußte, sicher das Konzept verdorben.

Scharf hebt der Silvesterbrief des Reichskanzlers die Notwendigkeit hervor, daß die bisherige Mehrheit, die den Beschluß des Reichstags vom 13. Dezember ermöglichte, im neuen Reichstage zur Minderheit wird. Dazu war in der Wahlbewegung eine gewisse Verständigung der Parteien von rechts und links nötig, aber darin lag zugleich auch die größte Schwierigkeit des Wahlkampfes. Welche praktische Wirkung die Mahnung des Reichskanzlers haben wird, das wird am 25. Januar bereits entschieden sein, und es braucht hier aus den eingangs erwähnten Gründen nicht darauf eingegangen zu werden. Aber ein dabei leicht unterlaufendes Mißverständnis behält auch über die Wahlen hinaus seine Bedeutung. Man hat geglaubt, Fürst Bülow habe sich die Sache so gedacht, daß die Parteiunterschiede zwischen Konservativen und Liberalen überhaupt verwischt werden und alle Parteien gegenüber den Sozialdemokraten, dem Zentrum, den Polen und Welfen einen großen „Block" bilden sollten. Ich glaube nicht, daß Fürst Bülow jemals von einem so kindlichen Optimismus beseelt gewesen ist. Nicht darum handelt es sich, daß die Parteien mehr oder weniger auf ihre berechtigten Ziele verzichten sollen. Sie sollen sie nur da zurückstellen, wo das Vaterland Forderungen erheben muß, die keine Meinungsverschiedenheiten zulassen, weil es sich um Ehre und Gut der Nation handelt. Dazu gehört allerdings auch eine gewisse Verständigung bei den Wahlen, und diese ist nur möglich, wenn die übermäßige Gehässigkeit, die dem Gegner womöglich die Existenzberechtigung abspricht, fallen gelassen wird. Das bedeutet nicht im geringsten eine Verleugnung oder Abschwächung der Überzeugungen; es kann trotzdem jeder mit Eifer und sogar mit Leidenschaft für die Grundsätze und Methoden kämpfen, die nach seiner Meinung das Wohl des Vaterlandes zu fördern geeignet sind. Die Mehrzahl unserer Gebildeten aber ist längst darüber hinaus, anzunehmen, daß die Gegensätze in den politischen Grundanschauungen sich in schrankenloser Gegnerschaft austoben dürfen. Man weiß, daß es gewisse allgemein anerkannte Lebensbedingungen der Nation gibt, die den gemeinsamen Schnittpunkt aller der Linien darstellen, in denen sich die verschiedenen Parteianschauungen bewegen. Dieses Bewußtsein muß allgemeiner und sicherer werden, als es bisher gewesen ist. Kann das erreicht werden, so ist ein Mehrheitsbeschluß wie der vom

13. Dezember künftig unmöglich. Und es muß erreicht werden, denn unsere nationale Entwicklung und unsere Stellung unter den Weltmächten bringen es mit sich, daß solche Entscheidungen künftig öfter an das deutsche Volk herantreten werden.

Ob man annehmen darf, daß die Fragen, die bisher hauptsächlich die Parteigegensätze verschärfen halfen, von jetzt ab mehr in den Hintergrund treten werden, ist vielleicht nicht so zweifellos. Fürst Bülow hat sich allerdings dahin ausgesprochen, daß in wirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen ein Stadium erreicht worden ist, in dem sich die Gegensätze allmählich beruhigen. Aber die Führer im Kampfe wollen von dieser Auffassung noch nichts wissen. Das tut jedoch nichts zur Sache, denn auch das Fortbestehen dieser Gegensätze schließt die Verständigung in nationalen Fragen nicht aus. Auch das Abseitsstehen der Unversöhnlichen von rechts und links ändert an der Lage nicht so viel, wie ängstliche und leicht erregbare Seelen gewöhnlich glauben. Selbstverständlich wird die Kreuzzeitung nach wie vor den Kreuzzug gegen den Liberalismus in jeder Form und Abtönung predigen und das Zentrum als Bundesgenossen wider den „Unglauben" willkommen heißen, und ebenso werden die Herren um Dr. Barth, Naumann und v. Gerlach nicht aufhören, die „Reaktion", d. h. jede nicht radikale Anschauung für das größte aller Übel zu erklären und sich zu ihrer Bekämpfung den werten „Genossen" von noch weiter links unermüdlich und unbeirrt durch die Rauheit ihrer Umgangsformen als Freunde anzubieten. Überspannungen des Parteigeistes können nicht mit einem Male beseitigt werden; sie erfordern eine gewisse Zeit, ehe sie allmählich absterben.

Es ist schon ein großer Gewinn, daß man in diesem Wahlkampfe berechtigt ist, die freisinnige Volkspartei und — was nach dem soeben Gesagten gerechterweise besonders hervorgehoben werden muß — die maßgebende Mehrheit der freisinnigen Vereinigung, ja sogar auch die deutsche Volkspartei zu den nationalen Parteien zu rechnen. Sie standen am 13. Dezember ehrenvoll in der Minderheit, und sie waren die ersten, die sich zu einem gemeinsamen Wahlaufruf vereinigten, der, ohne den Grundsätzen des radikalen Liberalismus untreu zu werden, doch zum ersten Male scharf und klar hervorhob, was auch eine Oppositionspartei dem Vaterlande schuldig ist. Das kann unter Umständen von außerordentlicher Bedeutung für die ganze weitere Entwicklung des deutschen Liberalismus werden. Es ist das erste Sichaufraffen aus unfruchtbarer Kritik und Negation zu einer positiven Mitarbeit.

Nun kann man freilich einwenden: Warum haben sich die bis dahin politisch unfruchtbaren linksliberalen Parteien durch eine einzige Abstimmung das Recht erworben, als nationale Partei zu gelten, während man dem Zentrum trotz jahrelanger positiver Mitwirkung an der nationalen Gesetzgebung diese Eigenschaft abspricht? Dieser Einwand erfordert in der Tat eine kurze Beleuchtung und Berücksichtigung. Man kann sich den Unterschied vielleicht am besten in folgender Weise klar machen.

Bei den Freisinnigen schlummerten die mit einer nationalen Politik durchaus vereinbaren Parteianschauungen unter einer starren Kruste unfruchtbarer Opposition; die Abstimmung vom 13. Dezember hat das Eis gebrochen. Das Zentrum aber hat seine Mitarbeit an der nationalen Politik nur benutzt, um Sondervorteile für die Partei als Gegengeschenk einzuhandeln. Die Zentrumspartei hat überhaupt kein politisches Prinzip als Grundlage. Alle Parteirichtungen sind in ihm vertreten und werden nur zusammengehalten durch eine kirchliche Anschauung.

Es scheint aber, als ob sich im Zentrum eine innere Umwandlung vorbereitet, und das ist für den Fall wichtig, daß die Partei in gleicher oder annähernd gleicher Stärke in den neuen Reichstag einzieht. Je mehr nämlich die Partei den Anspruch erhebt, sämtliche deutsche Katholiken zu vertreten, desto mehr hat sie die Verpflichtung, sich den Wünschen und Forderungen der treu national gesinnten Katholiken anzupassen und die rücksichtslose Wahrnehmung ultramontaner Interessen zurückzustellen. Bis jetzt ist die Partei in ihrer Gesamtheit und namentlich in ihrer Presse noch weit davon entfernt. Das Berliner Zentrumsorgan, die Germania, konnte während des Wahlkampfes gar nicht genug bedauern, daß die Deutschen in den Ostmarken einschließlich der deutschen Katholiken sich einmütig gegen die Polen zusammengeschlossen hatten, und sie bot alles auf, um die Katholiken in das Lager der Polen herüber zu ziehen. Aber eben das mußte in katholischen Kreisen den stärksten Unwillen erregen. Die bekanntesten und volkstümlichsten Führer des katholischen Adels am Rhein und in Westfalen traten — wohl eingedenk der Persönlichkeit ihres einstigen Führers, des Freiherrn v. Schorlemer-Alst, — in einem Aufruf der bisherigen Zentrumsleitung, deren antinationale Haltung sie tief bedauerten, scharf entgegen. Ein bedeutender katholischer Rechtslehrer, Prof. Leo v. Savigny von der Universität Münster, kritisierte in einer Broschüre: „Die Reichstagsauflösung, das Zentrum und die nationalen Parteien" die demokratischen Elemente seiner Partei auf das schärfste. Er wies darauf hin, daß fast genau in dem Maße, als das Zentrum sich zur ausschlaggebenden Partei im Reichstage entwickelte und der Regierung unentbehrlich wurde, auch die Demokratisierung der Partei Fortschritte machte. Man kann nicht sagen, daß ein innerer Kausalzusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen besteht, aber tatsächlich sind sie parallel nebeneinander hergegangen. Die nationalen Katholiken sind jedoch im Gegenteil überzeugt, daß die Demokratisierung der Partei sich mit der Lösung nationaler Aufgaben, zu der das Zentrum durch seine parlamentarische Stellung mit berufen ist, nicht verträgt. Sie verlangen, daß die Gefühle der deutschen Katholiken für die Ehre und Würde des Vaterlandes in der Partei zum Ausdruck kommen, die sich auf Grund des katholischen Bekenntnisses zusammengefunden hat. Schärfer als Herr von Savigny mit dem Benjamin der Partei, Herrn Mathias Erzberger, der im Wahlkampfe sich noch mehr als früher mit der Wahrheit auf gespannten Fuß gesetzt hat, ins Gericht geht, konnte es auch sein schlimmster politischer Gegner nicht

tun. Man würde zu weit gehen, wenn man die äußeren Wirkungen dieses Risses im Zentrumsturm überschätzen wollte, aber es zeigt doch, daß die bittere Lehre vom 13. Dezember nicht vergeblich gewesen ist; das Zentrum im neuen Reichstag wird trotz der Prahlereien der Wahlkampfzeit eine andere Taktik innehalten als bisher.

Mitten in der Zeit, als die Wogen des Wahlkampfes hoch gingen, wurde die neue Tagung des preußischen Landtages eröffnet. Die Thronrede war so gehalten, daß sie sich möglichst trocken und geschäftsmäßig mit den wichtigsten Aufgaben des Landtages beschäftigte, jede Anspielung auf die Verhältnisse im Reich jedoch ängstlich vermied. Nur ein schüchterner Hinweis auf die ernste Zeit gab eine leise Andeutung. Das war durchaus gerechtfertigt, denn es hätte zu nichts Gutem geführt, wenn das Abgeordnetenhaus vielleicht dadurch veranlaßt worden wäre, eine Auseinandersetzung zwischen den Parteien herbeizuführen. Das Abgeordnetenhaus erledigte ganz kurz in wenigen Tagen die erste Lesung des Etats und vertagte sich dann bis nach der Entscheidung der Reichstagswahlen. In der Thronrede sowohl als in den Etatsreden trat hervor, wie vortrefflich fundiert das preußische Finanzwesen ist. Der Staat darf sich eine dauernde Mehrbelastung seines Ausgabeetats von 40 Millionen auferlegen, die zu Gehaltsaufbesserungen für mittlere und untere Beamtenklassen verwendet werden sollen. Freilich lassen sich auf diesem Gebiet noch nicht alle Wünsche erfüllen, aber die Tendenz des Staats, seinen sozialpolitischen Aufgaben gerecht zu werden, kann nur mit Genugtuung festgestellt werden. Und dabei kann der preußische Staat diese Aufgaben erfüllen, ohne, wie dies wohl in früheren Zeiten der Fall war, die Gewinnüberschüsse aus seinen eigenen Unternehmungen, vor allem die Eisenbahnüberschüsse heranzuziehen. Der Bedarf der Eisenbahnverwaltung ist übrigens wieder erheblich gestiegen, sodaß trotz des glänzenden Betriebsergebnisses sehr vorsichtig gewirtschaftet werden muß. Außerordentliche Wagenbeschaffungen, sowie der Ausbau eingleisiger Strecken zu zweigleisigen verschlingen den größten Teil des Gewinnes. Freilich ist das ein fruchtbar angelegtes Kapital.

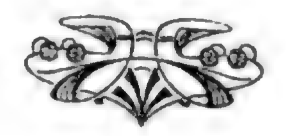
Der interessanteste Teil der Thronrede war die Ankündigung einer neuen Polenvorlage. Es handelt sich um die Auffüllung des Ansiedlungsfonds, ein erfreuliches Zeichen, daß die preußische Regierung fest entschlossen ist, an ihrer Polenpolitik festzuhalten. Noch erfreulicher ist, daß es bei dieser Auffüllung des Fonds nicht bleibt, sondern gleichzeitig Maßregeln erwogen werden, um das Ansiedlungswerk besser gegen den zähen und sehr zweckmäßig organisierten Widerstand der Polen zu sichern. Solange der Gesetzentwurf nicht vorliegt, lassen sich natürlich Einzelheiten noch nicht besprechen. Wie wir zu der Frage selbst stehen, wissen unsere Leser aus früheren Besprechungen, sowie aus den vortrefflichen Aufsätzen des Herrn von Dewitz. Es ist hohe Zeit, daß einmal wieder bestimmt deutlich gemacht wird, daß der Staat in seiner Polenpolitik den irreführenden Einflüsterungen ängstlicher und überkluger Ratgeber nicht zugänglich ist.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die entschlossene Haltung der Regierung jetzt allmählich auch den Schulkinderstreik zum Abflauen bringt, ohne daß es nötig gewesen ist, mit harten Züchtigungen gegen die Schulkinder selbst vorzugehen. Dieses Verfahren ist ja das, was an dieser Stelle schon einmal vorgeschlagen wurde. Übrigens hat gerade der Schulkinderstreik den internationalen Charakter des Polentums deutlich aufgedeckt. Denn wir wissen jetzt, daß es sich nicht um einen spontanen Widerstand der preußischen Polen gegen einen Druck der Regierung handelte, sondern um ein sorgfältig inszeniertes Werk der polnischen Nationalliga, die mit Hilfe des wachsenden Einflusses der nationaldemokratischen Partei diese Kundgebungen gegen den Widerspruch gemäßigter Polen durchsetzte. Die Nachgiebigkeit gegen dieses törichte Unternehmen war die letzte Tat des Erzbischofs v. Stablewski, seit dessen Tod am 29. November der erzbischöfliche Stuhl von Gnesen und Posen erledigt ist. Bald wird sich nun entscheiden, wer der künftige Inhaber des Sitzes des heiligen Adalbert sein wird. Hoffentlich bekundet die preußische Staatsregierung auch in dieser Frage ihre ganze Energie und hält darauf, daß nur ein Deutscher der Nachfolger Florians v. Stablewski wird.

Einen eigentümlichen Verlauf haben die Dinge in Braunschweig genommen. Die Bevölkerung des Herzogtums will sich nun einmal mit der Fortdauer der Regentschaft durchaus nicht befreunden, indessen haben die Faktoren, die von Gesetzes wegen darüber zu beschließen haben, nämlich der Regentschaftsrat und die Landesversammlung, anerkennen müssen, daß der Wunsch des Volkes ohne Verletzung bestehender Rechte nicht zu erfüllen ist. Durch den Bundesratsbeschluß von 1885 ist von allen Regierungen im Reich bestätigt worden, daß ohne den entgültigen Verzicht des Hauses Cumberland auf Hannover eine Thronbesteigung dieses Hauses in Braunschweig unmöglich ist. Der preußische Staat ist vollberechtigt, von der Bundestreue der deutschen Staaten die unumwundene Anerkennung dieses Grundsatzes zu fordern. Darüber hinaus hat es Preußen sorgfältig und loyal vermieden, irgend eine Einflußnahme auf Braunschweig auch nur zu versuchen. Es hat sich vollkommen zurückgehalten und auch in der Frage der Person des künftigen Regenten nicht einmal Wünsche ausgesprochen. Auch die braunschweigische Landesversammlung hat zugeben müssen, daß die Rücksichtnahme auf die einzige Forderung Preußens in dieser Sache berechtigt und notwendig ist. Nun hat inzwischen der Herzog von Cumberland die bestimmte amtliche Erklärung abgegeben, daß er den Verzicht seines gesamten Hauses auf Hannover und somit die vorbehaltliche Zustimmung zu der Grundlage, auf der das Deutsche Reich geschaffen ist, nun und nimmermehr aussprechen werde. Daraufhin hätte folgerichtig von braunschweigischer Seite festgestellt werden müssen, daß die Voraussetzungen des Bundesratsbeschlusses von 1885 unverändert fortbestehen. Es hätte sich auch nichts dagegen einwenden lassen, daß ein nochmaliger Bundesratsbeschluß herbeigeführt würde, um nochmals zu bestätigen, daß auch die gegenwärtige Rechtslage keinen Grund gäbe, von dem früheren Beschluß abzugehen. Merkwürdigerweise hat aber Braunschweig, wohl eingeschüchtert durch

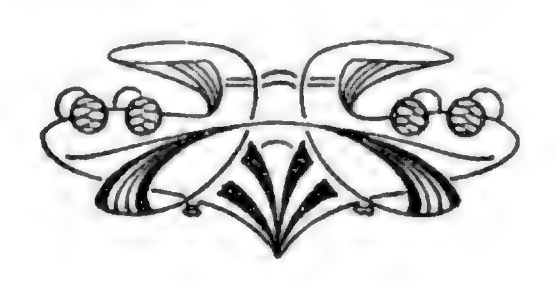
die Agitationen der Welfenpartei, seinen ursprünglichen Standpunkt verlassen. Es sucht in nicht einwandfreier Logik sich daran zu klammern, daß der persönliche Verzicht, den der Herzog von Cumberland für sich und seinen ältesten Sohn auf den Thron von Braunschweig vorgeschlagen hat, und der bereits von Preußen als unannehmbar bezeichnet worden ist, eine Änderung der Rechtslage in sich schließe.

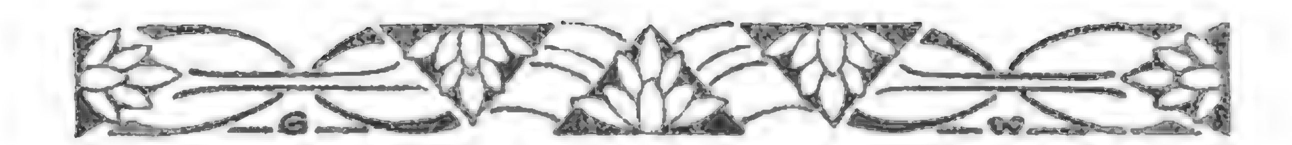
Damit wird der Antrag auf einen neuen Bundesratsbeschluß in einer Weise begründet, die mit dem Sinn der früheren Beschlüsse des Regentschaftsrats und der Landesversammlung schwer vereinbar ist und mindestens den Schein einer Unfreundlichkeit gegen Preußen enthält. Das ist bedauerlich. Denn wir müssen zwar Wert darauf legen, daß im Deutschen Reich auch der kleinste Bundesstaat ebenso sein volles Recht findet, wie der größte, aber der Charakter des Reichs bringt es mit sich, daß der führende Staat im Reich eine gebührende Rücksichtsnahme auf seine wichtigsten Interessen und berechtigten Forderungen erwarten kann. Es ist trotzdem nicht zu bezweifeln, daß der Bundesrat nun wiederum im Sinne seines Beschlusses von 1885 entscheiden wird. Dann wird diese Frage, der es an peinlichen Momenten nicht fehlt, gewiß den Ausgang nehmen, den man ihr in Braunschweig lieber sogleich ohne Weiterungen hätte geben sollen.



Bücherschau.

Der Verlag von R. Piper & Co. in München erwirbt sich das Verdienst, eine würdige und vollständige Ausgabe der Werke Dostojewskis auf den Markt zu bringen. Sie soll in je 10 Bänden die großen Romane und die anderen Schriften bringen, hersg. von Moeller van den Bruck. Mir liegen 2 Bände, die den Roman: „Die Dämonen“ enthalten, vor, zu je 3.50 Mk. (in Subskription) oder 4 Mk. (einzeln). Übersetzung und Ausstattung sind ausgezeichnet; dagegen ist die phrasenhafte Einleitung völlig unbrauchbar. Ich komme auf das dankenswerte Unternehmen, dem rascher Fortgang zu wünschen ist, noch zurück. O. H.





Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

XI.

Paul Heyse, Victoria regia und andere Novellen. — Ricarda Huch, Die Verteidigung Roms. — Josef Ponten, Jungfräulichkeit. — Fritz Marti, Die Schule der Leidenschaft. — Siegfried Lang, Gedichte.

Am 15. März dieses Jahres feiert Paul Heyse zum sechsundsiebzigsten Male seinen Geburtstag. Wir dürfen seiner mit Fug und Recht auch außerhalb der an Dekaden gebundenen Jubiläen gedenken, hat doch auch er uns noch immer nicht vergessen. Sein neuestes Buch, datiert von 1906, betitelt sich: Victoria regia und andere Novellen.

Es ist klar, daß auch der lebhafteste Geist in so hohem Alter nichts neues mehr geben kann: Wunders genug, wenn die Sonne seines eigenen Mittags ihm noch in den Abend hinein nachleuchtet. Nachdem sich die Stürme des Materialismus etwas gelegt haben, lernt man eine feine Seelenkunst allgemach wieder schätzen, und enthielte dieses letzte Opus des dem Goetheschen Alter sich nähernden Greises nur das zarte Erinnerungsbild „Ein Ring“, so dürfte es des Interesses nicht der schlechtesten Leser sicher sein. Der Dichter erinnert sich, wie er als neunzehnjähriger Student seine sechzigjährige Tante besucht und wie sie ihm die Geschichte des einfachsten, schmucklosesten ihrer Ringe erzählte. Sie hatte ihn einst mit den eingravierten Worten „Lebe wohl“ bekommen und dem, der ihn sandte, einen ähnlichen mit der Antwort „Pour toujours“ geschickt. Ihren Ring, das Dokument einer bewußten, aber nie mit Worten eingestandenen Liebe, schenkte sie nach ihrem bald darauf erfolgenden Tode dem Jüngling, der nun selber weiße Haare bekommen hat. Dieses Zarte, Verhaltene, Vornehme des erzählten Erlebnisses war immer charakteristisch für Heyses Kunst. Zu siegen ist der Ruhm des Mannes, sich gleich zu bleiben der des Greises.

Paul Heyse hat heute die dunkle Wolke des modernen Sturms und Drangs mit seinen gehässigen Antipathien hinter sich, und sein siegreicher Stern strahlt noch, wenn auch still und milde. Er lebte nicht nur zu lange für seinen zeitlichen Lorbeer, sondern, was den wenigsten beschieden ist, auch lange genug, um jenen Lorbeer um die Schläfen zu fühlen, den unverwelklich die unparteiische Geschichte vergibt. Er kann sich selbst schauen, eingereiht in die Hallen der Vergangenheit: einer der größten deutschen Novellisten des 19. Jahrhunderts.

* * *

Ricarda Huch strebt zu immer größeren Werken und Wirkungen. Ihre Vorliebe nicht nur für die Geschichte der Romantik, die sie geistvoll beschrieb,

sondern für das Geschichtliche überhaupt, sofern sich in ihm menschliche Größe offenbart, mag sie zu ihrer neuesten Dichtung, der Romantrilogie „Die Geschichten von Garibaldi“, begeistert haben. Bis jetzt ist der erste Teil „Die Verteidigung Roms“ erschienen, der wie ein schwungvoller Auftakt zu der Hymne anmutet, die hier auf eine der glänzendsten Erscheinungen des verflossenen Jahrhunderts angestimmt werden soll.

Über den historischen Wert des Werkes kann ich mich nicht aussprechen; sicher aber scheint mir, daß in dem Zusammenarbeiten von Historiker und Dichter der Historiker den Vortritt hatte. Das Buch ist aus geschichtlich geschöpften und dichterisch ausgeschmückten Episoden zusammengesetzt: statt einer durchgehenden Handlung, die man erzählen könnte, steht nur ein einheitlicher Held vor uns, Garibaldi. Um ihn herum gruppiert sich eine Fülle von eingehend charakterisierten Menschen, die uns doch, weil sie uns nie andauernd genug beschäftigen, nicht ganz vertraut werden; aber statt der Einzelschicksale, die an der ehernen Gestalt des Helden wie flüchtig von seinem Blick beleuchtete Regentropfen niederrinnen, ergreift uns die dunkel vorwärts drängende Gewalt des Lebens.

Schon fürs Auge ist die Komposition unübersichtlich: auf dreihundertfünfundsiebzig engbedruckten Seiten reiht sich Szene an Szene, ohne feste Kapitelgliederung. Der Stil strebt nach der feierlichen Sachlichkeit, die den antiken Historikern eigen war; lange, bisweilen grammatisch verwickelte Perioden führen den Leser mit sich fort. Dieses schwere und feste Gefüge aber wird nicht selten durch lyrische Partien unterbrochen, die sich bis zur hymnenartigen Anrufung steigern.

Der Genuß an dem Werke will erst mit gutem Willen erobert sein; fühlt man einmal in dieser gestaltenreichen, heftig bewegten Welt, so wird man von selbst hingerissen. Dabei richtet sich der Blick immer begieriger nach der Person und dem Schicksal Garibaldis; um so mehr wirkt der Schluß dieses ersten Teils, der den Helden wie den Leser ins Ungewisse hinausweist, als wahrhaft ergreifender Abgesang. Auch in uns hat die Dichterin etwas von jener schwärmerischen Liebe für Italien wachgerufen; auch wir möchten das von den Franzosen verlorene Rom wieder zurückerobern.

Es ist ein Werk, in dem das Auge eines Poeten den Griffel des Historikers nach dem Wunsche eines groß und heiß empfindenden Menschenherzens dirigiert hat. Es steht auf jener Grenzscheide, von der aus man auf der einen Seite in die Tiefen der Seele, auf der anderen in die Tiefen des Lebens blickt. Es lebt ein Zug zum Monumentalen darin, der uns seine Vollendung mit Spannung erwarten läßt.

* * *

Ein fünfhundert Seiten starker Roman „Jungfräulichkeit“ von Josef Pouten liegt in dritter Auflage vor. Auch ohne die Erklärung des Verlags merkte man, daß mit diesem Werke ein ernst denkender und sehr ernst zu nehmender junger Schriftsteller von echtem, kraftvollem Talent zum ersten Mal

vor die Öffentlichkeit tritt; es ist flammende Jugend in dem Buche, von jener Sorte, der man gut sein muß, ob sie auch teils übers Ziel hinausschießt, teils es noch nicht erreicht. Ohne Ermüdung lesen wir dieses mutige Bekenntnis, das ganz in der Gegenwart wurzelt: es erzählt die Lebensgeschichte eines Mannes, der im Kampfe für seine Ideale an der philiströsen Stumpfheit und Bosheit seiner Umgebung zu Grunde geht.

Schauplatz der Handlung ist der streng katholische westliche Teil der Rheinprovinz mit dem Hohen Venn, ihr Held der arme Rochus. Er erfüllt den Traum seiner darbenden Eltern, ihn einmal als Priester zu sehen, nicht, sondern schwingt sich durch Bildung und Tüchtigkeit zum Großbauern und angehenden Industriellen auf. Gleichzeitig will er, von modernen Ideen erfüllt, sein und seiner Mitmenschen Leben lediglich auf eigene Verantwortlichkeit stellen und nach eigener Verantwortlichkeit gestalten. Darüber empört sich die bigotte Bauernschaft des Dorfes und des Kreises, um so mehr, als man den „Streber" aus der eigenen Mitte hat hervorgehen und alle andern überragen sehen. Zum Konflikt spitzt sich dieser Gegensatz zu in dem durch den Titel angedeuteten Problem der Jungfräulichkeit. Rochus hat Genoveva, das Kind seiner einstigen Meisterin geheiratet unter dem gegenseitigen Versprechen, daß sie sich nicht eher leiblich angehören wollen, als bis sie in nochmaliger Prüfung geistig ganz eins geworden seien. Die sich daraus naturgemäß ergebende Kinderlosigkeit der Neuvermählten führen die streng das „Wachset und mehret euch!" befolgenden Bauern auf ein unsittliches Hintertreiben des Kindersegens zurück. Die heilige Entrüstung dieser Philister, die jeden in ihre Weltanschauung hineinzwängen wollen, geht so weit, daß Genoveva einmal mit Kuhdreck beworfen wird, während sie Rochus im Walde überfallen, nackt ausziehen und durchpeitschen; zuletzt machen sie einen nächtlichen Demonstrationszug vor Rochus Haus, der durch einen Schreckschuß unbeabsichtigt gerade den Pastor tötet, was den ganzen Skandal vor Gericht und an die Öffentlichkeit bringt. Ein Lächeln geht durch den Gerichtssaal und durch die ganze Welt, als Genoveva den Haß des Volkes mit etwas erklärt, was bei ihrer dreijährigen Ehe niemand glauben kann: daß sie noch Jungfrau sei. Rochus hatte sich selbst angeklagt, nur um ihr Geheimnis zu hüten, und nun rettet sie ihn mutig durch eben das Bekenntnis, das er ihr ersparen wollte. Er wird freigesprochen, von jeder Strafe, aber darum nicht auch von dem immer größeren Haß der Bauern, die ein Komitee gründen, um ihn systematisch zum Lande hinauszuärgern, ja, ihm zuletzt die erntereifen Getreidefelder anzünden. Da endlich halten Rochus und Genoveva ihre Prüfungszeit für beendet, gehören sich ganz an und erleben schon in kurzer Zeit die Freude, Nachwuchs erwarten zu dürfen. Aber noch bevor das Kind da ist, dessen Kommen die Stimmung im Dorfe wesentlich gebessert hätte, stirbt Genoveva an einer Lungenentzündung, ohne letzte Ölung. Weil ihr so ein kirchliches Begräbnis versagt blieb, will Rochus ihren Leichnam zur Kremation bringen, aber das wütende Volk entreißt ihm den Sarg und verscharrt ihn in der Selbst-

mörderecke. In dunkler Nacht gräbt ihn Rochus wieder aus, nimmt ihn mit nach Hause und verbrennt sich mit ihm und aller seiner Habe.

Die Achillesverse dieses Romans offenbart sich einem in dem Momente, da der ganze Gerichtssaal lächelt. Der Leser hat in der kinderlosen Ehe eben nichts weiter als eine kinderlose Ehe gesehen und ist erstaunt, diesen Grund zu hören; sind doch der Heirat so viele heimliche Liebesszenen von aufflammender sinnlicher Glut vorausgegangen, daß ihm scheint, es sei bis zum endlichen Entschluß zur Ehe schon eine hinreichend lange Prüfungszeit vergangen gewesen. Auch wenn am Hochzeitsabend unberufene Lauscher aus der Brautkammer alsbald nur die regelmäßigen Atemzüge Schlafender vernehmen, so erklärt man sich das aus dem naturgemäßen Ekel, den feinere Natur an dem an diesem Tage ungescheut sich äußernden Zynismus der lieben Mitmenschen empfinden. Mit der Hochzeit schließt der erste Teil ab; er schilderte das Erwachen der Liebe und erörterte die Gegensätzlichkeit zwischen Ideal und Sinnlichkeit — dieser Gegensätzlichkeit aber, die in der Ehe erst praktisch wird, finden wir im zweiten Teil bis zu jener Gerichtsverhandlung mit keinem Wort mehr Erwähnung getan; man glaubt sie im Glück eines gesunden Genusses gelöst. Das ist der große erzählungstechnische Fehler in dem Buche: es läßt in einem Kardinalpunkte über der Fülle der Details die Klarheit des Problems außer acht. Liest man wieder nach, so sieht man, daß es der Autor an Andeutungen nicht hat fehlen lassen; aber es waren eben nur Andeutungen, über die einen die Spannung des Momentes hinwegtrug. Außerdem bedeutet es ein unbegreifliches psychologisches Versäumnis und auch eine gewisse Naivität, daß das außerordentliche dieses ehelichen Zustandes, der doch ein beständiger Seelenkampf sein mußte, uns nicht deutlicher als Kampf zum Bewußtsein gebracht wird: wir sehen nur den äußern Kampf gegen die bigotten Bauern, sodaß die Volkspsychologie die Einzelpsychologie unverhältnismäßig lange in den Hintergrund drängt. Auch in der gedanklichen Verarbeitung des Stoffes zeigen sich merkwürdige Gegensätze; einmal schaut der Dichter Menschen und Zustände mit einer Bildlichkeit von ganz seltener realistischer Kraft — aber wo er sie uns sprechend vorführt, verfallen sie oft etwas zu sehr in poetisches Predigen; die letzten, schriftlich hinterlassenen Worte der Mutter Genovevas, die Trostrede, die sie selbst einmal für ihren Mann aufschreibt, sowie ihre Sterbephantasien, dann auch vieles, was Rochus sagt, kann man nur als direkte Äußerung des Dichters annehmen. Aber die mangelhafte Bewältigung des Problems wie die ungenügende Durchdringung des Subjektiven mit dem Objektiven sind Fehler, die auf Rechnung der Jugend und Unerfahrenheit des Autors zu setzen sind und die unsere Schätzung seines Wertes nicht im mindesten verringern. Gehen auch namentlich im ersten Teile die stilistischen Kraftäußerungen oft bis an die Grenze des Kolportageromans, es ist doch wirkliches Golderz da; ein absoluter, vor nichts zurückschreckender Mut, das Poetische aus dem Wahren herauszuschälen, hält einen von der ersten bis zur letzten Seite in Atem. Josef Poutens „Jung-

fräulichkeit“ ist ein Buch, wie es nur alle paar Jahr ein Mal geschrieben wird: es gibt ein überaus reiches Kulturbild und auf seinem Hintergrund ein fesselndes ethisches Problem.

* * *

Das erotische Thema in anderer, aber nicht minder gründlicher Weise behandelt Fritz Marti. Sein Roman „Die Schule der Leidenschaft“ präsentiert sich als eine jener knorrigen Dichtungen, wie sie mit Vorliebe auf Schweizer Boden wachsen.

„Es ist schwerflüssiges Blut, das hier rebellisch wird!“ Mit diesem Eindruck legt man das Buch aus der Hand; weiß man zufällig, daß es die ausgereifte Frucht jahrelanger Arbeit bedeutet, so möchte man fast sagen, die Langsamkeit des äußeren Entstehens spiegle sich noch im fertigen Werke in der Langsamkeit der Motiv-Entwicklung. Der Roman gleicht — um mich im Bilde auszudrücken — einem Apfel heimischer Herkunft: höchst einfache Struktur gibt dem Verstande wenig Neues zu schauen, dem Geschmacke aber süße Säfte zu kosten ...

Von vornherein sei festgestellt: es ist nur die Schule der unbefriedigten Leidenschaft, in die uns der Dichter führt; sobald die Befriedigung beginnt, endigt das Buch, denn die auf der letzten Seite in Aussicht stehende Heirat mit einem braven Mädchen wird den Helden in jenen gleichmäßigen Gang bürgerlichen Lebens führen, wo auch in der Wirklichkeit jeder „Roman“ aufzuhören pflegt. Ernst Hartmann, der in Baden im Argau als Hilfslehrer und Theologiekandidat angestellte Sohn armer Bauersleute, wäre auch gar nicht der Mann dazu, um als Lebenskünstler sein Schifflein nur einen einzigen Tag zwischen Verlangen und Erfüllung hindurchzusteuern; er geht als eine Parzivalnatur von seltener „Tumbheit“ schon an seinen Wünschen fast zu Grunde. Wollte der Dichter einen Alltagsmenschen zeichnen, dem das Meiste in der Welt, worüber schon ein bescheidener Leser hinaus ist, noch breiter Erörterungen wert erscheint, so hätte es ihm nicht besser gelingen können; bis zu der bewegteren Schlußsteigerung ist ein trockener Humor in dem Buche, ja, oft mehr Trockenheit als Humor, der jeweilen erst aus der einem nicht schwer gemachten eigenen Überlegenheit hervorgehen muß — also latenter Humor!

Aber ich vergesse die Handlung ... Sie teilt sich säuberlich in Gewebe und Einschlag. Gewebe: Ernst Hartmann verliebt sich in die vornehme Kurgastin Klotilde Holtzendorf; nach präludierendem Augenspiel von Fenster zu Fenster treffen sie sich in der Allee am Flusse; diese abendlichen Begegnungen, meist nach der Table d'hôte, wiederholen sich auf den fast vierhundert Seiten des Romans wie die Äußerungen eines Naturgesetzes. Einschlag: Ernst Hartmann macht kleine Ausflüge; oder er besucht einen Bienenzüchter; oder einen totkranken Freund; mehrmals auch sehen wir ihn bei seinen Eltern, denen es immer schlechter geht, bis ihr Hab und Gut unter den Hammer kommt. Der Hauptakzent aber liegt durchaus auf den mit bewundernswerter Hartnäckigkeit sich gleichbleibenden abend-

lichen Begegnungen, oder, besser gesagt: auf der in ihnen von Stufe zu Stufe sich steigernden Leidenschaftlichkeit des Helden. Die innere Handlung ist die eigentliche Handlung.

Über diesen Geschehnissen schwebt, wie der Chor in der antiken Tragödie, der Meinungsaustausch, den der idealistische Verliebte mit seiner vom Leben gewitzigten Zimmerfrau pflegt und in dem er das Problem Weib im besondern und andere Lebensprobleme im allgemeinen erörtert. Von den letztern, die wie Rosinen in einem Kuchen stecken, habe ich mir notiert: Willensfreiheit, Todesstrafe, Kampf ums Dasein, geistige und materielle Arbeit, Perpetuum mobile und sonstiger Erfinderwahn, Lotterieteufel, Steuermisere, Festseuche und Vereinsmeierei; das Verzeichnis dürfte nicht vollständig sein. Die „Willensfreiheit" kehrt am Schluß wieder, nachdem Ernst die Wahrheit des von ihm anfänglich mit Entrüstung zurückgewiesenen Wortes der Ebner-Eschenbach „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und gehaßt!" an sich selbst hat erfahren müssen. Über alle die genannten Fragen spricht sich der Held des Langen und Breiten aus, und es ist dem Dichter vorzüglich gelungen, ihn nach der bekannten Art junger Lehrer „wie ein Buch" reden zu lassen; ja, manchmal spricht er sogar wie das Buch, das man in Händen hält. Gewiß will der Autor weniger zu den behandelten Lebensfragen positives Neues beisteuern, als durch ihre Behandlung seinen Helden charakterisieren; aber vielleicht hätte dies bei einem originellen Naturburschen doch noch etwas anders als durch Gemeinplätze geschehen können. Schließlich ist noch eine Figur zu nennen: Rosa, die Kellnerin in dem Restaurant, wo Ernst nach seinem Rendezvous gelegentlich das versäumte Nachtessen nachholt und in den spätern Stadien seiner Leidenschaft sich betrinkt ...

Kaum kennen wir das Personenverzeichnis, so kennen wir auch den Roman. Dem Leser ist es schon nach den ersten Kapiteln klar, daß das kokette Dämchen Klotilde, das einem gichtigen Onkel die Badekur versüßt, nicht zu diesem kreuzbraven Ernst Hartmann paßt, der den Franken fester halten muß als seine Angebetete die Hundertmarkscheine; ebenfalls braucht es nicht allzuviel Schlauheit, um schon beim ersten Auftreten Rosas, die Klotilden äußerlich ähnlich sieht, an die künftige wackere Frau Pfarrer oder Frau Lehrer zu denken. Eine auf mannigfaltige Handlung ausgehende Neugierde kommt somit nicht auf ihre Rechnung; es sei denn, daß sie sich erstaunt fragt, wie ein so vornehmes Fräulein solange, ohne einen Zweck zu verfolgen, mit einem gesellschaftlich unter ihr Stehenden auf eine Weise verkehren kann, die ihrem Rufe nicht ungefährlich werden könnte, und warum sie sich nicht lieber an ihresgleichen hält. Verschiedene bereits angedeutete Episoden, an denen man als an Kabinettsstücken schlichter, warmer Heimatkunst eine reine Freude haben kann, unterbrechen die Monotonie, erhöhen aber nicht im geringsten die Spannung, die überhaupt nur für den feinern Leser existiert. Erst wer einen Blick hat für den künstlerisch gewollten und berechneten Parallelismus, durch den scheinbare Abschweifungen auf die Haupthandlung ein immer neues Licht werfen, wird zum vollen Genusse dieses Werkes gelangen.

In den letzten hundertfünfzig Seiten wächst die Leidenschaft zum dunkelbrausenden Strome an, auf dem vorzüglich beobachtete Einzelmomente gleich Irrlichtern hin und her zucken; das ungestillte sinnliche Verlangen versetzt den Helden in einen wahren Taumel, in einen pathologischen Zustand, doch bleibt sein nunmehr auf das gesamte weibliche Geschlecht gerichtetes Wollen dauernd so ungeschickt und schüchtern, daß es nie zum „Sündigen" kommt; seine Phantasie wirft stets noch rechtzeitig das Bild der Geliebten zwischen die Begierde und ihr augenblickliches Ziel. Das ist das Einseitige, ja kindlich Einfältige an diesem Ernst Hartmann, daß seine Leidenschaft tatsächlich immer ein „Erleiden" ist, daß er sich in seiner schwerfälligen Ehrlichkeit der launischen Klotilde gegenüber nie auch nur mit einem Gedanken der Waffen erinnert, die die Natur dem Manne so gut wie dem Weibe gegeben. Er gleicht ganz dem von einem Schlangenblick gebannten Vogel, geht selbst nie zum Angriff über, und wenn er endlich als ein halb wahnsinniger, ruinierter Mensch die Kokette, die nur ihr Spiel mit ihm trieb, zum Teufel jagt, so wird das Problem genau an dem Punkte abgebrochen, wo ein Strindberg es aufnehmen würde: alle Prämissen zu einem Kampf der Geschlechter sind gegeben — da tritt eine Heirat dazwischen und der Vorhang fällt!

Von den Gestalten, die wir sahen, kennen wir nur die Seele des Helden. In sie allein versetzt sich der Dichter, von diesem psychischen Zentrum aus erbaut er seine Welt; von allen andern Personen erhalten wir keine direkte Kenntnis, sondern erblicken sie immer nur mit den Augen des Helden, soweit er sie kennt. Diese durchaus berechtigte Technik, wie sie wohl überhaupt dem Entwicklungsroman eignet, verleiht dem Buche den Charakter des Monologischen: die Umwelt wird zum flächenhaften Panorama, und selbst den Helden erfassen wir weniger plastisch von außen, als selbst von innen, indem wir uns durch Vermittlung des Dichters mit ihm identifizieren.

Ein tiefes, von einer Fülle des Lebens strotzendes Werk ist uns geschenkt worden; ob es nun auch die verdiente Anerkennung finden wird? Über eine fatale Alternative darf man nicht hinwegsehen: wer das Menschliche in dem Buche als Seinesgleichen mit aktuellem Reize berührt, der hat kaum schon für die Form ein Auge; nicht alle aber von jenen, die die Form zu würdigen imstande sind, werden sich auch für das Problem des unreifen, schwerblütigen, zum Mann anwachsenden Menschen interessieren. Dazu kommt, daß die Diktion, deren poetische Modulationsfähigkeit nicht immer groß ist, eine lehrhafte, bei dem Mangel einer differenzierenden Handlung doppelt schwer zu verdauende Breite liebt; es wird einem nicht leicht gemacht.

Indessen: elegant zu sein, war bisanhin nicht gerade ein schweizerisches Bestreben; man sieht keine Tugend darin, sondern eher etwas Verdächtiges, und wie seinem Helden, der als demokratischer Jüngling gegen die Fürsten wettert, scheint Marti selbst eine gewisse Abneigung gegen alles Überwiegen der Form anzuhaften. Wer bei ihm zu Gast sein will, den zwingt er mit einer wahrhaft imponierenden Kraft auf das Sachliche hin; wir dürfen nicht auf sein beliesten

Weglein uns seitwärts in die Büsche schlagen, sondern geradeaus über den frischgepflügten Acker geht's; stolpert man zuweilen über die Schollen, so riecht man dafür auch ihren Duft. Man kann sagen, Dichter und Leser stehen sich gegenüber wie Schwinger und Turner: ein lebhafter Geist mag bei der Lektüre zuweilen ungeduldig zappeln, aber zuletzt siegt doch der bedächtige Autor, der einen nicht losließ, und hat man nur erst den Kampf hinter sich, so gönnt man ihm auch gerne den Sieg . . .

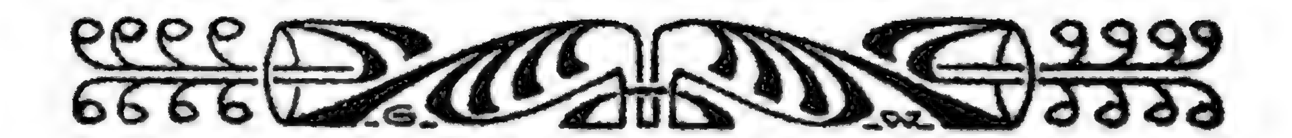
Fritz Martis Roman „Die Schule der Leidenschaft“ ist geradezu ein Dokument jenes bodenständigen, rassechten alteidgenössischen Geistes, dem noch kein Schliff fremder Tanzschulen die Eigenart schwächte; das muß auch der freudig anerkennen, der die ererbte Hellebarde, die seinen Händen zu schwer war, mit der Damaszenerklinge vertauscht hat und lieber ficht als dreinschlägt. Kein Zweifel, wir haben ein Werk mit Tiefgang vor uns: wenn viele leichte Kähne, die es heute mühelos überflügeln, gekippt und gestrandet sind, wird es noch stolz und ruhig wie am ersten Tag dahinsegeln! Nicht alle mögen an seine Bekanntschaft als an einen Genuß zurückdenken — als an ein Erlebnis gewiß . . .

* * *

Anhangsweise und mit kurzen Worten sei mitgeteilt, daß nun auch die als nüchtern verschriene Schweiz anfängt, frühreife dichterische Talente zu produzieren. Vor einigen Wochen las im Literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen in Zürich Herr Siegfried Lang aus Bern eigene Dichtungen vor, die sich eines bedeutenden Beifalls zu erfreuen hatten. Mit seinen 19½ Jahren darf dieser jugendlicher Autor, der mit der Reinheit der Jugend in formvollendeten Versen den köstlichen Duft und Schmelz der Dinge eingefangen hat, gewiß als ein lyrisches Wunderkind angesprochen werden. Will man nicht ein so verfeinertes Gefühlsleben an sich schon als etwas Abnormales betrachten, so ist Lang auch frei von Dekadence, jedenfalls von jener, mit der zum Beispiel Hugo v. Hofmannsthal seinerzeit debutierte. Eine kleine Probe aus seinen soeben erschienenen „Gedichten“ mag unserm Monatsbericht, der sonst mit Lyrik beginnt, seinen lyrischen Ausklang geben:

Du, es müßte seltsam sein,
Wenn wir beide, ganz allein,
Abends durch die Felder streiften,
Wo die Ähren flüsternd reiften . . .
Ganz alleine, ich und Du!

Du, es müßte seltsam sein,
Wenn wir abends, ganz allein,
Prüften, wie die Ähren reiften,
Und sich unsere Hände streiften. —
Du, es müßte seltsam sein!



Literaturgeschichtlicher Bericht.

Von

Arthur Sewett.

I.

Was den Umfang bemerkenswerter Neuerscheinungen betrifft, so steht die neue Literaturgeschichte von Eduard Engel obenan (Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky). Ach dieser Umfang! Die ganze Literatur von den allerersten Anfängen bis auf unsere allerneuesten Dichter, Dichterlinge, schreibende Frauen! Namen finden sich unter den letzteren — Kürschners höflicher Literaturkalender, der seine Pforten freundlich jedem öffnet, der je in seinem Leben ein Buch verfaßt hat, mußte sie aufnehmen, er ist schließlich nur ein Adreßbuch und will auch nicht mehr sein, aber ... eine Literaturgeschichte?! Geschichte und diese Namen, die noch nicht einmal erträgliche Eintagsfliegen bezeichnen! War der Verfasser allzu höflich oder allzu gewissenhaft? Wert hätte beides nicht.

Also die ganze Literatur von A bis Z! Ausstattung des Werkes, Festsetzung des Preises (12 Mk. für zwei gewaltige Bände!) und Inhalt, alles hat sich vereint, um dieses Buch als geeignet für die großen Kreise des Volkes oder sagen wir der „Gebildeten" unter ihnen zu bezeichnen. Also nicht eine Literaturgeschichte wie die von Wilhelm Scherer, die allerlei Kenntnis voraussetzt, eher eine Art der einmal populären, jetzt überlebten von R. König, aber doch mehr als ein großes literarisches Bilderbuch wie jene. „Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden." Dies Goethewort hat der Verfasser an den Kopf seines Werkes gesetzt. Nur daß es für eine Literaturgeschichte doch ein eigenes Motto ist. Wer sind hier die Wissenden? Die, welche Einblick haben in die ganze Entwicklung der Literatur und Kenntnis ihrer Werke? Für diese wäre eine „Literaturgeschichte" doch nichts als ein sehr subjektives und für sie belangloses Urteil eines einzelnen über Wert und Unwert der literarischen Erzeugnisse. Und für die Nichtwissenden? Da liegt meines Erachtens gerade diesem Riesenwerke mit seiner Legion von Namen, Werken, Kritiken die schlimmste Gefahr unserer Tage nahe: in nicht urteilsfähigen Kreisen ein Scheinwissen, ein schablonenhaft-apodiktisches Schwören auf des Meisters Worte zu züchten, das ohne Wert und Zweck ist. Kranken doch schon die Mode gewordenen populären Vorträge unserer Tage, soweit sie sich auf dem beliebten literarischen Gebiete bewegen, an der Kathedersucht eines sehr subjektiven Urteils über die Dichter, anstatt diese selber sprechen zu lassen. So viel ist mir klar, daß der „Nichtwissende" an einem ruhig-eifrigen Studium des Nibelungenliedes, Lessings, Wildenbruchs oder Hauptmanns oder wen man sonst von den Modernen

will, viel, sehr viel mehr Gewinn hat, als wenn er diese über tausend großen Seiten einer alles gebenden Literaturchronik durchstöbert.

Diese Bedenken gegen Umfang und Länge des Werkes sollen mich nicht abhalten, anzuerkennen, daß der Verfasser das Rüstzeug zum Literaturhistoriker hat. Was macht dieses Rüstzeug aus? Neben dem als selbstverständlich vorauszusetzenden Wissen das dichterische Mit- und Nachempfinden, der poetische Enthusiasmus, wie der Verfasser selber bemerkt. Wer lediglich vom Standpunkte des Gelehrten eine Literaturgeschichte schreibt, wird es über eine wissenschaftlich-hölzerne Systematik nicht hinausbringen. Aber den Nerv aller Literatur: das tiefe Geheimnis des Schaffens, das noch nicht ergründete Problem, wie sich das Erlebte im Dichter zum Kunstwerk umsetzt, kann keine literarische Gelehrsamkeit, kein Erschließen und Erforschen von allerlei Quellen uns geben. Nur kongeniales Mitempfinden vermag ihm leise, langsam nachzutasten. Ich unterschreibe ganz die bescheidene Ansicht des Verfassers, daß der beste Literaturgeschichtsschreiber noch tief unter einem Dichter von mittlerem Grade steht. — In der Würdigung der „Gegenwart“ stimme ich — wie wäre dies bei der Materie ohne Grenzen auch anders möglich? — in vielem mit dem Verfasser nicht überein, bestätige aber sein unbefangenes und gerechtes Urteil über den Kernnamen dieser Periode: Gerhart Hauptmann. Ich bekenne gerne, daß ich einmal mit ganzer Seele an den Dichterberuf Hauptmanns geglaubt habe, bis seine letzten Werke: die trotz aller packenden Theatralik doch seelenlose Nachdichtung „Elga“ und die „Über“-farce „Und Pippa tanzt“, in der nur beschränkte Anbetung allerlei tiefste Tiefen der Symbolik und Mystik zu entdecken vermag, diesen Glauben erschütterten. Vor einigen Jahren noch würde ich mich gegen eine Charakterisierung Hauptmanns als des großen Dichters ohne eine erkennbare Weltanschauung, der wohl den Anlauf nimmt zu großen Gedanken in großen Worten, sich aber bald in klingenden Theaterdeklamationen erschöpft (S. 1112f.), aufgelehnt haben, jetzt kann ich Engel nicht mehr Unrecht geben.

Ein warmer Glaube an eine literarische Zukunft unserer Dichtung, der hier und an vielen anderen Stellen oft mit glühenden Zungen spricht, verleiht dem literarhistorischen Werke eine poetische Beredsamkeit, die nicht sein schlechtestes Teil ist.

* * *

Eine andere neue Literaturgeschichte (von Professor Dr. Gotthold Böttcher; Hamburg, Gustav Schlößmanns Verlag) geht von der Erwägung aus, daß nicht nur das geistige Element eines Volkes, daß vielmehr auch seine Kunst, sowohl die bildende als die redende, in engster Wechselbeziehung zu seinem religiösen Leben stehe. So zeige uns die deutsche Literatur, wie die Ideale unseres Volkes, die in seinen Dichtungen zum Ausdruck kämen, durch den religiösen Anschauungskreis bestimmt werden und demzufolge eine richtige Einteilung der Literaturgeschichte unter den Gesichtspunkt der religiösen Entwicklung zu stellen sei.

Die Bedenken, die ich gegen diese programmatische Andeutung sofort empfand, sind durch die Lektüre des Buches bestätigt worden. Ich wäre der letzte, der

eine deutsche Literaturgeschichte ohne starke Betonung des deutsch-nationalen Elements, ohne ernste Erfassung vom innerlich-christlichen Standpunkt aus gelten ließe. Das ganze Werden und Wachsen unserer dichterischen Erzeugnisse ist so eng mit diesen Elementen verbunden, daß sie gar nicht eliminiert oder auch nur nebensächlich behandelt werden können. Auch für den Profan-Literarhistoriker wird ein bedeutender Wendepunkt unserer literaturgeschichtlichen Entwicklung mit der Reformation gegeben sein; im Grunde und Wesen ist solche Einleitung gar nichts Absonderliches oder Neues. Aber ich meine: eine Literaturgeschichte formal schon lediglich unter den Gesichtspunkt religiöser Entwicklung und Prinzipien zu stellen ist ein eigen Ding, weil solche Einteilung von vornherein nicht unbefangen literarisch-wissenschaftlich und künstlerisch wirkt. Gerade wie in der Unterhaltungsliteratur ein zurückhaltendes, nur aus dem Wesen und Inhalt der Dichtung an sich entwickeltes christliches Empfinden einen künstlerischen Eindruck hervorruft und die Sache fördert, wie aber nichts so stört und schadet als eine tendenziös gerichtete und aus dem Rahmen der Dichtung tretende Frömmigkeit, so ist es mutatis mutandis auch mit einem literarisch-wissenschaftlichen Werke. Schon der Anschein, als ob es nicht geschichtlich-objektiv (so weit dies natürlich möglich!), als ob es gar von einem bestimmten Parteistandpunkt aus geschrieben, schadet ihm, vor allem aber der Sache, die es vertritt. Die Wissenschaft darf nicht tendenziös sein, die historische am allerwenigsten, und die Kritik gräbt sich allein durch solchen Vorwurf ihr Grab.

Seinen national-christlichen Standpunkt bei jeder einschlägigen Gelegenheit geltend zu machen, für eine religiös-sittliche Weltanschauung und ihre Ideale mit ganzer Seele einzutreten, ist nicht nur Recht, es ist Pflicht deutscher Literarhistoriker. Dabei muß aber der allererste Gesichts- und Ausgangspunkt, unter den Werke der Kunst gestellt werden, der künstlerische sein. Wie die Kunst nur Selbstzweck ist, muß es auch die künstlerische Kritik im letzten Grunde sein. Einen großen Teil einer Literaturgeschichte, die ganze Zeit vom jungen Deutschland bis hinein in unsere modernste Zeit zu überschreiben: „Die deutsche Literatur unter den Einflüssen antichristlicher Weltanschauung" ist deshalb schon mißlich, weil die Überschrift bereits das Urteil, die Tendenz einschließt, mag auch nachher der Inhalt, wie ich gerne anerkenne, objektiv-historischer Kritik sich befleißigen. Wie überhaupt der Fehlgriff hier mehr in der Form wie in der Sache liegt und der Verfasser nicht nur Verständnis, sondern auch eine durch Vorurteile nicht getrübte Liebe für echte Kunst zeigt.

* * *

Eine Lebensdarstellung von Hermann Kurz durch seine Tochter Isolde (München und Leipzig, Georg Müller) darf Anspruch auf literarische Würdigung erheben. Hier sehen wir das Lebenswerk eines Dichters erfaßt und verstanden von einer Dichterin, die ihm seelen- und blutsverwandt ist. Das gibt dieser Biographie von vornherein Reiz und inneres Leben. Mit feineren, oft wehmütig-stillen, dann aber wieder zu männlichem Stolze sich erhebenden Zügen erfüllt sich

in plastischer Zeichnung das Bild des Denkers, dessen Leben, solange die Tochter ihn kannte, ein „langer Monolog“ gewesen, der nicht einmal unterbrochen wurde, um zu seinen Kindern zu reden. Diese karge Verschlossenheit machte die Aufgabe für die Tochter wohl schwer, sie gab ihr aber zugleich das eigenartige Gepräge, das nur das ganze Buch zum innerlichen Erlebnis stempelt. Der Chronist bedarf der Worte und der Taten, um zu schreiben, das Dichtergemüt erfühlt, errät mehr als es sieht und hört und ist dabei mit seinem feinen Spürsinn, mit seinem kongenialen Mitleben auf sicherer und richtigerer Bahn als der Chronist. Das Buch von Isolde Kurz ist ebenso Dichtung wie Biographie oder vielmehr eins durch das andere. Übrigens bemüht sich die Nachwelt, an dem Dichter gut zu machen, was die ihn wenig beachtende Mitwelt versäumt hat. Seine Werke, von Erich Liesegang in den „Rheinischen Hausbüchern“ (Wiesbaden, Emil Behrend) herausgegeben, werden durch ihre gediegene Ausstattung und durch billigen Preis das Ihre zur weiteren Verbreitung des hauptsächlich nur in seiner schwäbischen Heimat gewürdigten Dichters beitragen.

Eine leichtere Aufgabe als Isolde Kurz hatte H. Hubert Houben für seine Biographie Heinrich Laubes (Leipzig, Max Hesse). Einmal sehen wir hier im Gegensatz zu der abgeschlossenen Einsamkeit Heinrich Kurzs einen reich bewegten und nach außen klar sich abzeichnenden Lebensgang, eine scharf und fest umrissene Persönlichkeit, zum anderen hat Laube durch seine eigenen Aufzeichnungen seinem Biographen so viel Material gegeben, daß diesem sehr viel zu tun eigentlich nicht mehr übrig blieb.

Laube war Theaterdirektor, das machte seine Größe aus, das bestimmt zugleich die Grenzen seines Könnens. So haben seine literarische Schöpfungen auf dramatischem wie epischem Gebiete, und unter ihnen seine besten: „Graf Essex“ und „Die Karlsschüler“ ihren Wert ausschließlich durch das heiße Theaterblut, das sie durchströmt. Theaterdirektor, darin hatte Laube recht, soll nur ein dramatischer Schriftsteller sein, der „plastische Phantasie“ und die Gabe „dichterischer Nachschöpfung“ besitzt. Als Theaterleiter hat Laube geniale Fähigkeiten entwickelt, das ist nach seiner glänzenden Führung des Burgtheaters außer Frage. Aber ich möchte dieses Lob ein wenig einschränken, nämlich auf das Gebiet der Regie, Inszenierung und des schauspielerischen Elements. Literarisch war seine Direktion keineswegs einwandfrei. Die deutliche Bevorzugung von Ifflands und Schröders rührseligen Bürgerdramen vor einer zwar realistischen, aber markerfüllten, den Stempel des Genies sichtbar tragenden wirklichen Bürgertragödie, wie Hebbels „Maria Magdalena“, seine trotz eifriger und mustergültiger Neueinstudierungen Shakespearescher Dramen doch nur geringe Meinung von diesem Heros aller Dramatiker, das bezeichnet keine literarische Weitsichtigkeit. Wenn es Laube aber trotz bedeutender Anläufe im letzten Grunde nicht fertig bekommen hat, das Wiener Burgtheater zur deutschen Nationalbühne zu erheben, so lag das an seiner immer stärker hervortretenden Vorliebe für die heute längst überwundenen sentimentalen Dramen der Franzosen, die er mit der an sich richtigen Äußerung rechtfertigte, daß das hier immer wiederkehrende Ehebruchmotiv einen Konflikt

enthalte, in dem die edelsten Seelenkräfte ruhten. Dabei darf aber gerechterweise nie vergessen werden, daß Laube als Leiter der bedeutendsten Bühne trotz seiner Neigung zu den Franzosen die idealste Aufgabe einer solchen nie aus dem Auge gelassen: national zu wirken. Er hielt die Bühne am mächtigsten, wenn sie nationale Dinge ausspreche. „Eine große vaterländische Dichterkraft verleiht einem Theater Fundament und Weihe." So besteht Laubes nie zu vergessende Großtat als Theaterleiter für mich darin, daß er Österreich Grillparzer wieder erweckte und auf diesen als seinen Nationaldichter wies. Über dieser einen Tat mag ihm manche literarische Irrung vergeben sein.

* * *

Ein interessantes Buch auf ähnlichem Gebiet hat der Direktor des Neuen Theaters in Berlin Alfred Schmieden herausgegeben: „Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen für das Königliche Nationaltheater zu Berlin." Erster Teil. Wilhelm Tell (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Unter genauem Studium des Archivs des Königlichen Hoftheater stellt der Verfasser die Regieschicksale des „Wilhelm Tell" dar. Ein ihm in die Hände gekommenes „Dirigierbuch" ist nach seiner Ansicht das Originalmanuskript des „Tell". Sehr interessant ist nun die hier entdeckte Aufstellung von Fragen über Einzelheiten der Inszenierung und Auffassung, die Direktor Iffland, als Theaterleiter übrigens in mehr als einer Beziehung mit Laube zu vergleichen, an Schiller sandte und dieser mit seinen Gegenbemerkungen versah.

Ich streife ein Sammelbuch: „Badische Dichter" (Freiburg, J. Bielefeld), das von Albert Geiger herausgegeben und mit Christoph von Grimmelshausen als dem Vertreter des 17. Jahrhunderts beginnend bis zu jungen Dichtern unserer Gegenwart fortgeführt ist. Neben Bedeutendem aber vollauf Bekanntem und in jeder Dichtersammlung Vertretenem von Hebbel, Scheffel und dem als Lyriker noch nicht genug gewürdigten Ludwig Eichrodt, dessen „Kind" und „Mondnacht" Perlen unserer deutschen Lyrik sind, enthält das Buch auch vieles Mittelmäßige und Unbedeutende, das uns hätte gut unbekannt bleiben dürfen.

* * *

Ein mehr essayistisches Werk ist das von Richard M. Meyer: „Gestalten und Probleme" (Berlin, Georg Bondi). Ob man mit R. M. Meyers Ansicht übereinstimmt oder nicht, ob man seine Resultate sich zu eigen macht oder sie ablehnt, eins darf man ihm unter keinen Umständen absprechen, daß er ein scharfsinniger, klarsehender und gestaltender Literarhistoriker oder besser gesagt: Literarpsychologe ist. Die hier gebotenen Arbeiten über Goethe zeigen eine nach seiner Goethe-Biographie fortschreitende Vertiefung in den großen Dichter, besonders nach der psychologischen Seite hin. Das 19. Jahrhundert, an dessen Eingang Goethes „Faust" und an dessen Ende Ibsens grüblerische Dramen stehen, will Meyer das „psychologische Jahrhundert" benannt wissen, denn keine andere Zeit hat so leidenschaftlich danach gerungen, das innerste Wesen des Menschen bloßzulegen (S. 56). Niemand hat aber mehr dafür getan, die künst-

lerische Psychologie zu erneuern und zu verjüngen, als Goethe, sodaß auch Ibsen und Hauptmann nur Erben einer großen Vergangenheit sind. Die Urphänomene aber, auf denen Goethes Psychologie sich aufbaut, sind die Individualität und die typische Entwickelung. Zu der frühfertigen Gabe der Beobachtung kommt bei ihm ein gewisser Instinkt, so daß wir auch in seinen frühesten Produktionen niemals jene groben Verzeichnungen, jene weltfremden Voraussetzungen finden, mit denen etwa „Fiesco" übersät worden ist (S. 60). Für Goethes Seelenlehre wurde vor allem eine Idee wichtig und fruchtbar: die von der inneren Gleichartigkeit oder mindestens von der weitgehenden Verwandtschaft aller Charaktere. Den Charakter sieht er als ein Urphänomen an und zwar als etwas, das die Natur aus zwei Elementen formt: aus einem festen Kern, der eben die eigentliche „Individualität" ausmacht und den er später gern nach Leibniz die „Entelechie" benennt, und aus mehr beweglichen, flüssigen Bestandteilen.

An das erste psychologische Urphänomen, das der Individualität mit ihrem wundersamen Aufbau, schließt sich das zweite an: das der typischen Entwicklung. Dieser typischen Entwicklung werden selbst die Empfindungen und Leidenschaften bei Goethe untergeordnet. So wird die Liebe, die im „Werther" als eine gleichmäßig glühende Leidenschaft geschildert ist, in den Wahlverwandtschaften fast zu reinlich in weitere typische Entwicklungsstadien zerlegt: wie sich das Wohlwollen zu einem Bedürfnis der Anpassung steigert, wie es zur Leidenschaft aufflammt, wie dieses ins Grenzenlose anwächst, wie die Beschwichtigungsversuche der Welt nur dazu dienen, die ganze Macht der Liebesleidenschaft zu beleuchten.

Ein „Darwin der Psychologie", zerstört Goethe die vorher in der Literatur übliche französische Eigenschaftspsychologie, indem er die Eigenschaften zu „Dispositionen" vertieft. Nicht wie die alte kirchliche Erziehung, nicht wie Rousseau, wie Wieland sucht er alle Menschen auf ein gemeinsames Ideal hinzulenken, sondern vielmehr jeden zu seinem individuellen Ideal zu fördern (S. 80).

Über jede Betrachtung von Goethes Figuren könnte als Motto das Wort gesetzt werden, das in der Metamorphose der Pflanzen den Schlüssel zu seinem naturwissenschaftlichen Glaubensbekenntnis bildet:

„Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern.
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz."

Es wäre sehr versuchlich, auf des Verfassers geistvolle und mannigfaltige Ausführungen weiter einzugehen. Aber der Raum setzt Schranken. So bemerke ich nur, daß ich alle vier rein ausführlichen Aufsätze über Goethe (S. 56—131) mit demselben Interesse gelesen habe, wie die über Zola und Nietzsche und das eigenartige Essay: „Deutschland ist Hamlet".

In Heinrich Spiero: „Hermen, Essays und Studien" (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß), schreibt der Kritiker weniger als der Liebhaber. Diese Bezeichnung aber nicht im Sinne des Dilettanten, vielmehr in ihrer wörtlichsten Bedeutung: der lieb hat. Die Liebe hat dem Verfasser die Feder geführt. Er tritt für die Schriftsteller, die er behandelt, mit derselben Wärme ein, wie ein Dichter für die Helden seiner Phantasie.

II.

Ich lasse nun einige Werke folgen, die ihren litteraturgeschichtlichen Charakter in einer mehr allgemein philosophischen oder psychologischen Prägung offenbaren.

So gibt der Herausgeber Friedrich Poske einer Gesamtheit von Aufsätzen von K. Heinrich von Stein den Titel: „Zur Kultur der Seele“ (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta), weil diese Aufsätze, obwohl sie zum Teil literarischen Inhalts sind, alle in mehr oder minder deutlich hervortretender Beziehung zum Problem der Psyche stehen, das den Mittelpunkt des Steinschen Denkens überhaupt bildet. Der verstorbene Verfasser ist bekannt geworden durch ein vorzügliches Buch über Goethe. Die hier gesammelten Essays sind zumeist in den „Bayreuther Blättern“ erschienen, denn der von der Welt wenig verstandene, ja oft verkannte Stein war ein eifriges Glied des „geistigen Bayreuth“. „Es war“, so schrieb Friedrich Nietzsche, als er seinen Tod erfuhr, „bei weitem die schönste Spezies Mensch unter den Wagnerianern, wenigstens so weit ich sie kennen gelernt habe, die Sache tut mir so weh, daß ich immer wieder nicht daran glaube.“ Steins Lebensarbeit war, den Menschen den Weg zu edlerer Kultur zu bahnen. Die platonische Frage urteilt Poske: „Wie gelangt die Seele zum Guten?“ und die christliche Mahnung: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“ sind die leuchtenden Wahrzeichen auf diesem Wege. Die Kunst hat es mit der „Hervorbringung des wahrhaft und tief Menschlichen“ zu tun. So wurzelt die Ästhetik Steins im Ethischen. Nicht anders ist es mit der Philosophie. Kants Kritizismus, der, richtig erfaßt, in seinem Endergebnis zum Positivismus führt, dient gerade so wie Schopenhauers Verneinung und Pessimismus im letzten Grunde nur diesem einen Ziele: der kulturellen Erziehung und Besserung der Menschheit.

Auch Otto Baumgartens: „Carlyle und Goethe“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, Paul Siebeck), verfolgt religiös kulturelle und national-soziale Zwecke. Der Verf. ist der mir aus der Seele gesprochenen Ansicht, daß wir als Christen der Gegenwart ganz anders als bisher „moderne Ideale“ berücksichtigen sollten. Die Zusammenstellung von Carlyle und Goethe geschieht, abgesehen von ihrer inneren Verwandtschaft, aus dem Empfinden heraus, daß bei der fortschreitenden Spannung zwischen den beiden germanischen Nationen das Band geistiger Gemeinschaft zwischen ihnen gestärkt werden muß, wenn nicht unsere innere Kultur durch unsere Weltpolitik Schaden nehmen soll. Carlyle, der in England eine Großmacht ist, zeigt deutliche Zugehörigkeit zum deutschen Wesen. Mehr. Carlyles geistiger Einfluß weist zurück in die Frühlingstage der Regierung unseres Kaisers. Für die christlich-soziale Bewegung unter den deutschen Arbeitern waren seine sozialpolitischen Schriften (1895 von Pfannkuch übersetzt) eine Fundgrube sozialer Anregungen. Für den evangelisch-sozialen Kongreß wurden sie der leitende, begeisternde Geist (S. 4). Diese Schriften aber waren, wie Hensel in seinem Vorwort zu ihnen gezeigt, von Goethe beeinflußt. Beide sind trotz ihres Gegensatzes die persönlichsten Schriftsteller, ihre Schöpfungen nennt Baumgarten

„Verkörperungen großer Lebensinhalte“. Von all den gelehrten, natur- und geschichtswissenschaftlichen Objektivitäten führen sie zurück zu dem, was doch die Hauptsache ist: „zur Pflege des persönlichen Lebens zu bewußter, klarer Selbsterfassung und energischer, von Wahrheit zur Tat schreitender Selbstzucht.“ Zwei Männer, so führt Carlyle im „Sartor Resartus“ aus, könne er achten: Den schlichten Handarbeiter, der mit erdgeborenem Werkzeug die Erde aufs mühsamste erobert und sich zu eigen macht, und den inspirierten Denker oder Künstler, der mit himmelgeborenem Werkzeug den Himmel uns erobert. — Zum Schlusse kommt der Verfasser auf die Stellung Goethes und Carlyles zum Christentum. Beide sind darin ähnlich, daß sie das Hauptgewicht auf das Handeln legen. „Klarheit, Reinheit, im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben“, das ist alles, was ein Mann auf Erden braucht, meint Carlyle (S. 162 ff.) und weiter, ganz nach Goethe: „Zweifel irgend welcher Art kann nur durch Handeln überwunden werden.“ Und worin beide, Carlyle wie Goethe übereinstimmten: daß wir Ernst machen müssen mit der Auffassung des Christentums nicht als einer äußerlich und wunderbar farbigen offenbarten Gotteswelt, sondern als einer rein innerlichen, geschichtlich gewordenen und geschichtlich sich immer weiter entwickelnden Geistesmacht.

Christliche Gedanken und Ziele, freilich eigentümlich in Form und Inhalt, verfolgt auch das durch seinen Titel verblüffende Buch von Johannes Schlaf: „Christus und Sophie“ (Wien und Leipzig, Akademischer Verlag). Der Umstand, daß dieser Titel einer Tagebuchnotiz von Novalis entspringt, macht ihn deshalb nicht geschmackvoller. Den ersten Teil des Werkes beherrscht die Frühromantik, als deren bedeutendster und systematischer Vertreter Novalis in der auffallenden Einheit seiner Theorie und Reflexion mit seinem persönlichen Erleben dargestellt wird. Der Verfasser sieht in der Frühromantik eine Erneuerung des urchristlichen Prinzips. Er beschäftigt sich dann, wie er es bereits einmal in einer Monographie: „Novalis und Sophie v. Kühn“ getan, mit dem Charakter der Braut des Dichters und weist mit Entschiedenheit, die übrigens längst — neuerdings noch durch W. Dilthey — abgetane Beurteilung Sophies als eines gänzlich unbedeutenden Mädchens, eines „Backfischchens“ zurück. Sophie v. Kühn erscheint ihm als weibliche Ausnahmenatur und Novalis Liebe zu ihr als alles andere eher denn als romantischer Modeschwarm oder „Wertherromantik“ (S. 29 ff.). Von Novalis und seinem Wirken geht Schlaf sodann im zweiten Teil seines Buches zu einer Untersuchung des Christentums und der Persönlichkeit Christi über. Gegen Nietzsche und die neuste Mode des Renaissance-Schwarms, die das Christentum als einen „Sklavenaufstand in der Moral“ längst in Verruf getan, erklärt er das Christentum nach wie vor als die „erste, wichtigste, fundamentalste und wundersamste Prämisse“, auf welcher die gegenwärtige Kultur Europas beruht (S. 121 ff.). Andererseits will er von einem Christus nichts wissen, der sich als sanftes Gotteslamm unschuldig und geduldig zum Heil „der werten Menschheit abschlachten läßt“ (auch hier läßt sich

über den Geschmack des Ausdrucks streiten). Ebensowenig von einem Christus, der das „Idol aller pietistischen alten Waschweiber beiderlei Geschlechts“ ist. Oder der nichts ist als jener „schöne Mann“, der aus einem Pfannschmidtschen Gemälde herausgesprungen zu sein scheint. Wie ihn unsere Vorfahren als den „Heliand“, den mächtigen Heerkönig und Recken Gottes verehrten, wie auch Luther später solche herzhaftere Auffassung seiner Persönlichkeit in einem gewissen Sinne wieder aufleben ließ, so will der Verfasser Christus in eine richtige historische Beleuchtung rücken, ihn mit germanischem Empfinden betrachten. Zuerst steht für ihn die „uneheliche Abkunft“ Christi fest. Er schließt dieselbe außer vielen anderen Wahrscheinlichkeitsgründen sogar aus dem Dogma von der „unbefleckten Empfängnis“ selbst, eine Folgerung, die ich doch sehr willkürlich nennen möchte und von der mich alle Gründe des Verfassers (S. 128ff.) nicht überzeugen können.

Das geistige Band, das beide Seiten des Buches eint, ist neben oder vielmehr mit dem Urchristentum: Nietzsche. So energisch Schlaf gegen Nietzsches Herabsetzung des Christentums bei jeder Gelegenheit protestiert, so nimmt er ihn doch insofern in Schutz, als er der Ansicht ist, daß Nietzsche im Grunde seines Herzens über das Christentum anders denkt und fühlt, als er sich anstellt und sagt. Ja, Nietzsche erkannte die Identität von vollendetem Christentum und vollendeter Menschheit und erwies ihm mit seiner Schöpfung des „Übermenschen“ eine zwar sehr indirekte, aber „geniale Verehrung“.

* * *

Mit Nietzsche beschäftigt sich auch Robert Saitschick: „Deutsche Skeptiker“. „Lichtenberg und Nietzsche“ (Berlin, Ernst Hoffmann & Co.). Beide Denker sind ihm Vertreter des deutschen Skeptizismus, der erste, weil bei ihm eine angeborene Mystik neben dem Individualismus eines entwickelten Verstandes vorherrscht, der zweite, weil der Zweifel in ihm die verwegensten und letzten Konsequenzen zieht und zu einer neuen, negativen Art von Glauben gelangen will. Lichtenberg ist kein systematischer, aber ein tiefsinniger Denker, dessen Skeptizismus sich zu einem außerordentlichen Mißtrauen gegen alles menschliche Wissen steigerte. Ernste Philosophie ist ihm im Grunde nichts anders als Menschenkenntnis. Alles wahre Denken aber reduziert sich ihm auf die Beantwortung der Fragen: „Was bin ich? Was soll ich tun? Was kann ich glauben und hoffen? Wer die bündigste und klarste Antwort darauf gäbe, der stünde der Wahrheit am nächsten“ (S. 38ff.). Gleich Schlaf und wohl den meisten seiner nicht mit Blindheit geschlagenen Beurteiler sieht auch Saitschick in Nietzsche eine symptomatisch-pathologische Erscheinung, deren Denken der leidenschaftlichste Ausdruck unseres schrankenlosen Individualismus ist. Er zeigt, wie in Nietzsches Lebensentwicklung infolge seiner starken Neigung zur Einsamkeit und Abgeschlossenheit die konkreten Elemente und Erlebnisse fehlen, was für jede Entwicklung bedenklich ist. „Unser Charakter“, bemerkt Nietzsche selber, „wird noch mehr durch den Mangel gewisser Erlebnisse, als durch das, was man erlebt, bestimmt“ (S. 83). Dementsprechend fehlt nun auch seinem Gedankengebäude alles Konkrete. — Daß jede Fiktion, jeder Zusatz

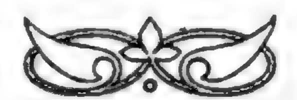
von Ideen schon eine Art von Flucht aus dem Diesseits bedeute, eine Schwäche, eine Unfähigkeit, das Leben in seinen unmittelbaren Wirkungen zu ertragen, das ist trotzdem der Grundpfeiler der ganzen Lebensbetrachtung Nietzsches (S. 141 ff.). Er lehrt im Grunde nur ein Nein und ein Ja. Ein Nein zu allem, was schwach macht, was erschöpft. Ein Ja, zu allem was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt. Also rücksichtslose Bejahung des Daseins bis zu den allerletzten Konsequenzen. Das Christentum perhorreszierte er, wie er selber sagte, mit einem tödlichen Hasse, weil der „Gekreuzigte" für ihn das „Symbol der Verneinung des Lebens, ein Fluch auf das Leben ist". Die Religion, insbesondere das Christentum, ist für ihn nichts als eine „Ausgeburt gebrochener Instinkte". Aber in Augenblicken, wo er die Welt ruhiger und gerechter betrachtete, sprach er trotz alledem von Christus wenigstens nicht ohne eine gewisse Achtung. In demselben Atemzug tritt er an die schöpferische, bildende Wirkung des Christentums im Chaos der Völkerwanderung voreingenommen, ja blind heran. Überall derselbe verhängnisvolle, intellektuelle Irrtum: Statt die Wirklichkeit als Menschenkenner zu erfassen, spielt er mit abstrakten Begriffen! (S. 152).

* * *

Eine gewisse Parallele besteht zwischen Nietzsche als Philosoph und Ibsen als Dichter. Ja, ein Wort Nietzsches schreibt der Verfasser eines wiederum mehr philosophischen als literargeschichtlichen Werkes über Ibsen: „Schicksal und Wille" von Dr. Wilhelm Hans (München, Oskar Beck) als für das Streben und Dichten des Norwegers grundlegend an die Spitze seiner Betrachtungen: „Es gibt eine Art zu verneinen und zu zerstören, welche gerade der Ausfluß jener mächtigen Sehnsucht nach Heiligung und Errettung ist" (Schopenhauer als Erzieher).

Auch bei Ibsen kann man von einer „Umwertung der Werte" reden. Gerade so wie Nietzsche, wie freilich im letzten Sinne jeder eigenartige Mensch, ist auch Ibsen ein Einsamer und als solcher ein unablässig Ringender, Suchender, Leidender, der weiß, daß seine Zeit noch nicht gekommen und doch für sein heiliges Recht zur Umwertung unablässig kämpft. Und wenn auch nicht in der bizarr überspannten Art Jenes, so ist er doch Individualist durch und durch gleich Nietzsche. Die Ideale, die er der Persönlichkeit unter allen Umständen erkämpfen will, könnte man kurz in zwei Worte zusammenfassen: Wahrheit und Freiheit, eines auf Grund des anderen (vgl. hierzu meine eingehenden Ausführungen in der „Allg. Ztg., München" Nr. 137, 138 und in der „Nation" 20. Jahrg. Nr. 14). Das Buch von Hans geht aus von der herb verschlossenen Natur des Dichters, der mehr in sich hinein als um sich blickt und eigentlich nur ein Modell gleich seinem Bildhauer Rubeck hat: sich selber. Dieser Umstand drückt seinen Charakteren seine eigene Physiognomie auf und macht seine Probleme zu rein innerlichen. Die persönliche Stellung des Ich zur Um- und Mitwelt ist der Mittelpunkt seines Denkens. Als nordische ist Ibsen eine ethische Natur. Der Wille ist ihm die wichtigste Kraft des Menschen. Aber seine Ethik ist nicht

auf transzendentale oder metaphysische Erwägungen gebaut. Dazu ist er zu skeptisch, zu verstandesmäßig-sezierend beanlagt, schwört er zu sehr auf den Satz: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“. Aber wenn auch nicht Metaphysiker, so ist er umsomehr Mystiker und Romantiker, insofern er an ein geheimnisvolles Reich der Dinge an sich glaubt, in das aber nicht klares Wissen, sondern nur dunkles, traumhaftes Ahnen hineinführt. Der Zweifel ist die Tragik seines Lebens. Nur an eins kann sich dieser Zweifel nie heranwagen: Das ist sein fester Glaube an eine stetig fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts, die in diesem „dritten Reiche“ eines neuen Geschlechts gipfelt. Die Vererbung ist das moderne Schicksal. Der Kern der Moral aber heißt lediglich: sich seiner Bestimmung bewußt zu sein. Ibsen unterscheidet zwischen „Stiefkindern des Glücks“, deren Aufgabe das Selbstopfer ist wie beim dienenden Weibe und „Auserwählten“, die in Erfüllung ihrer Persönlichkeit und ihres Menschenberufes Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft, ja Hinwegschreiten über Andere üben müssen, wenn sie dabei auch in den „individuellen Konflikt“ der „zartgebauten Gewissen“ kommen.



Berichtigung.

In dem in unserm Januarheft enthaltenen Aufsatz von W. Münch, „Zur Centennarfeier eines edlen Buches“ ist auf Seite 530 durch einen unglücklichen Zufall beim Druck eine bedauerliche Verwirrung entstanden, so daß der Sinn verloren geht. Die letzten 9 Zeilen dieser Seite mußten lauten:

„Und was die Anlagen betrifft, so ist es ein großer Grundsatz Jean Pauls, daß nichts, was in dem Zögling eine Kraft heißen kann, durch die Erziehung geschwächt werden soll: nur soll die entgegengesetzte, von Natur schwach entwickelte Seite, der Gegenmuskel, wie er sich bildlich ausdrückt, gestärkt werden, damit eben doch Harmonie werde. So sollen denn auch dem Knaben, damit er sich innerlich emporrecke, große Ziele frühzeitig aufgestellt werden, ein langes, zusammenhängendes Wollen von ihm verlangt oder in ihm angeregt, eine große Idee (die der Ehre etwa) lebendig eingepflanzt, Größen überhaupt vor Augen gestellt werden, die eine gesunde Spannkraft ausüben.“

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6**, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Wir veröffentlichen gern folgenden neuen:

Aufruf

des Hilfsausschusses für die notleidenden Deutschen Ruszlands (Berlin SW. 11, **Hafenplatz** 10)

und bemerken, daß über die Tätigkeit dieses Ausschusses von Dezember 1905 bis November 1906 ein hochinteressanter **Bericht** von 64 Seiten mit einer großen Karte erschienen ist, dessen eingehende Lektüre nur dringlichst empfohlen werden kann.

„Um Weihnachten 1905 rief der Hilfsausschuß die Deutschen aller Parteien und Bekenntnisse auf, die Not, in welche unsere Stammesgenossen in Rußland durch die revolutionären Ereignisse geraten waren, lindern zu helfen. Über 300 Zweigvereine in allen Teilen des Reiches halfen uns bei diesem Werk, und über **800 000 Mk.** waren das Ergebnis unserer Sammlungen. Diese Summe war aber kaum ausreichend, der dringendsten Not der Verfolgten und Flüchtigen zu steuern, und sie verschwindet gegenüber dem gewaltigen, 100 Millionen Mark weit übersteigenden Schaden, den die Deutschen in Rußland erlitten haben.

Wir haben keine Mittel mehr zur Linderung der stetig wachsenden Not, die eine Folge der anarchischen Zustände und der wirtschaftlichen Krisis ist. Hier kann nur mit neuen Mitteln in planmäßiger Verwendung geholfen werden.

In den von Hungersnot getroffenen übervölkerten **Wolgakolonien** sind viele Tausende unserer Volksgenossen zur Abwanderung gezwungen, aber es fehlen die Mittel zur Reise und zur Gründung einer neuen Existenz. Diesen Deutschen, die ihre sächsische und schwäbische Mundart bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, muß geholfen werden, wenn möglich, **ins alte Vaterland zurückzukehren.**

Auch aus **Polen**, wo mehrere hunderttausend Deutsche, Land- und Industriearbeiter, in ihrer wirtschaftlichen und nationalen Existenz bedroht sind, hat eine Rückwanderung nach Deutschland begonnen. Wir können ihnen bei uns in Landwirtschaft und Industrie neue Lebensbedingungen schaffen.

In den **Ostseeprovinzen**, wo die meisten Menschenleben geopfert und die größten Schäden entstanden sind, haben die Deutschen nach den ersten überraschenden Schlägen sich auf sich selbst besonnen und die große Frage, ob Abwandern oder Ausharren, dahin entschieden, **daß sie entschlossen sind, die deutschen Kulturstätten, welche ihre Vorfahren in Jahrhunderten geschaffen haben, nicht mutlos den anarchistischen Banden preiszugeben, vielmehr bis auf den letzten Mann kämpfend auszuharren.**

Die materiellen Lasten, welche den Deutschen in Rußland durch die Ereignisse auferlegt worden sind, werden noch dadurch vermehrt, daß gerade jetzt eine neue, große Mittel erfordernde Aufgabe an sie herangetreten ist: **Die Neuerrichtung der in früheren Jahren aufgehobenen deutschen Schulen.**

Es sind deren allein in den baltischen Provinzen **fast hundert** aus privaten Mitteln begründet worden. Die deutschen Arbeiter und Handwerker in den baltischen Städten, unter denen sich Tausende von Reichsangehörigen befinden, können die Schullasten nicht aufbringen, und die Unterstützung, welche die schwergeschädigten besitzenden Kreise in Stadt und Land in opferfreudigster Weise auch jetzt noch gewähren, reicht für die großen Ansprüche nicht aus.

So erkennen wir es denn als eine heilige nationale Pflicht, unsern Stammesbrüdern im russischen Reiche auch fernerhin mit werktätiger Hilfe zur Seite zu stehen.

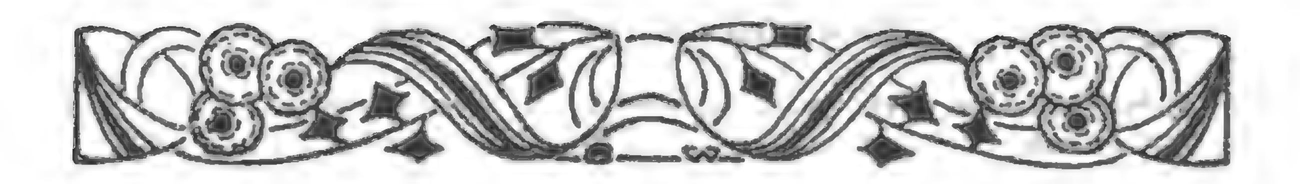
Wir bitten daher alle Deutschen, ohne Rücksicht auf Partei und Bekenntnis, uns erneut zur Vollführung unseres Unterstützungswerkes zu helfen und dadurch viele Tausend unserer deutschen Volksgenossen vor dem nationalen und wirtschaftlichen Untergang zu bewahren.

Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammelstelle, die **Kgl. Seehandlungshauptkasse zu Berlin**, Markgrafenstraße 46a, mit der Bezeichnung: **„Für die notleidenden Deutschen Ruszlands“** erbeten.

Berlin, im November 1906.

Der Arbeitsausschuss.

von Alten, Generalleutnant z. D. Dr. **Arendt**, M. d. R., M. d pr. A. **Behre**, Direktor. **von Bernhaupt**. Dr. **Eickhoff**, Prof. M. d. R., M. d. pr. A. Prof Dr. **Faßbender**, M. d. pr. A **Alfred Geiser**, Geschäftsführer des Alld. Verb. Dr. **König**, Geh. Oberpostrat, M. d pr. A. **von Loebell**, Generalmajor z. D. **Lückhoff**, Direktor, M. d. pr. A. **Ferd. Neubürger**, Schriftsteller. Dr. **Herm. Paasche**, Geh. Reg.-Rat, Professor, 2. Vizepräsident des Reichstages, M. d. pr. A. **Th. H. Pantenius**. **Raschdau**, Kaiserl. Gesandter z. D. **E. Freiherr von Reibnitz**. Dr. **Rewoldt**, Justizrat, M. d. pr. A. Prof. Dr. **Samassa**. Dr. **Theodor Schiemann**, Univ.-Prof. **Reinhart Schmidt**, M. d. R., M. d. pr. A. **Victor Schoultz**, Geschäftsführer des Deutschen Ostmarkenvereins. **Strosser**, Major a. D., M. d. pr. A. **Adolf Stein**. Dr. **von Veh**, Rechtsanwalt, Vorsitzender. **Franz Wagner**, Justizrat.



„Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat gibt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren."

Moltke.

Unter fremdem Willen.

Baltische Novelle aus der Revolutionszeit.

Von

Frances Külpe.

(Schluß.)

Um diese Zeit brachte ein an sich geringfügiger Vorfall die schwelende Flamme in ihm zum Ausbruch. In der russischen Kirchenschule befanden sich auch lettische Kinder lutherischer Konfession, denen Vater Nikiphor gleichzeitig mit den orthodoxen lettischen Kindern den Religionsunterricht erteilte. Als sich diese Kinder dem Pastor Brenner zur Konfirmation vorstellten, weigerte sich der protestantische Geistliche, sie anzunehmen, teils weil sie mit seinen Schülern nicht mithalten konnten, teils um die Eltern der Kirchenschüler zu zwingen, das Verkehrte ihres Vorgehens einzusehen und ihre Kinder der russischen Schule zu entziehen. Die lettischen Eltern, die nur noch äußerlich an der Tradition des Protestantentums festhielten, gerieten darüber in eine wilde Empörung, und Vater Nikiphor wußte diese Stimmung so gut auszunützen, daß tatsächlich eine Reihe von ihnen zum orthodoxen Glauben übertrat. Andere konservativere Elemente hielten an ihrem Lutherglauben fest und verlangten trotzig, der Pastor solle nachgeben. Er blieb natürlich bei seiner Weigerung. Nun aber legte sich Vater Nikiphor in scheinbarer Großmut ins Mittel und erklärte den bestürzten Eltern, er selbst werde mit Pastor Brenner verhandeln.

In siegessicherer Stimmung begab er sich aufs deutsche Pastorat, das von uralten Linden eingehegt, außerhalb des Fleckens lag, und

forderte eine Unterredung mit dem Prediger. Er trat in Pastor Brenners Arbeitsstube und fand ihn zu seiner Überraschung nicht allein.

Baron Falkenfels, eine überaus distinguierte Persönlichkeit mit einem eigentümlichen ironischen Zug um die schmalen festzusammengepreßten Lippen, erhob sich mit sarkastischer Höflichkeit bei seinem Eintritt.

Gemessen trat Pastor Brenner seinem orthodoxen Kollegen entgegen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Pastor Brenner", sagte der Pope ohne Gruß, laut und herausfordernd.

Erstaunt zog der Pastor die Augenbrauen hoch.

„Guten Tag!" sagte er mit nachdrücklicher Betonung.

Vater Nikiphor erbleichte, schoß einen lodernden Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor und verbeugte sich mit einem heftigen Ruck. Hart schlugen seine Stiefel zusammen.

„Nehmen Sie gefälligst Platz", sagte Pastor Brenner und wies auf einen gepolsterten Stuhl.

„Ich ziehe es vor, zu stehen", grollte Vater Nikiphor. „Es handelt sich um die lutherischen Kirchenschüler in der russischen Schule, denen Sie den Konfirmandenunterricht weigern.

Ich selbst habe meinen Schülern den Religionsunterricht in neutraler Weise erteilt, ohne die konfessionellen Unterschiede hervorzuheben, ich wiederhole es — in gänzlich neutraler Weise. Somit fordere ich die Anerkennung dieses Unterrichts von Ihnen. Meine Religionsstunden sind eine vollständig genügende Grundlage für Ihre Konfirmandenlehre, und nun frage ich Sie: Mit welchem Recht verweigern Sie meinen Schülern den Konfirmationsunterricht?"

Er hatte laut und erregt gesprochen.

„Seit wann vertreten Sie meine Rechte, Euer Hochwohlehrwürden?" fragte der Pastor, der nun auch stehen geblieben war, mit höflicher Gelassenheit.

„Seitdem ich sehe, daß Sie in Ihren Pflichten lässig geworden sind, Pastor Brenner", stieß Vater Nikiphor wild hervor.

Ein amüsiertes Lächeln spielte um die Mundwinkel der beiden Herren.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß niemand sich um meine geistlichen Pflichten zu kümmern hat, als das evangelisch-lutherische Konsistorium."

„Und ist Ihr Konsistorium mit Ihrer Auffassung einverstanden?" keuchte der Pope.

„Darauf bin ich Ihnen keine Antwort schuldig."

„Bravo!" sagte der Baron beifällig.

Wie ein gereizter Tiger funkelte Vater Nikiphor den Edelmann an. „Mit welchem Recht“ . . . begann er wieder — „mit welchem Recht nehmen Sie Anteil an unserer Aussprache?“

„Ich verweigere Ihnen jede Antwort auf eine ähnliche Frage“, sprach der Baron mit eisiger Höflichkeit. „Die Antwort daraufhin bin ich jederzeit bereit meinem Landsmanne, Pastor Brenner, zu geben. Übrigens nehme ich mir die Freiheit, Sie auf das Deplazierte Ihres Eindringens und Vorgehens aufmerksam zu machen. Wären Sie mir in dieser Weise in meinem Hause begegnet, mein sehr geehrter Herr, ich sähe mich veranlaßt, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen.“

Erstarrt stand Vater Nikiphor. Langsam und mächtig schwollen ihm die Stirnadern an.

„Hausrecht!“ schrie er seiner Sinne nicht mehr mächtig — „Es fragt sich nur, wer das Hausrecht in diesem Lande hat — die eingedrungenen deutschen Herren, die sich das Hausrecht geraubt und gestohlen haben, oder wir Russen und die einheimische Bevölkerung!“

Die Augenlider des Barons zuckten. Er stand in straffer eleganter Haltung da.

„Ich bedaure Sie aufrichtig, lieber Pastor,“ sagte er, „daß Sie sich als Geistlicher gegen die Insulte dieses tollgewordenen Plebejers nicht besser schützen können.“

Darauf nahm er ein Buch zur Hand, wandte beiden Geistlichen den Rücken, setzte sich behaglich in einem Lehnstuhl zurecht und begann leise vor sich hinzupfeifen.

Vater Nikiphor stand da, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten. Er hob beide Arme, als wolle er sich auf den Edelmann werfen, dann ließ er sie wieder sinken, raffte sich mühsam zusammen und stürzte krachend zur Tür hinaus. „Das sollst Du mir büßen, Du Aristokratenhund!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Bleich vor Wut langte er im Flecken an, schloß sich ein und ließ sich zwei Tage nicht blicken. Er hatte sich krank gemeldet.

In aller Harmlosigkeit übernahm Stepan Nikolaitsch den abgesagten Religionsunterricht des Popen und wanderte am Nachmittag um vier Uhr leichten Herzens zu Fräulein Wally.

Er konnte es gar nicht erwarten, dem schönen geliebten Mädchen in die Augen zu sehen, und heute hatte er eine Überraschung für sie. Nächtelang hatte er sich gemüht und gequält, den „Erlkönig“ auswendig zu lernen, um sie damit zu erfreuen, und nun konnte er ihn und brannte wie ein Schulknabe darauf, ihr das Gedicht vorzutragen.

„Erreicht den Hof mit Müh und Not —
In seinen Armen das Kind war tot.“

flüsterte er vor sich hin. Da stand er auch schon vor der Türschwelle.

Mit lachenden Augen öffnete ihm Fräulein Wally.

Er reichte ihr die Hand und hielt sie fest.

„Der Erlkönig von Goethe“, sagte er pathetisch.

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.
Er hält den Knaben wohl in dem Arm,
Er hält ihn sicher, — er hält ihn warm.“

„Bravo, bravo!“ rief sie entzückt. „Das haben Sie aber prächtig gemacht, Onkel, Tante, Mietze,“ jubelte sie — „kommt alle heran, Stepan Nikolaitsch kann schon den Erlkönig. Nun, gebe ich nicht gute Stunden, wie?

„Ausgezeichnet!“ rief der Lehrer emphatisch.

„Also bitte noch einmal!“ befahl Fräulein Wally und nahm eine streng pädagogische Miene an. „Sie stehen vor versammeltem Publikum, Stepan Nikolaitsch, — deklamieren Sie!“

Onkel und Tante Schulz nebst Fräulein Mietze waren ins Zimmer gekommen.

Onkel Schulz, der Veterinärarzt, war ein kleiner untersetzter Mann mit aufgedunsenem Gesicht und kurzen Beinen. Beim Atmen schnaufte er heftig wie eine phlegmatische Dampfmaschine. Tante Schulz sah hübsch und wohlkonserviert aus und litt infolge beängstigenden Schnürens an beständiger Übelkeit. Sie liebte es ungemein, ihr Magenleiden zu betonen. Fräulein Mietze, ein auffallend niedliches rosiges Mädchen, glich ihrer Schwester, war jedoch viel hübscher und natürlicher.

Sie setzten sich erwartungsvoll und Stepan Nikolaitsch begann seinen Vortrag. Stumm vor Bewunderung saßen sie da, dann brach ein stürmischer Applaus los.

„Wally, ich bin einfach starr!“ brach Frau Schulz das Schweigen.

„Pfuh — pfuh — — ausgezeichnet!“ schnaufte der Onkel.

Fräulein Mietze klatschte in die Hände.

„Ich ernenne Dich zu meinem Hof- und Leiblehrmeister, Wally, wenn ich einmal Kaiserin von Rußland werde!“ rief sie fröhlich. „Aber ob Du bei Hofe jemals wieder so vortreffliche Schüler hast, dafür kann ich nicht einstehen!“

Alle fanden Mietzes' Bemerkung sehr witzig und in bester Laune begab sich die Gesellschaft ins Nebenzimmer an den Kaffeetisch.

Mit wichtiger Miene schenkte Frau Schulz den Kaffee ein und bemerkte zu Stepan Nikolaitsch: „Das Rosinenbrot hat Wally selbst gebacken.

Nun schmeckt es Ihnen sicher noch einmal so gut — ich selbst, ich kann es leider nicht genießen, meines Magenübels wegen" fügte sie mit einem entsagungsvollen Seufzer hinzu.

In diesem Augenblick wurde geschellt. Fräulein Mietze sprang an die Tür: „Frau Doktor Treller!" rief sie.

Erfreut gingen die Damen dem Besuch entgegen.

„Nein, wie reizend, daß Sie uns zum Kaffee besuchen, liebste Frau Doktor", rief Frau Schulz und vergaß für einen Moment ihr Magenübel und Wallys Rosinenbrot.

Frau Doktor Treller zählte sich zu den wenigen Honoratiorenfamilien des Fleckens. Ihr Mann war ja auch „wirklich studiert". Ihre Würde trug sie mit soviel Selbstbewußtsein wie ihren einzigen seidenen Unterrock, den sie zu Besuchen immer anzog. Vor Frau Veterinärarzt Schulz hatte sie den großen Vorzug, mit der Frau des Pastors auf besonders gutem Fuß zu stehen, und sie zählte Baron Falkenfels, freilich ohne Gemahlin, zu ihren näheren Bekannten. Er pflegte zweimal im Jahr zum Besuch anzutreten. Das war natürlich ein märchenhaftes Ereignis für sie und ein Ärgernis für die weniger bevorzugte Veterinärsfamilie.

Heute war sie in ihrer Märchenlaune. Der Baron war dagewesen, um den Doktor zur Jagd aufzufordern. An solchen Tagen war Frau Doktor Treller besonders leutselig und herablassend.

„Guten Tag, meine Gute", sagte sie mit kühler Freundlichkeit, „ich habe mir das Vergnügen gemacht, Ihnen persönlich eine freudige Nachricht zu überbringen. Der Baron war nämlich heute bei uns", dehnte sie, — „mein Gott, wen haben Sie denn da im Eßzimmer?"

„Den russischen Volksschullehrer, beste Frau Doktor", flüsterte Frau Schulz ihrem Gast ziemlich vernehmlich zu. „Ich will Sie gleich miteinander bekannt machen."

„O keine Eile, Frau Schulz", sagte Frau Doktor Treller und lorgnettierte nachlässig zu Stepan Nikolaitsch hinüber, der mit dem Veterinärarzt am Kaffeetisch geblieben war, — „umsomehr, da ich Ihnen zunächst die gute Nachricht mitteilen will. Also der Baron war heute vormittag bei mir", wiederholte sie mit Behagen, „und klagte mir seine Not. Denken Sie bloß, die Mutter der Falkenfels'schen Gouvernante ist schwer erkrankt und Fräulein Schneider reist Hals über Kopf ab. Nun ist ein Ersatz notwendig und da habe ich mir erlaubt, dem Baron Fräulein Wally vorzuschlagen."

Sie klopfte Frau Schulz mit dem zusammengeklappten Lorgnon leicht auf die Hand, lehnte sich ins Sofa zurück, blinzelte triumphierend und fragte: „Nun, was sagen Sie denn dazu?"

„Aber — das ist ja einfach großartig! — Wally, hörst Du, Du kannst die Stelle beim Baron bekommen!"

Wally machte große Augen. „So?" sagte sie neugierig.

„Jawohl, den Unterricht am Vormittag besorgt der Hauslehrer, Herr von Röhren, — Sie wären also nur für die Nachhilfestunden nötig für die kleinen Baronessen, — täglich von eins bis sieben. Diner im Schloß — denken Sie bloß, und vierzig Rubel monatlich."

„Ja, ganz schön", sagte Fräulein Wally nachdenklich — „was wird denn nun aber aus meinem deutschen Unterricht mit Stepan Nikolaitsch?"

Frau Doktor Treller zog die Augenbrauen hoch. „Ja, das schlagen Sie sich nur ganz aus dem Sinn, zweien Herren kann man nicht dienen, Liebe", sagte sie in beleidigtem Ton. „Überhaupt" — sie neigte sich zu Frau Schulz hinüber und flüsterte: „Ich finde die Sache unter uns gesagt nicht ganz passend — ein junger Mann, dazu noch ein Russe — und Ihre Wally im täglichen Verkehr mit einander, — man redet schon darüber, ich versichere Sie."

„Pah!" machte Wally geringschätzig. — „Mögen die Menschen reden, wenn es ihnen Vergnügen macht, übrigens gebe ich die Stunden nicht täglich, sondern zweimal wöchentlich."

„Und Herr Goruschkin ist wirklich ein sehr netter bescheidener junger Mann", fiel Frau Schulz ein. „In Libau sieht Niemand etwas darin, Wally hat schon oft . . ."

„So? Also in Libau mag man ja großstädtischere Ansichten haben", sagte Frau Doktor Treller spitz. „So reflektieren Sie nicht auf die Stelle, Fräulein Wally? Soll ich dem Baron eine abschlägige Antwort erteilen?"

„Im Gegenteil", rief Wally eifrig, „ich nehme an und bin Ihnen sehr dankbar, Frau Doktor."

„Die Equipage des Barons soll Sie in der Dämmerung nach Hause bringen", fuhr Frau Doktor fort. Diesen letzten Trumpf hatte sie sich noch aufgespart.

„Aber das ist ja prächtig!" rief Frau Schulz andachtsvoll. „Wally, freust Du Dich denn nicht? In dem eleganten Wagen mit zwei milchweißen Schimmeln durch den Flecken zu fahren, wie so eine Prinzeß!"

Wallys Augen funkelten. „Das ist ja sehr nett", sagte sie mit einiger Zurückhaltung. „Auch in Libau habe ich einem jungen Adligen russische Konversationsstunden gegeben!" renommierte sie.

„Aber meine liebste Frau Doktor", rief nun Frau Schulz jammernd, „wir reden und reden, und der Kaffee wird inzwischen kalt. Kommen Sie doch zu Tisch!"

Die Damen standen auf und traten in das Eßzimmer. „Guten Tag, Herr Schulz" — eine etwas zeremonielle Begrüßung erfolgte.

„Herr Schullehrer Goruschkin", stellte Frau Schulz vor — „Frau Doktor Treller."

Bescheiden hatte sich Stepan Nikolaitsch erhoben. Frau Doktor Treller musterte ihn mit überlegenem Lächeln und reichte ihm nicht die Hand. Verlegen setzte er sich wieder und als er den Brotkorb hinüberreichte, stieß er die Sahne um.

„O, bitte entschuldigen Sie!" rief er erschrocken.

Es wurde eine peinliche Viertelstunde. Man sprach über seinen Kopf hinweg von dem Baron und seiner weitverzweigten Verwandtschaft. Frau Doktor war aufs Beste orientiert und gab genau Bescheid.

Fräulein Wally wurde die Situation unbequem.

„Kommen Sie, Stepan Nikolaitsch," sagte sie laut, — „Frau Doktor, Sie entschuldigen gütigst, aber es ist Zeit, unsere Stunde zu beginnen."

Mit ein paar linkischen Verbeugungen komplimentierte sich Stepan Nikolaitsch aus dem Speisezimmer hinaus. Fräulein Wally führte ihn in die Arbeitsstube des Onkels und schloß die Tür.

„Diese Frau Doktor ist eine hochmütige Gans," sagte sie resolut, — „und wenn sie mir auch die Stellung beim Baron verschafft hat, — gut bin ich ihr darum noch lange nicht."

Stepan Nikolaitsch hatte nicht deutlich verstanden. „Wie?" fragte er mit weit geöffneten Augen. „Die Dame hat Ihnen eine Stelle beim deutschen Baron verschafft? Als was?"

„Ich soll die kleinen Töchter unterrichten und mich mit ihnen beschäftigen, täglich von eins bis sieben. Ja, da tut es mir um unsere Stunden herzlich leid, Stepan Nikolaitsch!" fügte sie hinzu und besah ihre zierlichen Fingernägel.

Als keine Antwort kam, blickte sie auf und erschrack.

Leichenblaß saß Stepan Nikolaitsch ihr gegenüber. Mühsam bezwang er sich. „Da muß . . . muß ich wohl gratulieren!" sagte er heiser.

Sie sprang auf und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Stepan Nikolaitsch," bat sie, „Stepan Nikolaitsch, — so nehmen Sie sichs doch nicht so zu Herzen! Ich will Ihnen ja gerne am Sonntag Stunden geben, da sind wir ja beide frei!"

Traurig schüttelte er den Kopf und blickte zu Boden.

„Es ist ja nicht um die Stunden allein," sagte er in leisem einförmigen Ton — als spräche er zu sich selbst, „obgleich ich, — ich kann wohl sagen vom Mittwoch bis zum Sonnabend eigentlich gelebt habe, und

dann wieder vom Sonnabend bis zum Mittwoch . . ., nein, nein, es ist nicht um die Stunden allein, Wally Iwanowna, — aber Ihr Leben wird von nun an ein anderes, glänzenderes, — und darin wird kein Raum mehr sein für den Volksschullehrer . . . . Sie werden sich schnell dahinein finden — es ist ja so natürlich . . . ihm aber, dem armen Narren bricht etwas dadrin entzwei."

Mit einer hilflosen Geberde legte er die Hand aufs Herz.

„Aber Stepan Nikolaitsch, guter Stepan Nikolaitsch, reden Sie doch nicht so!" rief sie in ehrlichem Mitgefühl. „So ist es nicht."

„Ist es nicht so?" fragte er und sah sie mit langem tiefen Blick an.

„Nein, wirklich nicht!" beteuerte sie.

Da sprang er auf und warf sich vor ihr nieder. Er drückte den Saum ihres Kleides an seine Lippen, an Stirn und Augen.

„O Wally Iwanowna, Wally," — keuchte er ganz außer sich, „wissen Sie denn nicht, fühlen Sie denn nicht, wie ich Sie liebe?"

Erschüttert beugte sie sich zu ihm nieder, ihre Finger streichelten sein Haar. „Ich habe sie ja auch lieb, Stepan Nikolaitsch."

Er war aufgestanden und sah sie mit glühenden Augen verzehrend an. „Sie — mich? Sie . . . . mich?" wiederholte er wie ein Irrsinniger „Nein, Wally Iwanowna, — das ist ja nicht möglich! Das wäre ein so grenzenloses Glück für mich . . . . ich kann, ich darf es nicht glauben!"

„So glauben Sie es doch nur!" rief sie zwischen Lachen und Weinen, „glauben Sie es — Sie großes, bescheidenes Kind, Sie großer, lieber, einfältiger Junge! Glaub' es doch, Du guter, einziger Freund!"

„Ihr Freund! Ja — Dein Freund, Wally!" Seine Stimme schwankte vor tiefer bebender Zärtlichkeit. „So wahr ich Sie über alles in der Welt liebe, — so wäre ich ein Schurke, wenn ich mir diese Stunde und Ihre Güte zu Nutze machte! Nein Wally Iwanowna, wenn Sie mir das nach einem Jahr wiedersagen können, dann, ja dann werde ich daran glauben dürfen. Jetzt . . . bin ich Ihr Freund, und das ist Glücks genug!"

Er beugte sich über sie und küßte sie andächtig auf Stirn und Augen.

Mein Gott, dachte Fräulein Wally und ihr Herz pochte heftig — nun bin ich also verlobt! Wie er mich liebt! Er sieht aus wie ein Verklärter. . . .

Wie ein Verklärter sah Stepan Nikolaitsch tatsächlich aus. Es wurde eine kurze und inhaltreiche Konversationsstunde, nur war die Konversation diesmal in russischer, nicht in deutscher Sprache geführt worden. Fräulein Wally wurde hinausgebeten, da Frau Doktor Treller ihr noch einige Details über das Haus des Barons mitzuteilen hatte.

„Auf nächsten Sonntag also!“ rief sie Stepan Nikolaitsch mit strahlendem Lächeln zu.

„Auf nächsten Sonntag!“ wiederholte der kleine Mann wie im Traum und wie im Traum schritt er direkt aus der Arbeitsstube hinaus auf die Straße. Er hatte vergessen von der Familie Abschied zu nehmen.

Der Sonntag kam und Stepan Nikolaitsch war natürlich zur Stelle. Aber Fräulein Wally konnte er keinen Augenblick allein sprechen und aus der Stunde wurde nichts. In der Mitauschen Gegend waren Unruhen ausgebrochen, in Libau und Windau gärte es, ein Baron war meuchelmörderisch erschossen worden, rohe Kirchenschändungen wurden vom flachen Lande aus gemeldet. Das ganze Haus des Veterinärarztes befand sich in Erregung. Dazu kam, daß Wally aus dem Falkenfelsschen Schloß mit Privatnachrichten über die empörenden Vorfälle versehen war und sie wichtig vortrug. Frau Doktor Treller war auch erschienen und hing begierig an Wallys Lippen.

„Das wäre Alles nicht soweit gekommen, wenn die Russifizierung uns das Volk nicht verdorben hätte!“ sagte sie giftig.

Eine schwüle Stille trat ein. Hastig begann Fräulein Wally von etwas Anderem zu reden. Der kleine Volksschullehrer war aufgestanden. Er fühlte es — in diesem Hause war kein Platz mehr für ihn. Er war ja Russe! War er nicht mit schuld an den Leiden der baltischen Provinzen?

Einen flehenden Blick warf er auf Wally, den Blick eines treuen geprügelten Hundes. Dann verabschiedete er sich stumm.

„Nächsten Sonntag, lieber Stepan Nikolaitsch!“ sagte Fräulein Wally ermutigend und drückte ihm fest die Hand.

Aber er wußte: weder nächsten Sonntag, noch überhaupt jemals würde es sein, wie es gewesen.

Am Sonntag um acht Tage erhielt er ein Briefchen von Wally. Nur wenige Worte mit Blei hingekritzelt:

„Wir machen heute einen gemeinsamen Ausflug. Ich hoffe, Sie sind darum nicht böse Ihrer Freundin Wally.“

Er und böse! Er lächelte traurig und steckte den Zettel in seine Brusttasche.

Nach vierzehn Tagen kam er zaghaft abermals. Fräulein Wally errötete, als sie ihn begrüßte, war lebhaft und unruhig und hatte viel vom Hause des Barons zu erzählen. Von deutschen Stunden war nicht mehr die Rede. Die Stimmung im Hause des Veterinärarztes war merklich kühler geworden.

Wie ein Verbannter schlich Stepan Nikolaitsch stumpf und müde in seine Behausung.

Stundenlang pflegte er jetzt untätig vor sich hinzustarren. Er war wortkarg und unzugänglich geworden und wich allen Miteinwohnern, besonders Vater Nikiphor scheu aus.

Ein trüber naßkalter Herbst war auf die Sommertage gefolgt. Oktoberwinde heulten rauh und kläglich um den kleinen Flecken. Laublos streckten die kahlen Bäume ihre dürren Äste in den grauen Himmel.

Die Zeitungen brachten schlimme Nachrichten. Die Unruhe im Lande wuchs. Pöbelhafte Ausschreitungen des aufgehetzten Volkes waren an der Tagesordnung. Jedes Blatt brachte spaltenlange Berichte von Raubüberfällen und Mord, von Bränden und Kirchenschändungen. Scharenweise flüchteten die Gutsbesitzer mit ihren Familien in die Städte.

Im Flecken wurde eine feindselige Haltung gegen die wenigen Russen fühlbar. Man wich ihnen aus. Der Veterinärarzt war eilig in eine Seitengasse gebogen, als er Stepan Nikolaitsch von weitem erblickte.

Vater Nikiphor trug den Kopf hoch. Er hatte nicht viel Zeit. Man munkelte, er halte sozialistische Reden in geheimen Versammlungen. Triumphierend, mit gewaltigen Schritten sah man ihn durch die Straßen streifen oder auf der Post die frisch erhaltenen Zeitungen durchblättern.

Im Hausflur stieß er eines Tages auf Stepan Nikolaitsch, der sich hastig an ihm vorbeidrücken wollte, und hielt ihn am Ärmel fest.

„Nun, Sie Deutschenfreund!“ sagte er spottend — „Was verkriechen Sie sich denn wie ein Maulwurf? Hat die schöne Wally Sie endgültig im Stich gelassen? Die deutschen Barone gefallen ihr freilich besser. Sie fährt ja jetzt täglich in ihrer Baronskarosse mit Begleitung nach Hause!“

„Lassen Sie mich!“ stieß der Volksschullehrer rauh hervor. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Fällt mir auch nicht im Traume ein, — Sie Duckmäuser“, sagte der Pope gemächlich, — „im Gegenteil, ich gehe jetzt mit Ihnen auf Ihr Zimmer und trinke eine Tasse Tee, habe schon längst die Absicht, Sie zu besuchen und mich mit Ihnen auszusprechen.“

Willenlos ging Stepan Nikolaitsch voraus. „Sie fährt jetzt täglich in ihrer Baronskarosse mit Begleitung nach Hause,“ dröhnte es ihm noch in den Ohren.

Die Teemaschine stand dampfend auf dem Tisch. Behaglich schlürfte der Pope eine Tasse um die andere und durchbohrte dabei Stepan Nikolaitsch mit seinen faszinierenden Blicken.

In sich zusammengesunken brütete der Volksschullehrer vor sich hin.

„Es wird jetzt eine lustige Hetzjagd — je toller, desto besser, Bauernschaft und Adel, Bürger und Militär. — Alles durch- und gegen-

einander! Mögen sie sich nur untereinander auffressen! Wir Russen bleiben ja doch Sieger und Herren im Lande! Da" — er zog eine Zeitung aus der Tasche — „sehen Sie hier, — wieder sind zwei Barone erschossen worden, der eine in der Kirche, der andere auf einem Inspektionsritt durch das Land. Hätte nur dieser verhaßte deutsche Adel eine einzige Kehle, daß man ihn mit einem Schnitt vernichten könnte!" sagte er ingrimmig.

Stepan Nikolaitsch schlug die Hände vors Gesicht. „Blut ... überall Blut und Mord!" stöhnte er — „ich kann davon nichts mehr lesen noch hören!"

„Du kannst nicht?" höhnte der Geistliche. „Sieh mir das zarte Muttersöhnchen an — es kann von Blut nichts hören! Aber ich sage dir, Freundchen, — das wird noch alles ganz anders. In Blut wirst du selber noch waten müssen — knietief! Das hier ist ja bloß der Anfang — es kommt noch anders, ganz anders!"

„Lassen Sie mich allein!" schrie plötzlich Stepan Nikolaitsch so wild, so schneidend, daß der Pope zusammenfuhr. „Sehen Sie nicht, daß ich ein unglücklicher kranker Mensch bin? Lassen Sie mich allein!"

Der Pope stand auf. „Gut, Brüderchen!" sprach er drohend und seine Augen funkelten unheimlich; „aber eins sage ich dir — an diese Stunde, wo du den Vater Nikiphor aus deiner Stube gejagt hast, wirst du zeitlebens denken — zeitlebens sage ich dir."

Dröhnend schlug er die Tür zu und stolperte die Treppe hinab.

Regungslos war Stepan Nikolaitsch sitzen geblieben. Er stützte den Kopf in die Hände. Leise surrte die Teemaschine und ein kaltes Grauen kroch ihm lähmend durch alle Glieder. Ihn fror trotz der überheizten Stube. Da war es ja wieder, das Entsetzliche, das er sich seit Monaten vom Halse geschüttelt hatte, das zwingende, das dämonische Etwas, das von Vater Nikiphor auf ihn einwirkte, und er wußte — bald war er diesem Einfluß verfallen! —

Im Dunkel des Herbstabends strich eine verhüllte Männergestalt wie ein unruhiger Schatten über die Brücke und wanderte rastlos hinter der Schmiede, in welcher der verwaiste Krisch lebte, auf und nieder, auf und nieder. Die Straße führte an der Schmiede vorbei weiter nach dem Schloß. Zur Rechten auf halbem Wege, von dem halberstarrten Flüßchen begleitet, ragten die entblätterten Linden des deutschen Pastorats wie finstere Gespenster in den bewölkten Himmel hinein, und weiter von dem Kamm eines Hügels hoben sich fest und massiv die zackigen Konturen des Schlosses.

Der Wanderer blieb bei jeder neuen Wendung stehen und starrte nach dem Schloßturm, der wie ein Herold breit und wuchtig das ganze Gebäude überragte.

„Es war einmal ein reicher Mann," murmelte er vor sich hin, „der hatte viele Weinberge und lebte herrlich und in Freuden, und es war ein armer Mann, der hatte nur einen einzigen Weinberg, den er liebte wie seinen Augapfel. Und der reiche Mann sprach zum Armen: Gehe hinaus von Deinem Weinberge, ich bedarf seiner zu meinen Gärten. Der arme Mann aber wollte nicht, da trieb ihn der Reiche hinaus von seinem Weinberge und nahm ihn zu seinen Gärten."

Wieder blieb er stehen und schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte er hastig, laut, — „das ist ungerecht! Weiß denn der reiche Mann von dem Weinberge des Armen? Weiß er überhaupt von dem Armen? Das ist ungerecht — Vater Nikiphor hat dich mit seiner Ungerechtigkeit angesteckt, Stepan Nikolaitsch."

Der kleine Mann raffte sich zusammen und ging wieder mit hastigen Schritten auf und nieder, auf und nieder. Bei der Wegewendung blieb er nicht mehr stehen und enthielt sich des Blicks auf den Schloßturm. „Sieh nicht hin," flüsterte er, „vielleicht kommt sie dann eher."

Er sah nicht hin und eine neue fiebernde Unruhe jagte qualvoll durch seine Glieder.

„Wie ein Bettler am Wegrande!" stieß er dumpf und laut hervor. „Ja, wie ein armseliger Bettler!"

Ein brennendes Mitleid mit sich selbst jagte ihm heiße Tränen in die Augen. Hastig wischte er sie fort und lauschte. Klang das nicht wie fernes Räderrollen? „Ja, ja — sie ist's! Endlich!" Horchend blieb er stehen und neigte den Kopf. Das Räderrollen kam näher — in ungestümen wilden Schlägen hämmerte sein Herz. Er preßte die Hände zusammen, als rängen sie miteinander in stillem wütendem Kampf. Kalter Schweiß feuchtete seine Stirn. Mit knarrendem Gepolter kams näher und näher — — es war ein Bauernwagen! Eine trunkene Gestalt taumelte darin hin und her und mit unbarmherzigen Schlägen hieb sie ein auf das armselige struppige Pferdchen.

Stepan Nikolaitsch hüllte sich fest in seinen Mantel. Eine entsetzliche Übelkeit stieg in ihm auf. Blaß und verzerrt stand plötzlich das Gesicht seines Freundes vor ihm. „Ich hab mein Schulgeld verspielt, alles bis auf die letzte Kopeke, morgen werd ich aus dem Seminar gejagt und dann schieß ich mir eine Kugel durch den Kopf!" — — Eine Kugel durch den Kopf, eine Kugel durch den Kopf — raunte es unablässig in

ihm weiter. Selig sind die Toten — und das Leben ist Qual, Tod aber ist Erlösung — zuckte es ihm wie ein Blitz durch den Sinn, und dann stand wieder das große eherne Gebot wie mit Flammenschrift ruhig und ernst vor seiner Seele: Du sollst nicht töten!

Er schauderte. Er wollte ja nicht töten, — er dachte ja gar nicht daran, und während er versunken so vor sich hinstarrte, kam ein Pferdegetrappel, sauste ein leichtes elegantes Rollen immer näher und näher. Er schrak auf. Sein Herz tat einen gewaltigen Schlag und versteinert blieb er stehen.

Ein fröhliches klingendes Lachen — wie oft hatte er es gehört, — — eine weiche zurückgelehnte Gestalt in Federhut und Pelzrotunde, — ein schlanker bärtiger Mann neben ihr in einer Lodenjoppe, einen spitzen Hut auf dem Kopf — vorbei, weg — vorüber!

Betäubt starrte der Volksschullehrer auf die Rückseite des Wagens, der sich wiegend und pfeilschnell fortbewegte. Jetzt gings über die Brücke, — jetzt, jetzt sah er nur noch die Gestalt des Kutschers und jetzt bogen die milchweißen Schimmel in den Flecken und lauter ertönte das Rollen über das schlechte unregelmäßige Pflaster.

Ein Traum, ein Augenblick nur eines Traumes, aber auch dieser Augenblick war der Mühe, war all des Harrens und Hoffens wert gewesen. Das klingende Lachen, — noch hörte der kleine Mann es deutlich, — und die furchtbare Spannung seiner Nerven löste sich, ein stilles müdes Weh kam leise wie mit sanften Fittigen über ihn. Tief seufzte er auf und trat den Heimweg an.

Von nun an war es Stepan Nikolaitsch Bedürfnis, ja Notwendigkeit geworden, täglich auf die barönliche Equipage da draußen hinter der Brücke zu warten.

Wochen und Monate strichen vorüber. Wochen und Monate aus einzelnen kleinen Augenblicken, öden Stunden und schmerzvollen Tagen geflochten und gewoben im rätselhaften Gewebe der Zeit. Dennoch enthielt jeder einzelne Tag für den Lehrer einen Licht- und Höhepunkt, einen Auf- und Niedergang, den Moment, wo er die anmutige Gestalt des jungen Mädchens im Federhut an sich vorüberrollen sah. Aber auch in diesem flüchtigen Moment gab es Höhen und Tiefen, — Höhen, wenn sie ernst und schweigsam an ihm vorüberflog, — Tiefen, wenn sie sich lachend wie in übermütigem Spiel zu ihrem Begleiter beugte.

An die Stelle des barönlichen Wagens war jetzt ein barönlicher Schlitten getreten, denn der Winter war gekommen. Statt des Federhutes saß eine kecke Pelzmütze flott und ein wenig schief über dem geliebten Gesicht. Das waren Veränderungen, die Stepan Nikolaitsch

bemerkte, sonst gab es für ihn keine. Sein Leben ging seinen gleichmäßigen, einförmigen Lauf. Ruhig und geduldig gab er seinen Schulunterricht, ruhig und geduldig mit der gleichen still-leidenden Miene teilte er Lob und Tadel unter seinen Schülern aus, — mehr konnte man von ihm nicht fordern.

Nein, mehr konnte man wirklich nicht von ihm fordern, und dennoch gab es einen, der ein gewaltiges Mehr von ihm forderte, und das war der Vater Nikiphor. Er haßte den kleinen Volksschullehrer und sein Haß machte ihn scharfsichtig und blind zugleich. Mit dem Instinkt des beutelüsternen Raubtieres empfand er, daß die Stunde, wo er Gewalt über sein Opfer erlangen würde, nicht mehr fern war. Noch aber war die Stunde nicht gekommen. Es war sonderbar, daß Stepan Nikolaitsch an die letzten drohenden Worte des Popen nicht mehr dachte. Um so mehr aber dachte Vater Nikiphor daran und jedesmal, wenn er dem Lehrer begegnete, schluckte er ingrimmig und wütend die Worte in sich hinein: „Du wirst, Du sollst an mich denken!"

Der eine beherrschende Inhalt seines Lebens war für Stepan Nikolaitsch Wally und das Verlangen sie zu sehen. Neben ihr konnte kein Vater Nikiphor aufkommen, und wenn es doch geschah, ganz unvermittelt in schlaflosen Nächten oder mitten in einer geographischen oder grammatikalischen Erklärung, die er seinen Schülern gab, dann war das Bild widrig und der Eindruck schnell verwischt. Dennoch lebte im Unterbewußtsein des kleinen Mannes die Gewißheit, daß er sich auf die Dauer dem Einfluß des Popen nicht werde entziehen können. Aber auch dies war ihm gleichgültig geworden. Er empfand kein schreckhaftes Grauen mehr vor ihm, nur einen dumpfen Widerwillen.

Der Widerwille war berechtigt, denn in den Augen Vater Nikiphors glimmten und glühten lüsterne Blut- und Mordgedanken. Rachsucht und Fanatismus waren in ihm durch die fortgesetzten Mordberichte zu einem alles beherrschenden Wahn geworden: auch hier, in diesem kurländischen Flecken müsse ein freiherrliches Opfer fallen. Teuflische Bosheit malte es sich mit Behagen aus, daß gerade der harmloseste und unschuldigste Mensch Stepan Nikolaitsch die Bluttat vollbringen solle. Das Wie war ihm allerdings noch nicht klar.

Mittlerweile hielt der Pope ungehindert glühende Brandreden in geheimen Versammlungen. Er entfachte die Instinkte des Volkes zu wilder Wut. Er hatte den verwegenen Plan gefaßt, den ganzen Flecken an der Spitze einer anarchistischen Bande zu überrumpeln und so endlich zu dem ersehnten Ziel zu gelangen, das seine Herrschsucht ihm wies.

Matriona Fadejewna mochte etwas von den Umtrieben des Popen vernommen haben, denn sie fuhr immer ängstlich zusammen, wenn sie seinen dröhnenden Schritt vernahm, und saß ihm scheu und stumm gegenüber, wenn er zu ihr herein kam. Eine gewisse Wahlverwandtschaft zog sie zu dem Volksschullehrer hin und mehr als einmal raunte sie ihm flüsternd auf Flur und Treppe zu: „Nehmen Sie sich vor dem Vater Nikophor in Acht — er ist ein schrecklicher Mensch!“ Dann bekreuzigte sie sich und murmelte ein Gebet.

Ein klarer frostiger Winterabend lag über dem Flecken und wieder machte sich der Lehrer zu seinem einsamen Gange auf. Schon längst war das Rauschen des Flüßchens verstummt; auf seiner beeisten Fläche tummelte sich die Schuljugend. Jetzt war alles still und hastig stapfte der kleine Mann über den knirschenden Schnee. Vom klaren Himmel nieder funkelten milde traurige Sterne und eine stille friedliche Wehmut füllte des Einsamen Seele. Heute hatte er nicht lange zu warten. Noch ehe er die Brücke überschritten hatte, sah er das ersehnte Gefährt. In langsamem Trabe glitt es hinter der Brücke an ihm vorüber wie ein Schemen.

Aber was er jetzt sah, durchzuckte ihn mit siedender Glut. In den Armen des Mannes mit dem spitzen Hut lag das Mädchen — in seliger Hingebung, — und an sein geschärftes Ohr schlug ein leises, kaum vernehmliches jubelndes Schluchzen.

So war er also verraten! Und Wally, seine Wally gab sich einem verheirateten Manne hin!

Stumpf, mit dem Ausdruck eines Irrsinnigen starrte er dem Schlitten nach. Vom klaren Himmel nieder funkelten matte traurige Sterne und blinzelten, — er aber sah sie nicht, er fühlte nur das eine: Er mußte sie, die er liebte, vor Schande und Schmach bewahren. Mochte sie ihn immer verraten, — was lag daran? Aber um ihrer selbstwillen mußte sie rein und unbescholten bleiben!

Ein dumpfes heiseres Stöhnen entrang sich seiner trockenen Kehle — wild griff er um sich in die leere Luft und schwer fiel er nieder, besinnungslos in den kalten steifgefrorenen Schnee.

Er hatte eine Weile gelegen, da rüttelte ihn ein schwacher Arm und eine Kinderstimme rief flehend: „Stepan Nikolaitsch, lieber Stepan Nikolaitsch, bitte, so stehen Sie doch auf!“

Es war Krisch! Sein Vater hatte ihn in den Flecken nach Branntwein geschickt und in dem armseligen zusammengebrochenen Haufen hatte der Knabe seinen Lehrer erkannt.

War der Lehrer betrunken oder tot? Eine dritte Möglichkeit gab es für das beschränkte Fassungsvermögen des armen Jungen nicht. Schnell kauerte er sich nieder zu ihm auf den Schnee und hob das blasse Haupt auf die Knie. Er beugte sich zu ihm hin und schnupperte wie ein Jagdhund an dem Munde des Bewußtlosen. Nein, nach Branntwein roch sein Atem nicht. Stepan Nikolaitsch war also tot. Ein namenloses Entsetzen rüttelte den Knaben, hastig sprang er auf und lief spornstreichs in den Flecken hinein, so schnell ihn die Beine trugen.

Über den Marktplatz schritt mit weit ausholenden wuchtigen Schritten ein Mann.

Krisch stürzte ihm entgegen. „O helfen Sie, helfen Sie, Vater Nikiphor, Stepan Nikolaitsch ist tot — er liegt da hinter der Brücke!"

„Stepan Nikolaitsch tot? Was sagst Du, Junge? Noch heute war er frisch und gesund."

„Kommen Sie, kommen Sie schnell!" jammerte Krisch. „Es ist Stepan Nikolaitsch und da liegt er im Schnee hinter der Brücke, ganz starr und kalt!"

Betroffen folgte der Geistliche dem Knaben. In fünf Minuten waren sie zur Stelle.

Der Pope kniete nieder und betastete den Besinnungslosen. Er riß ihm den Rock auf und legte ihm die Hand auf das Herz. Dann nahm er eine Handvoll Schnee und begann ihm die Schläfen zu reiben.

Die Augenlider des Lehrers zuckten. Mit einer gewissen ingrimmigen Schadenfreude rieb der Pope stärker und stärker.

„Geh, hol' Branntwein!" herrschte er den Jungen an. „Stepan Nikolaitsch lebt!"

In großen freudigen Sprüngen sauste Krisch in den Flecken zurück.

Verwirrt schlug der Lehrer die Augen auf. „O Wally", murmelte er schmerzlich . . . „Der Baron . . ."

Gierig sog der Pope die geflüsterten Worte ein. — Der Baron! hatte er gesagt. Der Baron hatte ihm etwas zu Leide getan!

Er rüttelte den noch nicht völlig Erwachten hart.

„Du wirst den Baron totschießen" — sprach er gedämpft und eindringlich. Es klang wie ein hartes Kommando.

Stepan Nikolaitsch taumelte empor. „Ich werde — den Baron — totschießen —" murmelte er dumpf. Der Kopf fiel ihm schwer zur Seite.

Der Geistliche riß ihn empor und stellte ihn auf die Füße.

„So!" sagte er, „Stütze Dich nur fest auf mich. Du kannst stehen."

„Ich kann stehen" — wiederholte Stepan Nikolaitsch willenlos.

Sie gingen einige Schritte. Der Geistliche überlegte. Da sah er eine kleine Gestalt in eiligem Laufe auf sich zukommen. Jetzt war keine Zeit mehr zum Besinnen, es mußte gehandelt werden. Er zog einen blinkenden Gegenstand aus der Tasche und sagte ruhig im selbstverständlichsten Tone: „Da nimm, Bruder und ziele gut.“

Und Stepan Nikolaitsch nahm den Revolver ...

Mit freudeglänzenden Augen sah Krisch seinen Lehrer an. „Hier der Branntwein!“ keuchte er und hielt die Flasche hoch.

Der Geistliche entkorkte die Flasche. „Trinken Sie, Stepan Nikolaitsch.“

Auch diesmal gehorchte der Volksschullehrer und nahm ein paar Schluck. Seine Augen blickten stumpf und trübe.

„Stepan Nikolaitsch ist krank“, sagte Vater Nikiphor zu Krisch — „Geh nach Hause, Junge!“

Krisch warf einen fragenden Blick auf den Lehrer und trollte sich betrübt, die Flasche unterm Arm. Wortlos schritten die beiden Landsleute durch den Flecken heimwärts.

Stepan Nikolaitsch warf sich in Kleidern auf sein Bett und schlief schwer und dumpf bis zum hellen Morgen.

Von nun an war er ein Anderer. Er begann seine Kleidung zu vernachlässigen. Der sonst so peinlich saubere Mensch ging mit struppigem Haar, unordentlichem Halskragen und ungewichsten Stiefeln in seine Klasse. Beim Unterricht war er heftig und ungeduldig. Der geringste Umstand konnte ihn reizen und dennoch war er eigentlich nicht recht bei der Sache. Befremdet stand die Schuljugend ihrem gütigen Lehrer gegenüber.

„Er ist krank!“ erklärte Krisch gönnerhaft seinen Kameraden. — „Er war schon beinahe tot, darum ist es nicht richtig mit ihm.“

Es war nicht richtig mit ihm, denn er hatte keinen eigenen Willen mehr. Er stand unter fremdem Willen und ging einher wie ein Schlafwandelnder.

Die furchtbare seelische Erschütterung, der festgewurzelte Wahn, daß er Wally vor Sünde und Schuld bewahren müsse, dazu der dämonische Einfluß des Popen hatten den stillen harmlosen kleinen Mann völlig umgewandelt. Wie ein leidenschaftlicher Jäger, der nicht ruht, bis er sein Wild beschlichen und gestellt, so verfolgte Stepan Nikolaitsch mit stiller Zähigkeit die Fährte des Barons. Früher hatte er nie auf sein Aussehen geachtet, der spitze Hut und die Lodenjoppe, das waren seine einzigen Kennzeichen, — jetzt merkte er sich die Züge seines Opfers und schlich ihm nach, wo er konnte.

Vor einer Stunde hatte er ihn heute zum Notar hineingehen sehen. Im Flur hatte Stepan Nikolaitsch zwei volle Stunden gewartet mit glühenden Augen und festzusammengepreßten Zähnen. Auf der Post holte der Baron seine Briefschaften ab und Stepan Nikolaitsch hörte, wie er seinem Kutscher befahl: „Fahre nur voraus ins Pastorat, ich habe noch einen Gang vor."

Der Volksschullehrer sah die schlanke vornehme Gestalt des Mannes in der Apotheke verschwinden und schlug sofort die Richtung zum Pastorat ein.

Der Weg war einsam und öde. Eine weite Fläche von beschneiten Feldern, hier und da ein verkrüppelter Weidenstumpf mit tausend verästelten Zweigen, — darüber ein grauer schwermütiger Himmel, von einem fernen blauen Tannenwald begrenzt. Leicht und schnell glitt der Schlitten über den taufeuchten Schnee. In der Ferne hob sich wetterfest und wuchtig der runde Schloßturm.

Beharrlich und ruhig schritt Stepan Nikolaitsch vorwärts. Auf dem halben Wege zum Pastorat kehrte er plötzlich um, wie auf höheren Befehl, und ging denselben Weg langsam zurück.

Da sah er auch schon die hohe vornehme Gestalt des Mannes, den er töten wollte. Schlank und sicher, einen Spazierstock in der Hand, den spitzen Hut schräg aufgesetzt, kam der Baron in ruhiger Gemächlichkeit ihm entgegegen, jeder Zoll ein Aristokrat.

Mit sonderbarem und gierigem Interesse betrachtete ihn Stepan Nikolaitsch, wie er so leicht und elegant daherkam. Keine Spur von Haß regte sich in seiner Seele, nur der dumpfe unabänderliche Wille: Ich muß und ich werde ihn töten.

Jetzt waren die beiden Männer nur noch sechs Schritt voneinander entfernt. Mit einem leisen Erstaunen hob der Baron die breiten schweren Augenlider — er hatte den sonderbaren Gesellen erkannt, der ihn im Flur des Notars so seltsam angestarrt hatte.

Einen Augenblick sahen sich die Männer in die Augen. Blitzschnell fuhr Stepan Nikolaitsch in die Rocktasche, zielte, feuerte und traf.

Die Kugel war durchs Herz gegangen. Mit hintenüber geworfenen Armen lag der Baron auf dem Rücken. Ein leises Zucken rann durch seine Glieder. Er war tot.

Die Joppe färbte sich langsam rot, und in breiten schweren Tropfen sickerte das Blut auf den weißen Schnee.

Stepan Nikolaitsch stand mit hängenden Armen vor seinem Opfer und betrachtete es lange. Der Revolver entglitt seiner Hand.

„Ein schöner Mann!" sagte er endlich halblaut in traurigem Ton. „Arme Wally, vergib . . ."

Dann riß er sich los von dem Toten und schritt langsam wie im schweren Traum in den Flecken zurück. Er war unsäglich müde.

In seiner Stube lag ein Brief. Er kannte die Schriftzüge. Mechanisch öffnete er das Couvert und las:

„Lieber Freund Stepan Nikolaitsch!

Ich hätte es Ihnen schon vor einigen Tagen sagen sollen, — ich fand nicht den Mut dazu, denn es fällt mir nicht leicht, Ihnen einen Schmerz zu bereiten. Bitte vergeben Sie mir, Stepan Nikolaitsch. Als ich Ihnen sagte, daß ich Sie lieb hatte, da kannte ich mich selbst nicht. Jetzt erst weiß ich, was Liebe ist. O, vergeben Sie mir, wenn Sie können. Seit vier Tagen bin ich mit Herrn von Röhren, dem Hauslehrer des Barons, verlobt. Ihre Wally."

Das Blatt entsank seiner Hand. Schwer fiel sein Kopf auf die Tischplatte. Ein Seufzer der Erleichterung kam tief aus der gepreßten Brust. „Also wars nicht Ehebruch!" murmelte er. Dann fiel ihm mit einem schreckhaften Ruck der Tote ein, der da still und einsam auf der weißen verschneiten Straße lag — großer Gott, so hatte er den unrechten Mann getötet! . . . Der da lag, war ja der Baron von Falkenfels und nicht der Hauslehrer, — — — und nun erinnerte er sich plötzlich klar, daß der, in dessen Armen Wally gelegen, ein Anderer gewesen. Sie trugen beide dieselben spitzen Hüte. Hilfslos streckte er beide Arme weit von sich auf den Tisch und lag regungslos.

Mit einem Mal lief ein Zittern durch die schmächtige Gestalt des kleinen Mannes — das Zittern wurde stärker und heftiger, der Stuhl, auf dem er saß, die Tischplatte zitterte und bebte . . . Und mit einer fremden heiseren Stimme sprach er laut: „Ich bin ein Mörder."

„Ich bin ein Mörder!" wiederholte er flüsternd. Ein Grauen vor sich selbst, ein Grauen vor dem rätselhaften Leben kroch eisig durch seine Glieder und schüttelte ihn. Der Bann, in dem er seit vier Tagen gestanden, war von ihm abgefallen. Er war wieder er selbst.

Und nun stand er auf, hob sein totenblasses Gesicht und die Arme empor und stürzte in die Knie. „Mein Gott, mein Gott, vergib!" stöhnte er. Er wußte plötzlich, daß es einen Gott gibt.

Er beugte sich nieder, tief, tief, berührte mit der Stirn den Fußboden und küßte ihn.

„Ich bin nicht wert, daß die Erde mich trägt . . ." murmelte er — „o Mutter, Schwester, Wolodja, könnt Ihr mir vergeben?!"

Dann brach er in ein leises wehes Weinen aus.

Lange weinte er so still und schmerzhaft vor sich hin, seine Tränen flossen in Strömen und wuschen und badeten ihm die wunde kranke Seele rein.

Endlich stand er auf. Nein, noch war er nicht rein, er hatte noch etwas zu tun. „Kann man denn Tote erwecken?“ flüsterte er: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut!“

Er wusch und trocknete sich das Gesicht. Dann ging er hinunter und klopfte bei Matriona Fadejewna an.

Freundlich öffnete die Frau und erschrak.

„Rufen Sie mir sofort Vater Nikiphor,“ sprach er mit einer wilden Bestimmtheit. „Ich muß ihn notwendig sprechen.“

Eilig lief Matriona Fadejewna die Treppe hinunter.

Nach wenigen Minuten kam der Pope. Er war bleich und seine Augen funkelten erwartungsvoll.

Hastig schloß er die Tür hinter sich.

Ruhig und groß sahen ihn die Augen des kleinen Mannes an.

„Vater Nikiphor,“ sagte er mit tonloser trauriger Stimme, — „weshalb hast du mir das getan?“

Ein Ruck ging durch die mächtige Gestalt des Geistlichen.

„So hast du ihn getroffen?“ brach er los.

„Der Baron liegt tot auf der Straße. Ich aber frage dich noch einmal, — weshalb hast du mir das getan?“

Der Geistliche hielt den vorwurfsvollen schmerzhaften Blick nicht aus. Seine Augen glühten und flackerten und er senkte sie zu Boden.

„Die politischen Verhältnisse ...“ begann er rauh und stockte — „hm, erfordern den Tod der Tyrannen.“

Dann schluckte er und sah verwirrt zur Seite.

„Keine politischen Verhältnisse erfordern feigen Meuchelmord, noch können sie ihn jemals rechtfertigen,“ sprach der kleine Mann tonlos weiter. „Du aber bist ein Mörder, gleich mir, und bist nicht wert, das geistliche Gewand zu tragen.“

„So? Pfeift die unschuldsvolle Tugend aus diesem Loch?“ brauste Vater Nikiphor auf. „Du willst mich wohl angeben, Freundchen? Nein, so haben wir nicht gewettet!“

„Ich werde mich selbst angeben, selbstverständlich!“ sagte der kleine Volksschullehrer einfach. „Zuerst aber will ich dir sagen: du mit deiner Kraft und Macht bist ein erbärmlicher, armer, sündiger Mensch und du hast den Baron gehaßt und hast mich zum Mörder gemacht. Nein, widersprich mir nicht,“ fuhr er fort, — „es ist so und ich weiß es.“

Der Pope widersprach nicht. An allen Gliedern zitternd stand er da. Dann stürzte er sich mit einem Wutschrei auf den kleinen Mann, warf ihn zu Boden, schnürte ihm mit Handtüchern Hände und Füße zusammen, steckte ihm sein Taschentuch in den Mund, hob die leichte Last empor, als wäre sie ein Kind, und schleuderte sie krachend aufs Bett.

„Mit dem Angeben hat's noch gute Weile, Brüderchen," höhnte er. „Die Knochen im Leibe schlag ich dir entzwei!"

Mit einem lauernden Blick sah er sich in der Stube um, riß den Schlüssel aus der Tür, verschloß sie sorgfältig von außen und polterte die Treppe hinunter.

Eine Stunde oder zwei lag der Gefesselte still und regungslos, die Augen mit gequältem Blick zur Decke gerichtet. Allmählich löste sich die Spannung in seinen Zügen, ein friedlicher Ausdruck trat darauf, müde senkten sich die geröteten Augenlider und wie ein Kind schlief Stepan Nikolaitsch, der Mörder unter fremdem Willen, leise und sanft ein. — —

Im Flecken war eine ungeheure Erregung ausgebrochen. Man hatte die Leiche des Barons gefunden. Für die Anarchisten war dieser Mord gleichsam das Signal zu offenem Ausbruch. Sie stürmten das Polizeigebäude, die Post und das Telegraphenamt unter der Leitung Vater Nikiphors und sie fesselten die Beamten. Sie durchschnitten die Telegraphendrähte, damit keine militärische Hilfe requiriert werden könne. Sie zogen in einzelnen Scharen mit wehender roter Fahne und revolutionäre Lieder singend durch den Flecken und versetzten die zitternde Bevölkerung in eine lähmende Panik.

Einen Nachmittag waren sie die Herren im Ort und Vater Nikiphor sah tatsächlich seinen wilden Traum erfüllt: er hatte die Macht, die seine zügellose Herrschsucht sich ersehnt und er war trunken in seinem Machtgefühl. Seine endlich erlangte Herrschaft machte ihn kurzsichtig und blind. Er schwelgte in Anordnungen und Befehlen und übersah eine sehr naheliegende Gefahr: er hatte es versäumt die Telephonleitung vom Schloß nach der nahen Stadt Goldingen zu zerstören.

Herr von Röhren hatte um dringende militärische Hilfe telephonieren können, und am anderen Morgen rückten Dragoner in mehreren Abteilungen von verschiedenen Seiten in den Flecken. Um das Polizeigebäude tobte ein blutiger Straßenkampf, Flintenschüsse knatterten, Kommandorufe schallten durch die Dämmerung — die anarchistische Bande wurde gefangen genommen bis auf einen Mann und dieser Mann war Vater Nikiphor.

In der Verkleidung eines lettischen Bauern hielt sich der Pope regungslos unter der Flußbrücke verborgen. Als die Nacht hereinbrach,

schlich er hinter der Schmiede über den Bergrücken. So entkam er. — Stepan Nikolaitsch war endlich aus einem langen traumlosen Schlaf der Erschöpfung erwacht. Verwirrt schlug er die Augen auf und versuchte vergebens die gefesselten Glieder zu rühren. Mit dumpfer angstvoller Deutlichkeit trat das Geschehene wieder vor sein Bewußtsein, und er verfiel in einen seltsamen halbwachen Traumzustand.

Er sah ein breites graues wogendes Meer, von lichten weißen Sandbänken eingefaßt, dem Ufer entlang einen Friedhof, eine endlose Reihe von Gräbern; und er vernahm einen schaurig klagenden Totengesang. Mönche mit bleichen hageren Gesichtern und wallenden schwarzen Kutten wandeln in düsteren Reihen hintereinander her und tragen flammende Kerzen, und über dem Allem ein nordischer grauer Himmel. Kapelle reiht sich an Kapelle und der Friedhof streckt sich in unabsehbarer Weite längs der Meeresküste hin.

Nordisches karges Gesträuch, Wachholdergebüsch und ragende Kiefern mit leuchtend roten Stämmen beschatten kümmerlich die endlose Reihe von Gräbern. Gräber, Gräber überall. Kleine schmucklose Holzkreuze, schief und zerfallen, und darüber heult der Sturm mit lautem winselnden Klageton.

Und das näselnde Singen der Brüder vermählt sich mit dem Klagegesang des Sturmwindes und dröhnt darüber hinaus in schauerlichem Wechselgesang.

Armut, kümmerliche Armut ringsumher, — Kinder mit eingefallenen bleichen Wangen und fast alle von der furchtbaren Pockenkrankheit entstellt, krüppelhafte Bettler, schleichende Greise. Und alles eng, eng, wie zugeschnürt von der verständnislosen Frömmigkeit und Gleichgültigkeit gegen menschliches Elend.

Ein Mann wandelt den Friedhof entlang, ein Fremder. Er trägt seine eigenen Züge. Erstaunte fanatische Gesichter aus schwarzen Kutten begegnen ihm — fragende Blicke . . . die dürre gelbe Hand, die sich zum Zeichen des Kreuzes erhoben hat, zuckt zurück. „Ein Fremdling . . . ein Ungläubiger? Was suchst Du friedloser in unserem Reich?“

Ein harter Blick aus glühenden Augen trifft den Mann und schuldbewußt und friedlos eilt er weiter. Arme Bettelkinder strecken ihre kleinen mageren Händchen nach einer Gabe aus. „Zurück!“ donnert eine Stimme hinter dem Manne — „Er ist ein Friedloser — ein Mörder!“ — und verschüchtert ziehen sich die armen kleinen Hände zurück.

Ein Flüstern geht durch die Reihen . . . „Ein Ungläubiger — ein Friedloser — ein Mörder“ . . . wogt es lauter und lauter um ihn — „Ein Mörder!“ . . . . — — — — In kalten Schweiß gebadet, mit

gurgelndem Stöhnen richtet sich Stepan Nikolaitsch auf und starrt wild um sich her. Das Schreckbild ist zerflossen wie ein grauer Nebel. — —

Knatternde Schüsse, jammerndes Wehgeschrei, herbe Kommandorufe gellen von der Straße her an sein Ohr. Hat denn die Hölle alle grausen Schreckgespenster losgelassen, um ihn zu foltern? Ach, bekennen können, seine Schuld, seine große Schuld bekennen dürfen — welch eine Himmelsgabe wäre das!

Aber er ist ja gefesselt — er kann sich ja nicht rühren — mit einem schmerzlichen Seufzer sinkt er zurück — und schließt die Augen. Wo ist sein Friede hin? Verzweifelt reißt er an den Fesseln, die seine Handgelenke umschnüren. Umsonst.

Da dröhnts im Flur — durcheinandergellende Stimmen, wirre Rufe. Hastige Schritte poltern die Treppe empor. An der Tür wird gerüttelt. Fußtritte, Kolbenschläge donnern dagegen — die Tür stürzt krachend ein. Blitzende Uniformen, gerötete Gesichter, rauchgeschwärzte Hände, zornige Rufe. . . .

„Noch einer", schallts ihm entgegen — — „Nehmt ihn fest!"

Das Zimmer ist voller Soldaten.

„Er ist ja schon gebunden und geknebelt, Euer Hochwohlgeboren!"

Ein Offizier tritt ans Bett und nimmt ihm den Knebel aus dem Munde. „Wer sind Sie?" fragt er streng.

Dankbar blickt Stepan Nikolaisch zu ihm auf. „Ich . . . ich . . ich habe den Baron getötet!"

Es klingt wie ein Jubelruf.

Der Offizier weicht zurück. Noch nie hat er ein so strahlendes Antlitz gesehen.

„Um so schlimmer für Sie!" sagt er betreten. Wer sind Sie?"

„Volksschullehrer — Stepan Nikolaitsch Goruschkin."

„Wissen Sie, wo der Pope Nikiphor ist? Leugnen Sie nicht!"

Der kleine Mann schüttelt den Kopf. „Er war gestern bei mir."

„Wer hat Sie gefesselt?"

„Eben Vater Nikiphor."

„Und warum?"

Stepan Nikolaitsch zögert einen Augenblick. „Weil er mich zum Morde überredet hat," spricht er fest.

„Löst ihm die Bande von den Füßen und fort mit ihm," kommandiert der Offizier.

Schwankend steht Stepan Nikolaitsch auf den Füßen. Unter Eskorte wird er hinausgeführt.

Der Friede ist wieder über ihn gekommen.

Eine tiefe Dankbarkeit, eine wehmütige Freude strahlt und leuchtet aus seinem Antlitz.

Der Zug geht an dem Hause des Veterinärarztes vorüber.

„Wally, Wally — so sehen Sie doch — auch er ein Anarchist!" kreischt die entsetzte Stimme Frau Doktor Trellers. „Hab ich Sie nicht alle vor ihm gewarnt?" klingt es darauf triumphierend.

Bleiche bekannte Gesichter beugen sich aus dem Fenster. Mit einem Wehlaut fährt Wally zurück.

Ein ruhiger friedlich-schmerzlicher Blick hat sie gestreift. Sie begreift noch immer nicht ...

„Weshalb ist er gefangen?" ruft der Veterinärarzt keuchend.

„Er hat den Baron erschossen!" schreit einer der Soldaten zum Fenster empor — — —.

Stepan Nikolaitsch ist im Gefängnis.

Und morgen soll er sterben.

Er schreibt einen Brief an seine Mutter. Seine Augen leuchten.

„Trauere nicht, gute Mutter, — ich bin sündig, aber dein verlorener Sohn bin ich nicht. Ich stand unter fremdem Willen und der Friede Gottes ist über mir. Es küßt euch alle Euer Stepan."

Am nächsten Morgen in aller Frühe bewegt sich eine Kompagnie Soldaten, mitten unter ihnen eine Reihe Gefangener, auf den Marktplatz. Stepan Nikolaitsch erkennt den Vater Krischs, den Trunkenbold. Seine Augen suchen Vater Nikiphor. Er findet ihn nicht.

Der Marktplatz ist gedrängt voll Neugieriger.

„Zurück! Platz!" schallen kurze Kommandorufe.

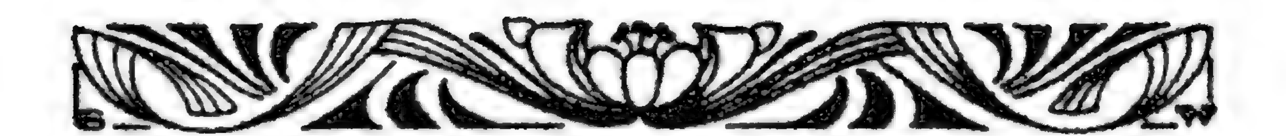
Die Gefangenen werden der Reihe nach aufgestellt. Totenstille.

Da kreischt eine jammernde Knabenstimme in die feierliche Stille hinein: „Tötet ihn nicht! Er war unser guter Lehrer ... Stepan Nikolaitsch ist unschuldig!"

Rohe Fäuste schlagen auf den Knaben ein. Krisch wehrt sich wie ein Verzweifelter. Stöhnend bricht er zusammen.

Das Kommando des Offiziers ertönt:

„Feuer!"



Die russische Flotte in der Geschichte.

Ein Vortrag.

Von

Theodor Schiemann.

Die Geschichte der russischen Flotte beginnt wie eine Sage der seekundigen Wickinger und klingt aus wie ein Schauermärchen orientalischer Phantasie in den Schrecken der Schlacht bei Tsuschima. Zwischen Anfang und Ausgang liegt über ein Jahrtausend, aber es wäre eine ungeheuerliche Übertreibung, von einer tausendjährigen Geschichte der russischen Seemacht zu reden. Sie entstand aus der Tatkraft germanischer Seekönige, der Waräger, die die schlummernde Masse der Ostslaven zu politischem Leben weckten und sie zu kühnen Unternehmungen fortrissen, die dem Geist der Rasse widersprachen und undenkbar gewesen wären, ohne die Rurik, Askold und Dir, ohne die Oleg und Igor, oder wie sie mit ihren skandinavischen Namen heißen Hrurekr, Hoeskuldr, Dyri, Helgi und Ingr, die den Weg wiesen und sich Gefolgschaft erzwangen. Sie fanden den Mut, auf ihren Booten die uralte Handelsstraße entlang, die von den Küsten des finnischen Meerbusens den Wolchow hinauf und den Dniepr hinab zum Schwarzen Meer und dann die Küsten entlang nach dem zweiten Rom, Konstantinopel führte, zu fahren.

Im Jahre 865, dem ersten historisch beglaubigten Datum der werdenden Geschichte Rußlands, sind sie zum erstenmal vor Konstantinopel erschienen und mit reicher Beute und einem Handelsvertrage für die Männer von Kiew abgezogen. 907, 941 und hundert Jahre später, im Jahre 1041 haben sie es wieder versucht. Immer zum Schrecken der Griechen, aber mit wechselndem Glück. Als Führer die skandinavischen Herren mit ihren kriegerischen und seekundigen Stammesgenossen, mit ihnen und hinter ihnen her die wasserscheue Masse der Slaven, welche die Ruderer stellte und den Herren folgen mußte, ob sie wollte oder nicht.

Vielleicht wäre es den Warägern mit der Zeit gelungen, diese slavischen Stämme zu Seeleuten zu erziehen, denn die Skandinavier aus dem Geschlechte Ruriks sind gewalttätige und willensstarke Gebieter gewesen, die der weichen slavischen Masse den ihr fehlenden Halt geben konnten, aber die Steppe, welche die Südgrenze der slavischen Siedelungen vom Schwarzen Meere trennte, wurde seit der Mitte des 10. Jahrhunderts

von kriegerischen Reitervölkern besetzt, die den Durchzug erst erschwerten und dann durch Sperrung der Stromschnellen des Dniepr und der Mündungen des Stromes ganz unmöglich machten. Im 13. Jahrhundert folgte dann das furchtbare Unglück des Mongolenjoches, das bis zu Ende des 15. Jahrhunderts auf Rußland lastete und einen Niederschlag räuberischer Nomaden sowohl am Schwarzen Meer wie an dem größten Strom des Landes, der Wolga, zurückließ. Im Westen aber hatten der deutsche Orden in seinem livländischen Zweige und die zur Hansa gehörenden livländischen Städte das Baltische Meer zu einer deutschen See gemacht, während Schweden im finnischen Meerbusen gebot. So hat es seit dem 11. Jahrhundert eine russische Seemacht nicht mehr gegeben. Um die Zeit aber, da die russischen Fahrzeuge vom Meere verschwanden, hatte das herrschende skandinavische Fürstengeschlecht in allen seinen weiten Verzweigungen auch seine ursprüngliche Nationalität eingebüßt. Es war völlig slavisiert worden, und wenn noch in einigen der späteren Fürsten, wie in Wladimir Monomach im 12. und in Dimitri Donskoi im 14. Jahrhundert, einzelne Züge an die heroischen Anfänge des Geschlechts und an einen Rest germanisch-nordischer Überlieferungen erinnern — allmählich schwinden sie ganz, und in dem harten Geschlecht der Großfürsten von Moskau, das aufgekommen war dank der Gunst des Mongolenchans, erkennen wir nichts mehr, was an jene längst verschollenen Tage erinnert. Groß-Nowgorod, Pleskau, Polozk stehen zwar durch die Hansa in Verbindung mit dem Handelsleben des Abendlandes, aber auf keinem Meere sind russische Fahrzeuge zu finden. Die Russen sind wasserscheu geworden wie ihre Herren in der Steppe, in ihrem Wesen Orientalen, ohne allen Zusammenhang mit der Welt des Abendlandes, ihr Reich ein Binnenland, das nur im äußersten Norden, in Archangelsk am unwirtlichen nördlichen Eismeer, einen Hafen hat. Aber was dort mit dem Meere in Berührung kommt, ist eine Fischerkolonie, kein Handelsplatz, und erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts (1553) haben die Engländer den Weg entdeckt, der von Archangelsk sie nach Moskau führen sollte. Es war um jene Zeit fast ebenso unzugänglich und erschien dem Abendlande fast ebenso fremdartig wie das ferne Peking. Aber kein russisches Fahrzeug wagte es, den Weg nach England zu nehmen, und ebensowenig hat die Erwerbung von Narva, das von 1558 bis 1581 in russischen Händen war, zum Entstehen einer russischen Handelsflotte oder Kriegsflotte geführt. Selbst die Erwerbung von Kasan und Astrachan, die dem Versuche Iwan des Schrecklichen, die Ostseeküste zu erwerben, vorherging und den Russen die Wolga und mit ihr das Kaspische Meer und den Weg nach Persien

erschloß, sollte noch über ein Jahrhundert lang ohne jede Wirkung auf den Unternehmungsgeist der Nation bleiben. Das Wasser lockte sie nicht.

Die alten Abkömmlinge der skandinavischen Ruriker sind in der Linie des regierenden Hauses darüber weggestorben, und im Jahre 1613 ist dann ein neues Geschlecht auf den Moskauer Zarenthron gestiegen, die Romanows. Sie entstammten keinem der alten in zahlreichen Verzweigungen, aber in gedrückter politischer Stellung fortlebenden Fürstengeschlechter, sondern waren slavischer Herkunft, von einer Versammlung des Volkes gewählt und ein Menschenalter lang durch eine Volksvertretung wenn nicht beschränkt, so doch beraten. Die ersten Generationen jener neuen Dynastie zeigen uns nichts charakteristisches. Aber Rußland wird unter ihnen im höheren Maße, als es bisher geschehen war, in die großen Zusammenhänge der europäischen Politik hineingezogen. Auch seekundige Ausländer: Engländer, Holländer, Deutsche treten in russische Dienste, und an einzelnen Punkten des Reiches tritt uns nun der Versuch entgegen, die russischen Gewässer mit größerer Kühnheit als bisher nutzbar zu machen. Das unvergleichliche System der großen russischen Ströme regte die Phantasie der Ausländer an. Schon der Holländer Isaak Massa, ein Kaufmann und Diplomat, plante eine Verbindung der Ostsee mit dem Kaspischen Meer, die von Nowgorod zu den persischen Häfen führen sollte. Er hat im Jahre 1625 dem Zaren darüber eine Denkschrift eingereicht, aber sie ist ohne alle Folgen geblieben. Dagegen ist es sowohl den niederländischen wie den englischen Kaufleuten gelungen, über Rußland in Verbindung mit Persien zu treten, und Archangelsk, das immer den Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen bildete, blühte zu einer lebhaft besuchten Handelsstadt auf. Es fällt jedoch auf, wie so gar kein Anteil an diesen Unternehmungen den Russen zufiel. Sie begnügten sich mit dem Profit des Zwischenhändlers, mit den Durchgangsabgaben und dem Detailverkauf, an eigener Initiative fehlte es noch vollständig. Das alles ist nun anders geworden, da als vierter in der Reihe der Herrscher aus dem Hause Romanow Peter I. Alexejewitsch auftritt. Er ist der Begründer einer russischen Seemacht gewesen. Fast wie ein Wunder tritt er uns in dieser altrussischen Welt entgegen. Die Masse apathisch, am Alten hängend, ohne Initiative, lässig in ihren Pflichten, wo nicht die Peitsche des Herrn drohte, allem Fremden und Neuen feindselig. Keiner dieser Züge tritt uns bei Peter entgegen. Von höchster Regsamkeit, nach dem Neuen begierig, zäh und unentwegt treu den Pflichten, die er sich selbst gesetzt hat, selbstherrlich und stets bereit, das Nützliche da entgegenzunehmen, wo es ihm entgegentritt, dem Fremden und Neuen durch

innere Sympathie zustrebend, und mit weitem Blick das Ganze, sein Vaterland, umfassend. Dabei ist er ein Barbar geblieben bis an sein Lebensende, roh, zynisch, gewalttätig, ohne jeden Anflug von Schamgefühl, weil das Natürliche ihm auch das Erlaubte war. Ein Trinker, aber kein Säufer, ein Frauenjäger, aber kein Lüstling, vor allem ein kraftvoller Mann, der sich seines überlegenen Willens und seiner genialen Einsicht allezeit bewußt bleibt. Er hat immer Verständnis für das wirklich Große gehabt und immer gekämpft gegen das, was ihm als niedrige Gesinnung erschien. Eine halb barbarische Verkörperung des kategorischen Imperativ ein Jahrhundert vor Kant, wie sein Zeitgenosse und Freund Friedrich Wilhelm I. sie in edleren Formen darstellt.

Dieser Mann, Peter, den man mit Recht den Großen genannt hat, ist der Schöpfer der russischen Flotte gewesen, wie er der Schöpfer des europäischen Rußlands wurde. Denn vor ihm war Rußland Asien, und erst dadurch, daß er für Rußland Meeresküsten erwarb und damit der Flotte, von der er träumte, die Möglichkeit gab zu erstehen, wurde Rußland mit Europa so fest verbunden, daß es seine Geschicke niemals mehr von dem Zusammenhang der vom Abendlande bestimmten Weltpolitik freimachen konnte.

Das größte dabei sind wohl die Anfänge. Wie er um Asow zu nehmen, das ihm den Weg ins Schwarze Meer wieder eröffnen soll, in dem Flußhafen von Woronesh am Don sich eine Flotte — eine Schiffskarawane sagten die Russen — zimmert, und obgleich der Sultan seine großen Kriegsschiffe ausgeschickt hat, um die Verteidigung der Stadt zu sichern, sie wirklich nimmt; wie er dann, als seien die Tage der Wickinger wiedergekehrt, eines seiner Schiffe nach Konstantinopel schickt und zum erstenmal russische Kanonen vor dem Palast des Sultans ihre Freudenschüsse abgaben — da meinten die Türken wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Und in der Tat, es war wie ein Wunder. An die in Woronesh gebauten Schiffe schloß sich jetzt eine Flottille, die für das Schwarze Meer bestimmt war, und es steht fest, daß Peters Augenmerk damals vornehmlich darauf gerichtet gewesen ist, von Asow aus dauernd an den Küsten des Schwarzen Meeres Fuß zu fassen. Als er seine berühmte Studienreise in das Abendland hinein unternahm, war das politische Ziel, das er verfolgte, die Erwerbung von Alliierten zum Kampf gegen die Türken. In diesem Kriege aber sollte die russische Flotte, von der er träumte, eine entscheidende Rolle spielen; konnten Venedig und der Kaiser die Türken von Westen her angreifen, so dachte er sie von Norden mit seiner Armee, von Osten her mit seiner Flotte zu fassen, und deshalb vornehmlich hat er so eifrig in den englischen und holländischen Werften gearbeitet.

Aber die geschichtliche Entwicklung nahm einen anderen Verlauf. Während Peter für das Unternehmen gegen die Türkei keine Bundesgenossen fand und nach 1711 die russischen Fahrzeuge für dreiviertelhundert Jahre wieder aus dem Schwarzen Meer verschwinden, boten sich ihm ungesucht Bundesgenossen zum Kampf gegen Schweden. Nicht in einem orientalischen, sondern im nordischen Kriege ist die russische Flotte wirklich erstanden. Man darf wohl sagen, daß Peter die russische Flotte aus dem nichts geschaffen hat; sie ist die souveräne Schöpfung seines Willens. Der Engländer Fred J. Jane, der Erfinder des Marinekriegsspiels, weiß in seiner Geschichte der russischen Flotte seinen Landsleuten diese Tatsache nicht besser zu illustrieren, als indem er sie an die Bedeutung erinnert, die Kaiser Wilhelm II. in der Gründungsgeschichte der deutschen Flotte zukommt. Der Unterschied liegt in der Zeit und dem Geist der Nationen. In Rußland konnten die Flotte und der Seedienst der widerwilligen Nation nur aufgedrungen werden durch den gewaltigen Willen des Mannes; populär ist die Marine in Rußland nie geworden und wir werden noch sehen, wie sie tatsächlich mit Peter dem Großen zugrunde ging. Bei uns aber wurden die von den Vorvätern ererbten Triebe wieder lebendig, und wenn heute unsere Machtstellung im Herzen Europas fundiert ist, comme un rocher de bronze glauben wir mit Recht auch sagen zu können, daß die deutsche Seemacht aere perennius im Herzen der deutschen Nation und auf den Meeren im Wettstreit der Völker sich dauernd ihren Ehrenplatz gesichert hat.

Die ersten Anfänge der russischen Flotte sind wenig glücklich gewesen. Da seine Hand nicht bis an das offene baltische Meer reichte, ließ Peter an dem Ostufer des Peipussees im Frühjahr 1702 eine Flottille erbauen, einige Galeeren mit je 4 Geschützen und 50 Mann Besatzung und mehrere hundert Ruderbote, Lodken, aber sie sind noch im Sommer des Jahres von dem schwedischen Kapitän Löschern von Herzfeldt vernichtet worden, obgleich er nur 4 größere Yachten nebst einigen Schaluppen, in Summa 200 Mann und 16 Kanonen gegen die 5000 Russen auf der improvisierten Flotte Peters führte, und obgleich die russischen Küstenbatterien sich am Kampf beteiligten. Bald danach ist es den Russen allerdings gelungen, eine schwedische Yacht „Vivat“, die durch ungünstigen Wind in einer Bucht des Peipus festgehalten wurde, zu entern. Aber der tapfere schwedische Kapitän Hökeflicht warf Feuer in die Pulverkammer und mit ihm und seiner Besatzung flogen auch 200 Russen und 20 Lodken in die Luft. Der Zar zog daraus den Schluß, daß man, wenn auch unter Opfern, vereinzelter schwedischer Schiffe Herr werden könne, und daß es

vor allem darauf ankomme, sich der Fluß- und Seeufer zu bemächtigen. Im Jahre 1703 gelang es wieder zwei schwedische Galeeren auf der Newa zu überraschen, das schwedische Nöteburg fiel in seine Hände, und am 16. Mai des Jahres konnte er auf den sumpfigen Inseln der Newa die Pfähle versenken lassen, die der neuen Hauptstadt des Reiches Petersburg zum Fundament dienen sollten. Die Gründung und Behauptung Petersburgs aber ist das wichtigste Ereignis nicht nur in der neuen Geschichte Rußlands überhaupt, sondern insbesondere in der Geschichte der russischen Marine. Es rechtfertigt sich daher wohl, wenn wir einen Augenblick hier verweilen.

Das erste war die Anlage der heutigen Peter-Paulsfestung, deren Kirche fortan dem Zaren selbst und seinen Nachfolgern zur letzten Ruhestätte dienen sollte. Sechs Bollwerke oder Bastionen schützten den Platz, das erste vom Zaren selbst erbaut, die übrigen von seinen nächsten Vertrauten (Menschikow, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Golowin, dem allernärrischsten Patriarchen Sotow, dem Fürsten Trubetzkoi und Kirill Narischkin).

In der Anlage von Erde und Holz, konnten sie erst nach drei Jahren durch Steinbauten ersetzt werden. Den Untergrund aber bildete jener Kasemattenbau, der noch heute das schrecklichste aller russischen Gefängnisse bildet und von da ab bis in die Gegenwart die Stätte ist, in der wirkliche oder vermeintliche Staatsverbrecher ihres letzten Schicksals harren. Die nächste Anlage war ein Kaufhof, dann ein einfacher Holzbau zur Wohnung für den Zaren, 18 Meter lang und 1 Meter breit, 2 Stuben, Küche und Vorzimmer. Für den Bau der Festung hatte man Maurer, Zimmerleute und Ziegelstreicher aus dem Nowgorodschen kommen lassen, und schon im Mai 1703 schrieb Peter eigenhändig, „wir haben guter Leute genug. Jetzt aber ist es sehr notwendig, tausend und einige Verbrecher, womöglich zweitausend, für den nächsten Sommer zu besorgen, in allen Behörden, Gerichtshöfen und in den Städten sind vornehmlich solche zu nehmen, die nach Sibirien verschickt sind und zurzeit noch in Wologda weilen.“ Das Verlangen nach Dieben und Mördern war sehr gerechtfertigt, denn es stellte sich bald heraus, daß die Arbeit am Aufbau Petersburg fast einem Todesurteil gleichkam. Der Boden war sumpfig und ungesund, so daß man sich genötigt sah, die werdende Stadt auf eingerammten Pfählen zu errichten, Fieber und Skorbut dezimierten die Arbeiter, die zudem in ihren dürftigen Siedelungen stets in Gefahr waren zu ertrinken, wenn, wie es bei jedem länger anhaltenden Südwestwinde geschah, die Newa plötzlich so hoch zu steigen begann, daß es keine andere

Rettung gab als die Flucht. Dazu kam, daß in den ersten Jahren die Stadt fortwährenden Angriffen von seiten der Schweden ausgesetzt war, denn Petersburg, oder wie der Zar schrieb, Piterborg, erstand vor den Augen des Feindes und war erst einigermaßen gesichert, nachdem der Zar 25 km westlich von Petersburg auf der Newainsel Kotlin, die Festung Kronschlot, das heutige Kronstadt, angelegt hatte. Schon 1704 war durch Versenkung ungeheuerer Holzkisten, die mit Steinen gefüllt waren, ein sicheres Fundament geschaffen, dann ward eine Zitadelle errichtet und mit 60 Geschützen bewaffnet, während mächtige Batterien weiter vorgeschoben wurden. Bereits im November 1705 ist aber das erste fremde Fahrzeug, ein Friesländer, der Salz und Wein geladen hatte, in Petersburg eingetroffen und von Menschikow, den Peter zum Gouverneur ernannt hatte, nicht übel belohnt worden. Als die Schweden 1705 und 1706 es mit größeren Angriffen zu Wasser und zu Lande wagten, um Petersburg zu zerstören, war es bereits zu spät. Sie mußten unverrichteter Sache nach großer Einbuße an Mannschaft und Fahrzeugen heimkehren.

1705 und 1706 aber war die Überschwemmung vorübergehend eine große Gefahr. Peter selbst hat darüber in seiner Weise Menschikow berichtet: „Min Bruder: vor 3 Tagen hat ein West-Süd-West soviel Wasser zusammengetrieben, wie nie vorher. In meinem Hause stand es 21 Zoll über der Diele, in den Gärten und auf der andern Seite der Newa fuhr man zu Boot in den Straßen. Es hielt sich aber nicht lange (so hoch) nur drei Stunden. Und es war sehr lustig zu sehen, wie die Leute auf den Dächern und den Bäumen saßen, nicht nur die Männer, sondern auch das Frauenzimmer, ganz als wäre es die Sündflut. Aber wenn es auch ein großes Wasser war, argen Schaden hat es nicht angerichtet."

Er datiert diesen Brief: aus dem Paradies oder Sanktpiterburg. In der Tat für ihn war es wie ein Paradies; die rastlose Arbeit, der Kampf mit Elementen und Menschen, das viele Wasser, das ihn an sein geliebtes Amsterdam erinnerte, und endlich die vielen Verbrecher, die er nicht zu schonen brauchte und denen nur recht geschah, wenn sie bei der Arbeit zu Grunde gingen. Ihm ein Paradies und jenen eine Hölle — so ist im Grunde bis zuletzt der Gegensatz gewesen, der ihn von seinem Volke trennte.

Um jene Zeit aber war die russische Kriegsflotte dank der Energie Peters bereits eine Wirklichkeit geworden. Im Jahre 1705 sind zum ersten Mal russische Kriegsschiffe ins offene Meer hinausgefahren: 9 Linienschiffe, 4 Briggs, 5 Gallionen, 7 große und 8 kleine Galeeren, 12 Feuerschiffe. Alle unter den Augen und unter der steten Kontrolle

Peters erbaut. Wagten sie damals noch nicht in offener Schlacht sich mit den Schweden zu messen, so unterstützten sie doch vom Meere aus die Operationen, die der Zar von seiner Armee ausführen läßt. Wiborg ist mit Hilfe der Flotte genommen worden und ebenso Helsingfors und Abo. Die Jahre 1713 und 1714 haben dann wirkliche Seeschlachten gebracht und in der zweiten, bei Hangöud, errang Peter seinen ersten Sieg. Allerdings mit ungeheuerer Übermacht und nur über eine Abteilung der schwedischen Flotte, aber doch immer einen unleugbaren Sieg, und wir verstehen es wohl, wenn er im Gefühl seines Triumphes sich dafür zum Vizeadmiral avanzierte. Die wechselnden politischen Kombinationen des nordischen Krieges führten dann dahin, daß im Jahre 1715 die russische Flotte mit der englischen und dänischen gegen die schwedische operieren konnte, und von da ab ist das Übergewicht Rußlands in der Ostsee bis zu Peters Tode bestehen geblieben. Er hat in den Jahren 1719 und 1721 sogar Truppen auf schwedischem Boden landen lassen und eine Reihe von Küstenstädten verwüstet. Erst der Friede von Nystad befreite das überall zurückgedrängte Schweden von dem ruhelosen Feinde. Aber wie gewaltig ist die Wandlung, die dieser Friede bedeutet. Schweden war von seiner Großmachtsstellung zurückgeworfen für immer und die Frage des dominium maris baltici, wie es schien, gleichfalls für immer entschieden zu Gunsten Rußlands. Denn der Friedensschluß sicherte dem Zaren nicht nur Petersburg und Kronstadt, sondern auch Estland und Livland und damit die alten Häfen der Hansa: Reval, Pernau, Riga. Eine neue Zeit brach an, und gingen die Pläne in Erfüllung, mit denen Peter der Große sich trug, so sollte das neue Ostseereich Rußlands sich noch durch Kurland, Mecklenburg, Holstein vergrößern. Zum Glück für die Welt sind diese, durch Heiratsallianzen angedeuteten Pläne nur in Bezug auf Kurland in Erfüllung gegangen, und als Peter 1725 starb, hinterließ er Rußland zwar eine Machtstellung, wie sie vor seinen Tagen undenkbar war, und auch eine Flotte, die zweifellos die stärkste Potenz in der Ostsee darstellte, aber er hinterließ dem Reiche keinen von seinem Geist erfüllten und getragenen Nachfolger. Peters Flotte bestand bei seinem Tode aus 100 Fahrzeugen im Kaspischen, 40 Linienschiffen, 10 Fregatten und 100 kleineren Fahrzeugen im Baltischen Meer. Waren seine ersten Kapitäne meist Holländer gewesen, so hatte er doch zahlreiche junge Russen ins Ausland geschickt, um die Navigation zu studieren. Auch gründete er eine Schule für Mathematik und Navigation in Moskau und eine Marine-Akademie in Petersburg. So lange er sein strenges Auge über dem Ganzen hielt, hat alles auch einigermaßen funktioniert.

Es war aber ein fast verzweifeltes Unternehmen. Der Genius der Nation versagte nach dieser Richtung, und so ist es kein Wunder, daß die russische Flotte in den Jahren 1725—1762, d. h. von Katharina I. bis zum Tode Elisabeths, zwar konserviert wurde, aber nicht gedeihen wollte. Sie war wohl genötigt, an den Konsequenzen der Politik Peters d. Gr. mit zu tragen und durfte sich den Problemen der großen Politik nicht entziehen. Aber es geschah ohne rechten Ernst, gegen ohnmächtige Gegner und meist unter Führung von Fremdländern. Die Blockade und Einnahme von Danzig im Jahre 1733 hat Gordon geleitet, die Einnahme von Asow erzwang Lascy durch seinen berühmten Marsch durch das von sengenden Westwinden ausgetrocknete Faule Meer, aber Asow ging im Belgrader Frieden 1739 wieder verloren, und weder auf dem Asowschen noch auf dem Schwarzen Meer durfte die russische Flagge sich zeigen. Als 1743 die Schweden wieder in Schlachtordnung bei Hangöud der russischen Flotte gegenüberstanden, flüchtete der Admiral Golowin nach Reval; daß endlich im siebenjährigen Kriege das Bombardement und die Einnahme von Memel, sowie wenige Tage vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth die Einnahme von Kolberg keine Heldentaten waren, brauche ich in diesem Kreise wohl nicht näher auszuführen.

Wirkliches Leben brachte in die russische Flotte erst die deutsche Fürstentochter, die als Katharina II. nächst Peter dem Großen die bedeutendste Herrschergestalt Rußlands ist. Was sie vorfand, als sie ihre Regierung antrat, das hat sie nach der ersten Flottenrevue, die sie abhielt, im Jahre 1765 dem Grafen Panin folgendermaßen geschildert: „Wir haben Schiffe und Matrosen die Menge, aber weder eine Flotte noch Seeleute. Der Admiral selbst mußte gestehen, daß diese ganze Schaustellung so schlecht war, wie nur irgend möglich. So sieht nicht eine Kriegsflotte aus, sondern eine jener Flotten, die alljährlich von Holland ausgehen, um Heringe zu fangen.“ Ihre unvergleichliche Kunst in Behandlung der Russen hat ihr darüber weggeholfen. Sie hat mit wahrer Meisterschaft es verstanden, ihnen einzureden, daß sie wirkliche Seeleute und Seehelden seien, und dabei auch tatsächlich große Erfolge erzielt. Ihre Methode war nämlich die, daß sie die Stellung der Oberkommandierenden der Flotte stets Russen übertrug, die eigentliche Leitung aber in die Hände ausländischer Kapitäne legte, welche die Erfolge errangen, jenen aber den Ruhm überließen. Die Engländer Elphinstone, Dagdale, Mackenzie, Greig und Mitchel, der Prinz von Nassau-Siegen u. a. m. haben ihre Schlachten geschlagen, nicht die Russen Spiridow und Orlow, die so überschwenglich gefeiert worden sind, und fast die Hälfte

aller Marineoffiziere ist ihrer Zeit englischer, schottischer oder deutscher Herkunft gewesen. Als im Jahre 1768 der Türkenkrieg ausbrach, schickte Katharina Alexej Orlow, den Bruder ihres Günstlings Gregor, als Oberkommandierenden mit einer stattlichen Flotte: 12 Linienschiffen, 12 Fregatten, mit Transport- und Vorratsschiffen, von Kronstadt aus ins Mittelmeer mit dem Auftrage, die türkische Flotte zu vernichten, wo er sie finde. Nun war Alexej Orlow nichts weniger als ein Seemann. Aber auch Katharina hielt an dem Grundsatze Peters fest, daß jedermann geeignet sein mußte, alles auszuführen, was ihm befohlen werde. Auch hat damals und noch lange danach niemand Anstoß an solchen Zumutungen genommen. Teils jene Gewissenlosigkeit, die in dem berühmten nitschewo gipfelt, die Vorstellung, daß man es koje kak, d. h. zur Not, schon fertig bringen werde, die unbestreitbare Vielseitigkeit in den Anlagen der Rasse, die zu dem Wort geführt hat, der Russe sei ein genie à toutes sauces, endlich die Vorstellung, daß die Unterorgane nicht versagen würden, das alles führte in seiner Summe dahin, daß Männer wie Alexej Orlow bereit waren, auch das Kommando einer Flotte zu übernehmen. Er hatte neben Spiridow, der zu den besten russischen Admiralen gehörte, noch Elphinstone, Greig und Dagdale bei sich, und die haben es dann auch schließlich gemacht. Sie haben die Flotte nach Portsmouth geführt, wo sie in kläglichstem Zustande ankam und von der kundigen Hand englischer Schiffsbauer in Stand gesetzt wurde. Erst im Februar 1770 segelte Orlow nach Morea ab, unterwegs aber schrieb er der Kaiserin die kläglichsten Briefe. Er war überzeugt, daß sich nichts werde ausrichten lassen. Sultan Mahmud III. hatte den seekundigen Piraten Hassan von Algier zum Oberkommandierenden seiner Flotte ernannt. Im Mai verließ er die Dardanellen, und am 5. Juli kam es bei Tschesme zu einer Schlacht, die wesentlich zwischen Hassan und Spiridow, ohne daß eine Entscheidung fiel, geschlagen wurde. Die Türken aber zogen sich in die Bai von Tschesme zurück. Nun übernahm Elphinstone das Oberkommando und er, Greig und Dagdale haben dann die ganze türkische Flotte verbrannt und vernichtet. Weder Spiridow noch Orlow haben am Kampfe teilgenommen. Aber nach der Schlacht schrieb Orlow den Bericht, und Katharina hat ihm allen Ruhm zugewiesen und ihm den Ehrennamen Orlow Tschesmenski verliehen, was Spiridow, der doch wenigstens an der ersten Phase der Schlacht teilgenommen hatte, so erbitterte, daß er seinen Abschied nahm. Auch die rechte Ausnutzung des Sieges hat Orlow verhindert. Elphinstone blockierte die Dardanellen und riet sie zu forzieren, aber Orlow warf sich dem kühnen Plan ent-

gegen. Er konnte erst nach langem Zögern bewogen werden, eine Rekognoszierung dieser Position zu gestatten. Da aber haben ihn die Türken getäuscht. Sie hatten nämlich die alten halb verfallenen Forts der Dardanellen weiß anstreichen lassen, und die russischen Späher brachten die Nachricht zurück, daß die Türken ganz neue Befestigungen angelegt hätten. So segelte Orlow denn mit der ganzen russischen Flotte nach Lemnos, um die Festung gleichen Namens zu nehmen. Hier aber wurde das Lager der russischen Landungstruppen von Hassan überfallen und die Belagerungsartillerie von ihm mit dem Degen in der Faust genommen. In wilder Flucht retteten sich dann die Russen, so viel ihrer entkamen, in die Schiffe.

Orlow hat dann mit dem zum Großadmiral beförderten Hassan noch ein unentschiedenes Treffen gehabt, in dem ebenfalls nicht er der Held war. Dann aber zog er nach Italien, wo er die unglückliche Fürstin Tarakanow, die sich für die Tochter Elisabeths ausgab und es vielleicht auch gewesen ist, durch falsche Liebesschwüre betörte und die Betrogene triumphierend der Kaiserin Katharina zuführte. Sie ist in den Kasematten von Petersburg an der Schwindsucht zu Grunde gegangen, während Orlow in prassendem Nichtstun den Lohn seiner Niedertracht und seiner angeblichen Heldentaten vergeudete. Die russische Flotte aber hat während des ganzen weiteren Verlaufes des Türkenkrieges in völligster Untätigkeit verharrt.

Dennoch macht dieser Krieg in der Geschichte der russischen Flotte Epoche. Der Friede von Kutschuk Kainardschi 1774 öffnete nicht nur der russischen Kriegsflotte und den russischen Handelsschiffen das Schwarze Meer, sondern sicherte auch dem russischen Handel die freie Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen, oder, wie man damals sagte, aus dem schwarzen ins weiße Meer. Während des zweiten Türkenkrieges erhielt der Admiral Greig denselben Auftrag wie einst Alexej Orlow, aber die baltische Flotte wagte infolge der feindseligen Haltung Englands und des bald darauf ausbrechenden Krieges mit Schweden nicht, das baltische Meer zu verlassen. Dagegen kämpfte die neuentstandene kleine russische Flotte im Schwarzen Meer nicht ohne Ruhm gegen die Türken. Sie half den Angriff Hassans auf Kinburn abschlagen und schickte zur Unterstützung Suworows ihre Kanonenboote die Donau hinauf. Eine wirkliche Heldentat aber war es, als der Kapitän von Sacken, dessen Schiff von einer ungeheueren türkischen Übermacht umzingelt war, erst seiner Mannschaft die Möglichkeit bot, auf den Booten zu entkommen, dann aber, als je zwei Galeeren auf jeder Seite seines Schiffes lagen und eben entern

wollten, Feuer in die Pulverkammer warf und sich und seine vier Gegner mit ihrer Mannschaft in die Luft sprengte. Sacken war Kurländer, sonst aber zeigen die erhaltenen Listen der Offiziere auf der Schwarzen Meerflotte, damals und in noch späterer Zeit, uns vornehmlich griechische und italienische Namen. In dem schwedischen Kriege führten erst Admiral Greig, dann Prinz Nassau-Siegen die russische Flotte mit wechselndem Glück. Aber als Katharina 1790 ihren Frieden mit Schweden und 1792 den Frieden zu Jassy mit der Türkei schloß, war Rußland nach der Zahl seiner Schiffe die zweite Seemacht der Welt. Katharina hatte, was seit den Tagen Peters des Großen nicht geschehen war, ihre Flotte ununterbrochen zu vergrößern und in Tätigkeit zu halten verstanden und dadurch, wenn auch immer noch die Ausländer in den Offiziersstellen überwogen, auch eine Reihe tüchtiger russischer Seeleute erzogen, unter denen namentlich die Admirale Mordwinow und Uschakow hervorragten. Auch begann sich bereits die Eifersucht Englands zu regen. Pitt verlangte schon 1790 dringend eine Vermehrung der englischen Flotte, um die Russen nicht zu mächtig werden zu lassen — aber der Ausbruch der französischen Revolution gab der englischen Politik eine neue Richtung und die merkwürdigen Wandlungen der nächstfolgenden Jahre führten zu Kombinationen, die uns ein völlig neues Bild zeigen.

Als am 17. November 1796 Katharina die Augen schloß, stand Rußland in Allianz mit England, und als zweiter Alliierter trat am 5. Januar 1799 die Türkei hinzu. Kaiser Paul erhielt von ihr für die Dauer des Krieges das Zugeständnis, daß die russischen Kriegsschiffe den Bosporus und die Dardanellen passieren dürften und der Vertrag vom 2. April 1800 machte es ihm möglich, sich im Adriatischen Meer festzusetzen. Dann aber folgte der Bruch mit England wegen Maltas, und die nicht ohne Zutun des englischen Gesandten Whitworth vorbereitete Ermordung des unglücklichen Kaisers im März 1801, schuf wiederum eine völlig neue Lage.

Es folgte die Regierung Alexander I., für die russische Flotte eine Zeit der Dekomposition und des Niederganges, ohne daß es während des ganzen Verlaufs seiner Regierung an irgend einer Stelle zu ernstlichen Kämpfen zur See gekommen wäre. Solange die Russen mit den Engländern gegen die Türken operierten, die wir nunmehr in der erzwungenen Bundesgenossenschaft Frankreichs finden, hat der Admiral Seniawin mit einigem Glück gegen sie operiert, aber nach dem Frieden von Tilsit begannen die unglücklichen Tage der russischen Flotte. Die von Greig kommandierte Flotte fiel kampflos den Österreichern in die

Hände, sie wurde nach Triest geschleppt und später den Franzosen ausgeliefert, die Flotte Seniawins aber flüchtet Aug. 1808 in den Tajo und wurde dort von den Engländern eingeschlossen gehalten. In der Ostsee haben die Russen, nachdem England die dänische Flotte konfisziert hatte, sich gegen die vereinigten Schweden und Engländer eine Zeitlang behauptet, zuletzt aber eine Zuflucht hinter den Kanonen von Kronstadt gesucht und gefunden. Damit aber hat die Geschichte der russischen Flotte unter Alexander I. auch ihren Abschluß gefunden, denn was folgt, ist ein stetiger und unaufhaltsamer Rückgang. Mir liegt die noch ungedruckte Denkschrift eines russischen Marineoffiziers aus dem Jahre 1824 vor, die ein wahrhaft entsetzliches Bild dieses Niederganges entwirft. Es hat zu Ende der Regierung Alexander I. eine aktionsfähige russische Kriegsmarine überhaupt nicht mehr gegeben. Die einzigen Fahrzeuge, die noch Reisen unternahmen, waren die Schulschiffe, alles übrige verfaulte in den Häfen und wurde von der Marine, vom Minister bis zum gemeinen Matrosen hinab, kapp und kahl gestohlen. Man gab regelmäßig ungeheure Summen für die Erneuerung der Flotte aus, aber sie wanderten ebenso regelmäßig in die Taschen derjenigen, die die Verwaltung der Marine in Händen hatten. Es war ein geschlossener Ring großer und kleiner Diebe. Im Jahre 1828 fiel es den fremden Seeleuten auf, daß von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen ein Teil nur auf der Backbordseite, ein anderer nur am Steuerbord frisch gestrichen war. Der Grund war ein sehr einfacher. Es stand eine Besichtigung der Flotte durch den Kaiser bevor, und da er nie an Bord der Schiffe kam, sondern immer nur vom Lande aus in bestimmter Tournee die Flotte ansah, hatte der Chef des Admiralstabes es für ausreichend gefunden, die dem Lande zugewandte für den Kaiser bestimmte Seite der Schiffe aufzuputzen; das bedeutete eine Ersparnis von 6591 Rubel 25 Kopeken, die dann in die offenen Taschen der Herren vom Marineministerium flossen. So aber war es in allen Dingen. Es schien, daß Alexander absichtlich die Augen geschlossen hielt, und es gab urteilsfähige Leute, die allen Ernstes meinten, daß der Kaiser aus irgend einem, nur ihm bekannten politischen Grunde mit Willen die Flotte zugrunde gehen lasse. Zum erstaunlichsten gehört aber wohl, daß auch die Werke von Kronstadt verfallen durften. Auch sie waren schließlich zu hölzernen Kulissen geworden und die große Überschwemmung vom 19. November 1824 riß sie erbarmungslos nieder. Aber welche großartige Gelegenheit zum stehlen hat sich dann beim Wiederaufbau geboten! Die Gelder wurden dann zwischen 5—6 Personen verteilt: der eine erhielt seinen Anteil, weil er sich blind und taub stellte,

wo er doch sehr wohl gesehen und gehört hatte, ein zweiter für seine gefälschten Berichte und Abrechnungen, ein dritter dafür, daß er sie unterschrieb, der vierte, daß er fälschlich ihre Richtigkeit bezeugte, der fünfte dafür, daß er nichts denunziert hatte, der sechste endlich, weil er sich bereit erklärte, im Notfall unter seinem Eide zu bezeugen, was beliebte!

Das alles läßt sich belegen und die Zeugnisse für das schamlose Treiben jener Periode lassen sich ins endlose aufführen. Das Ruhmesblatt der Tage Alexanders für die Marine sind die Weltreisen von Krusenstern, Kotzebue, Lenz und Bellingshausen. Aber das sind alles Deutsche aus den Ostseeprovinzen gewesen. — Mit dem Regierungsantritt Nikolaus I. schien eine neue Zeit für die russische Kriegsmarine zu beginnen. Der Kaiser trug der Flotte wirkliches Interesse entgegen und der bevorstehende Krieg mit der Türkei gab den Anlaß zu einer energischen Reform. Auch haben die Russen ihren rühmlichen Anteil an der Schlacht von Navarino (27. Okt. 1827) gehabt, in welcher die Flotte Ibrahim Paschas vernichtet wurde, und die den Türkenkrieg der Jahre 1828 und 1829 eingeleitet hat.

Da aber die Dardanellen während des Krieges gesperrt blieben, und die Eifersucht der Engländer nicht gestattete, daß die baltisch-russische Flotte sich mit der des Schwarzen Meeres vereinigte, hat die letztere während des Krieges nur eine höchst unbedeutende Rolle gespielt. 1828 hat sie an der Belagerung Varnas teilgenommen, 1829 von der Küste aus den Marsch Diebitschs über den Balkan durch Proviantierung gefördert und den Bosporus blockiert, während von der baltischen Flotte die Dardanellen gesperrt wurden. Auch hat es einige tapfere Taten gegeben. Die Brigg Merkur behauptete sich in dreistündigem Kampf gegen zwei türkische Linienschiffe, dagegen strich die Fregatte Raphael ihre Flagge kampflos, als sie der türkischen Flotte begegnete. Von einem wirklichen Seekriege aber kann keine Rede sein, da die türkische Flotte sich meist nicht aus dem Bosporus herauswagte. Trotzdem haben Navarino und der glückliche Ausgang des Krieges die russische Flotte wieder populär gemacht. Der Kaiser tat, was an ihm lag, um sie zu fördern, die Werke von Kronstadt wurden verstärkt, in Sevastopol ein befestigtes Kriegsarsenal angelegt, auch im Aralsee eine Flotte begründet. Um die Mitte der dreißiger Jahre stand so die russische Flotte wieder in hohem Ansehen. Die ausländischen Kenner aber machten schon damals auf ihre Schwächen aufmerksam. Die Schiffe wurden aus Tannenholz erbaut und blieben nur 8 Jahre seetüchtig. Die Russen aber konservierten sie doppelt solange. Auch dauerte, wenngleich weniger offenkundig, der Diebstahl an der

Flotte fort. Der Dampfbetrieb wurde viel zu spät aufgenommen, die ersten Bomben 1852 eingeführt. In Summa hatte der Kaiser beim Ausbruch des Krimkrieges 120 Schlachtschiffe, in Wirklichkeit war nur ein Drittel von ihnen dienstfähig. So kann es dann kein Wunder nehmen, daß sie während des Krieges völlig versagte. Die Ostseeflotte wagte überhaupt nicht, sich dem Feinde zu zeigen, die Flotte des Schwarzen Meeres aber vernichtete zwar am 30. November 1854 die türkische Flotte durch eine glückliche Überrumpelung bei Sinope, dank der Wirkung der hier zum ersten Male im Seekriege angewandten Bomben, die im Verlauf von 5 Minuten die türkischen Fahrzeuge in Flammen setzten — die sich bis zu ihrem Untergang tapfer wehrten —; als aber die Engländer und Franzosen kamen, flüchteten alle russischen Schiffe in die Häfen. Die Marinesoldaten haben bei der Verteidigung Sevastopols tapfer mitgeholfen, mit der Einnahme der Stadt durch die Alliierten ging aber auch der Rest der noch vorhandenen Schiffe, durch die Russen selbst in die Luft gesprengt, zugrunde.

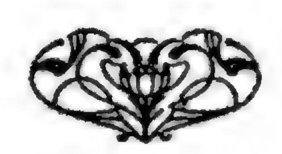
Nach dem Pariser Frieden gab es bis 1871 nur noch eine baltische Flotte Rußlands in den europäischen Gewässern. Auch sie geriet aber bald in völligen Verfall. Während des Türkenkrieges der Jahre 1877 und 1878 bestand die Flotte nur aus 7 seetüchtigen Fahrzeugen, von denen eines im Umbau begriffen war, die anderen auf entfernten Stationen verteilt waren. Im Schwarzen Meer gab es buchstäblich nichts. Rußland suchte sich dadurch zu helfen, daß es 20 Kauffahrteischiffe charterte und per Eisenbahn aus Petersburg Torpedoboote nach Süden schaffen ließ. Es war dies eine neue Waffe, welche die Türken schreckte, obgleich sie ein Dutzend guter Panzerschiffe und 6—7 leichte Monitors auf der Donau hatten, vermochten sie nichts auszurichten. Damals haben Makarow, Dubassow, Rojestvenski den Grund zu ihrem großen Ruf gelegt. Sie waren unzweifelhaft kühne Männer, aber die Gegner, die ihnen gegenüberstanden, waren schlaff, und man überschätzte auf russischer Seite die errungenen Erfolge.

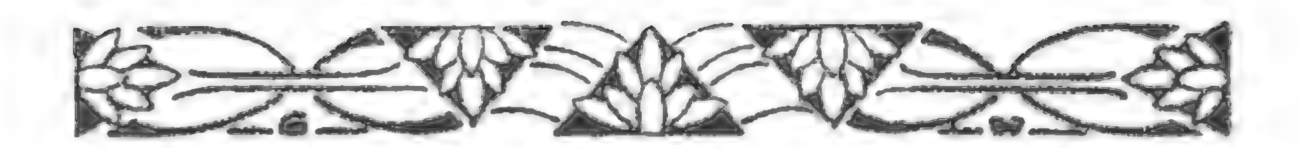
Von der Flotte Alexanders II. ist wenig mehr zu sagen, auch sie siechte dahin. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat nicht günstig auf sie gewirkt. Während man bisher die Matrosen aus Finland, den Ostseeprovinzen, dem Archangelschen und von den Russen des Schwarzen Meeres genommen hatte, begann das russische Element aus den Zentralgouvernements zu überwiegen. Es waren Landratten, denen auf der See nie wohl wurde. Dann folgten die Regierungen Alexander III. und Nikolaus II., die den Höhepunkt und schließlich den völligen Untergang der russischen

Flotte bringen sollten. Eine Periode fieberhafter Tätigkeit schuf in den Jahren 1885 bis 1904 eine völlig neue russische Kriegsflotte, die, wie es schien, das beste an Material bot, was überhaupt zu beschaffen war, und die beste Mannschaft, über die Rußland zu verfügen hatte.

Vor dem Ausbruch des japanischen Krieges fühlten die russischen Regierungskreise sich in dieser Überzeugung ihres Erfolges sicher, und doch hat schließlich alles versagt: Führung, Material, Mannschaft, und eine Reihe von Niederlagen, wie sie nur Spanien ähnlich, aber doch nicht so furchtbar erlebt hat, vernichtete die russische Flotte. Das alles steht in so frischer Erinnerung, daß es nichts austrägt, darauf weiter einzugehen. Aber noch eine allgemeine Bemerkung sei mir gestattet. Rußlands Macht ist stets überschätzt worden. Sie hat in den Tagen nach Peter dem Großen, wenn wir von 1812 und vom japanischen Kriege absehen, stets nur gegen schwächere Gegner siegreich gefochten, zu Lande wie zu Wasser. Ihr Ansehen war immer am größten sowohl in der eigenen Schätzung wie nach dem Urteil anderer, vor der ernsten Probe eines Krieges, solange Potemkinsche Kulissen für lebendige Dörfer und große Worte für den Ausdruck berechtigten Selbstbewußtseins galten. Die unerbittliche Wahrhaftigkeit des Krieges hat jedesmal die Kulissen niedergeworfen und die großen Worte Lügen gestraft. Aber man hat sie immer aufs neue errichtet und immer aufs neue hat die Welt sich täuschen und blenden lassen. Das wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Zukunft sich wiederholen, wenn Rußland die furchtbare Krisis überstanden hat, unter der es sich heute wie ein Fieberkranker in seinen Phantasien ruhelos hin- und herwirft.

Aber wer vermag in die Zukunft zu blicken? Gerade das Unwahrscheinlichste hat sie mehr als einmal zur Wirklichkeit gemacht. Auch in Rußland kann der Tag kommen, wo wieder ein neuer Peter und eine neue Katharina erstehen und mit ihnen auch eine russische Seemacht, die eine Realität ist und kein Phantom. Es ist möglich — aber nichts scheint dafür zu sprechen, daß die Generation, der wir angehören, diese Tage mit erlebt.





Johannes Brahms und Heinrich von Herzogenberg.

Von

Julius Smend.

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, das uns in das Leben zweier jüngst verstorbenen deutschen Tonmeister und der Gattin des einen von ihnen einen tiefen Einblick gewährt[1]). Liebhabern unserer neueren Musik, gleichviel welcher Richtung, wird man dies Werk nicht besonders zu empfehlen brauchen. Den Verfasser dieses Aufsatzes aber drängt es, nachdem er den Briefwechsel zwischen Brahms und dem Ehepaar v. Herzogenberg mit lebendigster Teilnahme gelesen, den Lesern der „Deutschen Monatsschrift“ nicht nur von dem empfangenen Eindruck Zeugnis zu geben, sondern ihnen auch einiges zur Ergänzung zu bieten und sie damit zugleich für eine nicht unwichtige Seite unseres Gegenwartlebens, das Gebiet evangelisch-kirchlicher Tonkunst, zu interessieren.

Der bekannteste und künstlerisch angesehenste unter den drei Menschen, die hier miteinander handeln, ist ohne Zweifel Brahms. Wir treten aber seinem Ruhme nicht zu nahe, wenn wir von vornherein feststellen, daß sein Beitrag zu dem vorliegenden Briefwechsel nach Umfang und Inhalt am wenigsten Gewicht hat. Freilich wird man auch derjenigen Feder, der die meisten und längsten der mitgeteilten Briefe entflossen sind, kaum den Preis zuerkennen. So feinsinnig und ungewöhnlich gehaltvoll sich Frau von Herzogenbergs Eröffnungen im Vergleich mit sonst veröffentlichten Frauenbriefen ausnehmen mögen, auf die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen und für Großes und Kleines eine geistreiche und anmutvolle Form zu finden, versteht ihr Mann sich besser.

Überraschender ist mir etwas anderes gewesen. Brahms war nach dem Urteil seiner Verehrer eine tief religiöse Natur. Sein Freund war es sicherlich nicht weniger; ist doch der bedeutendste Teil von Herzogenbergs künstlerischer Lebenstat ohne diese Annahme schlechthin unverständlich. Man wolle es nun nicht als ein theologisches Vorurteil betrachten, wenn ich das fast gänzliche Fehlen der religiösen Note in diesem so ausgiebigen Gedankenaustausch von Menschen, die Größtes und Tiefstes gemein hatten und Ernstestes zu sagen wußten, sehr auffallend finde. Allen Respekt vor der Neigung, das Beste vor unberufenen Blicken keusch zu verhüllen! Aber wie kann unter Geistern, die sich

---

[1]) Joh. Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabet von Herzogenberg. Herausgegeben von Max Kalbeck. 2 Bde. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft, 1907.

so nahe stehen und ohne Zeugen verkehren, diese Seite des Personlebens überhaupt, wie auf Verabredung, ausscheiden? Als einer von denen, die unserm Heinrich von Herzogenberg in seinen letzten Jahren nähergetreten sind, weiß ich dafür keine andere Erklärung als die, daß bewußt oder unbewußt der (diesen Briefwechsel trotz allem beherrschende) Einfluß von Brahms auch auf seiten der Freunde jede Regung solcher Art niedergehalten hat. Dies scheint mir aber für die Beurteilung der beiden Männer und ihrer künstlerischen Produktion von Bedeutung zu sein. Und die nachfolgenden Mitteilungen bitte ich unter diesem Gesichtspunkt würdigen zu wollen.

Zunächst ein paar biographische Notizen für die, denen das in Rede stehende Buch oder der Lebensgang des Ehepaars von Herzogenberg bisher nicht bekannt geworden ist.

Heinrich von Herzogenberg ist am 10. Juni 1843 als Sproß eines altfranzösischen, nach Österreich eingewanderten Adelshauses (ursprünglich Peccaduc) in Graz geboren und u. a. auf der jesuitischen Erziehungsanstalt in Feldkirch erzogen worden. Seit 1862 als Musikbeflissener in Wien, heiratete er dort sechs Jahre später die 21jährige geistreiche, liebenswürdige und bezaubernd schöne Elisabet von Stockhausen, Tochter des (protestantischen) hannoverschen Gesandten am Wiener Hofe, die vorübergehend Klavierschülerin von Brahms gewesen war. Das junge Paar siedelte 1872 von Graz nach Leipzig über, wo Herzogenberg, früher wesentlich durch Schumann und Richard Wagner beeinflußt, anfing, energisch für Brahms zu wirken. Von 1875 an war er zehn Jahre lang Dirigent des von Philipp Spitta, Alfred Volkland, Franz von Holstein usw. begründeten Bach-Vereins. In dieser Leipziger Zeit fanden wiederholte persönliche Berührungen zwischen Brahms und dem befreundeten Paare statt, die den brieflichen Verkehr wesentlich förderten und bereicherten. 1885 trat Herzogenberg als Kiels Nachfolger in den Dienst der Berliner Hochschule für Musik, den er aber bereits nach zwei Jahren wegen eines schweren Gelenkleidens aufgeben mußte. Er blieb Krüppel, wurde aber fast wider Erwarten gesund und nahm 1889 die Vorsteherstelle einer Meisterschule für Komposition in Berlin an. Hier erkrankte seine ihm innig verbundene Frau. Sie starb am 7. Januar 1892 in San Remo. An ihre Stelle trat zur Führung des Haushalts und als künstlerische Gesinnungsgenossin Helene Hauptmann, eine Freundin der Entschlafenen und Tochter des bekannten Thomaskantors Moritz Hauptmann. Mit ihr verlebte Herzogenberg in Berlin und auf seinem Appenzeller Landgut „Abendrot" in Heiden ereignisreiche Jahre. Aber im Herbst 1898 kehrte sein altes Leiden zurück. Nach und nach verlor er den Gebrauch aller Glieder. Kuren in Wiesbaden und Nervi fruchteten nichts. Er nahm den Abschied und ließ sich, immer noch Genesung erhoffend, in Wiesbaden nieder. Im Herbst 1900 erlöste ihn im Alter von 57 Jahren der Tod. Brahms war ihm am 3. April 1897 noch nicht 64jährig voraufgegangen.

Naturgemäß ruht bei Beurteilung des dreigliedrigen Freundschaftsbundes, mit dem wir zu tun haben, unser Blick zunächst auf der edlen Frauengestalt.

Elisabet von Herzogenberg erscheint in ihren Briefen als eine ganz ungewöhnlich begabte, reich ausgestattete und aufs feinste gebildete Frau. Auf musikalischem Gebiet wird ihre außerordentliche Empfänglichkeit und Sachkunde noch übertroffen durch die kritische Gabe, kraft deren sie bei größter Bescheidenheit immer sehr bestimmt Stellung nimmt, dem Freunde ihr Mißfallen an einzelnen seiner Tonschöpfungen offen bekennt und vortrefflich begründet, ja im Einzelnen Verbesserungsvorschläge wagt, namentlich solche, mittels deren sie eine Gewagtheit oder Gewaltsamkeit melodischer, harmonischer, deklamatorischer Art zu beseitigen wünscht. Und nicht selten fügt sich Brahms ihren Winken. Anziehender noch wirken der Adel und die Lauterkeit ihrer Gesinnung, der Mut, mit dem sie gelegentlich eine unedle Handlung des so Hochverehrten als seiner selbst nicht würdig rügt, der sichere Takt, der sie in Beurteilung des Verhältnisses zwischen Brahms und ihrem Manne leitet. Daß die in Literatur und Kunst so Wohlbewanderte zugleich auch eine tüchtige Hausfrau und aufmerksame Wirtin sein konnte, liest man zwischen den Zeilen. Und nach allen diesen Seiten hin ist der Eindruck ihrer adeligen, liebenswerten Persönlichkeit auch auf den, der sie niemals sah, ganz unvergeßlich.

Der einzige Schatten, der auf ihrem Glücke ruht, ist die Kinderlosigkeit ihrer Ehe, ein Geschick, das sie oft genug und nie ohne den Ausdruck tiefen Schmerzes berührt. Und man trauert unwillkürlich mit ihr über diese Beeinträchtigung ihrer Lebensfreude —, nicht weil man gern ein zu noch vollerer Harmonie entfaltetes Frauenbild schauen möchte, sondern weil gewisse unleugbare Schwächen aus jenem so schmerzlich empfundenen Mangel zu entstammen oder durch ihn bedingt scheinen. Die einseitige Parteinahme für den genialen Freund, neben dem keine andern Götter Platz haben, ist ja durchaus verständlich und einwandfrei. Weniger ist es die in Schwärmerei ausartende Hingebung, mittels deren sie nicht nur jede Einzelheit seiner Tonschöpfungen, jede unerwartete Wendung in einer Liedweise oder einem Begleitungsmotiv, bis zum ais oder fes, bis zur Nagelprobe in sich einschlürft, sondern sich Tag und Nacht der berauschenden Wirkung dieser Musik so ausschließlich hinzugeben scheint, daß sie flehentlich um jeden Hobelspahn aus des Meisters Werkstatt bettelt, bis ihr jede kurze Zeitspanne, die nicht durch neue Gaben seiner Muse geweiht wurde, verödet und verloren dünkt. Wie ein Pudel, meint sie selbst, lauf ich ihm nach.

Wir übertreiben gewiß nicht, wenn wir die Wirkung dieser Leidenschaft auf ihren Gatten verhängnisvoll nennen. Herzogenberg war von Haus aus keine Brahms ähnliche Natur; sie fanden sich, abgesehen von den auf beiden Seiten vorhandenen reichen Bildungselementen, in der auf J. S. Bach fußenden, das Erbe der klassischen wie der romantischen Musikepoche pietätvoll wahrenden künstlerischen Richtung. Im übrigen ist der Gegensatz nord- und süddeutschen Wesens, individualistischen und mehr volksmäßigen Geistes, „klassischer" Strenge und geläuterter Naivetät trotz aller Verwandtschaftszüge unverkennbar. Gleichwohl befindet sich Herzogenberg Brahms gegenüber in den Jahren des

Briefwechsels nicht nur im Verhältnis der Abhängigkeit, sondern eingestandenermaßen in dem des Schülers zum Lehrer, des Lehrlings zum Meister. Diese zaghafte Stellung nimmt Herzogenberg fast bis zu Brahms Tode mit einer nicht ganz begreiflichen Selbstvergessenheit ein. Seine Bitten um Anerkennung oder Kritik der eigenen Kompositionen werden durchweg ignoriert oder mit Zensuren beantwortet, die sich selten über das Dienstbotenzeugnis anerkennenswerten Fleißes u. dergl. ein wenig erheben. Daß sich der in seinem Eigenwert so gründlich verkannte Künstler nirgends in berechtigtem Stolze aufbäumt oder die Fessel zu sprengen Miene macht, ehrt seine grundbescheidene und dankbare Natur, erklärt sich aber nach der weniger günstigen Seite hin kaum anders als aus dem starken Einfluß der Frau, mit der Herzogenberg in so beispiellos enger Lebensgemeinschaft gestanden hat. Dieser Einwirkung ist es jedenfalls zuzuschreiben, wenn er in manchen seiner eigenen Werke sich fort und fort an Brahms zu „bilden“ scheint, was ihm in Kennerkreisen (weit über die Gebühr!) den Ruf des Nachahmers einträgt und jedenfalls auf Brahms Seite die Wärme der Freundschaft durchaus nicht steigert.

Andrerseits wird durch den vorliegenden Briefwechsel die Haltung von Brahms dem jüngeren Freunde gegenüber erklärlicher. Er befindet sich eigentlich immer in der Rolle des gestreichelten und geliebkosten Bären. Und er gefällt sich darin. Das Entzücken der geistreichen Frau ist ihm mit der Zeit zum Bedürfnis geworden. Er folgt in Einzelheiten nicht ungern ihren Fingerzeigen, ja, wenn ich recht sehe, sogar ihren stilistischen Eigenheiten; er übernimmt von ihr das abscheuliche „wie“ (statt „als“) nach dem Komparativ. Er läßt sich von ihr auch einmal den Marsch machen. Aber im ganzen verbleibt er bei seinem Depeschenstil, ist merkwürdig unausgiebig und erträgt ihre Huldigungen mit meist passivem geduldigem Behagen. Bezeichnend ist das häufige lange Schweigen ihres Gatten, der ihr die Führung der Feder getrost überlassen kann. Desto mehr kommt sein künstlerisches Schaffen außer Sicht. Man gewinnt den Eindruck, daß Brahms ihn mehr und mehr für einen hervorragend tüchtigen, aber nicht von fern ebenbürtigen oder auch nur eigenartigen Künstler gehalten hat.

Kein Wunder, daß andere Freunde von Brahms dies Urteil übernahmen und fortpflanzten. Von Volkland in Basel weiß ich das. In weiteren Kreisen setzte sich die Meinung fest, daß Elisabet auch kompositorisch hervorragender gewesen sei, als ihr Mann. Es wurde viel Aufhebens von ihren Liedern gemacht, die unter den mit Heinrichs Namen gezeichneten verborgen und zweifellos die tieferen und gewichtigeren seien. In Wahrheit ist nur ein Lied von ihr unter die des Gatten geraten. Freilich, die Größe und Besonderheit Herzogenbergs blieb nicht völlig unbemerkt; vor allem Philipp Spitta hat sie frühzeitig erkannt. Allein für die öffentliche Meinung blieb er ein „Brahms in kleinerer Ausgabe“, und vielleicht wird es dabei für Viele immer sein Bewenden haben.

Nun ist es aber höchst bedeutungsvoll, daß Herzogenberg erst nach dem furchtbaren Schlage, der ihn, den kaum von schweren Leiden Erstandenen, in dem

Tode der heißgeliebten Frau traf, zu voller künstlerischer Entfaltung gelangt ist. Und es liegt gewiß eine Bestätigung der soeben entwickelten Anschauung darin, daß erst die schmerzliche Lösung dieses Bandes auch die Sprengung der Kette, die ihn als Künstler an Brahms fesselte, ermöglicht zu haben scheint. Herzogenberg stand schon zu Lebzeiten seiner Frau in enger Freundschaft mit Philipp Spitta, dem genannten Berliner Musikhistoriker und Bach-Biographen. Diese Freundschaft wurde im Sommer 1893 die Brücke für einen noch intimeren Bund mit Philipps Bruder, Friedrich Spitta, dem Straßburger Theologen. Und aus der Gemeinschaft mit dem letzteren sollte für Herzogenberg nicht nur Lust und Kraft zu neuem Schaffen hervorgehen, sondern die Erhebung zu der vollen Höhe einer selbständigen künstlerischen Mission. Nachdem er schon in früheren Jahren auf dem Gebiet religiöser Tonkunst Unvergängliches geschaffen, verlegt er fortan das Schwergewicht seiner Lebensaufgabe ganz auf das Feld der kirchlichen Musik im gottesdienstlichen Sinne. Und es ist, als hätte seine Muse auf diesen Augenblick gewartet, um ihm alles zu sagen und seiner Kraft alles zu ermöglichen. Mag man es demnach zu seiner Eigenart zählen, dies Anlehnungsbedürfnis, das doch zugleich eine Gabe ist —, die neuen persönlichen Beziehungen, die ihm jetzt geschenkt werden, führen ihn zu seiner ureigenen Natur zurück, weil sie ihm auf seinem Kunstgebiete völlige Freiheit lassen und ihm die Genugtuung herzlichen Verständnisses gewähren. In F. Spitta, dem Dichter seiner Texte, dem Sänger und Dirigenten seiner Werke, und in dem Straßburger Freundeskreise, dem sehr empfänglichen Versuchsfeld für seine Neuschöpfungen, begegnet dem Komponisten die aufstrebende, nach Erneuerung und Entfaltung ihres gottesdienstlichen Lebens ringende, durch keinerlei Traditions- oder Bureaukratenzwang behinderte evangelische Gemeinde. In ihren Dienst stellt Herzogenberg mit wahrhaft jugendlicher Begeisterung und Schaffensfreude sein bestes Können. In den Straßburger „Akademischen Gottesdiensten“ erklingen, vom Manuskript gesungen, zum ersten Male seine „Liturgien“. Und in der Straßburger „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“, die mit dem Schreiber dieser Zeilen F. Spitta seit 1894 herausgibt, bietet sich auch dem Schriftsteller Herzogenberg erwünschte Gelegenheit, mittels einer ungewöhnlich feinen Feder das Vollmaß seiner allgemeinen und künstlerischen Bildung zugunsten einer hoffnungsfreudigen kirchlichen Bewegung einzusetzen.

Zum Teil lag es gewiß in Herzogenbergs Natur begründet, von der Philipp Spitta sagt[1]): „Er hat die Lust, sich durch eine gleichgültige Miene unscheinbar zu machen, nur mit Mühe überwinden können —“, daß er sich in die Lage eines von Liebe und Begeisterung umringten Meisters nicht so bald zu finden vermochte. Andererseits aber haben wir Nachwirkungen jener früheren Zeiten darin zu suchen, wenn er inmitten der dankbaren Zurufe und Huldigungen aus dem Straßburger Kreise immer wieder fragt: „Macht Ihr nicht doch zu

---

[1]) Zur Musik, S. 443 f.

viel aus mir?“ und bei jeder Gelegenheit bittet: „Übertreibt es nicht!“ Ja ich meine noch etwas von dem verhaltenen Schmerz vergangener Jahre zu spüren, wenn er mir unterm 28. März 1894 schreibt:

„Oft habe ich Ihren Aufsatz[3]) gelesen und wiedergelesen, verliehen und wiederbekommen, und noch gab ich kein Lebenszeichen, kein Wort des Dankes für so viel warme und eingehende Worte! Daran ist allerlei Schuld; besser ist's aber, ich rede nicht davon, sondern sage Ihnen nur von ganzem Herzen Dank für so viel ernsthafte Freude, die ich aus Ihrem Aufsatz geschöpft habe! Nicht der — eigentlich bei einem Künstler verzeihliche — Kitzel der Eitelkeit ist's, was ich dabei empfinde, sondern das erhebende Gefühl, den Anforderungen tüchtiger warmherziger junger Männer, die mit Feuereifer mitten in einer großen Bewegung stehen, gerecht geworden zu sein. Das verjüngt mich alten Knaben ganz merkwürdig und gibt mir Lust, Frische und Glauben für meine Lebensarbeit, die im ganzen wohl mehr äußere und auch innere Enttäuschungen und Entmutigungen bringt, als Sie ahnen können. Und wir armen Kerle sind ja gleich im ganzen Wesen annulliert, wenn wir vergeblich den Mund aufgetan haben; da gibt's keine „Pflichterfüllung“, die uns die Stimmung retten könnte: Genie muß man haben, weiter nichts, und hat man's nicht, so ist man nichts, oder so wenig, daß nur ein Spitzbub sich damit genügen lassen könnte.

Ich sitze eben über der Korrektur meiner Liturgien, die wohl in Monatsfrist erscheinen dürften. Die lieblichen Tage von Straßburg umschwirren mich dabei und helfen mir über viel Mühsal hinweg. Daß Sie Alle mit mir so gütig waren, kommt wohl zu großem Teil auf Rechnung Ihrer so berechtigten Freundschaft zu Spitta; der auf mich fallende Anteil wird in dankbarem Gemüt gehegt, gepflegt und von ganzem Herzen erwidert!“

Und an Spitta selbst schreibt er[4]):

„Eine warme Überschätzung fördert Einen in unglaublicher Weise; vorausgesetzt, daß das Ganze nicht von vornherein Mumpitz gewesen ist. Daß dies mit mir nicht der Fall ist, wurde mir in diesem Jahre so klar wie nie vorher, mag nun die Welt darüber denken, was sie will. Mit wieviel mehr Humor und innerer Lustigkeit zeige ich nun dieser abgehetzten und zerstreuten Welt mein Backbord, seitdem meine Bussole so stetig auf eine liebe kleine Insel weist, wo „meine Menschen“ sind, für die ich meine eigene kleine Existenzberechtigung habe. Der Kaiser von Rußland ist nicht glücklicher als ein kleiner grüner Käfer, der nur vier Blätter und sechs Halme kennt und die ganze Welt zu haben meint Und wenn ich des Augenblicks gedenke, als meine Musik durch die ganze Thomaskirche[5]) flutete, vom Altar zur Orgel und wieder zurück, geschwellt von dem unvergeßlichen Unisono der Gemeinde, dann erlebte ich eine Stunde, deren sich kein noch so beliebter Konzertkomponist unsrer Tage zu rühmen hätte. So ist dies Jahr trotz aller Schmerzen, die es zu den alten noch gebracht hat, ein für mich höchst denkwürdiges geworden. Hat der scharfe Pflug auch mein Erdreich

[3]) Über einen Straßburger Akademischen Gottesdienst, dessen Chormusik (Advent-Liturgie) von Herzogenberg eigens komponiert worden war.

[4]) Monatschrift f. Gottesd. u. kirchl. Kunst V (1900), S. 315f.

[5]) In Straßburg, wo Herzogenberg einem Akademischen Gottesdienste beiwohnte.

in den Tiefsten aufgerissen, um so sicherer wurzelt jeder neue Samen, der von echter Keimfähigkeit ist."

Straßburg ist ihm unversehens zur zweiten Heimat geworden. Vor allem der Jugend gehört sein Herz. Straßburger Studenten, die in Spittas Chore mitgesungen oder auch, weil gänzlich unmusikalisch, kein anderes Verdienst als das ihrer elsässischen Herkunft aufzuweisen hatten, waren in Berlin seine liebsten Gäste. Berlin selbst wurde ihm öd und öder, aber die Sprödigkeit des Weltpublikums für seine Tonsprache ließ ihn allmählich kalt. Daß bei Brahms' Begräbnis eine große Wiener Zeitung schreiben konnte: „Dem Sarge folgte die ehrwürdige Greisengestalt Emils von Herzogenbusch", amüsierte ihn königlich. Der damals kaum 54jährige fühlte sich wahrlich nicht als Greis. In diesen Jahren der lebendigsten Schaffenskraft entstanden schnell nacheinander: 5 Hefte liturgischer Gesänge (op. 81, 92, 99), der Begräbnisgesang (op. 88), 4 vierstimmige Choral-Motetten (op. 102), 4 vier- bis achtstimmige Motetten (op. 103), die drei Oratorien „Geburt Christi" (op. 90 — in nicht ganz einem Monat, September 1894!), Passion (in zwei Teilen, op. 93) und Erntefeier (op. 104), die Kantate „Gott ist gegenwärtig" (op. 106), endlich zwei biblische Szenen (erst nach seinem Tode erschienen).

Über die vollendete Meisterschaft aller dieser der evangelischen Gemeinde gewidmeten Werke ist unter den Wissenden kein Streit. Die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit der Produktion steigerte sich zunächst von Jahr zu Jahr. Und der leise Hohn, mit dem Brahms des Freundes „neue Kirchlichkeit" berührte, und der diesen veranlaßte, dem etwas affektierten „Heidentum" des Wiener Meisters mit dem nicht ganz ernst zu nehmenden Geständnis zu begegnen: „Was meine neugewaschene Kirchlichkeit betrifft, so erinnere ich Sie an das Sprichwort: „Wer nicht glauben will, muß fühlen." Glauben tue ich gar nichts, also empfinde ich was"[6]) — focht ihn im Grunde wenig mehr an. Aufs lebhafteste war er an dem Gedeihen der „Monatschrift" beteiligt.

Wir legten ihm gern eingegangene Originalkompositionen vor der Aufnahme zur Begutachtung vor. Er hatte es aber nicht gern, wenn man dabei irgend an seine „Gutheit" appellierte. So schrieb er mir am 17. Mai 1897 wörtlich nachstehenden Brief, der für die Anmut und Schalkheit seines Stils wie für den Ernst seines künstlerischen Gewissens gleich bezeichnend ist:

„Nämlich, lieber Freund Smend, das geht nicht so weiter: sehr gern bin ich bereit, Euch als musikalischer Beirat zu unterstützen, wenn immer Ihr mich brauchen könnt; aber ich muß mich dabei frei fühlen dürfen und nicht mit so lieblichen Worten umgarnt werden, wie Ihr's getan habt! Glücklicherweise ist dies Mal die Sache tolerabel, d. h. der Satz ist nicht übel, Erfindung und Bau aber schwach. Ich habe es schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen, daß ich für Euer Blatt keine Notwendigkeit sehen kann, Mittelgut zu bringen; dafür gibt's so viele Kirchenmusiksammlungen, die nicht allzustreng und wählerisch sind,

[6]) Briefwechsel II, S. 273.

und deren Prinzip es sein muß, Allem gerecht zu werden, auch dem gutgemeinten Schwachen. Ich wiederhole meine Warnung, ja nicht den Pfropfen aus diesem Wasserfall herauszuziehen: er läßt sich dann schwer wieder hineinzwängen, und Ihr habt Euch durch Präzedenzfälle selber die Hände gebunden! Daß kein Brotneid aus mir spricht, glaubt Ihr wohl; es ist nur der Ausdruck wärmsten Zusammenhangs mit Euerm Blatte, wenn ich das Alltägliche von ihm fernhalten möchte. Salvavi animam meam, e poi favete come sollete! Euer Herzogenberg."

Andrerseits war uns Redaktoren seine Feder für Aufsätze und Rezensionen natürlich stets äußerst willkommen. Weil es für seine reizende Schreibart charakteristisch ist und zugleich für die humorvolle Auffassung seiner Mentordienste, teile ich auch folgende Eröffnungen mit. Es handelt sich um eine dem Gebiet der Akustik zugehörige Schrift, deren Anzeige ich von ihm erbeten hatte. Er antwortet (27. April 1898):

„Lieber Freund! Die Broschüre, die mir schon vom Autor zugegangen war, ist ganz spezialistisch musiko-akustiko nekromantisch; weiß aber gar nicht, was eine Anzeige in Eurem Blatte bezwecken soll. Oder sollte die große Dunkelheit — nein, dazu kenne ich Euch zu genau! Ich verstehe von der Sache nicht ein Sterbenswort und bin doch auch auf diesem Feld mindestens recht belesen; meine Kollegen (zwei ganz gelehrte Häuser) verstehen noch weniger. Wofür spricht das? Dafür oder dagegen? Gönnt dem Manne eine Anzeige in einem musikalischen Fachblatt; zu Euch paßt er wirklich und wahrhaftig nicht. Ich wäre sehr gespannt zu erfahren, ob ihr den Kern der neuen Lehre gefaßt habt; ich sehe nur die längst widerlegten Fundamente, auf welche sie sich aufbaut, und wäre rat- und hilflos! Auch um einen Autor abzuführen, muß man mindestens seine Gedanken verstehen, schon, wenn man sie auch dann widerlegt. Mir ist aber, als hielte mir Einer Augen und Ohren zu, und kämpfe vergeblich dagegen. Einen Gruß an den Vulkan[7]). Unsere besten Gedanken sind meist in Straßburg; das ist nun schon nicht anders."

Eine höchst eigentümliche Tatsache bleibt es ja nun immer, daß dieser ganz dem Dienst der evangelischen Kirche zugewandte Künstler — Katholik war. Natürlich, sein Katholizismus war von eigentümlicher Art. Als ich einst gelegentlich in einem Aufsatz auf diesen seinen Konfessionsstand, im Anschluß an eine Bemerkung Philipp Spittas, hingewiesen hatte, meinte er sich folgendermaßen verteidigen zu sollen (28. März 1894):

„Auf einen kleinen Irrtum bin ich — wie bei manchen Anderen — auch bei Ihnen gestoßen: Sie nehmen das Wort „Katholisch" wohl auch nur im abfälligen Sinn und glauben, daß Philipp Spitta damit den Ton äußeren Prunks und inneren Aberglaubens gemeint habe. Wir gebrauchen das Wort in ganz geläutertem Sinne, verstehen darunter eher eine Art intensivster Gottesanbetung, bei welcher sich der Mensch mit allen Lasten und Sünden ganz vergißt, und eben durch dies Vergessen seine Heiligung findet. Ich möchte nicht, daß Sie mich für ein religiöses Amphibium oder Monstrum hielten: was ich treibe, fließt aus einer und derselben Quelle. Halten Sie mir diesen Exkurs zugute und seien Sie froh,

[7]) Scherzbezeichnung für einen Freund.

daß ich ihn so kurz gehalten habe. Eine Seele wie die meine müßte Ihnen sehr rätselhaft sein; Gottlob, daß meine Musik Ihnen verständlich ist — mir auch!"

Später hat er doch klarer und entschiedener zu dieser Frage Stellung genommen. Daß gewisse Außenseiten der ererbten Kirche den stillen Neigungen des feinsinnigen Künstlers dauernd entsprochen haben, ist glaubhaft. Er konnte sich z. B. entzücken über den Eindruck, den im Walde oder inmitten des Gebirgs der Priester auf dem „Versehgange" und das Glöcklein des ihn begleitenden Chorknaben auf den Wanderer ausübt. Katholisch-kirchliche Pflichten erfüllte er nicht. Er sprach auch am liebsten in dem Tone „Wir Protestanten" und plante ernsthaft an einer Reformationsfest-Kantate. Daß er niemals den förmlichen Übertritt vollzog, entsprach der Eigentümlichkeit seiner Natur und wohl auch der Pietät gegenüber der österreichischen Verwandtschaft. Natürlich ist von keiner Seite her je der Versuch gemacht worden, ihn gegenteilig zu beeinflussen. Um so unbefangener und herzlicher war sein Verhältnis zu evangelischen Theologen. Er schreibt mir aus Anlaß eines Vortrags über evangelische Kirchenmusik, den ich gehalten, am 10. Oktober 1896:

„Daß in Köln so viel von mir die Rede war, macht mich nachträglich erröten. Gut, daß es aus Ihrem Munde kam; so habe ich lauter Freude daran. Denn es tut wohl, von einem guten Menschen geschätzt zu werden, und verdirbt auch nicht im mindesten den Charakter. Im Gegenteil: wie frischer, sonniger Morgen trägt es Einen, und man fühlt, daß man noch einen Tag vor sich hat.

Einen Tag — wie lange er währen wird, weiß keiner; aber gerne schreitet man rüstig aus und grüßt mit der Hand in die Ferne.

Die Passion ist nun ausgegeben; auch Sie haben hoffentlich schon ein Exemplar durch den Verleger erhalten. Recht dürftig sehen die Notenköpfe aus, wenn ich an die Aurelienkirche[8]) denke! Möge der II. Teil sich allmählich bei Ihnen Allen in Gunst setzen; schlechter gemeint als der I. ist er nicht. Sehr schön wäre es für mich, im Frühjahr wieder die bekannte, sehr beliebte Fahrt nach Straßburg antreten zu dürfen, um Ihnen Allen die Hände zu schütteln. Vorher plane ich hier eine Aufführung; das ist aber keine Freude. Denn ich fühle mich dabei verlassen und habe, mit wenigen lieben Ausnahmen, das beengende Gefühl, Fischen zu predigen.

Die Tage mit Spitta[9]) waren wieder der Leuchtpunkt im Sommer; auch hinterließ er mir ein kolossales Ding, vor dem ich einstweilen noch ziemlich ratlos stehe[10]). Jedenfalls bin ich für diesen Winter gut versorgt."

Wie er bereits im Lutherjahre 1883 an Brahms die verwunderte Frage richtet, warum er denn nichts für dies Jubiläum geschaffen habe, so war er vollends in späteren Jahren begeistert für Luthers Größe, seine Lebenstat, seine Lieder, seine Sprache. Daneben fesselte ihn auch die Eigenart der durch F. Spittas hymnolische Forschungen wieder erstandenen Konstanzer Reformatoren:

---

[8]) Dort war der erste Teil im Beisein des Komponisten aufgeführt worden.

[9]) Dieser war in Heiden bei dem Freunde gewesen.

[10]) Der Text zur „Erntefeier".

Ambrosius und Thomas Blaurer, Johannes Zwick. Und Zwingli zu Ehren unternahm er eines Tages von Heiden aus mit uns eine Wallfahrt nach Wildhaus, dem Geburtsorte des schweizerischen Reformators, die ich an anderm Orte eingehend geschildert habe[11]).

Von der Vertraulichkeit, mit der sich unser Briefverkehr vollzog, mag noch folgender Vorfall Zeugnis geben. Herzogenberg wollte mich durch die Widmung seines op. 99, der Erntefest-Liturgie, erfreuen und überraschen. So ging mir diese werte Gabe eines Tages zu, und hinterdrein ein Brief, in dem es heißt:

„Eigentlich hätte ich wohl um die Patenschaft erst vorstellig werden sollen. Aber ich denke, der geistliche Vater ist dem Kindel wohl auch ohne das ein wenig gut, sintemalen die Sache kein Becherlein oder silberne Kaffeelöffel im Gefolge zu haben braucht."

Mit derselben sehnlichen Ungeduld, die ihn samt seiner Frau vordem auf jedes Lebenszeichen aus der Hand von Brahms warten ließ, schaut der schwer Leidende, nicht mehr Arbeitsfähige nach jeder Zeile aus dem Freundeskreise in Straßburg aus. Es liegen mir Zeugnisse davon in Händen, die mich noch heute schmerzlich bedauern lassen, daß Beruf und andere pflichtmäßige Tätigkeit keinen regelmäßigen Briefwechsel zuließen. Er selbst hat im letzten Lebensjahre nur noch der treuen Gefährtin, Helene Hauptmann, diktiert.

Der Humor ist ihm geblieben, auch durch die letzte schwere Leidenszeit. Vom eigenen Schmerzenslager aus nahm der „alte zerschossene Freund" Teil an all unsern kleinen häuslichen Nöten, wie überhaupt an fremdem Ungemach. „Tief bedauere ich den Anfall Köstlins", diktiert er am 2. Juni 1899. „Möge er sich noch auf einige gute Jahre erholen!"[12])

Der letzte Sonnenblick in Herzogenbergs Leben war seine mit viel Mühsal bewerkstelligte Teilnahme an der ersten Vollaufführung seiner dreiteiligen „Erntefeier" in der St. Wilhelmer Kirche zu Straßburg. Außer stande, sich irgendwie bewegen zu können, wohnte er in einem Rollwagen in verschwiegenem Winkel der Feier bei, nahm dort nach deren Schluß die Freuden- und Dankesbezeugungen der Freunde entgegen und — „hatte sehr viel gelernt". Dann trat der Schmerzgequälte die Rückfahrt an.

Am 9. Oktober 1900 überraschte uns die telegraphische Meldung von seinem Tode. Mit F. Spitta fuhr ich zur Beerdigung nach Wiesbaden. Sie wurde nach katholischem Ritus vollzogen. Ein kleiner auserwählter Kreis von Freunden war zugegen. Jeder tonkünstlerische Schmuck der Feier blieb durch die Verhältnisse ausgeschlossen; eine Militärkapelle unter Roßbergs Leitung spielte im Garten: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" — und begleitete den Kondukt zum Friedhof. Hier hat nach Erledigung der Grabliturgie Spitta den Dank

---

[11]) Christliche Welt, Bd. 11 (1897), Sp. 914ff.

[12]) An Heinrich Adolf Köstlin, dem bekannten, jetzt in Canstatt wohnenden Theologen und Musikkritiker, ist Herzogenbergs Wunsch aufs erfreulichste erfüllt worden.

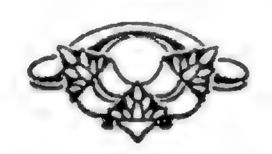
der evangelischen Gemeinde und Kirche in bewegten Worten ausgesprochen. Und unter dem von Hildebrands Hand geschaffenen Relief, das dort heute zu sehen ist, stehen — leider schon fast unleserlich — die an des Meisters letzte große Schöpfung, die „Erntefeier“, erinnernden Worte: „Bei Dir ist die lebendige Quelle, und in Deinem Lichte sehen wir das Licht.“ —

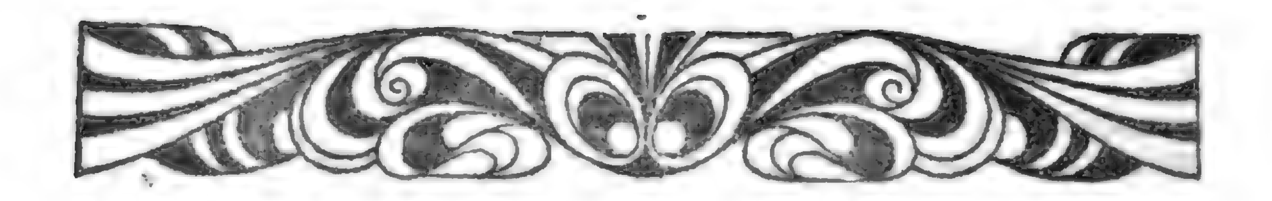
Als Brahms gestorben war, hatte Herzogenberg des großen Freundes Stellung zur evangelischen Kirchenmusik in einer von Pietät und Bewunderung eingegebenen Studie dargestellt[13]). Er lehrte uns, daß Brahms dem evangelischen Gottesdienst zwar keine unmittelbaren Dienste geleistet habe, wiewohl der Begräbnisgesang „Nun laßt uns den Leib begraben“ (op. 13) und das „Geistliche Lied“ (Laß dich nur nichts nicht dauern, op. 30) wohl kirchliche Verwendung finden könnten. Auch wurde insbesondere auf die vier größeren und die drei kleineren Motetten (op. 29, 74, 110) sowie auf die „Fest- und Gedenksprüche“ verwiesen (op. 109) und gesagt, daß gewisse biblische Texte durch Brahms eine musikalische Auslegung erfahren haben, wie sie größer seit den Tagen von Schütz und Bach nicht erreicht worden. Herzogenberg schloß mit den Worten: „Ich suche den bleibenden Wert, den befruchtenden Einfluß, der Brahms für die Entwicklung der Kirchenmusik zuzuschreiben ist, nicht so sehr in seinen Werken selber, als vielmehr in dem neuen Anstoß, den er den schaffenden Künstlern der Gegenwart und Zukunft gegeben hat, sich in tieferer und ernsterer Weise ihrer Aufgabe hinzugeben. Möge von nun an jede oberflächliche Stoffwahl, jede sentimentale Auffassung des Bibelwortes, jede schwächliche, süßliche Harmonik und Melodik ausgeschlossen sein, und das Verhältnis des Komponisten zur Kirche, zur Gemeinde ein männliches, ernstes und warmherziges sein und bleiben! Eine Zeit, die zum Verständnis von Heinrich Schütz mit so viel Erfolg erzogen, die die Intensität des Ausdrucks eines Brahms miterlebt hat, kann sich an biedermännischer Frömmelei nicht mehr genügen lassen; sie wird und muß auch aus ihrem Schoße Dinge hervorbringen, die in Ernst und Größe des Ausdrucks auf diese Großen zurückweisen. Dann können wir wahrlich ausrufen: Sie sind unsterblich, denn ihre Werke und deren Früchte folgen ihnen nach.“

Keiner ist diesen Worten so treu und so bescheiden, so nachdrücklich und so ruhmreich gefolgt wie Heinrich von Herzogenberg. Er hat unsrer Kirche und ihren Gottesdiensten, sich ganz in sie versenkend und sein ganzes, großes künstlerisches Vermögen für sie einsetzend, Unvergleichliches gegeben. Zu dessen Aneignung sollen hierdurch dringend eingeladen sein alle, die es angeht.

---

[13]) Mtschr. f. Gd. u. kirchl. K. II (1897), S. 68 ff.





Die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zur Nutzbarmachung unserer Kolonien.

Von

Moritz Schanz.

Daß der Leiter eines hohen Reichsamts im Interesse der Aufklärung über wichtige Fragen seines Ressorts selbst im Lande herumreist und öffentliche Vorträge hält, ist in parlamentarisch regierten Ländern nichts seltenes, in England sogar recht häufig. Im deutschen Reiche aber ist der von Dernburg eingeleitete „Kreuzzug kolonialer Erziehung" bislang ohne Vorbild gewesen. Der neue Kolonialdirektor hat kolonialen Dingen bis vor kurzem fremd gegenübergestanden, er kennt vorläufig keine unserer Kolonien aus eigener Anschauung und ist erst seit so wenig Monaten im Amte, daß er gewiß noch nicht als „Autorität" in Kolonialsachen gelten kann. Trotzdem, überall wo er erscheint, werden seine Ausführungen von einem tausendköpfigen Publikum mit lebhaftem Interesse und Dank aufgenommen, und diese Bewegung läßt wirklich die Hoffnung aufkommen, daß weitere Kreise des deutschen Volkes unsern Kolonien nunmehr dauernd das Interesse entgegenbringen wollen, welches sie verlangen und verdienen. Das Gefühl, daß ein tatkräftiger, auf praktische Ziele gerichteter und von der Durchführbarkeit seiner Arbeit überzeugter Mann an der Spitze der Kolonialverwaltung steht, hat der kolonialen Sache in wenigen Wochen Sympathien zugeführt, welche die seit Jahrzehnten tätigen Propagandagesellschaften nicht so lebhaft zu entflammen vermochten. Möge es kein Strohfeuer sein! Koloniale Dinge verlangen noch mehr als andere großzügige Unternehmungen Zeit, Geduld und Ausdauer.

Die Möglichkeit, daß Dernburg ein schnelleres Tempo in unsere kolonialwirtschaftliche Entwicklung bringt, ist gegeben und alle Kolonialfreunde würden diesen Fortschritt dankbarst begrüßen; aber es wäre ungerecht, vergessen zu wollen, daß auch vor Dernburg ernste, zielbewußte und erfolgreiche wirtschaftliche Pioniertätigkeit in unseren Kolonien geleistet worden ist.

Wenn noch jetzt von wenig kolonialfreundlicher Seite behauptet wird, daß das sonst so wagemutige und unternehmende deutsche Kapital

sich sorgfältig von unsern Kolonien ferngehalten habe, so beweist das nur, daß die betreffenden Flaumacher sich recht wenig um unsere Kolonialwirtschaft gekümmert haben, sonst würden sie wissen müssen, daß das deutsche Kapital sich nach Erwerb unserer Kolonien zunächst überall mit erfreulicher Willigkeit betätigte und daß die geforderten Kapitalien unschwer aufgebracht wurden.

Richtig ist, daß unsere Schutzgebiete zur Zeit der Flaggenhißungen ganz überwiegend terra incognita waren und daß die auf so unsicherer Basis errichteten ersten Unternehmungen den auf sie gesetzten übertriebenen Erwartungen nicht entsprachen und dadurch in weiteren Kreisen Enttäuschung und zeitweilige Gleichgültigkeit unserm Kolonialbesitz gegenüber hervorriefen, eine Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit, die leider auch den Reichstag beherrschte und diesen zu einer durchaus stiefmütterlichen Behandlung der Kolonien veranlaßte.

Richtig ist aber auch, daß, nachdem die ersten zehn Jahre unserer Kolonialherrschaft überwiegend militärischen und geographischen Expeditionen gegolten hatten, seit etwa einem Jahrzehnt eine neue und aussichtsvollere Periode in unserer Kolonialwirtschaft tatsächlich eingesetzt hat, und die erfolgreich durchgeführte Gründung einer ganzen Reihe kolonialer Erwerbsgesellschaften während der letzten Jahre beweist zur Genüge, daß das deutsche Kapital vertrauensvoll an der Entwicklung unserer Kolonien mitzuhelfen bereit ist.

Dieser Umschwung ist eingetreten nach Entfaltung einer systematischen wirtschaftlichen Pioniertätigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage, einer verdienstvollen Arbeit, an der die verschiedensten Kreise, die Regierung sowohl wie gemeinnützige und Erwerbsgesellschaften, Vertreter der Wissenschaft, des Handels und der Industrie daheim im Mutterlande und die wirtschaftlichen Interessenten draußen in den Kolonien teilgenommen haben. Ein Sammelpunkt dieser Bestrebungen aber ist mehr und mehr das 1896 von Herrn Karl Supf gegründete Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in Berlin, der wirtschaftliche Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft geworden, dessen Programm, neben allgemeinen wirtschaftlichen Fragen, im besonderen die folgenden vier Punkte umfaßt:

1. Die Schaffung von Rohstoffen und Produkten in unseren Kolonien, welche für unsere heimische Volkswirtschaft wichtig sind; 2. die Förderung des Absatzes deutscher Industrieerzeugnisse nach unsern Kolonien; 3. Vorarbeiten für Schaffung von Eisenbahnen und andern öffentlichen Transportmitteln daselbst und 4. Vorbereitung deutscher Siedelung in deutschen Kolonien, soweit diese klimatisch dazu geeignet sind.

Die Organisation des Komitees umfaßt eine kaufmännisch geleitete Hauptstelle und eine wissenschaftlich-technische Stelle in Berlin und Zweigstellen in den Kolonien; dauernde Verbindungen bestehen mit der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, der Wohlfahrtslotterie, der Deutschen Kolonialgesellschaft, der deutschen Industrie und den unmittelbaren Interessenten in den Kolonien, welche sämtlich bestimmte Unternehmungen des Komitees finanziell unterstützen. Die gewonnenen Erfahrungen und Resultate werden durch die mannigfachen wertvollen Veröffentlichungen des Komitees der Allgemeinheit im weitesten Umfang zugänglich gemacht. Denn wenn das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee bei seinen auf die wirtschaftliche Hebung unserer Kolonien gerichteten Bestrebungen auch in die Bresche springt, wo die Mittel der Regierung und das Privatkapital versagen und nicht nur die Aussichten eines Projekts durch genaue Erkundungen von Sachverständigen festzustellen pflegt, sondern auch dessen praktische Ausführung energisch ins Werk setzt, so überläßt es die kaufmännische Ausnützung seiner Unternehmungen doch den in den Kolonien ansässigen Erwerbsfirmen, sobald eine Rentabilität dafür in Aussicht steht.

Werfen wir nun einen Blick auf die bisherigen Arbeiten des Komitees und gehen auf einige derselben etwas näher ein, so dürften in erster Linie diejenigen Bestrebungen stehen, welche auf Einführung eines rationellen Baumwollanbaues in unsern Kolonien gerichtet sind.

Bedenkt man, daß die deutsche Baumwollindustrie, direkt und indirekt, etwa eine Million Arbeiter beschäftigt, einen jährlichen Produktionswert von einer Milliarde Mark liefert und betreffs des Bezuges der dazu nötigen Rohstoffe im Werte von über 400 Millionen Mark gänzlich auf nichtdeutsche Produktionsgebiete, zu $^3/_4$ auf Nordamerika angewiesen ist, so leuchtet ohne weiteres ein, wie wichtig die Aufgabe erscheinen muß, uns in dieser Beziehung allmählich wenigstens teilweise unabhängig vom Ausland zu machen. Nun haben wir in Westafrika dieselben Neger, welche in Nordamerika die Träger der dortigen großartigen Baumwollkultur sind, dazu in sämtlichen unserer Kolonien geeignete Boden- und Klimaverhältnisse und überdies wesentlich billigere Landpreise als in der Union. Auf Basis dieser ermutigenden Vorbedingungen setzten die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zunächst in Togo, dann in Ostafrika zur Einführung einer rationellen Baumwollkultur ein, mit dem Resultate, daß eine solche heute in beiden Kolonien als gesichert gelten kann, und zwar handelt es sich in Togo um eine gute Qualität amerikanischen Charakters, während in Ostafrika die hochklassige

ägyptische Baumwolle vorzüglich gedeiht. Auch in anderen unserer Kolonien liegen die Aussichten für Baumwollanbau nicht ungünstig.

Natürlich wird kein vernünftiger Mensch erwarten, daß unsere Kolonien uns jetzt bereits nennenswerte Quantitäten von Baumwolle liefern können; wenn man aber erwägt, daß dieselbe vor fünf Jahren überhaupt noch kein Pfund, im Jahre 1905 aber immerhin schon zwei Millionen Pfund Baumwolle ausführten, so berechtigen die bisherigen Versuche sicherlich zu guten Hoffnungen für die weitere Ausdehnung der Baumwoll-Volks- und Plantagenkultur in unseren Kolonien. Hat doch auch Nordamerika erst nach zehn Versuchsjahren die ersten 1000 Ballen Baumwolle auf den Markt gebracht.

Besonders erfreulich ist es, daß zurzeit verschiedene große deutsche Baumwollspinnereien auf Grund der vom Komitee geleisteten Erkundungen und Vorarbeiten die Anlage eigener Baumwollplantagen in großem Stile in Deutsch-Ostafrika planen.

Vorbildlich mit seinen Baumwoll-Unternehmungen ist das deutsche Komitee aber auch für sämtliche andere europäische Kolonialmächte geworden, welche dem deutschen Beispiel folgend und von seinen Erfahrungen profitierend auch ihrerseits den Baumwollkulturkampf in ihren Kolonien, besonders in Afrika, aufgenommen haben.

Um die Ausdehnung und den Ertrag der Eingeborenen-Kulturen zu heben, sind die Bemühungen unseres Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees darauf gerichtet, die Neger immer mehr von ihrer primitiven Hack- zur Pflugkultur überzuleiten, und auch ein jüngst vom Komitee nach Ostafrika hinaus geschickter Dampfpflug, der erste im tropischen Afrika überhaupt, soll nicht nur der Baumwollkultur dienen, sondern vorbildlich für den tropischen Großbetrieb überhaupt werden.

Neben Baumwolle kommen von anderen Faserpflanzen besonders verschiedene Hanfsorten in Betracht, und zwar handelt es sich dabei in erster Linie um die von uns mit bestem Erfolg aus Florida eingeführte Sisalagave, die sich in den Steppengebieten Ostafrikas als eine Kulturpflanze ersten Ranges bewährt hat; daneben kommen in den Gebirgswäldern Ostafrikas Bastbananen, die den sogenannten „Manilahanf" liefern und auf weiten Strecken Sanseverien wild wachsend vor, und das Komitee hat Maßnahmen zur Verbesserung der maschinellen Erntebereitung getroffen.

Zwei weitere sehr wichtige Produkte, in welchen wir vom Ausland abhängen, bilden Kautschuk und Guttapercha, für welche die Nachfrage fortgesetzt steigt, während der bislang überwiegend aus rohem

Raubbau stammende Gesamtertrag nicht mit der Zunahme des Gebrauchs Schritt hält. Diese Verhältnisse veranlaßten das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee, eine Reihe bekannter Fachbotaniker mit der doppelten Aufgabe zu entsenden, einerseits in unseren eigenen Kolonien Umschau nach dort vertretenen Kautschukpflanzen zu halten und andererseits aus älteren Produktionsgebieten und fremden Kolonien die besten Kautschukvarietäten nach unseren Kolonien zu überführen und dort eine geregelte Kautschukgroßkultur in die Wege zu leiten. Die Ergebnisse dieser besonders in die Jahre 1898—1902 fallenden Kautschuk- und Guttapercha-Expeditionen des Komitees sind die Feststellung wilder Kautschukbestände und die Einführung einer aussichtsreichen Kautschuk-Plantagenkultur in Kamerun, Togo, Ostafrika und unseren Südseebesitzungen und die Entdeckung einer wild wachsenden Guttaperchapflanze in Deutsch-Neuguinea. Um die Eingeborenen in Neuguinea allmählich zur Gewinnung von Kautschuk und Gutta heranzuziehen und zur Förderung der Plantagenkultur daselbst ist zur Zeit eine neue, auf drei Jahre berechnete Expedition des Komitees drüben tätig, unterstützt von Mitteln der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Reichsregierung und der deutschen Kautschuk-Industriellen, welche sich zu diesem Zwecke eine freiwillige Steuer von 5 Prozent auf die Beiträge zu ihrer Berufsgenossenschaft auferlegt haben, ein weitsichtiges Vorgehen, das hoffentlich auch bei anderen Interessentenkreisen für koloniale Produkte Nachahmung findet.

Weitere Studienreisen nach unseren und fremden Kolonien haben im Auftrag des Komitees stattgefunden durch eine Reihe hervorragender landwirtschaftlicher und botanischer Sachverständiger; die dabei gesammelten Erfahrungen stellten die Rentabilitätsaussichten bestimmter Unternehmungen fest und trugen dazu bei, Fehlschläge zu verhüten. Speziell für die Produktion tropischer Nahrungs- und Genußmittel ergab sich die Einführung neuer, nutzbringender Kulturen und Spielarten in unseren Kolonien und eine verbesserte Technik der Ernteaufbereitung.

Für die Bearbeitung tropischer Ölfrüchte, deren Produkte in Deutschland einen großen Markt haben, hat das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee durch Preisausschreiben die Erfindung von deutschen Maschinen veranlaßt, welche eine rationellere und erhöhte Ausbeute ermöglichen, und hier, wie bei einer Reihe anderer Aufgaben, die deutsche Industrie erfolgreich auf Herstellung zweckdienlicher tropisch-landwirtschaftlicher Maschinen gelenkt.

Der Feststellung in unseren Kolonien von tropischen Nutzhölzern und Gerbmaterialien, sowie der Einführung bewährter fremder

Kulturen davon, der Bekämpfung von Pflanzen-Krankheiten und -Schädlingen galten weitere Expeditionen des Komitees mit wertvollen Ergebnissen, und zu den wichtigen laufenden Arbeiten des Komitees gehören: die fortgesetzte Beschaffung von geeignetem Saatgut und von Pflänzlingen für unsere Kolonien; die wissenschaftliche und fabrikatorische Untersuchung von kolonialen Rohstoffen und Produkten in Deutschland; die Veranstaltung kolonialer Ausstellungen und ein Stellennachweis für die Kolonien.

Ganz neuerdings befaßt sich das Komitee auch mit der Herausgabe und freien Verteilung kolonialer Volksschriften, die unter Zugrundelegung zuverlässigsten Materials auf die Kolonien bezügliche Tatsachen in volkstümlicher Form vortragen und sich an Industrie, Handel, Handwerk, Landwirtschaft, Auswanderer und die deutsche Hausfrau wenden.

Im Interesse deutscher Siedelung hat das Komite im Jahre 1903 unter Leitung des inzwischen leider verstorbenen Wassertechnikers Alexander Kuhn die Fischflußexpedition zur Untersuchung der Wasserverhältnisse nach Südwestafrika gesandt, und speziell im Interesse der wirtschaftlichen Hebung dieses Schutzgebietes sind zur Zeit auch Erkundungen seitens Vertreter des Komitees in Mexiko, Tunis und dem Sudan im Gange, um Bewässerungsanlagen und Kulturen in wasserarmen Ländern zu studieren und dadurch zum wirtschaftlichen Wiederaufbau unserer zerstörten Kolonie beitragen zu helfen.

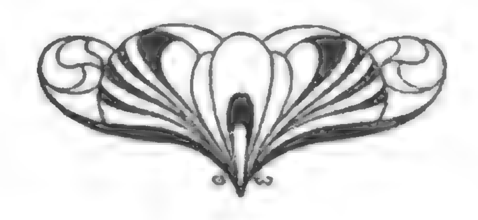
In voller Erkenntnis und Würdigung der Tatsache, daß große Kolonialgebiete ohne Eisenbahnen ein unsicherer und wirtschaftlich nicht erschließbarer Besitz bleiben, hat das Komitee nach Maßgabe seiner Kräfte seit Jahren schon auch an der Förderung der Transportfrage mitgearbeitet. Dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee verdankt man die erste technische und wirtschaftliche Trassierung der Togo-Hinterlandbahn, die kürzlich bis Palime eröffnet wurde und für deren Fortsetzung das Komitee bereits wichtige Unterlagen besitzt. Auch in Deutsch-Ostafrika hat das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee wertvolle Pionierdienste durch eingehende Erkundungen über eine Süd-, eine Zentral- und eine Nordbahn geleistet, welche die drei großen Binnenseen an der Westgrenze unseres ostafrikanischen Besitzes direkt mit der deutsch-ostafrikanischen Küste verbinden sollen. Eine Erkundungsexpedition für die Aussichten einer Fortsetzung der bereits genehmigten Kamerunbahn in der Richtung nach dem Tsadsee ist in Vorbereitung.

Die Liste der mannigfachen Leistungen des Komitees, die darauf gerichtet sind, in unseren Kolonien wirtschaftliche Werte schaffen und ent-

wickeln zu helfen, ist mit den vorstehenden Angaben längst nicht erschöpft, es konnten bei beschränktem Raume nur einige Hauptpunkte herausgegriffen werden. Aber auch diese Angaben dürften genügend beweisen, daß hier in selbstloser und zielbewußter Weise, fleißig und vielseitig, schon seit Jahren an dem wirtschaftlichen Ausbau unserer Kolonien und an der Lösung aussichtsvoller Aufgaben gearbeitet wird.

Zusammenfassend sei gesagt, daß das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in den Jahren 1896—1906 für wirtschaftliche Vorarbeiten in unseren Kolonien und für Studien in fremden Ländern 1 500 000 Mark ausgegeben hat, und was die Ergebnisse anbetrifft, so liegen diese zum Teil abgeschlossen vor. Unternehmungen, wie die Einführung langfristiger Volkskulturen und die pflanzenpathologischen Untersuchungen fördern fortgesetzt neue Resultate zutage; andere, wie die Vorarbeiten auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues, der Plantagenkultur und der Siedelung harren der Willigkeit des Privatkapitals oder der Initiative der Regierung und der Bereitwilligkeit des Reichstags.

Möge das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee, dessen verdienstliches Wirken noch längst nicht bekannt genug ist, in immer weiteren Kreisen die Beachtung und Förderung finden, die es im reichsten Maße verdient!



Meine Augen sind müde geworden.

Meine Augen sind müde geworden
Vom Sonnenlicht,
Seine blühende blende Helle
Ertragen sie länger nicht.

Sie sehnen sich nach milden bleichen
Mondenstrahlen und dunklen Teichen,
Wo aus weißen Wasserrosen
Blasse Leiber zärtlich kosen
Und dem Träumer kühle Schalen seligen Vergessens reichen . . .

Albert Sergel.

Gesang der Farben auf den Wassern.

Von

Bruno Baumgarten.

Chor: Schwestern, die ihr neu verschwistert
Müd' auf weicher Welle ruht,
Horcht, des Nachtwinds Harfe flüstert,
Und im Takte rauscht die Flut!
Hebt dann auch die Stimmen sacht!
Sanft entgegen schwillt der Nacht
Unsere alte Weise
Von des Tages Reise.

Jeder hing an bunter Schwinge
Hell ein Funken Morgentau,
Als wir sanfter Hand die Dinge
Löseten aus nächtgem Grau;
Flatterten durch Luft und Laub,
Senkten uns auf Stein und Staub,
Flüsterten der Erde
Zu: ein lieblich „Werde!"

Rot: Himmelsrosen ließ ich blühen,
Kräuselte der Städte Rauch,
Ernste Gipfel macht' ich glühen
Und ein Frauenantlitz auch.

Chor: Flattern so durch Luft und Laub,
Senken uns auf Stein und Staub,
Schaffen toten Dingen,
Daß sie blühn und klingen.

Gold: Wiegte mich auf Blütenglocken,
Schwamm im Strom als schmales Band,
Und in eines Knaben Locken
Strich mich stolz der Mutter Hand.

Chor: Flattern so durch Luft und Laub,
Senken uns auf Stein und Staub,
Kommt ein Mensch gegangen,
Küssen Haar und Wangen.

Blau: Freundlich schwebte reine Bläue
Durch zerrissner Wolken Flor,
Gern begrüßt, als Bild der Treue,
Blitzt' ich unter Wimpern vor.

Chor: Schweben so durch Luft und Laub,
Streifen über Stein und Staub,
Und wo Worte schweigen,
Spricht der Farben Reigen.

Grün: Auf den Wiesen, auf den Wellen,
In den Wipfeln ist mein Reich,
Hüte wandernder Gesellen
Schmückte wohl ein grüner Zweig.

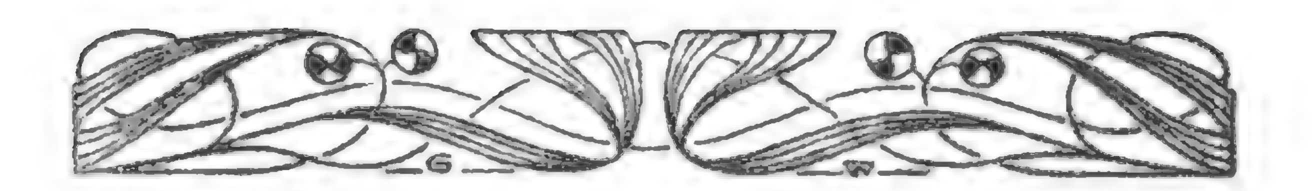
Chor: Schimmern so in Luft und Laub,
Glitzern hell auf Stein und Staub;
Ist die Seele munter,
Will sie's bunt und bunter.

Schwarz: Allerlieblichste Gesänge
Stör' ich euch mit sanfter Macht;
Denn das bunteste Gepränge
Stirbt im schwarzen Hauch der Nacht.
Nur ein feiner Silberglanz
Darf sich noch im Geistertanz
Von dem Mond, dem bleichen,
Übers Wasser schleichen.

Chor: Und so tauchen wir mit Schweigen
Nieder, wo das Meer uns deckt,
Bis zu immer frohem Reigen
Uns die neue Sonne weckt.

Schwarz: Schlaft! Ich hüte treu die Welt.
Morgens räum' ich still das Feld.
Trauer nur und Klage
Ruft mich auch bei Tage.

Aus: Dann und wann ... Gedichte von Bruno Baumgarten. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1907.)



Geistiges Wirken und Schaffen in der Armee.

Von

Eduard Preuss.

I. Das durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstandene Problem.

Die Armeeschule ist durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit vor die Aufgabe gestellt, in zwei Jahren dasselbe zu leisten wie früher in drei Jahren. Hieraus folgt, daß der entstandene Zeitverlust durch ein Äquivalent ausgeglichen werden muß. Die Frage ist: durch welches Äquivalent?

Das Institut der Einjährig-Freiwilligen liefert den Beweis, daß nicht die mechanische, sondern die intellektuelle Seite der Armeeschule für die zur Ausbildung erforderliche Zeit entscheidend ist, denn der Intelligenz wird zugestanden, daß sie im Stande ist, die in der Armee gestellten Aufgaben in einem einzigen Jahre zu bewältigen. Das Äquivalent für Abkürzung der Ausbildungszeit ist also in dem Vorhandensein intellektueller Kräfte zu suchen, die so entwickelt sind, daß sie den Verlust an Zeit aufzuwiegen vermögen. Da bei einem wesentlichen Teil der Rekruten diese Intelligenz zur Zeit des Eintritts in die Armee nicht vorhanden ist, so müssen alle Mittel aufgeboten werden, um das geistige Niveau der Mannschaft soweit zu heben, daß ein vollwertiges intellektuelles Äquivalent geschaffen wird. Mit anderen Worten: die zweijährige Dienstzeit hat die Armee vor das Problem gestellt, lebendige Kräfte der Intelligenz zu entwickeln und zwar sowohl in der Mannschaft wie in dem jungen Offizier, denn nur ein geistig hochstehender Lehrer vermag Geist zu erwecken.

Es entsteht nun die Frage: Wird dieses Problem durch die in der Armee zufolge der zweijährigen Ausbildungsperiode aufs Höchste gesteigerte militärtechnische Arbeit gelöst?

Wenn wir uns die verschiedenen Arten der Geistesbetätigung vergegenwärtigen, so unterscheiden wir zunächst die nach außen gerichtete Tätigkeit von der nach innen gerichteten. Geistiges Arbeiten, Wirken und Schaffen richtet sich nach außen, geistiges Sammeln und Vertiefen richtet sich nach innen. Die tiefgehenden Unterschiede zwischen Arbeiten, Wirken und Schaffen entstehen aber dadurch, daß aus der nach innen gerichteten Geistestätigkeit Kräfte der Intelligenz und Genialität entspringen, vermöge deren die geistige Arbeit qualitativ verändert, d. h. in geistiges Wirken und Schaffen umgewandelt wird. Geistige

Arbeit läßt sich quantitativ steigern, vermag aber selbst bei höchster Steigerung keine höhere Geistesstufe zu erreichen. Es ist also klar, daß Intelligenz nicht durch vermehrte Arbeit, sondern durch inneres Sammeln und Vertiefen geweckt wird; es ist klar, daß das Resultat der zweijährigen Ausbildung eine vermehrt nach innen gerichtete Geistestätigkeit und demzufolge ein Aufstieg von geistiger Arbeit zu geistigem Wirken und Schaffen sein müßte.

Welches ist nun das tatsächliche Ergebnis?

Die Verkürzung der Dienstzeit hat in der Armee zu einer aufs Höchste gesteigerten militärtechnischen Arbeit geführt; jede bis zur schärfsten Anspannung der Kräfte getriebene Arbeitssteigerung hat aber ein Nachlassen der geistigen Wirkens- und Schaffenskräfte zur unausbleiblichen Folge, denn die Kraftmenge, die durch Arbeit nach außen abgegeben wird, geht der Sammlung nach innen verloren. Dieses Naturgesetz bewahrheitet sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Einem Lehrer, dessen Arbeitskraft durch Klassentätigkeit bis zur Ausgabe der letzten Kraft beansprucht ist, fehlt die Schaffenskraft, um den Vortragsstoff geistig zu beleben; einem Journalisten, der harte Tagesarbeit zu leisten gezwungen ist, fehlt die innere Sammlung, um tiefgründig zu schreiben; einem Fabrikingenieur, der mit der Arbeit des Betriebes Stunde für Stunde belastet ist, fehlen die Kräfte, um die großen Gesichtspunkte für die Leitung des Ganzen im Auge zu behalten; einem Volke, das sich durch äußere Unternehmungen erschöpft, fehlen die Kräfte, um kulturelles Leben hervorzubringen. Auf allen Gebieten dasselbe unerbittliche Gesetz. Jede bis zur höchsten Anspannung der Kräfte gesteigerte Arbeit verkleinert den Gesichtskreis, verringert die Übersicht über die leitenden Gesichtspunkte, raubt Schaffenskraft und Schaffenslust. In diesem Sinne wirkt der in der Armee bis zur Ausgabe der letzten Kräfte forcierte Dienstbetrieb; er wirkt ebenso nachteilig auf die Mannschaft wie auf den jungen Offizier; er läßt beiden Teilen keine Zeit, um den Geist zu orientieren. Es ist ein Arbeitssystem, das in geistige Monotonie und Einseitigkeit hineinführt; ein System, das schließlich die Nerven angreift und zur toten Last wird; es ist ein System, wodurch gerade das gefährdet wird, was erstrebt wird: Lust und Liebe, geweckter Geist, klare Übersicht, schnelle Entschlußfähigkeit. Diese Eigenschaften werden durch Höchststeigerung der Arbeit nicht geweckt, sondern gelähmt, nicht gestärkt, sondern geschwächt. Das tatsächliche Ergebnis der zweijährigen Dienstzeit ist nicht ein Aufstieg, sondern ein Abstieg; statt neue Kräfte der Intelligenz zu wecken, werden die vorhandenen abgestumpft.

Innere Kraft erstarkt nur durch innere Sammlung und Vertiefung. Das durch die Zeitkürzung entstandene Problem kann nur dadurch gelöst werden, daß jede Erschöpfung durch Arbeit, jede Monotonie und Einseitigkeit aufs Schärfste vermieden wird. Alles muß darauf hinzielen, den Geist frisch zu erhalten, anzuregen und zu freier Entwicklung zu bringen. Die Lösung des Problems drängt also mit zwingender Gewalt auf durchgreifende Wesensänderung des jetzigen Dienstbetriebes, d. h. auf Systemwechsel.

Meinem Buch über „Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers“[1]) wird in vereinzelten Kritiken entgegengehalten, daß ich den bereits überbürdeten jungen Offizier noch mit einer unglaublichen Menge von Kenntnissen und Wissensstoff belasten wolle, während eine Steigerung der Belastung nachgerade unmöglich sei. Demgegenüber betone ich, daß der im Buch eingenommene Standpunkt genau derselbe ist wie der, den ich soeben vertreten habe. Auf jeder Seite des Buches hebe ich hervor, daß geistige Freiheit das zu erstrebende Ziel ist. Überall betone ich, daß mit der Einseitigkeit und Monotonie gebrochen werden muß, daß es auf lebendige Kräfte des Erkennens und Wirkens, d. h. auf echte Geistesbildung ankommt. Nicht Halbbildung, nicht ein Konglomerat unverstandener staatswissenschaftlicher Kenntnisse befürworte ich, sondern lebendiges Verständnis für Staat und Gesellschaft, für den Geist und die Erziehung des Volkes. Alles das ist nicht Arbeitsbelastung, sondern Arbeitsentlastung, denn es führt in das Gebiet der nach innen gerichteten geistigen Kräfte. Der in dieser Sphäre erzeugte Geist wirkt nicht belastend, sondern entlastend; er wirkt fördernd, belebend und befruchtend; er verwandelt die geistige Arbeit in geistiges Wirken und Schaffen. Ohne diese Belebung entsteht dagegen das System der unfruchtbaren Arbeit, das System des Schematismus, der Uniformierung und Einseitigkeit, das im schärfsten Gegensatz zu den Forderungen unserer hochbedeutenden Reglements steht und gerade dort versagt, wo die Entscheidung über Sieg und Niederlage fällt: in der vordersten Gefechtslinie. Dort hört jedwede Beeinflussung durch Befehl und Kommando, durch Schematisieren und Uniformieren auf. Der Kampf in der vordersten Schützenlinie ist das Werk der eigensten Persönlichkeit, das Resultat der im Frieden ausgebildeten hochqualifizierten Kräfte des Wirkens und Erkennens.

Schon die mit Bezug auf die Ausbildung angeführten Gesichtspunkte lassen die Notwendigkeit eines Systemwechsels erkennen. Noch klarer und schärfer tritt diese Notwendigkeit hervor, wenn wir die schwerwiegenden sozialen Gründe ins Auge fassen, indem wir in die Geistesbildung des deutschen Arbeiters Einblick nehmen.

II. Soziales Wirken in der Armee, Grundidee und Wesen.

Alles soziale Wirken beruht auf der Einsicht, daß das Volk die bedingende Kraft für das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Nation ist.

Die Bedeutung des Volkes für das Wirtschaftsleben ist leicht verständlich; man sagt: das Volk arbeitet und konsumiert. Will man aber verstehen, daß das Volk für die Entwicklung des nationalen Kulturlebens von entscheidender Bedeutung ist, daß das Volk nicht nur arbeitet, sondern auch wirkt und schafft, daß es der Urquell der nationalen Geisteskräfte auf den Gebieten der Sprache, der Religion, des Rechts und der Poesie ist, — will man diese Bedeutung des Volkes

[1]) Verlag von Seitz u. Schauer, München 1906.

verstehen, dann muß man sich an Kultur- und Rechtshistoriker, an große Dichter und Künstler wenden. Richard Wagner nennt das Volk den Vertreter der Notwendigkeit, weil das Bedürfnis des Volkes nicht Luxus- sondern Lebensbedürfnis ist.*) In diesem bis zur Not gesteigerten Lebensbedürfnis wurzelt der bis zur Kraft der Verzweiflung potenzierte Lebenswille des Volkes und der bis zur Kraft der Erfindung potenzierte Intellekt des Volkes. Wille und Geist, aus dem Schoße der Not geboren, das sind die geheimnisvollen Kräfte, die im Volksleben wirken und schaffen; es sind geheimnisvolle Kräfte, denn ihr Wirken und Schaffen ist, weil auf innerer Not beruhend, gleich dem schöpferischen Drang des Genius unwillkürlich.

Materielle und geistige Not sind also die Wurzeln des Volkslebens. Helfer in dieser Not ist das soziale Wirken großer Staatsmänner, großer Religionsstifter, großer Dichter und Künstler, deren Geist dem Geiste des Volkes nachgeht, weil ihre eigene Not die Not des Volkes ist. Soziales Wirken beruht also auf zwei Kräften: auf der Kraft des Intellekts, der die Quelle der Volksnot erkennt, und auf der Kraft des Gemüts, das die Volkssache zur eigenen Sache macht. Vereinigen sich diese beiden Kräfte in der Gestalt einer großen Persönlichkeit, dann schlägt der Not des Volkes allemal eine bedeutungsvolle Stunde der Erlösung.

Bezeichnend für die Idealität des deutschen Volksgeistes ist es nun, daß Sozialreformen, die das materielle Elend lindern sollen, keineswegs mit großer Begeisterung aufgenommen werden, während Rettung aus geistiger Not mit einer Dankbarkeit und Hingebung, mit einer Begeisterung und Treue belohnt wird, die ihres gleichen sucht. Dieses Moment gibt uns den Fingerzeig, welche Not dem deutschen Volke vor allem an der Seele nagt und welches soziale Wirken auf tiefgehende Dankbarkeit zu rechnen hat. Nicht die materielle, sondern die geistige Not ist es, die den Geistvollen und den Besten im Volke am meisten zu schaffen macht. Dieser Not müssen wir nachgehen und nachspüren; dieser Not müssen wir abhelfen und entgegentreten. Zwei Fragen sind es, die sich hier aufdrängen: Woher kommt die geistige Not des Volkes? Welche Folgewirkung hat sie gehabt?

Die Verhältnisse und Maßnahmen, welche die geistige Not des Volkes erzeugt haben, liegen klar vor Augen. Seit 200 Jahren ist der preußische Staat unablässig bemüht, das geistige Niveau des Volkes zu heben und die intellektuellen Kräfte der arbeitenden Klassen zu entwickeln. Was Wunder, daß sich diese Kräfte regen! Das Schulgesetz Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1717 legte jedem Hausvater kurzab die Pflicht auf, seine Kinder in die Schule zu schicken. Es war das erste Licht, das in die gedrückten und verdumpften Volksmassen des Nordostens hineingetragen wurde. Hundert Jahre hat es dann gedauert, da erschien Stein, der große Befreier der Volkskräfte und mit ihm in Preußen die erste große soziale Tat: die Reformgesetzgebung von 1808. Durch diese Gesetzgebung und die sich anschließenden Verordnungen wurde die ständische Ordnung der Ge-

*) In der Schrift: „Das Kunstwerk der Zukunft". Band 3 der gesammelten Werke.

sellschaft, d. h. das Klassenrecht der privilegierten Stände vernichtet und eine soziale Umgestaltung von ungeheurer Tragweite teils vollzogen, teils angebahnt: die persönliche Befreiung des Landvolkes, die wirtschaftliche Befreiung des Privateigentums, die politische Erneuerung des Gemeindelebens und des Gemeinsinns. Das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte, war der Aufbau des Staates von unten herauf und der Aufbau einer Gesellschaft, in der alles entfernt werden sollte, was den einzelnen bisher hinderte das zu erreichen, was er nach dem Maße seiner wirtschaftlichen und ideellen Kräfte zu erreichen fähig war.[3]) Seitdem, vor allem in den letzten 35 Jahren, ist die intellektuelle und moralische Bildung der Volksmassen rapide fortgeschritten durch gehobenen Volks- und Fachschulunterricht, durch ausgebreitete Volksliteratur, durch die Tätigkeit der Tagespresse und der Volksbildungsvereine, durch die Entstehung der Großstädte und Industriezentren, durch die mit dem Maschinenmechanismus der technisch hochstehenden Industrien verbundene Arbeitsweise,[4]) endlich durch die politische Mündigerklärung. Es ist ein starker und verhängnisvoller Irrtum zu glauben, daß es dem Arbeiter unterschiedslos nur auf Fleisch und Brot und auf ausgiebiges, aber sehr primitiv gestaltetes Sonntagsvergnügen ankäme. Die in den letzten Jahren von Arbeiterschriftstellern hervorgebrachte Literatur, die Bücher von Bertsch, Bromme und Karl Fischer, gewähren uns vollen Einblick in die Intelligenz, in die Bildung und Ideale der geistig hochstehenden Arbeiterschaft. Professor Sombart sagt: „Gerade in den Arbeiterkreisen lebt noch am meisten der weltfremde Idealismus, den wir als teures Erbteil von den Männern aus Weimar und Jena überkommen haben".[5]) Festzuhalten ist hierbei allerdings, daß die Arbeitermasse durch eine tiefgehende Spaltung in zwei Teile geschieden wird. An einer Stelle seines Buches sagt der Arbeiterschriftsteller Bromme: „Wie glücklich ist dagegen der Proletarier, der ein Interesse für Politik, für Kunst und Wissenschaft hat. Leider wird er von den versumpften Lumpenproletariern gewöhnlich verachtet und verspottet. Deshalb ist auch eine tiefe Kluft in dem Proletariat vorhanden: auf der einen Seite steht die gebildete, nach den höchsten Gütern der Menschheit und nach Gleichberechtigung mit den herrschenden Klassen strebende Arbeiterschaft, auf der andern das in Schnaps, Unwissenheit, Not und Elend verkommende Lumpenproletariat, die Hefe der menschlichen Gesellschaft, die nur stumpfe, tierische Instinkte kennt und ohne jede geistige Beschäftigung dahinlebt".[6]) Dieses auf unmittelbare Lebenserfahrung gegründete Urteil trennt also die Arbeiterwelt in zwei scharf geschiedene Teile; es hebt die geistig Hochstehenden aus der stumpf

---

[3]) Treitschke, „Deutsche Geschichte" I. Band und Gneist, „Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen (Verwaltung, Justiz, Rechtsweg)".

[4]) Schmoller, „Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre".

[5]) Sombart, „Sozialismus und soziale Bewegung".

[6]) „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters." Herausgegeben von Göhre

dahinlebenden Unterschicht heraus. Der für die Intelligenten gebrauchte Ausdruck „glücklich“ ist ein lapsus linguae; der intelligente Bromme ist unglücklich.

Daß sich eine Arbeiterschaft gebildet hat, die nach den höchsten idealen Gütern strebt, ist an und für sich ein hochbedeutsamer Fortschritt; gerade dieser Fortschritt ist aber gleichzeitig die Quelle einer unsagbaren Not, denn dem zum vollen Persönlichkeitsbewußtsein durchgedrungenen Geiste ist wirkende und schaffende Betätigung zum Lebensbedürfnis geworden, die rauhe Wirklichkeit fesselt ihn jedoch an geisttötende mechanische Arbeit. Es besteht also ein Gegensatz zwischen innerem Gehalt der Persönlichkeit und äußerem Schicksal; ein tragischer Konflikt, in welchem die geistige Not der intellektuell hochstehenden Arbeiterschaft wurzelt.

Welche soziale Folgewirkung hat nun dieser Notstand nach sich gezogen?

Es ist klar, daß das bis zum inneren Konflikt gesteigerte geistige Lebensbedürfnis den intelligenten Arbeiter mit zwingender Gewalt dorthin treibt, wo er glaubt einen Halt finden zu können. Wer bietet ihm diesen Halt? Der Staat wendet zwar alle Mittel an, um die intellektuellen Kräfte des Volkes anzuregen; in dem Moment aber, wo die Kräfte zum Bewußtsein gelangt sind und die geistige Not beginnt, in diesem wichtigen Moment greift er nicht ein. Es gibt kein staatliches Institut, welches dem erwachsenen Arbeiter zu kostenloser Erweiterung seiner Bildung verhilft. Der Staat tut also nichts in dieser Richtung. Und die Gesellschaft? Das, was die Bildungsvereine und einige hervorragende Gelehrte erstreben, ist hochanerkennenswert. Die Unterstützung, die diese Bestrebungen in den breiten Schichten der Gesellschaft finden, ist aber keineswegs groß. Und nun verfolge man die Arbeit der Sozialdemokratie in dieser Richtung! Alle Mittel, alle Hebel setzt sie in Bewegung, um eine sozialistisch gefärbte höhere Bildung zu verbreiten. Dem haltlos auf dem Ozean des Arbeiterlebens Umhergeworfenen erscheint also die Sozialdemokratie als der einzige Zufluchtshafen, der sich ihm bietet. Dorthin flüchtet er sich; dort wird er aufgenommen; dort empfängt er geistige Nahrung; dort finden die Hochbegabten schriftstellerisches Verdienst in der Presse; von dort aus schleudert der in Maßlosigkeit ausgeartete, verbitterte Geist seine Pfeile gegen Staat und Gesellschaft. Die Intelligenten und Genialen werden fanatische Agitatoren.

Hier gilt es einzugreifen, um die Hochbegabten unter den Arbeitern aus ihrer geistigen Not herauszureißen und aus verzweifelnden Menschen, die aus dem inneren Gleichgewicht herausgeschleudert sind, zufriedene, d. h. geistig befriedigte Menschen zu machen. In diesem Sinne volksfreundlich sein, das ist die Grundidee und das Wesen sozialer Geistestätigkeit; sie muß einerseits von der Gesellschaft, andererseits aber auch vom Staate geleistet werden, und hier ist es die Armee, die allein imstande ist ein großartiges Institut der Volksbildung zu werden. Ich frage nun: Kann die Armee dieser Aufgabe mit dem jetzigen System gerecht werden? Es ist klar, daß die durch mechanisch-technische Arbeit hervorgerufene geistige Not der intelligenten Volkselemente durch mechanisch-militärische Arbeit nicht beseitigt, sondern im Gegenteil gesteigert wird!

Die zur Abhilfe des Notstandes anzuwendenden Mittel sind nicht Arbeit, sondern: Herausreißen aus der geisttötenden Monotonie der Arbeit, geistige Nahrung für den Wissensdurst, neue Hoffnung für das verzweifelnde Gemüt, neuer Impuls für die durch die Hindernisse des Lebens erlahmte Willenskraft.

Klarer und schärfer kann die Notwendigkeit des Systemwechsels in der Armee nicht hervortreten als durch die mit Rücksicht auf die geistige Not der intellektuell hochstehenden Arbeiterschaft gebotene Sozialtätigkeit. Nur durch einen Systemwechsel kann die Armee dahin gelangen, daß sie anknüpfend an die großartige Staatsanschauung von 1808 alles entfernt, was den Einzelnen bisher hinderte, das zu erreichen, was er nach dem Maße seiner ideellen Kräfte zu erreichen fähig ist; nur durch einen Systemwechsel kann es der Armee gelingen, die sozialistische Bewegung zum Stillstand zu bringen. Fühlt der ausscheidende Reservist, daß die Armee ihm geistigen Halt gegeben hat; empfindet er, daß man seiner inneren Not zu Hilfe gekommen ist, daß man ihm zu einem geistigen Kapital verholfen hat, mit dem er sich zu innerer Klarheit, zu selbständigem Urteil und zu einer höheren Lebensstellung durchringen kann, dann wird er kein sozialistischer Fanatiker, sondern ein nachdenklicher, besonnener Mann werden, der seine antikapitalistische Lebensanschauung zwar vielleicht beibehält, dabei aber gut kaisertreu ist; ein Mann, der viel zu klar denkt, als daß er nicht über die Phantasterei eines Umsturzes der ganzen Wirtschaftsverhältnisse durch einen „großen Tag" die Achseln zuckt; kurzum ein Mann, der auf dem Boden gesetzlicher und organischer Entwicklung steht.

III. Ein System positiver Vorschläge.

Wir haben gesehen, daß durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und durch die in dem intelligenten Teil der Arbeiterschaft herrschende geistige Not das Problem entstanden ist, ein auf die Entwicklung intellektueller Kräfte gerichtetes System der Armeeschule zu schaffen. Im folgenden soll untersucht werden, welche Maßnahmen geeignet erscheinen, um für die Durchführung dieses Systems die praktische Grundlage zu geben.

Erste Bedingung ist, daß dem Soldaten die Möglichkeit zu geistiger Beschäftigung geboten wird, damit er sich weiterbilden kann. Das, was in dieser Beziehung dem strebsamen Teil der Manschaft jetzt gegeben wird, ist gradezu erschreckend wenig. Hier durchgreifenden Wandel zu schaffen, ist eine hochwichtige Aufgabe. Dazu gehört vor allem:

1. Die Schaffung einer erstklassigen Wochenschrift für die Mannschaft.

In meinem Buch über die höheren Aufgaben des jungen Offiziers habe ich eingehend dargelegt, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um volkstümlich zu sprechen; noch größer sind die Schwierigkeiten, um volkstümlich zu schreiben, d. h. so zu schreiben, daß in dem Mann aus dem Volk lebendiges Interresse erregt wird. Das geistige Niveau der jetzt vorhandenen Wochenblätter

ist nicht annähernd hoch genug, um auf den Volksgeist irgend welche Wirkung auszuüben; die dort gebotene Art läßt den Soldaten absolut kalt; nicht eine einzige Saite seines Gemütslebens wird in Schwingung versetzt. Und doch, wie empfänglich, wie schnell entzündbar ist die Volksseele, wenn sie an der rechten Stelle und in der rechten Weise berührt wird! Hier ist das Feld, wo Schriftsteller ersten Ranges sich in ungeahnt fruchtbarer Weise betätigen können; hier ist der Ort, wo unsere wissenschaftlichen Größen, unsere Dichter und Künstler Gelegenheit haben, unmittelbar auf das Volk zu wirken. Man schaffe für den strebsamen Soldaten, der nach einer geistigen Heimat sehnsüchtig ausblickt, durch die Mitarbeit der bedeutendsten Gelehrten, Dichter und Künstler eine Wochenschrift allererster Klasse, die in Wort und Bild Unübertroffenes darstellt, indem sie den volkstümlichen Anschauungen in hervorragender Weise angepaßt ist. Dieses großartige volkstümliche Geistesunternehmen — ein echt deutsches, möchte ich sagen — würde nicht nur für die Mannschaft und die Unteroffiziere, sondern auch für den jungen Offizier von unschätzbarer Bedeutung sein; nur so wäre das Problem zu lösen, daß der junge Offizier, ohne aus sich selbst schöpfen zu müssen, einen inhaltsvollen Vortrag zu halten imstande ist, denn die Wochenschrift würde ihm den von berufenen Kräften volkstümlich bearbeiteten und durchgeistigten Stoff in die Hand geben.

Die Methode, wie die Wochenschrift nutzbar gemacht werden müßte, wäre etwa folgende. Jeder Mann bekommt ein Exemplar und erhält Zeit, den betreffenden Artikel zu lesen und zu durchdenken; dann wird sämtlichen Leuten die Aufgabe gestellt, die Grundgedanken des Artikels, so gut und so schlecht es gehen mag, auf ein Blatt Papier zu bringen. Abgesehen von der Geistesübung, die dadurch entsteht, erkennt der Offizier aus der Durchsicht der Blätter mit Leichtigkeit die verschiedene Begabung und Bildung; er entdeckt somit diejenigen Leute, auf deren Weiterbildung sein besonderes Augenmerk gerichtet sein muß. Dem Offizier selbst gibt Form und Inhalt des Artikels aber Gelegenheit zu einem ungemein anregenden Studium, auf Grund dessen er imstande sein wird, der interessierten Mannschaft einen volkstümlichen Vortrag zu halten, in welchem er das betreffende Thema formell und inhaltlich voll beherrscht.

Aber auch über die Soldatenzeit hinaus würde die Wochenschrift ihren tiefgreifenden Einfluß geltend machen, wenn der Soldat bei der Entlassung aus der Armee die beiden Jahrgänge der Schrift vornehm gebunden von seinem Kompagniechef als wertvolle Erinnerung an seine Dienstzeit ausgehändigt bekäme. Dieses Buch würde im späteren Leben des Mannes an manchem Tage aufgeschlagen auf dem Tisch liegen; es würde in der Familie des Mannes als eine Art geistiges Heiligtum verehrt werden, während die heutigen Wochenschriften wie welke Blätter im Herbstwind verwehen.

2. Schaffung einer erstklassigen Mannschaftsbibliothek für jede Kompagnie, Eskadron und Batterie.

Die Größe der Bibliothek braucht nicht beträchtlich zu sein. Desto höherer Wert ist auf ihren Inhalt zu legen; das Allerbeste ist hier grade gut genug.

Die Zusammenstellung hätte dem doppelten Gesichtspunkt gerecht zu werden, daß dem Soldaten sowohl eine Vertiefung seiner persönlichen Bildung wie auch eine Erweiterung seiner Berufsbildung ermöglicht wird. Demgemäß wäre zu berücksichtigen: 1. die für den Fabrikarbeiter wertvolle Fachliteratur über Mechanik, Elektrotechnik, Kunstgewerbe, Volkswirtschaft usw.; 2. die gediegene Erzählungs- und Kolonialliteratur; 3. ausgewählte Schriften unserer Klassiker. Die Wahl der einzelnen Autoren müßte erfolgen auf Grund eingehender Beratung mit Autoritäten der Wissenschaft und mit den Volksbildungsvereinen, deren Statistiken festgestellt haben, welche Schriftsteller in den Arbeiterbibliotheken besonders bevorzugt werden. Die Bedeutung von Mannschaftsbüchereien ist nicht hoch genug zu veranschlagen; was wir dem Soldaten an Bildung mitgeben, das geben wir dem Arbeiter mit, um die Not des Lebens zu überwinden. Nach meiner Schätzung würden 4 bis 5 Millionen ausreichen, um vollwertiges Büchermaterial zu beschaffen. Diese Millionen wird der Reichstag anstandslos bewilligen.

3. Einrichtung eines Leseraums in der Kaserne für jede Kompagnie, Eskadron und Batterie.

Es ist klar, daß der Geist nur dann tätig und empfänglich sein kann, wenn auch die äußeren Bedingungen dazu gegeben sind; wenn ein Leseraum vorhanden ist, in welchem das Aufkommen der erforderlichen Stimmung ermöglicht wird. Eine Kasernenstube, wo zehn Mann durcheinanderlärmen, wo eine trübe Lampe brennt, wo es öde und leer, dumpfig und muffig ist, — ein solcher Raum ist kein Ort, wo der Geist lebendig werden kann. Man schaffe Räume, in denen der innere Mensch zu seinem Recht kommt; wo Ruhe herrscht, Licht und Luft und eine Umgebung, die zu geistiger Tätigkeit anregt. Hier müßte die Bibliothek Aufstellung finden. Hierher gehört die große Weltverkehrskarte und die Kolonialwandkarte. Hier wäre der Platz für das großzügig angelegte Erziehungswerk, das von deutschen Künstlern geschaffen, von der Kritik als nationale Tat bezeichnet und von den ersten Pädagogen anerkannt ist: die farbigen Künstler-Steinzeichnungen. Wer sich die im Verlage von Teubner und im Verlage von Voigtländer erschienenen Wandbilder vorlegen läßt, wird erkennen, daß es sich um Meisterwerke echter Volks- und Heimatkunst handelt, um ein hochbedeutendes Werk für die künstlerisch-anschauliche Erziehung des Volkes, das nur darauf wartet, von der Armee anerkannt zu werden, wie es von Haus und Schule bereits anerkannt ist. So viel Bilder, so viel Eigenart und packende Stimmung; und diese Stimmung ist in echt volkstümlicher Weise aus einfachen Motiven herausgestaltet. So ist ein Werk entstanden, das die wunderbare Mannigfaltigkeit der deutschen Landschaft und die Tiefe des deutschen Volkslebens wiedergibt. Ich erinnere nur an das herrliche Bild der Kavalleriepatrouille („Morgenrot"), an die ergreifende Kirchenszene, in der die Einsegnung der Freiwilligen von 1813 dargestellt ist, an die Lanzenreiter („Eiserne Wehr"), an das Stahlwerk bei Krupp, an die Vulkanwerft bei Stettin, an das Dorf in den Dünen, die Dämmerung im Watt, die Heimkehr vom Felde. Jedes Bild ein Griff in

vaterländisches Wesen, in heimatliche Art und Sitte, in deutsches Empfinden. Besseres läßt sich für das Erziehungswerk der Armee nicht denken. Hier ist nur eines nötig: Zugreifen!

Wie bei der Mannschaft, so müssen auch die intellektuellen Kräfte des jungen Offiziers von Arbeit entlastet und durch geistige Nahrung systematisch entwickelt werden. Hier sind folgende Vorschläge zu machen:

A. Vertiefung der persönlichen Bildung dadurch, daß der Offizieraspirant wie in Bayern den Gesamtkursus einer höheren Schule durchgemacht haben muß. Ein Bildungsgang, der nicht bis zur Spitze des systematisch aufgebauten Lehrgebäudes gelangt, ist ein Bruchstück. Der in Sekunda Abgegangene weiß mit dem in den mittleren Klassen massenhaft aufgenommenen Wissensstoff nichts anzufangen, weil er ihn geistig nicht beherrscht. Die Aufnahme von Bildungsstoff ohne geistige Verarbeitung ist Halbbildung. Ihre Wirkung ist, wie Friedrich Paulsen sagt, Schwächung der Auffassungskraft und des Urteils.

B. Erweiterung der Berufsbildung. 1. In sämtlichen Militärbildungsanstalten sind Unterrichtskurse einzurichten in denen lebendiges Verständnis für den Geist und das Leben des Volkes, klare Auffassung der in der Armee zu leistenden Sozialtätigkeit und großzügige Übersicht über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des 19. Jahrhunderts vermittelt werden. An dem in meinem Buch gemachten Vorschlage, derartige Kurse bereits in den Kriegsschulen einzurichten, muß ich festhalten, weil der junge Offizier sonst, ohne von seinen höheren Aufgaben eine Ahnung zu besitzen, vor die Rekruten tritt. Er soll vorbereitet, nicht unvorbereitet den verantwortlichen Dienst als Lehrer übernehmen. Wenn der Hauptmann ihn über die wichtigsten Dinge erst aufklären muß, dann kann von einer ernsten Lehrtätigkeit des Neulings in diesen Dingen nicht die Rede sein. In den Kriegsschulen müßte der betreffende Unterricht nicht vom theoretischen, sondern vom praktischen Standpunkt betrieben und von Persönlichkeiten erteilt werden, die mit dem Volk unmittelbare Fühlung haben und mitten im praktischen Leben stehen. Geeignete Persönlichkeiten für solchen Unterricht finden sich in allen Ständen und auch in den kleineren Garnisonen der Kriegsschulen. In den höheren Bildungsanstalten müßte der Unterricht dagegen systematisch und von akademischen Lehrern geleitet werden.

2. Für diejenigen Offiziere, die keine höhere Militärbildungsanstalt besuchen, sind einmonatliche Kurse an Universitäten und Akademien zur Pflege des sozial- und wirtschaftspolitischen Studiums einzurichten. In allen Ständen wird das Bedürfnis empfunden, durch Hochschulkurse den Gesichtskreis zu erweitern und das Wissen zu vertiefen. Für die in kleinen Garnisonen stehenden Offiziere ist solche Anregung gradezu Lebensbedürfnis. Nur dadurch, daß diese Offiziere aus der Monotonie der Kleinstadt herausgerissen werden, ist es möglich dem Dienst frische Geisteskräfte zuzuführen.

3. Reichliche Ausstattung der Divisions- und Regimentsbibliotheken sowie der Kasinolesezimmer mit Werken und Zeitschriften, die das Verständnis für Sozial-

und Wirtschaftspolitik zu fördern geeignet sind. Die Bücher der Arbeiterschriftsteller Bertsch, Bromme und Karl Fischer müßten in jeder Bibliothek zu finden sein, ebenso Bücher wie: „Als Arbeiter in Amerika" von Reg.-Rat Kolb, „Drei Monat Fabrikarbeiter" von Göhre, „Die Not des vierten Standes" von einem Arzt, „Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter" von Steffen. Aber auch die einschlägigen wissenschaftlichen Werke von Schmoller, Brentano, Huber, Bornhak, Sombart, Gneist, Lorenz von Stein müßten vorhanden sein. Die erstgenannten Bücher führen zu unmittelbarer Beobachtung und schärfen den Blick für die Einzelerscheinungen des Lebens, die letztgenannten Werke ergänzen die Praxis durch die Theorie, indem sie zum systematischen Studium leiten.

4. In den Winterarbeiten und Vorträgen müßten nicht nur militärische, sondern auch Themata behandelt werden, die das Interesse des jungen Offiziers auf die materielle Lage und die geistigen Bedürfnisse der Arbeiterschaft, auf die Tätigkeit der Volksbildungsvereine und Volkshochschulkurse, auf die Leistungen der Sozialgesetzgebung und ebenso auf eigene Beobachtungen in Fabriken und Werkstätten sowie auf das Studium der Lebensverhältnisse und der Persönlichkeit des einzelnen Rekruten zu richten vermögen.

5. Entsprechend dem Vorschlag des Generalleutnant a. D. von Alten müßte der Offizieraspirant, ob im Kadettenkorps erzogen oder nicht, ein volles Jahr als Gemeiner und Unteroffizier dienen. Je länger er in diesem Jahre mit der Mannschaft in der Kaserne zusammenlebt, desto besser. Den hohen Nutzen, den solche Stubengemeinschaft mit sich bringt, habe ich in meinem Buch eingehend dargelegt.

* * *

Auf den ersten Blick scheinen diese Vorschläge eine Belastung zu sein; tatsächlich sind sie das Gegenteil. Es hat wohl zunächst den Anschein, als ob die Diensttätigkeit nicht mehr voll und ganz eingesetzt werden könnte; tatsächlich wird sie aber durch höhere Auffassung, durch erweiterten Blick und vertiefte Geistestätigkeit erst voll und ganz ermöglicht. Faßt man weiterhin die innere Lage von Staat und Gesellschaft ins Auge, so gelangt man notwendig zu der Forderung intensiver sozialer Tätigkeit in der Armee. Betrachtet man aber das vorgeschlagene System vom Standpunkt der heutigen Weltlage aus, so kommt man zur wirtschaftlichen und militärischen Bedeutung des Wortes: *Wissen ist Macht*. In diesem Sinne sagt der Präsident der Münchener Akademie, Professor von Heigel, von Deutschland: „Ein Land, das seine Konkurrenzfähigkeit nur aufrecht erhalten kann, wenn *die geistige und technische Bildung der breiten Volksmassen* es zu wirksamem Wetteifer mit den übrigen Welthandelsmächten befähigt — ein solches Land kann unmöglich auf die Dauer regiert werden nach den Prinzipien und Tendenzen von gestern."[7])

[7]) „Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert." In der Sammlung „Natur und Geisteswelt" bei Teubner.

* * *

Begleitwort.

Von

Otto Hötzsch.

Herrn Hauptmann Preuß gebührt das Verdienst, durch sein anregendes Buch über „Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers für Armee und Volk", die Erörterung um eine sehr wichtige Frage unserer Armee begonnen zu haben. Es sei mir gestattet, seinen obigen Ausführungen, in denen er auf meine Bitte seine praktischen Vorschläge im Anschluß an sein Buch scharf präzisiert hat, einige Worte vom Standpunkte des akademischen Lehrers hinzuzufügen. Ich scheide daher die Frage aus, inwieweit die damit zu erstrebende weitere Ausbildung des jüngeren Offiziers der Bekämpfung der Sozialdemokratie im Heere dienstbar gemacht werden soll, und verweise neben den Ausführungen des Herrn Hauptmann Preuß dazu auf das sehr verständige Buch des Generals von Loebell: „Wie ist der Sozialdemokratie im Heere entgegenzuwirken?" (Berlin 1906, H. Walther), dessen Vorschlägen ich weitgehende Beachtung wünsche. Hier handelt es sich nur um die Fortbildung des Offiziers. Ohne mir ein endgültiges Urteil anzumaßen, möchte ich mich da zu Punkt B 1 (Unterrichtskurse in den Kriegsschulen) der Kritik des „Militärwochenblatts" zu diesem Vorschlage anschließen. Soweit ich die Dinge übersehe, bietet der Lehrplan der Kriegsschule, der vor allem die Entwicklung der Führereigenschaften im Fähnrich bezweckt, keine Möglichkeit zu organischer Einfügung solcher Kurse. Mir scheint die Zeit für die von Herrn Hauptmann Preuß gewünschten Kurse die Leutnantszeit zu sein, die sich freilich bei den jetzigen Beförderungsverhältnissen auf mindestens 12—14 Jahre erstreckt und infolgedessen Offiziere sehr verschiedener Altersstufen und damit sehr verschiedener Reife umfaßt. Es ist Sache der Militärbehörden, wenn sie sich hoffentlich grundsätzlich von der Notwendigkeit stärkerer, nicht nur fachlicher Weiterbildung des Offiziers überzeugt, zu entscheiden, welche Jahrgänge sie dafür als besonders geeignet betrachtet. Nur die Bemerkung sei gestattet: man wird geneigt sein, die jüngeren und jüngsten Leutnants, davon als durch die Rekrutenausbildung in Anspruch genommen von vornherein auszuschließen. Sollte aber nicht gerade im Zusammenhange des allgemeinen Standpunkts, den der Hauptmann Preuß und das „Militärwochenblatt" vertreten, die Frage dabei aufzuwerfen sein, ob die grundsätzliche und ausschließliche Übertragung der Rekrutenausbildung an den jüngsten Kompagnieoffizier so unbedingt richtig sei?

Was nun im besonderen für diese erstrebenswerte Weiterbildung des Offiziers zu fordern ist, ist an keiner Stelle ein Novum. Alles, was gewünscht wird, ist so schon in mustergültiger Weise vorhanden in den Einrichtungen der Kriegsakademie und der militärtechnischen Akademie. Notwendig ist nur, daß derartiges nicht nur der kleinen Zahl bevorzugter, die diese Akademien besuchen, sondern auch den weitesten Kreisen der Frontoffiziere vor allem aus der Infanterie zugänglich gemacht wird. Daher die Forderung des Herrn Hauptmann Preuß: einmonatliche Kurse an Universitäten und Akademien für die Offiziere, die keine höhere Militärbildungsanstalt besuchen.

An unserer Akademie hier in Posen sind Anfänge dazu gemacht worden: mein Kollege Professor Dibelius hält, unterstützt von einem Lektor, Sonderkurse für Offiziere in der englischen Sprache ab, die den besonderen Bedürfnissen des Offiziers entsprechen können. Und in den Sonderkursen, die abgehalten werden — wie in dem eben stattfindenden „juristisch-nationalökonomischen Kursus“ — werden die Formen gefunden und erprobt, die m. E. auch für derartige Kurse für Offiziere angewendet werden können. Die Vorlesungen unserer Akademie erfreuen sich bereits jetzt eines großen Interesses seitens der Offiziere, und zwar besonders seitens der höheren Offiziere. Daneben aber ist zu erwägen, und auch öfter schon in der Presse erörtert worden, ob nicht auch den besonderen Bedürfnissen des jüngeren Offiziers durch besonders für ihn eingerichtete Kurse zu dienen wäre. Dazu wäre folgendes zu bemerken:

Es handelt sich dabei um zwei verschiedene Gebiete: das sprachliche und das der staatswissenschaftlichen Ausbildung. Für das erste sind wie erwähnt Anfänge gemacht; der Ausbau durch französische und russische Kurse hätte sich daran zwanglos anzuschließen. Dies Gebiet kommt aber für die besonderen Kurse nicht in Frage, weil ein sprachlicher Kursus ja längere Zeit beansprucht als für jene gefordert werden kann. Aber es wäre zu erwägen, ob sich für dies Gebiet nicht allgemein ein engeres Zusammengehen der Generalkommandos mit den vorhandenen staatlichen Bildungsmöglichkeiten (an Universitäten, Akademien u. dgl.) empföhle? Ich habe wenigstens bei der Vorbereitung auf das russische und polnische (militärische) Dolmetscherexamen, die mich mit zahlreichen ebenfalls dazu arbeitenden Offizieren zusammenbrachte, den Eindruck gewonnen, als überließe man die Sorge um die sprachliche Weiterausbildung etwas zu sehr dem einzelnen, als wäre dabei etwas mehr Konzentration in dem bezeichneten Sinne für den einzelnen dienlicher,

bequemer und schließlich auch billiger. Die Möglichkeit, auf die besonderen Bedürfnisse des Offiziers einzugehen, ist ja an den anderen Anstalten ebensogut vorhanden, wie bei dem Sprachunterricht an der Kriegsakademie.

Das eigentliche Gebiet jener Sonderkurse ist die Vermittlung einer gewissen staatswissenschaftlichen Ausbildung an den jüngeren Offizier. Ich erweitere den von Herrn Hauptmann Preuß gezogenen Rahmen des sozial- und wirtschaftspolitischen Studiums noch etwas; m. E. kommt als wichtig folgendes in Frage: 1. Einführung in das Verständnis der deutschen Wirtschaft und Verfassung (die sozialen Probleme); 2. die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Gegenwart; 3. die Fragen der Weltwirtschaft und Weltpolitik; 4. die Entwicklung der wichtigsten Konkurrenzvölker im letzten Menschenalter und Einführung in deren soziale und politische Zustände (also vornehmlich Englands, Rußlands, der Vereinigten Staaten), und schließlich 5. die Fragen des Heeres und der Marine, die über das fachlich-militärische und rein technische hinausreichen (wie namentlich, aber nicht allein Kriegs-, Kolonial- und Seekriegsgeschichte), wozu die Geographie und die Naturwissenschaften mit heranzuziehen wären. Aus diesen Gebieten hätten alljährliche Kurse von etwa 4 Wochen in etwa 50 Stunden im ganzen (bei etwa 12 Dozenten) ihre Themen zu entnehmen. Die Möglichkeit, einen solchen Kursus einzurichten, ist — die dafür in Frage kommenden wissenschaftlichen Dozentenkräfte betrachtet — an jedem Orte eines Generalkommandos in Deutschland gegeben, wo nicht, wie z. B. in Koblenz, bietet sie sich in der Nähe (Frankfurt a. M., Bonn, Köln); hierin liegende Schwierigkeiten wären, da in Hamburg ja in anderer Weise vorgesorgt ist, wohl nur in Metz vorhanden. Die eigentlichen Schwierigkeiten liegen auf der anderen Seite.

1. Sollen solche Kurse nicht auf die Offiziere des Standorts des Generalkommandos allein beschränkt sein, so müssen die Offiziere der anderen Garnisonen die Möglichkeit zum Besuch haben. Für andere Berufe sind derartige Möglichkeiten geschaffen worden, für die „Staatswissenschaftlichen Vereinigungen“ in Berlin und Köln und jetzt für den juristisch-nationalökonomischen Kursus hier in Posen. Ob die Regimenter der Provinz die Möglichkeit hätten, in ähnlicher Weise zu derartigen Kursen zu beurlauben oder abzukommandieren, entzieht sich meiner Beurteilung; mir schiene dies für die Kurse eine sehr wichtige Bedingung, denn sie sollen gerade Offizieren in den bekannten kleinen Garnisonen Anregung vermitteln. Damit hängt auf das engste zusammen die Frage

2. nach der **Zeit**, die sich ja nach den Ansprüchen des militärischen Jahrs zu richten hätte. Und das hängt wieder davon ab, welche Kreise man besonders heranziehen möchte: im Winter (bis zu den Rekrutenbesichtigungen) würden die Oberleutnants dafür in Frage kommen, aber die jüngeren und jüngsten Leutnants nicht abkömmlich sein. So bietet sich als Zeitpunkt einmal ein Termin zwischen Rekrutenbesichtigung und dem Beginn des Exerzierens der Rekruten mit dem älteren Jahrgange zusammen, oder die Zeit vom Ende der Herbstübungen bis zur Einstellung der Rekruten.

3. würde zu wünschen sein, daß Lehrer in diesen Kursen wissenschaftliche Kräfte (Professoren usw.) und höhere Offiziere **gemeinsam** seien — wie bei den juristischen Kursen in Berlin, Köln und hier auch Theoretiker und Praktiker zusammenwirken. Daraus ergeben sich zwei Vorteile: einmal die starken geistigen Kräfte des Offizierkorps und die von ihnen geschriebene Literatur weiteren Kreisen nutzbar zu machen; zahlreiche Herren sind in China, in Südwest und sonstwo gewesen, sie würden für Vorträge auf den oben bezeichneten Gebieten von selbst in Frage kommen. Sodann die Möglichkeit, die Verbindung unter den Waffen, besonders die ja jetzt so nachdrücklich angestrebte zwischen Heer und Marine, auch für die weitesten Kreise des Landoffizierkorps durchzuführen, durch Kommandierung eines Marineoffiziers, eines höheren Offiziers der technischen Waffen u. dgl. Nur wenn so das Militär, will sagen das Generalkommando selbst Anteil nimmt, käme m. E. die wünschenswerte Ergänzung und Einheitlichkeit in diese Kurse. Von der Entscheidung der Militärbehörden hängt es dann auch ab, inwieweit sie spezifisch militärische Fragen in den allgemeinen Plan einzuschieben wünschen.

Es sind dies unmaßgebliche Vorschläge, die ich der Erörterung in den militärischen Fachblättern und den maßgebenden militärischen Behörden damit empfehle. Daß auf diesem Gebiete etwas geschehen muß, scheint mir diese Erörterung, soweit ich sie verfolgt habe, zu ergeben. Die Schaffung neuer Formen des deutschen Hochschulunterrichts, wie sie in Frankfurt, Hamburg und hier in der Posener Akademie gegeben ist, bietet m. E. die leichte Möglichkeit, weitere Schritte zu tun, vor allem den besonderen Bedürfnissen sich anzupassen. Ich weiß, daß sich mit diesen Forderungen zunächst und scheinbar eine weitere Anspannung der ohnehin auf das äußerste in Anspruch genommene Kraft unserer Subalternoffiziere verbindet. Ich glaube aber, daß die günstigen Folgen dieser Bestrebungen dies leicht ausgleichen würden, daß die spätere Anregung,

vor allem die gesteigerte Erkenntnis des großen Zusammenhangs, in den die besondere Arbeit der Armee gestellt ist, dem Offizier auch für die unmittelbare Berufsarbeit wieder zu gute kommt. Und wir haben auf alles hinzuarbeiten, was den Zusammenhang zwischen Heer und Volk und zwischen Offizierkorps und geistigem Leben der Nation im besonderen steigern und kräftigen kann.

Bücherschau.

Goethe unser Führer. Geleitworte aus seinen Werken in Kalenderform; gewählt von Helene Bonfort. Mit Mezzotintogravüre nach Schwerdtgeburt. Heidelberg, Otto Peters. Kartoniert 2,50 Mk., in Leder gebunden 3,50 Mk.

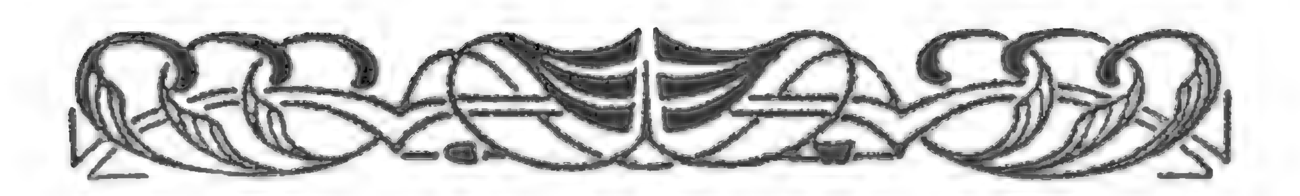
Das neu erwachte Verlangen nach Goethe ist ein ganz ausgesprochener Zug der Zeit. „Mehr Goethe", Goethekalender, Auszüge aus Goethes Werken, Nachweise, wie er über dies und jenes dachte, erstehen in immer neuen Ausgaben. Und Goethes Volksausgabe ist in Vorbereitung. Noch vor wenigen Dezennien eine Unmöglichkeit, heute eine Aufgabe, der sich berufene Vertreter der Goethegesellschaft mit Begeisterung unterziehen. Spüren sie doch in dem Verlangen der unteren Schichten nach den geistigen Gütern der Nation jenes Sichregen der Volksseele, aus dem von jeher ein Umschwung zu Besserem hervorgegangen ist. In dem Goetheverlangen der oberen Schichten aber kündet sich Gesundung. Übersättigt von Naturalismus und Pessimismus, von Verschwommenheit und Hoffnungslosigkeit, von zersetzender Zergliederung aller menschlichen Triebe und Strebungen, sucht man in Goethe auf's neue den Bezwinger und Künstler des Lebens, den Bezwinger der Welt im eigenen Busen und den Künstler, der das Chaos zum Kosmos bildet.

Zu diesem Goethe führen uns die vorliegenden Auszüge hin. Zu dem Goethe, der große Gedanken und ein reines Herz in eine Linie stellt, dem Fülle des Herzens eher mehr gilt als Licht des Verstandes. Der die unzerreißbaren Fäden zwischen moralischer Kultur und feinerer Sinnlichkeit nachweist; dem alles außer uns und in uns nur Element bleibt ohne die schöpferische Kraft der Seele. Der die Untrennbarkeit der schaffenden Persönlichkeit von ihren Schöpfungen erhellt. Dem das Fehlen der Willkür, des lediglich Eingebildeten Voraussetzung hoher Kunst ist. Der die Leidenschaft in Beziehung zur Lebensentwicklung setzt. Der in die Geheimnisse des Lebens hineinleuchtet, ohne ihre Hüllen zu heben. Der von der Bildung verlangt, daß sie auf dem Wege beglücke und nicht erst am Ziel.

Liebe und eindringendes Verständnis haben dieser Auswahl voraufgeleuchtet. Denn obwohl die einzelnen Zitate jedes für sich stehen, bildet ihre Reihenfolge ein zusammenhängendes Ganzes. Vom Einzelnen führen sie ins Allgemeine, vom Persönlichen zum Geschichtlichen, von Naturbetrachtungen zum All, von der Welt zu Gott, von der Endlichkeit zur Unendlichkeit.

Diese feingeplante und durchgeführte Auswahl zeigt die Führerin so bewandert in Goethe wie den Engländer in der Bibel. Das Büchlein hat aber noch zwei praktisch bedeutsame Vorzüge. Ein Register weist genau und übersichtlich die Herkunft der Zitate nach und führt in ihren Zusammenhang hinein. Das handliche Format mit schönem klaren Druck beansprucht kleinsten Raum. Paßt es auch nicht wie die englischen Booklets in die Westentasche, so gleitet es doch widerstandslos in die Rocktasche. Es sei denen warm empfohlen, die in der Hast des Tages nach der Möglichkeit ausschauen, einen Augenblick mit bleibendem Gehalt zu erfüllen.

Charlotte Broicher.



Ausgang und Schlusz im Drama.

Von

Rudolf Krausz.

Für alle die Künste, welche unter dem Gesetze des Nacheinander, nicht unter dem des Nebeneinander stehen, gilt der Grundsatz, daß das Ende das Werk kröne. Jedes zeitliche Fortschreiten in der Kunst bedingt eine Steigerung, weil nur so die Aufmerksamkeit und Teilnahme des Publikums auf die Dauer rege gehalten werden kann. Das ist für die Musik und die Poesie gleichermaßen Regel. Innerhalb der letzteren beruht namentlich das Drama auf dem Prinzip der künstlerischen Steigerung. Die ganze Handlung strebt stufenweise dem Ende zu, zielt auf dieses ab. Innerlich kommt es auf den Eindruck an, den die Entscheidung über Menschenschicksale auf den Zuschauer hervorruft, äußerlich auf den letzten Bühneneffekt, unter dessen Nachwirkung er das Theater verläßt.

Man gewinnt auf diese Weise zwei Seiten derselben Sache, eine mehr allgemeine, höhere, die man als Ausgang bezeichnen kann, und eine mehr besondere, formale, den Schluß im engeren Sinne. Der Ausgang enthält die Lösung des Konflikts, bedeutet das Ergebnis des ganzen dramatischen Spiels. Er ist der Angelpunkt jedes Stücks, zugleich aber auch die gefährliche Klippe, an der kleine Dichter und selbst große gar leicht scheitern. Der Schluß ist die äußere Erfüllung des Ausgangs. Er bringt die Schlußszene, die wiederum in den Schlußworten gipfelt.

Im Leben kann derselbe Handel die verschiedensten Ausgänge nehmen, weil da Zufälligkeiten und Imponderabilien aller Art eine Rolle spielen. Das Kunstwerk hat nur einen berechtigten Ausgang. Natürlich kann man sich von den im Leben möglichen jeden beliebigen auswählen, muß aber dann von Anfang an das Ganze diesem entsprechend gestalten. Ob ein Drama glücklich oder unglücklich endet, hat im voraus festzustehen, weil sich die Lösung organisch aus der ganzen Handlung und Charakterschilderung entwickeln und schon in der Konzeption des Planes enthalten sein soll. Die Art, wie die aus den dramatischen Voraussetzungen sich notwendig ergebende Lösung im einzelnen ausgeführt wird, also der Schluß, gestattet dagegen Schwankungen bis zum letzten Augenblick, kann ohne Schaden für das Kunstwerk im Laufe der Ausarbeitung, selbst noch nach Vollendung Abänderungen erleiden. Der tragische Dichter beispielsweise entwickelt das Schicksal seines Helden also, daß dieser durch eigenes Verschulden oder durch die Macht der Verhältnisse oder durch die Intriguen seiner Wider-

sacher, in der Regel durch das Zusammenwirken aller dieser Faktoren, aus seiner Lebensbahn geworfen und in eine Lage versetzt wird, die ihm ein ersprießliches irdisches Fortwirken, ein erträgliches menschliches Dasein schlechtweg unmöglich macht. Die selbstverständliche Lösung ist in solchem Falle der Untergang des Helden. Aber er kann auf die verschiedenste Weise bewerkstelligt werden. Durch eigene oder fremde Hand, durch Hinrichtung, Mord, Selbstmord, durch Feuer oder Gift, Beil oder Dolch, Gewehr oder Revolver. Da hat der Autor die Wahl, und er braucht sie, um es zu wiederholen, keineswegs von Anbeginn zu treffen.

In diesem Punkt mag auch die dichterische Phantasie auf Überraschungen für das Publikum sinnen. Die Spannung kann erhöht werden, wenn die Zuschauer darauf begierig sind, auf welchem Wege der Held, an dessen Tod sie nicht zweifeln, aus der Welt befördert wird. Notwendig ist dies jedoch durchaus nicht. Das Interesse an der Schillerschen „Maria Stuart“ leidet darunter gewiß nicht not, daß man den Tod durch Henkersbeil als unvermeidliches Ende vom ersten Akt an vor Augen sieht. Es kommt eben in der Kunst viel weniger darauf an, was geschieht, als wie es geschieht. Der Ausgang braucht jedenfalls keinerlei Überraschung zu bringen. Sonst müßten ja auch die darauf vorbereitenden Bezeichnungen „Lustspiel“ und „Trauerspiel“ vom Theaterzettel verschwinden, sonst hätten die modernen Autoren recht, welche grundsätzlich nur noch das farblos neutrale „Schauspiel“ oder „Drama“ als Gattungsbegriffe zulassen. Vielmehr muß in einem planvoll angelegten Stück das Publikum sehr bald die entscheidende Empfindung bekommen, wohin der Autor sein Schiff steuert, welcher Ausgang sich aus den Voraussetzungen der Situationen und Charaktere ergeben muß. Die tragische Wirkung wird noch verstärkt, wenn der Held selbst, wie Sophokles' König Ödipus, keine Ahnung davon hat, daß er in sein Verderben rennt, während doch die Zuschauer von vornherein Wissende sind. Dieselben Vorteile hat sich Schiller in seiner „Braut von Messina“ gesichert.

Dem Gesetze, daß die dramatische Handlung von innen heraus ohne Überraschung ihre Erfüllung finden soll, widerspricht bekanntlich das antike Drama zum großen Teil. Hier hat eine die folgerichtige Entwicklung störende äußerliche Lösung sich fast zur technischen Regel ausgebildet. Der deus ex machina! Wir empfinden sein Walten, das der Rücksicht auf religiöse Vorstellungen entsprungen ist, mit Fug und Recht als einen Verstoß gegen Geist und Wesen der dramatischen Kunst, als eine Schwäche der sonst so bewunderswerten hellenischen Tragödie. Im modernen Drama zeigt sich nun natürlich keine Gottheit mehr auf der Schwebemaschine, um durch ihr kategorisches Eingreifen über Menschenschicksale zu entscheiden. Nichtsdestoweniger treibt der deus ex machina verkappt auch noch auf der Bühne der Gegenwart sein Spiel. Denn was ist es, im Grunde genommen, anderes, wenn durch den blinden Zufall eines plötzlichen Schlaganfalls oder einer verirrten Kugel die Katastrophe herbeigeführt wird?

Der idealen Forderung, daß der Ausgang das notwendige Ergebnis der Handlung und handelnden Charaktere sei, zeigt sich nun freilich die Durch-

schnittspraxis der Bühnenschriftsteller durchaus nicht gewachsen. Zunächst darf man sich jene normale Arbeitsmethode, wonach der Dichter zuerst die Lösung im allgemeinen festlegt und dann die besondere Art des Schlusses erwägt, durchaus nicht als die herrschende vorstellen. Es wäre ja auch ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man aus dem künstlerischen Schaffen individuelle Eingebungen verbannen wollte. Oft fällt mit der Erfindung des Ausgangs die des eigentlichen Schlusses zeitlich vollständig zusammen. Ja es kommt das umgekehrte Verhältnis vor, daß zuerst das Bühnenbild eines szenisch wirksamen Schlusses dem Dichter vorschwebt, dieses eigensinnig festgehalten und danach dann das ganze Kunstwerk samt der Lösung gemodelt wird. Eine solche Konstruktion des Dramas von rückwärts ist indessen noch nicht einmal das Schlimmste. Denn in diesem Fall hat das Stück wenigstens ein festes Rückgrat. Weit mehr vom Übel ist die völlige Halt- und Direktionslosigkeit vieler modernen Dramatiker. Weder Ausgang noch Schluß stehen ihnen von Anfang an fest, ja bleiben fast dem Zufall überlassen. So entstehen Dramen, die überhaupt nicht schließen, sondern einfach aufhören, und zwar meist mit einem großen Fragezeichen — die sogenannten stumpfen Schlüsse. Es ist, wie wenn jemand, der auf dem Flügel phantasiert, plötzlich mit einem schrillen Akkord abbricht. An nichts zeigt sich deutlicher das bloß Studien- und Skizzenhafte des modernen Gesellschaftsdramas als an der Unfähigkeit, die Probleme zu befriedigender Lösung, die Konflikte zu vollständigem Austrag zu bringen. Diese meisten Schauspiele sind eben nur Ausschnitte aus dem Leben, nicht, was sie sein müßten, um streng künstlerischen Ansprüchen zu genügen, in sich geschlossene Stücke menschlichen Lebens. Sie lassen sich kautschukartig nach Belieben und Bedarf dehnen, und der Vorhang fällt nicht dann zum letzten Male, wenn das Thema — wenigstens innerhalb des Rahmens, den sich der Verfasser gesteckt hat, erschöpft — sondern wenn die Normallänge eines Theaterabends erreicht ist.

Man darf freilich nicht verhehlen, daß es eine äußerst schwierige Aufgabe ist, ein soziologisches oder rein psychologisches Problem in der Form eines Bühnenwerks so zur Lösung zu bringen, daß das Exempel ohne Rest aufgeht. In dieser Hinsicht zum mindesten hat es der Dramatiker leichter, welcher sich historische Stoffe zur Bearbeitung wählt. Er fußt auf festerer Grundlage: nicht bloß das äußere Gerippe der Handlung ist, wenigstens teilweise, von selbst gegeben, häufig auch schon der Ausgang, den er nur noch zu motivieren braucht. Er darf ungescheut mit Dolch und Gift operieren und braucht kein Bedenken zu tragen, Leichen auf Leichen zu türmen. Wer die gesittete Gegenwart abschildern will, muß mit Gewaltmitteln weit vorsichtiger umgehen. Im selben Verhältnis, wie das moderne Leben vielfältiger, zersplitterter, aufreibender, anspruchsvoller ist als das früherer Kulturepochen, webt sich auch das moderne Drama aus feineren Fäden zusammen. Die Gegensätze schleichen mehr im verborgenen, die Konflikte sind mehr in das Seelenleben verlegt, zwischen Recht und Unrecht ist nicht immer glatt zu entscheiden, jedenfalls nicht so leicht, wie vom rück-

schauenden Standpunkt aus. Häufig stehen sich zwei ziemlich gleichberechtigte Weltanschauungen gegenüber, zwischen denen nicht so ohne weiteres gewählt werden kann, und vollends selten gelingt es dem Autor, seine Parteinahme der Gesamtheit des Publikums einleuchtend zu machen. Wer wäre so paradox, einer Maria Stuart die Teilnahme zu versagen, um sie auf ihre Gegnerin Elisabeth zu übertragen? Hingegen gehen die Meinungen darüber, ob Nora oder ihr Gatte das bessere Recht für sich hat, noch heute weit auseinander. Eben weil im modernen Problemstück das Reich der Möglichkeiten fast unbegrenzt ist, bietet die Lösung so große Schwierigkeiten. Das ist indessen mehr eine Erklärung als eine Rechtfertigung. Jedenfalls ist damit nicht entschuldigt, daß sich Unberufene an Aufgaben wagen, denen sie nicht gewachsen sind.

Man hört wohl dann und wann, daß Dichter auf Anraten von Männern der Bühnenpraxis noch kurz vor der ersten Aufführung den Ausgang — wohl verstanden den Ausgang, nicht den Schluß! — geändert haben. Ja man hat es sogar schon erlebt, daß ein Autor noch in der Premiere seinen Helden und seine Heldin sterben ließ, um dann, weil diese Lösung dem Publikum mißfiel, bis zur nächsten Wiederholung einen befriedigenden, d. h. den Theaterpöbel befriedigenden Ausgang zu erfinden. Eines der berühmtesten Werke unserer modernen Literatur, Sudermanns „Ehre“, bietet für solche Unsicherheit ein denkwürdiges Beispiel. Ursprünglich sollte Robert den Verführer seiner Schwester über den Haufen schießen, welche Katastrophe auf den Proben der unblutigen Wendung weichen mußte. Was ist aber auch dabei herausgekommen! Die burlesken letzten Worte des Kommerzienrats, die ganz unerwartet eine unverblümte Zustimmung zur Proletarierheirat seiner Tochter ausdrücken, stellen den Ausgleich von Gegensätzen in Aussicht, die im Drama selbst als schlechtweg unversöhnlich hingestellt sind, und stempeln den ohnehin unwürdig behandelten Hauptvertreter des Vorderhauses, der doch zugleich der Vertreter einer ganzen Lebensrichtung sein soll, vollends zur Karikatur. Diese Perspektive auf eine Hochzeitstafel, an der Vorder- und Hinterhäusler in fröhlicher Gemeinschaft schmausen und zechen, sobald sich nur der edle Sohn des Hinterhauses dazu bequemt, wäre ein Vorwurf, der von einer unserer beliebten Schwankfirmen zu der „Ehre“ zweitem Teil ausgesponnen zu werden verdiente. Selbst der Dichter der „Nora“ hat sich vor 25 Jahren durch Chérie Maurice, den bekannten Leiter des Hamburger Thaliatheaters, dazu bestimmen lassen, für eine geniale Darstellerin, die Niemann-Raabe, eine Schlußvariante zu schreiben, wonach die Heldin um der Kinder willen im Hause ihres Gatten bleibt. Daß Nora ihre Kleinen verläßt, mag manchen unbegreiflich erscheinen, viele verletzen: nichtsdestoweniger ist dies der einzig logische und mögliche Ausgang, wenn nicht alles Vorhergehende als bloße Komödie erscheinen soll. Ibsen selbst hat seine Nachgiebigkeit bald genug bereut und die Benutzung des geänderten Schlusses zu verhindern gesucht. Heutzutage ist das Publikum, dem noch Maurice das Herbe des echten Ausgangs nicht zuzumuten wagte, in der ästhetischen Schulung so

weit vorgeschritten, daß es sich die Verballhornung des bereits in eine feste literarhistorische Stellung eingerückten Schauspiels nicht mehr gefallen läßt.

Die modernen Dramatiker, die bei der Lösung ihrer Konflikte keinen strengen Grundsätzen huldigen, können sich allerdings auf berühmte klassische Vorbilder, selbst auf einen Schiller und Goethe berufen. „Die Räuber“ mögen zwar füglich aus dem Spiele bleiben, da ihr Dichter den tragischen Ausgang unangetastet und nur in der Art geschwankt hat, wie die Katastrophe durchgeführt wird. Dagegen hat Schiller für die erste Mannheimer Theateraufführung seines „Fiesco“ die tragische Lösung im Widerspruch zur ganzen Anlage und Entwicklung der Handlung in ihr gerades Gegenteil verkehren müssen: der Held entsagt seinem Ehrgeiz, zerbricht das Scepter und begnügt sich damit, Genuas glücklichster Bürger zu sein, so daß natürlich auch Verrina keinen Anlaß mehr hat, den Freund ins Meer zu stürzen. Sobald jedoch Schiller freie Hand hatte, gab er diese ihm abgenötigte Änderung preis und stellte die ursprüngliche Fassung wieder her. Es handelte sich also, ähnlich wie bei Ibsens „Nora“, nur um ein vorübergehendes, praktischen Rücksichten entsprungenes Schwanken des Dichters, während Sudermann aus Opportunitätsgründen in seiner „Ehre“ die tragische Lösung ein für allemal in eine glückliche verwandelt hat. Das ist denn doch ein wesentlicher Unterschied. Allerdings kann sich Sudermann mit Goethe trösten, der in seiner „Stella“, um sie für die Bühne zu retten, den guten Ausgang, dessen bigamischer Charakter beim Publikum Anstoß erregt hätte, mit einem tragischen vertauschte. Besser ist dieses Jugenddrama dadurch kaum geworden.

Das Drama als in sich geschlossenes, rundes Kunstwerk erfordert unbedingt, daß der Ausgang endgültig sei. Ein Abschluß, in dem die Keime eines neuen Stückes liegen, ist darum zu verwerfen. Der Einfall Schillers, seinen „Demetrius“ mit dem Monologe eines zweiten falschen Demetrius zu beenden, der „in eine neue Reihe von Stürmen hineinblicken läßt und gleichsam das Alte von neuem beginnt“, kann darum durchaus nicht als glücklich bezeichnet werden, und der Dichter wäre davon gewiß im Laufe der Ausarbeitung von selbst zurückgekommen. Gefährlich sind unter diesem Gehwinkel die guten Ausgänge vieler Ehestandsdramen, wobei wir von der Aufrichtigkeit und Dauerhaftigkeit der Versöhnung nicht recht überzeugt werden, weil meist die aus der Verschiedenheit der Charaktere entsprungenen Gegensätze nur äußerlich beseitigt erscheinen und somit der Konflikt sich bei nächster Gelegenheit wieder erneuern muß. Beispielsweise wird sich durch die schönen Zukunftsträume des Rektorpaars in der letzten Szene von Sudermanns „Glück im Winkel“ kein Denkender darüber hinwegtäuschen lassen, daß die vornehme Aristokratin Elisabeth bei dem spießbürgerlich braven Schulmeister, das rassige Weib an der Seite des schlappen Mannes niemals volle Befriedigung finden kann. Ebenso wird sich in Ibsens „Frau vom Meere“ die überspannte Heldin, auch nachdem sie in Freiheit und unter eigener Verantwortung gewählt hat, im Heime des Gatten schwerlich zurechtfinden oder gar der verwilderten Hilde die geeignete Erzieherin und Führerin werden. Der Durchschnittszuschauer,

für den mit dem Schlußvorhang alles erledigt ist, pflegt sich freilich bei der Tatsache des Ausgleichs zu beruhigen, ohne über dessen innere Berechtigung weiter zu grübeln.

Das Ergebnis der Tragödie muß keineswegs unbedingt der körperliche Tod des Helden sein: auch seine moralische Vernichtung kann genügen. Grillparzers Medea und Jason existieren weiter, nachdem sie ihm das „Trage! Dulde! Büße!" als Richtschnur auf seinen künftigen Lebensweg mitgegeben hat. Die Hebbelsche Judith macht ihr Fortleben von der Unfruchtbarkeit ihres Schoßes abhängig. Aber das sind eben Ausnahmen. Mit gutem Grunde warnt Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" davor, daß man sich nicht durch moderne Weichherzigkeit verleiten lasse, auf der Bühne das Leben seiner Helden zu schonen. Er hält es nicht für alte Überlieferung, sondern für innere Notwendigkeit, wenn einmal der Kampf eines Helden sein ganzes Leben ergriffen habe, auch die vollständige Verwüstung des Lebens eindringlich zu machen, und fährt dann fort: „Daß in der Wirklichkeit dem Menschen der Neuzeit unter Umständen noch ein nicht unkräftiges Leben auch nach tödlichen Kämpfen möglich ist, ändert für das Drama nichts in der Sache. Denn die Gewalt und Kraft eines Daseins, welches nach der Handlung des Stückes liegt, die zahllosen versöhnenden und erhebenden Umstände, welche ein neues Leben zu weihen vermögen, die soll und kann das Drama nicht mehr darstellen, und eine Hinweisung darauf wird niemals dem Hörer die Befriedigung eines sicheren Abschlusses gewähren."

Ebenso wenig darf man sich jedoch einbilden, daß es etwa in der Tragödie mit der Lebensvernichtung des Helden allein schon getan sei. Vielmehr muß, um nochmals mit Freytag zu reden, „über dem Ende der Helden versöhnend und erhebend im Zuschauer die Empfindung von dem Vernünftigen und Notwendigen solches Untergangs lebendig werden". Wir müssen das Gefühl haben, daß das Opfer nicht umsonst gefallen ist. Und die Gegner des Helden dürfen sich nicht ungestraft seines Sturzes freuen. In der Regel wird durch das Zusammenwirken dieser beiden Momente eine Versöhnung der tragischen Gegensätze zustande gebracht.

Gerade an dieser Forderung gemessen, offenbart sich Shakespeares dramatische Größe besonders einleuchtend. Seine historisch-politischen Trauerspiele enden damit, daß das alte verworfene Geschlecht beseitigt wird und an dessen Stelle eine jüngere bessere Generation tritt. So in „König Richard III.", „Macbeth", „Hamlet". Durch den Ausblick auf einen neuen Völkerfrühling macht er uns die vorangegangenen Greuel annehmbar und entläßt uns mit dem erhebenden und befreienden Eindruck, daß aus Ruinen neues Leben erblüht. Einen passenderen Abschluß, eine reinere Wirkung einer Tragödie kann man sich nicht denken. Als eine ebenso schöne Abart dieser Lösung mag man es betrachten, wenn relativ Unschuldige durch ihren Tod dazu beitragen, Frieden und Ordnung im Staate wiederherzustellen. Das klassische Beispiel hierfür ist „Romeo und Julia": am Sarge des unglücklichen Liebespaares reichen sich die überlebenden Eltern die

Hände zur Versöhnung, und die Rückkehr der Eintracht und Ordnung im Gemeinwesen erscheint als ein der edlen Opfer werter Preis.

Auch die deutschen Klassiker haben sich vielfach, und meist zu ihrem Frommen, an die Shakespearesche Methode gehalten. Wir müssen in diesem Punkte die geniale Sicherheit des jugendlichen Dichters von „Kabale und Liebe“ bewundern, der dem Ausgange seines sozialpolitischen Trauerspiels etwas wahrhaft Weltgerichtliches beizumischen gewußt hat. Nicht umsonst ist Ferdinand gegen eine verknöcherte Tradition Sturm gelaufen. Sein und Luisens Untergang fährt wie ein reinigendes Gewitter durch die schwüle Atmosphäre des verderbten Fürstentums, beschwört die Götzendämmerung der alten bösen Zeit herauf. Wir verlassen das Theater mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß mit dem Sturz des verbrecherischen Präsidenten und seiner schurkischen Helfershelfer eine neue, glücklichere Ära für das Duodezstädtchen, in dem das Stück spielt, anbrechen muß. Ebenso wenig hat sich Karl von Moor zwecklos der irdischen Gerechtigkeit in die Arme geliefert. Sein Beispiel wird wirken, leichtfertige Väter warnen und Feuerköpfe von Söhnen, die das Talent zum erhabenen Verbrecher in sich tragen, von dieser gefährlichen Bahn ablenken. Nicht immer hat Schiller indessen das Tragische so rein in das Befreiende hinüberzuleiten gewußt. Von „Don Carlos“ wenigstens scheidet man doch nur mit der ganz unbestimmten Empfindung, daß der Triumph der finsteren Mächte kein ewiger sein könne; unmittelbar wird weder durch Posas Opfertod noch durch Carlos' Untergang irgend etwas gewonnen. Viel deutlicher drückt unter ähnlichen Umständen der als opernhaft verschriene Schluß des Goetheschen „Egmont“ aus, daß der Held noch durch seinen Tod die Sache fördert, der er im Leben gebient hat. Denselben versöhnenden Eindruck hinterläßt der Schlachtentod der Schillerschen Jeanne d'Arc. Ganz im Sinne Shakespeares erscheint das Niederschmetternde des Blutbads in Hebbels „Nibelungen“ durch den verheißungsvollen Übergang der Herrschaft an den für das Christentum gewonnenen Dietrich von Bern gemildert. Sehr geschickt hat Lessing dieses Prinzip auf das bürgerliche Trauerspiel angewandt: die sterbende Sara Sampson ringt ihrem Vater das Versprechen ab, für das Kind Mellefonts und der Marwood zu sorgen, und sichert so die Zukunft einer jüngeren Generation.

Und warum sollte man nicht auch vom Gesellschafts-, vom Gegenwartsdrama dieselbe reinigende Wirkung der Katastrophe, denselben Ausblick auf bessere Zeiten wie vom historischen erwarten dürfen? Mit jener ausgleichenden Gerechtigkeit im plumpen Verstande, durch die Bösewichter und Schuldige der verdienten Strafe überantwortet werden, ist es natürlich nicht oder jedenfalls nicht allein getan. Wenn aber Menschen an der Unvernunft der sozialen Ordnung zu Grunde gegangen sind, dann muß das Opfer wenigstens nicht vergeblich gebracht worden sein, muß es für die Überlebenden, die Nachkommenden Früchte tragen. Davon verspürt man aber im modernen Milieudrama nur selten etwas. Man vergleiche einmal eines der besten, O. E. Hartlebens „Rosenmontag“, in dieser Beziehung mit Schillers ihm mannigfach verwandten Jugendwerke „Kabale und Liebe“!

Ein paar Wochen lang wird Hans' und Trautes Selbstmord das Tagesgespräch, die Zeitungssensation bilden, sobald jedoch ein wenig Gras über den Fall gewachsen ist, bleibt alles beim Alten. Können das die Dramatiker unserer Tage nicht anders machen? oder wollen sie nicht? Erblicken sie in der versöhnlichen Wirkung des Trauerspiels wirklich nur eine Schrulle der „alten Ästhetik“? Dann macht es sich die neue Ästhetik, nach der man übrigens vorderhand noch mit der Laterne suchen muß, jedenfalls sehr bequem.

Die Forderung, daß in der Tragödie nach der Katastrophe ein gewisser Ausgleich der Gegensätze erfolgen muß, bringt es mit sich, daß die Lösung nicht unmittelbar mit dem Schluß zusammfallen darf. Nur bei gutem Ausgang, also in Schau- oder Lustspielen, mag dies hingehen, kann sofort nach Verlobung, Aussöhnung der Ehegatten und dergleichen der Vorhang sich zum letzten Male schließen. Im Trauerspiel wird dagegen bloß ein Stümper unmittelbar mit dem Streich oder Schuß aufhören, der seinen Helden niederstreckt. Wir wollen noch irgend etwas von der Wirkung seines Todes erfahren, und auch äußerlich muß auf die höchste Erregung noch ein Moment der Beruhigung folgen, ehe wir uns aus dem Theater schicken lassen. Das Nächstliegende ist eben die Bestrafung der Gegenspieler, die durch ihre Intriguen den Helden zu Fall gebracht haben, woran sich das Durchschnittspublikum genügen läßt. Das ist das mindeste Maß dessen, was gefordert werden muß. Als eine Barbarei ist darum die Übung vieler Bühnen zu bezeichnen, Schillers „Maria Stuart“ mit Leicesters Monolog, worin die Schaffotbesteigung und Hinrichtung der schottischen Königin ausgemalt wird, zu beenden; der Dichter hat genau gewußt, warum er die Szenen der Elisabeth anreihte. Am entschiedensten finden wir bei Shakespeare, entsprechend jenem Ausblick auf bessere Zeiten, den er nach der Katastrophe zu eröffnen pflegt, den Augenblick der Sammlung vor dem letzten Vorhang zum Ausdruck gebracht. Programm- oder Leichenreden, wie sie Richmond in „König Richard III.“, Malcolm in „Macbeth“, Fortinbras in „Hamlet“ halten, eignen sich dazu besonders gut. Ein solches ruhiges, fast gleichgültiges Ausklingen bietet auch den praktischen Vorteil, daß bereits an den Aufbruch denkende Zuschauer weder selbst allzuviel verlieren, wenn sie nur noch mit halbem Ohr hinhören, noch andere durch ihre Unruhe gar zu empfindlich stören. Heinrich von Kleist hat diesen Vorteil gleichfalls wahrzunehmen gewußt. Er schließt seine „Hermannsschlacht“ mit einer patriotischen Programmrede des Helden, den „Prinzen von Homburg“ mit einem begeisterten Ausbruch preußischer Vaterlandsliebe. Lessing bewährt sich auch hierin als den überlegenen Meister der Bühnentechnik. Nachdem die Würfel über die Geschicke seiner Hauptpersonen gefallen sind, beschäftigt er sich noch mit denen der Nebenfiguren. Schiller verhielt sich in diesem Punkt ungleich. Allmählich hat er sich der Shakespeareschen Methode genähert und für seine drei letzten Dramen einen verklingenden Schluß gewählt. Früher übte er, worauf wir noch zurückkommen werden, die entgegengesetzte Praxis, den letzten dramatischen Augenblick noch zu einer drastischen Wirkung verdichtend.

Unter keinen Umständen aber darf der abgerissene Schluß so sehr auf die Spitze getrieben werden, daß Unsicherheit über den Ausgang entstehen kann. Vor allem muß das Publikum vollständige Gewißheit haben über Lebensvernichtung oder Weiterleben des Helden. Namentlich ist dies zu beachten, wofern der Dichter den Untergang hinter die Szene verlegt. Aber auch wenn die Katastrophe vor den Augen des Publikums erfolgt, herrscht allzu oft Unklarheit darüber, ob der Tod wirklich eingetreten ist oder nicht etwa bloß die berüchtigte Theaterohnmacht den leblos Daliegenden umfangen hält. Am sichersten bannt der Autor jeden Zweifel, wenn er durch den Mund einer andern Person ausdrücklich bezeugen läßt, daß der Held gestorben ist. Zu schlimmen Mißverständnissen hat schon der Schluß der Ibsenschen Nora geführt. Bekanntlich hört man noch, wie sie die Haustür dröhnend ins Schloß wirft. Dieses vom poetischen Standpunkt aus sehr schön erdachte, symbolische Schlußmoment bewährt sich praktisch insofern nicht, als Zuschauer, die der Dichtung fremd gegenüberstehen, die Ursache des Geräusches falsch deuten und das Zuschmettern der Tür mit einem Schuß verwechseln, so daß sie sich einbilden, Nora habe hinter der Szene Selbstmord begangen.

Bei den Modernen geht mit der oben geschilderten mangelhaften Lösung der dramatischen Probleme eine Vorliebe für abgerissene, jähe, turbulente, überraschende, verblüffende Schlußwendungen Hand in Hand. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, einem kräftigen letzten Effekt zulieb die ganze Logik der Handlung und Wahrheit der Charaktere über den Haufen zu werfen. Man betrachte beispielsweise daraufhin Hartlebens am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn stehende, aber erst neuerdings zu Bühnenehren gelangte Komödie „Angele“! Der Predigtamtskandidat läuft dem Mädel, dessen Unwürdigkeit ihm eben bündig bewiesen worden ist, schließlich doch noch nach, damit sie nicht auf der Straße verkomme. Der Heiterkeitserfolg bleibt ja dabei nicht aus, aber der Charakter des Kandidaten ist preisgegeben, ins Possenhafte verzerrt. Die ganze Komödie artet auf diese Weise zum Spiele aus, und der Zuschauer weiß nicht mehr, woran er sich halten soll. Der witzige Autor hat seiner eigenen Kunst ein lustiges Schnippchen geschlagen. Oft kommt das Ende so plötzlich und unerwartet, daß das Publikum, das sonst nicht eilig genug die lange zurückgedämmten Gefühle in Händeklatschen entladen oder sich in den Besitz seiner Garderobe setzen kann, noch stumm und erwartungsfroh sitzen bleibt, weil es einfach nicht begreift, daß schon alles aus sein soll. In diesem Verhalten naiver Beurteiler liegt eine unbeabsichtigte und unbewußte Kritik von schneidender Schärfe. Man kann derartiges, um bei Hartleben zu bleiben, in dessen Gesellschaftssatire „Die Erziehung zur Ehe“ erleben, die damit aufhört, daß das Gänschen, aus dessen Händen der Held, ein junger Student, nachdem er sich ausgetobt hat, das Lebensglück empfangen soll, wortlos hereintänzelt und sich auf dem Sofa breit macht. Gewiß dürfen wir eine solche Art des Abschlusses nicht lediglich auf mangelhaftes Können zurückführen: es ist absichtliche Opposition gegen alt-

hergebrachte und geheiligte Satzungen, wie nun eben einmal in unsern Naturalisten und Milieukünstlern etwas von Revolutionären steckt. Sie mögen mit Recht für ihre Methode vor der alten, von geistlosen Epigonen mechanisch geübten dramaturgischen Praxis den Vorzug beanspruchen, daß sie wenigstens zur Debatte reizt, zum Weiterdenken anregt. Das Endziel des dramatischen Kunstwerks kann jedoch ein derartiger logischer Erfolg unmöglich sein.

Der moderne Dramatiker liebt natürlich auch die gewichtigen, insbesondere die epigrammatisch zugespitzten Schlußworte. Hierin begegnet er sich mit Schiller, der meist in einen bedeutsamen Schlußsatz das Schicksal seines Helden oder die Bestrafung der Widersacher hineinpreßt. Jenes in den „Räubern" und „Don Carlos", dieses in „Kabale und Liebe", „Wallensteins Tod", „Maria Stuart". Auch Verrinas letzte Worte „Ich geh' zum Andreas" sollen wohl eine Buße bedeuten für den starren Republikaner, der sich selbst um die Früchte seiner Tat betrügen muß. Es liegt eine bittere tragische Ironie darin, daß Verrina nur darum Verrat an der Freundschaft geübt und den neuen Gewalthaber gemordet hat, um wiederum dem alten zu huldigen und zu dienen. Zugleich aber befremdet diese ganze Wendung, erniedrigt den Charakter Verrinas, und man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß hier der Theatraliker dem Dichter einen Streich gespielt und hauptsächlich einen verblüffenden Schlußeffekt im Auge gehabt habe. Weit besser stehen die gleichfalls scharf pointierten Verse, die „Wallensteins Tod" und „Maria Stuart" beendigen, mit der ganzen Handlung in Einklang. Octavio Piccolomini wird durch seine Erhebung in den Fürstenstand, Elisabeth durch die Nachricht von Leicesters Entfernung bestraft. Die Gewissensbisse über die rasch gereiften Früchte seines Verrats müssen in Octavios Minenspiel ebenso zum Ausdruck gelangen wie in dem der englischen Königin der Schmerz über den Verlust ihres Günstlings. In beiden Fällen liegt also noch hinter dem Schlußworte etwas, was für das Verständnis des Dramas von Wichtigkeit ist, weil dadurch das Walten der poetischen Gerechtigkeit veranschaulicht wird. Der Durchschnittstheaterbesucher ist aber — wenigstens heute — sicher nicht so geartet, daß er noch im letzten Augenblick eines Theaterabends der Mimik die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken vermöchte. So empfiehlt sich diese Praxis Schillers, der eben ein idealeres Publikum im Auge gehabt hat, für unsere Zeit kaum mehr. Der Realist Shakespeare hat mit seinen verklingenden Schlußakkorden, die ohne wesentlichen Schaden überhört werden können, den menschlichen Schwächen der Zuschauer von vornherein Rechnung getragen. Man braucht jedoch nur einen höheren Standpunkt einzunehmen als den bühnenpraktischen, und man wird sehr wohl begreifen, wie ein Dichter dazu kommt, im Drama, das doch den Gipfel der redenden Künste ausmacht, auf die Schlußworte besonderen Nachdruck zu legen und sich im letzten Augenblick gewissermaßen selbst zu übertrumpfen.

Mitunter verzichtet der Autor auf das letzte Wort und überläßt es dem Regisseur. So werden wir in der „Jungfrau von Orleans" vor dem Fallen

des Vorhangs noch Zeugen der militärischen Ehren, die der toten Heldin erwiesen werden, und ähnlich endet Kleists „Kätchen von Heilbronn" mit einem Hochzeitszug und Hochzeitsmarsch. Auch das bürgerliche Drama der älteren Zeit liebte Schlußgruppen, im Falle guten Ausgangs meist in Umarmungen bestehend — eine Methode, die sich Lessing in seinem „Nathan" angeeignet hat. Es hat entschieden etwas für sich, wenn zuletzt nur noch das Auge des Zuschauers, nicht mehr sein Ohr beteiligt ist; so geht die Schlußwirkung weniger in der Unruhe des im Hause beginnenden Aufbruchs unter. Die dramatische Kunst, bei der es von vielerlei mit- und nachschaffenden Kräften abhängt, wie weit die Ideen des eigentlichen Schöpfers zu siegreichem Ausdruck gelangen, muß sich nun leider einmal auf Schritt und Tritt von praktischen Erwägungen leiten lassen.

Sonntag.

(Aus meiner Kindheit.)

Sie waren alle fortgegangen,
Ihr letzter Ruf sich fern verlor;
Da kroch ich mit erhitzten Wangen
Aufatmend unterm Bett hervor.
Den Großen gönnte ich die Predigt,
Gepfercht auf brauner Kirchenbank;
Mein Sonntagspensum ward erledigt
In leuchtend frischem Baumgerank.

Erst zögernd, glitt ich auf die Schwelle
Des Gartenhauses still erfreut;
Die Treppe lag von Wipfel helle
Und grünem Kalmus überstreut.
Geharkt die Gänge, unbetreten,
Kaum flink gekreuzt von Starenflug;
Nur Bienen schwärmten in den Beeten,
Und leise quoll Resedenruch . . .

Und der Kastanie Blätterdunkel,
Zur Seite mir, durchblaute weich
Wie eines Auges Traumgefunkel
Der ferne, buschumwölbte Teich;
Und über Büsche, Zäune, Mauern
Stieg fern der Kirchturm goldgetönt,
Von blütenweißen Wolkenschauern
Und goldnem Kuppelkreuz gekrönt. —

Nun regte sich kein Laut im Garten,
Betäubend fast die Stille roch;
Die warme Luft war voll Erwarten —
Schwieg denn der Kirchturm immer noch? —
Da hob er plötzlich an zu klingen,
Schon schwebte Schlag auf Glockenschlag,
Als lenkten breite Silberschwingen
Sich jubelnd in den schönen Tag.

Das war ein Lied!
Doch in den Ästen
Sich klar ein Jubelton verfing —
Vorüber an den Starenkästen
Erschimmerte ein Schmetterling.
Ein Schmetterling! Und mit Frohlocken
Lief ich ihm nach, Frau Sonne spann —
Doch summten immer noch die Glocken
Wie Märchen, die mir Gott ersann . . .

A. K. T. Tielo.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Hermann Gerhard.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt —
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

I.

Diese Worte Schillers von Wallenstein kann man mit Fug und Recht auch auf den Deutschamerikaner anwenden, denn selten hat man wohl entgegenstehendere Urteile über eine Person gefällt. Namentlich die moderne Amerika-Literatur leistet darin schier Unglaubliches. Geht man aber der Sache auf den Grund und forscht nach, woher denn solche absprechenden Urteile wie: „Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten geht unter" oder „die deutsche Sprache in der Union stirbt aus" — entstanden sind, so erfährt man gewöhnlich dies: der Verfasser des betreffenden Buches oder Aufsatzes war „auch mal drüben" — Studienreise natürlich — hat in etlichen Wochen oder Monaten das ganze ungeheure Land durchjagt — im wahren Sinne des Wortes — hat in Cincinnati, Chicago, St. Louis oder San Francisco mal eine ursprünglich deutsche Familie getroffen, in der kaum der Vater noch etwas Deutsch kauderwelschte, die Kinder aber nur Englisch verstanden — — und das Urteil war gefällt. Zu Hause wieder angelangt, las man dann noch zur Vorsicht die alten Amerikabücher durch, in denen ja auch ähnliche absprechende Urteile über den Deutschamerikaner zu finden waren, man hatte also sehr richtig selber beobachtet, konnte daher mit gutem Gewissen das neueste Amerikabuch schreiben. Daß sich darum wie ein roter Faden durch die gesamte Amerika-Literatur der letzten 50 Jahre dies einseitige und direkt falsche Urteil vom Aussterben des Deutschamerikanertums hindurchzieht, kann einen schließlich nicht Wunder nehmen. Und wenn zuletzt noch deutsche Reichsbeamte in den gleichen Fehler verfallen und erklären: „Deutschamerikaner kenne ich nicht", so muß man sich höchstens darüber wundern, daß der Deutschamerikaner all diesen Herren bis heute noch nicht den Gefallen getan hat — „auszusterben", sondern den hochwohlweisen Prophezeiungen zum Trotz sich bis heute sehr lebensfähig gezeigt hat und noch zeigt.

Will man den Deutschamerikaner, sein Wesen, seinen Charakter, seine heutige Lage und Aussichten für die Zukunft, recht verstehen, so muß man seine Geschichte zunächst studieren. Erst aus der Geschichte wächst uns ein richtiges Bild des Deutschamerikaners entgegen; aus dieser Geschichte erst können wir auch richtige Schlußfolgerungen für seine Zukunft ziehen.

Natürlich ist hier kein Raum, ausführlich auf die Geschichte der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika einzugehen, ich will nur in großen Strichen einen Überblick geben, der das Werden und Entstehen des Deutschamerikanertums unter den unsäglichen Entbehrungen und Widrigkeiten erkennen läßt, uns aber dabei die Erkenntnis verschafft, wie kraftvoll dieses deutsche Element sich durchzuringen vermocht hat und bis auf den heutigen Tag sich seine deutsche Art und Sitte bewahren konnte. Zugleich will ich hier bemerken, daß ich selbst zehn Jahre in dem Herzen der Vereinigten Staaten mitten unter den Deutschamerikanern als evangelisch-lutherischer Pastor amtlich gewirkt und so Gelegenheit gehabt habe, die Familie, also den Kern des Volkstums, seine innerste Grundlage, kennen zu lernen.

Es sind drei große Abschnitte in der deutschen Einwanderung zu erkennen, die jeder in seiner besonderen Art dem Deutschamerikanertum seinen eigenen Stempel aufdrückten. Die erste Periode beginnt am 6. Oktober 1683, als Franz Daniel Pastorius mit 13 Crefelder und Frankfurter Familien amerikanischen Boden betrat; sie dauert bis zum Unabhängigkeitskriege (1775/83). Der Charakter dieser Einwanderung ist bedingt durch das religiöse Motiv. Alle diese Leute, Pfälzer, Salzburger usw. wandern um ihres Glaubens willen aus, wie vor ihnen die Puritaner. Wo sie hin kommen, schließen sie sich zu Gemeinden fest zusammen, Lutheraner und Katholiken, Reformierte und Herrnhuter. In echt germanischer Tatkraft voll heroischen Mutes schufen sie im Kampfe mit der Natur und den Söhnen der Wildnis überall blühende Siedlungen, in denen deutsch gepredigt und deutsch geredet wurde. Um die Politik kümmerten sie sich nicht, aber als es galt, dem Lande die Freiheit vom englischen Joche zu erringen, da waren die Deutschen im Heere Washingtons ausschlaggebend; George Washington selbst erkannte dies an, wie denn seine Leibwache nur aus Deutschen bestand.

Die zweite Periode setzt in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein; aus rein politischen Motiven ziehen die Achtundvierziger über den Ozean. Man sollte nun meinen, daß jetzt, wo Deutsche mit politischem Sinn einwandern, das Deutschtum seine gebührende Stellung einnehmen würde, aber gerade diese Achtundvierziger sind viel-

fach in ihrer Bedeutung für die Erstarkung des dortigen Deutschtums überschätzt worden. Gewiß soll anerkannt werden, daß viele tüchtige Elemente herüberkamen, aber diese Freiheitschwärmer und Weltverbesserer haben leider auch viel Unheil angerichtet. Der „Kampf der Grünen und Grauen“ (1849) gereichte dem Deutschtum, das sich unter den Angloamerikanern damals eine geachtete Stellung erobert hatte, nicht zum Vorteil. Der sinnlose „Kampf gegen die Pfaffen“, die antireligiösen „Freimänner-Vereine“ erregten bei den religiös gesinnten Amerikanern großen Unwillen. Die neu Eingewanderten, die „Grünen“, wollten alles besser wissen, verspotteten die republikanischen Einrichtungen der Amerikaner, hofmeisterten die alteingesessenen Deutschen, die „Grauen“, und machten sich allenthalben unbeliebt. Den Gipfelpunkt dieser revolutionären Himmelsstürmerei bildete der „Wheelinger Kongreß“ (1852). Aber die Folgen blieben nicht aus. Die Amerikaner wurden mißtrauisch gegen diese Einwanderung, schlossen sich gegen sie zusammen — der Nativismus, der bis heute soviel unleidliche Zustände geschaffen, wurde damals geboren. Am 4. August 1855, am Wahltage, richteten die Nativisten unter den Deutschen und Irländern in Louisville, Kentucky, ein Blutbad an, von dessen Folgen sich bis heute noch nicht das Deutschtum dort erholt hat.

Die dritte Periode ist die Einwanderung seit den achtziger Jahren und trägt den Charakter der reinen Wirtschaftlichkeit. Nicht aus religiöser Überzeugung, nicht wegen ihrer politischen Gesinnung, sondern nur in der Absicht, in der neuen Welt rascher ein Fortkommen zu finden, zu Wohlstand und Reichtum zu gelangen, ergießt sich diese deutsche Einwanderungswelle in die Vereinigten Staaten, in tausend Adern und Äderchen sich in den fernsten Westen und Süden verzweigend. Und wo sie hinkommen, da blüht das Land mächtig auf; sie sind offiziell und neidlos von Angloamerikanern anerkannt als die Pioniere der Kultur und Zivilisation. Im Jahre 1892 erreichte die deutsche Einwanderung die höchste Ziffer, allein aus dem Deutschen Reiche über 180000, fiel 1894 rapid bis auf die Hälfte, ging immer mehr zurück bis auf 17111 in 1898, die niedrigste Ziffer, um dann wieder langsam zu steigen. Nach konservativen Schätzungen leben heute in der Union etwa 12—13 Millionen deutschen Blutes. Der Zensus von 1900 führt 2666900 allein in Deutschland Geborene an, und über 7½ Millionen, deren Eltern in Deutschland geboren sind. Ich will hier kein Zahlenmaterial häufen, aber das kann man als gewiß annehmen, daß jeder sechste Amerikaner von deutscher Abstammung ist.

II.

Wie hat sich nun dieses deutsche Element entwickelt? Wie ist es gewertet in der Politik, in der Volkswirtschaft, in der Gesellschaft? Können wir diese Fragen richtig beantworten, so können wir auch daraus einen richtigen Schluß auf die Zukunft, auf die Aussichten des Deutschtums in den Vereinigten Staaten machen. Hat sich das Deutschtum innerhalb der nun über zweihundert Jahre dauernden Einwanderung in der Zeit deutschnationaler Erniedrigung und Zwiespältigkeit seine Eigenart gegenüber dem amerikanischen Volkstum wahren können, so wird es dies erst recht können, nachdem ein einiges Deutsches Reich entstanden ist und der deutsche Name in der ganzen Welt einen geachteten Klang hat.

Welche Rolle hat das deutsche Element bis heute in der Politik gespielt? Zunächst muß ich hier einem weitverbreiteten Irrtum entgegentreten (der auch in der Monatsschrift zutage getreten ist [IV. Jahrgang, 1. Heft, S. 87]), daß der Deutschamerikaner nur ein Bürger zweiter Klasse sei, weil ihm der Weg zum höchsten Ehrenamte der Republik versperrt sei, er könne nämlich nie Präsident werden. Wenn man das so liest, könnte man allerdings auf solchen Gedanken kommen. Aber man verschweigt da — ich möchte fast sagen: in gehässiger Weise — den wahren Sachverhalt; denn aus demselben Grunde kann ich dreist behaupten: der Angloamerikaner ist ein Bürger zweiter Klasse, denn auch er kann nicht Präsident werden, wenn er nicht innerhalb der Grenzpfähle der großen Union geboren ist. Denn das ist der wahre Grund; die Verfassung (II. Artikel, 1. Abschnitt, 5. Absatz) sagt: „Niemand, außer ein eingeborener Bürger oder wer zur Zeit der Annahme dieser Verfassung Bürger der Vereinigten Staaten war, kann zum Präsidenten wählbar sein, auch niemand, der nicht 35 Jahre alt ist und 14 Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hat.“ — Nun, ich glaube, der stolze Angloamerikaner, dessen Wiege in England gestanden, wird sich wohl bedanken, deshalb als Bürger zweiter Klasse zu gelten. Der Deutschamerikaner, der in der Union geboren ist, hat dasselbe Anrecht auf den Präsidentenstuhl, wie jeder andere eingeborene Amerikaner auch. Wie fest aber dieser Verfassungsparagraph in den Anschauungen des Volkes wurzelt, zeigt die letzte Präsidentenwahl. Vor den Nationalkonventen wurde auch der Name des demokratischen Bürgermeisters von New York, Mc. Clellan, als möglicher Kandidat genannt, aber sofort erhob sich unter den Demokraten selbst scharfer Widerspruch, denn Mc. Clellan sei außerhalb der Union (nämlich in Dresden) geboren und könne daher

nicht in Betracht kommen, — sein Name ward nicht mehr genannt. Dabei ist Mc. Clellan ein Stockamerikaner und bedeutender Politiker! Das sagt doch genug, um obige Behauptung auf ihren Wert, resp. Unwert, zurückzuführen. Nein, die Deutschamerikaner haben in der Politik durchaus nicht eine so nichtssagende Rolle gespielt, wie man sie ihnen gern zuschreiben möchte. Von Anfang an glänzen deutsche Namen, wie der erste Gouverneur von New York Peter Minnewit, nach ihm Jakob Leisler (Gouverneur von New York, 1689—91), Joh. Bruck (Gouverneur von New York 1730—32), Trentlen und Heister in Georgia (Gouverneure 1777—78, 1820—23), Alb. Gallatin und Michael Leib von Pennsylvanien, Jak. Schüremann von New Jersey (1793—94, 1804—06, 1799—1801) als Bundessenatoren, die höchste Würde nach der Präsidentschaft, ebenso später Karl Schurz von Missouri (Bundessenator 1869—75) — 15 Staatsgouverneure, 5 Bundessenatoren, über 100 Kongreßrepräsentanten waren deutschen Blutes. Allerdings sind dies im Verhältnis zu der Kopfzahl der Deutschen noch keine bedeutenden Zahlen, aber sie zeigen doch, daß der Deutsche sehr wohl diese Ämter erlangen kann, wenn er nur will. Hierin liegt aber der Hauptgrund: der Deutschamerikaner wollte nicht, gab sich wenigstens keine Mühe, um solche Posten zu erlangen. Lebte und webte der Angloamerikaner, der Irischamerikaner in der Politik, so lebte der Deutschamerikaner seinen Idealen oder baute friedlich seinen Kohl, ohne sich um die Händel der Welt zu kümmern. Wir müssen bedenken, daß die meisten Deutschen im Anfang aus religiösen Gründen diese neue Heimat aufsuchten, wie die Pfälzer, Salzburger, Lutheraner, Herrnhuter, daß sie zufrieden waren, wenn sie nur — jeglichen politischen Ehrgeizes bar — unangefochten ihrem Gott dienen konnten. Sie schlossen sich in feste Gemeindeverbände zusammen, in denen die deutsche Muttersprache und die heimatlichen Sitten und Gebräuche treu bis auf den heutigen Tag bewahrt wurden. Dieser religiöse Charakter der ersten deutschen Wanderungen ist m. E. viel zu wenig betont worden, erklärt aber vollkommen den mangelnden politischen Sinn dieser Deutschen, die nur dann handelnd in die Politik eingreifen, wenn sie durch Angriffe auf ihre Eigenarten dazu gezwungen werden oder wenn das Vaterland in Gefahr ist; man könnte sagen, ihnen wohnte kein aktiver, sondern nur ein passiver politischer Geist in der Brust. Durch die Achtundvierziger kam zwar mehr politisches Leben unter die Deutschen, aber auch hier viel Utopistisches, wenig Praktisches; immerhin treten aber gerade in diesen Jahren deutsche Namen in leitenden Staatsämtern hervor: Schurz, Körner, Hoffmann,

Michel Hahn u. v. a. Ein zweiter Grund, daß man so wenig deutsche Namen in der Politik findet, ist der: dem Deutschen mit seinem idealen anständigen Sinn widerstrebte es, nach irischem Muster in der Politik ein Geschäft zu sehen; diese „Eirischen“ Beutepolitiker schöpfen daher stets den Rahm ab, während der Deutsche zufrieden ist, durch seine Tätigkeit am Stimmkasten dem Rechten zum Siege verholfen zu haben; aber er ist auch nur dann in Massen zum Stimmkasten zu bringen, wenn es sich wirklich um große Fragen für ihn handelt. Ich habe mehrere Präsidentenwahlen wie Staatswahlen aktiv miterlebt, habe mit führenden Politikern gesprochen und überall ein einstimmiges Urteil über den Deutschamerikaner gehört, das sich ungefähr in die Worte zusammenfassen läßt, die ein Kongreßdeligierter in dem entscheidenden Wahlfeldzuge 1896 zu mir äußerte: „Well, Reverend, Ihre Deutschen sind ein sonderbares Volk, man weiß nie, wie man mit ihnen daran ist, da ihr Votum sich nicht „kontrollieren“ läßt, wie das irische oder polnische Votum!“ Das heißt also mit andern Worten: der Deutsche läßt sich nicht durch allerlei Wahlversprechungen oder andre Mittelchen beeinflussen, er prüft selbständig, urteilt und handelt danach. Das deutsche Votum hat aber bis heute noch stets bei jeder wichtigen Wahl den entscheidenden Ausschlag gegeben. Abraham Lincoln stützte sich 1860 bei den entscheidenden Wahl, die den Bürgerkrieg hervorrief, auf die deutschen Stimmen (Lincoln sollte ja von deutscher Abstammung [Linkhorn] sein); 1892 wurde Grover Cleveland nur durch die Deutschen gewählt, weil kurz vorher (1890) republikanische Nativisten durch die berüchtigte „Bennet Law“ die von den Deutschen eingerichteten Privatschulen antasten wollten — die republikanische Partei verschwand damals in den von Deutschen stark besiedelten Staaten gänzlich von der politischen Bildfläche und hat sich bis heute diesen Denkzettel gemerkt: 1896 fand die entscheidende Wahl zwischen Gold und Silber, Mc. Kinley und Bryan, statt: die Deutschen entschieden für Gutgeld und Mc. Kinley: 1898 drohte im spanisch-amerikanischen Kriege durch die Londoner Brunnenvergifter ein ernstes Mißverständnis zwischen Deutschland und Amerika, wir Deutschamerikaner waren in ernster Sorge, da Admiral Dewey in Manila nichts tat, um die gehässigen, über London kolportierten Gerüchte zu entkräften; da beriefen die Deutschen in Chicago eine Massenversammlung ein, unter dem Vorsitze des alten Rapp, des Chefredakteurs der deutschen „Illinois Staatszeitung“, und schickten einen geharnischten Protest gegen diese Deutschenhetze an den Präsidenten Mc. Kinley ein; diesem ward es um seine Wiederwahl in 1900 doch etwas bange, er sandte sofort eine Depesche an Dewey nach

Manila um Aufklärung, und Dewey brach nun endlich sein Schweigen — wenige Tage nach dieser deutschen Protestversammlung in Chicago erschien in der amerikanischen Presse eine Erklärung von Admiral Dewey, daß alle Gerüchte von einer Entzweiung zwischen ihm und dem deutschen Admiral nur leeres Zeitungsgewäsch seien. Und bei der letzten großen Bürgermeisterwahl in New York waren es wiederum die Deutschen, die den Ausschlag gaben. Seth Low, der bisherige Bürgermeister, war als Kandidat der Reformpartei, die die korrupte Tammany-Wirtschaft beseitigen wollte, damals mit Hilfe der Deutschen gewählt worden, hatte aber während seiner Amtszeit, uneingedenk der deutschen Hilfe, sich nativistischen Neigungen hingegeben und zu verschiedenen Malen den deutschen Schulen Unannehmlichkeiten bereitet, trotzdem er ernstlich deshalb verwarnt worden war. Dafür schlugen ihn 1903 im November die Deutschen New Yorks aufs Haupt, indem sie für Mc. Clellan eintraten. — Das sind lehrreiche Beispiele, die ich noch massenhaft vermehren könnte, aber die angeführten genügen, um jedem, der nicht voreingenommen und befangen ist, zu beweisen, daß der Deutschamerikaner in der Politik wahrhaftig kein Bürger zweiter Klasse, keine „quantité négligeable“ ist, wie ihn gewisse Leute gern hinstellen möchten.

III.

Welchen Platz nimmt nun der Deutschamerikaner im amerikanischen Wirtschaftsleben ein? Das Rückgrat, der Lebensnerv der amerikanischen Volkswirtschaft ist die Landwirtschaft. In diesem Zweige aber hat der eingewanderte Deutsche der Union unschätzbare Dienste geleistet. Dem deutschen Bauern ist die Erschließung des reichen Nordwestens zu verdanken, aber auch die Neuenglandstaaten wissen, was in den zwei Jahrhunderten der deutschen Einwanderung deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit in der Kolonisierung der Wildnis gewirkt haben. Man kann dreist behaupten — und jeder Amerikaner, der gerade kein Jingo ist, gibt dies auch zu —, daß Amerika seine heutige hohe Blüte noch lange nicht erreicht hätte, vielleicht überhaupt nicht erreichen könnte, wenn nicht der deutsche Bauer erst die Werte geschafft hätte. Ich habe Jahrelang im Urwald Wisconsins und in der westlichen Prärie unter den deutschen Bauern gelebt und mit eigenen Augen geschaut, welche Summe von Kulturarbeit der Deutsche dort geleistet hat und noch leistet. Die Herrnhutergemeinden z. B. sind wahre Schmuckkästlein von deutschen Dörfern. Ein Amerikaner sagte mir einmal voll ehrlicher Bewunderung, ordentlich poetisch angehaucht: „Wo der deutsche Farmer seinen Fuß hin-

lenkt, sprießt fruchtbares Getreide aus seinen Fußstapfen!“ — Aber es arbeitet auch kein anderer Mensch so wie dieser deutsche Farmer, keine Farm im Westen wie im Süden sieht so gepflegt und kultiviert, so anheimelnd aus, wie die deutsche Farm. Bei einer Wagenfahrt durch das westliche Minnesota in Gesellschaft eines feingebildeten Angloamerikaners sahen wir viele Farmen von Deutschen, Norwegern, auch Irländern und Englischen; da warf mein Freund so von ungefähr ein: „Wissen Sie auch, daß man jeder Farm von außen schon ansieht, welcher Nationalität der Eigentümer angehört? Diese Farm dort mit dem zerfallenen Blockhaus, dem windschiefen Stall, mit dem Misthaufen so dicht vor der Türe, daß kaum das Vieh hinein kann — da wohnt sicher ein „Eirischer“; drüben die elegante Cottage mit der verwahrlosten Scheune und dem kahlen Rasenplatz um das Haus — das ist ein Landsmann von mir; kommen Sie aber an eine Farm, wo das Haus einfach und bescheiden, aber sauber aussieht, mit einem Blumen- und Gemüsegarten dabei, wo die Scheune groß und blank das Vieh — da wohnt allemal einer von Ihren Landsleuten!“ — Aber auch im Süden mit dem ihm ungewohnten Klima hat der deutsche Bauer Hervorragendes geleistet. In Texas gilt die Baumwolle als die beste, die von den deutschen Pflanzungen kommt; in Louisiana haben bei Acadia erst die deutschen Farmer die Reiskultur durch sinnreiche Bewässerung zu einer gewinnbringenden gemacht. — Auf das Leben und Treiben auf der deutschen Farm näher einzugehen, fehlt hier der Raum, ich kann nur aus eigener Erfahrung und Anschauung versichern: Man fühlt sich dort fast in die alte deutsche Heimat versetzt; deutscher Gottesdienst am Sonntag, deutsche Gemeindeschule an Wochentagen, deutscher Sang und deutsche Gemütlichkeit an den Festtagen — so steht die deutsche Bauerngemeinde im Urwald wie in der Prärie als eine Schutz- und Trutzburg des Deutschtums, als ein festes Bollwerk gegen jegliche Anglisierung da. Zuletzt noch eine kleine lehrreiche Statistik aus dem Zensus von 1900: Von der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten sind 75.4 Prozent Eigentümer von Farmen, von der eingeborenen amerikanischen Bevölkerung (unter der aber auch noch viel deutsches Blut steckt) nur 67.2 Prozent. Der Staat Wisconsin steht, was deutsche Farmbevölkerung betrifft, an der Spitze; in diesem Staate sind aus je 8 Farmern drei deutsch, dort ist aber auch eine sehr starke skandinavische Landbevölkerung. Die 5 Staaten Wisconsin, Illinois, Minnesota, Jowa und Nebraska enthalten die Hälfte der gesamten deutschen Farmbevölkerung; Wisconsin zählt 64041 deutsche Farmerfamilien, Missouri 32096, Texas 22284, New York nur 21829, Pennsylvanien nur 17576,

Kalifornien nur 6972 derselben. Bedenkt man nun aber, daß fast alle diese deutschen Farmer während eines Menschenalters arm hinübergekommen sind und sich ihre Farmen durch schwere Arbeit, Entsagung und Sparsamkeit erworben haben — ich habe ihren Werdegang mit eigenen Augen beobachten können —, während die eingeborenen amerikanischen Farmer ihren Grundbesitz zum größten Teil ererbt haben, so muß man über den Wohlstand staunen, den diese Deutschen nicht nur für sich, sondern für das ganze Land erschaffen haben, daneben aber auch bedauern; daß diese Unsummen deutscher Arbeit, deutschen Fleißes und deutscher Energie dem Deutschen Reiche verloren gegangen und einem fremden Lande zugute gekommen sind. —

In Handel und Industrie nimmt der Deutschamerikaner eine ähnliche geachtete Stellung ein. Freilich in den Schwindelunternehmungen, in den Riesentrusts von Rockefellers, Morgans und Goulds Gnaden, finden wir kaum deutsche Namen vertreten — Schwab vom Stahltrust ist eine Ausnahme —, aber desto mehr finden wir Deutsche in der soliden Industrie, die sich mehr auf dem Handwerk als auf Börsenspekulationen aufbaut. Die größten Bierbrauereien der Welt sind in deutschen Händen, von Deutschen aus kleinen Betrieben aufgebaut; Anheuser Busch in St. Louis, Pabst, Schlitz und Blatz in Milwaukee, Ehret in New York, einer der reichsten Deutschamerikaner, der am 6. April vorigen Jahres unter gewaltiger Beteiligung seinen 70. Geburtstag feierte, u. v. a. m. In allen großindustriellen Betrieben finden wir Deutsche in leitenden Stellungen, und deutschamerikanische Millionäre gibt es mehr als man wohl denkt. In den Geschäften sind die deutschen „Clerks" ganz besonders gesucht und beliebt wegen ihrer Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit. Nicht einzeln dastehend ist die Antwort, die mir ein amerikanischer Großkaufmann in einer Sommerfrische (Ressort) gab, als ich ihn fragte, ob er denn sein großes Geschäft so lange ohne Aufsicht lassen könne; er sagte: „Aber mein Geschäftsführer ist ja ein Deutscher!" — Das genügte ihm.

IV.

Im sozialen Leben nimmt der Deutschamerikaner eine durchaus geachtete Stellung ein. Ich muß es als gänzlich falsch — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — hinstellen, wenn gewisse Schriftsteller den Deutschamerikaner als ein Subjekt schildern, an dem der Angloamerikaner nur mit Vorsicht vorüberstreiche. Ich finde das einfach empörend. Im Gegenteil habe ich gefunden, daß der gebildete Angloamerikaner mit großer Vorliebe die Gesellschaft gebildeter Deutsch-

amerikaner aufsucht. Daß es in New-York, diesem Weltkehrichtfasse, natürlich gewisse unsaubere deutsche Elemente gibt, mit denen kein gebildeter, anständiger Mensch, auch wenn er kein Angloamerikaner ist, verkehren mag, ist wohl jedem klar. Ich mag auch nicht in Berlin mit jedem, wenngleich er deutscher Abstammung ist, verkehren. Es ist überhaupt ein trauriges Zeichen für den Wert der modernen Amerikaliteratur, daß man solche Binsenwahrheiten auch nur erwähnen muß, um jene ungerechten Urteile über den Deutschamerikaner zu entkräften. Allerdings will ich hier nicht verschweigen, daß die Mehrzahl der Deutschamerikaner in den gesellschaftlichen Kreisen des Angloamerikanertums keine große Rolle spielt, aber daraus ihre gesellschaftliche Minderwertigkeit oder gar Verachtung von Seiten der Amerikaner herleiten zu wollen, finde ich absurd. Man bedenke doch, aus welchen Volksklassen in Deutschland hat sich zumeist die deutsche Einwanderung rekrutiert! Doch aus den arbeitenden und dienenden Klassen! Diese Leute hatten und haben keine Zeit, in Gesellschaften zu gehen, sie bauen erst ihr Nest, schaffen sich eine gesicherte Existenz. Haben sie diese aber erworben und dazu sich die nötige Bildung angeeignet, steht ihnen die amerikanische Gesellschaft eben so gut offen. Der oben genannte Ehret kam als armer Braubursche 1857 nach Amerika, Georg Brumder, der Besitzer der größten deutschen Zeitung im ganzen Nordwesten, der „Germania" in Milwaukee, war ein badischer Schreinergeselle, aber ich möchte diejenige amerikanische Gesellschaft sehen, die nicht mit Freuden solchen Männern ihre Pforten öffnete. Ungebildete Protzen gibt es freilich auch unter den Deutschamerikanern, aber mit solchen Gesellen mag weder hüben wie drüben ein gebildeter Mann verkehren. — Jedenfalls aber wird von jedem gebildeten Amerikaner rückhaltlos und ehrlich anerkannt, von welchem Segen das deutsche Element für die gesellschaftliche Entwicklung des amerikanischen Volkes, das sonst zu leicht im Puritanismus erstarrt wäre, gewesen ist. Beherzigenswert sind die Worte, die kürzlich (4. Mai 1905) Präsident Roosevelt in Louisville, Kentucky, an die deutschen Gesangvereine dort richtete: „. . . Es ist mir ein Bedürfnis, etwas auszusprechen, was mir durch Ihre Anwesenheit eingegeben wird. Der Teil unseres Volkes, der deutschen Ursprungs ist, hat viel beigetragen zu der Fähigkeit, zu wissen, was der Frohsinn im Leben bedeutet. Es gibt im Deutschen ein Wort, von dem ich wünschte, daß es zu übersetzen möglich wäre. Da dies aber nicht möglich ist, möchte ich, daß wir es in unsere Sprache aufnehmen könnten, wie es ist. Ich meine das Wort „Gemütlichkeit", das ein mächtiger und wertvoller Besitz ist.

Doch ich hoffe, Sie werden als Sendboten in der Lage sein, uns zu lehren, was sie zu bedeuten hat, und wie sie in allen Lebenslagen anzuwenden ist." — Die Amerikaner kommen gern zu den Festen, die von den deutschen Vereinen veranstaltet werden, da sie wissen, daß sie dort die echte deutsche Gemütlichkeit finden. Auf all' diese deutschen Vereine, Turner-, Sänger-, Schützen-, Kriegervereine usw., näher hier einzugehen, verbietet der Raum, nur soviel sei hier bemerkt, daß sie alle — trotz der minimalen deutschen Einwanderung der letzten Zeit — sich in blühendem Zustande befinden und in ihren Zusammenkünften deutsche Sitten und Gebräuche pflegen. Freilich ist manchen von diesen Vereinen nicht der Vorwurf zu ersparen, daß sie mit der deutschen Muttersprache etwas leicht umgehen, und daß namentlich vom jüngeren Nachwuchs die englische Sprache mehr und mehr gebraucht wird.

Ganz anders steht es hierin mit den deutschkirchlichen Vereinigungen, den Gemeinden, mögen sie nun lutherisch, evangelisch, reformiert oder katholisch sein. Dort wird die deutsche Sprache jederzeit einen festen Halt haben. Ich habe schon mehrfach in Aufsätzen vor Jahren betont, daß der Hort des Deutschtums drüben die deutsche Kirche ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die deutsche Kirche sich auf der Gemeinde, diese aber auf der Familie aufbaut. Das aber wird mir doch jeder zugeben müssen, daß die Familie noch immer das sicherste Fundament ist und bleibt. Es ist ein Zeichen von Klugheit — und ich freue mich des endlich erwachten Verständnisses —, daß der „Deutschamerikanische Nationalbund" in letzter Zeit Versuche macht, mit der stets opferbereiten deutschen Kirche in nähere Fühlung zu kommen; die Nachwehen jenes törichten Kampfes der „Grünen" gegen jegliche Religion sind leider ja heute noch zu verspüren. Wie ganz anders würde heute das Deutschtum drüben dastehen, wenn der Turnerbund z. B., der Hunderttausende von Deutschen zählt, sich nicht so schroff gegen die Kirche gestellt, sondern mit ihr verbunden den Kampf gegen die „Verengländerung" energisch geführt hätte! Die deutsche Kirche, allen voran die evangelisch-lutherische, hat bis heute mehr für die Erhaltung des Deutschtums getan als alle anderen Vereine und Verbände zusammengenommen. Das erkannte auch Roosevelt bei der Einweihung der Gedächtniskirche auf dem Lutherplatz zu Washington in einer Rede offen an. Ich habe diese deutschen Gemeinden entstehen sehen und selbst tätig mitgewirkt, ich kenne die Geschichte der alten deutschen Gemeinden, die mitten unter fremdsprachigem Volke mit schweren Opfern, aber frohen Mutes, ihre Kirchen und Schulen bauten, ihre Pastoren und Lehrer besoldeten, damit ihre

Kinder und Kindeskinder als Deutsche aufwachsen sollten. Diese Gemeinden aber haben noch mehr für das Deutschtum getan; sie schlossen sich einmütig zu Synoden zusammen, errichteten deutsche Gymnasien, deutsche Prediger- und Lehrer-Seminare, deutsche Waisenhäuser, deutsche Altenheime, deutsche Hospitäler. Sie unterhalten eine ausgedehnte „innere Mission" in allen Staaten, indem sie junge Pastoren ausbilden, die auf Kosten der Synode in den vorgeschobenen Ansiedlungen wie in den großen Städten die deutschen Eingewanderten aufsuchen und sie zu kleinen Gemeindlein sammeln; diese wachsen stets rasch heran, da immer neue Familien zuziehen, nach 4—5 Jahren ist meist solche Missionsgemeinde so weit, daß sie der Unterstützung der Synode nicht mehr bedarf, sie beruft nun ihren eigenen Pastor, der zunächst auch selber deutsche Schule halten muß, bis endlich auch ein deutscher Schullehrer berufen werden kann. Jede dieser Gemeinden ist aber ein festes Bollwerk der deutschen Sprache, der deutschen Sitten und Gebräuche. Auf der Jugend beruht die Zukunft eines Volkes! Hier werden die Kinder deutsch unterrichtet, deutsch konfirmiert, sie treten in den Jungmänner- und Jungfrauen-Verein der Gemeinde ein, singen in dem Gesangverein deutsche Volkslieder, sie werden nachher vom Pastor deutsch getraut — das Hochzeitsfest wird genau so wie im Dorf der alten Heimat mit Hochzeitsbitter, Tanz usw. gefeiert —, kurz von der Wiege bis zum Grabe begleitet den kirchlichen Deutschamerikaner deutsche Sprache und deutsche Art! Man hat wohl von Freidenker-Seite aus, um das Verdienst der deutschen Kirche um Erhaltung des Deutschtums zu schmälern, geringschätzig behauptet, die Kirche tue das nur aus selbstsüchtigen Gründen, um ihre Gliederzahl zu vermehren, aber es wird mir doch wohl jeder Unbefangene zugestehen, daß die lutherische Lehre ebensowohl in englischer wie in deutscher Sprache gelehrt werden kann, wie es ja auch eine englisch-lutherische Synode bei uns gibt. Im Gegenteil! Unsere evangelisch-lutherischen Gemeinden brauchten wahrlich nicht so große Opfer zu bringen, wenn sie ihre deutschen Schulen einfach eingehen ließen und ihre Kinder in die englischen Staatsschulen schickten, wo sie Unterricht wie Bücher und Schreibmaterialien frei haben; die Kinder könnten ganz gut und viel leichter und bequemer in englischer Sprache den lutherischen Katechismus lernen! Nein, was diese Leute antreibt, ihre deutschen Gemeindeschulen zu erhalten, ist allein die angestammte Liebe zur Muttersprache. — Kirche, Schule, Familie! Diese drei gehören eng zusammen, und diese drei vereint sind auch im Stande, das Deutschtum zu erhalten in ungeschwächter Kraft und Stärke.

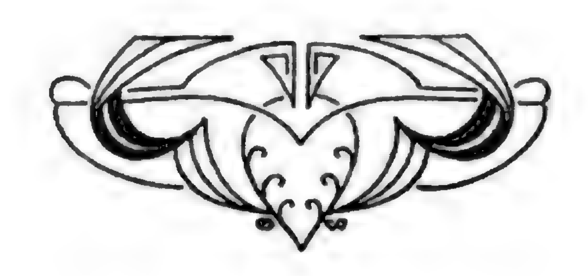
Das sieht man am deutlichsten, wenn man selbst in solche alten kirchlichen Siedlungen hineinkommt und mit Freude im Herzen beobachten kann, wie hunderte Jahre nichts am deutschen Wesen haben ändern können. Die alten Pfälzer Gemeinden Pennsylvaniens, die plattdeutschen Gemeinden Wisconsins, Minnesotas usw., die hessischen Gemeinden in Illinois und Missouri — sie alle haben treu ihre Eigenart bewahrt, man hört dort von den Alten wie den kleinen Knirpsen ein unverfälschtes „Pfälzisch" oder „Plattdütsch", und oft habe ich Sonntag nachmittags mit den Alten unter dem Hickorybaum — wie einst in der Heimat am Rhein unter der Dorflinde — gesessen und den deutschen Volksliedern gelauscht, die aus jugendfrischen Kehlen zu den Urwaldwipfeln empordrangen. Und in den großen Städten ist es nicht anders. Die deutschen Gemeinden halten fest unter sich zusammen, die Missionsfeste, Schulfeste, Kinderfeste bilden den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, die verschiedenen Vereine, Posaunenchöre usw. sorgen für die Unterhaltung, an der sich gern und zahlreich die englisch sprechenden Nachbarn beteiligen, da sie — wie Präsident Roosevelt — die deutsche „Gemütlichkeit" zu schätzen wissen. Ich rate darum herzlich all denen an, die das dringende Bedürfnis haben, wieder ein „Amerikabuch" zu schreiben, daß sie zuvor diese deutsch-kirchlichen Siedlungen, sei es in Pennsylvanien oder Ohio, oder in Wisconsin oder in Texas und Missouri, besuchen und ein paar Wochen unter ihnen leben — ich bin überzeugt, es wird dann keiner mehr schreiben: „Das Deutschtum drüben geht zu Grunde, die deutsche Sprache stirbt aus."

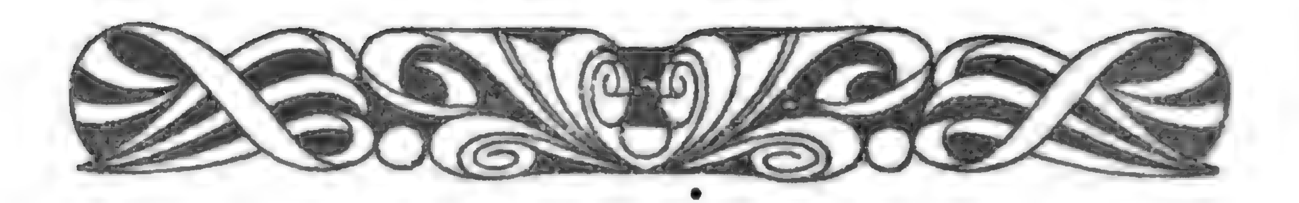
Es erübrigt wohl, über die Beteiligung der Deutschen in Kunst und Wissenschaft ausführlich zu reden, ich habe bei Gelegenheit der Chicagoer Universitätsfeier in einer Anzahl Aufsätze darüber den Beweis geliefert, daß der Deutsche in Amerika ebenso wie in der alten Heimat an der Spitze steht. Wir haben deutschamerikanische Gelehrte und Künstler, Dichter wie Maler und Musiker, die getrost sich den Besten in ihrem Fache an die Seite stellen dürfen. Bezüglich des Zeitungswesens will ich nur erwähnen, daß es 613 deutsche Zeitungen und Zeitschriften in der Union gibt, davon 79 allein in Wisconsin. Deutsche Theater bestehen in allen Zentren des Deutschtums, wie New-York, wo jetzt noch ein zweites errichtet werden soll, Milwaukee, St. Louis usw.

V.

Zum Abschluß nur noch ein Wort über die Aussichten des Deutschtums in der Union für die Zukunft. Da das Deutschtum in den 200 Jahren der Einwanderung, da es noch kein Deutsches Reich gab, da der

deutsche Name noch nicht solche Geltung und Achtung besaß, sich bis heute in der Union lebensfähig erhalten hat, wie ich in Vorstehendem kurz skizziert habe, so können wir auch mit voller Berechtigung und Zuversicht behaupten, daß es dies auch ferner tun wird, zumal wo heute der deutsche Name geachtet in der ganzen Welt dasteht, wo der Amerikaner — die Jingos rechne ich als unzurechnungsfähig nicht dazu — verständig einsieht, daß er die Größe seines Landes doch in erster Linie deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit zu verdanken hat. Aber es kommt noch ein sehr wichtiger Punkt dazu, um dem Deutschtum drüben die ihm gebührende führende Stellung zu verschaffen. Man wird sich wohl hier gewundert haben, daß die nativistischen Deutschhetzereien in der letzten Zeit fast ganz verstummt sind, daß man dagegen versucht hat, sich dem Deutschtum drüben zu nähern. Warum? Aus purer Angst vor der slavisch-romanischen hochflutenden Einwanderung. Das Angloamerikanertum wird numerisch immer schwächer — ich erinnere hier nur kurz an das drastische, aber sehr berechtigte Wort Roosevelts vom „Rassenselbstmord“ der angelsächsischen Rasse —, der Italiener, Polen usw. („Huns“ nennt sie der Amerikaner mit einem Sammelnamen) werden es immer mehr, da bleibt ja nur noch der Deutschamerikaner als ragender Fels germanischer Kultur in der slavisch-romanischen Flut übrig. An ihn muß man sich anklammern, wenn man nicht in dieser Flut untergehen will.





Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen.

Von

Victor Blüthgen.

Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Mit Illustrationen von Robert Engels. F. A. Lattmann Verlag, Berlin — Goslar — Leipzig.

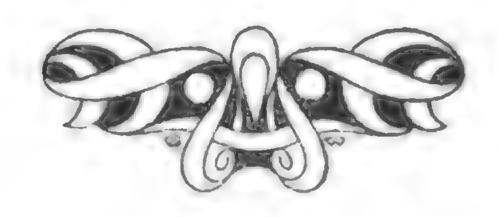
Börries von Münchhausen hat in diesen Blättern sich über seine Stellung zur Balladendichtung ausführlich geäußert. Eine Anzeige der neuen Ausgabe seiner gesammelten Schöpfungen auf diesem Gebiete darf danach bei den Lesern der Monatsschrift auf ganz besondere Beachtung rechnen. Von vornherein gesagt: es ist eine stilvolle, vornehm illustrierte und ausgestattete und darum nicht billige Prachtausgabe. Als anerkannt vornehmsten Vertreter der deutschen Balladendichtung darf man Münchhausen das Recht zugestehen, sich dies zu leisten: die Ausstattung ist der sprechende Ausdruck der Wertschätzung, die der Inhalt in der Öffentlichkeit genießt. Vielleicht ist darin die Wuchtigkeit des Münchhausenschen Balladenstils ein bischen zu stark betont, zu ausschließlich. Format, Schrift, Illustration — alles hat beinah etwas Übergewaltiges, Drückendes. Aber die beiden mächtigen Sporen auf dem Innendeckel und Vorsatzblatte sind in der Tat charakteristisch: die Münchhausensche Ballade reitet. Eine Ballade zu Pferde: die Rhythmen traben, galloppieren, kourbettieren. Eine ritterliche Aristokratenballade; ein sicher spielendes, beherrschtes Pegasusreiten, das man innerlich mitmacht. Das ist das Charakteristische für den Münchhausenschen Balladenstil. Der Einzige, der es ihm vorgemacht hat, ist Strachwitz, aber Münchhausen ist noch kraftvoller, bewußter, absichtsvoller — er hat diese Strachwitzische Note typisch herausgearbeitet; Fontane, der sonst noch als Lehrmeister für ihn in Betracht kommt und dessen satte rhythmische Kraft und Knappheit vielfach die nämliche Note aufweist, reitet doch absichtsloser, sozusagen bürgerlicher als die beiden, ohne ihren Beigeschmack von Sport. Dies freie Spiel der Kraft bei Münchhausen ist bewunderungswürdig, so nervös intim und so bewußt dabei. Das tanzt und schillert und blitzt — ein Kaleidoskop tiefer, leuchtender Klangfarben. Prächtige Worte, überraschende Bilder, kapriziöse, volle Reime, auch wenn er sie aus fremder Sprache oder dem schon historisch gewordenen Wortvorrat der unsrigen nehmen müßte. Man ist versucht, ihm aus der Absichtlichkeit dieser Wahl fremdartiger Ausdrücke einen Vorwurf zu machen, sich durch sie verstimmen zu lassen, so häufig begegnet man ihr; aber vielfach ist sie doch durch den Stoff an die Hand gegeben, wirkt bezeichnend für Zeit und Milieu.

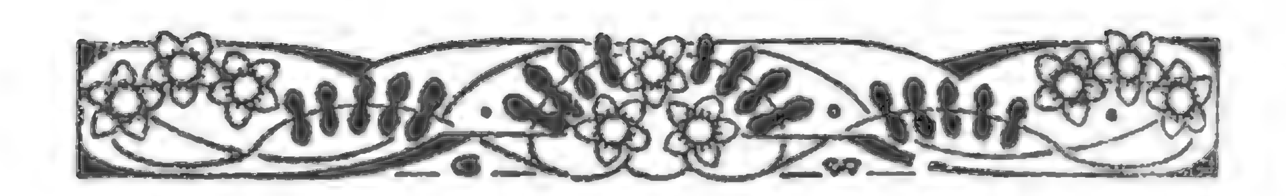
Eine solche Formsprache, wie diese Balladen sie sprechen, ist offenbar nicht das Ergebnis dichterischer Improvisation. Solche Formwerte schafft nur das Suchen, Grübeln, Abwarten, die allersorgfältigste Feile. Münchhausen gesteht ja offen zu, daß er mit äußerster Anstrengung arbeitet — sättigt, prägt, abwägt; wie Heine es getan, der darum doch ein Genie war. Das ist Künstlerarbeit. Und Münchhausen

ist, das Resultat angesehen, ein großer Künstler. Mit so starker Betonung der Technik, daß der innerliche Gehalt wohl davon übertönt wird. Manchmal bis zur Unbehaglichkeit. Aber man stößt jedenfalls nirgends auf Schwulst; überflüssig ist kein Wort — streichen kann man nichts in diesen Balladen. Indessen ist allzustarke Betonung eben auch ein Zuviel.

Im ganzen sind auch die Stoffe wertvoll. Ich gestehe, daß ich den oder jenen eher als Romanzenstoff denn als Balladenstoff ansprechen möchte, wie gleich die des ersten Zyklus. Es ist hier nicht der Ort, um zu sagen, warum ich die Unterscheidung festhalte und in welchem Sinne. Münchhausen ist ein weit ausgreifender Stoffsucher und Stofffinder. Seine eigene Quellenangabe weist auf altfranzösische Balladen, auf die Edda, auf dänische Vorbilder, ganz Prachtvolles darunter. Der „Stoff" ist das für die Ballade als Dichtgattung Bezeichnende: sie ist objektive Lyrik, die Lyrik des stimmungsvollen Geschehnisses, der Ausdruck für das gemütbewegende Ereignis als solches. Der Stimmungsgehalt muß die Darstellung beherrschen; dabei gibt es zwei Fragen, die den Wertmesser für den dichterischen Gehalt der Ballade bilden: wie der Stimmungsgehalt vom Dichter erfaßt wird, und wie der Dichter dem in der Darstellung Ausdruck zu geben weiß. Da der Stoff etwas Objektives ist, muß in der stilgerechten Ballade auch der Stimmungsgehalt objektiv werden. Lyrische Egik oder epische Lyrik, wie man will. Das hat Münchhausen klar erfaßt, darin ist sein Stil mustergültig; und sein Empfinden ist stark, und seine Kraft, das äußerlich zu prägen, eine große. Dies Streben nach Objektivierung gibt grade bei starkem Empfinden der Ballade eine scheinbare Kälte und Härte, aber auch bei Münchhausen das ausgesprochen Männliche und adelig Vornehme. Daß die historischen Stoffe überwiegen, ist begreiflich. Vielleicht mag man Anlaß nehmen, Münchhausens große Begabung mehr an jüngeren Stoffen noch erprobt zu wünschen, indem man an Goethes Johanna Sebus denkt.

Gegenüber der Erstausgabe der Balladen ist zu bemerken, daß reichlich Neues hinzugekommen und einiges nicht ganz in den Rahmen passende ausgeschieden worden ist.





Panislamismus.

Von

Hans Plehn.

Man schätzt die Zahl sämtlicher Mohammedaner in Europa, Afrika und Asien ungefähr auf 250 Millionen. Nur etwa der zehnte Teil davon sind Untertanen des türkischen Sultans. 74 Millionen, 62 in Indien, 12 in Ägypten und im Sudan, stehen direkt oder indirekt unter britischer Herrschaft. Der russische Zar gebietet über 14 Millionen; 9 Millionen leben in Persien, 6 in Afghanistan, 8 in Marokko, 40 in Westchina, namentlich in der Provinz Yünnan. Der Rest ist zerstreut in Nord- und Zentralafrika und in Asien bis zu dem malayischen Protektorat der Engländer. Alles in Allem, so unsicher die Schätzungen auch sein mögen, eine gewaltige Summe von Menschen, verschieden an Rasse, Nationalität und Sprache, nur durch die Gemeinschaft der Religion vereinigt. Indogermanen, Semiten, Neger, Türken, Mongolen und Malayen bilden die islamitische Welt; und bei diesen Gegensätzen ist es natürlich zu fragen, ob sie denn im politischen Sinne eine Einheit bildeten. Besitzt das religiöse Band die Festigkeit, um jenen 250 Millionen, oder doch wenigstens einem großen Teil davon eine starke politische Kohäsion zu verleihen, ein politisches Zusammenwirken zu ermöglichen? Man spricht jetzt viel von einer politischen Bewegung, die ein solches Ziel verfolgte. Hat man nun mit dieser panislamitischen Bewegung als mit einem weltgeschichtlichen Faktor der Gegenwart oder der nahen Zukunft zu rechnen?

Wie beim Panslavismus und beim Panamerikanismus, so ist auch hier ein konsolidierter politischer Kern vorhanden, und eine Umwelt, auf die, ganz oder zum Teil, jener Kern seine Anziehungskraft ausübt oder auszuüben versucht. Die Rolle, die dort Rußland und die Vereinigten Staaten spielen, ist hier von der Türkei übernommen. Das Ziel der *türkischen* panislamitischen Bewegung müßte die Zusammenfassung aller mohammedanischen Kräfte unter der Führung des Sultans sein; sowie die Panslavisten die gesamte slavische Welt an Rußland angliedern, und die Panamerikaner den ganzen Kontinent unter den Einfluß der Vereinigten Staaten bringen wollen. Damit ist noch nicht gesagt, daß die pan-

islamitische Bewegung in Konstantinopel entstanden sei: war doch auch der panamerikanische Gedanke von dem Südamerikaner Bolivar verfochten worden, ehe er in der berühmten Botschaft des Präsidenten Monroe Ausdruck fand. Die ersten Anfänge der panislamitischen Bewegung reichen bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts zurück. Hervorgerufen wurden sie durch das Vordringen Englands und Rußlands in Asien. In einer arabischen Flugschrift aus den fünfziger Jahren, die Professor Vambéry (Bamberger) zitiert, wird auf die ständigen Fortschritte des Christentums und die Vergewaltigung des Islams hingewiesen; und als der einzige Ausweg vor dem drohenden Untergang wird die Annahme europäischer Methoden in Wirtschaft und Wissenschaft empfohlen. Indes, wenn von einer panislamitischen Politik gesprochen wird, so hat man in erster Linie an Konstantinopel zu denken. Schon deshalb, weil die Türkei noch immer bei weitem der mächtigste mohammedanische Staat ist, dann aber, weil der Sultan als das geistliche Oberhaupt aller Gläubigen gilt, also in seiner Person die Einheit der islamitischen Welt, so weit diese Einheit besteht, verkörpert.

Der Sultan ist der Kalif, d. h. der Nachfolger des Propheten Mohammed. Sein Kalifat ist allerdings nicht überall anerkannt. Erstens nicht in Persien; denn die Perser sind nicht Sunniten, wie die anderen Mohammedaner, sondern Schiiten; sie erkennen nur den Koran, aber nicht die Sunna, die kirchliche Tradition an, sind also gewissermaßen die mohammedanischen Protestanten. Ferner wird das Kalifat des Sultans auch in Marokko und in Westalgier bestritten. Bei der Erörterung des Kalifats handelt es sich also nur um die sunnitischen Länder, mit Ausnahme Nordwestafrikas. Der erste Kalif, der erste Nachfolger Mohammeds, war sein Schwager Abu Bekr. Amt und Titel erbte sich in der Familie Mohammeds fort, wurde übernommen von den Dynastien der Omeyaden (661—749) und danach der Abbassiden. Damaskus und danach Bagdad war die Hauptstadt des Kalifenreichs. Im Jahre 1258 fiel Bagdad in die Hände der Mongolen; der Onkel des letzten Kalifen flüchtete nach Ägypten, und seine Nachkommen behaupteten drei Jahrhunderte lang das geistliche Supremat über den Islam. Im Jahre 1517 eroberte der türkische Sultan Selim I. Ägypten, nahm den Titel des Kalifen an, und schließlich trat der letzte Abbasside ihm förmlich die Würde ab.

Rein historisch betrachtet, führen also die türkischen Sultane den Titel des Kalifen seit fast 400 Jahren. Die Sache hat aber auch ihre theologische Seite. Nach den moslemischen Theologen kann es nur einen wahren Kalifen auf einmal geben; er muß der größte mohamme-

danische Fürst seiner Zeit sein; er muß dem Stamme Koreisch angehören und von der Versammlung der Gläubigen gewählt sein.

Verhängnisvoll für den Anspruch des türkischen Sultans ist die Bestimmung, daß der Kalif aus dem Geschlechte der Koreisch sein müßte, dem auch der Profet angehört hatte; denn er stammt natürlich ebensowenig von den Koreisch wie von irgend welcher andern arabischen Familie ab. So weit man über diese schwierigen Dinge ein Urteil abgeben kann, scheint aber die Abstammung von den Koreisch nach moslemischer Orthodoxie ein wesentliches Postulat für die Kalifenwürde zu sein. Schon in den ersten Anfängen des Mohammedanismus rangen zwei Tendenzen mit einander; die eine wollte eine Weltreligion schaffen, die andere eine Theokratie unter einer militärischen Oligarchie. Die Anhänger der ersten Auffassung lehrten ausdrücklich, daß es gleichgiltig sei, welchem Geschlecht, ja welcher Nation der Kalif angehörte. Aber sie wurden als Ketzer betrachtet, und als unter dem Kalifen Ali, dem Schwiegersohne des Profeten, die Sekte rebellierte, wurde sie überwältigt und größtenteils niedergemacht. Die Lehre, daß das Kalifat an die Nachkommenschaft von den Koreischiten gebunden sei, ist also in der mohammedanischen Tradition begründet, und der Islam ist eine eminent konservative und orthodoxe Religion. In der Türkei selbst wird jene Lehre freilich aus erklärlichen Gründen mit Stillschweigen übergangen.

Andrerseits ist der Sultan im altererbten Besitz des Titels. Der Vorschrift der Wahl, die schon unter den Omeyaden zu einer reinen Förmlichkeit geworden war, wird auch bei der Thronbesteigung des Sultans genügt. Das „Recht des Schwertes“ macht ihm kein andrer mohammedanischer Fürst streitig. Endlich sind die Schlüssel zu den heiligen Stätten in Mekka und andere Heiligtümer in seinem Besitz. Und wenn ihm mohammedanische Doktoren, mangels seiner Herkunft von den Koreischiten, das Kalifat absprechen wollten, so hat sich doch in jenen vier Jahrhunderten kein Fürst gefunden, der ihm die Würde streitig gemacht hätte. Beati possidentes. Zudem dürfte es hier, wie in anderen komplizierten religiös-dogmatischen Fragen, kaum eine wirkliche communis opinio aller Gläubigen geben. Die Gebildeten werden einen anderen Glauben haben wie die Ungebildeten, und beider Glaube mag sich von der ursprünglichen Lehre beträchtlich entfernen.

Es ist vor allem der gegenwärtige Sultan Abdul Hamid, der das Kalifat von neuem belebt hat. Wie in der türkischen Theokratie Kirche und Staat eng mit einander verwachsen sind, hat er die theologische Lehre zur Unterstützung seiner weltlichen Politik herangezogen. Als Abdul Hamid

zur Regierung kam, trat er eine überaus schwierige Erbschaft an. Der Krieg mit Rußland lief unglücklich aus, und im Berliner Frieden verlor er mehr als die Hälfte seines europäischen Besitzstandes. Rumänien, Serbien und Montenegro wurden selbständig, das neue Fürstentum Bulgarien entstand, Cypern fiel an England. Bosnien und die Herzegowina wurden von Österreich okkupiert, und bald darauf Tunis von Frankreich, und Ägypten von England. Abdul Hamid versuchte nach besten Kräften, den Rest seines Reiches zu konsolidieren. Eine Folge der Gebietsabtretungen von 1878 war, daß seine christlichen Untertanen, die vorher eine bedeutende Mehrheit gebildet hatten, in die Minderheit kamen, und eine beträchtliche Rückwanderung von Mohammedanern aus den abgetretenen Gebieten beeinflußte dies Stärkenverhältnis noch mehr. Abdul Hamid begann nun das Werk einer systematischen, folgerichtigen Zentralisierung. Der Großvezier und die Minister verloren die Bedeutung, die ihre Ämter früher besessen hatten, und wurden zu ausführenden Organen des großherrlichen Willens herabgedrückt. Nicht mehr die „Hohe Pforte" ist der Sitz der Regierung, sondern der großherrliche Palast, Yildiz Kiosk. Man hört wenig mehr von den Firmans und den Hatti-Scherifs, die einst die Großveziere erließen; um so mehr aber von den Irades, den persönlichen Willensäußerungen des Sultans, die seine Sekretäre aufzeichnen. In den Provinzen ist den Valis und ihren Unterbeamten die frühere Selbständigkeit genommen. Diese Zentralisation beruht auf der Einführung des Telegraphen und Telephons, die trotz der vernachlässigten Verkehrsmittel die Entfernungen überwinden und alle Beamten, hoch und niedrig, den unmittelbaren Entscheidungen von Yildiz Kiosk unterwerfen. Und die strenge Zensur, die den Telegraphendienst kontrolliert, macht, daß die Regierung nicht nur schnelle Nachrichten erhält, sondern daß sie ein Nachrichtenmonopol besitzt. Abdul Hamid hat eine Autokratie geschaffen, die in der Gegenwart ohne Beispiel ist. Alles und jedes behält er seiner persönlichen Entscheidung vor. Ein unermüdlicher Arbeiter, will er tatsächlich das türkische Reich persönlich regieren; wobei allerdings zu bemerken ist, daß bei der Unmöglichkeit, daß alle Staatsgeschäfte von einem einzigen Manne erledigt werden könnten, außerordentlich viele, der Entscheidung harrende Angelegenheiten einfach ad acta gelegt werden. Die Mittel, mit denen diese Autokratie aufrecht erhalten wird, sind orientalischer Natur. Es besteht ein höchst kompliziertes System der Spionage. Ein Heer von (um das moderne Wort zu gebrauchen) Detektivs wird unterhalten, die nicht nur alle Würdenträger, sondern auch einander zu überwachen haben; es ist eine Regime von Mißtrauen und

Argwohn, und nach dem alten Satze: ordre, contr' ordre, désordre, arbeitet der Sultan seinen eigenen Beamten durch andere Organe seines Willens ständig entgegen.

Den liberalisierenden Tendenzen der Jungtürken zum Trotz, ist den Türken Loyalität und Gehorsam gegen den Herrscher bis ins Mark eingedrungen. Loyalität und Disziplin gehören zu ihren charakteristischen Tugenden. Aber gegenüber den anderen mohammedanischen Untertanen, Albaniern, Kurden, Arabern, ist die Autorität, die der Sultan als Kalif besitzt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Als Kalif ist der Sultan das geistliche Oberhaupt nicht nur der Türken, sondern aller Rassen und Nationalitäten, die sich zum Islam bekennen; und in der Türkei wird dieser sein Anspruch von niemand bestritten. Die geistliche Autorität des Sultans wird unter Abdul Hamid seinen Untertanen beständig eingeschärft. Nichts wird versäumt, ihnen seinen sakrosankten Charakter einzuprägen, und daß der absolute Gehorsam gegen ihn nicht nur politische, sondern auch religiöse Pflicht sei. Man muß bedenken, daß in der Türkei die Religion die Nationalität ausmacht, daß die nichttürkischen Stämme mehr durch den Bund religiöser als politischer Loyalität mit ihren Herrscher verbunden sind, daß sie in dem Sultan mehr das religiöse als das weltliche Oberhaupt verehren. Die natürliche Folge ist, daß jede Konsolidierung des türkischen Reichs seinen mohammedanischen und seinen asiatischen Charakter nur noch mehr verstärken muß. Man wird sagen dürfen, daß diese islamitische Politik des Sultans und zugleich die populäre islamitische Bewegung zuerst Anfang der achtziger Jahre bemerklich wird, und daß die französische Okkupation von Tunis (1881) und die ägyptischen Wirren und Englands Eingreifen am Nil den ersten nachhaltigen Anlaß dazu gegeben haben.

Nun befindet sich der nahe Orient noch in mittelalterlichen Verhältnissen; die allgemeine Kultur des öffentlichen Lebens ist auf dem Niveau, das vergleichsweise in Mitteleuropa im 11. oder 12. Jahrhundert bestand. Die geographischen Verhältnisse, die Gebirge, das unentwickelte Straßen- und Verkehrswesen setzen der unmittelbaren Ausübung der großherrlichen Gewalt die größten Hindernisse entgegen. Albanien, Kurdistan, Arabien sind zum Teil seiner Herrschaft nur nominell unterworfen; in Arabien ist die Rebellion an der Tagesordnung. Telegraph und Telephon haben wohl die türkischen Beamten dem unbeschränkten Willen von Yildiz Kiosk unterworfen, aber nicht die Völker, die jene Beamten regieren. Zumal um Arabien, und damit die heiligen Stätten des Islam absolut zu beherrschen, dazu bedurfte es anderer Mittel. Zwei

Wege standen offen. Entweder mußte die Türkei eine Seemacht werden oder sie mußte Eisenbahnen bauen. Solange die Kriegsschiffe noch von Holz gebaut wurden, ist die Türkei eine Seemacht gewesen; es sei nur an die Schlachten von Lepanto, Tschesme und Navarino erinnert, die freilich alle unglücklich für sie ausliefen. Aber zu einer modernen Seemacht fühlte die Türkei keinen Beruf. Zudem hätte eine maritime Politik der Türkei notwendigerweise dem Einflusse Englands neue Wege geöffnet. Es wurde die andere Alternative gewählt, Bahnen zu bauen. Vom Gesichtspunkt des Sultans ist die Bagdadbahn durchaus eine strategische Linie. Die zweite bedeutende Linie, die Hedschas-Bahn, ist ebenfalls eine strategische Bahn von größter Wichtigkeit; zugleich aber hat sie eine Bedeutung in der islamitischen Politik des Sultans. Wenn sie in einigen Jahren Mekka erreicht hat, wird sie nicht nur die Pilgerfahrten außerordentlich erleichtern, sondern die Basis sein, im Geburtslande des Islam die Autorität des Sultans fest auszubauen.

Diese Konsolidierungspolitik des Sultans verdient zwar durchaus den Namen einer islamitischen, aber noch nicht den einer panislamitischen Politik. Sie beschränkt sich auf die Konsolidierung dessen, was von dem türkischen Reiche übrig geblieben ist. Aber sie ist doch zugleich die Voraussetzung und die Grundlage jeder möglichen panislamitischen Politik. Die Türkei ist der einzige gemeinsame Mittelpunkt, aber freilich nicht der einzige Mittelpunkt, den die panislamitische Bewegung besitzt. Sie hat eine ganze Anzahl kleinerer Zentren. Man kann an verschiedenen Punkten lokale islamitische Bewegungen wahrnehmen. Eine der bekanntesten ist die mohammedanische Bewegung im Sudan gewesen, wo der Mahdi vierzehn Jahre lang, von dem Untergange General Gordons bis zur Schlacht von Omdurman (1898) seine Herrschaft behauptet hat. Und ein Ausläufer dieser Bewegung hat sich im Somalilande erhalten, wo der „tolle Mullah“ zur Zeit zwar unschädlich gemacht, aber doch nicht vom Schauplatze verschwunden ist. Die Frage ist: gibt es nur eine Summe paralleler aber zusammenhangsloser islamitischer Bewegungen, oder besteht ein organischer Zusammenhang? Ist eine Einheit des Strebens und Wollens und der politischen Ziele vorhanden?

Daß es solche Zusammenhänge gibt, läßt sich nicht leugnen. Es wird nicht bestritten, daß der Sieg der Türken über die Griechen mit ein Grund war, weshalb seit 1897 sich die mohammedanischen Grenzstämme an den Hindukusch-Pässen gegen die indische Regierung erhoben. Zwar ist es nichts weniger als wahrscheinlich, daß der Aufstand auf einen Wink von Konstantinopel erfolgt wäre; es war vielmehr ein Akt

spontaner Feindseligkeit, der aber durch die Nachrichten von den mohammedanischen Siegen auf der Balkanhalbinsel ausgelöst wurde. Von dem Nachrichtendienst, der im Orient von Mund zu Munde geht und mit unglaublicher Geschwindigkeit die Bazare und die Einöden erreicht, macht man sich in Europa schwer eine richtige Vorstellung. Eine Quelle populärer Information sind natürlich die jährlichen Pilgerfahrten nach Mekka, und endlich ist nicht zu vergessen, daß das mohammedanische Zeitungswesen in dem letzten Jahrzehnt einen großen Aufschwung genommen hat. Ein gewisses politisches Gemeingefühl ist dadurch wohl hergestellt. Dazu kommt nun, daß Sultan Abdul Hamid das entschiedene Bestreben hat, auch die mohammedanische Welt außerhalb seines Reiches unter seinen Einfluß zu bringen, und daß er durch Emissäre und Agenten Verbindungen mit den anderen islamitischen Zentren unterhält. Also auch da, wo es sich um lokale islamitische Regungen handelt, wird man sie sich kaum als völlig isoliert vorstellen dürfen.

Das panislamitische Gemeingefühl ist der Natur der Sache nach gegen das Christentum oder genauer gegen die Herrschaft oder den Einfluß christlicher Mächte gerichtet. England, Frankreich und Rußland kommen hier in Betracht. Nur daß man nicht sagen könnte, daß dies Bewußtsein der mohammedanischen Gemeinschaft und der Gegnerschaft gegen europäische Herrschaft überall dasselbe wäre. Merkwürdig ist, daß der russische Einfluß in Persien, obwohl die Perser Schiiten sind, zu einer panislamitischen Bewegung geführt hat. Persische Priester haben dem verstorbenen Schah wegen seiner Unterwürfigkeit gegenüber den ungläubigen Russen mit der Exkommunikation gedroht und erklärt, sie würden den Konfessionsstreit mit den Sunniten beenden und an den Schutz des türkischen Sultans appellieren.[1]) Ein deutliches Beispiel für das Prestige, das Abdul Hamid in der mohammedanischen Welt gewonnen hat. Daß zwischen Afghanistan und Konstantinopel Beziehungen bestehen, ist bekannt, ohne daß man genauere Angaben über ihren Inhalt und Charakter machen könnte. Das deutlichste Beispiel einer panislamitischen Bewegung bot in dem vergangenen Jahre Ägypten, und die dortige Gärung hat ja auch am meisten das Interesse an der ganzen Frage geweckt. Hier waren die Beziehungen mit Konstantinopel vollkommen deutlich; der Zwischenfall von Akabah, der türkisch-ägyptische Grenzstreit, die Agitation türkischer Emissäre in Ägypten ließen keinen Zweifel darüber, und das ausgesprochene Ziel der ägyptischen Agitation ist eine politische Verbindung

[1]) Valentin Chirol im Dezemberheft der National Review.

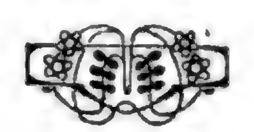
mit der Türkei. Bei weitem isolierter ist der afrikanische Nordwesten. In Marokko und in Westalgier wird das Kalifat des Sultans, wie oben erwähnt, nicht anerkannt. Gleichwohl aber haben die Franzosen mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein etwaiger Aufstand in Ägypten nach den französischen Kolonien hinüberspringen könnte. In anderen Teilen des französischen Kolonialreiches hat sich der Einfluß des Sultans gezeigt, wie im Sommer der Zwischenfall in der Dschanet-Oase bewies. Und die Franzosen sind vor den möglichen Gefahren des Panislamismus so besorgt, daß sie namentlich in dem Norden ihrer Kongo-Kolonie die Ausbreitung des Islam nach Kräften zu hindern suchen, obwohl sie anerkennen, daß es das beste Mittel wäre, die Neger zu einer höheren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kultur zu erziehen. Auch das französische Kolonialreich kommt ja fast überall mit dem Islam in Berührung. Tonkin grenzt an die mohammedanischen Provinzen Chinas; mohammedanische Untertanen hat Frankreich im Westen von Madagaskar, in Africa minor, in der Kongokolonie und auch in Westafrika. In ganz Innerafrika, im Gebiet der Seen und des Niger ist die Bekehrung der Neger zum Islam, soviel man weiß, erst jungen Datums, und seine expansive Kraft scheint noch keineswegs erschöpft zu sein.

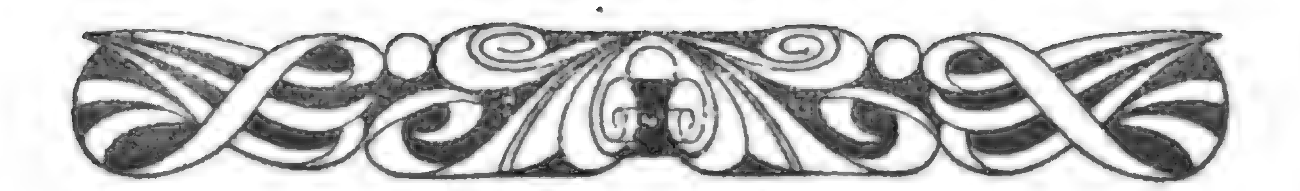
Eine besondere Erwähnung verdient die mohammedanische Bewegung in Indien, die in den letzten Monaten so viel von sich reden machte. England ist die größte mohammedanische Macht der Welt, und die panislamitische Bewegung hat für die Engländer eine besonders große Bedeutung. Nach dem Zeugnis von indischen Autoritäten wird das Kalifat des Sultans in Indien im eigentlichen Sinne nicht anerkannt. Er besitzt die Sympathie und die Achtung der indischen Mohammedaner und auch bei ihnen scheint sein Prestige zu steigen. Er ist für sie der mächtigste mohammedanische Fürst der Gegenwart, gilt aber nicht als ihr geistliches Oberhaupt. Das Urteil eines Indiers freilich ging weiter. Es gäbe Mohammedaner in Indien, sagte er, die für den Sultan eine größere Liebe und Verehrung empfänden, als legitim wäre, und die ihn als einen notwendigen Bestandteil ihrer Religion betrachteten.[2]) Ob dies die Anfänge einer neuen Entwicklung sind, steht dahin. Vorläufig hat die mohammedanische Bewegung durchaus einen lokal indischen Charakter. Sie ist eine Gegenbewegung gegen die Hindus, die sich seit 20 Jahren in dem „Nationalen Kongreß" eine politische Organisation geschaffen haben. Beide Bewegungen, die der Hindus und die der Mohammedaner, haben

[2]) Hajji Mohammed Ismail Khan, in einer Zuschrift an die „Times".

als das nächste praktische Ziel eine bessere Volksbildung. Sie wollen an dem politischen Leben des Landes teilnehmen, gelehrte Berufe ergreifen und in die Beamtenlaufbahn, die die Engländer ihnen eröffnet haben, eindringen. Die Hindus sind den Mohammedanern um 20 Jahre voraus und haben gegen 90 Prozent der Staatsämter, die den Eingeborenen offen stehen, inne. Die Mohammedaner haben erkannt, daß sie ins Hintertreffen geraten waren und wollen nun ebenfalls ihren Teil erringen. Es ist also im wesentlichen eine Schul- und Bildungsbewegung, zugleich aber auch eine nationale Reaktion gegen die Hindus, deren „Nationaler Kongreß" sich als die Repräsentation der indischen Eingeborenen schlechthin ausgab. Die mohammedanische Bewegung in Indien befindet sich im ersten Stadium und sie betont ihre strenge Loyalität gegen die englische Herrschaft. Die Engländer begünstigen sie. Es ist ihnen lieb, hier eine islamfreundlichere Politik bekunden zu können, als sie auf dem Balkan für angebracht halten, und eine gute Gelegenheit den Hindus zu Gemüte zu führen, daß sie nicht allein die Bevölkerung von Indien ausmachen.

Archibald Colqhoun veröffentlichte kürzlich einen Aufsatz über die „Pan-Manie". Er verspottet sie als eine neue, ansteckende Form des Größenwahns, die sich durch eine höchst willkürliche Anwendung des Wortes „Pan" auszeichnet. Er führt folgende Fälle dieser Krankheit auf: den Panamerikanismus, den Panslavismus, das Alldeutschtum, den Panhellenismus, den Panislamismus und endlich den Panbuddismus; er hätte noch das All-Angelsachsentum hinzufügen können. Colqhouns skeptische Kritik verdient in mancher Hinsicht Beachtung. Unzweifelhaft hat er mit der Bemerkung Recht, daß heute an Stelle des Panslavismus eine ganze Reihe individueller nationaler Strömungen unter den Slaven bestehen. Die Slovenen, Bulgaren, Kleinrussen wollen nicht in einem einzigen einheitlichen Allslaventum aufgehen, sondern vielmehr ihre spezifische Notionalität entwickeln. Es ist nicht sowohl ein Zusammenstreben, als vielmehr ein Auseinanderstreben. Die islamitischen Bewegungen haben zwar das gemein, daß sie sich gegen die europäische Fremdherrschaft oder doch gegen den europäischen Druck auflehnen. Vielleicht wäre auch eine Kombination mehrerer islamitischer Volkseinheiten zu diesem Zwecke denkbar. Aber es ist doch wohl eine Illusion, die islamitische Welt als eine politische Einheit zu betrachten, die gemeinsamer großer Ziele fähig wäre.





Feldprediger-Bericht aus Südwest-Afrika.

Von

Max Koch.

Im alten Rom soll die Frage: „Was gibt es Neues aus Afrika?“ zu den ständigen Redensarten gehört haben. Die alte Frage mußte auch uns allmählich geläufig werden, denn unaufhörlich drängten sich in Süd und Nord, Ost und West des schwarzen Erdteils wechselnd stürmische Ereignisse, seit den Tagen, da Fürst Bismarck mit der Besitznahme von Angra Pequena zu einer deutschen Kolonialpolitik den ersten Grundstein gelegt hatte. Die Überzeugung von der Notwendigkeit, bei der sich in fast jedem Jahrhundert neu vollziehenden Verteilung der Erde dem deutschen Volke Boden zur Betätigung seiner Kräfte zu sichern, war aber nicht, wie einstens die Sehnsucht nach einer kraftvollen Einigung Deutschlands selbst, in weiten Kreisen festgewurzelt. Die Masse des Volkes wurde durch die den Anfang bezeichnende Tat überrascht. Launig haben Martin Greifs Distichen dieses der kraftvollen Tat nachhinkende Bedenken des „neuen Epimetheus“ verspottet:

„Während im Bette sich dehnt der entschiedene Kolonialfeind,
Steuert im stürmischen Meer eine Korvette ans Ziel.
Eben votiert er im Schlaf für der lustigen Pläne Verwerfung;
Doch das beorderte Schiff hat schon die Küste in Sicht —
Und da er jetzo erwacht, die erträumten Bedenken sich einlernt,
Weht schon die Flagge des Reichs über ein weites Gebiet.“

Welche Bedeutung diese weiten Gebiete, mochte sich auch mancher wenig hoffnungsreiche Landstrich darunter finden, für die Entstehung eines Neu-Deutschland in der Zukunft gewinnen können und sollen, dafür beginnt erst seit kurzem auch in weiteren Kreisen allmählich das Verständnis zu erwachen. Herrschte eine Zeit lang befremdende Teilnahmlosigkeit gegenüber den Leistungen und Leiden der in Südwestafrika kämpfenden deutschen Soldaten, so hat sich das dort vergossene deutsche Blut doch auch diesmal als „ein ganz besonderer Saft“ bewährt, der das Mutterland und seine allzu lange vernachlässigte Kolonie aneinander kittet. Und wenn wir aufhorchen auf die Erzählungen von den Kämpfen und Entbehrungen, Siegen und Verlusten der südwestafrikanischen Schutztruppe, dann erkennen wir auch mit freudigem Stolze, daß in der langen Friedenszeit die alten deutschen Soldatentugenden bei Führern und Mannschaft nicht verloren gegangen sind. Wie Jörn Uhl uns vom pflichttreuen Ausharren preußischer Kanoniere im Kugelregen von Gravelotte erzählt hat, so läßt Frenssen nun den Helden seiner neuesten Erzählung von deutschen Kriegstaten „Aus Südwest“ berichten. Aber nicht erst der Dichtung bedarf es, um die Kunde von den Kämpfen und Zügen der Schutztruppe zum ergreifenden Bilde zu gestalten, um unser tiefstes Mitfühlen zu erwecken. Man kann nicht schlichter und einfacher, aber

auch schwerlich mehr zu Herzen sprechend von „dort unten“ erzählen, als es der evangelische Feldprediger Max Schmidt in seinem prächtigen Buche getan hat.[1])

Man möchte mit leichter Umbildung der von Goethe einst der Arnim-Brentanoschen Volksliedersammlung gespendeten Empfehlung von Schmidts Kriegsfahrten wünschen: Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo deutschgesinnte Menschen wohnen, zu finden sein. Wenn Richard Wagners Definition: „deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“ zutrifft, so muß man dieses Buch liebgewinnen wegen seines grunddeutschen Wesens. Dem Verfasser scheint die Erfüllung schwerster Pflichten etwas so selbstverständliches, und darum versteht er so gut, von schlichter treuer Pflichterfüllung unserer Soldaten zu erzählen. Er war freiwillig mit den Truppen nach China gegangen und hatte dort eine harte, an bitterer Enttäuschung reiche Schule durchzumachen, als er selbst erkrankt monatelang im Lazarett zu liegen hatte. Nichtsdestoweniger meldete er sich bei den ersten Truppensendungen zum Dienst in Deutsch-Afrika. „Der Drang in die Ferne und der tatenfrohe Ehrgeiz, dem mancher junge Offizier folgt, durfte bei dem Feldprediger nicht die treibende Kraft sein. Aber das Gebot des Gewissens sprach vernehmlich genug: der Mann und der Christ gehören dahin, wo sie am allernötigsten sind. Bei welcher Truppe, in welcher Garnison konnte unser Dienst denn nötiger sein, als in den Gefahren und Kämpfen der Schutztruppe?“ Wenn man auf den folgenden Blättern liest, was dieser eine Feldprediger den Heeresabteilungen im Norden wie Süden unserer Kolonie geleistet hat, Gesunden, Kranken und Verwundeten im Lazarett und im Gefecht wie im Biwak zu Trost, Stärkung und Ermunterung, so kann man nicht ohne Unwillen die Mitteilung lesen, daß die oberste Leitung anfänglich der Schutztruppe keinen Feldgeistlichen gewähren wollte und deshalb Schmidts Gesuch abschlägig beschieden hatte. Es bedurfte erst des Drängens von seiten des Truppenkommandos selbst, um die Entsendung eines Feldgeistlichen durchzusetzen. Die Geschichte gehört wohl zu den schlimmsten Beispielen einer falschen, bis zum schreiendsten Unrecht törichten Sparsamkeit.

In Schilderung der Meerfahrt bei der Aus- und Heimreise nicht minder wie an gar manchen Stellen der Landfahrten zeigt Schmidt das warme Naturempfinden und die Fähigkeit, das mit hellspähendem Auge Geschaute auch anschaulich dem Leser vorzuführen. In ernster Stimmung nahm er von der Heimat Abschied, aber er wußte doch auch, welch hohem Ziele zu Liebe er das Opfer brachte. Wie anders als des deutschen Kaisers junge Soldaten, mußten im achtzehnten Jahrhundert die von ihren verschwenderischen Fürsten an Engländer und Holländer verkauften, armen deutschen Landeskinder Schuberts Abschiedslied (1787) anstimmen:

„Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer,
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika!

[1]) Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer der ersten Gardedivision in Potsdam, 1900/01 Feld-Divisionspfarrer im ostasiatischen Expeditionskorps, 1904/05 in der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika. Verlag von Edwin Runge, Gr. Lichterfelde-Berlin 1907. VIII, 204 S. 8°. Mk. 2, geb. Mk. 3.

In einem freilich konnte auch der für Deutschlands Macht und Ehre ins heiße Afrika ziehende Begleiter der Schutztruppe ganz mit Schubert und jenem verlorenen Haufen einstimmen:

„Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht....
Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut."

Daß in Not und Siegesfreude der tief religiöse Sinn des Erzählers Ausdruck findet, ist selbstverständlich. Besonders anziehend aber ist es, wie in den einfachen Verhältnissen dieses afrikanischen Kriegslebens die patriarchalischen Züge der Bibel neues Leben gewinnen. Wenn im Etappenlager zu Kub jeden Abend große Herden aus den umliegenden Weideflächen durch die Buren heimgetrieben wurden, dachte er an das in der Bibel beschriebene Tränken der Herden. Das Walten im Lazarette zu Otjimbinde erinnert ihn, „wie es nach unserer Bibel schon dem Aaron befohlen war, opfernd und versöhnend zwischen Lebenden und Sterbenden zu walten." Die kraftvollen Psalmenworte wirken in gefahrvollen Lagen, in denen auch der Feldprediger mit seinem Gewehre die schwache Schützenlinie verstärken mußte, wenn im gräßlichen Sonnenbrande sich jeder, wie der Hirsch nach der Quelle, nach einem Tropfen Wasser sehnte, im Angesicht der Majestät des Todes ganz anders ergreifend als im geregelten Kulturleben der Heimat. Nicht ohne Rührung liest man, wie der eifrige Krankenpfleger und -tröster es wiederholt (S. 34, 35, 48, 124) als eine glückliche Fügung preist, daß er „selber in solchem Feldlazarett fern, fern von der Heimat daniedergelegen", weil er dadurch so ganz sich in die Lage seiner armen Kranken zu versetzen vermöge. Im Siege denkt er schmerzvoll, welches Gewicht selbst kleine Verlustzahlen erlangen, wenn wir unsere Gedanken zu den Angehörigen unserer Gefallenen schweifen lassen. Es ist aus dem unmittelbaren Eindruck aus dem Schlachtfelde heraus die Empfindung, welche Goethes Iphigenie in die schönen Worte kleidet:

„Die Tränen, die unendlichen,
Der überblieb'nen, der verlass'nen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschiednen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt."

Aber der Feldprediger vermöchte nicht den mannigfachen Pflichten seines Berufes zu genügen, wenn er nicht auch etwas von dem abgehärteten Soldatensinn in sich aufnähme, der vom besten Kameraden rasch Abschied nimmt, um weiter die Waffe gegen den Feind zu gebrauchen. Heute mir, morgen dir — notwendig ist eines, der Sieg für seines Volkes Sache, die dem Krieger immer eine heilige sein muß. Und so ist denn auch in des frommen deutschen Feldpredigers Erzählung doch der Höhepunkt, wo er von dem dreitägigen Verzweiflungskampfe, der mit der Erstürmung der Wasserstelle von Groß Unbas durch die halb verdurstete kleine Schaar endete, berichtet und seine Schilderung des siegreichen Eindringens der zusammenwirkenden

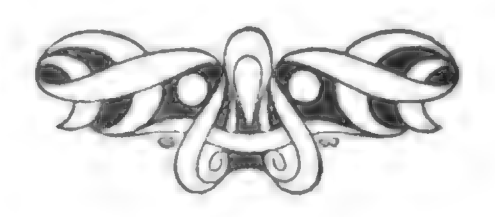
Abteilungen in die Karrasberge. Gerade die Schlichtheit der doch dramatisch bewegten und spannenden Aufzeichnungen, die Liebe, mit welcher von jedem einzelnen, seis Offizier oder gemeiner Reiter, gesprochen wird, macht diese Abschnitte des Buches so wertvoll. Sie verdienten es, in die Schullesebücher aufgenommen zu werden. Manche unerfreuliche Erscheinung des Garnisonlebens verschwindet, wenn wir sehen, wie der reinigende Ernst des Krieges alle Glieder des Heeres miteinander in gegenseitiger Treue verpflichtet. Und auch die freundschaftliche Arbeitsteilung des katholischen und protestantischen Geistlichen soll als eines der erziehenden Momente des Krieges nicht vergessen werden. „Im Felde tritt das gemeinsam Christliche mehr hervor, als das Trennende, und wir wußten uns gegenseitig vom Verdachte der Seelenfängerei frei." Im Friedensdienste wird das moralische Element naturgemäß unterschätzt. Im Feldlager wußten die Vorgesetzten dem unermüdlichen Feldprediger Dank für die von ihm eingerichteten Lagerabende, an denen Vorträge und Lieder, weltlichen wie geistlichen Inhalts, den Soldaten das Familienleben ersetzen sollten.

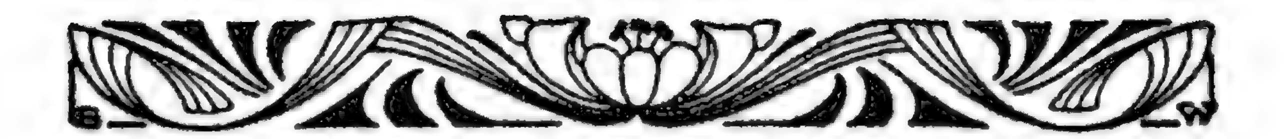
Allein ich will nicht auf weitere Einzelheiten von Schmidts „Kriegsfahrten" eingehen, denn diese Zeilen sollen ja nur dazu beitragen, das Buch selbst recht vielen Lesern in die Hand zu bringen. Wer es durchblättert, der gewinnt eine Vorstellung davon, unter welchen furchtbaren Opfern Deutschlands Söhne dem Vaterland „ihre Kriegertreue beweisen, die einen im wilden Hochgebirge, andere im Sandfeld oder inmitten der gefährlichsten Brülldünen". Den Dank, den das deutsche Volk seinen Kämpfern schuldet, wie könnte es ihn anders und besser erstatten, als indem es das Land „erkauft durch deutsches Blut" nun auch ausbaut zu einer neuen Heimat für deutsche Volkskraft, deren Überschuß durch so viele Jahrzehnte hindurch in fremdem, uns feindlichen Volkstum verloren geht! Wer des deutschen Feldpredigers Erzählung aus seinem und seiner Kameraden „Kriegsleben in Südwest-Afrika" liest, der wird auch einstimmen in das frische Lied, das Martin Greif der deutschen Jugend gesungen hat[1]):

„Sie hielten, was sie kühn gelobt,
Im starken Herzen treu;
Ihr Wagemut, gar oft erprobt,
Begeistert stets uns neu.
So lang' ein Segel wird gesehn
Der hohen Brandung nah,
Das stolz läßt unsre Fahnen wehn,
Bleibt uns Deutsch-Afrika!"

---

[1]) Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. C. F. Amelungs Verlag, Leipzig 1905. Erstes bis fünftes Tausend. 76 S. 8°.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

21. Februar 1907.

Ganz Europa hat in letzter Zeit unter dem Zeichen parlamentarischer Kämpfe und Wahlen gestanden. Die große Politik, d. h. die Fragen, welche das Verhältnis der Mächte zu einander, ihre Gegensätze und ihre Vereinbarungen betreffen, sind selten mehr in den Hintergrund getreten als in den letzt vergangenen Monaten. Das Wesentlichste, was in dieser Hinsicht zu verzeichnen wäre, ist die Beilegung des sich scheinbar scharf zuspitzenden Gegensatzes zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan aus Anlaß der kalifornischen Schulfrage. Präsident Roosevelt hat sich durch die Erregung, welche diese Angelegenheit in den westlichen Staaten der Union, sowie in den leicht entzündlichen japanischen Patriotenkreisen hervorrief, keinen Augenblick von seinem Versöhnungs- und Ausgleichungsprogramm ablenken lassen. Das Gerücht von einem angeblichen japanischen Ultimatum ist von der japanischen Regierung selbst energisch dementiert worden. Sie ist damit zufrieden, daß die von Roosevelt angerufene gerichtliche Entscheidung das letzte Wort zu sprechen hat. Die Weststaaten aber hat der Präsident dadurch zu beruhigen verstanden, daß fortan die Einwanderung japanischer Arbeiter auf amerikanischem Boden verboten sein wird. Ob sich dieses Verbot, wie beabsichtigt wird, auch für Hawai und die Philippinen aufrecht erhalten läßt, scheint noch nicht ganz sicher zu sein. Die Verhältnisse liegen dort weit verwickelter. Eine Reihe einflußreicher amerikanischer Fabrikanten und Plantagenbesitzer ist daran interessiert, daß die japanischen Arbeiterhände ihnen erhalten bleiben, während andererseits in Japan leidenschaftliche Stimmen laut werden, die in jenem Verbot eine Minderung der nationalen Ehre erblicken. Daß in dieser letzteren Frage Japan ziemlich isoliert stehen dürfte, kann kaum bezweifelt werden. Es spielen hier soziale Fragen von größter Tragweite mit, die unmöglich unberücksichtigt bleiben können. So läßt sich z. B. mit größter Bestimmtheit sagen, daß weder England noch die Commonwealth von Australien die Einwanderung nicht nationaler Arbeiter in größerer Zahl dulden würden, wobei in Australien noch der außerordentlich scharf empfundene Rassengegensatz mitspielt. Auch hat ja Japan eigene Auswanderungsgebiete, die noch lange nicht gesättigt sind: Korea, Süd-Sachalin und namentlich Formosa geben Raum für Millionen Japaner, ohne daß dagegen ein Einspruch anderer erhoben werden könnte. So denken wir, daß auch diese Frage sich schließlich regeln wird.

Dagegen beginnt es in Süd- und Mittelamerika wieder zu gären. In Kuba regt sich das Negerelement mit zu weitgehenden Ansprüchen und soll,

wenn der „New York Herald" Recht behält, bereit sein, sie mit den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten. Das kann unter Umständen einen neuen Bürgerkrieg bedeuten, und wir wissen, welche Konsequenzen, nach den sehr ernsten offiziellen Aussprüchen der leitenden Männer der Union, sich daraus ergeben. Auch zwischen Nicaragua und Honduras liegen die Verhältnisse so, daß sich nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, ob ein Krieg bereits ausgebrochen ist oder unmittelbar bevorsteht, in Venezuela aber stehen sich die Parteien wieder einmal in offenem Kampfe gegenüber. Aller Wahrscheinlichkeit nach legen sich diese Wogen parteipolitischer Gegensätze wieder, aber sie werfen doch ein grelles Licht auf die Unsicherheit der politischen Ordnungen in diesen ehemals spanischen Kolonien und auf ihren besonderen Begriff von Freiheit. Als ein bedeutsames politisches Ereignis läßt sich der Besuch des Emirs von Afghanistan in Indien und die glänzende Aufnahme, die er durch den Vizekönig Lord Minto gefunden hat, bezeichnen. Ist auch kein förmlicher Vertrag geschlossen worden, so muß doch als sicher gelten, daß die afghanische Politik in das Fahrwasser Englands hineinsteuert und daß die russische Einflußsphäre auf diesem Boden, wenn nicht völlig beseitigt, so doch sehr wesentlich eingeschränkt ist. Als nächste Folge läßt sich wohl eine Ausdehnung des englisch-indischen Eisenbahnnetzes nach Afghanistan hinein, speziell nach Seistan vorhersehen. Es ist ein lange gehegter Wunsch, der damit der Verwirklichung näher geführt wäre, und der Gedanke von den Glacis von Indien wäre sehr anschaulich damit illustriert.

Ob dasselbe von der neuen Wendung gesagt werden darf, welche die Entwicklung in Persien nimmt, lassen wir dahingestellt. Der Übergang Persiens zu einem Repräsentativsystem ist ohne Zweifel weit ernster zu nehmen als ähnliche Versuche, die von Zeit zu Zeit in der Türkei gemacht worden sind. Aber diese persische Bewegung trägt nebenher entschieden einen nationalistischen Charakter und ist bemüht, allen fremden Einfluß, den englischen mit eingeschlossen, abzustreifen. Wie weit das möglich ist, bleibt freilich abzuwarten. Der Übergang zu einer geordneten Finanzwirtschaft — und das ist doch die Voraussetzung für jeden Fortschritt zu voller Selbständigkeit — läßt sich nicht improvisieren, sondern will durch Erfahrung und langsame Schulung geeigneten Personals errungen sein. Das alles aber steht in Widerspruch zu aller Tradition des Orients. Erst nach Jahren wird sich ein schlüssiges Urteil über das parlamentarische Experiment Persiens abgeben lassen.

In der Türkei haben nach wie vor die makedonischen Angelegenheiten von sich reden gemacht. Es ist eine sehr weitschichtige Literatur in den letzen Jahren zur Geschichte des makedonischen Problems entstanden. Sie gibt den traurigen Beweis, daß eine friedliche Lösung des Problems, wie die Mächte sie verfolgen, an dem erbitterten Haß scheitert, mit dem die rivalisierenden Prätendenten auf die unglückliche türkische Provinz sich gegenseitig verfolgen. Daran vornehmlich liegt der Mißerfolg wohlgemeinter Reformen. Die Unklarheit der nationalen, konfessionellen und sprachlichen Grenzen, die strittige Machtfrage zwischen Exarchat und Patriarchat, die passive Widerstandskraft des Islam, das alles wirkt

zusammen, um immer aufs Neue scheinbar errungene Fortschritte und Erfolge wieder in Frage zu stellen. Die Hauptrivalen sind Bulgarien und Griechenland, wobei die besser geordnete und stärkere Macht wohl sicher auf bulgarischer Seite zu finden ist, aber die Mittel, die beide Teile anwenden, sind barbarisch, und eben deshalb ist es unmöglich, dem einen oder dem anderen seine volle Sympathie zuzuwenden. Und rechtlich ist schließlich die Pforte doch der Herr des Landes. Es ist dem Sultan sehr hoch anzurechnen, daß er seinen Polizeichef und Vertrauten Fehim Pascha wegen offenkundiger Frevel abgesetzt und verbannt hat. Den Anlaß dazu gaben schließlich Gewalttaten gegen einen deutschen Untertan, dessen unser Botschafter, der Freiherr Marschall von Bieberstein, sich annahm. Aber der Entschluß gehört dem Sultan und das will um so mehr sagen, als Fehim Pascha der Sohn seines Milchbruders ist und sich hoher Gunst erfreute.

Auch in Marokko beginnen die wohltätigen Anläufe zur Herstellung geordneter Zustände, wie die Konferenz von Algeciras sie angebahnt hat, sich wohltätig fühlbar zu machen. Raisuli, der in den letzten Jahren in selbstherrlicher Diktatorstellung das nördliche Marokko mit Einschluß von Tanger in Abhängigkeit hielt, dürfte für immer ausgespielt haben. Die Mahalla, d. h. das Heeresaufgebot des Sultans, hat ihn aus seinen Festen vertrieben und es ist nur eine Frage der Zeit, wann auch er selbst der strafenden Gerechtigkeit verfallen wird. Besonders erfreulich ist es dabei, daß die französisch-spanische Flottendemonstration nicht in eine Landung von Truppen auszumünden brauchte, die leicht den Ausbruch fanatischer Regungen zur Folge haben konnte. Wir dürfen wohl darauf rechnen, daß die Organisation der Polizeitruppen, wie die Konferenz sie vorgesehen hat, sich ebenfalls in aller Ruhe vollziehen wird.

Von allgemeinen Fragen bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die Verhandlungen zu werfen, die der im Mai oder Juni bevorstehenden Haager Konferenz vorausgegangen sind. Die Initiative dazu gehörte, wie es die Vorgeschichte dieser Haager Konferenzen rechtfertigt, der russischen Regierung; sie hat den Geheimrat von Martens, den bekannten Völkerrechtslehrer und Diplomaten, zunächst an die Höfe der großen Mächte geschickt, um eine Verständigung über den Gegenstand der Verhandlungen, d. i. über das Programm der Konferenz zu erzielen. Im allgemeinen scheint diese Verständigung erreicht. Daß die Frage der Limitierung der Rüstungen dabei aufgeworfen wird, ist wenig wahrscheinlich, da England und Japan eben jetzt durch Einführung einer neuen Klasse riesiger Kriegsschiffe, der Dreadnoughts, sich einen Vorsprung gesichert haben, der es den übrigen Seemächten zur Pflicht macht, nicht in der Kampfkraft ihrer Kriegsschiffe zurückzubleiben. Auch sind in den Vereinigten Staaten bereits dementsprechende Beschlüsse gefaßt worden. Dagegen darf wohl darauf gerechnet werden, daß an der Hand der Erfahrungen, welche der russisch-japanische Krieg zu Wasser wie zu Lande gebracht hat, mit vollem Ernst an der Humanisierung des Krieges gearbeitet werden wird. Auch die Frage der Kohlenstationen bedarf einer Regelung, da die praktisch geltenden Grundsätze, wie ebenfalls der letzte Krieg gezeigt hat, weit auseinandergehen. Ob die sogenannte Drago-Doktrin auf die Tagesordnung kommt, scheint

noch nicht ganz festzustehen. Diese Doktrin hat auch in Amerika viele Gegner und wird, sobald man sie als allgemein gültig denkt, unausführbar. Es ist aber gewiß nicht die Aufgabe der Haager Konferenz, lokale Privilegien zu schaffen.

In dem inneren Leben der europäischen Großmächte haben, wie wir zu Anfang hervorhoben, die Verhandlungen und Kämpfe der Parlamente eine ganz überwiegende Rolle gespielt. In England ist die regierende liberale Partei im Begriff, die Probe auf ihre Machtstellung zu machen. In der letzten Session des neuen liberalen Parlaments hatte das Kabinett durch die einem Veto gleichkommenden Amendements des Oberhauses an der Education bill den Schein einer Niederlage erlitten. Es handelt sich jetzt darum, diese Niederlage in einen Sieg zu verwandeln, und daß die Macht dazu vorhanden ist, ist unbestreitbar. Die Thronrede, mit der der König am 12. Februar das Parlament eröffnete, kündigte eine Reihe von Vorlagen an, die ohne Ausnahme als eine Kriegserklärung an die konservative Opposition betrachtet werden können. Vor allem gilt das von zwei geplanten Maßregeln: der Beschränkung des Vetorechts des Oberhauses — wenn wir in dieses Schlagwort die angekündigte Verbesserung der Beziehungen zwischen beiden Häusern zusammenfassen dürfen, und einer Erweiterung der Autonomie Irlands, die dem Home Rule-Programm recht nahe kommen dürfte. Beides sind Maßregeln von großer Tragweite und es ist sicher, daß sie noch die lebhaftesten Kämpfe hervorrufen werden. Eine erste Niederlage hat die Opposition im Unterhause durch Verwerfung ihres Antrages auf obligatorische Heranziehung der großen Kolonien zu den Kosten der Rüstungen Englands zu Lande wie zur See erlitten. Es ist das zugleich eine Niederlage des Mannes, der bis 1904 der populärste und mächtigste Staatsmann Englands war, Joseph Chamberlains. Sein Sohn Austin Chamberlain und Balfour haben mit großer Beredsamkeit die Pläne des durch Krankheit verhinderten alten Führers des imperialistischen Gedankens verteidigt, aber sie unterlagen und sie mußten unterliegen, weil die Annahme ihres Antrages mit Notwendigkeit eine bedenkliche Spannung zwischen Mutterland und Kolonien zur Folge gehabt hätte. Was die Kolonien leisten, wollen sie freiwillig darbringen und ebenso wollen sie die Chamberlainsche Protektionspolitik sich nicht zu eigen machen. England hat aber allen Grund, das bei aller Loyalität stark entwickelte Selbständigkeitsgefühl der Kolonien nicht herauszufordern. Was sich auf dem Wege beiderseitigen Entgegenkommens erreichen läßt, wird die in nächster Zeit zusammentretende Kolonialkonferenz in London zeigen.

Daß neuerdings wieder die Anfrage an den Staatssekretär gerichtet werden konnte, welche Maßregeln England gegen die Möglichkeit eines Überfalls durch die deutsche Flotte getroffen habe, ist eine der Ungeheuerlichkeiten, die sich nur aus der krankhaften Agitation erklären, die in den letzten Jahren gegen uns betrieben worden ist. Deutschland hat nie fremde Flotten mitten im Frieden weggenommen, auch nie offene Städte bombardiert, überhaupt nie Raubkriege geführt, und das kann nicht jeder andere Staat von sich sagen.

In Frankreich steht die radikal-sozialistische Majorität der Kammer und ebenso der Senat fest zur antikirchlichen Politik des Kabinetts. Es ist im wesent-

Digitized by Google

lichen das System Combes, das durch das Ministerium Clemenceau jetzt durchgezwungen wird. Die organisatorische Arbeit — die französischen Katholiken sagen, die Arbeit der Desorganisation — ruht dabei auf den Schultern des sozialistischen Unterrichtsminister Briand, der sich aber in der Hauptsache konziliauter zeigt als der Ministerpräsident und in der Tat bemüht ist, einen modus vivendi ausfindig zu machen. Ob nach all den Gewaltsamkeiten, die als notwendige Folgen des Separationsgesetzes sich ergeben und welche die Kurie unter Protesten vor sich gehen ließ, sie sich auch zu prinzipiellen Zugeständnissen bereit finden wird, wie sie von ihr verlangt werden, ist doch sehr zweifelhaft. Es wäre das erste Mal, daß es geschähe. Aber allerdings, Frankreich ist von Rom aus stets als etwas besonderes behandelt worden, und in Frankreich selbst sehnt sich die Geistlichkeit danach, in irgend welcher Weise ihre Stellung loyalisiert zu sehen. Darin liegen die Schwierigkeiten und das letzte Wort in der Separationsfrage ist gewiß noch nicht gesprochen. In letzter Zeit ist, nachdem Clemenceau in der Kammer einen unerwarteten Angriff gegen Briand vorgenommen hatte, viel von einer Ministerkrisis und von einer Schwächung des Kabinetts die Rede gewesen. Aber Clemenceau und Briand haben sich versöhnt und die Majorität der Kammer steht zu ihnen. Immerhin hat sich gezeigt, daß das leidenschaftliche Temperament des Ministerpräsidenten zu Überraschungen führen kann, während Briand durch sein Verhalten entschieden an Ansehen gewonnen hat.

In Österreich-Ungarn haben die an den Namen Polonyi geknüpften Enthüllungen, die den Rücktritt des Justizministers zur Folge hatten, sowie die Angriffe auf Kossuth und die damit in Zusammenhang stehenden Schlaglichter, welche auf die Haltung der ungarischen Presse fielen, sehr unliebsame Seiten des parlamentarischen Lebens in Ungarn bloßgelegt. Auch Herr Ugron, dessen Patriotismus sich namentlich in Angriffen auf Deutschland Luft zu machen pflegte, ist auf das ärgste kompromittiert. Aber gerade solche unlautere und destruktive Naturen pflegen in schreiendem Patriotismus zu machen, weil ein inneres Mißbehagen sie treibt, nach außen hin eine möglichst glänzende Fassade zu zeigen. Es ist ein Glück für Ungarn wie für die Gesamtmonarchie, wenn diese unlauteren Elemente endgültig abgeschoben werden.

Man hat im Auslande viel von der Bedeutung gesprochen, die dem Ergebnis der deutschen Reichtagswahlen in weiterem Sinne zukommt. Und in der Tat, es will etwas sagen, daß die sich für unbesiegbar ausgebende Sozialdemokratie an einem Punkt nicht nur zum stehen gebracht, sondern erheblich zurückgeworfen ist. Zunächst aber ist von dieser Wirkung nach außen hin noch nichts zu spüren, und es wäre naiv gewesen, eine solche Wirkung zu erwarten. Die Völker sind wie die einzelnen Individuen: nur in Ausnahmefällen lernen sie von den Erfahrungen anderer, die Regel ist, daß sie nur von den eigenen Erfahrungen zehren. Dagegen ist die ansteckende Kraft nachbarlicher Torheiten ganz außerordentlich groß. Vielleicht eins der drastischsten Beispiele dafür ist die Nachahmung der Schlagworte der großen Revolution, durch die Oratoren der russischen Revolution. Man hat das auch in Rußland empfunden und die

Gruppe der konstitutionellen Demokraten, die sogenannten Kadetten kurzweg als die russischen Girondisten bezeichnet. Und in der Tat, Ähnlichkeiten sind vorhanden, wenn wir auch bisher nicht einen unter den „Kadetten“ gefunden haben, dessen Begabung der der großen Männer unter den Girondisten auch nur annähernd gleichkam. Ihr Kreis und der der Oktobristen vertritt den gebildeten Teil der russischen Wähler, auch bestehen beide Gruppen in ihren Repräsentanten aus Persönlichkeiten, die durchaus als integer betrachtet werden müssen, aber die Kadetten sind Krypto-Republikaner und haben durch die von ihnen geschlossenen Wahlbündnisse ebenso wie durch ihr Verhalten vor der Revolution ihren Zusammenhang mit den offenkundig revolutionären Elementen so unverkennbar kundgetan, daß darüber ein Zweifel nicht mehr bestehen kann. Nach den bis heute feststehenden Wahlresultaten aus 56 Gouvernements und 15 Städten sind 47 von ihnen in die Duma gewählt worden. Dazu kommen 31 Sozialdemokraten, 43 Nationalisten, außerdem 47 andere Linke, worunter wohl Sozialrevolutionäre, Mitglieder des Bund und andere extremste Elemente zu verstehen sein werden. Das gibt in Summa 168 Mitglieder einer Opposition quand même. Ihnen gegenüber stehen 36 Monarchisten, die wir wohl als „wahrhaft russische Leute“, das heißt als äußerste und intransigente Rechte zu definieren haben, und nur 27 Gemäßigte, unter ihnen 17 Mitglieder der Verfassungspartei. Also bestenfalls 63 Parteigänger der Regierung. Wir hegen aber die ernste Befürchtung, daß auch diese Rechnung noch zu günstig angestellt ist, da ein Teil der „Monarchisten“ ein Programm vertritt, das in striktem Gegensatz zur Verfassung vom 18. Oktober steht, an welcher festhalten zu wollen die Regierung auf das nachdrücklichste erklärt hat.

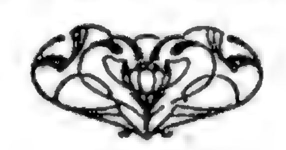
Es stehen aber noch die Wahlen in Sibirien und im Kaukasus aus, und die dorther zu erwartenden Abgeordneten werden in der überwältigenden Majorität ohne Zweifel sehr radikal sein. Daß diese Situation für die Regierung höchst ungünstig ist, läßt sich schon heute erkennen. Wir werden einen sicheren Einblick jedoch erst gewinnen können, wenn die Duma am 5. März zusammentritt und die Vertretung nach Ständen sich übersehen läßt. Auch in der neuen Duma wird das bäuerliche Element stark vertreten sein. Es ist aber in seiner Majorität kommunistisch und durch die vom Ministerium eingeleitete Lösung der Agrarfrage in seiner Begehrlichkeit keineswegs zufriedengestellt. Unklar ist außerdem der Terminus „Nationalisten“. Er weist auf die wenig erfreuliche Tendenz hin, dem nationalen Chauvinismus, der wieder sehr lebendig geworden ist, ein Aktionsfeld zu erobern. Kurz, wohin man blickt, erhebt sich ein Berg von Schwierigkeiten. Herr Stolypin wird großer Energie und Kaltblütigkeit bedürfen, wenn er ihrer Herr werden will.

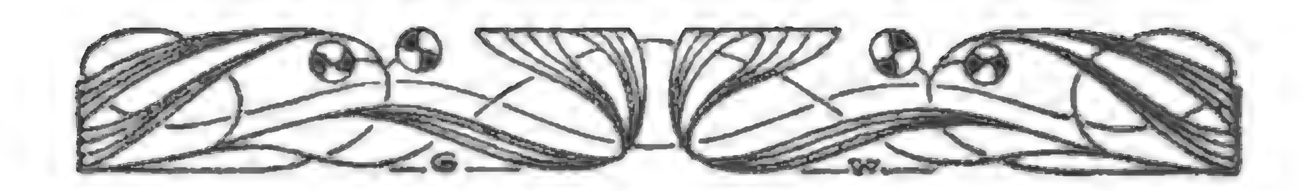
Wie aber sieht es im Lande selbst aus? Soweit wir erkennen können, ist die Ruhe eine nur scheinbare. Unter der Asche glimmt das Feuer der Revolution fort. Belagerungszustand und Feldgerichte haben eine Beruhigung geschaffen, die sich als verhaltener Grimm bezeichnen läßt. Nicht einmal entwaffnet ist die Revolution. Der Generalgouverneur der baltischen Provinzen, von Möller-Sakamelski, hat sich dahin ausgesprochen, daß die Aufhebung des Belagerungszustandes einen

sofort eintretenden Wiederausbruch der Revolution zur Folge haben werde und daß die Waffen in geheimen Niederlagen verborgen nur des Tages harrten, an dem sie hervorgeholt werden sollen. Ähnlich aber liegen die Verhältnisse wahrscheinlich in ganz Rußland. Unbedingt zuverlässig ist das Militär in Polen, wo der nationale Gegensatz sich in den letzten Monaten noch gesteigert hat. Auch die Garde kann als sicher gelten. Wie es im Innern des Reiches steht, ist zweifelhaft, die Marinetruppen aber gelten fast überall als verdächtig. Es wäre ein Wunder, wenn sie nach allem, was vorausgegangen, sich in einem halben Jahr völlig verändert hätten. Dazu kommt, daß die Terroristen nicht entwaffnet sind. Die Bomben- und Revolverattentate dauern fort. Am 31. Januar wurde der Chef der Geheimpolizei, Grün, in Warschau ermordet, am 3. Februar der Chef der Gendarmerie Bulski in Plozk, am 7. Februar der Gouverneur von Pensa, Alexandrowski. Das ist die Totenliste hoher Beamter in acht Tagen, dazu kommen aber die zahlreichen Morde an kleinen Leuten, die Beraubungen der Kreiskassen, der Monopolläden, reicher Privatpersonen, die Tag für Tag stattfinden. Wie kann bei dieser Signatur von einer Beruhigung die Rede sein? Es gilt aber schon jetzt für sicher, daß eine der ersten Forderungen der Duma Aufhebung des Belagerungszustandes und der Feldgerichte, sowie eine Amnestie für alle politischen Verbrechen sein wird, Forderungen, auf welche die Regierung nicht eingehen kann, wenn sie nicht abdizieren will, und deren Ablehnung notwendig zu einem Konflikt führen muß. Dazu kommt endlich die Schwierigkeit, die mit den finanziellen Fragen verbunden ist, das agrare Problem usw. Lauter Dinge, die sich zu Prinzipienfragen zuspitzen lassen und über welche die Opposition Kompromisse abzuschließen keineswegs geneigt ist. So weist alles auf eine neue Krisis hin, die leicht zu einer neuen russischen Revolution in akuter Form führen kann. So liegen die Dinge bei nüchterner Beobachtung. Es ist uns absolut unmöglich, sie optimistisch anzusehen.

Im Hintergrunde aber bereitet sich eine neue Bewegung vor, die mit dem bevorstehenden russischen Konzil in Zusammenhang steht. Auch dort stoßen die Gegensätze hart aneinander. Während die öffentliche Meinung und die niedere Geistlichkeit ein Reformkonzil erhofft, richtet sich die Tendenz der hohen Geistlichkeit auf Konservierung. Die Zugeständnisse, die durch Proklamierung der Gewissensfreiheit gemacht worden sind, erscheinen ihr, wie sich schon jetzt erkennen läßt, als eine Schädigung der „Rechtgläubigen Kirche“. Sie ist entschieden in Kampfesstimmung, ihre Richtung der der „wahrhaft russischen Leute“ nächstverwandt. Nehmen wir hierzu noch die starke antisemitische Strömung und die nicht minder starken nationalen Sonderwünsche und Bestrebungen, so wird dadurch der Gesamteindruck wahrhaftig nicht günstiger.

Wir sind noch weit vom Ende der russischen Revolution entfernt.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Februar 1907.

Die entschlossene Tat vom 13. Dezember hat schöne Früchte getragen. Der 25. Januar brachte eine Wahlbeteiligung wie nie zuvor, und diesmal taten auch die bürgerlichen Parteien in vollem Maße ihre Pflicht. Der Sammlungsruf: „Gegen Sozialdemokraten, Zentrum, Polen und Welfen!" hatte gewirkt, und als das Ergebnis bekannt wurde, durfte das deutsche Bürgertum mit Staunen und Freude gewahr werden, welche Kraft in ihm schlummerte, sobald es sich nur seiner politischen Pflicht erinnern wollte. Schlag auf Schlag trafen die Nachrichten ein, daß verschiedene Wahlkreise, die als sichere Hochburgen der Sozialdemokratie gegolten hatten, den roten Genossen entrissen worden waren. Das Königreich Sachsen, das im Reichstage von 1903 fast ganz sozialdemokratisch vertreten war, hatte diesmal der Sozialdemokratie die empfindlichste Niederlage bereitet. Ihre Mandate waren hinweggeschmolzen wie der Schnee vor der Frühlingssonne. In Leipzig, wo die Sozialdemokraten auf einen bequemen Sieg gehofft hatten, siegte der nationalliberale Kandidat mit der ungeheuren Mehrheit von 10000 Stimmen. Aber ein bittrer Tropfen war es in dem Freudenbecher, daß das Zentrum überall sich behauptet hatte. Es hatte die meisten Mandate, die seinen alten Besitzstand sicherten, schon bei den Hauptwahlen fest gewonnen. Wo das Zentrum an der Stichwahl beteiligt war, standen seine Aussichten gut. Wo sie weniger gut waren, war der Gegner meist ein Sozialdemokrat. Es war also dem Zentrum kaum noch etwas abzugewinnen. Der Eindruck, daß der Angriff der nationalen Parteien an dieser Stelle abgeschlagen war, blieb, auch wenn es in der Stichwahl vielleicht noch geglückt wäre, dem Zentrum ein oder zwei Sitze abzujagen. Diese wären der Sozialdemokratie zugute gekommen und hätten also nur eine Abschwächung des Sieges nach der Richtung bewirkt, in der er schon zum größten Teil erfochten war.

Infolgedessen gab die Regierung, zwar nicht offiziell, aber durch eine halbamtliche Kundgebung, die Parole aus, in der Stichwahl vor allem gegen die Sozialdemokratie zu stimmen. Eine durchaus richtige Erwägung, die überdies das allein praktisch Ausführbare enthielt! Zweifel konnten ja den nationalen Parteien überhaupt nur da kommen, wo sie zwischen zwei zu bekämpfenden Gegnern zu wählen hatten, in diesen Falle zwischen Zentrum und Sozialdemokratie. Daß die Regierung die Wähler ermahnen ließ, jetzt zur Stichwahl

ihre ganze Kraft gegen die Sozialdemokratie zu wenden, ja daß sie pflichtmäßig auch das Zentrum erinnerte, daß es nach seinen Grundsätzen als bürgerliche Partei und als Bekennerin christlicher Grundsätze die Sozialdemokratie nicht unterstützen dürfe, war eigentlich selbstverständlich — nach dem Grundsatz, der ebenso in der politischen wie in der militärischen Strategie gilt, daß man von zwei verbündeten Gegnern den halb geschlagenen zunächst vollständig schlägt, anstatt einen offenbar nutzlosen Angriff auf den andern zu machen.

In einem Teil der nationalen Presse und der nationalgesinnten Kreise wurde diese Stichwahlparole seltsamerweise mißverstanden und in einer merkwürdigen Verkennung der bei den Stichwahlen vorliegenden konkreten Verhältnisse darin eine Wiederanknüpfung mit dem Zentrum gesehen. Als ob bei den Stichwahlen überhaupt noch allgemeine Erörterungen in Frage kämen! Hier heißt es einfach eine bestimmte Richtschnur geben für genau umgrenzte Zweifelfälle, die man nach Zahl und Umständen bereits vollständig übersieht. Man sieht aber aus der leidenschaftlichen Nervosität dieser nationalen Kreise, von welcher ungeheuren, tiefgehenden Wirkung die Wahlparole gegen die Zentrumspartei gewesen war.

Die Antwort des Zentrums bestand in der offiziellen Verbrüderung mit den Sozialdemokraten. Freilich nicht überall wurde dieser Schritt getan, vor allem nicht überall offen. Aber der Wahlkampf hatte den Haß des Zentrums gegen die andern bürgerlichen Parteien, besonders gegen die Liberalen und unter diesen vorzugsweise gegen die Nationalliberalen zu stark entfesselt, als daß es jetzt noch ein Halten hätte geben können. Für die nationalen Parteien erwuchs daraus der Vorteil, daß die übeln Wirkungen, die möglicherweise aus der falschen Auffassung der Stichwahlparole der Regierung entstehen konnten, nun zurückgedrängt wurden. Das Zentrum hatte seinen Wählern vorgeredet, die politische Wahlparole gegen die Parteiwirtschaft des Zentrums bedeute in Wahrheit einen versteckten Kulturkampf, einen Kampf gegen die katholische Kirche. Es war also gewissermaßen Kirche und Religion in Gefahr erklärt worden. Nun forderte dieselbe Partei, die soeben die Fahne der Religion erhoben hatte, an den verschiedensten Orten unter Führung der Geistlichkeit zum Eintreten für die religionsfeindliche, atheistische Sozialdemokratie auf. Das brachte die gerechte Empörung auch in den Kreisen der nationalgesinnten Katholiken zum Ausbruch.

Am ärgsten war es in Bayern, wo ja schon bei den Landtagswahlen der Herzensbund zwischen Zentrum und Sozialdemokratie geschlossen worden war. Die bayerische Staatsregierung ihrerseits ließ die Dinge nach gewohnter Art gehen, wie sie gehen wollten. Herr v. Podewils ist gewiß ein vortrefflicher Mensch und ein verdienter Diplomat, aber kein Staatsmann für eine innere Lage, die eine feste Hand am Steuer fordert. So konnten sich die Klerikalen nach Herzenslust gegen die verhaßten Liberalen austoben. Ein erfreulicher Zug in diesem widerwärtigen Bilde ist es, daß das Kirchenregiment in Bayern seine Pflicht erfüllte. Mannhaft traten die beiden Metropoliten des Königreichs, der

Erzbischof von München-Freising und der Erzbischof von Bamberg, gegen die unwürdige Wahlparole des Zentrums, die die Unterstützung der Sozialdemokratie durch das Zentrum empfohlen hatte, in die Schranken. Auch der Benediktinerabt Danner beteiligte sich an einem Protest gegen diese Hilfeleistung für die Umsturzpartei. Die politischen Hetzer ließen sich dadurch nicht irre machen; sie sind auf solche Fälle eingerichtet. Handelt der hohe Klerus im Sinne ihrer Interessen, so erklären sie, als rechte Katholiken seien sie in allen Dingen ihren Oberhirten Gehorsam schuldig. Fällt aber die Entscheidung nicht in ihrem Sinne aus, so sagen sie, bei aller schuldigen Ehrfurcht gegen ihre Oberhirten könnten sie doch deren Autorität nur in Fragen der Religion anerkennen; in andern weltlichen Dingen müßten sie ihrer Überzeugung folgen. Diesmal fand die bayerische Zentrumspresse die bequeme Ausflucht, die erzbischöflichen Erklärungen seien offenbar unter dem Druck höfischer Einflüsse erfolgt und daher nicht maßgebend. Wiederum traten die Erzbischöfe sehr entschieden gegen diese unverschämte Insinuation auf, aber inzwischen war die Entscheidung bei den Stichwahlen gefallen.

Das Ergebnis der gesamten Reichstagswahlen zeigt als wichtigste und hervorragendste Erscheinung die alle Erwartungen übertreffende Niederlage der Sozialdemokratie, während sich das Zentrum unerschüttert behauptet hat. Die konservativen und liberalen Parteien weisen unbedeutendere Verschiebungen auf. Der Hauptgewinn aus den der Sozialdemokratie verloren gegangenen Sitzen fällt den liberalen Parteien zu. Doch haben auch die Polen 4 Sitze gewonnen, während die Welfen alle bis auf einen verloren haben. Alles in allem liegen die Verhältnisse im neuen Reichstage so, daß das Zentrum sich nicht mehr mit den grundsätzlich verneinenden Parteien zu einer Mehrheit verbünden kann. Damit hat die Regierung das Ziel, das sie sich bei der Auflösung des letzten Reichstags gesteckt hatte, in der Hauptsache erreicht. Die Politik des Fürsten Bülow hat bei den Wahlen einen Triumph gefeiert.

Es drängen sich nun sehr interessante Fragen auf. Vor allem: was hat die Niederlage der Sozialdemokratie zu bedeuten? Ist sie auf einen Rückgang der sozialistischen Bewegung zurückzuführen? Die Sozialdemokraten weisen darauf hin, daß sie bei diesen Wahlen einen Zuwachs von einer Viertelmillion Stimmen erhalten haben. Nun liegt freilich etwas Irreführendes in dieser Stimmenzählung. Eine Partei, die sich vor allem Mandate sichern will, wird es vermeiden, eigene Kandidaten in solchen Wahlkreisen aufzustellen, wo es gänzlich ausgeschlossen erscheint, auch nur in die Stichwahl zu kommen. Sie wird die Lage in solchen Kreisen benutzen, um irgend ein Abkommen mit einer anderen Partei zu treffen. Dadurch daß sie dieser ihre Stimmen zur Verfügung stellt, erwirbt sie sich das Recht auf eine Gegenleistung in einem anderen Wahlkreise. Eine Partei dagegen, die darauf ausgeht, die Gesamtstimmenzahl, die sie bei den Wahlen erhalten hat, als Agitationsmittel zu benutzen, wird bestrebt sein, überall Zählkandidaten aufzustellen, auch da, wo nichts weiter damit zu erreichen ist. Von diesem Kunstgriff hat die Sozialdemokratie diesmal reichlich Gebrauch

gemacht. Es ist auf diese Weise für eine gut organisierte und mit ungeheurem Terrorismus arbeitende Partei nicht besonders schwierig, die Gesamtstimmenzahl möglichst hinaufzuschrauben. Aber die absolute Zunahme der Stimmen gibt keinen sicheren Maßstab für die Beurteilung der Geltung der Partei im Volksleben; denn wir haben es in Deutschland mit einer schnell zunehmenden Bevölkerung zu tun. Erst wenn wir wissen, welcher Prozentsatz der Wahlberechtigten 1903 und 1907 sozialdemokratisch gewählt hat, werden wir einen zutreffenden Vergleich anstellen können, der uns lehrt, ob und wie stark die Sozialdemokratie zugenommen hat. Jedenfalls kann man, obwohl die vollständige Statistik darüber noch nicht vorliegt, schon jetzt mit Sicherheit sagen, daß ein wesentlicher Rückgang der Sozialdemokratie, was die Stimmenzahl betrifft, nicht festzustellen ist. Der Verlust der Mandate ist also nicht durch den Abfall der sozialdemokratischen Wähler von ihrer Partei, sondern durch die Verstärkung ihrer Gegner herbeigeführt worden, d. h. durch die größere Wahlbeteiligung auf bürgerlicher Seite. Das ist vielleicht noch erfreulicher, als es etwa der absolute Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen sein könnte. Denn die Neigung zu revolutionären Strömungen wird in der breiten Masse immer vorhanden sein. Das Interesse des Staates liegt nicht so sehr darin, diese Bewegungen überhaupt zu beseitigen, als vielmehr darin, daß in den besitzenden und gebildeten Schichten stets das nötige Gegengewicht vorhanden ist. Die Besorgnis bestand, daß die wachsende politische Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit das Pflichtgefühl der Staatsbürger völlig ertötete. Es hat sich aber gezeigt, daß das Bürgertum immer noch die Kraft hat, sich der Sozialdemokratie zu erwehren, und daß auch der Wille dazu in Tätigkeit gesetzt werden kann. Man muß sich das recht gegenwärtig halten: 1903 gab die Hauptmasse des Bürgertums seiner Verärgerung und Verdrossenheit Ausdruck, und die Zahl der Sozialdemokraten im Reichstag stieg auf 80. Jetzt — 1907 — ist weiter nichts geschehen, als daß sich das Bürgertum auf seine Pflicht besonnen hat; keine besondere Interessenfrage hat es an die Wahlurne gelockt, nur das angeregte Pflichtgefühl. Und das Ergebnis ist das Zusammenschmelzen der sozialdemokratischen Fraktion von 79 auf 43.

Was hat denn nun aber den Umschwung eigentlich herbeigeführt? Das ist etwas sehr Merkwürdiges. Die Regierung hätte den Ruf gegen die Sozialdemokratie noch zehnmal so laut und zehnmal so oft erheben können, niemand hätte sich gerührt, und der Ruf wäre wirkungslos verhallt. Aber als der Ruf gegen das Zentrum erscholl, da standen alle voll Begeisterung auf, gingen hin und schlugen — die Sozialdemokratie! Das Zentrum aber blieb unversehrt. Lange Zeit hindurch hatte die Regierung, um nur überhaupt die notwendigsten politischen Aufgaben lösen zu können, die Hilfe des Zentrums in Anspruch nehmen müssen, und das Zentrum hatte seinerseits die Lage gründlich ausgenutzt. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß diese Beobachtung sehr viel dazu beigetragen hat, dem Pessimismus, der sich nationalgesinnter Kreise in erschreckender

Weise bemächtigt hatte, immer neue Nahrung zuzuführen. Gewiß waren auch andere Einflüsse dabei tätig, aber das größte Unbehagen entstand doch dadurch, daß die Regierung sich scheinbar durch Elemente, deren gefährlichen Charakter man wohl erkannte und empfand, treiben und beherrschen ließ. Der Deutsche findet sich darin, daß er kein parlamentarisches Regiment hat, aber dafür will er wenigstens eine starke Regierung haben. Glaubt er zu erkennen, daß diese Regierung, die doch führen soll und will, auf der einen Seite dem berechtigten Wollen und Empfinden des Volkes keine Rechnung trägt und dabei auf der anderen Seite doch der gemeinschädlichen Führung einer übermächtigen Partei folgt, dann zieht er sich verstimmt und erbittert zurück. Die Beziehungen der Regierung zum Zentrum wurden nicht gründlich durchdacht, sondern nur nach ihrem Eindruck beurteilt; darum fing man in bürgerlichen Kreisen an, immer mehr die Fähigkeit der Regierung zur Tat überhaupt zu bezweifeln. Am allerwenigsten hielt man es für möglich, daß die Regierung sich entschlossen vom Zentrum lossagen könnte.

So wirkte die Tat vom 13. Dezember auf die meisten überraschend als eine große Befreiung von lähmendem Druck. Kein Aufruf gegen die Sozialdemokratie hätte das bewirken können, was diese Lossagung vom Zentrum vermochte. Der Schleier, den verärgerte politische Kritiker in guter patriotischer Absicht, aber auch mit viel Unverstand um die Politik des Fürsten Bülow gewoben hatten, war mit einem Ruck zerrissen worden. Wo man vielleicht noch nicht ganz klar darüber war, da empfand man instinktiv, was die Stunde geschlagen hatte. So weckte der Appell an das Volk und der Bruch mit dem Zentrum die nationale Tatkraft. Zum Kampf gegen Schwarze und Rote war gerufen worden; daß schließlich nur die roten Gegner auf der Strecke blieben, war die natürliche Folge der Umstände. Denn die sozialdemokratische Organisation ist zwar mächtig und rührig, aber sie stößt doch durch die Betonung des Klassengegensatzes ganze Bevölkerungskreise von vornherein ab, darum ist sie einer energischen Betätigung des Bürgertums nicht gewachsen. Die Zentrumsorganisation aber ist durch das Vorgeben, die katholische Bevölkerung zu vertreten, da, wo sie in Wirksamkeit tritt, viel umfassender und würde nur durch lange, geschickte und planmäßige Arbeit einer rührigen Gegenorganisation zu erschüttern sein. Daran aber hat es bisher gefehlt. Die Auflösung des Reichstags traf die bürgerlichen Parteien nach dieser Richtung völlig unvorbereitet.

Verhältnismäßig einfach war in diesem Wahlkampf die Lage der Konservativen. Sie brauchten nur vor die Wähler hinzutreten: „Der Reichstag hat die Regierung zwingen wollen, sich zur Zurückberufung von Truppen zu verpflichten, die noch vor dem Feind stehen; er hat Maßregeln durchsetzen wollen, die uns vor dem Auslande bloßstellen, zur Erneuerung des Aufstandes in Südwestafrika und zur Preisgabe der Kolonie führen können! Was sagt ihr dazu?" Wer für diese Sprache kein Ohr hatte, war für die konservativen Parteien ohnehin nicht zu haben.

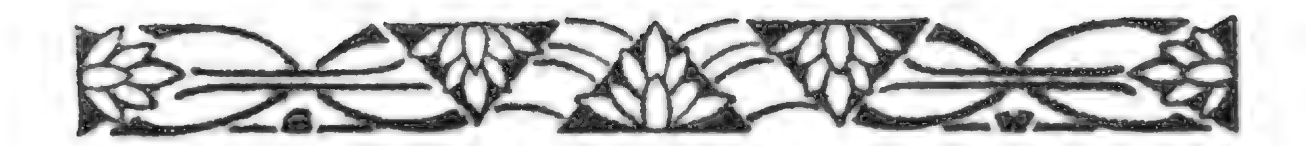
Die gleiche Parole übte auch im liberalen Lager ihre Wirkung, nur drängten sich hier infolge der Lage und der Wünsche der Parteien manche anderen Erwägungen dazwischen. Dafür bot ihnen das Eintreten sovieler sonst untätiger und verdrossener Elemente in den Wahlkampf neue Aussichten. Jetzt war die Gelegenheit gegeben, die Kraft der liberalen Programme zu erproben. Zweifellos bestand in vielen bürgerlichen Kreisen, die sich teils ganz von der Politik zurückgezogen hatten, teils Mitläufer der Sozialdemokratie geworden waren, die Bereitwilligkeit, zum Liberalismus zurückzukehren. Die unheilbare Kritiksucht und Prinzipienreiterei eines Teils der liberalen Presse, der sich in die Lage nicht zu finden wußte, hat hier viel verdorben, und so bedeuten auch die neuesten Wahlen für den Liberalismus einmal wieder eine verpaßte Gelegenheit. Statt sich mit Energie in den Wahlkampf zu stürzen und den Wählern klar zu machen, daß, wenn jemals, dann jetzt die Stunde des Liberalismus gekommen sei, daß es dazu aber einer energischen Bekundung des Volkswillens bedürfe, suchten die Liberalen vor allem ihre Prinzipien sorgfältig in Sicherheit zu bringen, als ob eine Feuersbrunst oder eine Räuberbande im Anzuge wäre. Dann wurde eine Weile auf die Regierung gescholten und am Schluß sehr gnädig erklärt, daß man den Wählern gern erlauben wolle, liberal zu wählen, wenn die Regierung sich vorher verpflichte, liberal zu regieren! Und solche Parteien wundern sich dann nachher, daß die Wahlen nicht das erwartete Ergebnis haben und die Regierung über sie kühl zur Tagesordnung übergeht!

Es ist überhaupt noch eine schwierige Frage, wie sich die Parteien im neuen Reichstage zu einander stellen werden. Die Liberalen hegen die Befürchtung, daß sich Konservative und Zentrum zu einer reaktionären Mehrheit zusammentun, der Regierung, die vielleicht aus freien Stücken zu liberalen Maßregeln bereit wäre, Hindernisse bereiten und so indirekt die Fortsetzung einer antiliberalen Gesetzgebungsära erzwingen. Ich glaube nicht, daß sich die Regierung einer solchen Taktik ohne weiteres anpassen würde, die doch auch für ihre eigne Autorität, noch mehr für die Gestaltung zukünftiger Reichstagswahlen viel Mißliches hat. Aber freilich muß die Regierung auch bei dem Liberalismus eine gewisse Unterstützung finden. Diese muß vor allem darin bestehen, daß die liberalen Parteien in den „nationalen“ Fragen im eigentlichen Sinne, d. h. in den Fragen, die dem eigentlichen Parteiwesen entrückt bleiben müssen, der Haltung getreu bleiben, die sie am 13. Dezember 1906 eingenommen haben. Ferner werden diese Parteien versuchen müssen, positiver und realpolitischer zu werden als bisher, d. h. alles zu fördern, was praktisch in der Richtung der Verwirklichung liberaler Grundanschauungen führt, ohne sich darauf zu versteifen, daß es die letzten Ziele dieser Anschauungen rein zum Ausdruck bringt. Besonders aber werden sie unterscheiden müssen zwischen den wesentlichen Grundsätzen des Liberalismus und gewissen Parteitraditionen, die bisher blindlings aus einem eigensinnigen Doktrinarismus festgehalten worden sind, obwohl sie mit dem Wesen des Liberalismus nichts zu tun haben und bis jetzt nur dazu gut gewesen sind, den deutschen

Liberalismus regierungsunfähig zu machen. Es ist noch immer die Nachwirkung alter Sünden, der Kinderkrankheiten des Liberalismus. Es fing damit an, daß die preußischen Liberalen ein freieres Verfassungsleben damit zu erkämpfen glaubten, daß sie dem gewissenhaftesten Monarchen, der je auf dem preußischen Thron gesessen hat, aus Doktrinarismus die Mittel zur Heeresreform verweigerten. Die preußische Regierung tat unter Bismarcks Führung trotzdem ihre Pflicht, und große weltgeschichtliche Erfolge gaben ihr Recht. Es waren gerade die Ideale des deutschen Liberalismus, die dabei erfüllt wurden. Aber die „entschiedenen" Liberalen sahen in kleinlicher Rechthaberei auch jetzt nur die Übermacht, die die Staatsautorität durch ihre Erfolge errungen hatte, und fanden nun, um das Gleichgewicht zwischen Staatsautorität und Volksrechten in ihrem Sinne wiederherzustellen, kein andres Mittel, als die Anärgerung der von dem genialsten Staatsmann des Jahrhunderts geleiteten Regierung durch öde Pfennigfuchserei und philiströse Prinzipienreiterei. Zuzeiten schien es, als ob Liberalismus — nach dem Gebahren der Leute, die sich „fortschrittlich" und „freisinnig" nannten, zu schließen — nichts anderes sei, als die Anwendung der Grundsätze eines kleinbürgerlichen Haushalts auf die Staatswirtschaft und der Gesichtspunkte für die Lebensführung eines kleinstädtischen Handwerkers auf die Politik einer europäischen Großmacht. Es wird Zeit, daß das endlich anders wird. Denn auch der konservative Politiker muß zugeben, daß unsre nationale und weltpolitische Entwicklung den Einschlag eines gesunden und großzügigen Liberalismus, der eine den Verhältnissen andrer Staaten entsprechende Beteiligung breiterer Schichten des deutschen Volks an der Gestaltung seiner Geschicke zuläßt, nicht länger entbehren kann. Jetzt sind alle Bedingungen gegeben, der erste Schritt ist getan. Wird aus bloßer Gewöhnung an das Nörgeln und Theoretisieren die Gelegenheit wieder verpaßt werden?

Es fehlte nicht an Anzeichen, daß die bessere Einsicht durchbricht. In der Kolonial- und Flottenpolitik, vielleicht auch in militärischen Fragen, wird man hoffentlich mit einem neuen Geist bei den Linksliberalen rechnen dürfen. Ob sie auch wirtschaftspolitisch etwas weitherziger und versöhnlicher werden? Das wird wohl noch die meisten Schwierigkeiten machen. Und dann die Finanzpolitik! Es wird wohl noch manches zu überwinden sein, ehe auch auf liberaler Seite die Erkenntnis allgemein wird, der kürzlich ein nationalliberales Blatt, der Hannoversche Kurier, mit den treffenden Sätzen Ausdruck gab: „Die gemeinsamen Ausgaben bedeuten nicht die Unkosten, sondern den Umsatz des von allen Staatsbürgern gemeinschaftlich betriebenen Geschäfts; ein guter Kaufmann wird sich nicht bemühen, seinen Umsatz karg zu halten. Damit soll nicht gesagt sein, daß blind darauf losgewirtschaftet werden soll: aber Einschränkung aus Prinzip, aus Freude am Sparen ist für ein moderneres Staatswesen ein Irrtum, und zwar der gefährlichste".

Der Beginn der neuen Reichtagstagung am 19. Februar wird uns nun bald manche interessante Klärung bringen.



Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

II.

Österreich: Wahlreform. Die Neuwahlen und die Parteien. Böhmen. Mähren. Alpenländer. Küstenland. Bosnien. — Ungarn. — Italien. — Rußland. — Auslandsschulen.

In Österreich ist die Wahlreform vollständig durchgeführt worden. Das Abgeordnetenhaus hat sie in der entscheidenden Endabstimmung mit der überwältigenden Mehrheit von 194 gegen 13 Stimmen angenommen. Der Kaiser hatte die Absicht, sie bereits zu Weihnachten als Weihnachtsgeschenk seinen Völkern amtlich kundzugeben. Das wurde jedoch durch die Haltung des Herrenhauses vereitelt, das ernstlich Miene machte, seine Zustimmung nur gegen Wiedereinfügung des abgelehnten Mehrstimmenrechts zu geben. Die Mehrheit des Herrenhauses wollte jedem Wähler, der das 35. Lebensjahr vollendet hat, eine Zusatzstimme gewähren. Es ist mehr als zweifelhaft, ob durch diese bloße Altersstimme die Wahlen in irgendwie nennenswertem Maße berührt worden wären. Ein Mehrstimmenrecht hätte nur dann Sinn gehabt, wenn vor allem Bildung und Steuerleistung mit Zusatzstimmen bedacht worden wären. Das Herrenhaus hat schließlich nachgegeben, dagegen blieb es mit einer bei dieser Körperschaft ganz ungewohnten Hartnäckigkeit auf der Forderung bestehen, daß als Gegengewicht gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht dem Herrenhause eine gewisse Gewähr gegen willkürliche Ernennungen neuer Herrenhausmitglieder gegeben werden müsse. Es verlangte eine gesetzlich festgelegte Beschränkung der Zahl der Mitglieder, die vom Kaiser ernannt werden dürfen. Da es in diesem Punkte fest blieb, mußten das Abgeordnetenhaus und die Regierung nachgeben und dem Herrenhause seinen Wunsch erfüllen. Darauf nahm dieses keinen Anstand, der Wahlreform in allen Punkten zuzustimmen.

Bei der zweiten Lesung im Abgeordnetenhause sind keine wesentlichen Änderungen der Wahlreform, wie sie der Ausschuß bearbeitet hatte, vorgenommen worden. Alle Minderheitsanträge wurden abgelehnt. Von diesen waren die wichtigsten die Anträge auf Einführung des Mehrstimmenrechts, auf Vertretung der deutschen Minderheiten in Prag, Pilsen und Budweis oder wenigstens Angliederung derselben an deutsche Wahlbezirke, und auf Anweisung besonderer Mandate an die Tschechen in Niederösterreich. Die Wahlkreiseinteilung wurde in einigen ganz unwesentlichen Punkten geändert. Von Bedeutung ist nur das Übereinkommen zwischen Deutschen und Italienern, nach dem im Plenum ohne jede Debatte die Ausscheidung der deutschen Sprachinseln des Fersentales und von Lusern aus dem deutschen Wahlkreis 14 und ihre Zuteilung zu einem italienischen Wahlkreise genehmigt wurden. Von praktischer Bedeutung ist diese Änderung allerdings nicht, leider ist aber damit der Grundsatz aufgegeben worden, daß das gesamte deutsche Sprachgebiet Tirols durch deutsche Abgeordnete vertreten sein soll. Das ladinische Gebiet Tirols gehört, wie der erste Entwurf schon

vorsah, mit dem Grödner Tal, Enneberg und Ampezzo zu deutschen, mit dem Fassatal zu einem italienischen Wahlkreis. Die neue Wahlkreiseinteilung ist in genauester Weise, nur ohne die kleinen, erwähnten Abänderungen, auf einer Anzahl von Karten im Verlage von Freytag u. Berndt in Wien dargestellt, die zum billigen Preise von 50 Hellern das Stück zu haben sind. Diese Wahlkreiskarten (Nr. 1 Nieder- und Oberösterreich, 2 Salzburg, Steiermark, Kärnten, 3 Tirol, 4 Böhmen, 5 Mähren und Schlesien, deutsche Wahlkreise, 6 desgleichen tschechische Wahlkreise, 7 Krain und Küstenland, 8 Dalmatien, 9 Galizien und Bukowina) sind jedem zu empfehlen, der an den bevorstehenden Reichsratswahlen Anteil nimmt und über die Neugestaltung der Wahlkreise sich zu unterrichten wünscht. Die national gleichartigen Wahlkreise sind durch gleiches Flächenkolorit bezeichnet, sodaß diese Karten auch als Sprachkarten dienen können.

Die Wahlpflicht festzusetzen, ist nach dem neuen Gesetz den einzelnen Landtagen überlassen. Der Landtag für Niederösterreich hat bereits in seiner Weihnachtstagung diese Wahlpflicht beschlossen. Es wird also in Niederösterreich einschließlich Wien bereits bei der Wahl im Mai jeder Wähler verpflichtet sein, seine Stimme abzugeben oder eine genügende Entschuldigung vorzubringen.

In seinen letzten Sitzungen behandelte das Abgeordnetenhaus eine Unmasse von Vorlagen, die fast alle noch unter Dach gebracht wurden. In Zeit von drei Wochen hat damit der Reichsrat eine Fülle von Arbeit erledigt, wie sie in den vergangenen Jahren oft in einem ganzen Jahre nicht zustande kam. Während der letzten Sitzung kam es noch zu einigen Zusammenstößen zwischen Deutschen und Tschechen. Die tschechische Beamtenfrage wurde wieder aufgerollt und von den Deutschen mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die tschechischen Minister in jeder Weise ihre Volksgenossen bei Anstellungen bevorzugen, während die deutschen Minister streng unparteiisch verfahren. Auch eine tschechische Gerichtsverhandlung, die in Eger beim dortigen Kreisgerichte stattgefunden hat, führte zu einer Interpellation. Die Sprachenfrage ist für die Gerichte soeben noch durch eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes entschieden worden, nach der slovenische Verhandlungen im deutschen Sprachgebiet abgewiesen werden. Als „landesüblich“ sei nur die bei dem betreffenden Gericht als Gerichtssprache übliche Sprache anzusehen. Nach dieser Entscheidung müssen auch tschechische Verhandlungen im rein deutschen Gebiet unzulässig sein. Die letzte Sitzung des Abgeordnetenhauses fand am 28. Januar statt. Damit hat das alte Kurienparlament sein Ende gefunden, und alles rüstet sich zu den Neuwahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechts, die im Mai oder Juni stattfinden werden.

Die Agitation für die Neuwahlen hat noch während der Beratung der Wahlreform eingesetzt. Nachdem die Wahlkreiseinteilung gesichert erschien, traten die deutschen Parteien in Böhmen zu einer Beratung zusammen, um eine gütliche Einigung über die Aufteilung der zukünftigen Sitze zu erzielen. Anfangs schien es auch, als sollten diese Verhandlungen von Erfolg gekrönt sein; schließlich sind sie aber gescheitert, da trotz aller grundsätzlichen Übereinstimmung die verschiedenen nationalen Parteien, von denen nur die Anhänger Schönerers den Verhandlungen fern blieben, sich nicht über die Zahl der Sitze einigen konnten, die jeder Partei zufallen sollten. Es wird also in verschiedenen Wahlkreisen zu einem lebhaften Wettkampf zwischen den nationalen Parteien kommen. Indessen ist zu hoffen, daß für die Stichwahlen ein Zusammengehen der verschiedenen nationalen

Richtungen zu erzielen ist. Der Ausgang der deutschen Reichstagswahlen wird sicher hierzu anspornen. Als nationale Gegner kommen in Böhmen nur die Sozialdemokraten in Betracht. Der Verlust eines Mandats an die Tschechen kann nicht eintreten, da ja die Wahlkreise national abgegrenzt sind. Die Klerikalen kommen nur in wenigen böhmischen Kreisen in Betracht. Soweit sich bis jetzt überblicken läßt, wird in den von der Sozialdemokratie gefährdeten Wahlkreisen eine Einigung auf einen gemeinsamen nationalen Kandidaten in den meisten Fällen erzielt werden. In verschiedenen dieser Wahlkreise ist schon jetzt diese Einigung gesichert.

Für die Alpenländer scheinen die Aussichten auf eine Einigung der nationalen Parteien günstiger zu sein, denn auf dem großen alpenländischen Volkstag der deutschnationalen Parteien, der am 13. Januar in Leoben stattgefunden hat, war allseitig der Wille zu gemeinsamem Vorgehen vorhanden. Auf diesem Volkstage wurde auch das Verlangen nach einer großen deutschen Partei offen ausgesprochen. Der Hauptredner des Tages, Dr. Beurle, der Führer der oberösterreichischen deutschen Volkspartei, ermahnte die Deutschen zum Zusammenschluß möglichst aller deutschbewußten Abgeordneten zu einer großen und kräftigen und vor allem disziplinierten Partei. Er trat auch lebhaft dafür ein, daß die Deutschen wie in den letzten Monaten ihre Vertrauensmänner in die Regierung abordnen sollen. Eine Einflußnahme auf die Regierung und eine Teilnahme an einem parlamentarischen Regiment könne aber nur durch eine große, geschlossene Partei erwirkt werden. Er mahnte auch sehr eindringlich, Realpolitik zu treiben und nicht bloßen Idealen und Zukunftsplänen nachzujagen. Auch auf dem deutschfortschrittlichen Parteitag in Brünn wurde die Schaffung einer einheitlichen deutschen Partei lebhaft befürwortet. Wenn auch eine Verschmelzung der verschiedenen Parteien für die nächste Zukunft nicht wahrscheinlich ist, so ist doch erfreulicherweise eine bedeutende Annäherung der nationalen Parteien untereinander zu verzeichnen. Sie wird in dem neuen Parlament gegenüber der slavischen Mehrheit mit Notwendigkeit weitergeführt werden müssen, wenn nicht die Deutschen durch eigene Schuld zurückgedrängt werden sollen. Ganz verschwinden wird in dem neuen Abgeordnetenhause die Partei des Großgrundbesitzes. Ihre Vertreter haben bereits Fühlung bei den anderen nationalen Parteien gesucht und sind bereit, in ihnen aufzugehen und zu wirken.

* * *

In Böhmen hat der Ausgang des Budweiser Gemeindewahlkampfes allgemeines Aufsehen erregt. Wir konnten schon im letzten Berichte mitteilen, daß der 3. Wahlkörper trotz einer Wahlbeteiligung von 95 v. H. der deutschen Wähler mit nur 96 Stimmen Mehrheit von den Tschechen erobert wurde, während der 1. und 2. Wahlkörper von den Deutschen mühelos behauptet wurde. Die aus Anlaß dieses Wahlausganges in verschiedenen reichsdeutschen Zeitungen verbreitete Nachricht, daß die Gemeindeverwaltung von Budweis nunmehr tschechisch sei, ist unzutreffend, denn die Deutschen bilden immer noch die $^2/_3$ Mehrheit in der Gemeindevertretung. Seitens der Tschechen kam es bei der Wahl wiederum zu den wüstesten Beschimpfungen deutscher Wähler, die zum Teil sogar in lebensgefährlicher Weise bedroht wurden. Militär mußte einschreiten, um die tschechischen Ruhestörer auseinander zu treiben. Nach der Wahl wurde seitens der Tschechen versucht, einen Ausgleich herbeizuführen, etwa nach dem Muster des mährischen. Aber seitens der Deutschen sind die Verhandlungen abgelehnt worden, da man mit Recht nicht

für Budweis eine Sonderabmachung treffen will, bevor nicht alle nationalen Ausgleichsfragen für ganz Böhmen in befriedigender Weise gelöst werden. Die tschechische Vorschlag, für die Budweiser Gemeindewahlen nationale Wahlkataster einzurichten, wäre auch insofern nicht angängig, als dadurch eine Abänderung der böhmischen Gemeindeordnung seitens des böhmischen Landtages nötig wäre.

Gewalttätigkeiten von tschechischer Seite sind auch im geschlossenen deutschen Sprachgebiete wiederum vorgekommen. So wurden in der Teplitzer Gegend 4 Mitglieder des deutschen Turnvereins in Graupen von 18 Tschechen überfallen, nur weil sie deutsche Abzeichen trugen. Einer der Deutschen wurde mit dem Messer in den Rücken gestochen, sodaß die Messerspitze abbrach. Einem anderen Deutschen, der den Turnern zu Hilfe kam, wurde ein Fingerglied abgebissen. Und das mitten im deutschen Sprachgebiet! Auch auf das Gebiet des Deutschen Reiches erstrecken sich bereits diese Roheiten. Vor dem Landgerichte zu Leipzig haben sich gegenwärtig 17 tschechische Arbeiter wegen Landfriedensbruchs zu verantworten. In Dresden mußte ein tschechischer Arbeiter aus Budweis wegen Beleidigung des deutschen Kaisers empfindlich bestraft werden.

Die Landtagswahlen in Mähren haben einen Ausgang genommen, mit dem die deutschnationalen Parteien vollständig zufrieden sein können. Es wurde zum erstenmal nach dem neuen Wahlrecht gewählt, das die Wähler in nationale Kataster scheidet; es konnte also keine Nationalität der anderen Sitze abnehmen. In der Kurie der allgemeinen Wählerklasse wurden in den deutschen Wahlkreisen 51000 nationale, 35000 sozialistische und nur 15000 klerikale Stimmen abgegeben. Auf die nationalen Kandidaten vereinigte sich also etwas über die Hälfte der gesamten Stimmenzahl, die auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechts abgegeben wurde. Von den 6 Landtagssitzen dieser Kurie fielen infolgedessen 5 den vereinigten nationalen Parteien und nur 1 den Sozialisten zu; die Klerikalen gingen leer aus. Dieses Ergebnis ist vor allen Dingen auch dem Umstande zu verdanken, daß die verschiedenen deutschnationalen Parteien ein Wahlbündnis abgeschlossen und die Wahlkreise unter sich aufgeteilt hatten. Im Olmützer Wahlkreise wurde zum erstenmal ein Kandidat der deutschnationalen Arbeiterschaft gewählt, die auch bei den bevorstehenden Reichsratswahlen mit einigen Kandidaten mit Unterstützung anderer nationaler Parteien auftreten wird. Diese mährische Wahl kann von größter Vorbedeutung für die kommenden Reichsratswahlen werden, umsomehr, als auf tschechischer Seite in der allgemeinen Wählerklasse die Hälfte der Stimmen für klerikale Kandidaten abgegeben wurde, obgleich gerade in Mähren die Zahl der tschechischen Protestanten sehr erheblich ist, einzelne tschechische Bezirke sogar bis zur Hälfte protestantisch sind. Auf tschechischer Seite haben die Klerikalen von 14 Sitzen der allgemeinen Wählerklasse 7, die Sozialisten 5 erhalten, die Jungtschechen nur 1. Die deutschen Landgemeinden hatten 14 Abgeordnete zu wählen. In dieser Wählerklasse ist der deutsche Bauer ausschlaggebend. Er hat in seiner großen Mehrheit für die entschieden nationalen Parteien gestimmt, denn es wurden 6 Freialldeutsche Wolfscher Richtung, 3 Mitglieder der deutschen Volkspartei, 2 deutschnationale Wilde und 2 deutsche Agrarier, dagegen nur 1 Christlich-Sozialer gewählt. Also auch in dieser Wählerklasse haben die nationalen Parteien einen einzigen Sitz nicht erringen können, während auf tschechischer Seite die Klerikalen von 39 Mandaten 17 errungen haben. Die Jungtschechen

holten sich auch in dieser Kurie eine vollständige Niederlage. In den deutschen Städten hat die deutsche Fortschrittspartei die größte Zahl der Wähler hinter sich, zumal hier die verhältnismäßig große Zahl deutschsprechender Juden, die in den deutschen Wählerkatastern eingetragen sind, mit in Betracht kommen. Die deutschen Städte sind nunmehr im Landtage durch 14 Deutschfortschrittliche, 4 Mitglieder der deutschen Volkspartei und 2 Freialldeutsche vertreten. Dazu kommen noch die Abgeordneten der deutschen Handelskammern, die bis auf einen fortschrittlich sind, und des deutschen Großgrundbesitzes, bei dem die Parteiunterschiede zurücktreten.

Aus Mähren sei noch erwähnt, daß ein deutscher Pfarrer in Neutitschein sich erfreulicherweise geweigert hat, tschechische Predigten einzuführen. Leider kommt ja eine derartige Weigerung nur allzu selten vor.

In Niederösterreich suchen sich die Tschechen, namentlich in Wien, immer fester zusammenzuschließen. Vor einiger Zeit hielt in Prag der Leiter der Wiener Zweigniederlassung der größten tschechischen Bank einen Vortrag über die wirtschaftliche Entwicklung der Tschechen in Wien. Er stellt mit Befriedigung die Fortschritte der tschechischen Geldinstitute fest und weist darauf hin, daß seine Filiale, die erst 1898 errichtet wurde, für die Wiener Tschechen eine große Bedeutung habe. Sie beschäftige in Wien über 140 Angestellte, ihr Umsatz betrage jährlich fast 5 Milliarden. Die Arbeiterschaft sei stark mit Tschechen durchsetzt. Diese seien vor allem in der Bekleidungsindustrie, dem Baugewerbe, der Möbeltischlerei und Schuhmacherei nach Tausenden beschäftigt. Es gebe kein Gewerbe, kein Handwerk und kein Amt, in dem die Tschechen nicht vertreten seien. Der deutsche Nationalrat für Wien arbeitet diesen Bestrebungen tatkräftig entgegen; er hat jetzt auch festgestellt, daß in dem alljährlich erscheinenden umfangreichen tschechischen Kalender für Wien in der Liste der Wiener Tschechen sehr zahlreiche Leute aufgeführt sind, die gar keine Tschechen sind, sondern gute Deutsche, aber, wie es in Österreich ja häufig vorkommt, einen slavischen Familiennamen haben. Auf diese Weise wird der Anschein erweckt, als ob gerade in den Kreisen des wohlhabenden Bürgertums die Anzahl der Tschechen besonders groß sei.

Aus Steiermark sind einige Ergebnisse von Gemeindewahlen bemerkenswert. In Graz siegten die Sozialdemokraten im 3. Wahlkörper wiederum, aber nur mit 250 Stimmen Mehrheit. Die Wahlbeteiligung belief sich auf 58 v. H. Es wäre also ein leichtes gewesen, bei regerer Beteiligung der nationalen Kreise diesen Wahlkörper wieder zu erobern. In den beiden übrigen Wahlkörpern wurden die nationalen Kandidaten fast einstimmig gewählt. Erfreulich ist die Mitteilung aus Marburg an der Drau, das schon im windischen Sprachgebiet liegt, wo im 3. Wahlkörper alle deutschen Bewerber gegen Sozialisten und Klerikale gewählt wurden. Verloren gegangen ist die Gemeindeverwaltung in Unter-Drauburg, das dicht jenseits der steirischen Grenze bereits in Kärnten liegt. Hier siegten die Slovenen im 2. und 3. Wahlkörper mit bedeutender Mehrheit. Der 1. Wahlkörper wurde von den Deutschen mit nur 12 gegen 11 Stimmen noch behauptet.

In Südtirol setzt eine empfindliche Gegenbewegung gegen die übertriebene Agitation der Irredentisten ein. Namentlich besinnen sich verschiedene Dörfer in der Gegend von Trient auf ihre deutsche Vergangenheit. Es ist ein Verdienst des Tiroler Volksbundes, daß er hier deutsches Leben neu erweckt. Anfang dieses Jahres wurde in dem angeblich schon ganz verwelschten Vielgereut (Folgaria) eine neue deutsche Schule eröffnet, die schon 40 Schüler aufweist. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete machen die Welschtiroler die Erfahrung, daß die irredentistische

Hetze ihnen leicht an den Geldbeutel geht. In dem bekannten Winterkurort Arco wurden bei den letzten Gemeindewahlen die bisher herrschenden Irredentisten von der deutschfreundlichen Partei, die von den Deutschen unterstützt wurde, abgelöst. In Rovereto und Trient hat der Rückgang des Fremdenverkehrs auch schon vielen Welschen die Augen geöffnet, und auch die Versuche, auf reichsitalienischem Gebiete an der wirtschaftlich ganz von den deutschen Gästen abhängenden Riviera des Gardasees eine deutschfeindliche Strömung zu erzeugen, werden als mißlungen bezeichnet. Das Hauptblatt der Irredentisten, der „Alto Adige" in Trient, ereifert sich natürlich nach wie vor gegen alles Deutsche. Besonders geärgert hat ihn in jüngster Zeit, daß eine italienische Transportgesellschaft, an deren Spitze ein Senator des Königreichs steht, nach Welschtirol deutsche Rundschreiben gerichtet hat, in denen die deutschen Ortsnamen Mailand und Venedig gebraucht sind. Der „Alto Adige" beehrt bei dieser Gelegenheit wieder einmal die deutsche Sprache mit der Benennung lingua ostrogota.

Im österreichischen Küstenland ist durch die Eröffnung der neuen Alpenbahnen die Zahl der Deutschen bereits gestiegen. In Görz macht sich dies dadurch bemerkbar, daß die deutsche Privatschule ihre Schülerzahl von 80 auf 200 erhöht hat. Auch die deutsche Privatschule in Servola bei Triest muß erweitert werden. Ist erst die Hauptlinie durch den großen Tauerntunnel beendet, so wird zweifellos die Zahl und der Einfluß der Deutschen in Triest und dem Küstenland noch weiter zunehmen. Eine deutsche Stellenvermittelung soll demnächst in Triest geschaffen werden, ebenso ein deutscher Kindergarten in Servola und ein Deutsches Haus als eigenes Heim der Triester Deutschen.

Auch in Bosnien macht sich deutsches Leben bemerkbar. Dort ist ja erfreulicherweise das Deutsche die innere Amtssprache der Staatsbehörden. Ein deutscher Verein hat sich in Serajewo aus dem seit mehreren Jahren bestehenden deutschen Stammtisch entwickelt. Er will vor allem die Liebe zur Heimat und das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit pflegen.

* * *

In Ungarn wird durch die großen politischen Fragen das allgemeine Interesse in Anspruch genommen. Immerhin behalten die Madjaren noch soviel Zeit übrig, um neue Pläne gegen die Deutschen und andere nichtmadjarische Völker zu schmieden. Interessant ist, mit welcher Angst die Madjaren jeden Versuch aufnehmen, die nichtmadjarischen Sprachen im Lande zu erhalten. Ein stockmadjarisches Blatt mußte neulich trotzdem zugeben, daß die deutsche Sprache die verbreitetste in ganz Ungarn ist, und die Deutschen im kulturellen, gesellschaftlichen und Handelsleben die führende Rolle inne haben. Es erscheinen in Ungarn in deutscher Sprache noch 159 Zeitungen, darunter 43 politische. In Kroatien gibt es 9 deutsche Zeitungen. Außerdem kommen jährlich noch gegen 1800 deutsche Zeitungen der verschiedensten Art nach Ungarn in zusammen 13 ½ Millionen Exemplaren, so daß die Zahl der jährlich in Ungarn gelesenen deutschen Zeitungen etwa 33 ½ Millionen beträgt; das ist fast ¼ des gesamten Zeitungsverkehrs in Ungarn. In der Hauptstadt ist trotz aller Madjarisierungsbestrebungen noch ⅓ der Firmenschilder deutsch. Die Buchführung der Kaufleute ist noch in sehr vielen Orten deutsch. Ganz besonders erregt es den Unwillen der Madjaren, daß auch die Speisekarten der Gasthäuser noch zweisprachig sind und ³/₁₀ der gesamten Bevölkerung der deutschen Sprache mächtig ist.

Aus dem Berichte der ungarischen Regierung über das Unterrichtswesen geht hervor, daß, abgesehen von der Hauptstadt, 1/5 der schulpflichtigen Kinder tatsächlich nicht zur Schule geht, das sind im ganzen 764 349. Besonders bemerkenswert ist, daß jetzt neben 16 150 madjarischen Volksschulen nur noch 2142 zweisprachige bestehen. Trotzdem muß diese Unterrichtsstatistik selbst zugeben, daß nur 53 v. H. aller Kinder das Madjarische als ihre Muttersprache angegeben haben. Von den 89 Lehrerbildungsanstalten sind schon 79 ausschließlich madjarisch, und man hofft, auch die übrigen bald ganz zu madjarisieren, um auf diese Weise das gesamte Volksschulwesen dem Madjarentum auszuliefern. Die Versuche Ungarns, sich auf dem Gebiete der Industrie selbständig zu machen, erscheinen im Lichte der Schulstatistik recht wenig aussichtsvoll, denn die Gewerbeschulen sind sehr dürftig besucht, die Zahl der Realschüler nimmt stetig ab und der Zufluß zu den praktischen geistigen Berufen stockt, der Handel ist fast ganz in jüdischen Händen. Bekanntlich bilden die Juden in der Hauptstadt Ofen-Pest schon 1/4 der Bevölkerung. In den 37 Handelsschulen stellen sie 90 v. H. der Schüler und an der Universität in Ofen-Pest 75 v. H. aller Hörer; 2/3 der Studenten sind Juristen.

Im ungarischen Reichstag läßt nach wie vor die jetzt herrschende, allerdings schon brüchig gewordene Koalition die Nationalitäten möglichst gar nicht zu Wort kommen. Als der unerschrockene rumänische Abgeordnete Maniu, den wir schon im vorigen Berichte erwähnten, sich gegen persönliche Beleidigungen verteidigen wollte, erteilte ihm der Präsident einfach nicht das Wort, weil er behauptete, Maniu werde unter dem Vorwande der Abwehr eines persönlichen Angriffes für die Nationalitäten eintreten.

Das geplante tschechisch-madjarische Bündnis ist gründlich verkracht. Die Verfolgung der Slovaken hat den Tschechen doch die Augen geöffnet, namentlich die Rede des madjarischen Staatsanwalts beim Prozeß gegen mehrere wegen der Aufreizung gegen die ungarische Verfassung angeklagte Slovaken. Dieser Staatsanwalt schilderte Prag als das Schlangennest des Panslavismus und der Feindschaft gegen die Madjaren und als das Zentrum aller Angriffe auf die ungarische Staatsidee. Die Tschechen haben prompt geantwortet. Sie bezeichnen die Rede dieses Staatsanwalts als ein Pasquill auf die richterliche Unabhängigkeit.

Wie gegen Deutsche vorgegangen wird, zeigt folgendes. Der Reichstagsabgeordnete des Bezirks Mattersdorf an der niederösterreichischen Grenze erschien in den Grenzorten, wo 2 große Spinnereien viele deutsche Arbeiter beschäftigen, und forderte die Direktoren auf, die deutschen Arbeiter zu entlassen, widrigenfalls beiden Fabriken die Unterstützung von der ungarischen Regierung entzogen und die Erlaubnis, an der Grenze Fabriken zu errichten, nicht mehr erteilt werden würde. Auf diese Weise hofft man, die ungarische Industrie zu heben. Leider hat der Herr Abgeordnete nicht hinzugefügt, woher die Fabrikanten brauchbare madjarische Arbeiter nehmen sollen. Ein derartiges Vorgehen madjarischer Chauvinisten wird leider durch die Haltung mancher Deutscher gerade in Westungarn ermutigt. So scheinen die Deutschen in Preßburg das Wohlwollen der Madjaren in erhöhtem Maße erringen zu wollen, indem in der Gemeindeverwaltung wie in der Komitatsversammlung, wo vor wenigen Jahren noch beide Sprachen gleichberechtigt waren, der madjarischen immer mehr Zugeständnisse gemacht werden. Jetzt hat sogar ein Deutscher beantragt, man solle aus Zeitersparnis die Berichte nur madjarisch vortragen, deutsch nur noch, wenn es von einzelnen Gemeindevertretern besonders verlangt werde. Erfreulich ist, daß die

evangelische Gemeinde Preßburgs am ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache festhält. Nicht besser steht es in der deutschen Stadt Ödenburg. Die Generalversammlung des Komitats Temesch schließt sich dem würdig an, indem sie, trotzdem das Komitat ganz außerhalb des madjarischen Sprachgebiets liegt, an den Reichstag das Ersuchen gerichtet hat, die Zeitungen zu bestrafen, die nicht ausschließlich die madjarischen Ortsnamen gebrauchen. Man will es also den deutschen und anderen nichtmadjarischen Zeitungen verwehren, die Ortsnamen in ihrer Muttersprache zu schreiben. In den Schulbüchern und Schulatlanten ist dieses Verbot leider schon durchgeführt.

Dagegen finden es die Madjaren ganz berechtigt, wenn die madjarische Sprache außerhalb Ungarns auf deutschem Sprachgebiete sich ausbreitet. In Wien besteht ein madjarisches Priesterseminar, das Pazmaneum, in dem nur madjarisch und lateinisch gesprochen werden darf. Der Gebrauch der deutschen Sprache ist streng verboten, trotzdem auch einige deutsch-ungarische Schüler vorhanden sind. Drei slovakische Kleriker wurden trotz vorzüglicher Leistungen und tadellosen Verhaltens ausgeschlossen, weil sie den madjarischen Chauvinismus nicht mitmachten, der eine nur deshalb, weil er einen slovakischen Brief geschrieben hatte. Ebenso wird natürlich gegen die Deutschen vorgegangen. Daß die sinnlose Feindschaft gegen alles Deutsche, die die ungarische Regierung zur Schau trägt, mitunter verhängnisvoll werden kann, zeigt ein Eisenbahnunfall, der sich in Österreichisch-Schlesien zugetragen hat. Es kam dort zu einem Zugszusammenstoß, weil die von Kaschau bis Oderberg durchfahrenden ungarischen Beamten die auf einer schlesischen Station in der deutschen Dienstsprache zugerufene Warnung nicht verstanden. Es stellte sich heraus, daß der Zugführer, obwohl er die österreichische Strecke mit zu befahren hat, kein Wort Deutsch konnte.

* * *

In Italien macht das Deutsche als Verkehrssprache Fortschritte trotz der Hindernisse, die man seitens verschiedener Gemeindeverwaltungen in Form von Steuern auf deutsche Aufschriften zu bereiten sucht. Auch die Belästigungen der Bergsteiger an der Grenze haben noch nicht aufgehört. Die Rüstungen gegen das jetzt noch verbündete Österreich führen zu einer oft komischen Spionenfurcht gegenüber jedem, der deutsch spricht. Auf dem Kongreß der italienischen Alpinisten in Mailand fehlte es auch nicht an heftigen Angriffen auf den Deutschen und Österreichischen Alpenverein, weil dieser auch in Welschtirol seine verdienstliche Tätigkeit entfaltet. Dagegen können auch die Deutschenfeinde unter den Italienern nicht leugnen, daß Deutschland auf der Mailänder Ausstellung sehr gut abgeschnitten hat. Besonders sei hier auch der gute Eindruck der österreichischen Ausstellung hervorgehoben, in der das deutsche Element durchaus vorherrschte. Etwas beklemmend wirkte für die Italiener, daß der Simplontunnel von deutschen Ingenieuren gebaut ist. Auf der Ausstellung in Mailand, die ein vortreffliches Bild des Tunnelbaues in seinen verschiedenen Stadien gab, suchte man das dadurch zu vertuschen, daß überall die italienischen Arbeiter als die eigentlichen Erbauer des Tunnels und als die Helden der Arbeit in den Vordergrund geschoben und gefeiert wurden.

* * *

In Rußland dauern die unsicheren Verhältnisse an. Deutsche Schulen sind in den Ostseeprovinzen infolge der neuen gesetzlichen Bestimmungen wieder in großer Zahl geöffnet worden. In 11 Schulen wurde die russische Unterrichts-

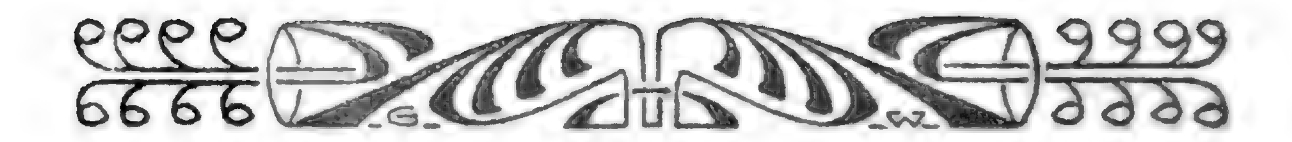
sprache durch die deutsche ersetzt. 22 neue deutsche Schulen waren bis Ende September genehmigt. Sie befinden sich fast ausschließlich in den deutschen Städten der Ostseeprovinzen, die nach der letzten Volkszählung 131000 Deutsche zählen, von denen die Hälfte auf Riga entfält. Über 10000 Deutsche haben noch Libau (15353) und Reval (10382). Mitau, die Hauptstadt von Kurland zählt 9719, Dorpat 7020 Deutsche. Von den übrigen Städten hat nur eine, Goldingen, noch über 3000 Deutsche. Auch für die innere Verwaltung der Ostseeprovinzen ist der Gebrauch der deutschen Sprache wieder genehmigt. Besonders sei noch der Beschluß des „Kyffhäuserverbandes der Vereine Deutscher Studenten" erwähnt, nach dem jeder der Studenten, die ihm angehören, zwei v. H. seines vorjährigen Novemberwechsels für die Unterstützung des Deutschtums in Rußland abgegeben hat.

Das Deutschtum in Petersburg ist von einem dortigen Deutschen, M. W. Meyer, in den „Alldeutschen Blättern", Nr. 40, nach seinem jetzigen Bestande, seinem Kirchen- und Schulwesen usw. ausführlich geschildert worden. Wir entnehmen diesem Berichte, daß in Petersburg rund 90000 Deutschrussen und 12000 Reichsdeutsche leben. Mit Ausnahme der Regierungsfabriken ist die Industrie, vor allem die Metallindustrie, in deutschen Händen. Nur die Garnspinnereien sind vorwiegend englisch. Die Deutschen beschäftigen etwa 100000 Arbeiter, Engländer und Regierungsfabriken zusammen etwa ebensoviel. Das in Petersburg angelegte reichsdeutsche Kapital wird auf mehrere hundert Millionen Mk. geschätzt, das gesamte Kapital der Deutschen in Petersburg auf 1 Milliarde Mk.

* * *

Auf dem Gebiete des deutschen Auslandsschulwesens sind viele erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Es mangelt uns hier leider der Raum, alle die Einzelheiten, wie sie in den Zeitschriften „Die deutsche Schule im Auslande" (Wolfenbüttel, Heckner) und „Deutsch-Evangelisch" (Marburg, N. G. Elwert) in jeder Nummer gegeben werden, des näheren anzuführen. Von dem Rechte, an den bedeutendsten Auslandsschulen die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung abzulegen, haben beim letzten Prüfungstermin 36 Schüler Gebrauch gemacht und zwar 12 in Antwerpen, 7 in Brüssel, 5 in Bukarest, 10 in Konstantinopel und 2 in Mailand.

Ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht die deutsche Schule in Peking, die am 15. Mai 1905 mit 27 Schülern eröffnet wurde. Sie ist für Chinesen bestimmt, die sich deutsche Bildung durch diese Schule in China selbst erwerben können. An der Schule wirken drei deutsche und vier chinesische Lehrer, von denen letztere zum Teil der deutschen Sprache völlig mächtig sind. Bereits in dem ersten Jahre des Bestehens hat sich die Zahl der Schüler mehr als verdoppelt. Es sind jetzt 59, meist Söhne von chinesischen Beamten aus fast allen Provinzen Chinas. In der Mathematik und den Realien hat die Schule den Lehrplan eines deutschen Realgymnasiums. Es bestehen 3 Klassen, in denen je 11 bis 16 Stunden wöchentlich der deutschen Sprache gewidmet sind. In einer Klasse beträgt das Durchschnittsalter der Schüler 24, in der anderen 20 Jahre. Außerdem besteht eine Klasse für Schüler unter 16 Jahren. Die Schule ist als Internat eingerichtet, je 2 Schüler bewohnen ein Zimmer. Die Organisation ist nach militärischem Vorbild geschaffen. Die Schüler tragen Uniform und Mütze mit Klassenabzeichen. Als sehr nötig wird finanzielle Unterstützung bezeichnet. Der Leiter hat bisher aus eigenen Mitteln zu den Kosten der Schule beigesteuert.



Aus der deutschen Militärliteratur.

Von

v. Bremen.

(1806: Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse; Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres; 9: Aus dem Garnisonleben von Berlin und Potsdam 1803 bis 1806; 10: Potsdamer Tagebücher von 1740 bis 1756. Herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Generalstabes. — Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes. — Lehmann, Die Mobilmachung von 1870/71. — v. Verdy, Zug nach Bronzell, 1850. — Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. — Frhr. v. Loë, Aus meinem Berufsleben. — Graf v. Bernstorff, Im Kampf um Preußens Ehre. — *v. Pelet-Narbonne, Erzieher des preußischen Heeres. — v. Holleben, v. Voß, v. Janson, Friederich, v. Lettow-Vorbeck, Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815.)

Von der Fülle der Erscheinungen des letzten Jahres auf dem militärischen Büchermarkt ein Bild zu geben, würde bei dem hierfür zu Gebote stehenden Raum nicht möglich sein, nur auf diejenigen soll daher hier hingewiesen werden, die auch für weitere Kreise als die rein militärischen ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Sie sind, mit Ausnahme von *, sämtlich in unserem ersten militärwissenschaftlichen Verlage, bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin, erschienen.

Das vergangene Jahr stand ja in militär-literarischer Beziehung zum großen Teil unter dem Eindruck der hundertjährigen Erinnerung an den Zusammenbruch von 1806, und so war es natürlich, daß ihr eine große Anzahl von Schriften galten. Unzweifelhaft nimmt unter ihnen das von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes herausgegebene Werk „1806, das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse“ einen der ersten Plätze ein. Da es in diesen Blättern bereits eine eingehende Würdigung erfahren hat, so genügt es, hier im Zusammenhange noch einmal daran zu erinnern, wie darin an der Hand der im Archiv des Großen Generalstabes befindlichen Untersuchungsakten nachgewiesen ist, wie wenig das frühere landläufige und leider auch heute noch oft in bestimmter Absicht gefällte Urteil zutrifft, daß das preußische Offizierkorps jener Tage in erster Linie die Schuld des Zusammenbruches trägt. Wie strenge unter anderem über dem täglichen auch außerdienstlichen Leben der Offiziere damals gewacht wurde, wie die kleinsten Ausschreitungen geahndet wurden, zeigt uns das ebenfalls von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II herausgegebene 9. Heft der „Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres“, das uns „Aus dem Garnisonleben von Berlin und Potsdam 1803 bis

1806" berichtet. Wohl erfahren wir hier von mancher jugendlichen Ausschreitung, aber auch wie strenge jede geahndet wurde, und wir dürfen nicht vergessen, daß in Berlin und Potsdam die einzigen Regimenter standen, die einigermaßen wohlhabende Offiziere in ihren Reihen zählten. Sonst verlief das Leben der Offiziere damals in den meisten Garnisonstädten außerordentlich einfach, ja oft geradezu ärmlich. Auch über dienstliche Verhältnisse jener Zeit, gerade vor dem Ausbruch des Krieges von 1806, bringt uns das Heft interessante Einzelheiten, so daß es ebenfalls als eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über das preußische Heer von 1806 gelten darf.

Weiter zurück in Preußens Vergangenheit, und ebenfalls in eine Zeit vor Ausbruch eines über Preußens Geschicke entscheidenden Krieges, des siebenjährigen, führt uns das 10. Heft derselben Urkundlichen Beiträge und Forschungen in seinen „Potsdamer Tagebüchern von 1740 bis 1756". Es ist das in der Literatur auch früher schon erwähnte sogenannte Miltitzsche Tagebuch, so nach seinem Verfasser, dem Leutnant v. Miltitz im damaligen 1. Bataillon Garde, genannt, das uns eine abgerundete Darstellung der Geschichte jener Zeit, besonders der beiden ersten schlesischen Kriege geben sollte, sowie die Tagebücher des Generals v. Scheelen, die uns außerordentlich getreue Aufzeichnungen über das dienstliche und höfische Leben jener Jahre in Potsdam bringen. Hier werden neben dem täglichen Leben des Königs unter anderem auch ganz eingehend die Feierlichkeiten bei der Hochzeit des Prinzen Ferdinand von Preußen mit der Prinzessin von Schwedt im Charlottenburger Schloß geschildert.

Von der Vergangenheit wenden wir uns der Gegenwart zu. Hier war es eine Ehrenpflicht gegen unsere braven Kämpfer in Südwestafrika, der die Kriegsgeschichtliche Abteilung I des Großen Generalstabes mit einer Darstellung der „Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika" genügt hat, und zwar ist diese Darstellung dem Verständnis der weitesten Kreise angepaßt, das sie durch zahlreiche gute Bilder aus dem dortigen Kriegs- und Lagerleben und leicht verständliche Karten und Skizzen noch unterstützt. Es liegen hiervon bereits 4 Hefte vor. Die ersten 3 bringen den gesamten Hererokrieg und schildern uns auf 252 Seiten die Taten unserer Krieger darin, die sich ebenbürtig denjenigen in unseren großen Kriegen zur Seite stellen. Da sich trotz der zahlreichen Abbildungen und Skizzen der Preis dieses 1. Bandes nur auf 1,20 Mk. stellt, so eignet er sich auch besonders für Volks- und Schülerbibliotheken. Auch der Hottentottenaufstand, von dem das vorliegende 1. Heft unter anderem die furchtbaren dreitägigen Kämpfe am Auob behandelt, wird voraussichtlich in drei ähnlichen Heften abgeschlossen sein.

Als eine wertvolle Ergänzung unseres großen Generalstabswerkes über den Krieg 1870 ist das im Kriegsministerium vom Wirklichen Geheimen Kriegsrat Lehmann bearbeitete Werk „Die Mobilmachung von 1870/71" zu bezeichnen. Wenn nach Moltkes Ausspruch der Erfolg im Kriege in erster Linie von der Vorbereitung im Frieden abhängt, so liefert uns dies Werk dazu den besten Beweis. Es ist eine gewaltige Sprache, die auch aus diesen vielleicht auf den

ersten Blick ermüdend scheinenden Zahlenreihen zu uns redet. Auch der Laie wird hier vieles von größtem Interesse finden, so vor allem die Schilderung der Aufgaben, die das Kriegsministerium in den Jahren von 1867 bis 1870 in der Organisation der Streitkräfte des Norddeutschen Bundes zu bewältigen verstand. So war in der Tat alles bei Ausbruch des Krieges „archiprêt“, und nicht in dem leichtherzigen Sinne, wie es in Frankreich der Kriegsminister Leboeuf verkündete. Und die Seele des ganzen Werkes war der unvergeßliche Paladin unseres großen Kaisers, Albrecht v. Roon, dessen Andenken mit Recht dieses Werk gewidmet ist, das nicht nur in unserer Militärliteratur, sondern auch für zahlreiche andere Gebiete dauernden Wert beanspruchen darf. Wir nennen hier nur die Volkswirtschaft, für die zum Beispiel die mitgeteilten Zahlen über den Ersatz an Mannschaften, die eingestellt wurden und die noch am 5. Februar 1871 im Lande verfügbar waren, von hohem Interesse sind.

Führten uns so die besprochenen Werke in die Zeit unserer großen Kämpfe hinein, so ist im Gegensatz dazu eine andere kleine Schrift geeignet, uns noch einmal den ganzen Jammer unserer früheren Kleinstaaterei vor Augen zu führen. Kein Geringerer als der Altmeister unserer neueren strategischen und taktischen Lehrmethode, General v. Verdy, schildert uns hier in dem „Zug nach Bronzell 1850“, den er als junger eben aus dem Kadettenkorps hervorgegangener Leutnant mitmachte, Freud und Leid des damaligen Leutnantslebens auf dem Marsche nach Thüringen und Hessen. Für diejenigen, die heute jene Zeit nur unter dem Stichwort des „Schimmels von Bronzell“ kennen, hat der Verfasser auch politische Ergänzungen eingeschoben. Sehr hübsche auf dem Marsche gemachte Handzeichnungen beleben die Schilderung.

Unsere militärische Memoirenliteratur hat eine außerordentlich wertvolle Bereicherung durch die Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen: „Aus meinem Leben“ erfahren, deren vierter (Schluß-)Band vor kurzem erschienen ist. Er war Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I. und hat nicht nur durch diese Hofstellung, sondern auch durch seine Teilnahme an unsern großen deutschen Einigungskriegen in verantwortungsreichen Stellungen der Armee uns eine Fülle neuen Materials zur Beurteilung jener denkwürdigen Zeit gebracht. Die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. hat durch ihn eine völlig neue und gerechtere Beurteilung erfahren, als wie sie ihr bisher meist zuteil geworden ist. Im Kriege 1870 leitete der Prinz den artilleristischen Angriff auf Paris, so daß auch für diese vielfach umstrittene Frage neue Gesichtspunkte durch seine Erinnerungen hervorgetreten sind. Die Schlachten von Gravelotte-St. Privat und Sedan erfahren eine äußerst lebensvolle Schilderung. Die Aufzeichnungen sind wie wenige militärische geeignet, auch dem Laien ein lebensvolles Bild der kriegerischen Ereignisse und eine scharfe Charakteristik der bedeutendsten Persönlichkeiten zu gewähren, so daß nicht nur unsere Kriegsgeschichte hierdurch neues wertvolles Material erhalten hat, sondern auch für weite Kreise jene große Zeit aufs neue lebendig wird.

Nicht rein militärischer, sondern auch politischer Art sind andere Erinnerungen jener Zeit, die der Generalfeldmarschall Freiherr von Loë aus seinem Berufsleben herausgegeben hat und die ganz besonders interessant für die Zeit von 1863 bis 1867 sind, wo Frhr. von Loë zur deutschen Botschaft in Paris kommandiert war. Er zeigt sich hier als ein scharfer Beobachter und guter Kenner des französischen Heeres, und wir erfahren aus seinen Erinnerungen, wie seine Berichte über den mangelhaften Zustand des französischen Heeres für die preußische Heeresleitung bei ihren Entschließungen 1866 von größter Bedeutung geworden sind. Noch mehr ins politische Gebiet gehen die aus dem Nachlaß des ehemaligen Botschafters in London, Grafen Bernstorff, und seiner Gemahlin herausgegebenen Aufzeichnungen „Im Kampfe um Preußens Ehre“, die uns noch in die dunkeln Olmützer Tage, dann aber auch in die Zeit von 1864 bis 1870 führen. Wir erfahren auch hier, wie eng politische Entschlüsse mit der Möglichkeit, ihnen durch ein stark gerüstetes Heer Nachdruck zu verleihen, zusammenhängen, und daß die große gigantische Politik Bismarck nie ohne den Rückhalt eines schlagfertigen Heeres möglich gewesen wäre.

Diese auch in den Erinnerungen Bernstorffs wieder aufs schärfste hervortretende Tatsache führt uns zu einem militärischen Sammelwerk, das sich zur Aufgabe gestellt hat, weiten Kreisen zu zeigen, wie unser preußisches Heer nur durch die erzieherische Tätigkeit preußischer Könige und der von ihnen an die Spitze des Heeres berufenen Persönlichkeiten seine hohe Aufgabe, das geeinte Deutschland wiederherzustellen, zu erfüllen vermocht hat. Es ist die vom General von Pelet-Narbonne herausgegebene Sammlung der „Erzieher des preußischen Heeres“. Da der Zweck des Werkes sowie die beiden ersten Werke der Sammlung, „Der Große Kurfürst“ vom General von Pelet selbst und „Friedrich der Große“ vom Oberstleutnant von Bremen, bereits an anderer Stelle in dieser Zeitschrift eingehende Würdigung fanden, so fügen wir jetzt nur hinzu, daß das Werk sich seiner Vollendung nähert. Es erschienen bereits außerdem York vom General von Voß, Scharnhorst vom General von Lignitz, Clausewitz vom General von Cämmerer, Boyen vom General von der Boeck, Prinz Friedrich Karl, vom Oberstleutnant Balck bearbeitet. Die Namen auch dieser bewährten Militärschriftsteller bürgten schon dafür, daß hier das erreicht ist, was erreicht werden sollte: in kurzer klarer Fassung die erzieherische Tätigkeit zusammenzufassen, die alle diese Männer in so großartigem Maße für das preußische Heer während ihres ganzen Lebens ausgeübt haben. In ganz hervorragendem Maße ist dies auch bei den soeben erschienenen Werken der Fall. Im „Gneisenau“ hat Oberstleutnant Friederich vom Großen Generalstabe die gerade hier besonders schwere Aufgabe, aus dem überreichen Material, das uns die Lebensarbeit Gneisenaus bietet, das wirklich nur erzieherisch wirkende in kurzer, klarer und warmer Darstellung zu bringen, gelöst, und in dem Doppelwerk „Kaiser Wilhelm der Große und Roon“ hat General von Blume, der ja durch seine dienstliche Tätigkeit wie kaum ein anderer noch lebender höherer

Digitized by Google

General einen Einblick in das gemeinsame Wirken dieser beiden großen Erzieher des preußischen Heeres tun durfte, uns ein unübertreffliches Bild ihrer gemeinsamen unvergeßlichen Tätigkeit auf diesem Gebiete gegeben. Die „Erzieher des preußischen Heeres“ sind nicht nur für den Militär geschrieben, sondern in ihrer Fassung und daneben auch in ihrem billigen Preise (2 Mk.) ein wirkliches Volksbuch, das wir allen, die sich hierfür interessieren, empfehlen, und das sich auch für Bibliotheken höherer Schulen und als Prämien für Schüler besonders eignen dürfte.

Zum Schluß wenden wir uns noch zu einem großen kriegsgeschichtlichen Sammelwerk, das ebenfalls seiner Vollendung entgegengeht, der Darstellung der Befreiungskriege 1813—1815. Auch hier hat eine Reihe unserer bewährtesten und bedeutendsten Militärschriftsteller sich zu einem Werke zusammengetan, das seine besondere Bedeutung dadurch erhält, daß dafür jetzt nicht nur die deutschen, sondern auch die österreichischen Kriegsarchive zur Verfügung standen. Zweien der Verfasser, die Generale von Holleben und von Lettow-Vorbeck, hat der Tod die Feder aus der Hand genommen, bevor sie ihr Werk vollenden konnten. General von Lettow, der Napoleons Untergang 1815 übernommen und den die Schlacht von Belleallliance enthaltenden Teil davon auch noch fertiggestellt hatte, fand in dem General von Voß einen Nachfolger, der uns nun auch den zweiten Teil bis zu Napoleons Untergang gebracht hat. Den zweiten Teil des Frühjahrsfeldzuges 1813, dessen ersten Teil General von Holleben bearbeitete, hat General von Cämmerer übernommen. Es ist der einzige jetzt noch ausstehende Teil des Gesamtwerkes, denn der Feldzug 1814 liegt in seinen zwei Bänden vom General von Janson vor, und von den drei Bänden des Herbstfeldzuges von 1813 ist nun auch vor kurzem der letzte erschienen, der die Leipziger Völkerschlacht behandelt. Oberstleutnant Friederich vom Großen Generalstabe hat mit dem Herbstfeldzug von 1813 den größten Anteil des Gesamtwerkes bewältigt und sich damit ein besonderes Verdienst nicht nur um unsere kriegsgeschichtliche, sondern auch um unsere vaterländische Literatur erworben, denn von allen Ereignissen der Befreiungskriege sind keine so tief im Herzen unseres Volkes eingeschrieben, wie die Schlachten an der Katzbach, Großbeeren, Dennewitz, Möckern und Leipzig. Es ist dabei noch ein besonderer Vorzug dieser Darstellung, daß sie völlig unparteiisch mit vielen bisher als feststehend geltenden Anschauungen, zum Beispiel über die widerwillige Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden, an der Hand der aktenmäßigen Quellen, aufgeräumt hat. Dabei ist sie so plastisch und anschaulich geschrieben, daß auch der Laie ein völlig klares Bild davon erhält. So können wir unsere militärische Bücherschau diesmal nicht besser als mit diesem kurzen Hinweis auf dieses monumentale kriegsgeschichtliche Werk schließen.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6,** alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Digitized by Google

YD 29672

Digitized by Google

Digitized by Google